Die Kleine Jagd.

Für Jäger und Jagdliebhaber.

Von

F. E. Jester.

Fünfte Auflage, vollständig umgearbeitet

von

O. von Riesenthal,

Königl. preuß. Oberförster.



Langhaariger deutscher Vorstehhund.



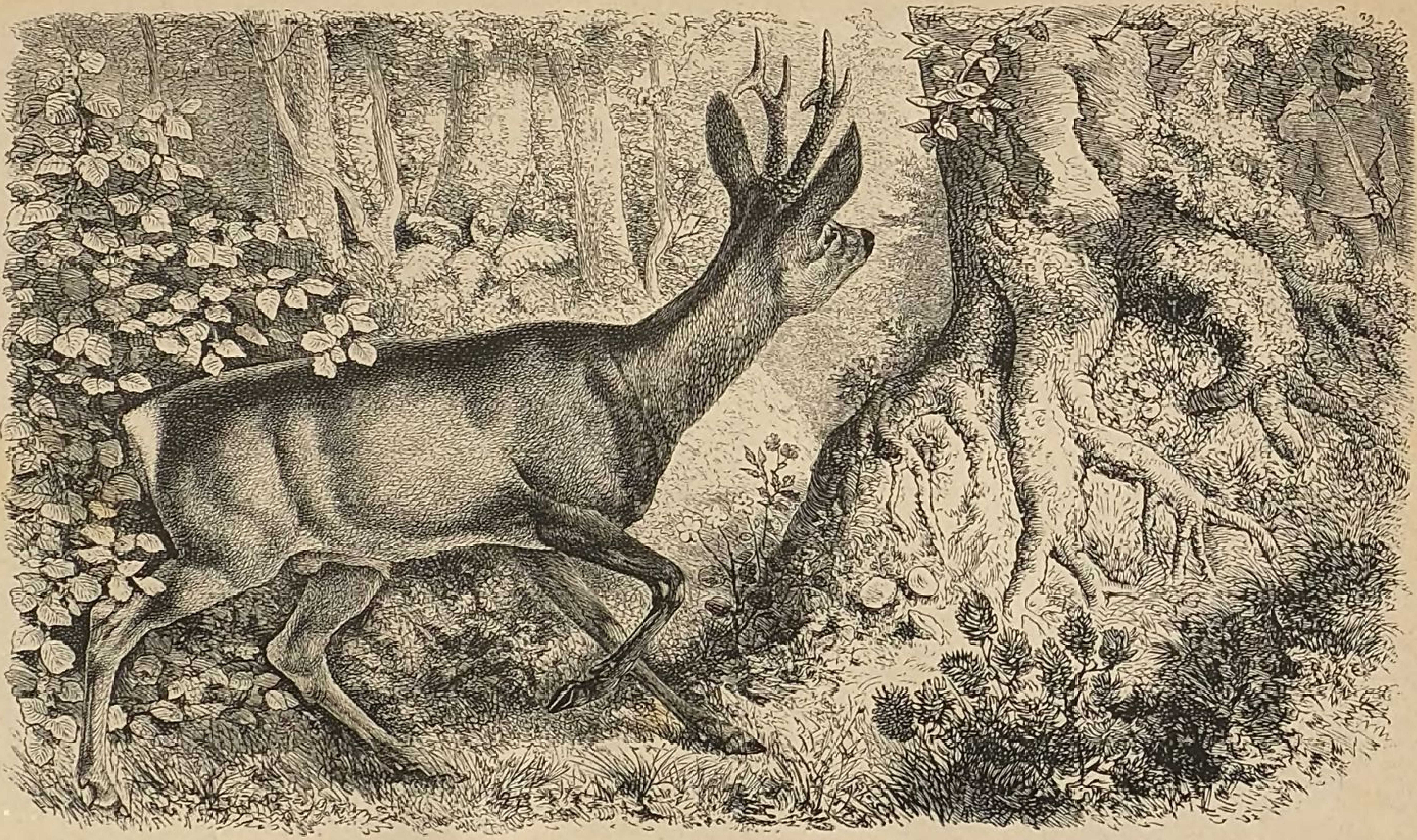
Kurzhaariger deutscher Vorstehhund.

Mit 242 in den Text gedruckten Abbildungen und 11 Separatbildern.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1884.

Die kleine Jagd.



Das Reh.

Die kleine Jagd.

Für Jäger und Jagdliebhaber.

Von

F. E. Jester.

Fünfte Auflage, vollständig umgearbeitet

von

O. von Riesenthal,
Königl. preuß. Oberförster.

Mit 242 in den Text gedruckten Abbildungen und 11 Separatbildern.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1884.

Vorrede zur fünften Auflage.

Das Werk „Ueber die kleine Jagd zum Gebrauch angehender Jagdliebhaber von F. E. Jester, Königl. preuß. Oberforstrath zu Königsberg", erschien daselbst bei F. Nicolovius in den Jahren 1793 bis 1806 — man brauchte damals eben längere Zeit zur Abfassung und Herausgabe eines dreibändigen Werks als jetzt in der Periode des Dampfes — und, vom Verfasser gänzlich umgearbeitet, im Jahre 1815 in zweiter Auflage. Darauf wurde es in dritter und vierter Auflage in den Jahren 1848, resp. 1859 bearbeitet und herausgegeben von dem verstorbenen Königl. sächsischen Oberforstrath Freiherrn von Berg zu Tharand. Nachdem diese letzte Auflage inzwischen fast vergriffen war, lag die Frage nahe, ob dieses nunmehr fast über ein halbes Jahrhundert der Jägerei dienstbar gewesene Buch der Vergessenheit anheimgegeben oder durch neue Bearbeitung erhalten bleiben sollte. Der Unterzeichnete konnte sein Gutachten überzeugungsmäßig nur im letztern Sinne abgeben: der Geist echter Jägerei von altem Schrot und Korn, die treffend gesunden Ansichten des alten erfahrenen Jester verdienten wohl, der Jetztwelt erhalten zu bleiben; wenngleich auch die sachgemäße Bearbeitung von Berg's manche Aenderung mit sich bringen mußte, so verstand dieser Autor doch mit richtigem Takt das Buch zu verbessern, ohne die Eigenartigkeit Jester's in den Hintergrund und sich in den Vordergrund zu drängen.

Wenn nun schon der lange Zeitraum von 1815 bis 1859 viele erhebliche Veränderungen in der Ausübungsart der Kleinen Jagd und in ihren Werkzeugen mit sich bringen und besonders auch die zoolo-

gische Forschung manche neue Resultate erzielen mußte und erzielt hat, so gilt das noch viel mehr von der wenngleich kürzern Zeit von 1859 bis jetzt und bringt heutzutage ein Jahrzehnt nach allen Richtungen hin des Neuen mehr als früher die dreifache Zeit, wofür die reichhaltige Jagdliteratur, die Jagdvereine, Jagd- und Hundeausstellungen, das Wetteifern der Gewehrfabriken und was sonst zum Fach gehört, sorgen.

Es wird daher den Freunden dieses Buchs eine stellenweise gänzliche Umarbeitung und umfassende Vervollständigung einerseits, wie Abkürzung andererseits nicht auffallen, aber, wie ich hoffe, auch die Erhaltung des ursprünglichen Werks im Geist Jester's nicht entgehen.

Bisher zerfiel dieses Werk in vier Abtheilungen und behandelte in der ersten: das Schießgewehr, die Jagdgeräthschaften und die Hunde mit Einschluß deren Wartung, Dressur und Krankheiten; in der zweiten: Naturgeschichte, Jagd und Fang der zum kleinen Waidwerk gehörigen Säugethiere; in der dritten: die betreffenden Vögel; in der vierten: die Naturgeschichte und Ausrottung der Raubthiere. Ich habe die frühere Trennung des Werks in zwei Bände der leichtern Uebersichtlichkeit wegen nicht beibehalten, sondern erst Allgemeines, Jagdrequisiten, Hunde und alles Haarwild behandelt und alsdann das gesammte Federwild folgen lassen, eine Eintheilung, die jedem das Auffinden irgendeines Thieres sehr erleichtert, während dies bei der frühern Eintheilung des Werks seine großen Schwierigkeiten hatte. Auch daß das Werk jetzt nur *einen* Band bildet, dürfte bequemer beim Gebrauch sein.

Der Abschnitt vom Schießgewehr vertrat den Standpunkt vom Jahre 1848 und enthielt eine eingehende Beschreibung seiner Herstellung von Anfang bis Ende; abgesehen davon, daß eine solche Abhandlung in ein solches Werk kaum gehört, war sie nach dem eingeholten Gutachten Sachverständiger gänzlich veraltet, wurde deshalb gestrichen und durch einige kurze interessante Notizen über den Gewehrlauf ersetzt. Ebenso wurde die umständliche Behandlung des inzwischen fast ganz verdrängten Percussionsgewehrs mit Zubehör wesentlich gekürzt und diese Abhandlung durch Beschreibung der neuen Hinterladersysteme vervollständigt. Ferner ist der Artikel über das Schießpulver gänzlich neu und vom Schrot das Interessanteste mitgetheilt.

Ob das Percussionsgewehr mit Zubehör in dieses Werk noch gehört, darüber läßt sich streiten; so viel steht ja fest, daß es schon jetzt mehr der Geschichte angehört, als der Praxis der Gegenwart. Indessen geführt werden Percussionsgewehre doch noch, auch noch gebaut; man will eben allen gerecht werden. Es wird, wenn sie gänzlich verschwunden sein werden, für viele nicht uninteressant sein, über sie dieses oder jenes zu erfahren, und so konnte das Percussionsgewehr immerhin ein Plätzchen eingeräumt erhalten.

Bezüglich der Beibehaltung der Singvögel konnte für dieselbe nur die Pietät für den ursprünglichen Verfasser, für Jester, sprechen; denn strenggenommen gehören die Singvögel mit Ausnahme der Drosseln nicht in ein Jagdbuch, weil der Jäger von heute mit ihnen nichts zu thun hat, und wenn sie in die alten Jagdlehrbücher aufgenommen wurden, so lag dies in dem Bestreben der Autoren, ihre Leser möglichst vielseitig zu instruiren und in einem Werk möglichst viel Wissen zu concentriren, zumal es damals noch nicht so viele Specialwerke über die einzelnen Theile der Zoologie gab als heute. Auch blühte damals noch der Vogelfang in größter Ausdehnung, und der Vogelherd gehörte in den Bereich des Jägers; heute ist es, Gott sei Dank, anders und unsere Leser mögen aus dem betreffenden Abschnitt wol entnehmen, wie ein Vogelherd aussah und gehandhabt wurde, nicht aber einen Todten auferwecken wollen — requiescat in pace!

Die Lehre vom Hunde, seinen sogenannten Rassen und seinen Krankheiten hat sich selbstverständlich in dieser fünften Auflage vielfach modificirt, gleichwol ist alles beibehalten, was einigermaßen werthvoll und zeitentsprechend ist und zu instructiven Vergleichen zwischen sonst und jetzt anregt; dies gilt auch besonders von der eigentlichen Jagdlehre, die von Jester meisterhaft behandelt ist. Neu hinzugetreten ist das von der Kleinen Jagd nicht gut zu trennende Reh.

Wo es nöthig war, ist der naturgeschichtliche Theil auf den jetzigen Standpunkt der Wissenschaft gebracht, und da auch die Fangapparate unserer jetzigen Praxis sorgfältig angepaßt sind, so glaube ich dem Jägerpublikum mit dieser fünften Auflage ein Jagdhandbuch bieten zu können, welches dem Jägergeist unserer ehrwürdigen Altvordern das Wissen und Können unserer Zeit mit beiderseitig gleicher Berechtigung angefügt hat.

Mögen zu den vielen alten Freunden dieses Buchs recht viele neue treten, zumal die Verlagshandlung seiner Ausstattung im allgemeinen und besonders durch Beigabe vieler neuen Illustrationen die größte Sorgfalt zugewendet hat.

Schließlich verfehle ich nicht, allen den Herren, welche mich so entgegenkommend und sachgemäß unterstützt haben und die bei den betreffenden Artikeln genannt sind, meinen wärmsten und verbindlichsten Dank auszusprechen.

Charlottenburg-Berlin, im Juni 1884.

O. von Riesenthal.

Inhalt.

Verzeichniß der Separatbilder.

Erster Abschnitt.

Klassifikation und Kennzeichen des zur kleinen Jagd gehörigen Haarwildes.

A. Edles Haarwild.

Ordnung der Wiederkäuer. Ruminantia.

Im Unterkiefer 8 Vorderzähne, im Oberkiefer keine. — Von den im ganzen 6 vorhandenen Backenzähnen haben die 3 vorderen 1, die 3 hinteren 2 Schmelzeinstülpungen auf der Kaufläche. — Der Magen besteht aus 4 Abtheilungen, dem Pansen, der Haube, dem Psalter und dem Labmagen; in die erste mündet die Speiseröhre, die Nahrung macht die verschiedenen Grade der Verdauung in diesen Abtheilungen durch und tritt aus dem Labmagen in die Eingeweide. — Der Lauf (Fuß) berührt den Boden mit 2 Schalen (Hufen), resp. mit gespaltenem Huf.

Familie: Hirsche, Cervina.

Die männlichen Thiere haben auf der Stirn runde Zapfen, aus welchen das sogenannte Geweih oder Gehörn hervorwächst und welches nach gewisser Zeit abstirbt und von selbst abfällt, um alsbald neu herauszuwachsen.

Gattung: Cervus.

Aus dieser haben wir es nur mit dem

Reh, Cervus capreolus *Linné*,

zu thun. — Den Kopfschmuck des Rehbocks nennt man Gehörn; das Weitere siehe unter der Rubrik: „Vom Reh“.

Ordnung der Nagethiere. Glires oder Rodentia.

In jedem Kiefer je 2 bogige Vorderzähne, Nagezähne, in einer Reihe, welche von den Backenzähnen durch eine Lücke getrennt sind. Sie haben auf der Vorderseite eine starke Schmelzröhre, auf welcher die zum Nagen nöthige Härte des Zahnes beruht und ersetzt sich aus der offenen Wurzel die Abnutzung durch Nachwachsen, infolge deren aber auch ihre Thätigkeit nothwendig wird, damit diese Nagezähne nicht zur Unförmlichkeit und Unbrauchbarkeit auswachsen. — Die obern Nagezähne sind größer als die untern, alle viel größer als die andern Zähne.

Familie: Hasen, Leporina.

Kopf oval, seitlich zusammengedrückt, Schnauze abgerundet, Augen groß, Schwanz sehr kurz oder fehlt; an den Vorderläufen 5, an den Hinterläufen 4 Zehen; Körper gestreckt, Hinterfüße sehr verlängert.

$$\text{Zahnformel: } \frac{1 \cdot 5 \cdot {}^{1}2^{1} \cdot 5 \cdot 1}{5 \quad 2 \quad 5} = 28 \text{ Zähne.}$$

Gattung: Hase, Lepus.

Kopf gerundet, Nasenrücken hoch und schmal, Ohren sehr lang, Schwanz kurz und aufgerichtet.

1. Der gemeine Hase, Lepus timidus *Linné.*

Ohren länger als der Kopf, Augen gelbbraun.

2. Das Kaninchen, Lepus cuniculus *Linné.*

Ohren erheblich kürzer, Augen fast schwarz.

Familie: Biber, Castorina.

$$\text{Zahnformel: } \frac{4 \cdot 2 \cdot 4}{4 \cdot 2 \cdot 4} = 20 \text{ Zähne.}$$

Gattung: Castor *Linné.*

Nur eine Art:

Der Biber, Castor Fiber *Linné.*

Kopf stark abgerundet, nach vorn verschmälert. Augen klein mit senkrechter Pupille; Ohren kurz, im Haar versteckt. Schwanz schuppig, lang, doch kürzer als der Körper; die Zehen der Hinterfüße bis zur Nagelwurzel mit Schwimmhäuten.

Familie: Eichhörnchen, Sciurina.

Zahnformel: $\frac{4 \cdot 1 \quad 2 \quad 1 \cdot 4}{4 \quad 2 \quad 4} = 22$ Zähne.

Gattung: Sciurus *Linné.*

Eine Art:

Das Eichhörnchen, Sciurus vulgaris *Linné.*

Kopf dick, nach hinten stark gewölbt; Augen ziemlich groß, schwarz; an den Ohren Haarbüschel; Schwanz buschig, zweizeilig; tritt mit der ganzen Ferse der Hinterfüße auf.

B. Raubhaarwild.

Ordnung der Raubthiere. Carnivora.

Gebiß sehr stark und spitz; in beiden Kiefern kleine Vorderzähne und je 2 lange Eckzähne. An den Zehen mehr oder weniger stark gekrümmte Krallen, theils in Scheiden einziehbar, theils fest.

Familie: Hunde, Canina.

Füße hoch und schlank, treten nur mit den Zehen auf, Vorderfüße fünfzehig, die fünfte höher gestellt, Hinterläufe vierzehig; Krallen wenig gekrümmt, nicht einziehbar.

Gattung: Canis *Linné.*

Zahnformel: $\frac{2 \cdot 1 \cdot 3}{2 \cdot 1 \cdot 4} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{6}{6} \frac{1}{1} \quad \frac{3 \cdot 1 \cdot 2}{4 \quad 1 \quad 2} = 42$ Zähne.

1. Der Fuchs, Canis vulpes *Linné.*

Pupille länglich rund, schief gestellt; Schwanz länger als die halbe Körperlänge.

2. Der Wolf, Canis lupus *Linné.*

Zahnformel wie vorstehend. — Pupille kreisrund; Schwanz nur $^1/_3$ der Körperlänge.

Familie: Katzen, Felina.

Kopf sehr rund und kurz; Krallen stark gekrümmt, in eine Hautscheide einziehbar, daher stets scharf; — treten wie die Hunde nur mit den Zehen auf.

1*

Gattung: Felis *Linné*.

Zahnformel: $\frac{1\,1 \cdot 2}{1 \cdot 2} \cdot \frac{1}{1}\ \frac{6 \cdot 2\,1\,1}{6 \cdot 2\,1} = 30$ Zähne.

1. Der Luchs, Felis Lynx *Linné*.

Ohren zugespitzt mit langem, schwarzem Pinsel an der Spitze; Schwanz nur etwa $1/4$ der Körperlänge. — Der letzte untere Backenzahn dreispitzig.

2. Die Wildkatze, Felis catus *Linné*.

An den Ohren keine Pinsel; Schwanz etwa von halber Körperlänge. Der letzte untere Backenzahn zweispitzig.

Familie: Marder, Mustelina.

Sie sind Sohlengänger, d. h. sie treten mit der ganzen Sohle auf; Füße kurz, vorn und hinten fünfzehig; Körper langgestreckt; Krallen nicht einziehbar. Gebiß verschieden.

Gattung: Meles *Linné*.

Eine Art:

Der Dachs, Meles Taxus *Brisson*.

Zahnformel: $\frac{1 \cdot 1 \cdot 3}{1 \cdot 1 \cdot 4} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{6}{6} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{3\,1\,1}{4\,1\,1} = 38$ Zähne.

Der erste Lückenzahn oben und unten dicht hinter dem Eckzahn ist schwach und da er meist ausfällt, haben viele ältere Dachse nur 34 Zähne. Schädel im Profil stark bogig; über dessen Mittelrücken ein hoher Knochenkamm; der Unterkiefer kann sich nur auf- und abwärts bewegen. — Schwanz kurz, an den Vorderfüßen lange starke Krallen; unter dem Schwanz eine Tasche voll stinkender Feuchtigkeit. — Lebensweise meist unter der Erde.

Gattung: Lutra *Rai*.

Eine Art:

Der gemeine Fischotter, Lutra vulgaris *Erxl.*

Zahnformel: $\frac{1\,1\,3}{1\,1\,3} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{6}{6} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{3\,1\,1}{3\,1\,1} = 36$ Zähne.

Schädel im Profil sehr flach und kurz; Ohren fast ganz im Balg versteckt; die dicken Lippen verschließen das Maul wasserdicht; Zehen bis an die Nägel mit Schwimmhäuten; Körper flach, Lebensweise im Wasser.

Gattung: Mustela *Linné.*

$$\text{Zahnformel: } \frac{1\,1\,3}{1\,1\,4} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{6}{6} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{3\,1\,1}{4\,1\,1} = 38 \text{ Zähne.}$$

1. Der Baummarder, Mustela Martes *Brisson.*

Körper nach hinten verstärkt. Schädel gestreckt, auf der Firste ein Knochenkamm bis an die Stirn. Der obere Höckerzahn ist am Außenrande verschmälert abgerundet, nicht eingebuchtet. — Die Fußsohlen so dicht behaart, daß die Ballen nicht sichtbar hervortreten. — An der Kehle ein dottergelber Fleck.

2. Der Steinmarder, Mustela Foina *Brisson.*

Schädel kurz und gedrungen, Knochenkamm weniger bemerklich; Höckerzahn am Außenrande eingebuchtet. — Die Behaarung der Fußsohlen läßt die Ballen sichtbar hervortreten. — An der Kehle ein weißer Fleck.

Gattung: Foetorius *Keys. u. Blas.*

$$\text{Zahnformel: } \frac{1\,1\,2}{1\,1\,2} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{6}{6} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{2\,1\,1}{2\,1\,1} = 34 \text{ Zähne.}$$

Schädel kurz und gedrungen mit starkem Hinterkopf, im Profil flach bogig, nach vorn zugespitzt. Füße kurz, fünfzehig, Schwanz rund, kürzer als die halbe Körperlänge.

1. Der gemeine Iltis, Foetorius Putorius *Keys. & Blas.*

Kopf kurz, zugespitzt, Nasenrücken gebogen; auf dem Scheitel ein Knochenkamm, bis zur Mitte der Schädellänge; Körper fast gleichmäßig walzenförmig; unter den Vorderfüßen 10, unter den Hinterfüßen 9 nackte Ballen. — Bindehäute bis zur Basis der Zehenballen. — Färbung im allgemeinen braun. — Die Augen liegen den Ohren näher als der Nasenspitze.

2. Der Tigeriltis, Foetorius sarmaticus *Keys. & Blas.*

Wie der vorige, Färbung gefleckt; im östlichen Europa.

3. Das Frettchen, Foetorius (Mustela) Furo *Keys. & Blas.*

Hauptfärbung isabellfarbig; kommt bei uns nur im gezähmten Zustande vor.

4. Das Hermelin oder große Wiesel, Foetorius Erminea *Keys. & Blas.*

Kopf eirund zugespitzt; die Augen liegen mitten zwischen Ohren und Nasenspitze. Füße kurz, die vordern reichen bis zur Spitze der Unter-

lippe, die hintern nicht ganz bis zur Schwanzspitze; bis zu den vordersten Zehengliedern haarige Bindehäute.

Endhälfte des Schwanzes stets schwarz.

5. **Das kleine Wiesel**, Foetorius vulgaris *Keys. & Blas.*

Kopf rundlicher, nach hinten flacher; Füße verhältnißmäßig noch kürzer; Schwanz stets gleichfarbig, ohne schwarze untere Hälfte.

6. **Der Sumpfotter oder Nörz**, Foetorius lutreola *Keys. & Blas.*

Der zweite Vorderzahn im Unterkiefer tritt an der Wurzel aus der Zahnreihe zwar zurück, steht aber an der Schneide mit den andern Zähnen in gleicher Linie, was bei den andern Foetorius-Arten nicht der Fall ist.

Bauchseite heller als Oberseite; beim Iltis umgekehrt.

Ordnung der Robben. Pinnipedia. Seethiere.

Gattung: Phoca *Linné.*

Zahnformel: $\frac{5}{5} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{6}{2 \cdot 2} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{5}{5} = 34$ Zähne.

In unser Gebiet kommt nur der gemeine Seehund, Phoca vitulina *Linné.* — Beschreibung am Schluß des ersten Theils.

Zweiter Abschnitt.

Vom Schießgewehr, Munition und Zubehör.

---

1. Geschichte des Schießgewehrs.

Das erste Geschoß, dessen sich der Jäger wie der Soldat in den urältesten Zeiten bediente, war der Bogen, welcher in der Folge auch Handbogen, Schnäpper, Stähle und Rüstung genannt wurde. Er bestand und besteht noch jetzt da, wo er üblich ist — in Europa ist er blos bei einigen im äußersten Norden wohnenden nomadischen Völkern, in den andern Welttheilen bei mehrern Völkerschaften im Gebrauch — aus einem flachen Bogen von zähem Holz, Fischbein oder Horn und aus einer anfänglich von Därmen, dann von Hanf, Flachs oder auch Lederriemen verfertigten und an beiden Seiten des Bogens befestigten Senne oder Sähne, vermittels welcher der Bogen gespannt und der darauf gelegte Pfeil fortgeschnellt werden kann.

Die nächste Verbesserung dieses Geschosses war die Armbrust, deren Erfindung den Phöniziern zugeschrieben wird. Die Erfinder befestigten den Bogen an einem besondern Schaft und Anschlage und gaben ihm eine solche Einrichtung, daß der Bogen vermöge der sogenannten Armbrustwinde gespannt und durch einen am Schafte angebrachten Drücker abgeschnellt und die in den Schaft gelegten Pfeile, Bolzen, Steine und Kugeln fortgeschleudert werden konnten. Man hatte große und kleine Armbrüste. Einige befanden sich auf Karren und wurden Karren- oder Wagenarmbrüste genannt. Andere, und dies waren die kleinern, wurden aus freier Hand abgeschossen und die Bolzen nach der Größe des Wildes zugerichtet. Die Jäger schossen mit diesem Gewehre äußerst genau und sicher. Einige bedienten sich dessen noch eine lange Zeit nach Erfin-

dung der Feuergewehre und gaben der Armbrust deshalb den Vorzug, weil das Wild ohne Geräusch getödtet, und nicht, wie bei den Feuergewehren, durch den Knall verscheucht wurde. Die Erfindung der Feuergewehre fällt in das 14. Jahrhundert; 1340 bestand in Augsburg schon eine Pulvermühle, und in den meisten Chroniken wird 1320 als das Jahr angegeben, wo B. Schwarz das Pulver erfand. Man weiß aus der Geschichte, daß der Markgraf von Meißen schon 1365 ein Geschütz und Bleikugeln, eine Bleibüchse, hatte und daß Herzog Magnus sich bereits im Jahre 1370 der Hackenbüchse — dies war die erste Art von Feuergewehren — neben der Armbrust bedient hat. Die Hackenbüchse, anfänglich Büchse, plattdeutsch Buße, auch Hacken genannt, hatte am Schafte einen Hacken — daher ihre Benennung — vermittelst dessen sie auf einem Gestelle ruhte, welches der Bock genannt wurde. Sie ist wahrscheinlich gegen Ende des 15. Jahrhunderts häufiger gebraucht, denn 1498 bediente man sich beim Scheibenschießen in Leipzig gezogener Büchsen, welche Kaspar Zöllner in Wien erfunden haben soll. Eine solche Hackenbüchse schoß vier Loth, ein halber Hacken, der der jetzigen Muskete gleich kam, zwei Loth. Der Doppelhacken aber, ebenfalls ein veraltetes Feuergewehr, das beim Abfeuern durch eine Gabel unterstützt wurde, acht Loth Blei. Die Anwendung der Feuergewehre auf der Jagd fällt aber weit später. Nach Brantome kann man dieselbe für Frankreich in das Jahr 1554 setzen, obwol in französischen Jagdverordnungen schon 1515 zuerst einer Fusil gedacht ist, und früher scheinen auch die deutschen Jäger sie nicht geführt zu haben, denn Peter de Crescentiis, welcher 1531 schrieb, erwähnt der Feuergewehre bei dem Jagdbetriebe noch nicht.[1] Die rohe Form und die große Umständlichkeit beim Schießen selbst, sowie die damit verbundene Unsicherheit machte die ersten Gewehre völlig unbrauchbar für den Jäger, und es bedurfte verhältnißmäßig langer Zeit, ehe sie eine allgemeinere Verbreitung fanden.

Es hat lange gedauert, ehe das Feuergewehr zu einiger Vollkommenheit gebracht wurde, und deshalb hat sich die Armbrust noch bis zu Ende des 16. Jahrhunderts im Gebrauch erhalten.[2] Bei der ersten Erfindung der Hackenbüchse und lange Zeit nachher wurde sie mit einer Lunte in der Hand abgefeuert. In der Folge fiel man darauf, die Lunte oder auch ein brennendes Stück Schwamm an einem Hahne zu befestigen; man erfand das Luntenschloß, und dies war die erste Verbesserung, die nächste aber das deutsche Feuerschloß, wonach man anstatt der Lunte einen

[1] Vielleicht noch etwas früher. Vgl. Forst- und Jagd-Zeitung, Jahrg. 1843, S. 426.

[2] In einigen deutschen Städten bedient man sich noch jetzt der Armbrust beim Vogelschießen.

Feuerstein von Kies oder Markasit in den Hahn einschraubte und ein stählernes Rad an dem Rohre anbrachte, welches mit Pulver beschüttet, und durch einen Schlüssel aufgezogen, gespannt wurde, und beim Abdrücken und Umdrehen durch die schnelle Reibung an dem Steine — der Hahn ruhte mit dem Steine auf dem Rade — die Entzündung des Pulvers bewirkte.

Dieses deutsche Feuerschloß wurde im Jahre 1517 in Nürnberg erfunden und nachher durch zwei dort angesessene Künstler, George Kühfuß und Kaspar Recknagel, zu einer größern Vollkommenheit gebracht, und dadurch wurde überhaupt erst die Möglichkeit gegeben, dieses Geschoß auf der Jagd mit Erfolg anzuwenden. Bald darauf wurde auch der Hagel erfunden. Die mecklenburgische Landesordnung von 1562 sagt: „Hagelschoß wollen wir manniglich ganz und gar verboten haben", woraus man folgern darf, daß dasselbe damals schon bekannter gewesen ist. Gleichzeitig (1517) erfand man Visir-, Korn-, Stecher- und Drehbüchsen. Die Verbesserung des Rohres selbst ging aber ebenfalls stufenweise vor sich. Man verfertigte Röhre von verschiedenem Kaliber und Länge, je nachdem sie zu diesem oder jenem Gebrauch bestimmt wurden. Die längsten Arten, die auf Karren oder Lafetten abgefeuert wurden, nannte man Karrenbüchsen, und in der Folge vom Worte Canna Kanone. Die tragbaren Röhre erhielten aber, nach Verschiedenheit des Kalibers und des Gebrauchs, ebenfalls verschiedene Namen, Büchse, Muskete, Pistole, Flinte u. s. w. Eine ähnliche Bewandtniß hatte es aber auch mit der Ladung. Bei der ersten Erfindung der Feuergewehre lud man diese höchst wahrscheinlich wie die Armbrüste mit einem Bolzen, dessen Gebrauch hinterher durch die Kugel verdrängt wurde. Man schoß aber anfangs blos mit einer Kugel, und da das Gewehr mit einer Lunte in der Hand abgefeuert und beim Zielen nicht an der Schulter angelegt wurde, so läßt es sich denken, daß es schwerlich einem Jäger eingefallen ist, im Fluge zu schießen, und wirklich würde ein Flugschütze, wie man sie jetzt so häufig findet, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts das größte Erstaunen erregt haben.[1] Hinterher fing man an, zwei oder drei Kugeln einzuladen, um eine größere Oberfläche bestreichen zu können; bald darauf vermehrte man die Zahl der Kugeln, verminderte aber ihre Größe, bis man so endlich den Hagel oder Schrot erfand, mit dem man

[1] Man hatte selbst dann, als die Feuergewehre schon mit einem Schlosse versehen waren, noch eine Zeit lang die Gewohnheit, den Kolben mitten vor die Brust zu setzen. Pennant erzählt in seiner Naturgeschichte der nordischen Thiere, daß die preußischen Colonisten auf der Insel Spitzbergen, die ganz vortreffliche Jäger waren, die Kolben nicht an den Schultern, sondern zwischen den Arm und die Seite legten, und starr nach dem Gegenstande hinsahen, auf den sie schossen.

anfangs im Sitzen und in der Folge im Fluge und im Laufen zu schießen anfing. Da das Rad am deutschen Feuerschlosse nach jedem Schusse mit einem Schlüssel wieder gespannt werden mußte, dies aber auf der Jagd viel Zeit wegnahm, so sann man auf eine Verbesserung. Man gab dem Schlosse durch die Nuß und den Pfannendeckel eine ganz andere Einrichtung. Man erfand mit einem Worte das sogenannte französische Schloß. Eine gänzliche Umgestaltung erlitt aber das Feuergewehr und seine Anwendbarkeit auf der Jagd durch die Einführung der Percussionsgewehre, oder durch die Anwendung des chemischen Pulvers. Berthollet, ein französischer Chemiker, lernte schon im Jahre 1786 die Eigenschaften einiger Salze kennen, daß sie in Vereinigung mit brennbaren Stoffen durch bloßen Druck oder Stoß explodiren, und dieses gab die Veranlassung zu der Erfindung des chemischen Pulvers und der chemischen Gewehrschlösser, indem man dieses Pulver als Zündkraut anwendete und also dadurch den Flintenstein und die weitläufige Art des Ladens, sowie die Unsicherheit im Losbrennen des Schusses vermied. Das erste Patent auf Percussionsschloß erhielt 1807 der Engländer Forsyth. Zuerst hatte man Schlösser, wo das Zündpulver unbedeckt lag, fand jedoch sehr bald deren Mangelhaftigkeit und schon im Jahre 1810 erhielt der Büchsenmacher J. Lepage in Paris ein Patent für ein Schloß, worin das Zündpulver bedeckt lag und dem die sogenannten Magazinschlösser und Abänderungen der verschiedensten Art folgten, bis ebenfalls ein Franzose, J. L. Deboubert, im Jahre 1820 die Einrichtung mit den kupfernen Zündhütchen erfand, welche sich in ihrer Einfachheit und Sicherheit bald allgemeine Geltung verschafften und die Feuerschlösser gänzlich verdrängten.

Es war eine große Epoche, die Erfindung des Percussionsgewehrs, und man glaubte am Ende aller Erfindungen zu stehen; der Gedanke, ein Gewehr zu führen, welches trotz heftigen Regengusses sicher loszugehen versprach, ein so kurzes Feuer hatte und dabei das lästige Abblitzen des Pulvers auf der Pfanne abschaffte, war aber auch sicher eine Errungenschaft, und wir möchten bekennen, daß die Einführung der Hinterlader nicht von solcher Bedeutung ist, als die des Percussionsgewehrs; denn neben diesem war das Feuerschloß sofort unmöglich geworden und sehr bald verschwunden, zumal sich die Feuerschloßgewehre sehr leicht auf Percussion umarbeiten ließen, während neben den Hinterladern die Percussionsgewehre noch lange geführt wurden und noch heute keineswegs verschwunden sind, sogar noch neu gebaut werden; denn die Hinterlader, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, haben weder einen schärfern Schuß, noch eine schnellere Zündung, oder wie der Jäger sagt, ein

schnelleres Feuer erzielt; an welchen Gewehren dies erstere zu rühmen ist, da liegt es an der Construction der Rohre, die bei der Percussion auch anzubringen ist; es liegt für einen gänzlich außer Verkehr wohnenden Jäger sogar eine gewisse Nothwendigkeit, resp. Sicherheit in dem Besitz eines Percussionsgewehrs vielleicht neben einem Hinterlader, da er bei diesem auf die Patronenhülsen angewiesen ist, welche er sich nicht selbst anfertigen kann, ohne welche aber, wenn sie ihm ausgegangen und in der Nähe nicht käuflich sind, sein Gewehr nicht mehr Werth hat, wie ein Stück Eisen, während Pulver, Schrot und Zündhütchen fast bei jedem Krämer zu haben sind; — das Verdienst der Hinterlader liegt ausschließlich in dem schnellen Laden, welches besonders bei Treibjagden sehr angenehm, bei Gefahren, wo es darauf ankommt, schnell schußfertig zu sein, von hoher Bedeutung ist, z. B. reißenden Thieren oder Wilddieben gegenüber, wie auch in der Bequemlichkeit des leichten Einblicks in das Innere der Rohre und der Controle über ihre Reinhaltung.

Alle Gewehre, einschließlich des Percussionsgewehrs, sind Vorderlader, d. h. die Munition wird durch die Mündung vermittels eines Ladestocks in das Rohr gestopft, welches am untern Ende durch die sogenannte Patentschwanzschraube dicht verschlossen ist, während die Rohre der Hinterlader hinten offen sind, die schußfertige Patrone dort aufnehmen und, wie wir später sehen werden, leicht zu öffnen und zu schließen sind.

Wenngleich im Jahre 1830 das erste Hinterladergewehr mit Zündnadelconstruction von Dreyse in Sömmerda erschien und die Reihe der demnächst auftauchenden eröffnete, so ist doch die Idee des Hinterladers eine viel ältere, wie ein der überaus werthvollen Waffensammlung des fürstlich Waldeckschen Hauses angehöriges, auf der internationalen Jagdausstellung in Cleve 1881 ausgestelltes Gewehr aus dem vorigen Jahrhundert beweist, welches hinten offen ist und also auch dort die Ladung aufnahm. Wenige Jahre nach dem Dreyse'schen Zündnadelgewehr, im Jahre 1835, erschien das Hinterladergewehr von dem Franzosen Lefaucheux. Bedenkt man, daß dieses Gewehr fast zwanzig Jahre wenig beachtet blieb, da es eigentlich erst in den fünfziger Jahren sich einzubürgern begann, so liegt der Schluß nahe, daß ein eigentliches Bedürfniß für ein anderes, als das Percussionsgewehr, nicht vorlag, und in der That, während der Uebergang vom Feuerschloß zur Percussion als eine Nothwendigkeit angesehen wurde, um der im höchsten Grade lästigen, sogar gefährlichen Unzuverlässigkeit im Losgehen des Gewehrs enthoben zu werden, so ist das des Percussionsgewehrs zum Hinterlader nur durch das Moment der Annehmlichkeit begründet, da, wie schon gesagt, ein Percussionsgewehr gerade so gut schießt und sicher zündet, wie ein Hinterlader und,

wo auf die Schnelligkeit des Ladens kein Werth gelegt wird, um so weniger Ursache sich seiner zu entschlagen bietet, als der Hinterlader im allgemeinen eine stärkere Ladung verlangt und außerdem der Schuß um so viel theuerer ist, als die Patronenhülse kostet, was z. B. bei einem karg besoldeten Berufsjäger von Wichtigkeit ist. Gleichwol verbreitete sich von den fünfziger Jahren ab das Lefaucheux-Gewehr mit reißender Schnelligkeit; während bei Treib- und andern gemeinschaftlichen Jagden der Besitzer eines solchen nach Abgabe der Schüsse im Umsehen wieder schußfertig war, stopfte sein Nachbar noch immer mit verdrießlicher Hast an seinem geliebten Percussionsgewehr, verlud es vielleicht dabei, es mußte auf ihn gewartet werden, er hatte schele, sogar spöttelnde Blicke und Reden zu ertragen, kurz, die Freundschaft mit seiner treuen Vorderladerflinte wurde kühl und sie schließlich zur ewigen Ruhe im Gewehrschrank verurtheilt, um vom Hinterlader ersetzt zu werden; wer jetzt noch mit einem Percussionsgewehr erscheint, erregt Aufsehen, wie jemand in der Kleidung verflossener Zeiten, und tausende der vorzüglichsten Gewehre dieser Art verfallen dem Rost — gehören schon der Geschichte an.

Das Lefaucheux-Gewehr ähnelt in seinem Aeußern dem Percussionsgewehr am meisten; durch eine Drehung des am Schaft befindlichen Knebels klappen die Rohre nach oben auf, man schiebt die Patronen hinein, hat durch die Zurückdrehung des Knebels in seine ursprüngliche Lage das Gewehr somit geladen und durch Aufziehen der Hähne schußfertig gemacht. In der Pappatrone mit messingenem Boden steckt ein Zündhütchen, auf welchem ein messingener Stift angebracht ist, welcher in einen Einschnitt der Rohre genau paßt; schlägt nun der Hahn nieder, so treibt er den Messingstift in das Zündhütchen, welches durch seine Explosion das Pulver entzündet und das Gewehr entladet. Mit einem Häkchen werden, nachdem das Gewehr wieder geöffnet wurde, die beiden Hülsen ausgezogen, frische Patronen eingeschoben und das Gewehr ist wieder in kürzester Frist geladen; der seitwärts bewegliche Knebel am Schaft ist dem am Abzugsbügel, wie er auch construirt wird, vorzuziehen, da er einen dauerhaftern und dichtern Verschluß bewirkt. Das Lefaucheux-Gewehr ist das einfachste und billigste von allen Hinterladern, hat aber auch seine Schattenseiten, denn erstens ist die Patrone mit ihrem weit hervorragenden Zündstift nicht ungefährlich, indem er beim etwaigen Herunterfallen der Patrone deren Explosion bewirken kann, und zweitens klemmen sich die ausgeschossenen Patronenhülsen gern so fest in die Rohre, daß sie nur mit Gewalt und durch einen Entladestock herauszubringen sind; um wie viel schlimmer das ist, wenn eine Patrone versagt, sich klemmt und gewaltsam entfernt werden muß, liegt auf der Hand.

Nach dem Lefaucheux-Gewehr führte sich das Lancaster-Gewehr ein, so genannt nach dem Erfinder Charles Lancaster, London, New Broad Street 151. Obgleich von sehr durchdachter Construction, ist das Gewehr weniger verbreitet, weil es sehr complicirt und nicht billig ist. Aehnlich dem Lefaucheux-Gewehr wird die Patrone dadurch entzündet, daß der Hahn gegen einen Schlagstift schlägt, welcher von einer Spiralfeder umgeben ist, die diesen, wenn er von dem Hahn auf das Zündhütchen in der Patrone behufs Zündung niedergeschlagen ist, wieder emporschnellt; geht dies regelmäßig vor sich, so ist es ganz gut, gelegentlich aber versagt die nur sehr kleine Spirale den Dienst, der Schlagstift bleibt in der Patrone stecken und verhindert das Oeffnen des Gewehrs. Ein Vorzug dieses Gewehrs ist der sogenannte Patronenschieber, d. h. eine Vorrichtung, welche beim Oeffnen des Gewehrs die Patronenhülsen selbstthätig so weit herausschiebt, daß man sie bequem anfassen und herausziehen kann; vorausgesetzt, daß sie sich nicht klemmt und über den Rand der Patrone hinwegrutscht, worauf diese, wie eine renitente Lefaucheux-Patrone nur durch gewaltsame, aber eben deshalb gefährliche Exmission beseitigt werden kann. Eine Verbesserung des Lefaucheux-Gewehrs ist mithin das Lancaster-Gewehr keineswegs und haben auch andere Systeme die sehr praktischen Patronenschieber.

Bei diesen wie auch beim Percussionsgewehr steht, resp. beginnt die Zündung an der obern Seite der Munition, woraus man folgern zu sollen glaubte, daß die Zündung eine zu seitliche und die Verbrennung des Pulvers infolge dessen keine vollständige sei; und allerdings kann man auf Schnee nach einem Schuß mit einem Percussionsgewehr gelegentlich einige Körner unverbrannten Pulvers finden. Diesem Mangel sollten die Centralfeuergewehre abhelfen, bei deren Patronen das Zündhütchen im Centrum des Bodens eingelassen ist und, wenn durch den Zündstift losgeschlagen, eine strahlenförmige, also gleichmäßige Zündung des Pulvers veranlaßte. Die in den Pistons befindlichen Zündstifte sinken nach den Rohren hinein, wenn diese leer sind, im andern Falle drängen die Patronen die Zündstifte aus den Oeffnungen heraus, woraus man den Zustand des Gewehrs erkennen kann. Der Knebel oder Hebel liegt auf dem Kolbenhalse zwischen den Hähnen, öffnet durch einen Druck mit dem Daumen der rechten Hand nach rechts das Gewehr und tritt bei dessen Zuklappen wieder in seine Lage zurück. Der Verschluß des Gewehrs ist ein dreifacher, doppelt unterhalb der Läufe und zum dritten durch einen Bolzen, welcher die verlängerte Schiene durchdringt. Dieser sehr feste Verschluß übertrifft den der vorigen Gewehre erheblich, zumal beim Lefaucheux-Gewehr, bei dem er, wenn etwas lose geworden oder

zu stark geölt ist, sich selbst schieben und dadurch das Gewehr öffnen kann, was freilich auf einen sehr verwahrlosten Zustand desselben schließen lassen müßte. Nach dem Losgehen des Gewehrs treten die Hähne von selbst in Ruhe und bleiben so beim Laden. Das Centralfeuergewehr ist ebenso gefällig in seiner Gestalt, als äußerst brauchbar und dauerhaft in seiner Leistung, daher sehr verbreitet, wenn auch nur unter der wohlhabendern Jägerklasse, die Fabriken von Leue in Berlin liefern diese Gewehre als Specialität in solider und, nach Wunsch, eleganter Arbeit.

Ein Centralfeuergewehr eigener Construction ist das von H. Pieper in Lüttich (Fig. 1), bekannt unter dem Namen „Diana-Gewehr". Um die Fehler der Handarbeit zu vermeiden, ist das ganze Gewehr in allen Theilen durch Maschinenarbeit hergestellt; eine fernere sehr

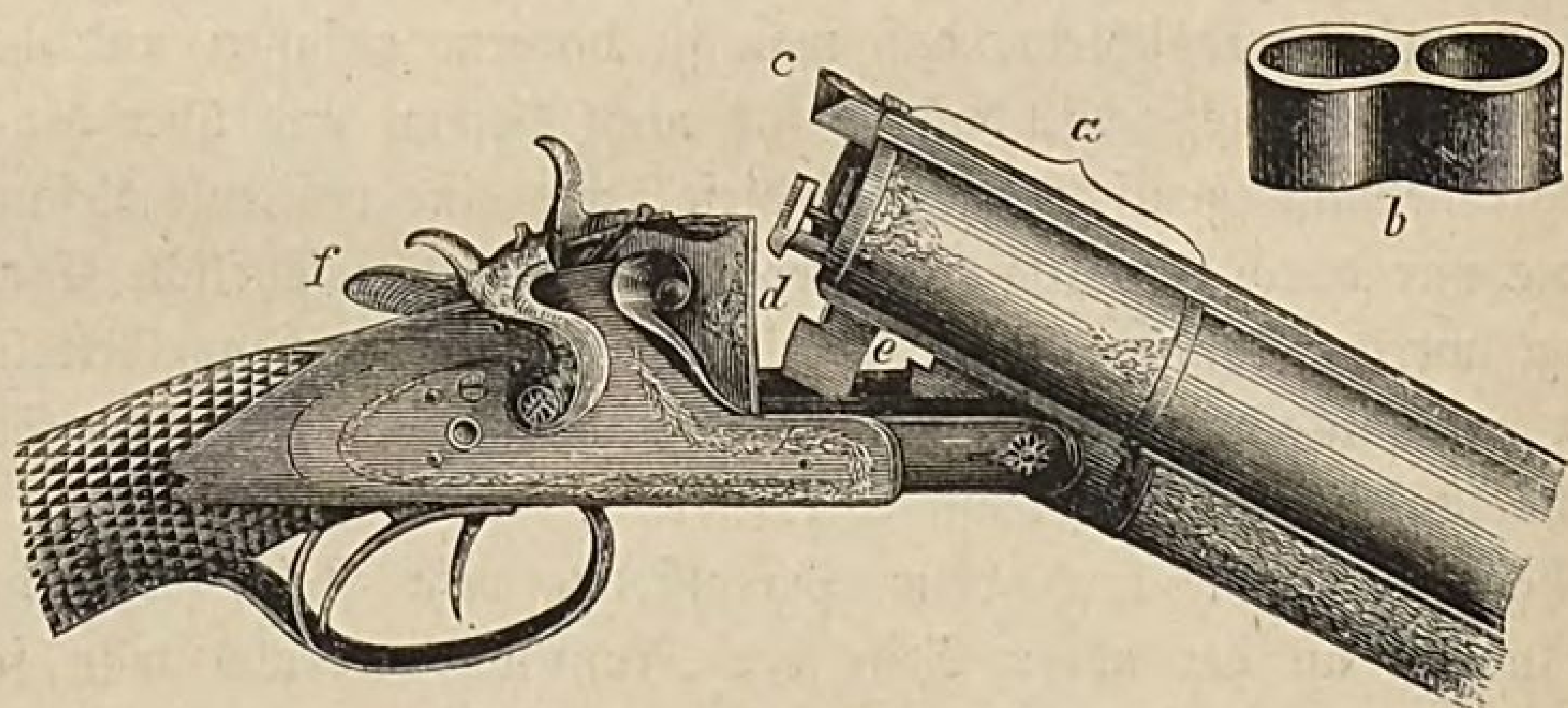


Fig. 1. Pieper's Dianaflinte.

wesentliche Eigenthümlichkeit liegt aber in der Construction seiner Rohre. Dieselben sind aus decarbonisirtem Gußstahl hergestellt, nicht aber, wie alle übrigen Doppelgewehre, durch Kupferlöthung im Feuer verbunden, sondern die Einzelläufe sind am Kammerende durch eine Doppelhülse (a) an der Mündung durch einen kleinen Doppelring (b) verbunden und mit den Schienen verschraubt, welche mit Zinn verlöthet sind, um das Eindringen von Feuchtigkeit zu verhindern. Die Kammerhülse ist mit dem Verschluß und dem Vorderschafthaken aus einem Stück gearbeitet und bildet, durchaus unabhängig von den einzelnen Läufen, den Verschlußmechanismus. Der Vorzug dieser Construction liegt darin, daß die eingehendste Präcision den einzelnen Läufen zugewandt ist und sie nach ihrer einfachen Zusammenfügung keiner Nacharbeit bedürfen wie andere Gewehre. Ein Gewehr mit solchen Rohren muß schießen, und die Vorzüge der voneinander unabhängigen Rohre leuchten namentlich bei Büchsflinten hervor. Da auch alle kleinen Gewehrtheile mit der Maschine gearbeitet sind, so sind sie sich selbstverständ-

lich alle gleich, und verunglückt irgendein Stück, so kann es ohne besondere Umstände durch ein anderes ersetzt werden. Ein solches Gewehr, dessen Kammer erst auf dem Schießplatz ausgebohrt wurde, erzielte auf der internationalen Jagdausstellung in Cleve im Jahre 1881 auf sämmtlichen verschiedenen Entfernungen sowol in Bezug auf Durchschlag als auch auf Deckung die besten Resultate und wurde mit dem höchsten Preise, der goldenen Medaille des deutschen Kaisers und allerhöchsten deutschen Jagdherrn, der einzigen für hervorragendste Leistung ausgesetzten, prämiirt. Im übrigen hat das Diana-Gewehr einen dreifachen Verschluß (bei c, d und e), und der Oeffnungshebel liegt auf dem Halse. Die in den Kasten eingelassenen Schlösser sind vorliegend mit rückspringenden Federn. Die Schlagstifte haben keine Spiralfedern. Das Gewehr ist ohne Backe, wie die meisten neuen und mit Pistolengriff am Halse (f), sogenannten Kropfschaft; der Vorderschaft läßt sich in jeder Stellung abnehmen. Das Diana-Gewehr schießt Kaliber 10 und 12 und verträgt, durch die Hülsen an den Kammern verstärkt, bedeutende Pulverladungen, die Rohre werden theils cylindrisch glatt, theils mit Würgebohrung (choke boring) und alsdann mit Haarzügen (choke rifle) geliefert, meist so, daß das rechte Rohr glatt, das linke choke rifle ist; letzteres hat einen ungemein concentrirten und weittragenden Schuß und eignet sich daher besonders zu Fernschüssen bei Treibjagden. Zu bemerken ist aber wohl dabei, daß zu solchem Gewehr ein guter Schütze gehört, der die Distanzen gut abschätzt und danach das Object bezielt; auf einen flüchtigen Hasen in Entfernung von etwa 75 Schritt wird mindestens $^1/_2$ Meter vorzuhalten sein.

Das Gewehr wiegt $3^1/_2$ Kilo, ist deshalb leider sehr schwer und infolge dessen in der Sommerhitze bei Jagden auf Becassinen u. s. w. lästig, es sei denn, daß der Jäger dagegen unempfindlich ist.

Diese bisher geschilderten Gewehre haben sämmtlich Schlagfedern und Hähne und stehen denen gegenüber, die keine Hähne haben. Das Schloß der Hahnengewehre stellt Fig. 2 dar, welches das der Dianaflinte ist. a ist die Schloßplatte, b die Schlagfeder, c die Kette, d die Nuß, e die Studel, f die Stangenfeder, g die Stange; das Aeußere des Schlosses mit den Hähnen ersieht man aus Fig. 1.

Zu den Systemen ohne Hähne gehört

1) Das bekannte Dreyse'sche Zündnadelgewehr, weltbekannt und gefürchtet mehr als Kriegswaffe, wie als Jagdgewehr, obgleich es auch als solches Verbreitung gefunden hat. Eine Spiralfeder treibt den Zündstift auf den Zündspiegel und bewirkt dadurch das Losgehen des Schusses. Die Leistungsfähigkeit dieses Gewehrs ist sehr zu rühmen,

sein Aeußeres dagegen Geschmacksache; abgesehen, daß viele ein Gewehr ohne Hähne nicht lieben, so finden sie auch die gänzlich freiliegenden Rohre nicht schön, dazu ist es sehr schwer und theuer. Vor einigen Jahren wurde diesem Gewehr eine sogenannte Rotationsvorrichtung beigegeben, um aus Flintenläufen Kugeln, wie aus gezogenen, schießen zu können. Diese Rotation ist eine kurze, dem Rohre genau anpassende Kapsel mit Spiralzügen, welche die Kugeln aufnehmen und vermittels der Züge

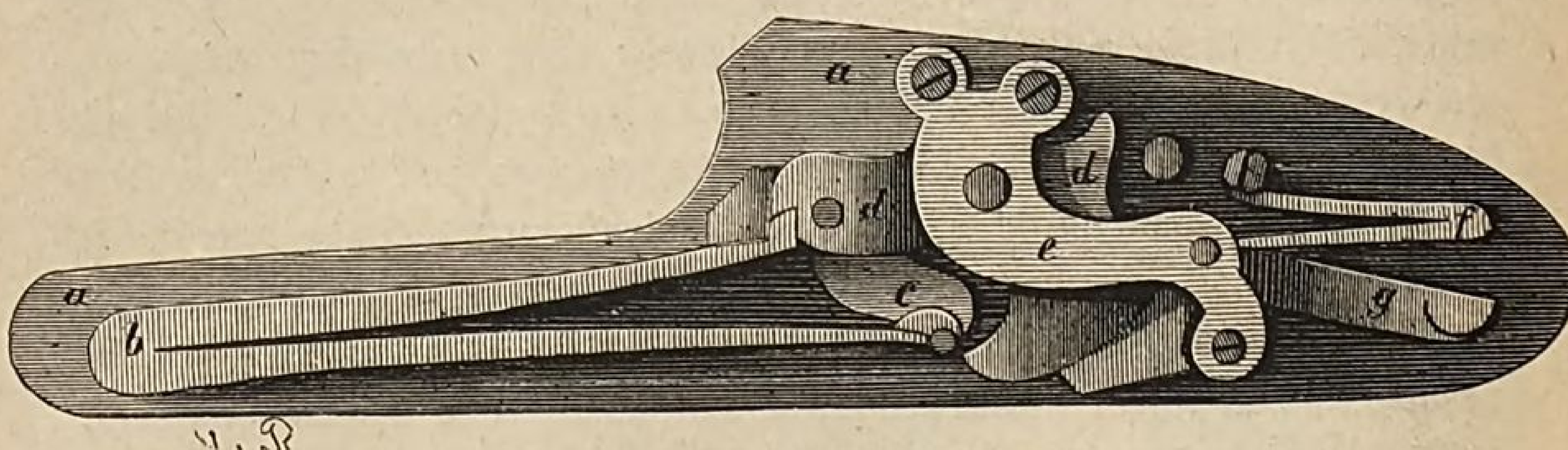


Fig. 2. Inneres Gewehrschloß (Pieper).

zum Rotiren nöthigen, wie ein Büchsenrohr. Durch diese Zugabe wird aber einmal das Gewehr noch schwerer oder sie belästigt in der Jagdtasche, ferner ist die Büchsflinte da, wo man mit Kugeln zu schießen hat, besser am Platze, außerdem aber hat das Anschieben und besonders das Abnehmen bei in feuchter Luft schwer zu vermeidendem, wenngleich leichtem Rost, so viel Schwierigkeiten, daß diese an und für sich sehr gute Idee sich praktisch wenig verbreitet hat.

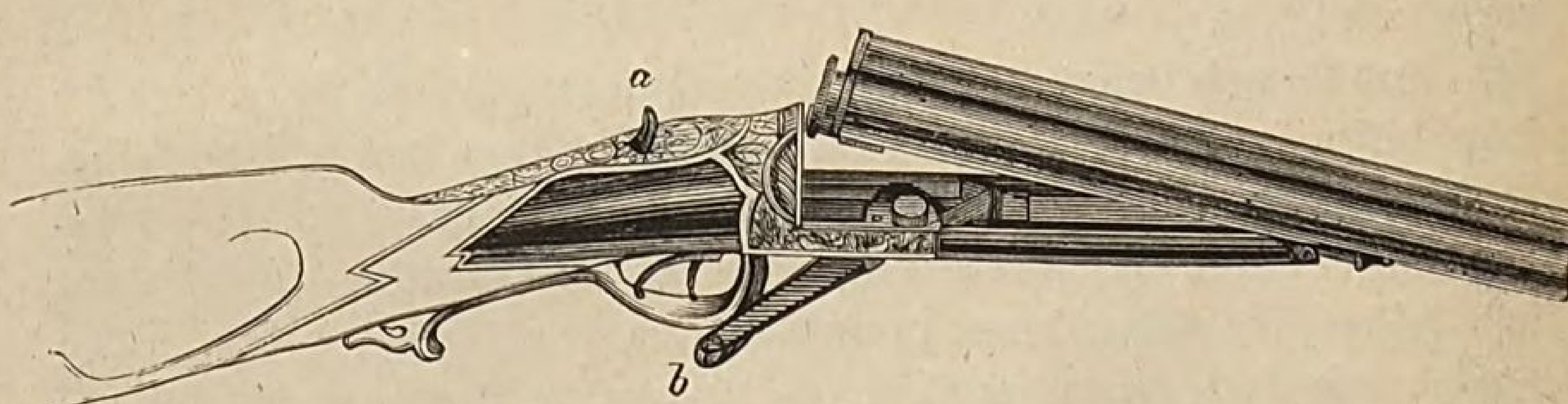


Fig. 3. Teschner-Collath'sches Patentgewehr.

2) Das Teschner'sche Patentgewehr (Fig. 3), Fabrikant Collath in Frankfurt a. O. Es ist, wie das vorige, ein Selbstspanner, hat aber statt der Spiralfedern, Schlagfedern und gleichfalls keine Hähne. Die Schlagfedern treiben den Zündbolzen in die aus dünnem Papier gemachte Patrone[1], auf einen in deren Schlußspiegel steckenden Stift, welcher

---

[1] Denjenigen, welche an dieser Papierpatrone Anstoß nehmen, zur Nachricht, daß sie auch Papppatronen beziehen können. (v. R.)

die Zündpille durchsticht und das Gewehr somit entladet. Die Rohre liegen glatt im Schaft und das ganze Gewehr hat ein überaus gefälliges, leichtes Aeußere. Die dünne Papierwandung der Patrone bewirkt ihr gleichmäßiges Platzen und Ausstreuen des Schrotes. Auf dem Kolbenhals befindet sich eine Flügelschraube (a), welche durch eine halbe Drehung nach rechts das Gewehr vor unzeitigem Losgehen sichert. Dieses Gewehr zeichnet sich vortheilhaft aus: 1) durch schnellste Ladefähigkeit mit nur drei Griffen: a) zum Oeffnen des Gewehrs durch den unterhalb befindlichen Knebel (b), b) Einstecken der Patronen, c) Schließen, womit es gleichzeitig gespannt ist; 2) durch Dauerhaftigkeit; 3) durch den Patronenschieber; 4) durch die einfache, keine Täuschung zulassende Versicherung und 5) durch dichten Verschluß, welcher das Entweichen der Pulvergase nach hinten ausschließt.

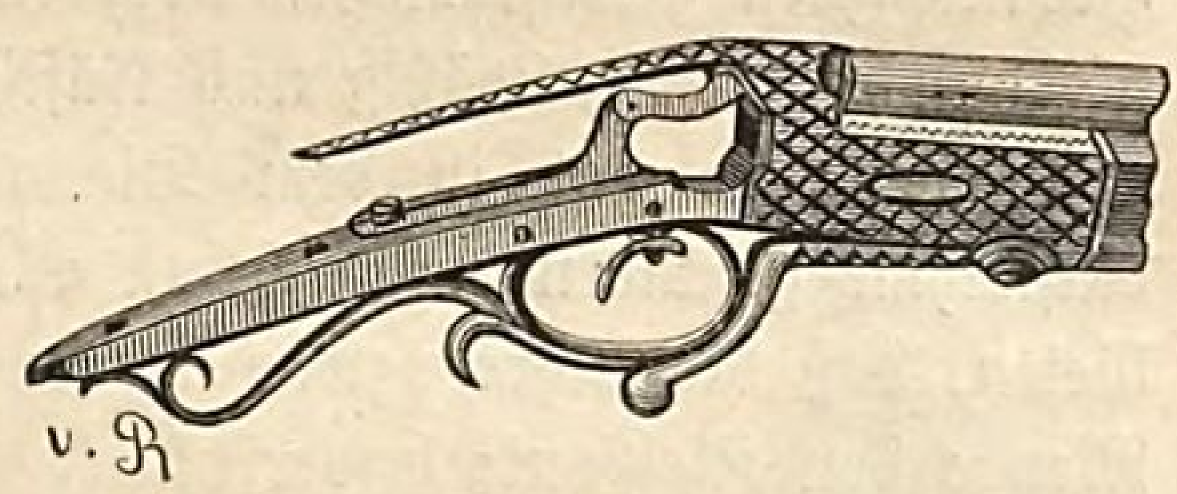


Fig. 4. Collath'sches patentirtes Büchsenschloß.

Wie zu dem Dreyse'schen Zündnadelgewehr kann man auch zu diesem die Patronen nur vom Fabrikanten beziehen, da die Zündpille Eigenthum desselben ist, man braucht erstere ja aber nicht gefüllt, sondern leer senden zu lassen und sie sich selbst laden; auch können Schlußspiegel und Zündstift wiederholt gebraucht werden, sodaß nur die Zündkapsel erneuert und mit etwas Gummi eingesetzt zu werden braucht. Die Büchsenläufe schießen abgerundete Kugeln, ein für Pürschzwecke sehr erheblicher Vortheil und stellt sich hiermit das Teschner-Collath'sche Patentgewehr in die erste Reihe. Das Teschner'sche Patentgewehr ist außerdem zum gewöhnlichen Gebrauch sehr leicht, obgleich man auch compactere Rohre haben kann, und verbindet mit dieser Annehmlichkeit eine vorzügliche Trefffähigkeit, sowol als Flinte wie als Büchse und ist der Preis möglichst billig gestellt. Eine ganz neue, patentirte Erfindung des Fabrikanten ist die Vereinfachung des Büchsenschlosses (Fig. 4), wodurch die Spannung des Schlosses einfach durch einen Rückdruck am Abzuge, wie bei der gestochenen Büchse, bewirkt wird. Alle aus der Fabrik versandten Gewehre sind erst durch die Hand von Meister Collath gegangen, eine Sorgfalt und Garantie, die nicht überall zu rühmen ist, wir unterlassen daher nicht, noch ganz besonders auf diese vortrefflichen Gewehre aufmerksam zu machen, die auch in Kleve prämiirt wurden.

In der Mitte der siebziger Jahre tauchte die sogenannte Expreßbüchse auf und zwar mit großer Reclame, denn ihre Wirkung sollte alle bisherige weit übertreffen; sie sollte einen Brand haben, daß alles Wild

im Feuer bliebe und zwar auch bei solchen Anschüssen, nach denen sonst Wild noch weite Flucht machte oder gar nicht zur Strecke käme. Die Sache liegt darin, daß das gestreckte, an der Spitze abgerundete Geschoß von unten her etwa $^2/_3$ hohl ist, beim Aufschlagen auf einen harten Gegenstand splittert und dadurch allerdings das beschossene Wild so krank macht, daß es schwerlich weiter zieht. Wird aber statt dieses Hohlgeschosses eine volle Kugel geschossen, so übersteigt ihre Wirkung kaum die einer andern, scharf schießenden Büchse und da Schießen mit solchen Kugeln auf unser Wild nicht nöthig ist und, zur Ehre der Jägerei sei es gesagt, auch viel Widerspruch fand, so hört man jetzt wenig mehr von diesem Gewehr.

Die Würgbohrung (Shokeboring) besteht in einer flaschenhalsartigen Verengung des Rohrs nach der Mündung hin, wodurch die Schrote vor dem Herausfahren gewissermaßen noch einmal zusammengedrängt werden, um alsdann recht regelmäßig und kräftig auf dem bezielten Gegenstand einzuschlagen; sie hat in dem Diana-Gewehr von Pieper eine bedingte Aufnahme gefunden und scheint allerdings den wesentlichen Vortheil zu bieten, daß die Schrote zwar streuen, dagegen aber immer in genügender Menge den Zielpunkt bewerfen.

Die vorstehend beschriebenen Systeme umfassen die jetzt gangbaren Jagdgewehre, womit nicht ausgeschlossen ist, daß viele Fabrikanten verschiedene Aenderungen, Zusätze u. s. w. vorgenommen haben, mit denen sie ihr Gewehr als neu und eigenthümlich hinstellen. Alle diese Modificationen aufzuführen würde den Raum dieses Buches überschreiten; so hat man Patronenschieber, welche einzeln und unabhängig voneinander thätig sind, also je nach Wunsch die Patrone des rechten Rohrs, oder des linken, oder beide gleichzeitig herauswerfen u. s. w.

Alle Jagdgewehre schießen entweder Schrote oder Kugeln; erstere haben innen glatte Rohre oder ganz feine haarförmige, mit der Seele des Rohrs gleichlaufende, sogenannte Haarzüge und heißen Flinten; bei letztern ist das Rohr mit meist fünf flachen Rinnen, welche sich spiralförmig an der Innenwand hinziehen, aber im ganzen meist nur $^6/_8$ Theile von der Seelenlänge, also keine ganze Windung darstellen; diese Züge nennt man den Drall eines Gewehrs, welches also meist $^6/_8$ Drall hat; ein solches gezogenes Gewehr heißt Büchse und wenn es doppelläufig ist, Doppelbüchse; ist aber an einem Gewehr nur der rechte Lauf für Kugelschuß gezogen und der linke glatt, sodaß es also Büchsen- und Flintenlauf nebeneinander hat, so heißt es Büchsflinte. Die zum Scheibenschießen benutzten Büchsen sind meist ziemlich lang, die zum Pürschen bedeutend kürzer, und recht kurze Büchsen, sogenannte Stutzen, führen die Gebirgsjäger, z. B. die Tiroler.

2. Von der Fabrikation des Schießgewehrs.

Jester gibt eine so ausführliche Beschreibung der Gewehrfabrikation, wie sie vielleicht in ein Handbuch der Jagd nicht gehört, sodaß ich (v. R.) sie um so eher streichen zu dürfen glaubte, als sie dem Verfahren der Jetztzeit nicht mehr entspricht.

Dagegen halte ich eine kürzere Beschreibung von der Herstellung eines Gewehrlaufs für interessant und lasse sie hier nach der Mittheilung des Herrn Collath (Teschner & Comp.) in Frankfurt a. O. folgen, welchem ich das Modell zur bildlichen Darstellung verdanke.

a. Vom Gewehrlauf.

Es wird zuerst die Platine gefertigt, welche eine Zusammensetzung von Stahl und Eisenstäbchen ist. Diese Stäbchen a werden in ihrer Länge bis zur Stärke eines kleinen Fingers aneinandergeschweißt, dann wird jeder dieser drei Stäbe um sich selbst, also schraubenförmig gedreht b, dann werden alle drei von oben anfangend in Form eines Bandes zusammengeschweißt, c. Nunmehr wird dieses Band um eine, das Kaliber vorstellende Blechhülse d gewickelt, zusammengeschweißt und gestreckt e. Hierauf wird die Hülse ausgebohrt und der Lauf ist fertig. — Die nebenstehende Figur, wird das Gesagte noch verständlicher machen. — Nunmehr wird der Lauf außen abgeschliffen, wodurch, wie der obere Theil f des Modells zeigt, die Damascirung hervortritt, hinten verschraubt und geht in die Anstalt zur Prüfung der Haltbarkeit. Jeder Lauf, welcher dieselbe bestanden hat, erhält den Prüfungsstempel und kommt dann in die Hände des Garniseurs (Equipeurs), welcher die einzelnen Läufe zu Doppelläufen verbindet. Zu diesem Zweck bearbeitet er die beiden zusammenpassenden Rohre gleichmäßig, bohrt das Kaliber aus, gibt ihnen die gehörige Stärke, löthet oben und unten die Schienen auf und somit ist der Lauf fertig für den Büchsenmacher zum Schäften u. s. w.

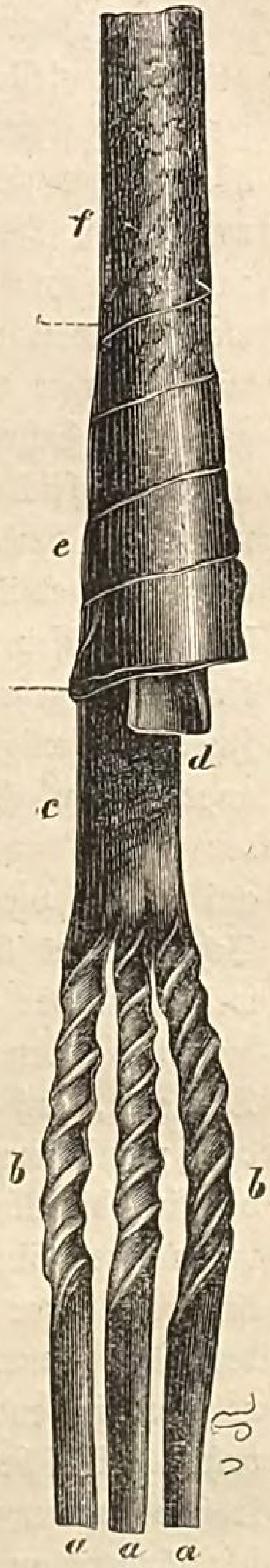


Fig. 5. Collath'scher Gewehrlauf.

Bei dem Diana=Gewehr von Pieper fällt nun diese Handarbeit an den Rohren weg, welche lediglich durch die Maschine fertiggestellt und durch das untere Verschlußstück sowie den Doppelring an der Mündung ohne Löthung verbunden werden.

Im übrigen werden auch die andern Doppelröhre nur oben und unten, nicht in der Mitte, aneinandergelöthet.

b. Vom Flintenschloß.

Der Jäger muß sich mit dem Mechanismus und mit der Einrichtung des Flintenschlosses ganz genau bekannt machen, weil er sonst weder die gute oder schlechte Beschaffenheit desselben zu beurtheilen, noch weniger aber solches gehörig zu handhaben im Stande ist. Nach unserer Ansicht muß jeder Jagdliebhaber ein Schloß ohne fremde Hülfe auseinanderzunehmen und zusammenzusetzen verstehen.[1] Es ist dieses deshalb nothwendig, weil oft der Fall eintreten kann, daß der Mechanismus durch einen kleinen geringfügigen Umstand, durch eine zu fest oder zu lose angebrachte Schraube zum Beispiel, unterbrochen wird; der Jäger aber, wenn dergleichen Fälle auf der Jagd eintreten, oder er auf dem Lande wohnt, in Verlegenheit geräth; dagegen kann er, wenn er mit der Einrichtung genauer bekannt ist, nicht selten den etwaigen Mängeln zur Stelle selbst abhelfen. Um ihm hierbei mit der nöthigen Anleitung an die Hand zu gehen, werden wir zuvörderst ein Flintenschloß zergliedern. Zuerst diejenige Seite des Schlosses, die, wenn dasselbe an die Flinte angeschroben ist, in die Augen fällt. Hier ist auf dem Schloßbleche der Hahn, und an dessen oberm Theile das Maul. Der Hahn steckt auf einem vierkantigen Zapfen, der an der inwendigen Seite des Schloßbleches befindlichen Nuß. Hiernach die innern Theile. Die Nuß, welche an der inwendigen Seite gerade dem Hahn gegenüber sitzt und diesem die Bewegung mittheilt, hat auf jeder flachen Seite einen Zapfen. Der eine, auf den der Hahn aufgesteckt ist, geht durch das Schloßblech durch; auf dem andern kleinern Zapfen steckt inwendig die Studel, unter der sich die Nuß wie ein Rad um seine Achse bewegt. Die Nuß hat unten zwei Einschnitte, von denen der eine etwas tiefer als der andere ist, vorn aber einen unter der Studel hervorragenden Arm, die Vorderrast genannt, auf dem die gekrümmte Spitze (die Krappe) der an der vordern inwendigen Seite des Schloßblechs angebrachten Schlagfeder ruht. Diese besteht aus einem langen und einem kurzen Schenkel; der letztere, unbeweglich, ist von oben an dem Schloßbleche festgemacht; der längere an der Spitze gekrümmte Schenkel ist beweglich, um durch seine Federkraft auf die Nuß, auf deren Vorderrast er, wie vorerwähnt, aufliegt, wirken zu können. An der hintern Seite des Schloßblechs,

---

[1] Ueber die Art, wie das Schloß vermittels des Federhakens und des Schraubenziehers auseinandergenommen wird, wird weiter unten das Nöthige gesagt werden.

und zwar unmittelbar an der Nuß, ist die Stange mit einer unter der Nuß auslaufenden Spitze und einem seitwärts abgekehrten langen Zapfen, der, wenn das Schloß angeschroben ist, in den Flintenschaft hineingeht; auf der Stange liegt die Stangenfeder, welche diese, wenn das Schloß aufgezogen ist, in den Einschnitten der Nuß festhält. Wenn das Schloß abgedrückt ist, so schlägt der Hahn nieder, die Nuß neigt sich sodann mit dem obern Theil nach vorn, die Vorderrast ist mehr nach unten gesenkt und die auf dieser aufliegende Schlagfeder abgespannt. Wenn der Hahn aufgerichtet wird, dreht sich mit diesem zugleich die Nuß in eine andere Richtung. Die Vorderrast erhebt sich und bringt dadurch zugleich den auf ihr ruhenden beweglichen Schenkel der Schlagfeder in die Höhe; die hinter der Nuß befindliche Stange greift sodann mit der Spitze in den tiefern Einschnitt der Nuß, die Mittelrast genannt, und der Hahn steht sodann in der Ruhe oder, wie es andere nennen, in der Mittelruhe. Wenn er nun noch weiter zurückgezogen oder gespannt wird, so erhebt sich die Vorderrast der Nuß noch mehr, der lange bewegliche Schenkel der Schlagfeder wird dadurch ebenfalls noch höher gebracht, und diese folglich stärker gespannt, die Stange greift in den hintern, minder tiefen Einschnitt der Nuß. Die Hinterrast ist wie das Schloß selbst jetzt zum Abdrücken bereit. Das Abdrücken wird durch den von dem Schloß abgesonderten und für sich allein bestehenden Abzug bewirkt, der unter der Flinte in dem Schaft angebracht und dessen obere Spitze gegen den in den Schaft hineingehenden, seitwärts abgekehrten Zapfen der Stange gelehnt ist.[1] Sobald nun der Abzug mit dem Finger zurückgezogen wird, weicht die Stange vermöge des Drucks, den sie durch den Abzug erhält, aus der Hinterrast der Nuß, die durch die Vorderrast gespannte Schlagfeder läßt beim Ausweichen der Stange nach, die aus der Ruhe gebrachte Nuß wird durch die Gewalt, mit der die nachlassende Schlagfeder die Vorderrast herunterdrückt, plötzlich umgedreht und der auf der Nuß steckende Hahn gegen das Piston abgeschlagen.[2]

Wir haben absichtlich diese umständliche Beschreibung vorausgeschickt, um dasjenige, was wir über die zweckmäßige Einrichtung eines Flintenschlosses sagen werden, desto einleuchtender und verständlicher zu machen.

Wir werden nun auseinandersetzen, wie ein gut eingerichtetes Schloß beschaffen sein muß. Alle vorbeschriebenen einzelnen Stücke wer-

---

[1] Die Kugelbüchsen sind mit einem sogenannten Stechschloß versehen, dessen Abdruck vermittels des Schnellers oder Stechers bewirkt wird. Ueber den Mechanismus und die Einrichtung des Stechschlosses findet man eine ausführliche Beschreibung in Winckell's Handbuch für Jäger u. s. w., III, 358.

[2] Dies bezieht sich auf das Schloß am Percussionsgewehr; die neuern Schlösser der Hinterlader sind etwas einfacher.

den aus zähem, aber hinlänglich gehärtetem Eisen gemacht, die Federn ausgenommen, die von Stahl sein müssen.[1] Der Hahn muß nicht nur von verhältnißmäßiger Größe und Form, sondern auch gut gestellt sein.

Die Nuß, die eins von den wichtigsten Stücken des Schlosses ist, muß mit großer Sorgfalt und Genauigkeit verfertigt, vorzüglich aber gehörig gehärtet sein, wenn das Schloß die erforderliche Dauer und Sicherheit haben soll. Der vordere Einschnitt, die Mittelrast, in den die Stange, wenn der Hahn in Ruhe steht, eingreift, muß gehörig tief sein, damit der Hahn unter keinen Umständen aus der Ruhe schlagen kann. Der hintere Einschnitt, die Hinterrast, muß zwar minder tief, aber doch so beschaffen sein, daß die Stangenspitze hinlänglich eingreifen kann, damit der Hahn, wenn er gespannt ist, fest stehe, und nicht von selbst losschlage. Die Stange muß zu dem Ende ebenfalls gehörig gehärtet sein, weil sich sonst die in die Einschnitte der Nuß eingreifende Spitze gar bald abnutzt und das Schloß unsicher wird. Damit aber auch die Stange beim Abdrücken des Schlosses mit der erforderlichen Schnelligkeit aus der Hinterrast weichen könne, muß die auf der Stange ruhende Feder nicht zu stark, die Hinterrast, wie ich schon erwähnt habe, nicht gar zu tief gefeilt sein, der für sich allein bestehende Abzug aber auch die zum schnellen und leichten Abdruck erforderliche Stellung und Richtung erhalten. Wenn bei dieser Einrichtung der mindeste Fehler vorgegangen und nicht gerade das richtige Verhältniß zwischen einem zu harten und zu leisen Abzuge getroffen ist, oder wenn dieser sich, anstatt die Stange augenblicklich weichen zu machen, reckt und zieht, so geht das Gewehr entweder zu spät oder zu früh los, und man schießt, besonders im Fluge, leicht fehl. Eine wesentliche Eigenschaft an einem guten Flintenschlosse ist nun endlich das richtige Verhältniß der Federkräfte. Es ist nicht genug, daß eine jede Feder für sich die nöthige Spannkraft habe, sondern es muß dabei vorzüglich auf ihre gegeneinander wirkenden Kräfte oder mit andern Worten darauf Rücksicht genommen werden, daß der Widerstand, den eine der andern entgegensetzt, mit der diesen überwältigenden Kraft im genauesten Verhältniß stehe. Ist die Schlagfeder zu stark, so schlägt der Hahn zu hart auf, andernfalls nicht stark genug und veranlaßt Versager.

Bei feinern Gewehren vermindert man die Reibung in den Schloßtheilen, welche selbst bei sorgfältiger Arbeit immer nicht unbedeutend ist,

[1] Der Büchsenmacher beschmiert, wenn er die Feder macht, diese mit Talg und hält sie so lange über glühende Kohlen, bis das Talg brennt. Keine Feder wird aber, wie sonst bei dem Härten, in kaltem Wasser abgekühlt, weil sie sonst zu hart wird. Man läßt übrigens die Federn häufiger blau anlaufen.

dadurch, daß man der Nuß um beide Zapfen und der Stange um das Schraubenloch schmale Erhöhungen gibt, damit sie nur mit diesen, nicht mit der ganzen Fläche am Schloßbleche reibt. Ferner hat man auch öfter den Krapfen der Schlagfeder nicht auf den der Nuß gelegt, sondern beide Schloßtheile mittels eines in beiden mit Charnieren beweglichen Zwischengliedes, der Kette, verbunden (Kettenschlösser), wodurch die Reibung an diesem Theile fast ganz wegfällt.

Die Schrauben anlangend, so müssen solche sämmtlich mit dem gehörigen Gewinde versehen und jedes einzelne Stück zweckmäßig befestigt sein, wobei jedoch darauf gesehen werden muß, daß den beweglichen Stücken der nöthige Spielraum gelassen werde, was vorzüglich vom Hahn u. s. w. gilt, und vom Jäger, wenn er erst die Einrichtung kennt, gar bald selbst beurtheilt und beseitigt wird.

Man sehe bei dem Flintenschlosse nicht sowol auf das Aeußere und am wenigsten auf Verzierung und getriebene Arbeit, dergleichen Schlösser sind ohnehin schwer rein zu halten, sondern auf die innere Einrichtung, und über diese ist der Leser hoffentlich hinlänglich belehrt, vorzüglich aber auf ein leichtes, behendes, klingendes Gefieder, welches sich gleichsam spielend bewegen und handhaben läßt, was man bei irgend einiger Aufmerksamkeit gar bald an dem verschiedenen Gefühl, das die Handhabung eines leichten und die eines lahmen, harten Gefieders der Hand mittheilt, erkennen wird.

Zum Schluß noch die Bemerkung, daß, wenngleich jeder Jäger die einzelnen Theile des Schlosses kennen und auseinanderzunehmen verstehen muß, er dennoch gut thun wird, sich mit demselben so wenig als möglich zu befassen. An unsern jetzigen Gewehren liegt das Schloß so dicht im Schaft, daß Regen kaum eindringen, mithin Rost nicht entstehen kann, und glaubt er eine Revision für erforderlich, so geht er lieber zum Büchsenmacher und läßt diesen das Schloß herausnehmen und reinigen, wonach er sich über Jahr und Tag um selbiges nicht zu kümmern braucht. Durch öfteres Herausnehmen verliert das Schloß den dichten Einlaß im Schaft und es wird, wie man zu sagen pflegt, klapperig. Das Innere eines Schlosses zeigt Figur 2 auf S. 16; alle Hahnenschlösser stimmen mit diesem überein, andere complicirte Construction läßt man sich lieber in natura zeigen und erläutern.

c. Von dem Schaft.

Der Schäfter legt die letzte Hand an das Gewehr und bringt es völlig zu Stande. Er muß nicht nur das Schaftholz gehörig auszusuchen verstehen, sondern auch vorzüglich ein sehr gutes, getreues Augenmaß

haben, und dem Rohr eine vollkommen gerade und richtige Lage zu geben wissen.

Das welsche Nußholz ist zu Flintenschäften unter allen bekannten Holzarten, sowol wegen seiner äußern Schönheit als sonst das beste, nächst diesem aber das Eschen- und Ahornholz. Es muß vollkommen trocken, dabei leicht sein und weder Aeste noch Risse haben. Der Schäfter verfertigt zuerst das Schaftmodell, ein Bret, das nach dem Umfange, den das Schaftholz bei dem Anfange der Bearbeitung erhalten soll, geschnitten wird. Hiernächst mißt und zeichnet er nach diesem die bestimmte Größe des Schafts auf dem Schaftholz, welches beiläufig erwähnt, aus einer starken Bohle nach der flachen Gestalt eines Schafts geschnitten ist, ab, welches er den Schaft abrichten nennt. Hierauf arbeitet er den Schaft mit dem Schneidemesser im Groben aus, alsdann höhlt er mit dem Hohlmeißel die Rinne aus, in die das Rohr mit der Schwanzschraube zu liegen kommt, und bohrt sodann mit dem Haftbohrer die Löcher für die Haften, durch die das Rohr in den Schaft befestigt wird. Hiernächst macht er die Vertiefungen, in die die innern Theile des Schlosses versenkt werden[1], paßt sodann den Beschlag an, macht die hierzu nöthigen Vertiefungen, und bohrt die zur Befestigung erforderlichen Löcher, höhlt dann die Rinne für den Ladestock[2] mit dem Schnitzer, Flach- und Hohlmeißel aus, und ebnet diese mit dem Nuthobel. Er bohrt sodann das Loch, in das die Spitze des Ladestocks hinter der Rinne in den Schaft bringt. Endlich bildet er mit dem Schneidemesser sowol den vordern Theil des Schafts sammt dem Kolben und der Backe[3] völlig aus, und macht zuletzt den Schaft zuerst mit dem Fausthobel, und nächstdem vermittels des Reibens mit Schachtelhalm und Bimsstein völlig glatt und eben. Wenn der Schaft fertig ist, wird er entweder blos mit Leinöl angestrichen oder noch besonders polirt. Ein gutes Nußholz bedarf im Grund nur des Anstrichs mit Leinöl, um die Adern sichtbar zu machen.

Zuletzt wird der Beschlag und alle kleinen eisernen Theile, einige mit Schrauben, andere mit Nieten befestigt. Der Ladestock, welcher besonders verfertigt wird, muß von gutem, trockenem, leichtem und zähem Holze sein. Er muß ganz genau in die Rinne passen, fest stecken, aber ohne große Gewalt hinein- und herauszubringen sein. Er muß aber auch mit dem obern, das heißt mit demjenigen Ende, mit dem er, wenn er in der Rinne

---

[1] Dies muß mit einer vorzüglichen Genauigkeit geschehen, weil, wenn das Schloß nicht ganz genau paßt und sich irgendwo preßt oder klemmt, dadurch der freie Mechanismus gehemmt wird.

[2] Wenn das Gewehr ein Vorderlader ist. (v. R.)

[3] Neuerdings werden die meisten Gewehre ohne Backen geschäftet, letztere sind auch gänzlich überflüssig. (v. R.)

steckt, nach oben gekehrt ist, den Lauf völlig ausfüllen, dabei die gehörige und zwar eine solche Länge haben, daß er, wenn er in die ungeladene Flinte geworfen wird, etwas aus derselben hervorragt und mit den Fingern gefaßt werden kann. Er wird gewöhnlich an dem obern Ende mit einem Aufsatz von Horn versehen. Auf dem untern Ende oder Spitze wird zuweilen ein Krätzer angebracht, welcher zum Ausziehen des Schusses nothwendig ist. Eiserne Ladestöcke taugen bei Jagdflinten deshalb nicht, weil sie die inwendige Politur des Laufs beschädigen, überdies aber auch durch ihre Schwere das Gewehr aus dem Gleichgewicht bringen. Es wird vorwichtig, senkt sich beim Abdruck und man schießt häufig zu kurz. Ladestöcke von Fischbein verdienen zwar insoweit den Vorzug, weil sie nicht leicht brechen; sie sind aber nicht so steif wie die hölzernen und der Vorschlag oder Pfropfen läßt sich, besonders wenn die Flinte unrein wird, schwerer herunterbringen. Die Form und Länge des Kolbens, das heißt desjenigen Theils des Schafts, wo das Gewehr an die Backe gelegt wird, ingleichen die Stärke des Backens muß sich ein jeder nach seinem körperlichen Wuchs einrichten lassen, jedoch kommt dabei Vieles auf Gewohnheit an. In der Regel behagt demjenigen, der groß ist, einen langen Hals und lange Arme hat, eine lang geschäftete Flinte besser als eine kurz geschäftete; dagegen es sich mit einem Schützen von kleiner Statur gerade umgekehrt verhält. Ob der Kolben lang genug ist, kann ein jeder daran wahrnehmen, wenn er beim Anschlagen der Flinte den Abzug, ohne den Arm zu sehr ausstrecken zu müssen, mit der Fingerspitze erreichen kann. Mit der mehrern oder wenigern Krümmung des Kolbens hat es eine ähnliche Bewandtniß. Dem einen liegt eine gerade, dem andern eine krumm geschäftete Flinte besser. Es läßt sich hierüber nichts vorschreiben. Nur ist nicht abzuleugnen, daß man mit einer sehr krumm geschäfteten Flinte im Laufen leicht zu kurz, mit einer zu gerade geschäfteten dagegen im Fluge gern zu hoch schießt. Im allgemeinen beträgt der Winkel, welchen der Kolbenhals mit der Rohrachse macht, 22—25 Grad. Ein Haupterforderniß des Schaftes aber ist, daß der Kolben mit dem Lauf und dem Richtkorn in gerader Linie fortlaufe, was man leicht wahrnehmen kann, wenn man auf der Kante des Kolbens über den Lauf hinsieht. Wenn der Kolben im mindesten aus der Linie weicht, so taugt der Schaft nichts. Er ist nach der Kunstsprache windschief. Die Lage läßt sich übrigens am besten beurtheilen, wenn man die Flinte mit zugedrückten Augen anschlägt. Wenn man dann die Augen öffnet, so muß das Korn gerade in der Mitte stehen. Wenn das Gewehr gut liegt, und man einmal daran gewöhnt ist, so lasse man es ja nicht anders als im höchsten Nothfall, und wenn der Schaft

etwa durch die Länge der Zeit oder durch zufällige Beschädigung völlig unbrauchbar wird, umschäften, weil die mindeste Veränderung in dem Anschlage, an den man sich einmal gewöhnt hat, das Fehlschießen befördert. Kleine Beschädigungen lassen sich ohnehin leicht ausbessern, obgleich es selbst bei einer beträchtlichen Beschädigung, wenn sie den vordern Theil betrifft, besser ist, einen halben Schaft ansetzen, als einen durchaus neuen verfertigen zu lassen. Büchsen haben in der Regel ganze Schäfte, was auch bei der größern Sicherheit für das Rohr vorzuziehen ist. Doppelflinten sind dagegen nur halb geschäftet. Der Beschlag, welcher auch Garnitur oder Montirung genannt wird und aus der Kappe des Kolbens, dem Bügel, in dem der Abzug steht, den Schloßschraubenblechen und den Ladestockhülsen [1] besteht, hängt von der Wahl des Liebhabers ab. Die tombackenen und Messingbeschläge sind jetzt ganz aus der Mode, obwol sie denen von Stahl, weil die letztern leichter rosten, vorzuziehen sind. Silber, Argentan oder Weißkupfer haben denselben Vorzug. Ein glatter Beschlag kann leichter rein gehalten werden, als einer von getriebener Arbeit. Das Graviren des Beschlags wird jetzt [2] als eine vorzügliche Zierath eines Gewehrs betrachtet, man verwendet viel Mühe darauf und hat es auch weit darin gebracht. Nur muß man, von welcher Art der Beschlag auch sei, darauf sehen, daß der Bügel eine hinlängliche Weite und Spielraum für den Abzug und den Zeigefinger, mit dem man losdrückt, habe, und daß er weiter hinwärts gut in der Hand liege, wenn man den Daumen über den sogenannten Kropf, den zwischen dem Kolben und der Schwanzschraube befindlichen Theil des Schafts, und die übrigen Finger unten über die Bügelverengerung schlägt. An den französischen Flinten findet man gemeinhin halbe Bügel, d. h. solche, die nur gerade eine so große Wölbung haben, daß der Abzug darinnen frei steht. Die gewöhnlichen ganzen Bügel sind deshalb vorzuziehen, weil die Hand beim Anschlagen des Gewehrs mehr Haltung hat, und das Gewehr fester in der Hand liegt. Man hat Schäfte ohne Beschlag, an denen selbst die Bügel von Holz sind, Kapuzinerschäfte, welche den Vorzug haben, daß sie im Winter nicht so kalt in der Hand sind. Auch hat man Schäfte, an denen die Bügel zwar von Holz oder Horn gemacht, aber mit Metall beschlagen sind. Der Balancepunkt der Flinte muß sich hinter dem Punkte befinden, wo bei der natürlichen Haltung des Arms, beim Anschlagen zum Schusse, die linke Hand zu liegen kommt, oder etwa zwei Fuß vom Kolbenende.

---

[1] Beim Vorderlader. (v. R.)

[2] In neuester Zeit nur an ganz besonders feinen Gewehren. (v. R.)

d. Von der Untersuchung eines Gewehrs in Bezug auf die Güte der Arbeit.

Ungeachtet wir über die zweckmäßige Einrichtung einer Jagdflinte ziemlich umständlich gehandelt und die wesentlichen Unterscheidungszeichen eines guten und schlechten Gewehrs angegeben haben, so wird der angehende Jäger dennoch wohl thun, wenn er beim Ankauf einer Flinte einen Sachverständigen zu Rathe zieht. Es gehört wahrlich viel Kenntniß und Erfahrung dazu, um nicht hintergangen zu werden. Man verlasse sich hierbei nicht auf die Empfehlung der Büchsenmacher und ebenso wenig auf zwei, drei Versuche, die man mit dem Anschießen nach dem Ziele macht. Es gibt Gewehre, die den Hagel einige Schüsse hintereinander trefflich werfen, sich aber in diesem Vorzuge nicht fortdauernd erhalten, andere dagegen, die, wie die Büchsenmacher zu sagen pflegen, auf das reine Eisen schlecht schießen und bei denen sich der Schuß erst dann findet, wenn der Lauf etwas unrein und rauh wird.

Am wenigsten aber lasse man sich durch äußere Schönheit oder durch die auf den Läufen befindlichen Namen und Zeichen blenden.

Wenn man in dem Besitze einer guten Flinte ist, so lasse man sich ja nicht dazu verleiten, sie durch Künsteleien zu einem noch höhern Grad der Vollkommenheit zu bringen und die Schußweite oder das Zusammenhalten des Hagels verstärken zu wollen. Dergleichen angepriesene Mittel laufen größtentheils auf nichts hinaus, und man kommt in Gefahr, ein gutes Gewehr völlig unbrauchbar zu machen. Man gehe aber auch, wenn etwa ein Gewehr aus dem Schuß gekommen zu sein scheint, nicht minder vorsichtig zu Werke und lasse ja keine Veränderung damit vornehmen, bevor man sich nicht durch hinlänglich angestellte Proben und Versuche überzeugt hat, daß wirklich eine Schußveränderung vorgegangen ist, und woran der Fehler liegt. Oft mißt der Schütze, wenn er an einem unglücklichen Tage ungewöhnlich oft fehlschießt, die Schuld dem Gewehre bei, und meint, dies habe den Schuß verloren, nicht selten lag es blos an seiner Jagdhitze, daß er fehlschoß; oft aber haben die bei der Ladung vorgegangenen Fehler oder die mehrere oder mindere Stärke des neu angeschafften Pulvers eine Veränderung im Schuß bewirkt. Alles das muß man genau untersuchen, zu dem Ende ein dem Anschein nach aus dem Schuß gekommenes Gewehr zuvor nach der weiter unten vorkommenden Anleitung nach dem Ziele anschießen und nur dann erst auf Verbesserungsmittel denken, wenn man hinlänglich überzeugt ist, daß die Schußveränderung Grund hat. Der Anschuß wird, vorausgesetzt daß er mit Genauigkeit erfolgt ist, bald zeigen, ob das Gewehr entweder den Hagel nicht gerade oder nicht mehr so dicht wirft, oder minder scharf schießt. Auf den ersten Fall muß es gerichtet, in den beiden andern Fällen aber der Gewehr-

lauf untersucht und nachgesehen werden, wo der Fehler eigentlich steckt. In beiden Fällen aber vertraue man das Gewehr nie aufs gerathewohl dem ersten besten Büchsenmacher zur Instandsetzung an. Gewöhnlich schreiten unwissende Büchsenmacher, wenn ein Gewehr aus dem Schuß gekommen ist, ohne hinlängliche Untersuchung und Kenntniß zu dem sogenannten Kolben, wonach die Seele des Laufs auf ähnliche Art, wie bei dem Feinbohren, mit dem vorhin beschriebenen hölzernen Kolben bearbeitet wird, um dadurch das etwaige Rauhe und Unebene herauszubringen, oder sie erweitern wol gar mit dem gespaltenen Kolben den Pulversack. Die erste Behandlung ist und bleibt, wie ich schon vorhin erwähnt habe, um so mislicher, als das Instrument mit der Hand regiert wird, diese aber sehr geübt sein muß, um nicht auf einer Stelle mehr als auf der andern zu wirken und eine Ungleichheit des Kolbens hervorzubringen. In welchem Grade aber die zweite Behandlung, die Erweiterung des Pulversacks, besonders bei kugelgleich gebohrten Gewehren schädlich ist, darüber ist schon bei Gelegenheit des Bohrens etwas erwähnt. Man wende sich daher jederzeit an geschickte, zuverlässige Arbeiter. Man sei aber bei der Untersuchung des Laufs gegenwärtig. Man lasse zuerst vermittels der oben beschriebenen Saite prüfen, ob der Lauf sich etwa gekrümmt hat, was man, sobald man nur erst das Instrument gesehen und sich von dem Gebrauch unterrichtet hat, gar bald selbst gewahr wird. Man lasse es auf diesen Fall in seinem Beisein in dem Richtstock richten und überzeuge sich dann durch einen neuen Anschuß von dem Erfolge. Findet man aber, daß der Lauf sich nicht, wie man vermuthet, gekrümmt hat, so sehe man weiter nach, ob sich etwa, wenn man den Lauf vor das Licht hält, Rostflecken oder Splitter zeigen. Im ersten Falle ist oft das sogenannte Schmirgeln mit dem Bleikolben anwendbar; wogegen, wenn wirklich Splitter vorhanden sind, freilich nichts übrig bleibt als den Lauf entweder kolben, oder wenn dieses ohne Erfolg ist, ihn wol gar — und dies ist freilich der schlimmste Fall — von Grund aus neu bohren zu lassen. Man schreite aber, wie gesagt, zu allen diesen Behandlungen nicht anders, als wenn man sich durch den Augenschein überzeugt hat, daß sie nothwendig sind. Sobald man daher auch beim Untersuchen des Laufs weder eine Krümmung, noch Rostflecken, noch Splitter, noch sonst etwas Rauhes oder Unebenes wahrnimmt und der Lauf vielmehr gerade, glatt und eben ist, so lasse man, fürerst wenigstens, alle Behandlung weg. Es ist beinahe keinem Zweifel unterworfen, daß die Schußveränderung nicht sowol an dem Gewehre, sondern an einem bei der Ladung oder sonst begangenen Fehler liegt, dem man noch nachspüren und abhelfen muß.

3. Von dem Hagel oder Schrot.

Der Hagel oder der Schrot wird auf den Schrotfabriken verfertigt. Die älteste, einfachste Art ist folgende: Das Blei wird geschmolzen und wenn es flüssig ist, mit rothgelbem Operment, rothem oder gelbem Arsenik (Auripigment) vermischt, etwa im Verhältnisse von 1 Pfd. Arsenik auf 1000 Pfd. Blei, dann aber mit einem Schmelzlöffel in die Schrotformen, welche von geschmiedetem Eisen sind, den Durchschlägen in den Küchen gleichen und nach Verschiedenheit der Schrotgröße kleinere oder größere Löcher und Oeffnungen im Boden haben, gegossen, aus denen es in die unter die Schrotformen gestellten, mit Wasser angefüllten Gefäße läuft, wo es sich nach Verhältniß der Formen in große oder kleine Tropfen bildet. Die sich in dem Wasser hin und wieder unförmlich bildenden Körner werden durch ein Sieb abgesondert. Es werden verschiedene Nummern gegossen. Für jede Nummer ist eine besondere Form und ein besonderes Sieb. Der Bezeichnungsart liegt nichts Bestimmtes zum Grunde. Die gröbste Sorte ist Nr. 0, dann 1, 2, 3 u. s. w. bis 12 und darüber.[1] Von den gröbsten Nummern gehen 16—18, von den kleinsten (Dunst oder Vogeldunst) 600, 1000 bis 3600 Körner auf ein Loth.

Um unsere Leser in den Stand zu setzen, in Bezug auf die Körnerzahl im Verhältniß zum Gewichte ein richtiges Urtheil zu fällen und danach die Ladung selbst ohne zu wiegen beurtheilen zu können, lassen wir hier die ungefähren Verhältnisse von dem Schrote folgen.

Nr.	0	enthält	24—28	Kr.
„	1	„	32—33	„
„	2	„	41	„
„	3	„	49—50	„
„	4	„	62—63	„
„	5	„	83—84	„
„	6	„	123	„
„	7	„	155	„
„	8	„	203	„
„	9	„	282	„
„	10	„	466	„
„	11	„	832	„

Daß es hierbei vorzüglich auf die sorgfältige Absonderung der unförmlichen, ungleichen Körner ankommt, ist wohl sehr einleuchtend. Guten

[1] Leider haben wir noch immer keine allgemein geltenden Stärkeklassen für die Schrotnummern, daher man dieselben selbst prüfen muß. (v. R.)

Hagel erkennt man daher auch vorzüglich daran, wenn die Körner soviel möglich rund und von gleicher Größe sind; dagegen er, wenn die Körner ungleich, wenn sie hohl sind, wenn sie Löcher haben, untauglich ist. Das flüssige Blei gießt man auf einem hohen Schrotthurm[1], sodaß das durch das Sieb gelaufene Blei erst einen langen Weg durch die Luft machen muß, dabei erkaltet und die richtige Kugelgestalt annimmt, ehe es in das Wasser fällt. Für ganz feines Schrot ist eine Höhe von 10 Fuß ausreichend, für größere Sorten hingegen eine Fallhöhe von 100—150 Fuß. Das Poliren des Schrotes geschieht durch Umdrehen in einem Faß, worein etwas Graphit gethan wird.

Die dem Wasser entnommenen Schrote werden sortirt und zum Versand bereit gemacht.

Schrote über $5\frac{1}{2}$—6 mm Durchmesser lassen sich auf diesem Wege nicht mehr darstellen, weil sie während des Falles nicht Zeit genug haben, genügend zu erstarren. Diese stärkern Sorten, Posten namentlich, werden gepreßt.

Bis dahier stellte der Jäger an den Schrot, außer daß er durchaus egal rund und gut sortirt war, noch die Anforderung besonderer Weichheit des Bleis, weshalb sie aus reinem Weichblei dargestellt wurden, resp. noch werden. Seit einigen Jahren jedoch stellen die Engländer sogenannten Hartschrot (Chilled Shot) her, welcher sich auch bei uns Eingang verschafft hat und unter dem Namen Patenthagel oder -Schrot bekannt ist.

Der Fabrikant dieses Schrots, Herr Gottfr. Hagen in Köln a. R., von welchem ich (v. R.) diese Mittheilungen habe, sagt darüber: „Das specifische Gewicht des Hartschrots ist dem des weichen Schrots gleich. Auch leiden die Gewehrläufe durch seine Verwendung nicht, wie man dies vielfach irrthümlicherweise annimmt, indem selbstverständlich das härteste Blei bei weitem nicht so hart, wie das weichste Eisen ist, mithin das Eisen des Laufs sich nicht abschleifen kann.

„Der Hauptvorzug des Hartschrots gegenüber dem Weichschrot besteht darin, daß ersterer, infolge seiner Härte, beim Aufschlagen sich nicht platt drückt, sondern rund bleibt und durchschlägt. Man überzeugt sich hiervon am besten, indem man eine Patrone mit derselben Anzahl Körner beider Schrotarten von derselben Nummer füllt und auf ein Bret von entsprechender Dicke abfeuert. Es zeigt sich alsdann, daß der Hartschrot glatt durchschlägt, während der Weichschrot sich sofort beim Aufschlagen

[1] Zweckmäßiger ist noch einen Schacht dazu zu benutzen, weil der im Sommer kühler ist und ein geringerer Luftzug darin stattfindet.

abplattet und infolge der verflachten Form und des dadurch vergrößerten Widerstandes im Holze stecken bleibt.

„Hieraus folgt auch, daß Hartschrot auf weitere Entfernungen noch tödlich wirkt, wo Weichschrot das Wild nur mehr krank schießt.“

Ich habe den Hartschrot mehrfach mit Erfolg, namentlich auf sehr weite Distanzen erprobt und kann ihn empfehlen. Der Preis ist ganz unbedeutend höher als beim Weichschrot. Bei kleinem Federwild ist er natürlich von geringerer Bedeutung. Der Hagen'sche Hartschrot wurde auf der internationalen Jagdausstellung zu Kleve 1881 prämiirt.

4. Vom Stöpsel, Pfropfen oder Vorschlag.

Das Pulver wird aus einem zweifachen Grunde mit einem Stöpsel bedeckt, einmal um durch den ihm entgegengesetzten Widerstand die zum Forttreiben des Hagels nöthige Kraft zu erhalten: und dann auch um zu verhindern, daß die sich bei der Entzündung des Pulvers entwickelnden Gasarten nicht den Hagel berühren, weil diese ihn sonst durch ihre zu früh erfolgte Ausdehnung nach allen Seiten auseinanderstreuen würden. Der Stöpsel auf dem Hagel hat nichts anderes zur Absicht, als um diesen in dem Laufe fest zu halten. Hieraus wird es einleuchten, daß der auf dem Pulver befindliche Stöpsel sowol die zum Widerstande erforderliche Consistenz haben, als auch den Lauf so vollkommen ausfüllen müsse, daß sich die Gase nirgends durchdrängen können. Pfropfen von dickem, ungeleimtem Hutfilz, die nach dem Kaliber des Laufs mittels eines zirkelförmigen Meißels, Filzschläger genannt, ausgeschlagen und an eine Schnur gereiht an der Jagdtasche angehängt werden, sind nun zwar jenem Endzwecke vollkommen entsprechend und wegen der Gleichmäßigkeit der Ladung sehr zu empfehlen; nur machen sie für jemand, der häufig schießt, immer einige Ausgabe, sowie sie denn die Unbequemlichkeit haben, daß man sie nicht leicht mit einem gewöhnlichen Krätzer aus dem Lauf bringen und mithin den Schuß nicht abziehen kann; auch wirft man ihnen vor, daß sie die Rohre, besonders bei weichem Eisen, mehr angreifen, als jede andere Pfropfenart, welcher Vorwurf allerdings nicht unbegründet erscheint.

Hede oder Werg ist nicht allein ungleich wohlfeiler, wie der Hutfilz, sondern es läßt sich auch leichter, wie jeder andere Pfropfen, mit dem Krätzer aus dem Lauf ziehen. Nur muß man es vorher in 1 Zoll lange Stücke schneiden, auch wenn man in Busch- und vorzüglich in Kienwäldern oder nahe an Gebüschen schießt, auf seiner Hut sein, weil Hede und nächst diesem Papier anbrennt und man leicht Feuerschaden anrichten kann. Einige laden daher mit Baumwolle, die aber deshalb nicht

taugt, weil sie zu weich ist, um den gehörigen Widerstand leisten zu können. Baummoos, ingleichen Kuhhaare sind ebenfalls zum Laden brauchbar, wie nicht minder weiches Papier, nur muß das letztere unplanirt oder ungeleimt, auch nicht zu weich oder zu dünn sein. Besonders bequem sind Kuhhaare in dünnes Papier zu Pfropfen eingehüllt, da sie ebenfalls sehr gleichmäßige Ladung bewirken.

Das Vorstehende kann sich selbstverständlich nur auf die aus der Hand zu ladenden Percussionsgewehre, also Vorderlader, beziehen, da zu den Hinterladern fertige, den Kalibern angepaßte Patronen verwendet werden müssen, um deren Ladung es sich also handelt, nicht um die der Läufe. Zu diesen Patronen muß man die fertigen und passenden Pfropfen kaufen, wenn man sich die erforderlichen Locheisen nicht selbst beschaffen will und sind jetzt die gefetteten Filzpfropfen auf das Pulver und Pappdeckel auf dem Schrot die üblichsten und besten und in jeder bezüglichen Handlung zu kaufen; der Kostenpunkt kann dabei keine Rolle spielen, jeder Schuß aus irgendeinem Hinterlader ist an und für sich schon theurer als aus einem Vorderlader, da nicht allein schon die Patronenhülse Geld kostet, sondern auch mehr Pulver und Blei verlangt.

5. Von den Zündhütchen.

Das Verfahren bei der Fabrikation der Zündhütchen, welche bei den Percussionsgewehren ganz allgemein angewendet werden, ist folgendes. Das Material dazu ist jetzt durchgehends Kupferblech oder versilbertes Kupferblech, da Eisen oder Tomback sich nicht bewährt hat. Das Auswalzen des ganz reinen Kupferblechs geschieht zu 0,01″ Stärke. Aus diesem Bleche werden kreisrunde Plättchen mittels eines Stoßwerks ausgeschlagen. Diese werden dann in andern Kippwerken zu Hütchen gezogen, wozu zwei- bis dreimalige Wiederholung erforderlich ist, bei welchen nach und nach das Blech weiter ausgetieft wird. Die Hütchen werden immer cylindrisch, entweder glatt oder fein gerippt, in neuester Zeit auch gespalten gefertigt. Letztere, sowie die gerippten, haben den Vorzug des vollständigen Schlusses auf den Piston, und außerdem fallen die aufgeschlitzten nach dem Schusse auch leichter von den Zündthürmchen ab. Auch gibt man dem Hütchen wol einen Rand, um danach im Dunkeln das offene Ende ohne Schwierigkeit herausfühlen zu können.

Die Füllung, deren Gleichmäßigkeit für den Gebrauch sehr wichtig ist, indem man den feuchten Satz in metallene Scheiben, die etwas dicker sind, als die Satzscheiben werden sollen, und Durchbohrungen von dem Durchmesser des Hütchens im Lichten haben, fest eindrückt und das über die Oeffnung Hervorstehende, mit der obern und untern Fläche der Scheibe

gleich abstreicht. Nach einiger Zeit sind die Satzscheiben trocken und können leicht aus der Metallplatte ausgedrückt werden, und zwar so, daß sie unmittelbar in die reihenweise darunter stehenden Hülsen fallen. Das Laden der Hütchen geschieht auf einem Kippwerke; das Hütchen wird in die Aushöhlung einer Stahlplatte eingesetzt, in welche es genau paßt und in dessen Boden das Zeichen der Fabrik eingeschnitten ist. In das Hütchen auf die Satzscheibe tritt ein Stahlstempel, welcher mit großer Kraft die Ladung eindrückt und dabei den Fabrikstempel mit einpreßt.

Um die Satzscheibe vor Feuchtigkeit zu schützen, gibt man ihr einen Ueberzug von Schellackfirniß, oder nimmt dazu besser ein Metall, am besten ein Tombackplättchen, welches gleich mit dem Satze niedergepreßt wird. Bei Anwendung der letztern bildet man die Füllung auch wol in Kügelchen, welche in der Mitte des Hütchens sich befinden.

Die Mischung des Satzes selbst ist sehr verschieden. Entweder nimmt man Knallquecksilber mit Schießpulver oder mit Salpeter und Schwefel, oder chlorsaures Kali, mit Schwefel, Spießglanz und Kohle. 79 Proc. chlorsaures Kali, 11 Proc. Kohle und 10 Proc. Schwefel gibt die Mischung, welche mit der chlorsauren Kali-Zusammensetzung die größte Entzündlichkeit erreicht. Die Mischung mit Knallquecksilber ist die entzündlichste, doch hat man sie in neuester Zeit deshalb ganz verlassen, weil sie zu gefährlich ist und namentlich mehrere Beispiele von Selbstentzündung vorgekommen sind, überdies auch bei Anfertigung des Präparats große Gefahr stattfindet. Endlich aber greift sie auch die Gewehre mehr an, als die mit chlorsaurem Kali gefüllten.

Die Fabrik von Sellier und Bellot, sowie von Dreyse und Kollenbusch liefern sehr gute Fabrikate.

Zum Aufsetzen der Zündhütchen auf das Piston, welches im Winter bei strenger Kälte oft schwierig ist, hat man verschiedene Maschinen erfunden, welche bei einer richtigen Construction ihren Zweck vollkommen erfüllen.

6. Von andern kleinen beim Schießen erforderlichen Geräthschaften.

Der Jäger muß, außer einem hinlänglichen Vorrath an Pulver, Schrot u. s. w., auch einige andere, beim Laden und Schießen nothwendige, kleine Geräthschaften bei sich führen. Hierher gehört zuerst der Schraubenzieher oder dasjenige Werkzeug, vermittels dessen man die an einer Flinte befindlichen Schrauben auf- und zudrehen kann, und welches dem Jäger, wenn er das Schloß abnehmen will, unentbehrlich ist. Jeder Büchsenmacher verfertigt dergleichen, und es ist dabei weiter nichts zu bemerken. Nächst diesem muß er mit einem Krätzer, der entweder

auf dem Ladestock befestigt oder lose in der Jagdtasche geführt wird, versehen sein, um, wenn man sich beim Laden versehen hat, oder wenn man andern Hagel aufsetzen will, den Pfropfen herausziehen zu können. Auch dieses Instrument findet man bei den Eisenkrämern, und man hat bei der Auswahl blos darauf zu sehen, daß die Spitze scharf und hinlänglich gekrümmt sei. Die mit zwei gegeneinander laufenden Gewinden und Spitzen versehenen Krätzer sind den einfachen vorzuziehen, ausgenommen, wenn man sich zum Vorschlage der Filzpfropfen bedient, die nicht leicht anders, als mit einem einschenkeligen Krätzer herausgebracht werden können. Eine eiserne Räumnadel, welche gewöhnlich unter dem Stöpsel der Pulverflasche fest gemacht wird, gehört ebenfalls hierher, um das Zündloch, wenn es verstopft ist, oder auch die Oeffnung der Pulverflasche, wenn etwa zufällig Hagelkörner unter das Pulver gekommen sind und diese sich in der Oeffnung festsetzen, aufräumen zu können. Ein Messer, das man verschiedentlich braucht, ist ebenfalls unentbehrlich. Man findet hin und wieder diese Instrumente, das heißt, den Krätzer, Schraubenzieher, Räumnadel, in einem einzigen vereint, und dies ist zum Gebrauch desto bequemer. Auch hat man kleine portative Federschraubstöcke, sonst auch Federhaken genannt, um mit diesen, wenn man ein Schloß auseinandernehmen will, die Federn einzuzwängen, und es ist gut, wenn man auch dieses Instrument, mit dem gewöhnlich ein Schraubenzieher verbunden ist, bei sich führt. Zweckmäßig ist es immer, einige Reservepistons mit sich zu führen, die man im Beschädigungsfalle rasch aufschrauben kann. Alle diese Sachen werden in der Jagdtasche aufbehalten. Die gestrickten Jagdtaschen sind die besten. Die aus einer Dachsschwarte (Dachshaut) verfertigten, sowie die aus einer Dachs-, Ottern- oder Seehundehaut verfertigten Büchsensäcke oder Büchsenranzen, die zwar freilich den Vortheil haben, daß sie die Nässe besser abhalten, aber wegen ihrer Schwere und Steifigkeit unbequem sind, sind um so mehr aus der Mode gekommen, da bei den Percussions- oder gar Zündnadelflinten der Schutz gegen die Nässe nicht mehr so nothwendig ist, als früher bei den Feuergewehren. Die gestrickten Taschen sind entweder einfach oder gedoppelt, um im letztern Fall in der obern Tasche die Pulverflasche und Schrotbeutel, in der untern die Hede, Papier oder was man sonst zum Laden braucht, aufbehalten zu können. Man thut besser, wenn man eine einfache gestrickte Tasche wählt, und an diese eine zweite von Leder verfertigte heransetzen läßt, und dann in der obern gestrickten blos das Schrot, in der untern ledernen aber das Pulver und die Hede aufbewahrt, weil es hier mehr vor der Nässe gesichert ist. In der untern kann man auch noch eine besondere kleine Tasche anbringen,

um in dieser die Zündhütchen und andere Geräthschaften zu bewahren. Bei größern Jagden, sowie bei der Führung der Zündnadelflinten sind die Patrontaschen nicht zu entbehren, welche um den Leib geschnallt werden und 12—36 Patronen zu fassen pflegen. Die Jagdtasche dient zugleich zum Fortbringen des erlegten Wildprets; sie muß also hinlänglich groß und geräumig sein. Rebhühner und vorzüglich Schnepfen hängt man besser an kleinen, an der auswendigen Seite der Jagdtasche befestigten Schlingen an, weil sie und vorzüglich Schnepfen sich in der Jagdtasche zu sehr erhitzen und zusammendrücken. Das Maß zur Ladung wird gewöhnlich an einer Schnur oder kleinen Riemen an die Jagdtasche angehängt. Einige bedienen sich hierzu eines sogenannten Gradmaßes — es ist dies eine eiserne Röhre mit einem beweglichen Boden, wodurch es vermittels eines Stiels, auf dem die Grade markirt sind, größer und kleiner gemacht werden kann —, andere lassen sich zu jedem Gewehre ein besonderes abgepaßtes Lademaß verfertigen. Letzteres ist beim raschen Laden entschieden vorzuziehen. Auch gibt es englische Pulverflaschen mit einer oben eingeschraubten doppelten Hülse, die durch angebrachte Aufschieber der äußern Hülse die verschiedenen Grade des Pulvermaßes abgibt. An dem Jagdtaschenriemen kann man ein kleines Behältniß zum Aufbehalten der Federn u. dgl., die man zum Aufräumen des Zündkegels braucht, anbringen.

Wenn man auf die Jagd fährt oder reitet, auch sonst bei schlechtem Wetter, ist es zweckmäßig, das Gewehr durch einen Ueberzug vor äußern Beschädigungen zu schützen. Man nennt denselben Flintenstrumpf, wenn er von Tuch oder Wollenzeug gefertigt ist. Besser schützt er jedoch aus starkem Kalbleder; immer aber soll er mit einem Riemen zum Tragen versehen sein.

Der jüngere Jäger wird sich aus dem Vorstehenden ein Bild machen, mit welchem Apparat der Jäger früher zu Busch und Feld zog. Um die Schulter den einfachen oder doppelten Patentschrotbeutel, das Pulverhorn, die große, schwere Tasche, womöglich mit zwei Hasen, Proviant, Tabackpfeife und -Beutel, so zog er vergnügt, wenngleich im Schweiße seines Angesichts über die Last, über Berg und Thal. Jetzt thut es eine Patronentasche mit einem Ausziehhaken für die ausgeschossenen Hülsen der Lefaucheux-Gewehre und einigen Hühnerschlingen, dem sogenannten Galgen, ein Messer, Cigarrentasche — das ist alles. (v. R.)

7. Von den Patronen.

Bei jeder größern Jagd, namentlich auf dem Felde und im Winter, sind Patronen ganz unentbehrlich, weil man schneller und leichter da-

mit laden kann und der Schuß gleichmäßiger ist, als wenn man aus der Hand oder mit dem Lademaße ladet.

Man hat zu dem Ende hohle Cylinder von Holz oder Blech, in der Mitte mit einer Scheidewand versehen, um auf der einen Seite die Pulver-, auf der andern die Schrotladung anzubringen. Die Oeffnungen werden mit den zur Ladung nöthigen Pfropfen verschlossen. Oder man macht Papierpatronen. Um diese genau zu verfertigen, bedarf man eines etwa 6″ langen Stückes eines Flintenlaufs, genau von dem Kaliber, wie das der Flinte, wofür die Patronen bestimmt sind, und des sogenannten Setzstocks, um welchen die Hülse der Patrone gewickelt wird, und der etwas schwächer sein muß als die Röhre selbst. An einem Ende muß er etwas vertieft sein. Man schneidet dann aus ungeleimtem Papier ein Stück in nebenstehender Form, wo die Länge a b der Länge der Patrone entsprechen muß. Die Breite b c muß dagegen hinreichen, um das Papier etwa viermal um den Setzstock wickeln zu können. Man legt den Setzstock bei a b an, sodaß bei b die muldenförmige Vertiefung ist und wickelt dann das Papier, sodaß b d als Rand übersteht, welcher dann fest zusammengebogen die eine Oeffnung der Patrone schließt. Diese Patronenhülse steckt man in die Röhre und thut, nachdem der Setzstock herausgezogen ist, Schrot hinein, setzt einen Pfropfen auf, der mit dem Setzstock festgestampft wird, und füllt dann das Pulver. Endlich dreht man das offene Ende der Patrone zu.

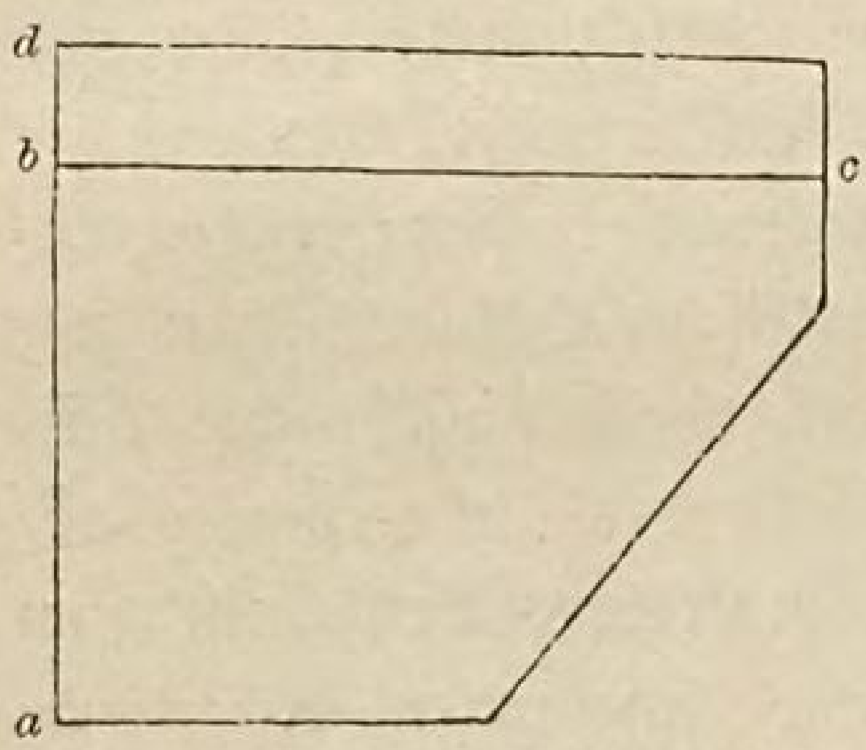


Fig. 6. Form des Papiers zur Patrone.

Beim Laden wird diese Seite abgebissen, das Pulver in den Lauf geschüttet und dann die ganze Patrone nachgeschoben und mit dem Ladestocke gehörig aufgesetzt.

Die zu den Hinterladern nothwendigen Patronen kauft man in jedem Waffengeschäft, wo auch Pfropfen und andere Requisiten zu haben sind. Bezügliche Fabriken sind u. a.: Dornheim in Lippstadt, Scheuermann (Filzpfropfen) in Westfalen, Eley Brothers Limited in London und Lüttich, Bochmann in Etterbeck bei Brüssel u. s. w. — Zu dem Laden der Lefaucheux-Patronen bedient man sich hölzerner Hülsen, in welche die Patrone mit dem Zündstift genau paßt und in der sie mit einem Ladestäbchen gefüllt wird. Das Pulver wird mit einem in Grammmaße eingetheilten Kellchen mit Stil eingeführt, nachdem dieses für die zu einem Schuß erforderliche Menge eingestellt worden ist; die fertig gefüllte Patrone wird dann mit der sogenannten Würgevorrichtung so umrandet,

daß sie die Munition dicht umschließt. Es gibt auch eiserne Würgevorrichtungen für die übrigen Hinterlader, welche man an den Tisch schraubt und die, nachdem die Patrone in sie gesteckt wurde, durch Drehung an einem Hebel die Patrone zu einem dichten Verschluß abwürgen. Eine nähere Beschreibung dieser Apparate ist nicht nöthig, da jeder, der Hinterlader führt, sie haben muß und in jeder Jagdrequisitenhandlung leicht kaufen, resp. besichtigen kann. (v. R.)

8. Vom Laden, Anschießen, Tragen und Handhaben des Gewehrs.

Jedes Gewehr erfordert eine seinem Kaliber angemessene Ladung, die am sichersten vermittels des Anschießens erforscht werden muß.

Sich an gewisse Sätze zu binden, ist nicht rathsam, weil die Güte des Pulvers verschieden ist. Wir sind dafür, den Pulverschuß so stark zu machen, als ihn das Gewehr ohne zu stoßen vertragen kann, und wenn man das eben angegebene Verhältniß als Basis annimmt, setzt man beim Anschießen nach der Scheibe nach und nach so viel Pulver zu, bis das Gewehr etwas stößt. Diesen gelinden Stoß wird man bei der Jagd nicht fühlen und dabei durch die Schärfe des Schusses bedeutend gewinnen. Im allgemeinen braucht man bei einem Percussionsgewehre weniger Pulver als bei den Hinterladern.

Beim Laden der Flinte [1] hat man, und dies gilt nicht nur beim Anschießen, sondern auch auf der Jagd, Folgendes zu beobachten. Es ist nicht unzweckmäßig, das Gewehr, wenn es zum ersten mal geladen wird, mit einem kleinen Schuß Pulver ohne Vorschlag auszuflammen. Sachkundige behaupten, daß die Kälte des Laufs die Kraft des ersten Schusses verringert. Es ist aber auch deshalb gut, weil sich immer einige Feuchtigkeit oder Staub in dem Laufe ansetzen, besonders wenn ein Gewehr einige Tage gehangen hat oder das Wetter feucht ist. Das Zündhütchen vor dem Laden aufzusetzen, ist nicht rathsam, da es gefahrbringend sein kann. Man lasse den Hahn auf dem Zündthürmchen ruhen, sodaß dieses verschlossen ist und kein Pulver herausfallen kann. Beim Einschütten sowol des Pulvers als des Schrots muß man die Flinte sehr gerade halten, sie auch, ehe man den Pfropfen aufsetzt, sanft schütteln, damit sich die Ladung gehörig aufeinanderlege. Der Pfropfen auf dem Pulver muß etwas stärker sein als der, den man auf den Schrot setzt. Nur muß er nicht zu gedrängt in den Lauf gehen, am wenigsten aber, wie viele Jäger zu thun pflegen, mit Gewalt aufgestampft, sondern sanft nie-

[1] Es ist hier nur von dem Percussionsgewehre die Rede.

dergedrückt werden. Es ist ein falscher Wahn, daß das feste Niederstoßen des Pfropfens dem Schusse mehr Kraft gibt. Es zerdrückt im Gegentheil immer einige Pulverkörner und vermehrt mithin nicht die Gewalt des Schusses, wohl aber das Zurückstoßen des Gewehrs. Nur muß man darauf Acht haben, daß der Pfropfen völlig heruntergebracht werde und kein Zwischenraum zwischen diesem und dem Pulver bleibe, weil man sonst Gefahr läuft, die Flinte zu sprengen.[1] Man muß daher, sobald der Pfropfen niedergedrückt ist, den Ladestock ohne Anstrengung in den Lauf werfen und sich, ohne fest zu stoßen, überzeugen, daß der Pfropfen aufsitzt. Wenn man sich der Filzpfropfen bedient, so muß man, da diese sich sehr oft unter dem Ladestock auf die Seite, den einen Rand nach oben gekehrt, wenden, vorsichtig zu Werke gehen, weil man sonst, wenn besonders der Ladestock dünne ist, gar leicht neben den Pfropfen vorbeistößt, und dieser oft in der Mitte des Laufs stecken bleibt. Der Pfropfen auf dem Hagel muß ganz lose aufgesetzt werden, weil der Hagel, wenn er zu fest aufeinandergepreßt wird, auseinanderstreut, das Gewehr aber ebenfalls zurückprallt. Manche Gewehre verlangen einen stärkern Pfropfen auf den Schrot als andere, und oft liegt darin eine sehr wesentliche Veränderung im Schusse. Wenn der Lauf geladen ist, setzt man das Zündhütchen auf. Liegt im Piston kein Pulver vor, so überzeuge man sich vermittels einer Nadel, ob dasselbe offen ist, indem öfter Kupfertheilchen von dem Hütchen hineingetrieben sind. Diese müssen weggeschafft und nöthigenfalls etwas Pulver in die Zündröhre eingebracht werden. Man muß die Flinte jederzeit unmittelbar nach dem Schuß, auf den Brand, wie man zu sagen pflegt, laden. Verschiebt man dies, bis der Lauf kalt wird und sich Feuchtigkeit ansetzt, so wird immer etwas Pulver im Lauf hängen bleiben. Einige Jäger haben die Gewohnheit, nach dem Schusse in den Lauf hineinzublasen, um dadurch, ihrer Meinung nach, dem Zündloch Luft zu schaffen, welches aber höchst ungereimt ist, weil gerade dadurch der Lauf noch feuchter wird. Beim Laden einer Doppelflinte ist folgende Vorsicht nothwendig:

Zuerst werden die Hähne auf die Pistons gelassen, alsdann wird der linke Lauf mit Pulver geladen, und der Ladestock, um die Verwechselung der Läufe beim Laden zu vermeiden, in dem Laufe gelassen. Man ladet dann den rechten mit Pulver und läßt den Ladestock nun wieder in diesem stecken. Nun wird der Schrot in den zuerst mit Pulver geladenen Lauf geschüttet und der Pfropfen aufgesetzt. Der Ladestock

[1] Der Glaube, daß das Gewehr springt, wenn der Pfropfen nicht aufsitzt, scheint an sich irrig. Das Pulver entwickelt nur mehr Kraft, weil es sich, locker liegend, vollständiger entzünden kann, doch muß dies jedes gut gebaute Rohr aushalten können.

bleibt auf dem Pfropfen und man geht nun endlich zur Schrotladung des zweiten Laufs über. Der Pfropfen auf dem Schrot muß bei einer Doppelflinte etwas stärker wie bei einer einfachen sein, weil, wenn der eine Lauf abgeschossen wird, der Schuß in dem andern durch die Erschütterung vorgeschoben wird, was sich besonders dann ereignet, wenn die Läufe noch rein sind. Es ist daher auch, wenn man nur einen Lauf abgeschossen hat, nothwendig, daß man, ehe dieser geladen wird, zuvörderst den Pfropfen in dem andern Lauf nochmals niederdrückte, sowie man denn, sobald man nur einen Lauf abgeschossen hat, nicht aus der Acht lassen darf, den Hahn des andern geladenen Laufs in die Ruhe zu setzen, um den abgeschossenen Lauf ohne Gefahr laden zu können. Man muß sich von Haus aus daran gewöhnen, dieses als das erste nach dem Schusse zu thun, weil durch die Vernachlässigung dieser Vorsicht schon sehr oft Unglück entstanden ist. Wenn man bei einer geladenen Doppelflinte den Hahn in die Ruhe setzt, muß man vorzüglich darauf Acht haben, daß die Abzüge nicht verwechselt werden. Der Gebrauch der Doppelflinte ist in jeder Hinsicht gefahrvoll[1], und es erfordert äußerst viel Vorsicht, Uebung und Erfahrung, um sie mit Sicherheit handhaben zu können. Beim Anschießen einer Flinte verfährt man nun auf folgende Weise: Man nimmt einen Bogen Papier, mit einem runden schwarzen Fleck von 10 cm. im Durchmesser in der Mitte, und nagelt diesen ausgespannt auf ein an einem Pfahle befestigtes Bret von Kiefern-, oder noch besser von Eichenholz, weil man an letzterm am besten gewahr werden kann, ob die Hagelkörner tief genug eindringen und ob die Flinte scharf schießt. Einige schießen eine mit grobem Schrot Nr. 1 geladene Flinte gewöhnlich auf 50, und mit den kleinern Sorten auf 40 Schritte, andere aber, was besser ist, mit allen Nummern ohne Unterschied auf 40 Schritte an. Wir betrachten überhaupt 40 Schritte als den Kernschuß für Flinte, und wenn man auch häufig auf weitere Entfernungen Wild erlegt, so ist es doch öfter der Fall, daß man fehlt oder, noch schlimmer, das Wild anschießt und nicht bekommt.

Nach unsern Erfahrungen muß man nicht sowol auf die Körnerzahl, die man beim Anschießen in den Bogen bringt, als auf ihre Stellung, und vorzüglich darauf sehen, ob sie tief genug in das Bret eingedrungen sind (bei zölligen Bretern von Kiefernholz muß Nr. 3 noch durchschlagen) und ob sie sich mehr oder weniger in dem Mittelpunkt oder im Umkreise concentriren. Erfolgt das letztere, so ist der Schuß, wenngleich im ganzen eine beträchtliche Körnerzahl in das Papier kommt, hohl und im

---

[1] Ein wohl überwundener Standpunkt! (v. R.)

Grunde schlechter, als wenn eine mindere Körnerzahl, von denen aber einige in der Mitte nahe beieinander stehen, hereingebracht wird, weil bei diesen der Zielpunkt getroffen, bei jenen aber verfehlt wird. Ueberhaupt aber verdient der Anschuß nur dann gut genannt zu werden, wenn er sich bei einer hinlänglichen Körnerzahl verhältnißmäßig und zwar dergestalt über den ganzen Bogen verbreitet, daß man nirgend große Zwischenräume wahrnimmt. Wenn nun aber noch überdies die Körnerzahl beträchtlich ist; wenn hin und wieder und vorzüglich in der Mitte und dem Centrum zwei, drei Körner nebeneinander stehen, so ist dies ein Beweis, daß das Gewehr vorzüglich gut schießt. Man darf nie erwarten, daß man bei einer gleichen Ladung und Entfernung auch immer eine gleiche Körnerzahl in das Ziel bringen wird. Nur muß die Veränderung im ganzen nicht gar zu groß sein, nicht etwa ein Schuß außerordentlich gut, ein anderer ungewöhnlich schlecht ausfallen.

Wenn man nach wiederholten Versuchen, die man vermittels eines mit einem beweglichen Boden versehenen Pulver- und Hagelmaßes anstellt, das richtige Verhältniß der Ladung gefunden hat, so wird man wohl thun, wenn man sich hiernach ein besonderes Maß sowol zum Pulver als zum Schrot machen läßt, und diese an der Pulverflasche oder dem Waidetaschenriemen fest macht.

Aus der Hand und nach Gutdünken zu laden, wie viele Jäger gewohnt sind, taugt auf keinen Fall. Es ist dieses besonders bei dem Pulver nachtheilig, weil die mindeste Vermehrung oder Verminderung desselben eine Veränderung im Schuß hervorbringt.

Daß es hierbei mit auf die Güte des Pulvers ankommt, versteht sich von selbst, daher man um so sorgfältiger bei der Auswahl zu Werke gehen muß. Man hüte sich vor dem Ueberladen des Gewehrs. Es ist nicht nur gefahrvoll, sondern man schießt auch schlecht. Das Gewehr stößt, und man wird, wenn dies oft geschieht, feuerscheu. Das Zurückprallen des Gewehrs wird im Grunde weniger durch die übermäßige Pulvermenge, als wenn bei dem Hagel das Maß überschritten oder der Pfropfen zu stark aufgestampft wird, bewirkt. Zu viel Pulver streut den Hagel auseinander. Zu viel Hagel macht wegen des zu großen Widerstandes das Gewehr zurückprallen. Oft werden zwar auch andere früher schon erwähnte Ursachen das Zurückstoßen zu Wege bringen. Vorausgesetzt aber, daß die Flinte gehörig gebohrt und sowol die Schwanzschraube als das Zündloch richtig geordnet ist, so wird die Ursache des Zurückprallens größtentheils in dem unrichtigen Verhältniß des Schrots zu dem Pulver zu suchen sein. In der Regel schießt ein Gewehr die kleinern Schrotsorten dichter als die gröbern. Es gibt indessen Ausnahmen, und man

trifft Flinten, die im entgegengesetzten Falle die gröbern Sorten dichter als die kleinern schießen.

Die erstern verdienen nun allerdings den Vorzug, weil sie, vorausgesetzt, daß sie jede Sorte verhältnißmäßig dicht schießen, zum allgemeinen Gebrauch tauglicher sind.

Man wird nicht selten von Jägern erzählen hören, daß sie Gewehre besitzen, mit denen sie auf eine Entfernung von 70 — 80, ja wol hundert Schritten den ganzen Schuß in das Ziel bringen und das Wild tödten. Es ist am besten, dergleichen Prahlereien unbeantwortet zu lassen. Wenn ein Gewehr auf 40—50 Schritte den Hagel gehörig zusammenhält, und man zuweilen auf 60, ja hin und wieder auf 70 Schritte das Wild erlegt, so kann man zufrieden sein. Es kann sich freilich dann und wann zutragen, daß einzelne Körner auf eine ungewöhnliche Entfernung fortgetrieben werden, und wenn sie zufällig den rechten Fleck treffen, das Wild tödten. Es ist dies aber Zufall, und man kann dies von keiner Flinte in der Regel erwarten.

Jede Gattung von Wildpret erfordert nach Verhältniß der Körpergröße und des Knochenbaues eine andere Schrotsorte. Es ist schon vorhin angeführt, daß die verschiedenen Schrotsorten durch Nummern bezeichnet werden. Die Nummern sind indessen oftmals, und dies sollte freilich nicht sein, in den Fabriken verschieden. Man trifft oft in einer unter Nr. 6 die Sorte, die die andere unter 8 verkauft; daher man sich nicht immer danach richten, sondern nach dem Augenschein wählen muß. In der Regel bedient man sich bei deutschem Schrot zu Hasen und Füchsen der Nr. 3 oder 2, zu Enten nach Verschiedenheit der Größe der Nr. 4—5, zu Hühnern und Waldschnepfen der Nr. 5—6, zu Pfuhlschnepfen und Becassinen der Nr. 7, obwol man diese auch, besonders die Pfuhlschnepfen, wenn sie fett sind und sehr fest liegen, mit Dunst, der kleinsten Schrotsorte, schießen kann. Man richtet sich aber auch nach der Jahreszeit, weil das Wildpret zu einer Zeit den Jäger näher als zur andern kommen läßt. So halten die Hühner z. B. im späten Herbst nicht so gut als im Monat August. Der Hase sitzt zu einer Zeit fester als zu der andern. Beim Aufgang der Jagd ist sein Haar dünner, bei trockenem Wetter verträgt er weniger als wenn der Balg naß ist, u. s. w.

Endlich noch einige Vorschriften über die Art, wie man das Gewehr tragen, handhaben, rein machen und aufbewahren muß.

Wenn man das Gewehr unter dem Arme trägt, muß man nie die Mündung zu sehr gegen die Erde sinken lassen. Entweder drückt die Schwere des Hagels, besonders wenn das Gewehr rein ist, den Pfropfen

zurück, oder man bringt wol gar unvorsichtigerweise Erde oder Schnee in den Lauf, und läuft, wenn man dies nicht gewahr wird, Gefahr, den Lauf springen zu machen. Ueberhaupt ist die Art, wie man das Gewehr trägt, nicht gleichgültig, und man hat Ursache, hierbei alle mögliche Aufmerksamkeit und Vorsicht zu beobachten. Man gewöhne sich daher bei Zeiten und gleich im Anfange, sowol beim Laden als Tragen der Flinte, an eine nach gewissen Grundsätzen feststehende Handhabung des Gewehrs; man übe sich in solcher oft und vielfältig zu Hause mit einer ungeladenen Flinte, und ruhe nicht eher, bis man sie sich gewissermaßen mechanisch eigen und zwar dergestalt eigen gemacht hat, daß sie selbst in den Augenblicken der Jagdhitze zur andern Gewohnheit und Natur wird. Wenn man mit dem Hühnerhunde sucht, so hänge man die Flinte entweder um, und nehme sie nicht eher herunter, bis man sieht, daß der Hund vernimmt, oder anzieht, oder vorsteht; oder man trage sie, jedoch ohne den Hahn aufzuziehen, unter dem Arm. Nie muß man ein gespanntes Gewehr anders als mit größter Vorsicht vor sich halten, nie muß man es aufgezogen unter dem Arm tragen, es sei denn, daß man ganz allein mit dem Hühnerhunde sucht, nie damit herumfahren, nie, wenn man in Gesellschaft jagt, die Mündung gegen seine Begleiter kehren, nie, wenn man zu Pferde ist, eine geladene Flinte anders, als den Lauf in die Höhe gerichtet, umhängen; nie, wenn man stille steht oder wenn man das Gewehr am Riemen auf der Schulter trägt, die Hand oder den Arm auf die offene Mündung halten u. s. w. Bei größern Jagdgesellschaften ist es überhaupt rathsam, darauf zu sehen, daß die Gewehre immer, selbst wenn sie mit Sicherheitsvorrichtungen versehen sind, mit der Mündung in die Höhe, um den Hals oder über die Schulter getragen werden.

Wenn man das Gewehr anschlägt, muß man es fest an die Schulter und Backe drücken, mit der linken Hand, auf der es zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger ruhen muß, weder zu weit vorgreifen, weil man die Flinte alsdann nicht so schnell handhaben kann, noch aber die Hand dicht vor dem Schlosse, sondern in einer mäßigen Entfernung von diesem halten, den linken Fuß etwas vorsetzen, sich aber überhaupt gleich im Anfange einen festen, ungezwungenen, sichern und zugleich bequemen Anschlag und Stellung anzugewöhnen bemühen.

Das man beim Abdrücken nicht den Kopf zurückziehen, nicht das Gewehr sinken lassen, nicht die Augen zumachen, sondern in einer unveränderten Lage durch das Feuer hinsehen muß, versteht sich von selbst. Wir kennen Jäger, die beim Schießen beide Augen offen behalten, und es ist dies, wenn man sich daran gewöhnen kann, obwol es schwer ist,

nicht unrecht. Wenn man es dahin bringen kann, das Gewehr sowol rechts als links anzuschlagen, so ist es desto besser. Die meisten schießen indessen rechts. Man muß sich vorzüglich einen schnellen Anschlag oder Anwurf zu erhalten bemühen, welches besonders beim Flugschießen nothwendig ist. Wenn das Gewehr versagt, oder das Zündhütchen ohne Erfolg abschlägt, so muß man es nicht gleich von der Backe nehmen, sondern in der unveränderten Stellung liegen bleiben. Oefters geht das Gewehr hinterher los, und dies ist gefahrvoll. Daß beim Zielen in der Ebene der hintere Theil der Schwanzschraube, das Korn und der Gegenstand, nach dem man zielt, in einer Linie zusammentreffen, und daß man über den Lauf, sodaß dieser verdeckt bleibt, hinsehen muß, bedarf kaum einer Erinnerung. Schießt man aus der Tiefe in die Höhe, so muß man etwas schärfer Korn nehmen, umgekehrt beim Bergabschießen soll man etwa noch eine Hand breit vom Rohre hinter dem Korne erblicken. Bei Schnee schießt man gern zu kurz, auf dem Wasser zu hoch. Letzteres auch oft, wenn der Hase im Lager sitzt. Man muß, wenn man im Fluge schießt und der Vogel nicht in einer geraden Richtung, sondern seitwärts fliegt, seiner Bewegung folgen, und das Gewehr nicht in dem Augenblicke, wenn man abdrückt, still halten, sondern mitziehen. Man muß aber auch weiter, wenn der Vogel in einiger Entfernung fliegt und man einen Querschuß thut, etwas vorhalten, mehr oder weniger, je nachdem die Entfernung groß oder gering ist, und der Vogel langsam oder schnell fliegt, und das Gewehr rascher oder langsamer schießt. Auch beim Laufschießen ist das zu beachten, und man muß in einer Entfernung von 30—40 Schritten kurz vor dem Wildpret, wenn es weiter ist, eine Spanne und mehr vorhalten. Beim Laufschießen drücke man nie anders, als wenn das Wild im Niederspringen ist. Wenn ein Vogel über einem wegfliegt, muß man auf den Fall, daß man ihn kommen sieht, und ihm entgegenschießen will, ebenfalls etwas vorhalten. Sicherer aber ist es, wenn man ihn über sich wegfliegen läßt und ihm nachschießt. Wenn die Entfernung in einer geraden Richtung sehr groß ist, muß man etwas über den Gegenstand hinhalten, weil der Hagel nur auf eine gewisse Distanz gerade fliegt, dann aber sich senkt. Wenn der Hase oder der Fuchs in einer geraden Richtung fortläuft, muß man zwischen den Löffeln (Ohren), wenn er in dieser Richtung ankommt, zwischen den Vorderläuften (Vorderfüßen) im Niederspringen abhalten. In schräger Richtung von hinten suche man auf die Vordertheile abzukommen. Es dauert lange, ehe ein angehender Schütze die richtige Schußweite nach dem Augenmaß abschätzen lernt. Er pflegt, wenn ein Vogel in einer sehr großen Entfernung auffliegt, es gemeinhin nicht für zu weit zu halten, und oft auf eine un-

gebührliche Entfernung hinzuschießen; dagegen er hinwiederum, wenn der Vogel nahe auffliegt, größtenteils aus Besorgniß, er werde ihm entkommen, mit dem Schuß zu eilen pflegt. Das letzte rührt nun freilich größtentheils daher, weil man im Anfange beim plötzlichen Auffliegen eines Vogels gewöhnlich auffährt und die Fassung verliert. Es kostet viel Mühe, sich dies abzugewöhnen, sowie denn das Temperament hier allerdings mit ins Spiel kommt. Indessen kann man, wenn man auf sich Acht hat und gleich im Anfange mit einiger Aufmerksamkeit zu Werke geht, viel über sich erlangen. Um für die Schußweite ein richtiges Augenmaß zu erhalten, ist es sehr zweckmäßig, daß man, wenn man im Felde ist, oft und vielfältig bald nähere, bald weitere Distanzen von der Stelle, auf der man steht, bis zu einem Baum, einem Strauch oder anderm Object, das man sich wählt, erst in Gedanken abschätzt und dann abschreitet, auch oft nach dem Schusse sich von der Entfernung überzeugt. Eine richtige Schußweite einzuhalten kann dem angehenden Schützen nicht oft genug eingeschärft werden, und als Regel ist dabei zu beachten, daß man mit groben Schroten nicht über 40, höchstens 50 Schritte, mit Nr. 4 und 5 nie über 40, und mit noch schwächerm Hagel nur 30—35 Schritte weit schießen darf. Sehr oft hört man auf der Jagd als eine Entschuldigung des Fehlschießens, daß man zu weit geschossen habe. Ist das immer tadelnswerth, so darf man es dem jungen Jäger nie hingehen lassen, denn das weite Zuschießen ist der wahre Ruin für ein Jagdrevier und in jeder Hinsicht eines wahren Jägers unwürdig.

Um aber die zum Flug- wie zum Laufschießen so nothwendige Fassung zu erlangen, und dies ist allerdings schwerer, muß man fürs erste im Anfange, wenn man merkt, daß man noch zu hitzig ist, beim jählingen unversehenen Auffliegen eines Vogels, oder wenn ein Hase unvorbereitet herausfährt, lieber gar nicht schießen, sondern abwarten, bis der Hühnerhund vorsteht, alsdann nie anders als sehr langsam herangehen, wenn das Blut stark in Bewegung ist, stehen bleiben und abwarten, bis man sich kälter fühle, sich aber, wo immer möglich, im voraus von der Besorgniß, man werde zu spät kommen, losmachen, sich im Gegentheil festsetzen, nicht eher losdrücken zu wollen, bis man auf dem Korn hat.

Es ist allerdings leichter, dergleichen Vorschriften zu geben als sie in Ausübung zu bringen. In dem Augenblicke der Jagdhitze fällt alle kalte Ueberlegung weg. Nur wird man eingestehen, daß es dabei zum Theil mit auf die Art des Benehmens ankommt, an das man sich gleich anfangs gewöhnt. Man räth angehenden Schützen gewöhnlich, sich im Schwalbenschießen zu üben. Es kann dies allerdings von einigem Nutzen sein; jedoch wird dies höchstens nur dazu beitragen, um einige Fertigkeit

im Anschlagen und Handhaben der Flinte zu erlangen. Dies ist nun freilich etwas. Nur erwarte man nicht, daß man sich durch diese Uebung die zum Flugschießen erforderliche Kaltblütigkeit und Sicherheit erwerben wird. Wenn man nach einer vorüberfliegenden Schwalbe oder nach einem andern kleinen Vogel im Fluge schießt, so empfindet man nichts von der Unruhe, die sich im Anfange beim Auffliegen einer Schnepfe z. B. gewöhnlich einzustellen pflegt, und von der man sich nur mit Mühe losmacht. Man sieht die Schwalbe von weitem ankommen, man wählt gewöhnlich, man läßt sie vorbei, wenn sie zu schnell oder zu unregelmäßig fliegt. Man schießt mit einem Worte mit minderm Interesse und mithin schon an und für sich kaltblütiger.

Neben der Uebung auf Lerchen, welche jedoch nie im Frühjahre, sondern immer nur im Herbste stattfinden darf und dann jedenfalls sehr zu empfehlen ist, ist es da, wo die Reviere nur einigermaßen gut besetzt sind, der Schütze also nicht zu wenig Gelegenheit zum Schießen hat, am zweckmäßigsten, sich gleich vor dem Hühnerhunde, und zwar vor einem gut dressirten, fermen Hunde zu üben. Der gewöhnliche Weidespruch: Ein guter Hund macht einen guten Jäger, ist selbst in Beziehung auf das Flugschießen sehr wahr. Das Zutrauen, das man zu einem fermen Hunde hat, die Ueberzeugung, daß er einen nahe an das Wildpret heranbringen, nicht einspringen, nicht nachprellen wird, trägt viel zur Verminderung der Jagdhitze bei. Man übe sich aber auch im Anfange vorzüglich an solchem Federwildpret, das einen langsamen geraden Flug hat, z. B. dem Wachtelkönig, ingleichen der Pfuhlschnepfe. Das Rebhuhn fliegt zwar ebenfalls gerade, aber sehr schnell. Die Becassine ist wegen ihres unregelmäßigen Flugs am schwersten zu schießen, im späten Herbst ausgenommen, wo sie fetter und schwerer ist und dann auch langsamer und gerader fliegt. Man merke sich aber auch gleich anfangs folgende Regel: Je langsamer und gerader der Vogel abfliegt, um desto mehr muß man ihn nach dem Jägerausdruck ausziehen lassen, oder man muß mit andern Worten selbst dann, wenn man den Vogel auf dem Korne hat, nicht eher losdrücken, bis er sich nicht auf eine verhältnißmäßige Weite entfernt hat. Es ist dies deshalb nothwendig, weil der Hagel sich erst auf einer gewissen Entfernung auseinander breitet, und man, wenn man zu nahe schießt, entweder fehlt oder den Vogel ganz und gar zu Schanden und in Stücken schießt. Mit der Becassine hat es eine andere Bewandtniß. Da sie unendlich schneller fliegt und hiernach der Fall nicht eintritt, daß sie sich nicht geschwinde genug entfernen sollte, so ist das Uebereilen hier aus einer andern Ursache und zwar deshalb nachtheilig, weil ihre erste Bewegung beim Auffliegen äußerst unregelmäßig ist, und

man daher abwarten muß, bis der Flug nach einigen Schwenkungen eine gerade Richtung nimmt. Es gibt Jäger, die so geübt sind, daß sie die Becassine, ohne erst den geraden Flug abzuwarten, gleich beim Herausfliegen, trotz ihrer schwankenden Bewegung, herunterschießen. Man nennt dies einen Temposchuß, der nun freilich eine große Fertigkeit erfordert. Es ist aber auch ausgemacht, daß ein Temposchütze, wenn er einmal aus dem Wurf kommt und die Fassung verliert, weit öfter als ein anderer, der die Becassine so wie ein jedes Federwildpret ausfliegen läßt, fehlen wird. Wenn man an einem unglücklichen Tage aus der Fassung kommt und einigemal hintereinander fehl schießt, so ist das Beste, daß man eine Zeit lang abbricht. Man setze sich hin, man ruhe aus und warte ab, bis sich das Blut abkühlt und die Hitze verraucht ist.

Bei der Uebung vor dem Hunde ziehe man nie die Flinte vor die Brust, oder halte sie gar an den Boden, ehe das Wild herausläuft oder fliegt; es führt das in der Regel zu übereilten Schüssen und stört den jungen Jäger sehr in der Ruhe und erschwert die Erlernung des raschen Fertigwerdens.

Ehe man von der Jagd nach Hause kehrt, muß man die Flinte abschießen oder den Schuß mit dem Krätzer abziehen. Einmal taugt es schon an und für sich nicht, den Schuß zum anderweiten Gebrauch in der Flinte zu lassen, und man fährt mit einem frischgeladenen Gewehre immer sicherer. Es ist aber auch der sich ereignenden Unglücksfälle wegen nicht rathsam, ein Gewehr geladen nach Hause zu nehmen. Will und muß man aber, vorkommenden Umständen nach, ein geladenes Gewehr im Hause haben, so verwahre man es entweder in einem verschlossenen Gewehrschranke, ziehe das Zündhütchen ab oder setze jedenfalls die Sicherheit vor, welches auch, wenn man ein geladenes Gewehr im Wagen bei sich hat, nothwendig ist. Bei den so oft und vielfältig durch unvorsichtige Handhabung geladener Gewehre sich ereignenden Unglücksfällen kann man wahrlich nicht vorsichtig genug sein, und man muß hier der Sicherheit wegen selbst auf die unwahrscheinlichsten und seltensten Fälle Rücksicht nehmen und diesen vorzubeugen suchen.

Beim Hinterlader zieht man einfach die Patronen heraus.

9. Vom Reinigen der Gewehre.

Sobald man heim kommt, muß man das Gewehr rein machen, selbiges aber, wenn es draußen kalt und feucht ist, zuvor mit einem trockenen leinenen Tuche abwischen und es, mit der Mündung gegen die Erde

gekehrt, hinstellen, damit es abschwitzt.[1] Hat man nur wenige Schüsse gethan, so ist es genug, wenn man den Lauf, ohne ihn aus dem Schaft zu nehmen, mit dem Wischstocke — es ist ein langer Stock von Eichen-, oder anderm Holze, der oben einen starken Knopf, unten aber, wo er mit Eisen beschlagen ist, Einschnitte hat, um das Werg, welches man dort herumwickelt, festzuhalten — auswischt; man muß dies so lange wiederholen, bis sich keine Schwärze und Unreinigkeit weiter an der Hede zeigt. Hat man viel geschossen, so wird das Schloß abgeschraubt, der Lauf aus dem Schaft genommen[2], das Piston abgeschraubt, die Zündröhre verstopft und heißes Wasser oder schwacher Essig in den Lauf gegossen, damit der Pulverschmutz losweiche, der Lauf zu dem Ende eine kurze Zeit bei Seite gesetzt, dann zuerst naß und hinterher trocken ausgewischt. Man umwickelt nämlich den untern Theil des Wischstockes mit Hede, feuchtet diese mit Wasser an, steckt dann den Wischstock in den Lauf bis zur Schwanzschraube, oder wenn man diese herausgenommen hat (was jedoch nur ausnahmsweise geschehen darf, weil man die Gewinde an derselben so wenig wie möglich abnutzen darf), bis zur untern Oeffnung hinab und fährt mit dem Wischstocke, während man ihn im Laufe umdreht, auf und ab. Man nimmt dann die schmuzig gewordene Hede ab, umwickelt den Wischstock aufs neue, feuchtet die frische Hede wieder an, wischt den Lauf abermals aus, wiederholt das so lange, bis sich kein Schmuz weiter an der Hede zeigt, und setzt nun den Lauf, die Mündung nach unten gekehrt, eine kurze Zeit bei Seite. Man nimmt unterdessen die nasse Hede vom Wischstock ab, trocknet diesen, umwickelt ihn aufs neue, und wischt nun den Lauf trocken, d. h. mit trockener Hede einigemal und zwar so lange aus, bis er durch die Friction warm wird, und man keine Unreinigkeit, wohl aber einen silberfarbenen Glanz inwendig wahrnimmt, was ein Beweis ist, daß er völlig rein und trocken ist. Der äußere Lauf wird alsdann, wenn er nicht angelaufen ist, mit Baumöl bestrichen und zuerst mit einem wollenen, hinterher aber mit einem leinenen Lappen abgerieben. Endlich wird nun, wenn man die Schwanzschraube herausgenommen hat, diese gehörig gereinigt und wieder eingesetzt, das Zündrohr aber ebenfalls mit einer Feder, die man zu wiederholten Malen in selbigem umdreht, ausgetrocknet und ausgewischt, nach dem Jägerausdrucke ausgefedert, das Piston gereinigt und wieder angeschraubt.

---

[1] Besser ist es, im Winter das Gewehr gleich beim Eintritt in ein warmes Zimmer ins Bett zu stecken, oder in eine Decke zu hüllen, damit es gar nicht zum Schwitzen kommt. (v. R.)

[2] Es müssen zu dem Ende die Stifte, die den Lauf im Schafte festhalten, vermittels eines Dorns, den man auf die Stifte setzt, herausgeschlagen, der Riembügel aber losgeschraubt, dann aber auch die Kreuzschraube, durch die die Schwanzschraube im Schaft befestigt ist, vermittels des Schraubenziehers geöffnet werden.

Das Schloß muß nun gleichfalls geputzt und deshalb, wenn es sehr schmuzig ist, auseinandergenommen werden. Man geht hierbei folgendergestalt zu Werke: Man schraubt zuerst den Hahn mit dem Schraubenzieher ab, nimmt dann die inwendigen Theile, zuerst die Schlagfeder ab, stemmt zu dem Ende die untere, bewegliche Hervorragung des Federhakens, die vermittels der Schraube auf- und niedergeschoben werden kann, unter der Schlagfeder, den obern unbeweglichen Haken aber oben über dem Schloßbleche hinter der Pfanne an, und schraubt nun die auf der Vorderrast der Nuß ruhende gekrümmte Spitze (Krappe) der Schlagfeder in die Höhe, um hinterher die übrigen am inwendigen Theil des Schlosses befindlichen Stücke losmachen zu können. Man schraubt dann die über der Nuß befindliche Studel los, hebt diese sowie die Nuß selbst, ingleichen die Stange heraus, schraubt die Stangenfeder und endlich auch die Schlagfeder ab und legt alle diese Stücke und neben jedem derselben die dahin gehörigen Schrauben, die ja nicht verwechselt werden müssen, vor sich hin. Es wird nun jedes einzelne Stück, und zwar die äußern, als das Schloßblech, der Hahn, und dann auch die innern, die Studel, die Nuß u. s. w. geputzt. Die erstern, nämlich die äußern Stücke, werden, wenn sie Rostflecken haben, mit feinem Sande und Schmirgel vermittels des Fimmelholzes gereinigt und mit Hammerschlag polirt, die inwendigen aber, da sich hier, wenn das Schloß sonst gut paßt, nicht leicht Rost ansetzen kann, blos mit einem leinenen Lappen abgewischt und nur dann, wenn etwa Nässe eingedrungen und Rostflecken vorhanden sein sollten, mit Sand und Schmirgel gereinigt. Es werden nun aber auch die Schraubenmutter, wie die Schrauben selbst, mit einer Rebhuhn- oder andern Vogelfeder gereinigt und wie die Nuß, ingleichen die Stangen- und Schlagfeder eingeölt. Beim Zusammensetzen des Schlosses wird zuerst die Schlagfeder eingeschraubt und mit dem Federhaken zusammengezwängt und die Nuß, Stange, Studel und Stangenfeder eingesetzt und angeschraubt. Hierauf wird der Hahn eingesetzt und angeschraubt, aber auch zwischen dem Hahne und dem Schloßbleche, und an den innern Theilen, wo eine Reibung stattfindet, etwas Oel eingelassen. Zu diesem Schmieren der Schloßtheile nimmt man ganz feines Oel, am besten sogenanntes Hirschmark, oder das Oel, welches aus den Markknochen des Wildprets bei der Sonnenwärme oder einer mäßigen Erhitzung ausläuft. Oel, welches nicht ganz rein ist, verdickt sich leicht und hindert dann den guten Gang des Schlosses. Zuletzt werden die Garniturstücke mit pulverisirtem Bimsstein, Ziegelmehl und Trippel gehörig geputzt, dann der Schaft, wenn er etwa naß geworden sein sollte, gehörig getrocknet, mit Oel und nöthigenfalls mit Schachtel-

halm abgerieben, dann endlich das Gewehr im Ganzen wieder zusammengesetzt.

Um ein Gewehr vor Rost zu sichern, bestreicht man den Lauf auswendig mit etwas Baumöl und verstopft die Mündung mit einem Pfropfen, oder man steckt einen mit Flanell überzogenen, ganz genau in die Flinte passenden Wischstock in den Lauf, welches aber nur dann, wenn ein Gewehr selten gebraucht wird oder das Zimmer sehr feucht ist, geschehen darf.

Früher sind die vorstehenden Vorschriften Jester's ganz angemessen gewesen und auch heutzutage ist das Reinhalten eines Gewehrs die erste Bedingung zu seiner guten Erhaltung, wie andererseits ein Jäger mit schmuzigem und schmierigem Gewehr wahrlich keinen guten Eindruck macht; gleichwol ist das Putzen eines Gewehrs jetzt viel einfacher; da sich die Rohre hinten öffnen, kann man hineinsehen und den Grad der Verunreinigung sehr leicht erkennen und diese ist wiederum sehr bequem und bald beseitigt, da das Auswischen mit dem Putzstock der an beiden Seiten offenen Rohre sich viel leichter bewirkt, als früher der durch die Patentschwanzschraube verschlossenen. Diese ließ, resp. läßt sich übrigens keineswegs so leicht herausnehmen, wie aus Jester's Beschreibung hervorzugehen scheint; es gehört dazu stets ein Schraubstock, da das mächtige Gewinde keineswegs so leicht nachgibt, zumal es sehr fest und dicht eingeschraubt werden muß. Auch das häufige Heraus- und Auseinandernehmen der Schlösser ist nicht zu rathen, namentlich auswendig bekommen deren Theile durch häufige Anwendung des Schraubenziehers u. s. w. manche Narbe und der Hahn wird auf seinem Vierkant bald wackelig. Selbst ein starker Regen darf in das innere Schloß nicht eindringen und vor diesem schützt man es zweckmäßig durch die sogenannte Schloßkappe, ein kleines überzuschnallendes Lederfutteral. Durch häufiges Herausnehmen wird das Schaftholz angegriffen, undicht und widersteht nach und nach dem Eindringen der Feuchtigkeit nicht. Noch weniger ist das Putzen der innern Theile an den Hinterladern nothwendig, welche gewissermaßen aus zwei Theilen, den Rohren und dem Schaft bestehen; die erstern sind, wie schon erwähnt, sehr bald geputzt und ebenso leicht sind das äußere Schloß und die Garnitur rein zu halten; merkt man, daß die Feder im Schloß beim Spannen etwas schnarrt oder der metallische Ton derselben leiser wird, dann gehe man mit dem Gewehr zum Büchsenmacher und lasse diesen die Reinigung vornehmen, der das Gewehr immer sachgemäßer und geschickter behandelt, als der Jäger; namentlich gilt dies von kostbaren Gewehren, für deren Schlösser es vollständig genügt, wenn sie alle Jahre einmal revidirt werden. Man benutzt für feine Eisentheile das

sogenannte Maschinenöl, welches auch zum Oelen der Nähmaschinen und anderer feiner Metallwaaren gebraucht wird; denn es verschmiert weder das Eisen, noch rostet es, da ihm die Säure entzogen ist.

Selbstverständlich müssen alle sich reibenden Eisentheile zwar nicht übermäßig, doch immerhin ausreichend geölt sein und von schmuzig gewordenem Oel befreit werden, damit sie sich nicht abnutzen, undicht schließen oder, wie man zu sagen pflegt, auslaufen. Es ist daher sehr zweckdienlich, auf der Jagd ein mit Oel getränktes Tuch, Putzlappen und ein Fläschchen Oel für vorkommende Fälle mit sich zu führen.

10. Vom Schießpulver.[1]

a. Historisches.

Die Existenz von Berthold Schwarz, der gewöhnlich als Erfinder des Schießpulvers bezeichnet wird, läßt sich geschichtlich mit Sicherheit nicht nachweisen. Als thatsächlich kann angenommen werden, daß das Pulver als treibendes Kraftmittel für Feuerwaffen in Europa im 14. Jahrhundert bekannt war, die Schlacht bei Crecy zwischen Franzosen und Engländern, 1346, war die erste, in der Feuerwaffen eine entscheidende Rolle spielten. Es lag nahe, sich dieses Hülfsmittel auch für die Jagd dienstbar zu machen, auf der es an die Stelle des Wurfspeers und der Armbrust trat und dem Jäger sehr bald eine größere Macht über die Thiere des Waldes verschaffte. Ursprünglich wurde das Schießpulver als staubförmiges Gemenge verwendet; erst später gelang es, den Pulversatz zu körnen und den Körnern durch Rolliren in Säcken und Trommeln ein festeres Gefüge zu geben. Damit war das Pulver, speciell das Jagdpulver, aber noch weit von jener Vollkommenheit entfernt, die durch die verbesserten Gewehre verlangt und durch rationellere Fabrikation erreicht wurde. Erst die zweite Hälfte unsers Jahrhunderts weist größere Fortschritte in der Pulvertechnik auf, und es ist nicht zu viel gesagt mit der Behauptung, daß zwischen dem Schießpulver, wie es zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs in Deutschland benutzt wurde, und jenem, welches man noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts verwendete, ein beträchtlicher Unterschied kaum bestand.

Mit Rücksicht auf die uns gestellte Aufgabe halten wir uns bei den nachstehenden Betrachtungen speciell an das Jagdpulver.

---

[1] Für die vorliegende Auflage des Jester'schen Handbuchs von Herrn Heidemann, General-Director der Rheinisch-Westfälischen Pulverfabriken zu Köln, bearbeitet. (v. R.)

b. Allgemeines.

Das Schieß- (Jagd-) Pulver ist ein mechanisches Gemenge von Salpeter, Schwefel und Kohle, deren Auswahl und Herstellung schon große Sorgfalt erfordert. Während die Pulverfabriken früher und noch vor 25 Jahren auf den über England in den Handel kommenden sogenannten Ostindischen (Bengal-) Salpeter angewiesen waren, den sie durch ein ziemlich complicirtes Verfahren zu der erforderlichen Reinheit brachten, haben sie es heute insofern viel bequemer, als sie den Salpeter in der allerreinsten, bis auf $^1/_{10000}$ von fremden Bestandtheilen freien Mehlform von den Salpeterfabriken beziehen können. Trotzdem wird es ein gewissenhafter Pulverfabrikant nicht versäumen, den bezogenen Salpeter vor der Verarbeitung durch chemische Reagentien sorgfältig zu prüfen. Die Herstellung des Kalisalpeters geschieht auf chemischem Wege aus salpetersaurem Natron (Chilisalpeter) und Chlorkalium; in der Nähe von Köln und Hamburg existiren bedeutende Fabriken.

Auch der Schwefel wird in der erforderlichen Reinheit aus den antwerpener und marseiller Raffinerien bezogen, die den sicilianischen Rohschwefel verarbeiten. Der Schwefel, wie er als Nebenprodukt in den Sodafabriken gewonnen wird, eignet sich weniger zur Fabrikation der bessern Pulversorten. Somit bleibt dem Pulverfabrikanten zur eigenen Herstellung nur die Kohle überlassen. Freilich erfordert diese auch die größte Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Für die bessern Gewehr- und Jagdpulversorten wird heutzutage fast ausschließlich nur Faulbaum (Rhamnus frangula) verwendet. Weiden-, Erlen- und Pappelholz liefern zwar auch eine ganz gute Kohle, sie ist indessen nicht so leicht entzündlich und hat außerdem gegen Faulbaum noch den Nachtheil, daß sie etwas mehr Rückstand beim Abbrennen hinterläßt. Der Faulbaum wird in möglichst dünnen Stäben gesammelt, seiner Rinde entkleidet, längere Zeit im Freien, später gedeckt gelagert. Es verliert dadurch 30—40 % seines ursprünglichen Gewichts; wenn er zur Verkohlung gelangt, soll er nur mehr seinen sogenannten natürlichen Feuchtigkeitsgehalt (11 — 12 %) besitzen (lufttrocken), der sich auch nur auf künstlichem Wege entfernen läßt. Die Verkohlung selbst geschieht auf zweierlei Art, entweder erstens auf dem Wege der trockenen Destillation, oder zweitens bei offenem Feuer in gußeisernen offenen Kesseln. Die erstere Methode hat außer ökonomischen Vortheilen noch den für sich, daß sie eine größere Regulirungsfähigkeit in der Verkohlung gestattet. Der im offenen Feuer erzeugten Kohle rühmt man ein weniger krystallinisches Gefüge nach, ein Umstand, der auf die Zerkleinerung der Kohle nicht ohne Einfluß ist. Von der Höhe und

Dauer des angewendeten Hitzegrades hängt es ab, ob Schwarz- oder Rothkohle erzeugt werden soll. Die rothe oder braune Kohle ist leichter entzündlich als schwarze Kohle; zu Jagdpulver wird daher in der Regel erstere, zu Scheiben- oder Büchsenpulver letztere verwendet. Die gewöhnliche Dosirung von Jagdpulver schwankt zwischen

76—78 % Salpeter,
14—12 % Kohle,
10—10 % Schwefel;

einen wesentlichen Einfluß haben Abweichungen innerhalb dieser Grenzen nicht. Der Rückstand von abgebranntem Pulver derartiger Dosirungen bleibt trocken; das sogenannte naßbrandige Scheiben- oder Büchsenpulver, das früher nur in runder, in neuerer Zeit aber vielfach in eckiger Körnung zur Verwendung gelangt, ist wesentlich kohlenreicher als das Jagdpulver; zudem benutzt man hierzu eine stärker gebrannte Kohle als zum Jagdpulver. Der Rückstand jenes Pulvers zieht mit Begierde die Feuchtigkeit aus der Luft an und hinterläßt dadurch im Gewehrlauf einen weichen, geschmeidigen Schleim — eine Eigenschaft, die namentlich bei den Vorderladerbüchsen von Bedeutung ist.

c. Fabrikation.

Die Herstellung des Jagdpulvers (überhaupt des Schießpulvers) theilt sich in folgende Phasen:

I. Zerkleinerung,
II. Mengung,
III. Incorporiren und Verdichtung,
IV. Körnung,
V. Poliren,
VI. Trocknung.

Die Zerkleinerung erfolgt in der Weise, daß der binäre Satz (Schwefel und Kohle, resp. Kohle und Salpeter) in eisernen oder hölzernen Trommeln unter Beigabe von Bronzekugeln in der Größe von circa 1″ mehrere Stunden lang bearbeitet wird. Die Trommeln sind zum Zwecke der schärfern Arbeit im Innern mit abgerundeten Querleisten versehen. Der binäre Satz wird zu feinem Mehl vermahlen, um sodann, nachdem die drei Ingredienzien (Salpeter, Schwefel und Kohle) in dem erforderlichen Verhältniß abgewogen worden, den Mengungsproceß durchzumachen. Derselbe vollzieht sich in mit starkem Sohlleder überspannten Holztrommeln von circa 2 m Höhe; dem ternären Satze wer-

den zur Erreichung inniger Vermischung Pockholzkugeln[1] in der Größe von $1\frac{1}{2}$ bis 2″ beigegeben. Je größer die Menge, resp. das Gewicht der Pockholzkugeln im Vergleiche zu dem Gewichte des Pulversatzes ist, um so besser vollzieht sich die Mengung, und je länger diese fortgesetzt wird, um so mehr nimmt das specifische Gewicht des Pulversatzes ab. Bei guter Vermengung darf keiner der drei Bestandtheile für sich allein sichtbar sein, vielmehr muß der Satz eine ganz gleichmäßige Beschaffenheit und Farbe zeigen und, zwischen den Fingern gerieben, keinerlei körnige Bestandtheile fühlen lassen.

Zur Incorporirung (Verdichtung) geht der Satz nunmehr unter die Läufer. Dieselben sind von Eisen (ältere auch von Stein) $1\frac{1}{2}$—2 m hoch, 30—60 cm breit, 80—150 Ctr. schwer und laufen aufrecht auf einem eisernen oder hölzernen Teller mit einer Geschwindigkeit von circa 9 Touren in der Minute. Während das Zerkleinern und Mengen auf trockenem Wege erfolgt, kommt das Pulver zum Zwecke der bessern innigern Incorporirung mit 8—10 % Wasser angefeuchtet unter die Läufer. Der Satz wird während der Bearbeitung unter den Läufern warm, infolge dessen die Feuchtigkeit bis auf 3—5 % verdunstet. An jene Arbeit (Läufern) schließt sich unmittelbar die weitere Verdichtung der Pulvermasse, die durch hydraulischen Druck erreicht wird. Unter starken eisernen Pressen mit einer Preßfläche von circa 60 qcm wird der aus den Läufern ausgenommene Satz in Schichten von circa 50 mm zwischen Kupfer- oder Gummiplatten gepreßt. Die so gewonnenen Pulverkuchen zerschlägt man mit Bleihämmern zu kleinen Stücken, die sodann zum Zwecke des Körnens auf die hierzu construirte Maschine gebracht werden. Dieselbe besteht aus mehreren, etagenförmig übereinander liegenden Walzen-Paaren von Bronze, die mit pyramidenartigen Zähnen oder Canellirungen versehen sind und mit verschiedenartiger Geschwindigkeit gegeneinander laufen. Die Entfernung der einen Walze zur andern kann beliebig gestellt werden. Man trennt nun durch Siebe den Staub von dem brauchbaren Korn und bringt letzteres zum Poliren. Bei rundem Korn fällt die hydraulische Pressung aus; die Pulvermasse wird, nachdem sie aus den Läufern (Walzen oder Stampfen) ausgenommen ist, durch ein Sieb von entsprechender Größe durchgelassen, wobei sich zum Theil aus der Masse eine Art Pulverkerne bilden, während der Rest sich zu Staub zerreibt. Sowol die Kerne (Körner), als auch den Staub füllt man nun in einen länglichen leinenen Sack, der von einer messingenen Achse durchzogen ist und bringt ihn auf eine rotirende, aus abgerundeten Holzstäben bestehende

[1] Rücksichten auf die Sicherheit des Betriebes verbieten die Benutzung von Bronzekugeln.

Trommel. Bei dieser Operation vergrößern sich die ursprünglichen Pulverkörner durch den Ansatz des Staubes, während sie gleichzeitig eine runde Form annehmen. Nach Entleerung des Sackes werden die brauchbaren Körner durch Siebe von dem frei gebliebenen Staube sortirt. Es ist klar, daß das specifische Gewicht des runden, auf solche Weise erzeugten Pulvers ein verhältnißmäßig geringes ist. Zum Poliren dienen hölzerne Trommeln, deren Laufgeschwindigkeit beliebig regulirt werden kann. Das Pulver erhält durch diese Operation seine Glätte und seinen Glanz. Man setzt, wenn man dem Pulver einen mehr silberartigen Glanz geben will, Graphit in geringer Menge zu, was insofern für die Haltbarkeit des Pulvers nützlich ist, als die Neigung desselben, Feuchtigkeit aus der Luft anzuziehen, vermindert wird.

Nach dem Poliren wird das Pulver in besonders construirten Kammern auf Leinwandhürden getrocknet, um hiernach mittels des Siebens nach den verschiedenen Körnungen sortirt und verpackt zu werden. —

Die in Vorstehendem beschriebene Fabrikation ist die neuere Art. Man kann aber auch den Proceß des Zerkleinerns und Mengens und bis zu einem gewissen Grade auch des Verdichtens des Pulversatzes mit Benutzung der ältern ursprünglichen Methode des Stampfens erreichen. Die Stampfgruben, die in große Holzstämme gebohrt werden, müssen aber eine besondere Form haben, ebenso die Stampfkolben, die von Bronze angefertigt werden, wie denn überhaupt die Herstellung eines guten Jagdpulvers unter Stampfen sehr große Aufmerksamkeit und mancherlei Erfahrungen erfordert.

d. Eigenschaften des Pulvers.

Die aus der Fabrikation resultirenden und die Güte des Pulvers bedingenden Eigenschaften sind: kubisches Gewicht, specifisches Gewicht, Durchschlagkraft (Anfangsgeschwindigkeit), Gleichmäßigkeit in der Wirkung, Hinterlassung möglichst geringen Rückstandes und Haltbarkeit (Widerstandsfähigkeit).

Die Untersuchung des Pulvers zerfällt somit in eine physikalische und ballistische; zur erstern gehören die Gewichtsbestimmungen, die Prüfung auf die Haltbarkeit und zum Theil auch die auf den Rückstand. Das kubische Gewicht wird bestimmt durch Abwägung eines bestimmten Volumens; man bedient sich hierzu gewöhnlich eines genau gearbeiteten Litermaßes. Sehr gut gearbeitetes Jagdpulver erreicht — je nach der Körnung — ein Gewicht bis 1030 g pro Liter; man bezeichnet mit der Zahl der Gramme, die ein Liter Pulver wiegt, auch das sogenannte gravimetrische Gewicht. Die Angabe z. B., daß das gravimetrische

Gewicht eines Pulvers 0,975 beträgt, würde ausdrücken, daß ein Liter 975 g wiegt. Das kubische (gravimetrische) Gewicht des Pulvers hat insofern Einfluß auf die ballistische Wirkung, als es nicht gleichgültig ist, ob eine gewisse Gewichtsmenge Pulver größern oder kleinern Raum in der Patrone, resp. im Gewehrlauf einnimmt. Im allgemeinen ist kubisch schweres Pulver vorzuziehen; je dichter ein Pulver gearbeitet ist, je schärfer es polirt wird, um so gravimetrisch schwerer wird sein Gewicht; natürlich hat auch die Gestalt der Körner Einfluß hierauf. Das specifische Gewicht — eine der wichtigsten Eigenschaften — wird durch Wägung in Quecksilber bestimmt. Die Güte des Pulvers steigt bis zu einer gewissen Grenze mit der Höhe des specifischen Gewichts, denn dasselbe resultirt aus der Innigkeit und Energie der Verarbeitung, und von ihm hängt zum großen Theil die Haltbarkeit (Widerstandsfähigkeit) und die Gleichmäßigkeit in der Wirkung ab. Das specifische Gewicht eines guten Jagdpulvers sollte nicht unter 1,7 gehen; renommirte Marken, z. B. die Hirsch-Marke und das Löwenpulver der Vereinigten Rheinisch-Westfälischen Pulverfabriken gehen sehr beträchtlich darüber hinaus. Durch das specifische Gewicht in Verbindung mit der Größe der Körner wird auch die Schnelligkeit in der Pulververbrennung regulirt. — Specifisch hohes Pulver ist auch widerstandsfähiger gegen die Feuchtigkeit und mechanische Einflüsse. In ersterer Hinsicht prüft man das Pulver, indem man eine genau abgewogene Menge vollständig getrockneten Pulvers eine gewisse Zeit feuchter Luft aussetzt und die Zunahme durch spätere Wägung festsetzt. In letzterm Punkte kann die Probe in der Art vorgenommen werden, daß eine kleine, genau gewogene Menge Pulver in einen ledernen Beutel gebunden und letzterer dann in einer hölzernen Trommel längere Zeit rollirt wird. Aus der mehr oder minder großen Menge des sich hierbei bildenden Staubes läßt sich ein ziemlich sicherer Schluß ziehen. In Bezug auf den Rückstand erprobt man das Pulver in der Regel dadurch, daß eine genau gewogene Menge abgebrannt und der Rückstand auf einer chemischen Wage festgesetzt wird. — Praktisch wird die Probe in der Weise ausgeführt, daß mit einer reinen und ganz guten Büchse eine gewisse Serie Schüsse bei eingespanntem Gewehre, sodaß die Trefffähigkeit unabhängig vom Schützen bleibt, verfeuert werden. Der Lauf wird von Schuß zu Schuß nicht gereinigt. Der Rückstand des Pulvers setzt sich nun im Gewehrlaufe an und beeinträchtigt dadurch die Treffsicherheit. Je geringer daher die Abweichungen in den Treffpunkten der sämmtlichen Schüsse unter sich sind, desto reiner blieb der Lauf und desto besser war das Pulver; diese Probe erfordert aber trotz des eingespannten oder aufgelegten Gewehrs immer-

hin einen äußerst gewandten und ruhigen Schützen, der stets sicher zu visiren versteht. Auch der Qualität des zu den Geschossen verwendeten Bleies und dem accuraten Armiren der Patronen ist große Aufmerksamkeit zu widmen, damit keine Verbleiung eintritt, deren Folgen dann mit Unrecht auf das Conto des Pulvers gesetzt würden.

Viel wichtiger sind natürlich die ballistischen Untersuchungen, schon deswegen, weil sie den praktischen Werth des Pulvers zum Ausdruck bringen und zum Theil auf die physikalischen Eigenschaften des Pulvers ohne große Schwierigkeit schließen lassen.

Soweit es sich nun um den Kugelschuß handelt, so ist unzweifelhaft der Boulangé'sche Chronograph das einzig richtige Instrument hierzu. Bekanntlich besteht dessen System darin, daß mittels zweier elektrischer Ströme, die den Zeitpunkt markiren, erstens, wann die Kugel den Lauf verläßt, zweitens, sobald sie die auf gewisse Entfernungen gesetzte Scheibe erreicht, die Geschwindigkeit des Geschosses, aus der ja die Durchschlagkraft mitresultirt[1], gemessen wird.

Wenn es nun auch richtig sein mag, daß die Messungen des aus vielen Körnern zusammengesetzten Schrotschusses nicht Anspruch auf dieselbe große Genauigkeit wie beim Kugelschuß haben, so lehren doch die verschiedenartigsten Versuche, daß der Boulangé'sche Chronograph auch zur Messung des Schrotschusses bisher noch durch kein besseres Instrument ersetzt werden konnte. Von einigen Seiten ist in neuerer Zeit der in England construirte sogenannte Field Force gauge empfohlen worden. Mittels desselben soll die Kraft der auf eine verhältnißmäßig sehr kleine Metallscheibe abgefeuerten Schrotkörner durch Einwirkung auf eine den Stoß markirende Feder gemessen werden. Theoretisch mag die Sache recht schön sein, wer aber ausgedehnte praktische Versuche damit macht, wird zu der Ueberzeugung gelangen, daß der Apparat durchaus unzuverlässige und vollständig unter sich abweichende Resultate gibt und auch geben muß. Ganz abgesehen davon, daß der Zufall insofern eine große Rolle dabei spielt, als die Wirkung zum Theil von der auf die kleine Scheibe gebrachten Schrote abhängt und hierbei beim besten Pulver ganz enorme Differenzen vorkommen, hängt die Kraftäußerung auf die Feder auch ganz wesentlich davon ab, an welcher Stelle der Scheibe die Schrotkörner und unter welchem Winkel sie einschlagen. Die Resultate sind so abweichend, daß selbst die Annahme eines relativen Vergleichs fast ausgeschlossen ist, denn es kommt vor, daß ein wirklich gutes

---

[1] Die lebendige Kraft des Geschosses berechnet sich nach der bekannten Formel: $\frac{P \,.\, V^2}{2\,g}$.

Pulver heute sehr gute Resultate, morgen höchst schlechte ergibt, um gleich darauf wieder zu wechseln.

Mit dem Boulangé'schen Chronographen gemessene Schrotschüsse dagegen zeigen fast stets die gleichen Resultate und auch die Differenz der Schüsse einer und derselben Pulversorte unter sich ist eine verhältnißmäßig geringe, sodaß unter allen Umständen der Boulangé'sche Chronograph einen durchaus richtigen relativen Vergleich ergibt. Ein weiterer sprechender Beweis hierfür ist auch der, daß jenes Pulver, bei dessen Benutzung die größte Anfangsgeschwindigkeit erzielt wird, auch stets den Schrotkörnern die größte Durchschlagkraft verleiht. Man kann sich hiervon sehr leicht durch Schießen auf gleichmäßig ausgesuchte Pappdeckel, Papierblätter oder leichtes Zinkblech überzeugen. Der praktische Jäger endlich wird sich auch noch dadurch am besten überzeugen können, daß er bei Anwendung von solchem Pulver, das die höchste Anfangsgeschwindigkeit auf dem Chronographen ergibt, auch stets das meiste Wild zur Strecke bringt — gutes Draufhalten natürlich vorausgesetzt.

So wichtig auch ein richtiges Armiren der Patronen ist und so große Bedeutung auch starke und gutgefettete Filzpfropfen haben, so steht doch so viel fest, daß mit einem schwachen, für Schrotschüsse nicht geeigneten Pulver bei Anwendung aller Vorsicht und Aufmerksamkeit beim Laden nie ein scharfer, namentlich auf große Entfernungen wirksamer Schuß erreicht werden wird.

Welche Körnungen werden nun am vortheilhaftesten verwendet? Um diese oft ventilirte Frage richtig zu beantworten, ist es erforderlich, zu berücksichtigen, daß sowol der Verbrennungsproceß des Pulvers je nach dem Grade des Widerstandes, den die Gase finden, ein verschiedener ist, als auch namentlich, daß der Widerstand, den eine Kugel im gezogenen Laufe den Pulvergasen entgegensetzt, kaum verglichen werden kann mit jenem, den eine Schrotladung leistet. Es ist bekannt, daß feinkörniges Pulver, worunter wir hier Körner bis zu 0,6 mm verstehen, schneller verbrennt, als grobkörniges, dessen Größe bis zu 1,8 mm steigt. Beim Kugelschuß nun geht der Proceß in der Weise vor sich, daß das Geschoß durch den Druck der Pulvergase zuerst eine Anstauung erleidet, sich dann in die Führungs-Züge der Waffe einpreßt, die Gase hermetisch abschließt und dem verhältnißmäßig langsam verbrennenden Pulver Zeit läßt, sich ganz in Gase zu verwandeln und ihre volle Wirkung eingespannt auszuüben. Man begreift, daß daher die Gasentwickelung keine ganz plötzliche sein darf, weil sonst das Geschoß nicht Zeit fände, sich in die Züge zu pressen und denselben zu folgen, vielmehr durch den Lauf heftig gestoßen würde. Die Kugel wird, da die Gase sie überschlagen, in diesem

Falle vollständig deformirt, kommt oft in langen Streifen aus dem Rohr und verliert natürlich jede Direction, während die Züge sich stark verbleien und die Trefffähigkeit des Gewehrs in hohem Grade beeinträchtigt wird. Derartige Schüsse kennzeichnen sich auch dem Ohr durch einen matten Knall, und man nennt jene daher auch „matte Knaller". Nur zu häufig treten ähnliche Erscheinungen auch am Scheibenstande ein, wenn die Schützen die Kugeln der Vorderlader, die, da sie den Lauf schon einmal passirt haben, sich nicht in dem Maße anstauen können, wie die Geschosse der Hinterlader, nicht gehörig pflastern und einfetten. Die Gase können dann die Kugel überschlagen und sie ihrer Längenachse nach zusammenpressen. Die hervorgerufene Verbleiung der Züge gestattet dann keinen sichern Schuß mehr, was von Unerfahrenen dann ohne weiteres auf die Qualität des Pulvers geschoben wird, während doch die eigene Unkenntniß die Schuld trägt. Die Erscheinung der matten Knaller kann beim Kugelschuß aber auch selbst bei Anwendung von grobkörnigem Pulver eintreten und zwar dann, wenn das Pulver zu geringes specifisches Gewicht hat, denn wir haben vorhin hervorgehoben, daß dasselbe von größtem Einfluß auf die Verbrennungsschnelligkeit des Pulvers ist. Auch das Fehlen der Cartonblättchen zwischen Pulver und Geschoß hat bei Hinterladern sehr häufig matte Knaller im Gefolge. Im Uebrigen wird man nicht irren mit der Annahme, daß mit der steigenden Schwere des Geschosses für Gewehre, also mit der Zunahme des Widerstandes auch zweckmäßigerweise die Körnergröße des Pulvers steigt; als Beispiele seien erwähnt:

Das russische Pulver für Berdan-Gewehr: Geschoßgewicht 22 g, Körnergröße des Pulvers bis 0,9 mm.

Mauser-Gewehr: Geschoßgewicht 25 g, Körnergröße des Pulvers bis zu 1,2 mm.

Henry Martini-Gewehr: Geschoßgewicht 32 g, Körnergröße bis zu 1,8 mm.

Wie gestaltet sich nun der Vorgang beim Schrotschuß? Haben wir es hier auch mit einem Projectil zu thun, das im Stande ist, den Pulvergasen jenen ersten Widerstand entgegenzusetzen und ihnen Zeit zur allmählichen Entwickelung und Anspannung und somit zur höchsten Kraftleistung zu lassen? Nichts von alledem! Der ganze Widerstand beschränkt sich (das mehr oder minder starke Würgen des Patronenrandes ist in dieser Beziehung erwiesenermaßen ohne Einfluß) auf die Einwirkung des in die Patrone gezwängten Filzpfropfens, dessen zweckmäßige Wirkung zum Abschluß der Gase gewiß nicht geleugnet werden soll, der aber bei seiner Geschmeidigkeit und Elasticität beim ersten Anprall der

Gase sich in Bewegung setzt und dem Pulver keine Zeit zur allmählichen Verbrennung läßt, wie sie beim Kugelschuß platzgreift.

Es folgt also hieraus, daß beim Schrotschuß ein schärferes, schneller verbrennendes, also feinkörniges Pulver angebracht ist, damit die losen und der Führung entbehrenden Schrotkörner mit voller Wucht aus dem Laufe geschleudert werden. Ein Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung ist u. a. durch die Thatsache zu liefern, daß die Verkürzung des Gewehrlaufs auf die Wirksamkeit des Schrotschusses bei weitem nicht von so großem Einfluß ist wie beim Kugelschuß, und daß umgekehrt aus verkürzten Gewehrläufen das am schnellsten verbrennende Pulver auch die größten Geschwindigkeiten ergibt. Wohl aber ist auch beim Schrotschuß zur Erreichung einer gleichmäßigen Verbrennung ein specifisch hohes Pulver angezeigt.

Nun beschweren sich oft Manche darüber, daß feinkörniges Pulver heftigen Rückstoß ergebe im Vergleiche zum gröbern Korn. In den meisten Fällen liegt die Schuld dann in einem unrichtig gewählten Ladungsverhältniß, oder mit andern Worten, die Jäger haben zu viel Pulver in ihre Patronen geladen, was nicht allein jene Unannehmlichkeit im Gefolge hat, sondern auch noch den weitern Nachtheil, daß der Schuß weniger gut deckt. Von feinkörnigem Pulver ist daher stets weniger wie von grobkörnigem zu laden, ohne daß man — eine durchaus gute Qualität des Pulvers natürlich vorausgesetzt — schlechte Wirkung zu befürchten hätte. Bei Bemessung des richtigen Ladungsverhältnisses muß auf die Leistung des Gewehrs überhaupt, auf das Kaliber desselben und auf die Stärke des Schrotes Rücksicht genommen werden. Je nach diesen Factoren kann das Gewicht des Schrotes das der Pulverladung, die bei feinem Korn 5 g als Maximum nicht übersteigen sollte, das $5\,^1/_2$- bis 6fache betragen.

Résumé:

Für Schrotschüsse feinkörniges Pulver, für Kugelschuß grobkörniges; in beiden Fällen aber hohes specifisches Gewicht.

Dritter Abschnitt.

Von den Hunden.

Ohne Hülfe des Hundes, des treuesten und verschwiegenen Freundes des Jägers, würde dieser gar oft nur wenig ausrichten; der Hund gehört zum Rüstzeug des Jägers, wie das Gewehr, weshalb wir uns zunächst mit ihm beschäftigen wollen.

Waidmännische Ausdrücke.

Die Augen des Hundes heißen Lichter; die Ohren, wenn sie herabhängen, Behang; zu diesem, oder wie man auch sagt: Behänge, gehören auch die über die Unterkinnlade herabhängenden Oberlippen; von Hunden, die, wie z. B. einige Jagdhunde, keine herabhängenden Ohren haben, sagt man eben: Ohr. — Die Beine heißen Läufe, wie bei allem vierfüßigen Wild; der Schwanz Ruthe; das Maul Fang; hat der Hund ein feines Riechvermögen, so hat er gute Nase, andernfalls schlechte Nase oder keine Nase; wittert er Wild, fällt er auf, geht er der Witterung nach, so zieht er an, bleibt er vor dem Wilde stehen, so steht er dasselbe oder steht vor, daher der Name Vorstehhund, welchem diese Eigenschaften allein eigen sind. Bellt der Hund, so gibt er Hals oder ist laut; jagt er hinter einem Wilde, welches er sieht, her, so jagt er laut, thut er dies auf der Fährte, so ist er fährtenlaut, jagt er bellend und kläffend ohne Ziel umher, so ist er waidelaut. Bellt ein Hund vor ihm stehendes oder liegendes, sitzendes, lebendes Wild an, so verbellt er oder gibt Standlaut, thut er dies vor todtem Wilde, so verbellt er todt; eine Anzahl Hunde, die man gemeinschaftlich zu jagen gewöhnt hat, heißt Meute; ihr Gebell: Geläute;

ihr Anführer Kopfhund; hat dieser wie gewöhnlich zuerst Hals gegeben und die andern ahmen ihm nach, so schlagen sie bei; gemeinschaftlich jagende Windhunde, meist drei, heißen ein Strick; das weibliche Glied an der Hündin heißt Schnalle, auch Nuß und Tasche; äußert sich bei ihr der Geschlechtstrieb, so wird sie läufisch oder läufig; tropft ihr Blut aus diesem Gliede, so ist sie hitzig oder heiß; der Hund deckt die Hündin (so sagen neuerdings die Züchter); hängen beide zusammen, so binden sie sich, gebiert die Hündin, so welft sie; ihre Saugwarzen zusammen heißen Gesäuge, die gleichzeitig gewelften Jungen: Wurf, daher man auch sagt: die Hündin wirft oder hat geworfen. Macht man jagende Hunde dadurch, daß man ihnen das Gescheide, so heißen die Eingeweide des gejagten Wildes, zu fressen gibt, um so eifriger, so werden sie genossen gemacht.

Naturgeschichte der Hunde.

Die Raubthiere, reißenden Thiere, wozu der Hund gehört, heißen so, weil sie andere lebendige Thiere anfallen und zu ihrem Fraß zerreißen. Dieser Bestimmung angemessen sind fast alle von geschmeidiger Gestalt, großer Kraft und Beweglichkeit; ihr Knochenbau ist schlank, zierlich, Schädel und Augen rund gewölbt und regelmäßig. Das Gebiß ist stark, Zähne glänzend mit starkem Schmelz überzogen, die langen Eckzähne spitzig, die mittleren Backzähne schneidend, wie eine Schere übereinander gehend. Die Krallen sind zusammengedeckt, oft scharf und spitzig. Die Muskeln schön und kräftig, daher der Sprung weit und sicher, jede Bewegung kühn, flink, zuversichtlich, geistvoll. Der Gang ist leicht, die Sohlen sind weich, sodaß man den Tritt wenig hört. Viele klettern gut; sind meist Nachtthiere, d. h. rauben bei Nacht und schlafen viel und gern am Tage.

Zum Hundegeschlechte (canis) gehört außer dem Hund selbst (canis familiaris) von den uns noch angehenden Thieren der Wolf (c. lupus) und der Fuchs (c. vulpes). Die gemeinschaftlichen Kennzeichen sind:

Gelappte Schneidezähne, oben drei, unten vier falsche Backenzähne, zwei Höckerzähne hinter jedem Fleischzahn.

Zahnformel: $\frac{2\,\mathbf{1}\,3}{2\,\mathbf{1}\,4} \cdot \frac{\mathbf{1}}{\mathbf{1}} \cdot \frac{6}{6} \cdot \frac{\mathbf{1}}{\mathbf{1}} \cdot \frac{3}{4} \cdot \frac{\mathbf{1}}{\mathbf{1}} \cdot \frac{2}{2} = 42$ Zähne.

Vorderfüße fünfzehig; Hinterfüße vierzehig.

Der Hund. Canis familiaris.

Der Kopf ist bei allen Hunden, zu welcher Rasse oder Art sie gehören, die Varietäten und Spielarten nicht ausgenommen, mehr oder

weniger länglich und horizontal stehend; der Scheitel flach und vorwärts abhangend, mit einer scharfen fühlbaren Erhöhung am Hintertheile versehen; die Schnauze macht fast bei allen, von dem Auge an gerechnet, ungefähr die Hälfte des Kopfes aus; die Unterlippe, die an dem Seitenrande nackt und gezähnelt ist, wird hier von der obern bedeckt; die im gesunden Zustande des Thieres immer feuchte Nase ist chagrinartig und über der untern Kinnlade hervorragend; die halbmondförmigen Nasenlöcher immer auswärts gebogen; der Rachen an beiden Seiten mit fünf bis sechs Reihen Haarborsten versehen. In beiden Kinnladen stehen sechs Vorderzähne parallel und senkrecht, einige davon an einer oder beiden Seiten eingekerbt, von denen die äußersten in der obern Kinnlade nicht genau an die inneren anschließen, die äußersten in der untern aber Zäckchen zur Seite haben.[1] Bei allen stehen die gekrümmten längeren Eck- oder Hundezähne einzeln. In der obern Kinnlade stehen auf jeder Seite sechs, in der untern meist immer sieben Backenzähne, wovon die vorderen schmal und einspitzig, die hinteren breit und vielspitzig sind. In allem gewöhnlich 42 Zähne. Die Zunge ist bei allen flach und glatt; die Augen stehen fast immer ein wenig schief und haben am innern Winkel eine kleine Nickhaut. Die Ohren sind zugespitzt, aber bald hängend, bald in die Höhe stehend, der obere Rand der Gehöröffnung umgebogen, der hintere Rand zweifach, der vordere dreifach; im Gesicht sieben mit Haaren besetzte Warzen; der Hals rund und beinahe so lang wie der Kopf; der Leib fast rund, so weit die Brust geht, stark, nach hinten etwas dünner. Immer sind die Hinterbeine etwas höher als die vorderen. Die Ferse ist eine kahle Zehe oder Klaue und steht höher an den Beinen. Den Schwanz (Ruthe) tragen die Hunde bald mehr oder weniger in die Höhe, bald mehr oder weniger gekrümmt und nach der linken Seite zu gebogen[2], bald geringelt, bald auch, wie einige Dachshundarten, herabhangend. Die Farbe ist sehr mannichfaltig und verschieden. In den Haaren der Haut lassen sich, welches man vorzüglich bei kurzhaarigen Hunden gewahr werden kann, 15 Nähte unterscheiden, eine auf jeder Seite hinter dem kleinen Augenwinkel, eine auf jeder Seite in einem halben Zirkel um das Ohr herum, eine auf jeder Seite von dem Ohre an, mit verschiedenen Biegungen an dem Halse herunter, bis zu dem obern Ende des Brustbeins, eine von da bis zur untersten Spitze, eine auf jeder Seite des Bauchs zwischen dem Nabel und den Weichen

---

[1] Im dritten und vierten Monat fangen sie an, die Vorderzähne, die sie mit auf die Welt bringen, zu verlieren und mit neuen zu wechseln.

[2] Man bemerkt dies vorzüglich bei dem gemeinen Haushunde, welche fast alle einen schiefen, mit dem Hintertheile gegen die linke Seite gekehrten Gang haben.

(Dünnungen), eine auf jeder Seite am After, eine hinten an jedem Beine bis an die Ferse. Das Weibchen hat an jeder Seite fünf, selten nur vier Zitzen, nämlich an jeder Seite der Brust zwei, des Bauches drei. Bei wenigen Thieren ist die Ausstrahlung der Geruchsnerven vom Gehirn in die Nasenschleimhaut (die Schneider'sche Membran) so bedeutend als bei dem Hunde, und diese Schleimhaut nimmt eine so große Fläche ein, daß, wenn man alle ihre Falten auseinanderzieht und ausbreitet, man den ganzen Hundekörper damit bedecken kann: dahingegen die Geruchshaut des Menschen kaum hinreicht, seinen Kopf damit zu belegen. In der merkwürdigen Einrichtung dieser Geruchsnervenhaut und in dem drüsigen Bau der Nase ist es begründet, daß der Hund, und besonders der Jagdhund, einen so äußerst scharfen Geruch hat und mit seiner Nase die feinsten Ausdünstungen aufzufangen und zu den Nerven zu bringen im Stande ist, und daß unter den Hunden die mit breiten Köpfen, worin diese Membran eine größere Fläche einnimmt, feinere Nasen haben, als die mit spitzen Köpfen, wie ein Vergleich mit dem scharf witternden Schweißhunde und dem Windhunde mit seinen schlechten Geruchsorganen darthut.

Die Lungen der Hunde, besonders derjenigen, welche sich durch ihre Schnelligkeit und Ausdauer im Laufen auszeichnen, sind sehr groß gebaut.

Wie sehr dieses Thier mit Eingeweidewürmern geplagt ist, davon hat sich Goeze bei der Zergliederung überzeugt. Er hat viele Rund- oder Spulwürmer und mit diesen zugleich mehrere Arten von Bandwürmern, selbst bei jungen Hunden, im Darmkanal bis 200 angetroffen. Sogar in ungeborenen Hunden hat Goeze Eingeweidewürmer gefunden. Er führt bei dieser Gelegenheit eine Merkwürdigkeit an, die hier einen Platz verdient.

„Ein junger Hund hatte so viele Bandwürmer, daß sie gliederweise mit dem Unrath abgingen; ich gab ihn, sagt er, einem Apotheker, der sie ihm durch eine ziemliche Portion Gummigutti abtrieb und ihn nach der gewaltsamen Cur mit Kalbfleischbrühe erquickte. Von der Zeit an blieb der Hund, ob ich ihn gleich erzogen hatte, bei seinem Arzte, als wenn er die Wohlthat fühlte, und war gar nicht wegzubringen. So oft ich hinkam, war er sehr freundlich, begleitete mich bis vor die Hausthür und ließ mich gehen, gleichsam als ob ihn eine größere Verpflichtung gegen dieses Haus zurückhielt. Er hat darin noch wol 12 Jahre sehr gesund gelebt. Sonderbar war es doch, daß dieser Hund, so lange er mit Bandwürmern geplagt war, gar nicht bellen konnte. Sobald er sie los war, war das erste, daß er mit munterm Bellen um seinen Arzt herumsprang."

Nach der Begattung hängt der Hund eine Zeit lang, bewirkt durch ein wulstiges Anschwellen der männlichen Ruthe. Die Hündin trägt 63 Tage, bekommt zweimal im Jahre vier bis zwölf Junge, welche zehn bis zwölf Tage blind sind. Er wechselt im vierten Monate die Zähne, wächst bis ins zweite Jahr, ist im zwölften bis funfzehnten Jahre alt und lebt nicht über zwanzig Jahre. Er verliert meistentheils im Alter sein Gesicht, oft auch das Gehör. Sein Alter erkennt man theils daran, daß die Zähne, welche in der Jugend weiß und scharf sind, nach Verhältniß der Jahre gelber, stumpfer und ungleich werden, auch zuletzt ausfallen, theils an den sich im Alter an der Schnauze, Stirn und den Augen findenden grauen Haaren.

Mit der schwer zu lösenden Frage über die Stammväter unserer Hunderassen hat sich in neuester Zeit der Professor Jeitteles in Wien in seiner Abhandlung: „Die Stammväter unserer Hunderassen" (Wien 1877) wie folgt ausgesprochen. „Der eigentliche Wolf ist an der Bildung der zahmen Hundeformen nicht betheiligt, nur ausnahmsweise kamen und kommen Bastardirungen zwischen größeren Hunden und Wölfen im Freien vor. Keine unserer Hunderassen stammt aber direct vom Wolf ab, d. h. es gibt unter den zahmen Hunden nirgendwo Descendenten einiger vor Jahrhunderten gezähmten Individuen des eigentlichen Wolfs.

Ebenso hat der Fuchs an der Bildung der Hunderassen keinen Antheil genommen. Abgesehen von den niedrigen Füßen und dem Schweif unterscheidet sich der Fuchs schon durch Zahn- und Schädelbau, namentlich was die Form der Orbitalfortsätze der Stirnbeine betrifft, scharf und constant von allen Hunden.

Der kleine Schakal (canis aureus L.), der in der Gegenwart noch in Südeuropa, Westasien und ganz Nordafrika lebend vorkommt, ist bereits in der Steinzeit gezähmt worden. — Der Torfhund (canis familiaris palustris) ist die älteste Form des gezähmten Schakals. Dieselbe Form wurde bereits in Alt-Aegypten als Hausthier gehalten.

Der größere Hund der Erzzeit (canis matris optimae Jeitt.), der von jenem der Steinzeit ganz verschieden ist, stammt höchst wahrscheinlich von dem noch lebenden indischen Wolf oder Bheria (canis pallipes Sykes) ab; dieser wurde aber kaum in Indien, sondern wol in Ost-Iran (oder Baktrien) zuerst gezähmt. — Es scheinen noch zwei Spielarten dieser wilden Form zwischen dem Kaspisee und dem Turkestanischen Alpenland zu existiren, von deren einer vielleicht die langhaarigen Windhunde Westasiens, von deren anderer etwa die tibetanische Dogge und verwandte Formen abstammen.

Der afrikanische Dib oder große Schakal (canis lupaster Ehr.) wurde in Aegypten schon in alter Zeit, aber später als der kleine Schakal gezähmt. Von ihm stammen viele Formen der altägyptischen Hunde und der heutige Straßenhund des Orients, wenigstens Afrikas, ab. Eine zartere Spielart dieser Species gab wahrscheinlich zur Bildung der afrikanischen (kurzhaarigen) Windhunde Veranlassung.

Dem Torfhund steht unter den heutigen Hunden der kleine Spitz am nächsten. Alle kleineren Rassen der Gegenwart: Pintscher, Rattenfänger, Wachtelhunde und auch der Dachshund (sowol der geradbeinige als der krummbeinige) stammen vom Torfhund ab.

Dem Bronzehund steht unter den Rassen der Gegenwart der Schäferhund Mitteleuropas und Schottlands (the Scotch colly) am nächsten. Alle größeren Jagdhunde, der Pudel, die Fleischerhunde und englischen Doggen stammen von ihm ab. — Der Bulldoggschädel ist ebenso wie der des Mopses und wie die krummen Beine des Dachshundes eine durch die Zucht erblich gewordene Mißbildung. Solche Mißbildungen kommen auch bei wilden Thieren vor. — Ein Moment, welches bei der Zähmung von Säugethieren gewiß einmal eine große Rolle gespielt hat und bisher fast gar nicht gewürdigt wurde, ist das Anlegen der Caniden an die Brust säugender Frauen unserer Urväter, wie es noch heute von manchen Frauen der Wilden mit dem australischen Dingo gemacht wird und woraus die unverbrüchliche Anhänglichkeit solchen Thiers an den Menschen herrührt und sich vererbt." — Es sei mir (v. R.) gestattet, diesen Forschungen von Jeitteles die Schlußbemerkung seiner Abhandlung hier wörtlich folgen zu lassen, zumal sie dem Geiste Jester's so vollkommen entspricht: „Hoffentlich wird man auch bei uns diesen treuen Behüter des Menschen und seiner Heerden mehr und mehr in Ehren halten lernen und von der, seiner unwürdigen, Knechtschaft des Lastentragens und Wagenziehens endlich ganz befreien. Der Hund kann und soll dem Menschen nur als freier Begleiter dienen, ihn zum Sklaven machen, heißt — undankbar und unedel handeln."

Der Verfasser (Jester) äußert sich über die Hunderassen folgendermaßen: „Diejenigen, welche mit Buffon nur eine einzige ursprüngliche Hunderasse annehmen wollen, scheinen überhaupt zu glauben, daß im Anfange der Welt von jedem Thiere nur ein einziges Paar erschaffen worden. So wie sich nun aber wider diesen Satz wol so manches einwenden lassen möchte, welches ich aber, da es nicht hierher gehört, an seinen Ort gestellt sein lasse, so sind auch, meines Dafürhaltens, wol allerdings mehrere triftige Gründe vorhanden, die die Behauptung, als ob alle Hunde nur einen und den nämlichen Stammvater hätten, un-

wahrscheinlich machen. Welche Abänderungen und Ausartungen auch immer durch Klima, Nahrungsmittel, Vermischung u. s. w. unter den Hunden vorgegangen sein mögen, so haben doch jene Einflüsse, meiner Ueberzeugung nach, nur lediglich eine Abweichung und Verschiedenheit in Hinsicht auf äußere Gestalt, Größe, Farbe, Constitution, Temperament, Naturell u. s. w. bewirken können. Wenn man aber erwägt, daß die Hunde nicht blos in jenen, sondern einige davon — und ich will hier blos die Jagdhunde, diese Benennung im weitesten Sinne des Worts genommen, anführen — auch in mehreren, und zwar in solchen Unterscheidungsmerkmalen voneinander abweichen, an denen eine gewisse nähere Bestimmung zu dieser oder jener besonderen Beschäftigung unverkennbar wird, so dürfte man wol schwerlich darthun können, daß selbst diese Unterscheidungszeichen ihnen einzig und allein durch die Einflüsse des Klimas, der Nahrungsmittel u. s. w. mitgetheilt sein sollten.

Man wird mich nun freilich auf die mit den Hunden vorgenommene Cultur verweisen wollen. Die Jäger, wird man vielleicht sagen, haben, sobald sie die diesem Thiere vorzüglich eigene feine Witterung und Gelehrigkeit wahrgenommen, sie mit leichter Mühe bald zu dieser, bald zu jener Jagdbeschäftigung gebildet und angeführt. In der Folge, so wird man weiter schließen, haben sich die durch Cultur entwickelten Kunsttriebe in dem Maße, als man diesen zur Hasenjagd, jenen zum Vorstehen, einen andern zum Dachsgraben angeführt hat, auf seine Abkömmlinge fortgepflanzt, die Jäger aber, um hieraus Vortheil zu ziehen, nur immer auf eine reine Vermischung der zu eben und derselben Beschäftigung ausgebildeten Hunde Bedacht genommen, und sich so nach und nach besondere Rassen gebildet u. s. w. Allein auch dies zugegeben, so kommen wir immer in den nämlichen Zirkel zurück. Es bedarf wahrlich nur einer mäßigen Jagdkenntniß, um sich zu überzeugen, daß, je nachdem ein Hund zu dieser oder jener Jagd insbesondere tauglich sein soll, er unter mehreren andern Fähigkeiten auch diesen oder jenen besonders dazu eingerichteten Körperbau besitzen, der Windhund anders als der Jagdhund, der Jagdhund anders als der Dachshund gebaut und organisirt sein muß. Nun muß man entweder annehmen, daß selbst diese körperlichen Erfordernisse durch eine künstliche Cultur hervorgebracht worden sind — und dies wird doch wol niemand im Ernst behaupten wollen — oder man muß solche ebenfalls den Einflüssen des Klimas, der Nahrungsmittel u. s. w. zuschreiben, und dann wäre es wol in der That sonderbar genug, daß jene Einflüsse zufälligerweise und gewissermaßen zu Gunsten der Jäger eine der verschiedenen Bestimmung der Hunde so ganz genau entsprechende Richtung genommen haben

sollten u. s. w. Nach allen diesen Umständen scheint es mir wenigstens weit wahrscheinlicher, daß die Natur aus einer weisen Vorsicht und mit besonderer Rücksicht auf den Nutzen der Menschen gleich im Anfange mehrere in Körperbau und Organisation voneinander abweichende Hundearten geschaffen habe, als daß sie im Anfange nur eine einzige ursprüngliche Art hervorgebracht und es dem Zufall überlassen haben sollte, diese durch die Einflüsse des Klimas, der Nahrung u. s. w. in mehrere verschiedene Hauptrassen — denn von den sogenannten Spielarten ist hier nicht die Rede — abzuändern und umzuformen."

Die Hunderassen, welche zur kleinen Jagd gebraucht werden, sollen weiter unten specieller beschrieben werden; zuerst erfolgt hier eine nähere Auseinandersetzung der mancherlei Fähigkeiten, Kunsttriebe und Eigenheiten dieser merkwürdigen Thiergattung. Wenn irgend jemand Gelegenheit hat, das Naturell der Hunde zu studiren und zu beobachten, so ist es wol vorzüglich der Jäger, der sie mehr wie jeder andere als tägliche Gefährten, Begleiter und Gehülfen seiner Berufsgeschäfte um sich hat. Und wie nützlich, ja unentbehrlich sie ihm bei diesen sind, und wie wenig er ohne ihren Beistand ausrichten würde, muß selbst denjenigen, die keine Jagdhunde besitzen, einleuchten. Man kann aber auch überhaupt, und ohne sich einer Uebertreibung schuldig zu machen, behaupten, daß der Hund unter allen bekannten Thieren dasjenige ist, welches seiner Natur und Anlage nach ganz eigentlich zur Gesellschaft und Dienstleistung der Menschen geschaffen zu sein scheint. „Die Unentbehrlichkeit dieses Thiergeschlechts", sagt Buffon sehr wahr, „leuchtet am deutlichsten in die Augen, wenn man einen Augenblick annimmt, es wäre nie vorhanden gewesen. Wie hätte der Mensch ohne Beihülfe der Hunde sich anderer Thiere bemächtigen, sie zähmen oder unter seine Botmäßigkeit bringen sollen? Durch welche Mittel sollte der Mensch noch jetzt wilde und schädliche Thiere aufsuchen, jagen und vertilgen? Um bei hinlänglicher Sicherheit Herr aller lebenden Geschöpfe zu sein, war es nothwendig, sich unter den Thieren selbst einen Anhang zu verschaffen und vornehmlich diejenigen durch Freundlichkeit und Liebkosungen zu gewinnen, denen er die meiste Bereitwilligkeit, sich an ihn zu gewöhnen, und eine vorzügliche Neigung, ihm zu gehorsamen, zutraute, damit er sich ihres Beistandes hernach wider die andern bedienen könne. Des Menschen erste Kunst war also die Abrichtung des Hundes; die glückliche Folge dieser Kunst aber war die Eroberung und der ruhige Besitz des ganzen Erdbodens."

Sehr schön sagt Cuvier[1] vom Hunde: „Er ist die merkwürdigste, vollendetste und nützlichste Eroberung, die der Mensch jemals gemacht hat,

[1] Le Règne animal, V, I, 149.

denn die ganze Gattung ist sein Eigenthum geworden. Jedes Individuum gehört seinem Herrn gänzlich, richtet sich nach seinen Gebräuchen, kennt und vertheidigt dessen Eigenthum und bleibt ihm ergeben bis zum Tode. Und alles dieses entspringt weder aus Noth, noch aus Furcht, sondern aus reiner Erkenntlichkeit und aus wahrer Freundschaft. Die Schnelligkeit, die Stärke und der Geruch des Hundes haben für den Menschen einen mächtigen Gehülfen aus ihm gegen die andern Thiere gemacht, und vielleicht war er sogar nothwendig zum Bestand der Gesellschaft des menschlichen Vereins. Der Hund ist das einzige Thier, welches dem Menschen über den ganzen Erdball gefolgt ist."

Auch wird man wol schwerlich unter der zahlreichen Thiermenge nur ein einziges namhaft machen können, dem die Bereitwilligkeit, sich an den Menschen zu gewöhnen, die Neigung ihm zu gehorsamen, in einem so hohen Grade wie dem Hunde eigen sein sollte. Der Contrast, in welchem er sowol in diesen als mehreren andern Eigenschaften, im Vergleich mit allen übrigen Thiergattungen, erscheint, ist in der That auffallend. In eben dem Maße, als alle andern Thiere den Menschen zu fliehen scheinen, sucht der Hund im Gegentheil sich ihm zu nähern und an ihn anzuschließen. In eben dem Maße, als der Mensch selbst die durch Kunst gezähmten Thiere mehr oder weniger einzäunen, einsperren und ihr Entkommen zu hindern suchen muß, hat er im Gegentheil bei weitem mehr Mühe, den Hund, wenn er ihm etwa überlästig wird, von sich zu entfernen, als an sich zu ziehen. In eben dem Maße, als die übrigen Hausthiere, sobald sie nur hinlängliche Nahrung haben, sich wenig oder gar nicht um die Gesellschaft des Menschen bekümmern, fühlt der gezähmte Hund sich im Gegentheil, selbst bei hinlänglichem Futter, unglücklich, sobald er sich vom Menschen getrennt sieht. Sein ihm eigenes Bestreben, um den Menschen zu sein, seine unaufhörliche Sehnsucht, sich an ihn anzuschmiegen, seine sichtbare Begierde, ihm zu dienen und nützlich zu werden, sind wahrlich so einzig und charakteristisch, daß hier die Absicht der Natur, dieses Thier dem Menschen näher, wie jedes andere, zuzugesellen, unverkennbar wird. Auch verlieh sie ihm eben deshalb die ihm ausschließend vor allen Thieren eigene Gabe, seine Liebkosungen und Anhänglichkeit für den Menschen durch äußere Zeichen an den Tag zu legen. Das Pferd, die Katze, mehrere andere Hausthiere gewöhnen sich, wenn man will, mehr oder weniger an den Menschen, kommen auf den Ruf herbei, scheinen auch wol, wie z. B. die Katze, eine Art von Zuneigung und Zutrauen zu ihm zu fassen. Aber welch ein auffallender Unterschied in ihren Zuneigungsäußerungen und denen des Hundes? Einigen, und zwar den meisten, sind diese Aeußerungen gar nicht, andern

nur im geringen Theil, keinem einzigen aber in dem Maße, wie dem Hunde, zu Theil geworden. Die Physiognomie des Hundes ist einer großen Ausbildung fähig; Auge, Miene, Körperbewegung, und namentlich die Bewegung mit dem Schwanze, alles ist bei ihm in Augenblicken, wo er den Menschen liebkost, ausdrucksvoll und sprechend. Alles verräth einen sichtbaren innern Drang, sich bei dem letztern beliebt zu machen, und daher kommt es, daß die Hunde so leicht und willig die Manieren des Hauses annehmen. Er äußert diesen selbst bei Strafen und Mishandlungen, und wenn die andern Hausthiere unter solchen Umständen den Menschen fliehen oder sich wol gar widersetzen, verdoppelt er vielmehr seine Liebkosungen und verräth selbst dann, wenn man ihm hart begegnet, statt Abneigung, Liebe. Wie sehr er sich in seiner, ich möchte beinahe sagen, grenzenlosen Treue für seinen Herrn, dem er sich einmal hingab, vor allen andern Thieren auszeichnet, und in welchem Grade er diese selbst dann, wenn er sein Futter nicht durch ihn selbst, sondern durch andere erhält, an den Tag legt, davon sind die Beispiele zu allgemein bekannt, als daß ich sie anzuführen nöthig hätte; und doch würden alle diese seltenen Eigenschaften, selbst seine Treue, ihm nur höchstens eine vorzügliche Stufe unter denjenigen Hausthieren, die der Mensch des Vergnügens wegen um sich hat, anweisen, wenn ihn nicht die Natur zugleich mit solchen seltenen und ausgezeichneten Fähigkeiten ausgerüstet hätte, daß er von dieser Seite dem Menschen nicht nur äußerst nützlich, sondern wirklich beinahe unentbehrlich wird. Sowol seine äußeren als inneren Sinneswerkzeuge sind von einer so bewundernswürdigen Beschaffenheit, daß er auch darin beinahe allen übrigen Thieren den Vorzug streitig macht. Seiner überaus feinen Geruchsnerven ist bereits gedacht und man muß wirklich erstaunen, wenn man sieht, was die Jagdhunde, z. B. durch ihre feine Witterung, zu leisten im Stande sind. Daß diese allenfalls den Hasen, den Fuchs, der vielleicht nur soeben auf der Stelle, wo sie mit der Nase am Boden schnüffeln, vorüberging, wittern, möchte allenfalls hingehen und keine große Bewunderung verdienen; daß sie aber seine Spur selbst dann, wenn er vor mehrern Stunden an dem Orte, wo sie suchen, vorüberkam, und zwar nicht etwa durch das Auge und weil sie seine Fußtapfen gewahr werden, sondern einzig und allein durch ihre Geruchswerkzeuge — und man bedenke nur, wie äußerst gering die Ausdünstung sein kann, die sich von dem flüchtigen Fußtritt eines so kleinen Thiers, wie der Hase ist, dem Boden mittheilte — wahrnehmen; daß der Hühnerhund eine Schnepfe, ein Rebhuhn u. s. w. oft auf eine Entfernung von hundert und mehr Schritten wittert und diese Witterung so stark auf seine Geruchsnerven wirkt, daß er davon gleichsam betäubt und

erstarrt zu sein scheint; daß der Leithund, wenn er einmal auf die Fährte eines jagdbaren Hirsches gebracht wird, diese von den sich oft in Menge durchkreuzenden Fährten anderer Hirsche so bestimmt zu unterscheiden weiß, daß er nur immer die erste einzig und allein verfolgt: dies sind denn doch wirklich Dinge, die, wenn sie nicht täglich von Jägern gesehen und bekundet würden, kaum glaublich scheinen dürften.[1] Eine der auffallendsten Erscheinungen beim Hunde, die offenbar einer größern geistigen Thätigkeit zugeschrieben werden muß, welche überhaupt dem Hunde schwerlich abzustreiten sein möchte, ist die ihm eigene und beinahe unbegreifliche Gabe, den Ort, an dem er geboren und erzogen wurde, oder an den ihn andere Umstände fesseln und von dem er entfernt wird, ohne alle fremde Hülfe und Leitung wiederzufinden, selbst dann wiederzufinden, wenn er auf mehrere Meilen, oft auf eine unglaubliche Weite davon getrennt wird. Das Wunderbarste bei der Sache ist, daß Hunde, sie mögen nun zu Wasser oder zu Lande an einen ihnen gänzlich unbekannten Ort gebracht werden, sich dessenungeachtet nach ihrer Heimat zurückfinden und daß sie überdies in beiden Fällen mehrmals, nicht etwa auf der zu dem Orte hinführenden Landstraße, die ihnen bei einer Landreise allenfalls wieder erinnerlich werden konnte, sondern, wie man es aus der Kürze der Zeit, in der sie zurückkehren, oft und vielfältig gesehen hat, auf dem geradesten Wege zurückeilen, eine Erscheinung, die nicht durch die feine Witterung, nicht durch den Instinct, sondern nur durch höhere geistige Gaben erklärt werden kann, mögen diese nun dem ganzen Geschlechte angeboren oder ein Product der Erziehung, des steten Umgangs mit dem Menschen sein.

Aber nicht minder bewunderungswerth ist das dem Hunde beiwohnende Erinnerungsvermögen, aus dem wir einzig und allein die manchen andern Erscheinungen, die wir bei ihm wahrnehmen und die oft von der

---

[1] Auch der Umstand, daß der Hund die Spur seines Herrn wittert, ist ein Beweis seiner äußerst feinen Geruchswerkzeuge, wenn man bedenkt, daß die Ausdünstung, die sich den Fußtapfen durch die Sohle der Schuhe oder Stiefel mittheilt, eben nicht groß sein kann. Man kann sich übrigens kaum des Lächelns erwehren, wenn man das liest, was Flemming in seinem „Vollkommenen deutschen Jäger“, III, 67, von der Ausdünstung der Thiere sagt. Die ganze Stelle, mit seinen eigenen Worten, lautet: „Die Ursache — so sagt er — warum die Fußsohlen, Ballen und Laufklauen der wilden Thiere von denen Hunden je länger je mehr gerochen und deren Spur genau bemerket werden, besteht darinnen: Nämlich, nachdem sich die faule Materie von dem Excremento ultimae concoctionis der Schweißlöcher gesammlet, senket sich diese Feuchtigkeit je mehr und mehr aus dem Leibe nach den Läuften niederwärts, und sammelt sich zwischen den Laufklauen, wird endlich stinkend und durchdringend, sodaß sie gewisse Atomos von sich läßt, welche nachmals als Reliquien von den Hunden gefunden werden. Denn wo das Wild gehet, da drücket es mit den Fußstapfen die Atomos und Dünste, welche aus dessen Körper in die Füße steigen, zugleich mit in die Erde, die eine Zeit lang in der durchlöcherten Erde bleiben, und sich sobald nicht herausfinden können, sondern oft etliche Stunden darin bleiben, bis der Hund durch das Riechen obbemeldetermaßen solche aus derselben an sich ziehet, und die Spur hierdurch zeiget.“ — Eine befriedigende Erklärung in der That!

Art sind, daß man in Versuchung geräth, ihm einen gewissen Grad von Combinationsgabe zuzutrauen, erklären können. Jeder, der den Hund aufmerksam beobachtet hat, wird dies bezeugen. Es sind hiervon Beispiele bekannt, die in der That ans Fabelhafte grenzen. Ich (Jester) selbst aber habe unter mehreren der Aufzeichnung werthen Fällen einen als Augenzeuge erlebt, der erzählt zu werden verdient.

Einer meiner hiesigen Bekannten hatte einen Mops, ein äußerst gelehriges caressantes Thierchen. Nun ereignet es sich eines Tags, wie die Familie zu Tische sitzt, daß der Hund ein Verlangen äußert, aus der Stube gelassen zu werden. Als man ihm nicht bald die Thür öffnet, springt er einige mal nach der hart an dieser hängenden Schelle, die er aber, weil die Leine zu hoch hängt, nicht erreichen kann. Das Betragen des Hundes erregt Aufmerksamkeit; ich stehe auf und rücke einen Stuhl hin, setze mich aber wieder an meinen Platz, und siehe da, der Hund springt ungesäumt auf den Stuhl und zieht wirklich einige mal an der Schelle. Ein Bedienter erscheint, öffnet die Thür und läßt den Hund heraus. Man glaubte anfangs, es sei Zufall. Aber man wiederholte den Versuch bei der nächsten Gelegenheit, wo der Hund herausgelassen zu werden verlangte. Der Hund schellte richtig wieder und that es seitdem, durch den Erfolg belehrt, jedesmal, so oft er aus der Stube wollte. Ich weiß gar wohl, daß im Grunde eben nichts Außerordentliches bei der Sache ist. Der Hund hatte mehrmals gesehen, daß, wenn die Schelle gezogen wurde, jemand herbeikam und die Thür aufging, und so wurde er blos durch die Erinnerung ähnlicher Fälle zu jenem Benehmen verleitet. So natürlich sich indessen dies auch erklären läßt, so gibt es doch immer einen merkwürdigen Beweis, in welchem Grade sich dieses Thier der ihm einmal vorgekommenen Fälle zu erinnern und solche bei Gelegenheit zu nutzen weiß.[1]

Auch beruht seine überaus große Gelehrigkeit einzig und allein auf diesem Grunde, ein Umstand, auf den viele Jäger noch immer zu wenig aufmerksam sind, weil sie sonst ihre oft verkehrten und zum Theil grausamen Dressurmethoden ganz anders einrichten und bei weitem eher zum Zweck kommen würden. Man kann sich keinem Thiere so leicht mittheilen und verständlich machen wie dem Hunde; sowie es denn wol wahrlich kein Thier gibt, an dem man ein solches sichtbares Bestreben,

---

[1] Ein anderer Fall aus dem Jägerleben. Einer meiner Freunde, ein sehr guter Jäger, hatte eine sehr gute Hühnerhündin, welche er eines Tags einem jungen Jäger zur Hühnersuche borgt. Die Jagd beginnt, der Hund sucht trefflich — doch als der Schütze etwa 6—7 Male geschossen hat, ohne zu treffen, verweigert unser Hund seine Dienste und geht, alles Rufens ungeachtet, ruhig nach Hause. (v. R.)

den Menschen zu verstehen, und eine solche Aufmerksamkeit auf jeden seiner Winke, wie bei diesem, wahrnimmt. Ein Blick, eine Miene, ein veränderter Ton der Stimme sind hinlänglich, um ihm die Meinung seines Herrn bekannt zu machen. Hat er aber diese erst einmal errathen, so wird er, weit entfernt, sich widerspenstig zu bezeigen, im Gegentheil gern und mit Freuden gehorchen. Denn auch der Gehorsam ist eine Eigenschaft, in der sich dieses Thier vorzüglich auszeichnet. Und mit welcher Bereitwilligkeit er diesen leistet, davon kann man sich nicht besser überzeugen, als wenn man den par force dressirten Hühnerhund, vorzüglich aber den Pudel beobachtet. Man gebe nur Acht, mit welcher Begierde, mit welcher Freude der erstere das geschossene Wild apportirt [1], wie unermüdet und wie gern der letztere, der Pudel, die ihm hingeworfenen Sachen herbeiholt, mit welchem Eifer er sich oft von einer hohen Brücke ins Wasser stürzt, um den hingeworfenen Stock, ja selbst Steine, nach denen er oft bis auf den Grund untertauchen muß, herauszuholen; wie lästig er oft durch sein unablässiges Bitten, das mehrmals Hingeworfene nochmals herbeibringen zu lassen, wird. Alles Erscheinungen und Eigenschaften, die man bei keinem Thiere in dem Grade, wie bei dem Hunde, wahrnimmt, und die ihn mit Recht bei dem Menschen beliebt machen und wodurch er so nützlich wird. Daß der Jäger ohne die Beihülfe des Hundes wenig oder gar nichts zu leisten im Stande sein würde, ist bereits gesagt. Welche Dienste er aber dem Menschen bei Bewachung des Hauses, der Heerden, auf Reisen und sonst leistet, ja daß er sogar bei den Grönländern und Kamtschadalen die Stelle des Pferdes vertritt [2] und dort zum Ziehen großer Lasten und zum Fortbringen der Reisenden und ihres Gepäcks gebraucht wird, ist ebenfalls sehr bekannt. Er nützt auch sogar nach seinem Tode durch sein Fleisch, welches in verschiedenen Weltgegenden gegessen [3] und durch sein Fell, welches zu Schuhen,

---

[1] Wenn er sich während der Dressur selbst oft anders bezeigt, so hat dies seinen guten Grund. Furcht und Zwang bewirken hier eine ganz andere Stimmung. Sobald er aber wirklich dressirt ist und man ihn ohne die furchtbare Dressirleine zum Apportiren auffordert, thut er es mit solcher Begierde, daß man sieht, es macht ihm selbst Freude.

[2] Die Grönländer haben große, weiße oder gefleckte Hunde mit gerade aufstehenden Ohren; sie haben die Eigenschaft, daß sie nicht bellen, sondern blos heulen. Sie bedienen sich ihrer vorzüglich, um die mit Seehunden beladenen Schlitten, vor welche oft 6—10 Hunde gespannt werden, die oft in einem Tage 15 deutsche Meilen zurücklegen, auf dem Eise bis vor ihre Hütte zu ziehen. Die Hunde, deren sich die Kamtschadalen zu ihren Reisen bedienen, sind von der Spitz- und Isländerart, aber bei weitem größer. Es werden gewöhnlich 5 vor einen Schlitten gespannt, 2 und 2 nebeneinander und der fünfte als Leithund vorn an. Die Zügel sitzen am Halsbande, der Kutscher hat einen krummen Stab, womit er wirft, im Schnee dirigirt und anhält. Vier bis fünf dergleichen Hunde ziehen drei erwachsene Personen und 60 Pfund Gepäck sehr geschwind fort und machen Reisen von 120 engl. Meilen; ihre gewöhnliche Ladung sind 240 Pfund.

[3] Zu Angola werden die Hunde gemästet, geschlachtet und auf öffentlichem Markte verkauft. Die Grönländer und Neger halten das Hundefleisch für eine leckere Kost, so auch die Wilden in Nordamerika, auf den Sandwichsinseln u. s. w.

Stiefeln, Handschuhen, zum Beschlagen der Reisekasten gebraucht und verarbeitet wird, sowie denn aus den Haaren Strümpfe, Hüte u. s. w. verfertigt werden.

Der Hund hat mehrere auffallende beachtenswerthe Eigenschaften: er säuft leckend; er läßt seinen Urin allezeit mit aufgehobenem Hinterfuße, an die Wand, an einen Eckstein, im Felde beim freien Umherlaufen an ein Hügelchen oder einen Strauch. Er thut dies besonders, wenn er einem fremden Hunde begegnet, dem er gewöhnlich erst unter den Schwanz riecht und dann einen in der Nähe stehenden Stein, Strauch u. s. w. benetzt. Er entledigt sich seines Unraths, selbst im gesunden Zustande, der Struktur seiner Gedärme nach, stets mit Zwang, und sucht sich hierzu gern einen Stein oder kahlen Platz aus. Er läuft fast immer in etwas zur Quer, wie man vorzüglich an dem gemeinen Haus- und Schäferhunde gewahr wird. Er schwitzt kaum. Seine Hautausdünstung ist zwar reichlich, selten aber schwitzend (tropfbar flüssig) wie bei andern Thieren. Daß der Hund nur durch die Zunge schwitze, wie man sonst glaubte, weil er bei starker Bewegung die Zunge lang hängen läßt und keuchend Tropfen entwickelt, ist falsch. Das Letztere wird lediglich durch das rasche Athmen veranlaßt. Wenn er ruht, so sitzt er entweder auf den Hinterfüßen, oder legt diese auswärts und die Vorderfüße so vorgestreckt, daß er den Kopf dazwischenlegen kann. In der Wärme oder Sonne streckt er alle Viere von sich und legt sich auf die Seite; im Kühlen und des Nachts aber zieht er alle Viere an sich, krümmt den Rücken und steckt die Schnauze zwischen die Hinterbeine. Beim Niederlegen geht er erst um den Ort herum, wo er schlafen will. Er schläft mit gespitztem Ohr, viel und sehr leise und träumt dabei, welches man bei andern Thieren nicht bemerkt. Beim Erwachen gähnt er. Er hat Vorempfindungen des Wetters. Sobald sich dieses ändert, pflegt er launisch, wie die Jäger sagen, wetterwendisch zu werden, frißt oft tagelang nicht, ist träge und unlustig auf der Jagd, und sogar seine Witterung dann oft schwächer. Im Schlafe kollert es ihm zu solcher Zeit im Leibe. Er frißt Gras zur Reinigung des Magens. Seine Nerven sind äußerst reizbar und empfindlich. Die Töne der Blasinstrumente, vorzüglich des Waldhorns, und besonders die hohen scharfen Töne, ingleichen das Geläute der Glocken, machen einen sichtbaren Eindruck auf den Hund, reizen ihn zum Heulen. Er bellt, wie man vielfältig gewahr wird, den vollen Mond an. Auch das Umrollen der Wagenräder, wie überhaupt jeder schnell vorübereilende Gegenstand reizt ihn zum Anbellen und Nachlaufen. Unbekannte, wie auch auffallend schlecht gekleidete Personen, Bettler z. B., bellt er an, besonders wenn er an der Kette gehalten wird. Vor Ge-

wittern stinkt er. Bei Tische bettelt er; hat er gestohlen, so läuft er mit eingeklemmter Ruthe davon. Unter seinesgleichen ist er zu Hause der Herr. In der Liebe ist er gegen seine Nebenbuhler grausam; die Hündin läßt mehrere zu. Durch Lecken lindert er Wunden, Podagra und Geschwüre.

Die dem Hunde angenehmste Nahrung ist Fleisch, besonders halb verfaultes, sowie Fische u. dgl., er verdaut auch Knochen. Er kann aber auch an andere Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche gewöhnt werden, und welche davon ihm am angemessensten und seiner Gesundheit am zuträglichsten sind, darüber wird weiter unten gehandelt werden.

Von der Wartung der Hunde.

Wenn man das, was in der Naturgeschichte der Hunde gesagt ist, genau erwägt, so wird man einräumen, daß die Natur dem Menschen wol nicht leicht ein angenehmeres und nützlicheres Geschenk machen konnte, als da sie ihm den Hund gab. Die seltenen Fähigkeiten dieses merkwürdigen Thieres, seine Neigung und Anhänglichkeit für den Menschen, seine uneigennützige Bereitwilligkeit, ihm zu dienen, die Begierde, womit er ihm seine Dienstleistung fast aufdringt, sein Gehorsam, seine Treue — dies alles sind Eigenschaften, nach denen ihm mit Recht der oberste Platz unter den Hausthieren gebührt. Auch ist es der Mühe werth, ihn in seiner gesellschaftlichen Verbindung mit dem Menschen ein wenig näher zu betrachten.

Der aufmerksame Beobachter findet hier einen neuen Beweis, wie wenig das launige Glück seine Gunstbezeigungen nach Verdienst austheilt. Es scheint in der That, daß diese eigensinnige Göttin es sich nun einmal zum Gesetz gemacht hat, vorzugsweise den Dummkopf und Taugenichts zu ihrem Liebling zu wählen. Dies trifft sogar beim Hunde zu. Die unthätigste und untauglichste Gattung dieses sonst so schätzbaren Thiergeschlechts ist offenbar der sogenannte Schoshund. Allein man sehe nur, was dieser faule Tagedieb für ein üppiges Leben führt. Er wohnt in bequemen, schön geputzten Zimmern, schläft auf weichen Federbetten, speist auf Silber und Porzellan, mästet sich mit den auserlesensten Leckerbissen, fährt in Kutschen, besucht Gesellschaften, Schauspiel und Promenade, lebt mit einem Worte ganz das Schlaraffenleben des Müßiggängers von Stande[1], unterdessen der größte Theil seiner ohne allen Vergleich

[1] „Ja es betrübet sich wohl annoch“, sagt Flemming in seinem „Deutschen Jäger“, „mancher Liebhaber der Hunde, zumal das liebe Frauenzimmer, wenn ihr Schoshündchen, ihr Perlchen, krank wird, da es denn gewartet und oft besser als ein armer Mensch gepflegt, auch, so es stirbt, mit vielen Thränen beklagt und wol gar begraben wird.“

verdienstvollern Verwandten, und vorzüglich derjenige, der gewissermaßen die Klasse der Geschäftsleute und Künstler unter den Hunden construirt, entweder im Elende schmachtet, oder doch für seine nützlichen und zum Theil wichtigen Dienste weder verhältnißmäßig belohnt noch geschätzt wird.

Man nehme nur den rüstigen Schäferhund, ihm gebührt als Stamm- und Ahnherrn der gesammten Hundefamilie von Rechts wegen der oberste Rang, und doch ist er gerade am wenigsten geachtet. Nie darf er ungestraft die Wohnsitze der Reichen und Vornehmen betreten. Da ihm im Gegentheil das Los zutheil ward, der niedrigsten und ärmsten Klasse des Landvolks zugesellt zu werden, so führt er auch unter dieser ein mühseliges Leben. Er wagt Leib und Leben für die Sicherheit der ihm anvertrauten Heerde, hält unter dieser Polizei und Ordnung aufrecht und genießt dafür magere Kost, schlechtes und unreinliches Obdach, oft auch harte unglimpfliche Behandlung. Der herzhafte Bullenbeißer, von dessen Wachsamkeit gar oft das Wohl einer ganzen Familie abhängt, verseufzt den trübseligen Tag bei sparsamer Beköstigung, gleich dem Galerensklaven, an der schweren eisernen Kette, bringt die einsam durchwachte Nacht in lauten Klagen über seinen jammervollen Zustand hin. Der emsige und unverdrossene Jagdhund — das Wort gilt hier in seinem weitesten Umfange —, der seine ausgezeichneten Talente einzig und allein zum Nutzen und Vergnügen seines Herrn anwendet, der diesen nicht selten im vollen Sinne des Worts ernährt und bekleidet, wird von ihm größtentheils mit schändlichem Undank und mit unmenschlicher Härte behandelt. Er ist bei der schon an und für sich höchst ermüdenden und beschwerlichen Ausübung seiner Dienstpflicht bald dem Ungemach der Witterung, bald der schmerzhaften Züchtigung seines grausamen Herrn ausgesetzt. Wenn er abgemattet heimkehrt, darf er, statt auf Pflege und Erquickung, oft kaum auf hinlängliche Sättigung rechnen, und doch erträgt er dieses alles mit einer unüberwindlichen, beispiellosen Geduld ohne Murren, bis seine thierischen Kräfte durch eine ungebührliche Anstrengung erschöpft sind, und sein undankbarer Herr — für den er sich aufopferte, dem er aber nun zur Last fällt — ihn der Hand des Henkers überliefert oder ihm höchstens die Ehre erweist, ihn selbst aus der Welt zu schaffen.

Wir müssen leider gestehen, daß diese wahrlich nicht übertriebene Schilderung den Jäger in keinem vortheilhaften Lichte zeigt. Der Vorwurf von Härte und Grausamkeit, den man ihm gemeinhin zu machen pflegt, läßt sich im allgemeinen weder ableugnen noch rechtfertigen. Es versteht sich inzwischen von selbst, daß hier vom großen Haufen und im Grunde wol nur von der niedern Klasse der Jäger die Rede ist, von deren häufig noch sehr vernachlässigter Erziehung und Sittenbildung sich

freilich nichts Besseres erwarten läßt. Ueberhaupt ist, beiläufig bemerkt, die Art und Weise, wie der gemeine Mann nur noch zu oft nicht blos mit dem Hunde, sondern auch mit andern Hausthieren umgeht, wahrhaft empörend. Sie grenzt nicht selten in eben dem Grade an Barbarei und Grausamkeit, als sie hinwiederum, wie man ebenfalls nicht ableugnen kann, bei dem gesittetern Theil der Menschen hin und wieder in Empfindelei ausartet, und es ist zu wünschen, daß einestheils die Vereine gegen Thierquälerei, anderntheils aber, und darin ist wol das Meiste zu suchen, der bessere Unterricht auch in den niedern Schulen die Ausrottung dieses Unwesens zur Folge haben möge.

Gehen wir nach dieser kleinen Abschweifung zu dem eigentlichen Gegenstande dieses Artikels, zu der Wartung der Hunde über.

Daß hier nur einzig und allein von den Hunden, die zur Jagd und zwar zur kleinen Jagd gebraucht werden, die Rede ist, bedarf wol kaum einer besondern Erwähnung.

Sowie nun das, was darüber angeführt werden wird, auf alle hierher gehörigen Hunde im allgemeinen anwendbar ist, so werden wir die etwaigen Modificationen da, wo von jeder Gattung insbesondere geredet wird, angeben.

Der Jäger ist seinem treuen Gefährten, dem Hunde, nicht blos nothdürftiges Obdach und kärglichen Lebensunterhalt, er ist ihm ein reinliches, gemächliches Obdach, er ist ihm eine hinlängliche, mit seinem sauern Dienst im Verhältniß stehende Nahrung, er ist ihm, wenn ihm Unfälle oder Krankheiten zustoßen, Hülfe und Beistand schuldig. Der Jäger, der eins von diesen Dingen vernachlässigt, ladet nicht nur den wohlverdienten Vorwurf von Härte auf sich, sondern er handelt auch offenbar wider sein eigenes Interesse. Von einem schlecht genährten, nachlässig gepflegten, kraftlosen Hunde kann man weder körperliche Anstrengung, noch die zur Jagd unumgänglich nöthige Ausdauer erwarten, und wahrlich nur eigener Mangel kann dem Jäger zur Entschuldigung gereichen, wenn er hierunter das Mindeste verabsäumt.

Der Jagdliebhaber wird uns also hoffentlich Dank wissen, wenn wir ihn mit allem demjenigen, worauf es bei der vollständigen Wartung des Hundes ankommt, bekannt machen. Daß bei dieser Anleitung vorzüglich auf solche Jagdliebhaber, die nicht etwa einen, sondern mehrere Hunde halten, und deren Lage und Wohnort schon eine gewisse Ausdehnung in ihren Jagdveranstaltungen gestattet, Rücksicht genommen ist, versteht sich von selbst. Derjenige, der die Jagd blos im kleinen, oft nur mit einem einzelnen Hühnerhunde treibt, wird das, was für ihn mehr oder weniger anwendbar ist, ohne weitere Bemerkung herauszufinden wissen.

Vom Obdache der Hunde.

Wer mit Nutzen Hunde halten will, muß vor allen Dingen für einen sichern, zweckmäßig eingerichteten Aufbewahrungsort Sorge tragen. Viele Jäger haben die Gewohnheit, ihre Hunde entweder ganz frei herumlaufen zu lassen oder sie in enge Stallungen einzukerkern. Eins taugt so wenig wie das andere. Im ersten Fall drängt sich der Hund in die Wohnhäuser ein, richtet Schaden und Unfug in den Küchen an, schleicht sich wol gar in die Zimmer, gewöhnt sich, wenn er hier geduldet wird, an Stuben- und Ofenwärme, wird naschhaft, träge und weichlich, oder er läuft in die Felder, fängt und würgt junge Hasen, wird den Gehägen und Wildbahnen nachtheilig, nimmt aber auch, sich selbst überlassen, Untugenden an, verliert Dressur und Gehorsam, geräth an ungesunden Fraß, an räudige, oft gar an wüthende Hunde, holt sich nicht selten Krankheit und Tod. Der in Ställen eingekerkerte Hund dagegen verliert den Muth und die Liebe zum Jäger. Ueberdruß und Langeweile machen ihn traurig. Mangel an Bewegung schwächt die Spannkraft seiner Sehnen und Gelenke. Die verschlossene, mit übeln Dünsten angefüllte Luft, die er in seinem Gefängnisse einathmet, wirkt nachtheilig auf seine Gesundheit und vorzüglich auf seine Geruchsnerven. Er verliert mit einem Worte Kraft, Schnelligkeit, Athem und Nase und wird am Ende zur Jagd untauglich. Um allen diesen Uebeln vorzubeugen, ist es am gerathensten, die Hunde in einem Zwinger unterzubringen.

Von der Einrichtung eines Hundezwingers.

Ein Hundezwinger ist nichts anderes als ein geräumiger, mit einer Mauer oder andern Einzäunung umschlossener, zum Aufenthalt der Hunde bestimmter Platz, in dessen Bezirk sich zugleich die zum Ausruhen der Hunde erforderlichen Stallungen und Lagerstätten befinden. Wenn die Lage des Zwingers von eigener Wahl abhängt, so suche man einen Ort aus, wo die Morgensonne hintrifft. Sie ist jedem Thiere und vorzüglich auch dem Hunde wohlthätige Labung und Stärkung, und wie gern er, besonders bei Eintritt des Frühjahrs, Plätze aufsucht, wo er sich sonnen kann, wird jeder wahrnehmen, der den Hund irgend aufmerksam beobachtet. Der Platz muß nicht zu beschränkt, sondern von einer verhältnißmäßigen Größe sein, damit es dem Hunde nicht an hinlänglichem Raum zur Bewegung fehle. Man wähle einen trockenen, ebenen, grasreichen Boden, womöglich eine Anhöhe, oder lasse doch einen kleinen künstlichen Berg in demselben aufschütten. Fließendes frisches Wasser

muß[1] durch den Zwinger geleitet, oder doch einige Tröge mit fließendem Wasser in demselben eingerichtet werden. Die Größe des Zwingers richtet sich nach der Menge der Hunde, welche man halten will. Der Hundestall muß ebenfalls geräumig, vor allen Dingen aber nicht zu niedrig sein. In holzreichen Gegenden ist ein Blockhaus, oder ein von starken Planken errichtetes, mit einem tüchtigen Rohr- oder Strohdach versehenes und mit Moos verdichtetes Gebäude jedem andern vorzuziehen. Es ist nicht allein dauerhaft, sondern schützt die Hunde auch in gleichem Grade vor großer Hitze als strenger Kälte, die ihnen beide gleich nachtheilig sind. Der Fußboden, den man entweder ausbohlen oder mit breiten Ziegelsteinen pflastern läßt, muß von beiden Seiten nach der Mitte zu abhängig angelegt, in der Mitte aber eine Rinne zum Abfluß der Feuchtigkeiten angebracht werden. Die Eingänge müssen an der Abend- oder Morgenseite angebracht, die gegen Mitternacht und Süden belegenen Wände mit einer hinlänglichen Anzahl Schiebfenster versehen, der Zwinger sowol als die Ställe täglich gereinigt, die letztern aber überdies oftmals gelüftet, auch zuweilen, und besonders bei feuchter trüber Witterung, mit Essig und Wacholderstrauch ausgeräuchert werden. Auch müssen die Schiebfenster mit Laden versehen sein, um solche bei starker Hitze, ingleichen bei heftiger Kälte und Stürmen verschließen zu können. Wie nothwendig dies alles sei, davon wird sich der Jagdliebhaber bei der Lehre von den Krankheiten der Hunde näher überzeugen. Man sorge für gute Lagerstätten oder Lagerbänke, denen man eine Höhe von 12—16 Zoll über dem Boden geben kann, und für reines trockenes Roggenstroh. Man gebe dieses nicht kärglich, sondern reichlich, und lasse es in der Regel wöchentlich einmal, in der Jagdzeit, wo die Hunde oft vom Regen und Schnee durchnäßt nach Hause kommen, einen Tag um den andern wegnehmen und frisches an die Stelle legen. Nichts ist der Gesundheit und vorzüglich auch der Nase des Hundes nachtheiliger, als eine unreinliche und feuchte Lagerstätte, und wie sehr dadurch die Vermehrung des Ungeziefers begünstigt wird, ist ohnehin bekannt. Auch auf diesen Umstand sei der Jagdliebhaber aufmerksam und halte es ja nicht für überflüssig, die Hunde öfters waschen und kämmen oder striegeln zu lassen. Reinlichkeit ist bei jedem Hausthiere die Grundlage der Wartung und Pflege; sie beugt nicht selten Krankheiten mancher Art vor und kann auch in dieser Absicht nie genug empfohlen werden. Soll das Ganze vollständig sein, so muß in einer besonders abgesonderten Partie des Zwingers eine Stelle für die läufischen Hündinnen, eine andere für

[1] Wird schwerlich immer zu haben sein, ist auch entbehrlich, wenn die Hunde öfter mit frischem Trinkwasser versehen werden. (v. R.)

die werfenden Hündinnen und endlich noch ein Krankenstall mit mehreren Abtheilungen angebracht sein, welcher letztere für den Nothfall mit einem Ofen zu versehen ist.

Man umschließe den Zwinger mit einer sichern Einzäunung von hinlänglicher Höhe. Man wird gut thun, wenn man an der Mittagsseite eine Abdachung anbringt und einiges Gebüsch anpflanzt, damit die Hunde bei großer Hitze auch außerhalb der Ställe Schatten finden und ausruhen können. Ein Stacketenzaun ist in manchem Betracht jeder andern Umschließung vorzuziehen. Die Hunde sind weniger isolirt, können leichter beobachtet und unter Aufsicht gehalten werden. Zweckmäßig ist es, wenn unter dem Stacketenzaun eine etwa zwei Fuß hohe Mauer sich befindet, weil dadurch das Anfressen des Holzwerks, welches die Hunde so gern treiben, vermieden wird.

Von der Fütterung der Hunde.

Gut ausgebackenes Roggenbrot mit heißem Wasser aufgebrüht und mit einer Zuthat von etwas Salz, Butter, Hammel- oder Rindsfett ist das gesündeste und kräftigste Nahrungsmittel für Jagdhunde aller Art. Es ist indessen nicht zu leugnen, daß diese Fütterung für jemand, der viele Hunde hält, mit nicht geringen Kosten verknüpft ist. Ungleich wohlfeiler ist die Fütterung mit Haferschrot, auch ist sie, vorausgesetzt, daß der Hafer rein und mehlreich ist, gesund und nahrhaft. Gerstenschrot ist für die Hunde zu schwer und pflegt zu Verstopfungen Anlaß zu geben. Wenn man nahe an Städten, wo Schlachthöfe sind, wohnt und ohne große Kosten Schafbeine erhalten kann, so lasse man diese abkochen und das Haferschrot mit der heißen Brühe abbrühen. Einige Jäger pflegen die Schafbeine klein zu schlagen und mit in die Fütterung zu nehmen. Diese Methode ist jedoch tadelnswerth, weil die spitzen kleinen Knochen den Hund leicht bedeutend verletzen können; es ist die Brühe stets von den Knochen abzuseihen. Beim Einbrühen des Futters sehe man darauf, daß das Wasser oder die Brühe siedend heiß aufgegossen und das Eingebrühte tüchtig eingerührt werde, bis es hinlänglich erweicht und die Fütterung einem Brei oder Mus ähnlich ist. Man lasse sie aber nie eher den Hunden reichen, bis sie nicht zu einem Grad der Lauwärme abgekühlt ist. Man sei hierbei ja vorsichtig. Heiße Fütterung ist den Hunden höchst schädlich. Nicht minder nachtheilig sind alle fetten, stark gesalzenen oder gar gewürzten Nahrungsmittel. Im Sommer ist es zu empfehlen, mindestens zweimal in der Woche statt der Brühsuppe saure Milch mit Brot zu geben.

Es haben zwar viele Jäger die Gewohnheit, die Hunde nur einmal des Tags zu füttern. Es ist aber ganz unstreitig besser, wenn man das den Hunden für den Tag bestimmte Futter dergestalt eintheilt, daß ihnen die eine Hälfte etwa um 6 Uhr morgens und die andere abends zur nämlichen Stunde gereicht wird, oder man gebe ihnen mittags 11 Uhr ihr ordentliches Futter und abends nur Brot, oder Brot mit saurer Milch. Die Hunde übernehmen sich weniger beim Fraß und verdauen besser. Es muß nur immer so viel auf einmal eingebrüht werden, als den Hunden für den Tag zugedacht ist. Den etwaigen Ueberrest für den folgenden Tag aufzuheben, taugt nicht. Das über Nacht in den Gefäßen aufbehaltene Futter wird sauer, es ist überdies durch den Geifer der Hunde verunreinigt und darf ihnen unter keinem Vorwande zum zweiten mal vorgesetzt werden. Daß die Gefäße, in denen das Wasser gekocht und die Fütterung zubereitet wird, sowie der Freßtrog selbst äußerst rein gehalten und sowol vor als nach der Fütterung sorgfältig ausgewaschen werden müssen, bedarf wol kaum einer Erinnerung.

Während der Zeit der Ruhe kann man den Hunden auch weniger kräftiges Futter geben, namentlich Kartoffeln mit untermengen, allein eine Zeit lang vor der Jagdzeit muß der Hund weniger, aber kräftiges Futter bekommen, damit er nicht träge ist und Kraft genug für seinen Dienst hat. An Jagdtagen müssen die Hunde, besonders wenn man früh auszieht, nie vorher, sondern erst dann, wenn sie von der Jagd kommen, abgefüttert werden. Ein kurz vor der Jagd gefütterter[1] Hund ist nicht nur träge, sondern wittert auch schwächer. Ebenso wenig darf dem Hunde unmittelbar nach der Zurückkehr von der Jagd das Futter gereicht werden. Man warte wenigstens eine halbe Stunde — und wenn der Hund sehr erhitzt und abgemattet ist, auch länger, und füttere ihn nicht eher, als bis er sich hinlänglich ausgekühlt und erholt hat. Uebrigens ist es rathsam, während der Jagd, bei einem Augenblick der Ruhe dem Hunde etwas Brot zur Stärkung zu reichen. Die Hunde müssen während der Fütterungszeit nicht allein gelassen werden. Es muß jemand zugegen sein, der darauf sieht, daß der stärkere nicht den schwächern verdränge und kein Zank unter ihnen entstehe. Man sorge vor allen Dingen dafür, daß es den Hunden nie an Wasser fehle. Es

---

[1] Das heißt wol vollgefütterter Hund; es ist ebenso verkehrt, den Hund mit ganz leerem Magen die Jagd beginnen zu lassen; der Jäger urtheile doch einfach nach seinem eigenen Magen und wird dann beim Hunde das Richtige treffen; eine kleine Erfrischung wird also dem Hunde gut thun und man reiche sie ihm, ehe er merkt, daß es auf Jagd geht, denn alsdann verschmäht er vor Aufregung oft jedes Futter, wird aber um so eher müde, was sich von selbst erklärt. (v. R.)

ist dies vorzüglich bei großer Hitze und strenger Kälte nothwendig. Man verlasse sich hierbei nicht auf das Gesinde, sondern sehe selbst nach, daß den Hunden in der Regel täglich einmal, und bei starker Sommerhitze oder Winterfrost mehrmals des Tages frisches Wasser vorgesetzt werde, wenn der Zwinger solches nicht hat. Die Hunde nur mit Luder zu füttern, taugt nicht. Sie stinken sehr danach, werden bissig und mürrisch und können gefährdet werden, wenn das betreffende Vieh krank gewesen ist.

Wenn es angeht, so wechsele man nach Jahreszeit, Arbeit und dann mit dem Futter, wenn man Abnahme der Freßlust bemerkt; ein Universalfutter ist bei einem mit so ausgebildeten Sinnen begabten Thier, wie der Hund, nicht angebracht, und nahezu einen komischen Eindruck macht die Lehre, den Hund nur mit trockenem Brot und Wasser zu füttern, wenn, wie es mir zufällig begegnete, der Verkünder dieser Weisheit in fettstrotzendem Bauch und Gliedern dasteht, er also selbst Abwechselung der Nahrung zu würdigen weiß und sie also wol auch seinem Gefährten, dem Hunde, gönnen sollte; richtiges Maß in der Futtermenge wird diesen schon von der äußern Aehnlichkeit mit seinem Herrn bewahren!

Zu solchem Universalfutter gehören die aus Fleisch und Mehl bereiteten Hundekuchen von Spratt, Klarke, Rühl u. a. So wenig wir den großen Vortheil verkennen wollen, in gedrängter Form ein nahrhaftes Futter mit sich führen zu können, was bei auswärtigen Jagden, Hundeausstellungen, auf Reisen hervorleuchtet, so sehr müssen wir auch die Thatsache hervorheben, daß die Hunde ihrer sehr bald überdrüßig werden. Dazu kommt noch, daß man trotz aller Versicherung der Fabrikanten nie recht weiß, ob nicht schädliche Bestandtheile, z. B. Fleischfasern von krank gewesenem Vieh, dazwischen gekommen sind, während man bei anderer Fütterung die Bestandtheile besser prüfen kann, überhaupt sicher weiß, was der Hund zu fressen bekommt. Mit großen Hundezüchtereien, Hundeparks, Kennel u. s. w. pflegt eine Pferdeschlächterei verbunden zu sein, wie in der berühmten prinzlich Solms'schen Hundezüchterei in der „Wolfsmühle" bei Braunfels, wo den Einsassen das Pferdefleisch mit Mehlbrei gereicht wird.

Von der Züchtung der Hunde und von der Erziehung junger Hunde.

Daß der Jagdliebhaber aller sorgfältigen Pflege und Wartung ungeachtet nicht hin und wieder Verlust und Abgang unter seinen Hunden haben sollte, ist unvermeidlich. Entweder es wird einer oder der andere Alters oder zufälliger Gebrechen halber ausgemerzt und verabschiedet

werden müssen, oder es werden sich trotz aller Vorsicht Krankheiten einschleichen und diese, wie andere unvorherzusehende Vorfälle, manchen Abgang unter den Hunden zuwege bringen. Um diesen ersetzen zu können, wird man auf verhältnißmäßige Zuzucht bedacht sein müssen. Vorausgesetzt, man ist bereits im Besitz einiger guten fehlerfreien Stammhunde — wie diese beschaffen sein müssen, wird bei jeder Gattung insbesondere angegeben werden —, so kommt es zuerst und vorzüglich darauf an, daß man, wenn sich bei der Hündin der Begattungstrieb einstellt, eine schickliche Auswahl unter den zuzulassenden Hunden zu treffen verstehe.

Es ist aber außerdem auch die Frage, ob es rathsam sei, selbst bei einer sehr guten Rasse stets Inzucht zu treiben, d. h. die Rasse aus sich selbst ergänzen zu lassen, oder zuweilen frisches Blut in dieselbe überzuführen. Die gründlichen Studien in der Thierzucht haben gezeigt, daß kräftigere Nachzucht durch Paarung mit fremdem Blute erfolge und daß die Folgen der Inzucht bei den Hunden sich zunächst durch Kränklichkeit und große Sterblichkeit bei den Jungen zeigt. Dann sind solche Hunde schlaff, zeigen eine große Schwäche im Kreuz, und das Temperament sowie die guten Eigenschaften der Rasse gehen nach und nach verloren. Man paare deshalb nie zu nahe Blutsverwandte miteinander, sondern suche sich die gute Rasse durch Zuzucht von außen zu erhalten. Man sehe auf eine gute Nase und ein fehlerfreies Gebäude, nicht nur bei den Aeltern, sondern auch den Großältern und kreuze die Temperamente so, daß man den langsamen Hund mit der flüchtigen Hündin paart u. s. w., ebenso gehe man zu Werke, um die Farbe und die Abzeichen zu erlangen, welche man wünscht.

Das mittlere kräftigste Alter ist immer das beste für die Fortpflanzung. Zu alte Hunde mit zu jungen Hündinnen und umgekehrt zu paaren ist immer verwerflich. Gut ist es, alle Hunde wenigstens einmal im Jahre den Begattungstrieb befriedigen zu lassen, da das vor manchen Krankheiten schützt. Man paare eine alte Hündin, wenn man es vermeiden kann, nie mit einem alten Hunde, sondern gebe einer alten Hündin vielmehr einen jungen kräftigen Hund, weil sonst die Abkömmlinge ebenfalls schwach und träge ausfallen. Die Hündin lasse man nicht eher zu, bis sie im dritten Jahre steht, weil ihre Kräfte zu sehr mitgenommen werden, wenn sie Junge bekommt, ehe ihr Körper vollständig entwickelt ist. Sie wird allerdings oft schon im ersten Lebensjahre läufisch, allein es ist besser, dann diese Periode übergehen zu lassen. Auch der Hund muß wenigstens zwei Jahre alt sein, ehe er zugelassen wird. Man begatte ihn aber alsdann mit einer vier-, fünfjährigen Hündin, nie aber mit einer solchen, die zum ersten mal belegt wird.

Man suche für diese letztere ebenfalls einen vier-, fünfjährigen, und zwar den besten Hund unter der Rasse aus. Heppe hat nicht unrecht, wenn er in seinem „Lehrprinz“ behauptet, dieser Umstand habe Einfluß auf die Nachkömmlinge. Die Erfahrung bestätigt allerdings, daß Hunde zurückschlagen, und nicht selten einer oder der andere dem Großvater, ja oft dem Aeltervater ähnelt. Die Meinung, daß der erste Wurf von einer Hündin nichts taugt, gehört unter die unerwiesenen Jägersagen. Dies hat nur auf den Fall Grund, wenn die Hündin etwa zu jung belegt wird; dann ist aber die Untauglichkeit der Jungen nicht darin, daß es der erste Wurf ist, sondern in dem Alter der Mutter zu suchen. Sobald diese das vollständige körperliche Wachsthum und die Ausbildung, mit einem Wort das dritte Jahr erreicht hat, sei man wegen der Tauglichkeit des ersten Wurfs unbekümmert.

Die Kennzeichen des Begattungstriebes äußern sich bei einer Hündin zuerst dadurch, daß sie die Hunde liebkost, sich an sie schmiegt, sich mehr wie gewöhnlich mit ihnen herumjagt. Die Nuß (vulva, die Schnalle) schwillt an und es ist Zeit, sie abzusondern. Man sperre sie in eine von dem Zwinger abgelegene Stallung; lasse aber den für sie bestimmten Hund nicht eher zu ihr, als bis sie färbt, oder mit andern Worten Blut aus der Nuß verliert. Diesen Blutverlust hat die Hündin nur mit den Weibchen weniger Thiere, als der Fledermäuse, Affen gemein, und er kehrt zweimal im Jahre wieder. In der übrigen Zeit kann sie nicht empfangen. Die erste frühere Absonderung geschieht blos, um Zank und Raufen unter den Hunden zu vermeiden. Die spätere Zulassung des Hundes deshalb, weil sich dieser sonst zwecklos abmattet. Ein einmaliges Hängen ist zur Empfängniß genügend, doch lasse man den Hund 24 Stunden bei der Hündin, lasse diese jedoch nicht eher unter die andern Hunde, bis man sich nicht überzeugt hat, daß die Hitze, die 9—11 Tage zu dauern pflegt, völlig vorbei ist. Es ist nicht gleichgültig, zu welcher Jahreszeit man eine Hündin belegt. Die Monate Februar, März und Mai sind für das deutsche Klima zur Begattung der Hunde die schicklichsten. Da eine Hündin neun Wochen geht, so kommen alsdann die Jungen zu einer Jahreszeit, wo die Witterung weder zu rauh noch zu heiß und es mithin leichter ist, sie aufzubringen, als wenn sie früher oder später jung werden. Wenn sich die Hitze der Hündin zu einer ungelegenen Zeit ereignet, so ist kein ander Mittel, als sie überliegen zu lassen. Man sondere sie auf diesen Fall frühzeitig ab, weil sonst die Hitze durch den Umgang mit den Hunden vermehrt wird.

Meiner (Jester) Erfahrung nach kann man die Hitze dadurch beträchtlich mindern und sie weniger gefahrvoll machen, wenn man einer

solchen Hündin gleich anfangs ein Reinigungsmittel reicht, ihr dann und wann eine mäßige Portion Schießpulver in den Hals schüttet, sie kärglicher als gewöhnlich füttert und ihr täglich eine Schale voll saurer Milch zur Auskühlung vorsetzt. Oder man gebe ihr und zwar einer Jagd- oder Hühnerhündin 6—8 Gran, einer Dachshündin 3—5 Gran Kampher in Brot gehüllt, und wiederhole die Gabe, wenn keine Wirkung erfolgt, dagegen das Reinigungsmittel alsdann fortbleibt. Ein gutes Mittel ist es, die Geschlechtstheile mit Kampherspiritus zu waschen. Hat man demungeachtet Besorgnisse, daß das Ueberliegen schädlich werden könnte, so ist es am besten, einen Hund zuzulassen und die Jungen nachmals fortzuwerfen. Es muß indessen das Letztere unmittelbar nach dem Ausschütten (Abwölfen) und ehe die Jungen angesogen haben, geschehen[1], weil sonst das Gesäuge durch den Zufluß der Milch aufschwillt, dies aber zu Knoten, Verhärtungen und andern nachtheiligen Zufällen Anlaß gibt. Um diesen letzten vorzubeugen und zugleich das Aufschürzen des herunterhängenden Gesäuges zu befördern, leisten Umschläge von Hefen, schwarzer Seife, kaltem Wasser, Bähungen mit heißem Essig, Baden in kaltem Wasser, ingleichen Reinigungsmittel sehr gute Dienste, und es wird über die Anwendung dieser Mittel in dem weiter unten vorkommenden besondern Artikel von den Zufällen und Krankheiten trächtiger und säugender Hündinnen eine nähere Auskunft erfolgen.

Wenn die Zeit des Welfens oder Werfens nahe ist, so schone man die Hündin auf der Jagd, man hüte sie vor Erhitzung und körperlicher Beschädigung. Auch sondere man sie wiederum ab und bereite ihr einige Tage vorher ein bequemes Lager. Man füttere sie allein und reiche ihr, wenn man Gelegenheit hat, eine bessere und kräftigere Nahrung wie die, welche sie gewöhnlich erhält, und zwar drei-, ja wenn sie entkräftet ist, mehrmals des Tages. Sobald sie gewelft hat, wähle man, im Fall man nicht den ganzen Wurf behalten will, diejenigen aus, die man aufzuziehen willens ist.

Eine Hündin wirft 8, 9, ja zuweilen noch mehr Junge auf einmal. Es sind uns Beispiele von einer Hündin, die 17, ja 24 Junge warf, bekannt geworden. Ob und wie viele sie ernähren kann, hängt von ihrer körperlichen Beschaffenheit, von der Fütterung und dem Bedarf ab. Es ist aber auf jeden Fall ausgemacht, daß die Jungen stärker werden und die Mutter weniger von Kräften kommt, wenn eine geringe Anzahl, als wenn viele liegen bleiben. Wenn die Hündin kräftig, nicht

[1] Es ist der Hündin sehr viel dienlicher, weil naturgemäßer, wenn man sie von etwa zwei Jungen besaugen läßt und diese alsdann beseitigt; es bedarf dann keiner künstlichen Mittel, ihr die Milch zu vertreiben. (v. R.)

zu jung und gut genährt ist, kann man unbedenklich 4—6, und nur wenn es noth thut, mehrere liegen lassen. Man wähle 24 Stunden nach dem Werfen den oder die Hunde, die nach dem äußerlichen Ansehen den stärksten und vorzüglichsten Körperbau haben, und die in Absicht auf Zeichnung dem Vater oder der Mutter, je nachdem er oder sie Vorzüge hat, am meisten ähnlich sind. Trifft man einen oder mehrere unter dem Wurf, die nach einem berühmten Vorfahren zurückgeschlagen sind, so verdienen diese allerdings vorzüglich aufbehalten zu werden. Die sonst bei den Jägern gebräuchliche Art, daß man die Mutter selbst wählen läßt, indem man ihr alle Jungen nimmt und dann die zum Aufziehen bestimmt, welche von ihr zuerst in das Lager zurückgebracht werden, ist trügerisch.

Einige Jäger halten die sogenannten Wolfsklauen, und vorzüglich die gedoppelten, für ein gutes Abzeichen, sowie denn einige gar der Meinung sind, daß dergleichen Hunde nicht toll werden. Es ist dies Abzeichen blos als ein etwaiges Aehnlichkeitsmerkmal des Vaters oder eines andern Vorfahren schätzbar. Zuweilen ereignet es sich, daß die Jungen todt zur Welt kommen. Sowol dieser als andere Zufälle machen oft der Hündin das Gebären sauer. Man hat verschiedene Mittel, um das Gebären zu befördern. Man stoße z. B. einen sogenannten Hasensprung (den kleinen Knochen, den man in den Hinterläufen des Hasen an dem untersten Gelenke antrifft) zu Pulver und gebe dieses der gebärenden Hündin in warmer Kuhmilch, oder man nehme Beifuß, gestoßenen Safran und den Blumenstaub aus einer weißen Lilie, von jedem eine Messerspitze voll, und vermische dieses mit einem halben Loth eines aus den Blumen und Zwiebeln einer weißen Lilie abgezogenen Wassers und gebe dieses zu zwei gleichen Theilen in einem Zwischenraum von einer Stunde. Jester will beides versucht und gut befunden haben. Zuweilen schwillt die Gebärmutter ungewöhnlich an, und auch dieser Umstand erschwert das Ausschütten. Wenn man auf diesen Fall die Gebärmutter mit Leinöl bestreicht, so pflegt sich die Geschwulst bald zu legen.

Man gebe einer Hündin unmittelbar nach dem Gebären, besonders wenn sie entkräftet ist, etwas Fleischbrühe mit hausbackenem Brot und einer Beimischung von Leinöl, etwa einen Eßlöffel voll. Das letztere dient bei etwaiger innerer Verletzung als Heilungsmittel. Auch gebe man ihr dann und wann ein Stück in frischer Kuhmilch erweichtes hausbackenes Brot mit Erbsenmehl bestreut. Es vermehrt die Milch und befördert den Zufluß. Man halte die Lagerstätte sorgfältig rein und trocken, und wechsele täglich das Stroh. Man sei aber auch auf folgende Umstände

aufmerksam. Es gibt besonders unter den Dachshunden hin und wieder Mütter, die, so unnatürlich es auch scheinen mag, ihre Jungen unmittelbar nach der Geburt todt beißen, ja wol gar auffressen; und es bleibt, sobald man diesen widernatürlichen Trieb an einer Hündin wahrnimmt, kein anderes Mittel übrig, als ihr, sobald das Wölfen nahe ist und bis dahin, daß die Jungen die Augen öffnen, einen Maulkorb anzulegen. Wenn sich, der reinlichen Lagerstätte ungeachtet, Ungeziefer einfindet, so ist persisches Insektenpulver zu empfehlen.

Es ist hinlänglich, wenn man die Jungen sechs Wochen am Gesäuge liegen läßt. Ein längerer Zeitraum entkräftet die Mutter.

Um die Jungen beizeiten an den Fraß zu gewöhnen, nehme man sie einige Tage vorher, ehe man sie vom Gesäuge entwöhnt, täglich einigemal von der Mutter. Man zerlasse Brotkrumen in frischer Kuhmilch zu einem Brei, streiche diesen mit dem Finger den Jungen ans Zahnfleisch, tupfe sie sanft mit der Nase hinein und wiederhole die Versuche, bis sie den Fraß annehmen. Man gewöhne sie aber auch bald an dasjenige Futter, welches ihnen für die Zukunft bestimmt ist, sättige sie gut und hinlänglich, und zwar mehreremal des Tages in kleineren Portionen, aber überfüttere und verzärtele sie nicht. Wird man gewahr, daß sie die Lust zum Fraß verlieren oder sich andere Kennzeichen von Krankheit äußern, wie triefende Augen, warme Nasen, Unlust und Traurigkeit, so gebe man ihnen ein Reinigungsmittel. Das beste dieser Art für junge Hunde ist ein Theelöffel voll Provenceröl mit etwas zerstoßenem Zucker, oder Pillen von Jalapa und Kreuzdornsirup, welches man ihnen nach Umständen wöchentlich einmal, auch wol einen Tag um den andern einschütten kann. Schwefel zu geben, was manche Jäger thun, ist entschieden nachtheilig, da er reizend-auflösend wirkt und rasch den ganzen Körper durchdringt. Ereignet es sich durch einen Zufall, daß die Mutter während der Zeit, da die Jungen noch am Gesäuge liegen, stirbt, so muß man entweder eine andere Hündin, die gerade gewölft hat, etwa eine Bauerhündin, zum Säugen der Jungen ausmitteln[1], oder die letztern durch folgendes Mittel aufzubringen suchen: Man nehme einen langen weiten, von beiden Seiten aufgeschnittenen Federkiel und stecke in die eine Seite ein Stück Schwamm in Gestalt einer Hundezitze. Man überziehe dieses mit einem feinen Lappen, tauche

---

[1] Man muß auf solchen Fall die eigenen Kinder der zur Amme gewählten Hündin bis auf eines beiseiteschaffen, dieses aber, wie die untergeschobenen fremden Jungen, mit Branntwein waschen, weil die Mutter sonst die Verwechselung durch den Geruch gewahr wird und die Pflegekinder nicht annimmt. Auch ist es gut, beim Säugen gegenwärtig zu bleiben und die Pflegemutter zu halten, bis sie die Hunde zu lecken anfängt und sie willig säugt.

es in frische warme Kuhmilch und fülle die Röhre zu gleicher Zeit von oben damit an. Die Jungen nehmen dies artificielle Gesäuge sicher an und saugen mit großer Begierde. Die bekannten Saugflaschen mit Gummi werden aber sicher bessere Dienste thun.

Beizeiten gewöhne man die jungen Hunde an den für sie bestimmten Namen und an ein Pfeifen, welches sich stets gleichbleiben muß. Es ist nicht gleichgültig, was man für Namen wählt und gilt als Regel, daß man bei allen Hunden, welche den Ruf weiterhin zu hören haben, ein- oder zweisilbige Namen nimmt, wogegen z. B. Dachshunde längere haben können.

Vom Hühnerhunde und seinen Rassen.

Die hervorragendsten Rassen unserer Vorstehhunde sind folgende:

I. Der langhaarige deutsche Vorstehhund.[1]

1) Allgemeine Erscheinung: Meist über Mittelgröße, kräftige, etwas langgestreckte Bauart, Rumpf mehr seitlich zusammengedrückt, also weniger tonnenförmig als beim glatthaarigen Hunde. Muskeln der Schultern und Keulen weniger stark entwickelt und vorspringend. — Kopf und Hals meist aufrecht, die Ruthe bis zur Mitte horizontal, dann mit schwacher Biegung schräg aufwärts gerichtet. Das lange Haar hängt wellenförmig zu beiden Seiten des Körpers herab. Gesichtsausdruck intelligent, munter und gutmüthig, Gangart leicht und fast geräuschlos.



Fig. 7. Langhaariger deutscher Vorstehhund.

2) Kopf: Langgestreckt, jedoch nicht schwerfällig, Oberkopf breit, leicht gewölbt, Hinterhauptbein und Genickansatz schärfer markirt als beim glatthaarigen Hunde. Schnauzentheil in gutem Verhältniß zum Oberkopf, Nasenrücken breit, vor den Augen nicht verschmälert. Absatz von der Stirn sanft aufsteigend, nicht plötzlich abfallend. Im Profil

[1] Die Rassekennzeichen von zehn verschiedenen deutschen Hunderassen, festgestellt von den allgemeinen deutschen Delegirtenversammlungen zu Berlin 1878, Hannover 1879 und Berlin 1880. Herausgegeben von A. Radetzki.

erscheint die Schnauze etwas weniger stumpf als beim glatthaarigen, der Nasenrücken leicht gewölbt oder fast gerade. Lippen gut überfallend, mit stark entwickelter Falte am Mundwinkel.

3) Behang: Mittellang, breit, unten stumpf abgerundet, ziemlich hoch und gleich in voller Breite angesetzt, ohne jede Drehung oder Falte glatt und dicht am Kopf herabhängend.

4) Auge: Klar, weder vorspringend noch tiefliegend.

5) Hals: Kräftig, etwas länger als beim glatthaarigen; im Nacken leicht gewölbt, nach unten sich allmählich zur vollen Breite der Brust erweiternd.

6) Rücken: Kurz, in den Nieren leicht gewölbt, Croupe kurz und mäßig schräg gestellt.

7) Brust und Bauch: Brust weit schmäler als beim glatthaarigen Hunde, Rippenkorb tiefer hinabreichend und mehr seitlich zusammengedrückt, Bauch nach hinten gut aufgezogen.

8) Ruthe: Mittellang, an der Wurzel stark, allmählich sich verjüngend, bis zur Mitte meist gerade, von da ab im stumpfen Winkel schräg aufgerichtet. Mit guter Fahne.

9) Vorderläufe: Schulter schräg gestellt, flächer in der Muskulatur und lockerer mit dem Rumpf verbunden, als beim glatthaarigen Hunde. Lauf gerade, kräftig, Fußwurzel breit, gerade gestellt und wie auch der Ellbogen nicht seitlich verdreht.

10) Hinterläufe: Keulen weniger stark entwickelt als beim glatthaarigen Hunde, Unterschenkel im mäßigen Winkel zum Sprunggelenk, Fußwurzel fast gerade, nicht zu schräg unter sich gestellt, Sprunggelenk nicht nach innen oder außen verdreht.

11) Fuß: Rundlich, doch etwas gestreckter als beim glatthaarigen Hunde, Zehen mäßig gewölbt, gut geschlossen, Nägel stark, gut gekrümmt, Ballen groß und derb.

12) Haar: Lang, seidenartig, weich und glänzend, sanft und flach gewellt (nicht gekräuselt), im Gesicht kurz, dicht und weich, am Behang nach unten und hinten lang überlangend, sodaß der Behang größer erscheint, als er in der That ist — an Kehle, Hals, Brust und Bauch eine zottig gewellte, überstehende Franse bildend, an der Hinterseite der Vorderläufe vom Ellbogen bis zu den Füßen herab, wie auch an der Hinterseite der Keulen bis zum Unterschenkel und an der Innenseite der Fußwurzel als gewellte Feder auftretend. Die Zwischenräume der Zehen dicht und weich behaart. Unter der Ruthe bildet das lang herabhängende Haar eine gute Fahne, welche erst kurz vor der Mitte der Ruthe ihre größte Länge erreicht und nach dem Ende zu allmählich sich verkürzt.

13) Farbe: Einfarbig dunkelbraun, mit hellem Auge und schmalem weißen Bruststreifen, weiß mit braunen Platten oder grauröthlich und braun gesprenkelt, seltener schwarz oder weiß und schwarz gefleckt.

Als fehlerhaft betrachten wir beim langhaarigen deutschen Vorstehhunde: Durchbrochene oder aufgeworfene Nase, gekräuseltes oder wolliges Haar, zu kurz behaarten Behang, zu stark aufwärts gekrümmte und über den Rücken getragene Ruthe. Ferner Mangel der Fahne, wie auch die nach der Ruthenspitze zu am längsten behaarte Ruthe (sogenannte Fahnenruthe). — Auswärts gedrehte Vorderfüße mit weit gespreizten, platt aufliegenden Zehen und kuhhessig oder einwärts gedrehte Sprunggelenke sind auch hier als Fehler und nicht als Eigenheit der Rasse zu betrachten. Dreifarbig gefleckte Zeichnung immer fehlerhaft.

II. Der glatt- oder kurzhaarige deutsche Vorstehhund.

1) Allgemeine Erscheinung: Mittelgröße und darüber, kräftige, etwas langgestreckte und quadrirte (nicht seitlich zusammengedrückte) Bauart, Kopf und Ruthe im ruhigen Gange meistens schräg hoch, während der Suche mehr horizontal getragen. — Physiognomie intelligent — in der Ruhe ernst, bei Anregung mit menschenfreundlichem Ausdruck.



Fig. 8. Kurzhaariger deutscher Vorstehhund.

2) Kopf: Mittelgroß, nicht zu schwer, Oberkopf breit, leicht gewölbt, Hinterhauptbein nur schwach ausgebildet, Schnauze in gutem Verhältniß zum Oberkopf, Nasenrücken breit, vor den Augen nicht verschmälert, Absatz vor der Stirn allmählich aufsteigend, nicht plötzlich ausgeschnitten. Im Profil erscheint die Schnauze vorn breit und abgestumpft, der Nasenrücken leicht gewölbt oder fast gerade (nicht durchgebogen), Lippen gut überfallend, im Mundwinkel starke Falte bildend.

3) Behang: Mittellang, breit, unten stumpf abgerundet, hoch und gleich in voller Breite angesetzt, ohne jede Drehung glatt und dicht am Kopf herabhängend.

4) Auge: Leicht oval, mittelgroß, klar, weder vorspringend noch tiefliegend, Augenlider ringsum gut schließend.

5) Hals: Mittellang, kräftig, im Nacken leicht gebogen, nach unten sich allmählich zur vollen Brustweite ausdehnend. Kehlhaut locker, höchstens eine leichte Wamme bildend.

6) Rücken: Breit, in den Nieren leicht gewölbt, Croupe kurz und mäßig schräg gestellt.

7) Brust und Bauch: Brust breit, Rippenkorb lang, rund, Bauch nach hinten mäßig aufgezogen.

8) Ruthe: Mittellang, gerade oder sehr schwach gekrümmt, an der Wurzel stark, allmählich sich verjüngend, ohne in eine zu dünne Spitze auszulaufen. Unten stärker und gröber behaart, ohne eine eigentliche Bürste zu bilden.

9) Vorderläufe: Schultern schräg gestellt, muskulös, Ellbogen weder ein- noch auswärts gedreht, Lauf gerade, kräftig, Fußwurzel breit, nicht durchgebogen oder seitlich verdreht.

10) Hinterläufe: Keulen sehr muskulös, Unterschenkel gut behost und im mäßigen Winkel zum Sprunggelenk, also weder zu steil, noch windhundartig schräg gestellt. Fußwurzel fast gerade, nicht schräg unter sich gestellt. Von hinten gesehen, zeigen die Hinterläufe sich gerade und im Sprunggelenk weder nach innen oder außen gedreht.

11) Fuß: Rund, Zehen mäßig gewölbt (nicht platt ausgestreckt) und dicht geschlossen. Nägel stark gekrümmt, Ballen groß und derb.

12) Haar: Derb und sehr dicht, am Behang kürzer und weicher, an der Unterseite der Ruthe und am Bauche gröber, jedoch nicht auffällig verlängert.

13) Farbe: Weiß mit großen braunen Platten oder weiß mit braun oder röthlich graubraun gesprenkelt, einfarbig braun, schwarz oder schwarz gefleckt. — Auge nußbraun, bei dunkelfarbigen Hunden heller gefärbt.

Als fehlerhaft betrachten wir beim glatthaarigen deutschen Vorstehhunde: Zu plumpe, schwerfällige Bauart, übermäßig großen Kopf mit stark gefalteter Stirnhaut, konisch gebildeten Hinterkopf, allzu lange, faltige oder zu fette Behänge, erweiterte Thränensäcke, welche das Roth im vordern Augenwinkel zeigen, starke, faltig herabhängende Kehlwamme, Senkrücken, krumme Vorarme, auswärts gedrehte Ellbogen und Füße, Plattfüße und weitgespreizte Zehen, sowie eine stark aufwärts gekrümmte oder mit auffälliger Bürste versehene Ruthe. — In Bezug auf die Färbung sollte Schwarz möglichst vermieden, dreifarbige Zeichnung aber immer als Fehler betrachtet werden. — Wolfsklauen sind nicht als maßgebende Rassekennzeichen anzusehen, sondern eher zu verwerfen.

III. Der Pointer oder glatthaarige englische Vorstehhund.

Kopf groß, breit zwischen den Behängen, mit kräftigem Vorderkopf; zwischen Stirn und Nase ein sogenannter Einbug. Schnauze sehr lang, Nase breit und viereckig, nicht spitz, wenig vorstehend, die Nasenspitze besonders stark entwickelt. — Augen groß, gutmüthig und verständig; Farbe dem Haar entsprechend, heller oder dunkler. — Kinnbacken gleich lang, mit breiten aber nicht überhängenden Lippen, die Haut an der Kehle darf keine Falten bilden. Behang weich, lang und dünn, tief angesetzt und glatt an den Backen liegend; Hals gebogen; Schultern lang und sehr muskulös; Brust soll nicht spitz sein, aber auch nicht zu breit, dagegen sehr tief. Lenden und Hüften breit und gewölbt, Rippen lang und möglichst dicht an den Hüften. Läufe mittellang, starkknochig und muskulös mit starkem Kniegelenk und auswärts gestelltem Ellbogen. — Hacken wenig gebogen, Sprunggelenke kräftig; Pfoten rund und gedrungen mit harter Sohle. — Ruthe an der Wurzel stark, sehr spitz zulaufend, ganz gerade, ohne jede Krümmung in der Linie des Rückens getragen und ganz kurz behaart. Die Ruthe ist ein Hauptmerkmal für die Erkennung des reinen Blutes. — Haar kurz, weich, weniger fein; Farbe lederbraun mit weiß, gelb mit weiß, auch schwarz oder braun, auch silbergrau.



Fig. 9. Pointer oder glatthaariger englischer Vorstehhund.

IV. Der Setter oder langhaarige englische Vorstehhund.

Kopf leicht, lang, Nasenspitze scharf vorstehend, Hinterkopf länglich abgerundet. — Schnauze breit, Nase glänzend, dunkelbraun oder schwarz, etwas eingebogen, Nasenlöcher breit und offen. — Augen dunkelbraun, groß, weder vorstehend noch tiefliegend, lebhaft und sprechend; Kinnbacken egal lang mit genau aufeinander passenden Zähnen, nicht breiten, aber in den Winkeln etwas überhängenden Lippen; Behang an der Wurzel etwa 5 cm breit, in der Mitte breiter, tief an den Kopf gesetzt, ganz dünn, mittellang und abgerundet; Hals ziemlich lang und dünn, ganz gerade am Kopf, am Untertheil etwas gewölbt und mehr muskulös. Schultern weit nach hinten stehend, lang, doch muskulös;

Rippen flacher, möglichst nahe an die Hüften reichend; Rücken kurz und kräftig; Brust breit, mit tiefem, geräumigem Kasten, Lenden gewölbt, Hüften breit; Hintertheil und Sprunggelenke stark; Läufe ganz gerade, wie beim Pointer; Zehen mit Haaren durchwachsen; Ruthe ganz gerade, meist sanft gebogen; Haar dicht, seidenweich, schlicht oder wenig gewellt, nie gelockt; am kürzesten auf dem Kopf, länger am Rumpf, am längsten auf den Extremitäten, an der Wurzel der Ruthe kurz, auf der Mitte sich verlängernd und nach der Spitze sich verkürzend; Farbe gelb mit weiß, schwarz mit weiß, rein weiß oder schwarz, rehfarben oder gelb.

Eine Abart des Setters ist:


Fig. 10. Setter oder langhaariger englischer Vorstehhund.

a) Der Lawerak-Setter, benannt von seinem Züchter, mit roth- oder blauschimmelartiger Färbung.

b) Der Gordon-Setter, Farbe glänzend schwarzblau mit lebhaft rothbraunen Extremitäten, d. h. Backen, Lippenrand, Kehle, innere Seite der Läufe, Zehen, Unterseite des Leibes und der Ruthe, einem Fleck an der tiefen, aber nicht breiten Brust und zwei runden Flecken über den Augen; Nase glänzend schwarz; weiß ist nirgends erwünscht; dieser Vorstehhund hat seinen Namen von dem Züchter, Herzog von Gordon.

c) Der irische Setter, einfarbig lebhaft rothbraun, wie die Extremitäten des vorigen, doch auf dem Rücken, Behang, Scheitel und Ruthe dunkler; Kopf lang und schmal, mit Einbug am Beginn des Nasenbeins; Haar rauh und schlicht, sonst dem vorigen ähnlich.

V. Der französische glatthaarige Vorstehhund.

Der etwas starke Kopf läuft hinten eckig aus; Schnauze mittellang; Nase breit, an der Stirn eingebogen; zwischen den ziemlich großen Augen eine Vertiefung; Rachen schwarz gefleckt; Lippen überhängend; Behang breit, lang und faltig; Hals rund, kräftig, wenig gebogen; Brust breit, wie auch der leicht eingebogene Rücken; Läufe gerade und stark; Ruthe an der Wurzel stark, nach der Spitze hin dünner, wird gerade getragen; Haar kurz, glatt und ziemlich grob; Farbe weiß mit wenigen großen braunen oder schwarzen Flecken, oder ganz fein gesprenkelt, besonders der Kopf.

VI. Der französische langhaarige Vorstehhund (Epagneul).

Kopf klein mit stark gewölbtem Hinterkopf und schmaler Stirn; **Schnauze** mittellang, sich nach vorn verschmälernd, **Nase** ziemlich breit, mit stark entwickelter vorstehender Spitze; **Kinnbacken** stark; **Behang** lang und breit, abgerundet, glatt am Kopf mit gerolltem Haar; **Hals** kurz und stark; **Schultern** kräftig; **Rücken** etwas eingebogen; **Leib** gedrungen, an den Flanken eingezogen; **Läufe** gerade, ziemlich lang, kräftig; **Ruthe** ziemlich stark und lang, meist gebogen; **Haar** an der Vorderseite der Vorderläufe und am Kopf kurz, sonst lang und weich; **Farbe** weiß mit braunen Flecken, auch gesprenkelt, doch der Behang stets dunkel.

VII. Der Spaniel.

a) Der Sussex-Spaniel.

Kopf lang und schwer mit sehr gewölbtem Schädel; Schnauze stark, vierkantig mit großer **Spitze** und dunkelbraunen Löchern; **Augen** groß; **Kinnbacken** stark entwickelt, der untere etwas kürzer; **Lippen** wenig überhängend; **Behang** lang und schwer, abgerundet, tief angesetzt und glatt; **Hals** ziemlich lang, muskulös und stark. **Schultern** breit, wie auch die **Brust**; **Lenden** stark; **Rippen** stark gewölbt; **Leib** rund und sehr lang; **Läufe** kurz und stark, dicht behaart; **Zehen** mit Haaren durchwachsen; **Ruthe** tief angesetzt, abwärts getragen, meist gestutzt; **Haar** lang gewollt, nicht gelockt, weich und glänzend; **Farbe** dunkelbraun, resp. dunkelleberfarbig.

b) Der Clumber-Spaniel.

Dem vorigen zwar ähnlich, doch so lang behaart, daß man unter dem Bauch kaum durchsehen kann; **Nase** mit dunkelfleischfarbiger oder rother Spitze; **Augen** klein und tief gesetzt; **Behang** etwas dichter als bei vorigem; **Ruthe** mit langem Wedel; **Farbe** weiß mit braunrothen Flecken; einem solchen mitten auf dem Kopf und um die Augen; **Läufe** sehr kurz, sodaß der Hund nur etwa 50 cm hoch ist.

c) Der Norfolk-Spaniel.

Er steht zwischen den beiden vorigen, doch ist er höher als der letztere und leichter als der Sussex-Spaniel; **Farbe** weiß, dunkel gesprenkelt.

d) Der Water-Spaniel.

Dem vorigen gleich, doch mit durchaus gelocktem Haar und auffallend langem und schwerem Behang; Höhe nicht über 55 cm; Farbe dunkelbraun oder weiß.

VIII. Der polnische oder ungarische Wasserhund.

Dieser Hund ist zwar sehr selten geworden, kommt aber dennoch im östlichen Deutschland, nach Polen hin, noch vor.

Der sogenannte polnische Wasserhund ist nur mäßig hoch, aber langgestreckt, großknochig, hat grobes, schlichtes Haar, welches starke Augenbrauen und eine Art Schnurrbart bildet, wodurch der Hund einen martialischen Ausdruck erhält; Nase oft gespalten, sogenannte Doppelnase; Kopf gewölbt, nach hinten ansteigend; Behang lang und breit, mit etwas starkknorpeliger Muschel, sodaß sie der Hund bei besonderer Aufmerksamkeit vorschiebt; Ruthe länger behaart als der Rumpf, doch ohne eigentliche Fahne, zwischen den Zehen Bindehäute; Augen groß, rundlich, fixirend mit drohendem Ausdruck; Farbe verschieden, meist braun oder auch weiß und dunkel gefleckt und gesprenkelt. Er sieht dem französischen Griffon sehr ähnlich.

Der sogenannte ungarische Wasserhund steht höher auf den Läufen und kürzer im Leibe; der Kopf ist rund mit ziemlich kurzer Nase; Augen groß, rund, sehr klug, nicht bösartig, vom Haar fast verdeckt, welches in langen Locken den ganzen Hund umhüllt, auch die Läufe, eine sehr schöne Fahne auf der etwas aufwärts gebogenen Ruthe bildet, was den Hund im allgemeinen viel stärker und massiger erscheinen läßt, als er eigentlich ist, obgleich er, wie der vorige, immerhin zu den größern und stärkern Hunden gehört; beide sind unter Umständen gefährliche Beißer und fallen gern mit andern Hunden zusammen, worauf man bei gemeinschaftlichen Jagden sehr zu achten hat. —

Wenn man auf dieses ganze Heer von Hunden zurückblickt, so ist die Frage sehr begründet: welchen wählen? — Die localen und sonstigen Jagdverhältnisse werden entscheiden.

„Vor einigen Decennien“, so habe ich im „Waidwerk“ gesagt, „traf man im deutschen Forsthause ausschließlich jene edle, kräftige, meist braune oder braun- und weißgefleckte Rasse an, mit der großen breiten Stirn, dem langen Behang, den klug und bedächtig blickenden Augen und dem gemessenen Wesen, welche unter dem Namen «deutscher Vorstehhund»

die Freude und der Stolz des Besitzers war. Aber mit der Zeit war er nicht mehr gut genug, suchte zu langsam, wozu kam, daß die Engländer in der Züchtung weit vorgeschritten, wir Deutsche aber stehen geblieben waren, und erstere einen Hühnerhund geschaffen hatten, der mit manchen Tugenden und Eigenschaften des deutschen Hundes die Rührigkeit eines Stöberhundes vereinigte und für große Feldjagden allerdings Vortheile bot. Nun wurde der deutsche Hund in den Winkel geschoben, der englische Pointer war die Parole und florirte bei reichen Jagdliebhabern, sein Zerrbild (d. h. Bastard) beim gewöhnlichern Jägerpublikum und schließlich sah man eine Sorte Hunde, deren Nationale kaum mehr festzustellen war."

Irrthümlich ist die oft hörbare Ansicht, daß man damals den reinen deutschen Vorstehhund nicht mehr zu unterscheiden verstanden hätte; wenn man auch die Merkmale noch nicht nach Points berechnete, so wußte man ihn doch noch recht gut zu charakterisiren und herauszufinden.

„Man lernte endlich auch die Schwächen des Pointers kennen, dessen schnelle Suche im Walde und unebenen Gelände ganz unangebracht war, sah sich nach dem alten deutschen, sehr selten gewordenen Vorstehhunde wieder um und würdigte, wie man von vornherein hätte thun sollen, die Vorzüge des deutschen und englischen Blutes auf unpartеiische Weise."

Jetzt ist der deutsche, besonders der glatthaarige Vorstehhund wieder sehr gesucht, in seiner ursprünglichen Form aber selten, was übrigens in praktischer Hinsicht weniger Werth hat, wenn dieser jetzige Hund nur das leistet, was der alte deutsche Hund leistete.

Wir haben es hauptsächlich jetzt mit dem deutschen Vorstehhunde, dem Pointer, Setter und einem zur Wasserjagd brauchbaren Hunde zu thun.

Der deutsche Hund sucht ruhig, aber gründlich, im gemessenen Tempo das Kartoffelstück ab, wobei sich nichts seiner Aufmerksamkeit und Untersuchung entzieht, ja nach Umständen sucht er hoch oder tief; bedächtig fällt er auf und zieht er an und steht die Hühner sehr fest, oft so, daß er zum Einspringen kaum zu bringen ist; den vor ihm laufenden zieht er ruhig nach, wobei sie ihm freilich manchmal entkommen. „Obgleich zum Appell geneigt, also gern gehorsam, wird er bei erlangter Meisterschaft gern selbständig und führt lieber den Jäger, als er sich von ihm führen läßt; sein überaus kluges Auge mustert den Herrn in seinem Thun und Treiben, bei öfterm Fehlschießen wird er verdrießlich, und ein echt deutscher Hund war es, den ich bei solcher Gelegenheit beleidigt nach Hause gehen sah. Er nimmt nicht gern weites Feld, ist daher im

Walde und unebenem Gelände, also auch besonders auf Schnepfe gut zu brauchen und ältern Jägern oder sonst nicht recht gangbaren dringend zu empfehlen. — Nicht sehr weichen Gemüths, verträgt er gelegentlich auch eine der Heftigkeit seines Herrn entsprungene Unbill und ist, wenn immerhin empfindlich, doch bald wieder versöhnlich. — Er steht meist in schreitender Stellung mit vorgestreckter Nase und wagerecht getragener Ruthe, den Hasen anders als das Huhn, wenngleich individuell verschieden. Andern Hunden gegenüber verträglich, straft er dennoch einen Krakehler bald ab und beißt er, dann thut er es gründlich."

Sein flockhaariger deutscher Vetter ist ihm zwar ähnlich, aber beweglicher, windiger und — allerdings nach unserm subjectiven Geschmack — der schönste aller Vorstehhunde. Auch dieser ist sehr brauchbar, doch verschwindet er gern, namentlich im Holz, den Augen seines Führers und unternimmt gern eine kleine Extratour, während der glatte hinter dem Strauche auf seinen Herrn wartet. Er ist härter gegen Strafen, schüttelt sich seine „Zulage" bald ab und ist so vergnügt wie vorher.

Beide deutschen Hunde haben sehr gute Nase, doch sucht der flockhaarige gern tief und auf der Spur. Sehr händelsüchtig, kann er gefährlich beißen. Wie der glatthaarige apportirt er gern und gut; Hase und Fuchs sind beiden ein Spielwerk und selbst ein Rehbock wird, wenn irgendmöglich, doch wenigstens fortgeschleift. Der flockhaarige steht wie der glatte; im ganzen ist er nicht voll so edel.

Anders ist es mit den englischen Hunden, von denen wir gleichzeitig sprechen wollen, da der Pointer und die Setter sich kaum voneinander unterscheiden. Gegenüber der stämmigen Gestalt der deutschen Hunde machen sie in ihrem zarten Gliederbau, in ihrem weichen, feinen Haar einen, sozusagen, weichlichen Eindruck: man sieht ihrer Geleckheit die Pflege eines feinen Hauses an. Ob sie schöner sind, als die deutschen Hunde, mag als Geschmackssache dahingestellt bleiben, besonders rücksichtlich des Baues, ihr Kopf aber mit der stark hervorstehenden viereckigen Nase scheint den Vergleich mit den deutschen Hunden nicht aufnehmen zu können.

Ihrer feinen, zarten Gestalt entspricht ihre Empfindsamkeit gegen rauhe Behandlung, die sie schlechterdings nicht vertragen können, daher heftige Jäger, die sich selbst nicht beherrschen können, niemals aus einem englischen Hunde das machen werden, was aus ihm bei entsprechender Behandlung zu machen ist. Eine Züchtigung zur unrechten Zeit verdirbt diesen Hunden den Humor auf Dauer, dem Gordon vielleicht für immer, der überhaupt am weichlichsten ist; solche Hunde gehen dann mit ein-

geklemmter Ruthe hinter ihrem Herrn drein und lassen ihm Bedenkzeit, was nunmehr zu thun ist.

Sind diese Hunde jedoch in guten Händen, so ist es eine Freude, mit diesen klugen, willigen und begabten Thieren zu verkehren; ihre brillante Nase und Beweglichkeit verlangen freien Raum, um zur Geltung zu kommen, sie ziehen die Hühner schon an, wenn gewöhnlich construirte Hunde noch keine Ahnung von ihnen zu haben pflegen und stehen außerordentlich fest vor, sodaß der Jäger, wenn die Hühner überhaupt halten, mit dem Herankommen sich keineswegs zu übereilen braucht. Immer hoch suchend, verstehen sie sich den Wind sehr gut zu suchen und auszunutzen, und es kommt dann vor, daß, wenn sie sich etwa übereilten und an den Hühnern seitwärts vorbeikamen, sie plötzlich ihren Irrthum einsahen und, sich schnell wendend, wie ein Hufeisen gekrümmt stehen. Gewöhnlich steht der Pointer lang gestreckt, der Setter dagegen zusammengesunken, als wäre er über die Hühner erschrocken. Beide Arten apportiren zwar, wenn sie es sollen, die Hühner; sie aber zu zwingen, den Hasen zu apportiren, ist geradezu unrecht; abgesehen davon, daß man vor dem Vorstehhund überhaupt keinen Hasen schießen sollte, sowie, daß die englischen Hunde überhaupt nicht gern apportiren, wozu sie in England nicht gebraucht werden, ist ihnen in den meisten Fällen ein Hase zu schwer; man benutze sie also da und so, wie es ihrem Naturell zusagt, dadurch ergibt es sich von selbst, welcher Hund zu wählen sein wird, und die Frage, ob der deutsche oder englische Hund besser ist, wird gegenstandslos: jeder auf seinem richtigen Platze und in richtigen Händen ist gleich gut.

Von der Dressur des Hühnerhundes.

Ehe wir von der Dressur des Hühnerhundes oder Vorstehhundes sprechen, wird noch einiges von den verschiedenen Rassen nachzuholen und das anzugeben sein, was man von einem guten Hühnerhunde verlangen muß.

Die Hühnerhundrassen unterscheiden sich durch das Aeußere, vorzüglich durch Farbe, Haar, Körperbau und Suche. Es gibt einfarbige und gefleckte Rassen. Die ersten sind entweder weiß, schwarz oder braun; die andern haben entweder nur hin und wieder einzelne große Flecken, oder sie sind braun, auch wol schwarz getigert, oder sie nähern sich mehr den einfarbigen Rassen und haben hiernach, wenn sie braun oder schwarz sind, weiße, und wenn sie weiß sind, braune oder schwarze Abzeichen an Kopf und Behang. Farbe allein kann nie über den Werth der Rasse

entscheiden. Indessen dürften im allgemeinen die einfarbigen Rassen deshalb den Vorzug verdienen, weil diese im Grunde allein unter die reinen unverfälschten Rassen zu rechnen, dagegen die andern größtentheils durch Vermischung einer weißen Rasse mit einer schwarzen oder braunen entstanden sind.

Die Farbe thut gar nichts zur Sache und ist lediglich Liebhaberei. Rücksichtlich des Haars hält man insgemein dafür, daß die flock- oder stockhaarigen, und unter diesen vorzüglich die langhaarigen Hühnerhunde[1] härter, feuriger und herzhafter als die glatten sind, und daß sie, besonders die stockhaarigen, mehr und anhaltender im Wasser und in Schilf- und Rohrbrüchen arbeiten, dagegen sie aber auch mehr Mühe und Arbeit bei der Dressur zu verursachen, sich gern dem Jäger zu widersetzen und widerspenstig zu bezeigen pflegen. Ungeachtet indessen die vorerwähnten, das Haar und die Farbe betreffenden Bemerkungen nicht ohne Grund sind, so können sie doch keineswegs als allgemein geltend angenommen werden. Ungleich wesentlicher und weniger trüglich dagegen sind unleugbar diejenigen Unterscheidungszeichen, die einer Rasse vor der andern in Absicht auf Körperbau und Suche eigen sind. Der Körperbau entscheidet nicht blos für die Schönheit, sondern auch zum Theil über die Tauglichkeit des Hundes, eine gute Suche ist nicht blos für das Auge angenehm, sondern sie hat auch auf Brauchbarkeit einen reellen Einfluß.

Die Suche des Hühnerhundes anlangend, so gehört diese unter die angeborenen und angeerbten Rasseeigenschaften, obwol nicht zu leugnen ist, daß ein guter Jäger eine schlechte Suche durch Dressur wo nicht ganz, so doch zum Theil zu verbessern im Stande ist. Unter einer guten Suche versteht man, wenn der Hund die Nase hoch trägt, mehr den Wind als die Fährte am Boden aufnimmt, nicht sowol geradeaus vor sich hin sucht, als vielmehr immerwährend abwechselnd links und rechts umherreviert. Die Suche ist im Gegentheil schlecht, wenn der Hund niedrig, mit der Nase am Boden, gerade vor sich hin sucht, und mehr der Fährte als dem Winde nachzieht. Vor Federwild und Hasen soll er langsam anziehen, und da, wo dasselbe liegt oder sich drückt, fest vorstehen, einem gesunden Hasen soll er so wenig nachjagen als dem aufsteigenden Federwilde nachprellen. Der gute Hund soll auch, wenn ein anderer steht, nicht einspringen, sondern denselben respectiren, und nie nach dem Schusse laufen, d. h. wenn ein anderer Jäger schießt, diesem zulaufen.

---

[1] Bezieht sich auf die damals nur gebräuchlichen deutschen, polnischen u. s. w. Hunde; die englischen Hunde waren nur wenig gekannt. (v. R.)

Die Dressur (Abrichtung) des Hühnerhundes zerfällt in zwei Abschnitte, in die Stubendressur, vermöge welcher der Hund zu Hause gleichsam theoretisch unterrichtet, und in die Felddressur (Feldarbeit, Wasserarbeit, Holzarbeit), durch die er zur praktischen Ausübung seiner Dienstpflicht angeführt wird. Daß die erstere der letztern vorausgehen muß und daß beide in sehr genauer Verbindung miteinander stehen, ist sehr begreiflich. Zwar gibt es noch immer Jäger, welche die Parforcedressur, und nur von dieser ist hier die Rede, für ganz und gar überflüssig halten. Einem Hunde von guter Anlage und Rasse kann man, wie sie sagen, alles im Spielen, und, nach ihrem Ausdruck, im Guten beibringen. Er leistet so zu sagen alles von Natur. Er steht vor von Natur, er trägt auf von Natur. Sie haben Hunde dieser Art gesehen, oder besitzen wol selbst dergleichen, die alles thun, was sie dem Jäger nur an den Augen ansehen können. Es fehlt ihnen, wie sie zu sagen pflegen, nur die Sprache. Wenn unkundige Liebhaber so etwas aus Mangel an Sachkenntniß behaupten, so mag es hingehen, wenn aber selbst Jäger noch hin und wieder dieser Meinung sind, so weiß man oft wahrlich nicht, was man denken soll.[1] (Daß Jester so ausschließlich für die Parforcedressur eintritt, beweist weiter nichts, als daß er die sogenannte spielende Dressur nie versuchte, nicht kannte, nur ein gänzlich verschobenes Bild, ein Zerrbild von ihr vor Augen hatte. Er dachte sich unter dieser Methode ein bloßes Tändeln mit dem Hunde, ein Ueberlassen seiner Laune, ob er das thun wolle, was man von ihm wünschte, und das ist falsch. Die Idee dieser Methode liegt nur darin, dem Hunde alle Eindrücke beim Lernen zu benehmen, die ihn ängstigen, wozu in erster Linie die Isolirung gehört, ferner das Maß der Strafen auf ein Minimum herabzudrücken und, da die Peitsche den Dressirer nur gar zu leicht zur übermäßigen Züchtigung verleitet, diese zu verbannen und ausschließlich von der Leine, im Nothfall mit Korallen, vertreten zu lassen. Der Hund lernt in der spielenden Dressur denselben unverbrüchlichen Gehorsam wie in der Parforcedressur, er kann aber bei ihr nicht so leicht verschlagen, überhaupt gebrochen werden;

---

[1] Obwol mit Jester auch andere sehr tüchtige Jäger, wie z. B. E. Dietzel, für diese Parforcedressur sind, so können wir dem doch so unbedingt nicht beitreten, denn wir sind der Ansicht, daß, wenn sich der Jäger nur von Jugend an viel mit seinem Hunde abgibt, sodaß derselbe ihn leicht und vollständig verstehen lernt, dann — vorausgesetzt, daß der Hund von guter Rasse ist, ohne welche Vorbedingung freilich alle Erziehung nichts helfen wird — eine solche Zwangsabrichtung nicht nothwendig erscheint, und man wird dem Hunde beim Führen im Felde, wenn man dort den Unterricht in einem gut besetzten Reviere vornehmen kann, alles das leicht beibringen, was man von ihm verlangt. Bei störrischen, zur Widersetzlichkeit geneigten Hunden, paßt das freilich nicht. Auch Pfeil, ein alter, erfahrener Jäger, theilt diese Ansicht. (v. B.)

gingen alle Dressirer so mit den Hunden um, wie es Altmeister Jester gethan hat, dann wäre die spielende Dressur nicht aufgekommen. — Hätte Jester den Dressirer Kunze (Oswald) in Ratibor bei seinen Hunden und deren Leistungen gesehen, von denen er oft 3—4 Zöglinge in den ersten Stadien des Lernens bei seinen Spaziergängen um sich hatte, und die kaum die Peitsche kannten, so würde er doch anderer Meinung geworden sein. Was er im Folgenden über die Dressur der Hunde lehrt, ist dessenungeachtet ganz vorzüglich und zeugt von seiner, durch eigenhändige Erfahrung erworbenen Meisterschaft. v. R.) Der Liebhaber ist gewöhnlich in seinen Forderungen sehr mäßig. Wenn ein Hühnerhund feststeht, wenn er apportirt, wenn er nun gar aus dem Wasser holt, so glaubt er, dies sei das non plus ultra. Wie die Suche des Hundes beschaffen ist, ob er nicht nach Umständen zu wenig oder zu viel Feld nimmt, ob und wie er sich bei Wind und Fährte beträgt, ob er nicht, wenn er auf der letztern nachzieht, entweder zu sehr eilt oder zur Ungebühr nachbleibt, ob er Appell, und zwar raschen Appell hat: über alle diese Dinge ist er zu wenig belehrt, als daß er den Unterschied, der hierunter zwischen einem parforce und einem sogenannten mit Gut dressirten Hunde obwaltet, nur ahnen sollte. Dies alles jedoch beiseite gesetzt, so wird man sich, wenn man specielle Fälle im Auge behält, leicht von der Nothwendigkeit der Parforcedressur überzeugen, z. B. man erlegt im späten Herbst eine Ente; das Wasser ist kalt, der hochgepriesene Natursohn, der bis dahin noch nie das Apportiren verweigert hatte, bezeigt sich jetzt zum ersten male widerspenstig. Was für Mittel sind anzuwenden, um den ungehorsamen Lehrling zu seiner Schuldigkeit anzuhalten? Es gibt offenbar keins. Weder Zureden noch Strafe werden je einen undressirten Hund zum Apportiren bringen können, wenn er es nicht von selbst zu thun Lust hat. Hier ist der Vorzug eines parforce dressirten Hundes schon gleich einleuchtend. Unbedingter Gehorsam ist gerade das, wodurch er sich von dem erstern nicht nur in diesem, sondern in jedem andern Fall auszeichnen wird. Die Parforcedressur hat ihn von der Ueberlegenheit des Jägers überzeugt. Er weiß ein für allemal, daß er mit Widersetzlichkeit nicht durchkommt, und man darf sicher erwarten, daß er das, was er einmal leistet, zu allen Zeiten, unter allen Umständen, das heißt, wann, wie oder wo es der Jäger von ihm und zwar, wohl bemerkt, befehlsweise verlangt, leisten wird. So wie nun in dieser und mancher andern Rücksicht die Vortheile der Parforcedressur zu entschieden sind, als daß darüber nicht, unter erfahrenen Jägern wenigstens, nur Eine Stimme sein sollte; so ist es auch für diesen Fall nicht nur zwecklos, sondern geradehin schädlich, wenn der junge Hühnerhund vorher mit

Auftragen und Wiederholen amüsirt wird. Er erschwert offenbar die wirkliche Dressur. Der Hund, der nicht einsieht, warum man das zwangsweise fordert, was er vorher von selbst that, glaubt offenbar, man will ihn dafür züchtigen. Anstatt ihm verständlich zu werden, verwirrt man seine Begriffe. Er wird furchtsam, und es dauert länger, ehe er die Absicht des Jägers erräth und ehe man zum Zweck kommt.[1] Jedenfalls aber ist es nicht undienlich, einen Hund, den man dressiren will, vorher ins Feld zu bringen. Es ist bei blöden und furchtsamen Hunden um so nothwendiger, als diese gewöhnlich durch die Eindrücke der Dressur von der Suche abgeschreckt werden und es lange zu währen pflegt, ehe sie sich zu dieser bequemen.[2] Der Jäger erhält dadurch zugleich Gelegenheit, das Temperament des Hundes, seine Nase, seine Suche zu beobachten, und er wird daraus manches Resultat schöpfen, das ihm bei der künftigen Feldarbeit zu statten kommen und ihm diese erleichtern wird. Daß der Hund vor der Dressur und ehe er weiß, was er zu thun hat, nicht gestraft werden darf, versteht sich von selbst. Nur führe man ihn ebenso wenig vor als unmittelbar nach der Dressur, zur Brütezeit und wenn der junge Vogel bereits ausgekommen, aber noch nicht flügge ist, ins Feld. Es ist unvermeidlich, daß er nicht hin und wieder an ein Nest mit Eiern oder wol gar an junge Brut gerathen, und ehe man herbeikommt, Zerstörung anrichten sollte, die nicht nur für

---

[1] Es wird dagegen mit Recht von manchem Jäger geltend gemacht, daß der Hund dadurch, wenn man sich spielend viel mit ihm abgibt, eine genaue Kenntniß von der Manier des Jägers bekommt und sich so an seine Mienen und Ausdrucksweise gewöhnt, daß er jeden Wink und jedes Wort versteht und dadurch im Gebrauch sehr angenehm wird. Die Richtigkeit dieser Ansicht läßt sich nicht verkennen und deshalb möchte diese Behandlungsweise des Hundes doch nicht so unbedingt zu tadeln sein, als es im Vorgesagten geschieht. (v. B.)

[2] Ich dressirte vor vielen Jahren einen jungen Hund von meiner eigenen Rasse, der zufälligerweise vorher nie ins Feld gekommen war. Ich hatte ihn nämlich, wie er sechs Wochen alt war, einem meiner Bekannten geschenkt, der ihn, so zu sagen, in der Stube erzogen hatte und der ihn, wie er einjährig war, an mich zurückgab und dafür eine junge Hündin vom nämlichen Wurfe, die ihm wegen des schönen Aeußern besser gefiel, von mir erhielt. Als die Stubendressur vollendet war und ich mit der Feldarbeit vorgehen wollte, sah ich zu meinem Leidwesen, daß der Hund nicht die mindeste Suche hatte. Er folgte mir zwar ins Feld, ging aber, als er herauskam, stets hinter mir her, trat mir, wie man zu sagen pflegt, die Hacken ab und zeigte auch nicht die mindeste Neigung zum Revieren. Ich nahm ihn, in Gesellschaft eines sehr flüchtigen, dressirten Hundes, dann wieder mit einem äußerst lebhaften undressirten Hunde ins Feld. Alles umsonst, er war nicht von der Stelle zu bringen. Nachdem er beinahe sechs Wochen, ich nahm ihn täglich mit, meine Geduld auf die Probe gestellt hatte, flog einmal dicht vor mir eine Pfuhlschnepfe auf, die er gewahr wurde und die in einer kurzen Entfernung wieder einfiel. Und siehe da, mein Hund schoß wie ein Pfeil nach der Schnepfe hin, kam glücklicherweise gerade unter Wind heran, die Schnepfe lag fest und ich ward zu meiner großen Freude gewahr, daß er am Boden zu schnäufeln anfing, dann aber plötzlich stutzte und wie erstarrt dastand. Ich ging langsam heran, liebkoste ihn, gab ihm, nach dem Jägerausdruck, recht, bekam zu noch größerm Glück die Schnepfe ins Auge und schoß sie im Sitzen. Es ist unglaublich, welche Veränderung fortan mit dem Hunde vorging. Kaum hatte er die erlegte Schnepfe aufgetragen, so fing er von selbst zu revieren an. Ich hatte noch an dem nämlichen Tage die Freude, drei Pfuhlschnepfen vor ihm zu erlegen. Er wurde in der Folge unverbesserlich. (Jester.)

die Brut, sondern, wegen des bleibenden Eindrucks, für ihn selbst nachtheilig ist. Der Hund muß aber auch wenigstens dreiviertel Jahre, in der Regel ein Jahr alt sein, ehe man zur Dressur schreitet.

Bei der Dressur selbst hat der Jäger vorzüglich darauf zu sehen, sich dem Hunde leicht verständlich zu machen, und muß daher ganz nach dem Temperamente desselben seine Behandlungsweise einrichten. Geduld, Ruhe und Sanftmuth sind ebenso unentbehrlich als Strenge und vor allem die größte Consequenz in der Behandlung. Man strafe mit Vorsicht und nur dann, wenn der Hund offenbaren Ungehorsam zeigt, sodaß man überzeugt ist, daß derselbe einsieht, weshalb er gestraft wird. Nie soll der Jäger leidenschaftlich strafen, nie den Hund treten, stoßen und mishandeln, wie das oft geschieht, und wo eher der Jäger als der Hund die Strafe verdiente. Es sind das sehr wichtige Regeln, welche man nie außer Acht lassen darf, wenn man seines Erfolgs gewiß sein will.

Während der Stubendressur muß der Hund in einem besondern Stalle liegen und von dem Lehrherrn selbst gewartet werden, damit er ihn genau kennen lernt.

Die Dressurmethoden sind verschieden, weichen aber im Wesentlichen nur in so weit ab, daß einige Jäger mit der Peitsche, andere mit der Leine, noch andere mit beiden zugleich dressiren. Die Leine verdient aus vielen überwiegenden Gründen und schon deshalb den Vorzug, weil man mehr Herr über den Hund ist, ihn besser handhaben kann und er nicht so leicht verschlagen wird, als bei dem Gebrauch der Peitsche, die nur im Nothfalle angewendet werden soll. Die Dressurleine ist ein dünner, etwa drei Ellen langer Strick, in den man, und zwar da, wo er dem Hunde um den Hals gelegt wird — und sie muß genau so um den Hals passen, daß der Hund, ohne gewürgt zu werden, den Eindruck empfindet — einige starke Knoten schürzt, um beim Anziehen, und wenn man strafen will, einen fühlbaren Eindruck zuwege zu bringen. Der Apportirbock ist das zweite zur Parforcedressur erforderliche Werkzeug. Ein rundes, etwa 12 Zoll langes und 1 Zoll dickes Holz, das man, um das Gebiß des Hundes zu schonen, mit Stroh bewickelt und an dessen beiden Enden man ein Kreuzholz befestigt, damit der Hund den Apportirbock, er mag geworfen werden wie man will, desto bequemer aufnehmen kann.

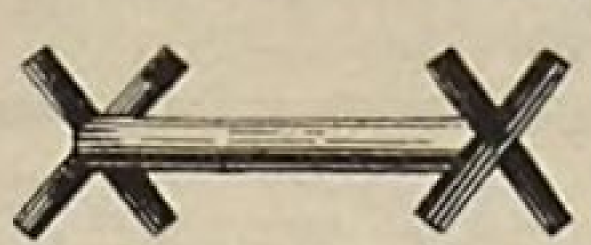


Fig. 11. Apportirbock.

Und nun die Dressirmethode. Ich werde diejenige angeben, deren ich mich — sie ist größtentheils Resultat eigenen Nachdenkens — seit einer langen Reihe von Jahren bedient habe, ohne deshalb die hin und wieder abweichenden Methoden anderer Jäger verwerfen zu wollen. Um

sie dem Leser anschaulich zu machen, werde ich sie so umständlich als möglich beschreiben; auch, weil es hierbei oft nur auf einen kleinen Handgriff ankommt, um die Sache zu erleichtern, keinen einzigen übergehen, der zu einem vollständigen Unterricht nothwendig ist. Man legt dem Hunde die Leine um, spricht ihm das erste mal gelinde zu und zieht ihn einigemal, unter dem Zuruf: hierher! — man merke jedoch gleich anfangs, daß man nur immer ein und dasselbe Wort, nie bald eins bald das andere brauchen darf — nach sich. So oft er kommt, liebkoset man ihn unter dem freundlichen Zuspruch: So recht! dagegen man, wenn er stehen bleibt, ihn mit der Leine unter dem wiederholten Zuruf: hierher! gelinder oder härter, je nachdem er folgt, an sich zieht. Man wiederhole dies einigemal, damit der Hund nur erst einigermaßen die Leine gewohnt werde und vorläufig einen Theil ihrer Wirkung kennen lerne. Man führt den Hund weiter in der Leine nach allen Seiten umher, und läßt ihn, unter dem Zuruf: herum! sich bald nach dieser, bald jener Seite wenden und kehren. Die erste Lection dauert etwa 6—8 Minuten, und der Hund wird wieder angelegt. Vorausgesetzt, daß man den Hund in den Frühstunden und zwar vor der Abfütterung vorgenommen hat, schreitet man an demselben Tage in den Nachmittagsstunden zur zweiten Lection. Man wiederholt das Ansichziehen, Herumführen zwei- bis dreimal; man drückt hierauf den Hund, dem man eine Hand auf den Kopf, die andere auf den Rücken legt, unter dem Zuruf: tout beau! gegen den Boden, und zwar dergestalt, daß er auf den Bauch zu liegen kommt, der Kopf aber, zwischen den Vorderfüßen ruhend, gegen den Apportirbock, den man einige Schritte vor ihm hingelegt hat, gekehrt ist. Man sucht ihn in dieser Stellung unter dem beständigen, in einem warnenden Tone ausgesprochenen Zuruf: tout beau! und unter Bedrohung, wenn er sie verändern will, einige Augenblicke zu erhalten; man zieht ihn unter dem Zuruf: Avance! und zwar kriechend einige Schritte vorwärts, man läßt ihn zum zweiten mal einige Secunden tout beau! machen, nun wieder Avance! bis er dicht vor dem Apportirbock ist. Jetzt abermals tout beau und zwar wieder auf einige Augenblicke.[1] Sodann

[1] Einige Jäger bringen dem Hunde das tout beau oder couche machen erst dann bei, wenn er apportiren gelernt hat. Winckell sagt in seinem „Handbuche für Jäger" in einer Anmerkung: er habe zwar anfangs zu der Partei derjenigen gehört, die das tout beau machen mit der Lection des Apportirens verbinden. Er sei aber durch einen sehr erfahrenen Mann eines andern belehrt. Dieser habe zu ihm gesagt: Durch das Anhalten zum längern oder kürzern tout beau oder couche machen würde dem Hunde, wenn es dem Apportiren vorausginge, ein Widerwille gegen den Apportirbock beigebracht und dadurch das Aufnehmen erschwert, auch entspränge daraus der Nachtheil, daß der Hund beim Apportiren zaudernd lernt und nicht rasch aufträgt. So ungern ich auch über Meinungen streite, so kann ich doch jene Behauptung nicht einräumen. Ungeachtet ich mich seit vierzig Jahren mit der Hundedressur beschäftigt und in diesem langen Zeitraum viele Hunde von dem ver-

ergreift man mit der linken Hand den Apportirbock, hält mit der rechten den Kopf des Hundes und stemmt zu gleicher Zeit den Daumen der rechten Hand gegen das Genick des Hundes. Man schiebt nun den Apportirbock, ohne ihn von der Erde aufzuheben, dem Hunde dicht vor das Maul, und reibt ihm unter dem Zuruf: Faß! indem man ihm zu gleicher Zeit mit dem gegen das Genick gestemmten Daumen einen nach Umständen stärkern oder schwächern Druck gibt, erst sanft, dann stärker die Zähne, bis der Hund das Maul zu öffnen genöthigt ist. Sobald er dies thut, gibt man ihm nach dem Jägerausdruck Recht, d. h. man liebkost ihn unter dem freundlichen Zuspruch: So recht! was, ein für allemal gesagt, jedesmal geschehen muß, sobald man das erlangt, was man gefordert hat. Nun fährt man plötzlich mit der linken Hand unter dem Zuruf: Halt! unter die untere Kinnlade des Hundes, um ihn zu verhindern, daß er den Apportirbock nicht fallen lasse. Der Zuruf: Halt! wird nach Umständen warnend oder bedrohend wiederholt. Man zieht den Hund, wenn er den Apportirbock einige Secunden gehalten hat, mit der Leine unter dem Zuruf: Apporte! — die linke Hand noch immer unter der untern Kinnlade — in die Höhe, daß er aufstehen muß, wobei es für das erste mal genug ist, wenn der Hund nur dahin gebracht wird, daß er mit dem Apportirbock im Maul aufsteht, und mit diesem, sei es auch nur einen Schritt, vorwärts thut. Soll der Hund in sitzender Stellung den Bock abgeben, so drückt man den Hintertheil des Hundes mit der rechten Hand unter dem Zuruf: Sitz! nieder, erhält ihn in dieser Stellung einige Augenblicke, und nimmt ihm sodann den Apportirbock unter dem Zuruf: Aus! oder Laß! ab. Die zweite Lection des Apportirens, in der alles Vorhergehende wiederholt wird, darf zwar etwas länger als die erste sein, doch darf sie nicht über 10—15 Minuten dauern, damit der Hund nicht ungeduldig werde. In der folgenden wird alles in der vorgeschriebenen Ordnung wiederholt. Man beobachte dabei genau, ob und was der Hund mehr oder weniger begreift. Man gibt bei

---

schiedensten Temperament bearbeitet habe, so ist mir doch an keinem einzigen die Erscheinung vorgekommen, daß ihm das tout beau oder couche machen, wenn es mit dem Apportirlernen verbunden wird, einen Widerwillen gegen den Apportirbock beigebracht, oder er minder rasch aufgetragen haben sollte. Ich habe im Gegentheil, wie ich auch weiter unten anführen werde, gefunden, daß der Hund fast immer bei der zweiten, dritten Lection schnell und oft nur zu schnell gegen den Bock avancirt, welches gewiß nicht erfolgen würde, wenn er gegen diesen einen Widerwillen hätte. Ebenso wenig habe ich bemerkt, daß es dem raschen Apportiren, worauf ich so sehr halte, Eintrag thun sollte. Ich verbinde übrigens das tout beau machen mit dem Apportirenlernen hauptsächlich aus dem Grunde, weil es nach meiner Ueberzeugung die Stubendressur in eben dem Maße verkürzt, als es die Feldarbeit hinterher auffallend erleichtert. Der Hund lernt den Zuruf: Tout beau! oder auch Couche! wie den: Sachte! gleich anfangs kennen und es kostet bei der Feldarbeit weniger Mühe, ihm begreiflich zu machen, was er zu thun hat. Ich überlasse übrigens jedem Liebhaber, ob er meine oder die vorangeführte anderweite Methode befolgen will. (Jester.)

dem geringsten Merkmal von Folgsamkeit dem Hunde recht. Man bedroht, man gibt ihm einen mäßigen Ruck mit der Leine, wenn er nicht annimmt.

Das Aufnehmen, Halten und Tragen, vorzüglich aber das erste, sind die Dinge, die die meiste Mühe machen. Hier ist besonders Geduld, kaltes Blut und aufmerksame Beobachtung des Hundes nothwendig. Man übereile den Hund nicht und fordere nur nicht zu viel auf einmal, sondern alles nach und nach. So gebe man bei der Lection des Aufnehmens genau acht, ob der Hund mehr oder weniger Bereitwilligkeit zeigt, die Zähne voneinander zu lassen. Sobald man sieht, daß er sich zu bequemen anfängt, gebe man recht, und anstatt sodann den Apportirbock mit der linken Hand dem Hunde in das Maul zu zwängen, halte man den ersten am Boden fest und drücke dagegen mit dem gegen das Genick gestemmten Daumen der rechten den Kopf des Hundes gegen den festgehaltenen Apportirbock. Man vermindere den Druck, wenn der Hund williger wird, man lasse, wenn er am Ende auf den Zuruf: Apporte! den Apportirbock von selbst nimmt, die Hand ganz weg. Man verfahre beim Halten auf ähnliche Art, gebe mit der linken Hand nur so lange die Hülfe, bis man merkt, daß der Hund von selbst zu halten bereit ist, und ziehe sie nach und nach zurück, wenn man sieht, daß der Endzweck erreicht ist. So auch beim Auftragen selbst. Erst nur auf eine kurze Distanz, dann einige Schritte, dann auf einer weitern Tour, dann rechts und links, bis der Hund ununterbrochen überall und so lange, als man will, nachträgt. Beim Avanciren in der kriechenden Stellung gebe man genau darauf Acht, daß der Hund diese Lection langsam mache. Sobald er eilt, was gewöhnlich nach einigen Lectionen zu geschehen pflegt, halte man ihn unter dem Zuruf: Sachte! zurück, was, wie man in der Folge sehen wird, bei der Feldarbeit seinen großen, wesentlichen Nutzen hat. Man bringe aber dem Hunde auch gleich bei der Stubendressur das beim Vorstehen hin und wieder nöthige Abrufen — es wird davon weiter unten mehr gesagt werden — bei. Man rufe ihn nämlich, wenn er einige Schritte avancirt ist und tout beau macht, unter dem Zuruf: Zurück! wieder an sich, gebe ihm, wenn er zurückkommt, recht, und strafe ihn, wenn er es verweigert, durch einen Ruck mit der Leine, lasse ihn dann wiederum avanciren und tout beau machen, und wiederhole dies mehrmals. Ob der Hund eins oder das andere in der dritten, vierten, fünften, sechsten Lection leisten wird, hängt von der Gemüthsart und Fähigkeit des Hundes, vorzüglich aber auch vom Benehmen des Jägers ab. Es ist unglaublich, wie viel leichter man zum Zweck kommt, wenn man in Beobachtung kleiner, geringfügig scheinender Hülfen und Handgriffe aufmerksam ist. Die Grundlage von allem aber ist, daß man

sich dem Hunde verständlich zu machen und daß man zu rechter Zeit zu loben und zu strafen verstehe. Das letztere ist gerade die Klippe, an der die meisten scheitern. Es ist hier schlechterdings Beurtheilung nothwendig, ob der Hund das, was man fordert, aus wirklicher Widersetzlichkeit, oder weil er den Jäger nicht versteht, verweigert. Von dem erstern ist man nur erst dann sicher überzeugt, wenn er das Geforderte bereits einmal geleistet hat, hinterher oder zum zweiten male aber zu unterlassen Miene macht. Dann und nur dann erst erfolge Strafe, und diese nach Umständen gelinder oder härter. Man schreite in der vorgeschriebenen Art von Lection zu Lection weiter, verkürze sie — und dies ist mit ein Hauptumstand — wenn der Hund annimmt, verlängere sie dann, wenn er sich ungehorsam bezeigt. Es hat dieses seinen großen, wesentlichen Nutzen. Der Hund wird bei seinem Zurückerinnerungsvermögen bald gewahr, daß die unbehagliche Lage, in die er sich während der Lehrstunde versetzt sieht, kürzer oder länger dauert, je nachdem er mehr oder weniger nachgibt, und so wird er, um früher entlassen zu werden, gewiß das letztere zu wählen nicht anstehen.

Sobald er den Apportirbock fertig und rasch — darauf dringe man vorzüglich — und ohne alle Hülfe gleich auf den ersten Zuruf aufnimmt, nachträgt und überhaupt alles das thut, was man bis dahin von ihm gefordert hat, nehme man die Kreuzhölzer von dem Apportirbock weg und lasse ihn blos das Mittelholz mit dem darauf festgemachten Stroh, und hinterher ohne dasselbe auftragen. Das Aufnehmen ohne das Kreuzholz ist nun dem Hunde schon beschwerlicher, weil er nicht untergreifen kann, und er wird wahrscheinlich Umstände machen, und dann hilft man nach. Nimmt er das Holz auf, so lasse man ihn einen Handschuh, ein Schnupftuch, dann allmählich Eisen, einen Schlüssel, Feuerstahl, dann Geld, ein rohes Ei u. dgl. m., und wenn er alles willig bringt, endlich Wildpret, und zwar zuerst einen kleinen Vogel, dann eine Wachtel oder Schnepfe, dann einen ausgestopften oder todten Hasen, und zuletzt einen Raubvogel — denn diesen nimmt der Hund, weil ihm die Witterung zuwider ist, ungern auf — apportiren. Sobald er das eine oder das andere aufzutragen verweigert, fange man von vorn an. Man lasse ihn erst den Bock mit dem Kreuzholz, dann das Mittelholz allein apportiren, werfe ihm nun aufs neue erst den Handschuh, das Schnupftuch u. s. w. hin, arbeite so lange, bis er alles willig aufträgt. — Nun versuche man, ob er die ganze Schule ohne Leine macht. Geschieht dies, so ist er fertig und die Stubendressur vollendet.

Ungeachtet ich bei Beschreibung der Verfahrungsart so umständlich als möglich zu Werke gegangen bin, und obwol ich meines Wissens nichts

übergangen habe, was irgend dazu dienen kann, die Sache anschaulich zu machen, so werden doch bei der Ausübung oftmals Fälle vorkommen, wo der Jäger in Verlegenheit sein wird, wie er sich benehmen soll. Nur durch lange Uebung und Erfahrung, wie nicht minder durch eigenes Nachdenken wird er die vorkommenden Schwierigkeiten zu heben in den Stand gesetzt werden. Er wähle sich daher zu dem ersten Versuch nur ja einen Hund von folgsamer, sanfter, aber nicht blöder Gemüthsart. Er dürfte mit dem letzten zum ersten mal ebenso wenig, als mit einem hartnäckigen, widerspenstigen Hund zum Zweck kommen. Er studire vor allen Dingen das Temperament und den Charakter des Hundes, um hiernach die Behandlungsart abzuändern und zu modificiren, je nachdem es die Umstände an die Hand geben. Wenn er z. B. bei erlangter mehrerer Uebung einen hartnäckigen Hund zu dressiren unternimmt, und vielleicht in der ersten, zweiten, dritten Lection gewahr wird, daß die Wirkung der Knoten zu schwach ist, so muß er die Korallen — kleine hölzerne Kugeln in der Größe einer welschen Nuß, die auf die Leine, und zwar da, wo man sie dem Hunde umlegt, gezogen und durch kleine Knoten von einander abgesondert werden — an deren Stelle setzen. Erfolgt aber selbst dann noch keine Wirkung, so muß er noch überdies die Korallen rundum mit eisernen Stacheln versehen, und die Wirkung wird nicht ausbleiben. Es kommt indessen alles — ich kann es nicht oft genug wiederholen — auf Mittheilungsgabe und Methode an. Die Art und Weise, wie viele Jäger bei der Dressur vorgehen, ist wahre Barbarei. Der Hund wird aufgeritzt, mit Peitschenhieben zerfleischt, mit Füßen getreten; und warum? weil sein grausamer, aber unwissender Lehrmeister Dinge fordert, die der Hund nicht ahnen kann, weil sie ihm nicht begreiflich gemacht wurden. Es gibt allerdings Hunde von ausgezeichneter Widerspenstigkeit; aber unter zehn Fällen werden immer neun vorkommen, wo der Grund davon einzig und allein in der unverständlichen Lehrart des Jägers liegt.[1] Sobald indessen

[1] Wie viel man mit anhaltender Geduld und vorsichtiger Behandlung bei Hunden ausrichten und daß man selbst schlecht dressirte Hunde zurechtbringen kann, davon hier unter den vielen mir vorgekommenen Fällen nur ein Beispiel. Einer meiner hiesigen Bekannten hatte einen dreijährigen dressirten Hühnerhund, der aber schlecht dressirt und noch überdies nach dem Jägerausdruck verschlagen, und zwar in einem so hohen Grade verschlagen war, daß er, sobald man Miene zur Strafe machte, sich in einer Entfernung von hundert und mehr Schritten niederlegte, nie herankam, ja, wenn man sich ihm näherte, davon und nach Hause lief. Er war überdies schußschen und lief, sobald der erste Schuß fiel, ebenfalls davon. Der Hund hatte übrigens eine äußerst brillante Suche und feine Nase, ging aber, sobald er ins Feld gebracht wurde, in die weite Welt, kehrte sich an keinen Zuruf, stand, wenn er unter Wind kam, eine Zeit lang vor, sprang aber gar bald ein, prellte dann nach, jagte wol gar laut und ließ das aufgejagte Wildpret nicht wieder zum Sitzen kommen. Jedermann rieth dem Eigenthümer, den Hund todt zu schießen. Ich übernahm — man nenne es, wenn man will, Egoismus — die Correctur des Hundes. Ich legte ihn an und dressirte ihn, obwol nicht ohne große Mühe, von Grund aus. Als der Hund nach Verlauf von drei Wochen, denn so lange dauerte die Stubencur — die ich gewöhnlich in 12, 14 Tagen höchstens beendige —, alles ohne Unter-

der Fall eines wirklichen Ungehorsams eintritt, so muß der Jäger allerdings durchgreifen und nachdrücklich strafen. Ist der Hund von großer körperlicher Stärke, so gehe man bei vorkommender Widerspenstigkeit vorsichtig zu Werke, und lasse für solch einen Fall einen eisernen Ring in den Boden schlagen, und ziehe durch diesen die Leine, damit man während der Dressur über den Hund Herr bleiben, und ihm bei der mindesten Widersetzlichkeit zeigen könne, daß er damit nicht durchkommt.

Von der Feldarbeit.

Die Feldarbeit ist in gewissem Betracht schwieriger und verwickelter als die Stubendressur. Einmal erfordert sie nicht nur praktische Jagdkenntnisse und Fertigkeit im Schießen, dann aber wird sie schon dadurch schwieriger, weil der Hund bei der Stubendressur zwischen vier Wänden eingesperrt, seiner natürlichen Freiheit beraubt, ganz und gar in der Gewalt des Jägers, dort im Gegentheil, im Freien, zum Theil sich selbst überlassen, und nun noch überdies von Gegenständen, die ihn entweder zerstreuen oder mit verführererischem Reize auf seine Nase und Augen wirken, umgeben ist.

---

schied rasch apportirte, nahm ich ihn ins Feld und ließ ihn an einer mehrere Ellen langen Leine, von der ich das eine Ende in der Hand führte, revieren, arbeitete ihn, und zwar ohne Flinte, so lange, bis er Gehorsam, Appell, Contenance u. s. w. erhielt. Nachdem ich ihn so weit gebracht hatte, daß ich ihn an der Leine vollständig revieren, ihn, wenn er vorstand, abrufen konnte, ließ ich ihn zwar noch an der Leine, aber ohne diese in der Hand zu führen, revieren. Es ging im Anfange vortrefflich. Der Hund zeigte vollständigen Gehorsam und Appell. Er zog auf eine weite Entfernung eine Pfuhlschnepfe an, stand sehr fest. Ich ging heran, trat mit dem Fuße auf die am Boden schleppende Leine, rief den Hund ab, ließ ihn wieder sachte heranziehen, wiederholte dies mehrere male. Es ging nach Wunsch. Die Schnepfe ging auf, ich schoß sie herunter, und siehe da, mein Hund — ich wußte damals nicht, daß er sogar schußschen sei — machte sich eilends aus dem Staube und nun, ohne sich an meinen Zuruf zu kehren, nach Hause. Es blieb mir — ich wollte die Sache einmal durchsetzen — nichts übrig, als den Deserteur zurückzuholen. Ich war eine halbe Meile vom Hause entfernt, und doch ließ ich mir den sauern Gang nicht verdrießen. Der Hund hatte sich nicht in meiner Wohnung, sondern bei seinem Herrn eingefunden. Ich nahm in an die Leine, strafte ihn nachdrücklich und kehrte mit ihm an Ort und Stelle zurück. Ich legte dort die geschossene Schnepfe ins Gras, führte den Hund unter Wind heran. Sie war zwar erkaltet. Der Hund, der aber, wie ich vorhin erwähnt habe, eine sehr feine Nase hatte, zog an und stand. Ich hatte unterdessen die Flinte mit einem kleinen Schuß Pulver geladen und die Leine der Vorsicht wegen um die Hand gewunden, sodaß der Hund nicht entkommen konnte. Ich schoß los. Er wollte, wie leicht zu erachten, aufs neue desertiren; aber vergebens. Ich ließ ihn auftragen, lud nochmals die Flinte, warf die Schnepfe wiederum ins Gras, schoß abermals los, ließ den Hund nochmals auftragen, wiederholte dies einigemal. Ich trieb es mit einem Worte so lange, bis der Hund nach einigen Tagen nun auch die Furcht vor dem Schießen ablegte. Es gelang mir am Ende, ihn frei und ohne Leine revieren zu lassen und ihn ganz und gar zurecht zu bringen. Nun erst lud ich sowol seinen Herrn als einige andere Jäger zum Tentamen meines Lehrlings ein. Es fiel über mein eigenes Erwarten aus. Ich hatte die Freude, die Ungläubigen äußerst betreten und verwundert zu sehen. Der Eigenthümer des Hundes, ein eifriger Jagdliebhaber, war, wie leicht zu erachten, sehr erfreut, ich aber dadurch, daß ich die Sache durchgesetzt hatte, für meine, ich leugne es nicht, saure Mühe hinlänglich belohnt. Ich habe diesen Vorfall, wie meine ganze Procedur, mit Fleiß umständlich erzählt, weil ich glaube, daß der angehende Jagdliebhaber daraus manches zu seiner Belehrung in ähnlichen Fällen abnehmen kann. (J.)

Die Suche[1] des Hundes ist nun das erste, worauf der Jäger bei der Feldarbeit aufmerksam sein muß. Vorausgesetzt, der Hund hat eine natürliche gute Suche, so hat der Jäger nur hauptsächlich darauf zu sehen, daß einmal der Hund im Anfange, ehe man sich auf ihn verlassen kann, nicht zu viel Feld nehme, oder mit andern Worten, sich nie weiter vom Jäger entferne, als dieser das Wildpret, das etwa vor dem Hunde aufstößt, mit der Flinte zu erreichen im Stande ist, und dann, daß er nicht zu flüchtig suche. Sobald der Hund die Distanz überschreitet, ruft der Jäger: Herum! bei dem zweiten Fehler aber: Sachte! Wenn der Hund sich nicht gleich auf den ersten Zuruf, und zwar plötzlich wendet, oder auf den andern Fall seine Lebhaftigkeit nicht augenblicklich mäßigt, wird er zurückgerufen, ihm die Leine umgelegt, und er zum ersten mal unter dem wiederholten Zuruf: Herum! oder: Sachte! je nachdem er eins oder das andere versehen hat, blos bedroht; dagegen er aber, wenn der Gehorsam zum zweiten mal ausbleibt, durch zwei- oder dreimaliges Rucken mit der Leine mäßig, bei fortdauerndem Ungehorsam aber stärker und nachdrücklicher gestraft wird.

Der Jäger merke sich hier gleich anfangs ein für allemal zwei wesentliche Dinge. Er strafe immer auf frischer That, und zwar jedesmal, sobald ihm der Hund nicht augenblicklich, d. h. auf den ersten Zuruf, Gehorsam leistet. Er lasse dieses in keinem Falle, und um so weniger aus der Acht, als dies das einzige Mittel ist, um dem Hunde einen raschen Appell, und der ist durchaus nothwendig, beizubringen. Er strafe aber auch, und dies ist freilich bei natürlicher Lebhaftigkeit schwer, mit kaltem Blute, vor allen Dingen mit dem gehörigen Maße.[2] Sucht der Hund, anstatt sich bald rechts bald links zu wenden, nur immer gerade aus — und das taugt deshalb nicht, weil der Hund dann nur immer das Wildpret, das gerade vor ihm sitzt oder liegt, in die Nase bekommt, zur Seite aber alles liegen läßt und vorbeigeht —, so muß man ihm diesen Fehler, der größtentheils ein Rassefehler ist, dadurch abgewöhnen, daß man anstatt hinter ihm her zu folgen, sich selbst bald rechts bald links kehrt, und bei jedesmaliger Wendung den Hund unter dem Zuruf:

---

[1] Geht man zur Jagd, so gewöhne man den Hund von vornherein gleich daran, stets hinter dem Jäger zu gehen, und lasse ihn nie eher revieren, bis die Suche beginnt. Es ist unangenehm, den Hund beständig an der Leine zu führen und das Revieren ohne Zweck nicht zu billigen, weil dabei der Hund nicht in gehöriger Aufsicht ist, sich manche Untugenden angewöhnt und seine Kräfte vor Beginn der Jagd aufreibt. Einen jungen Hund führt man aber jedenfalls an der Leine zum Felde. (v. B.)

[2] Sehr tadelnswerth ist die Angewöhnung mancher Jäger, beständig auf ihre Hunde hineinzuschreien und dadurch einen unausstehlichen Lärm auf der Jagd zu machen. Von vornherein darf man den Hund daran nicht gewöhnen und ein alter guter Hund muß mit dem Winke der Hand zu leiten sein. (v. R.)

Herum! ebenfalls eine andere Wendung zu nehmen nöthigt, welches man ununterbrochen und so lange fortsetzen muß, bis man sieht, daß der Hund eine andere Suche annimmt. Noch unangenehmer und nachtheiliger aber ist es, wenn der Hund niedrig sucht, weil dadurch die unausbleibliche Folge entsteht, daß er in den meisten Fällen dem Wildpret zu nahe kommt und es aufjagt.[1]

Um den Hund frühzeitig zum Zurückbleiben zu gewöhnen, rufe man ihn während der Suche dann und wann zurück, und lasse ihn unter dem Zuruf: Zurück! einige Zeit hinter sich hergehen. Man wiederhole dies bei besonders lebhaften Hunden oft und vielfältig, um sie zur Geduld zu gewöhnen. Sobald der Hund wieder suchen soll, ruft man ihm zu: Such, such! um ihn aufzumuntern; wenn er träge sucht, bedient man sich des Zuspruchs: Brr! hall hall hall! Nur hüte man sich davor, daß man dem Hunde während der Suche fortwährend zupfeife und zuspreche. Viele Jäger haben diese Gewohnheit, die aber wirklich sehr tadelnswerth ist. Das Pfeifen ist besonders dann nachtheilig, wenn der Hund den Hühnern auf der Spur nachzieht. Sie laufen stärker und halten weniger den Hund aus. Der Hund wird aber auch überdies gegen den Zuspruch gleichgültig, kehrt sich am Ende gar nicht daran. Man spreche ihm nur dann zu, wenn Veranlassung da ist, sonst nie. Es ist dies gerade das Mittel, den Hund harthörig zu machen. Der Zuruf erfolge in einem vernehmlichen, aber gemäßigten Tone. Auf einer kleinen Entfernung sei er leise. Ein: Bst! muß hinlänglich sein, um der Lebhaftigkeit des Hundes Schranken zu setzen. Ist der Hund im Anfange zu wild und zu flüchtig, so lasse man ihn in der Leine suchen. Wenn er gar zu unbändig ist, so befestige man am Ende der Leine einen Stein und lasse diesen entweder nachschleppen, oder man führe die Leine sammt dem daran befestigten Steine in der Hand und lasse den Stein, sobald der Hund eilt, unter dem Zuruf: Sachte! fallen, um den Hund durch den Ruck, den er sodann beim Niederfallen des Steins erhält, zu strafen. Man bediene sich, jedoch wohl bemerkt, nur dann, wenn man den Hund wenden oder zurückrufen will, neben dem Zuruf zugleich der Pfeife[2], und zwar so, daß man erst diese und unmittelbar darauf das Wort oder den

---

[1] Ob und wie ein Hund sucht, muß der Jäger probirt haben, ehe er ihn dressirt; ein Hund, der nur tief sucht und zu nahe an das Wild herankommt, ohne anzuziehen, hat keine gute Nase und ist vielleicht ein Bastard, daher zu prüfen, ob seine Dressur lohnt; wer sich mit dem jungen Hunde schon vor der Dressur beschäftigt, wird sehr bald darüber ins Klare kommen; vgl. von Riesenthal, „Waidwerk", S. 387 fg. (v. R.)

[2]) Man schaffe sich zu dem Ende, wenn man nicht mit dem Munde oder auf dem Finger zu pfeifen gewohnt ist, eine von Knochen oder Holz gedrechselte Pfeife an und befestige diese vermittels einer Schnur an dem Riemen der Jagdtasche, und zwar da, wo der Riemen an der Brust anschließt, wo man auch ein kleines Futteral zum Einstecken der Pfeife anbringen kann. (J.)

Zuruf hören läßt. Es ist dies vorzüglich auf einer weiten Entfernung nothwendig, weil man sich sonst überschreit. So viel von der Suche.

Ist der Hund bereits vor der Dressur im Felde gewesen, und mithin seine Nase schon einigermaßen geübt, so wird dadurch die Arbeit im Felde sehr erleichtert werden, besonders wenn er vielleicht schon vorher an Wildpret gekommen ist, und man bei solcher Gelegenheit seine Nase und sein Benehmen kennen gelernt hat.[1] Ein junger Hund nimmt im Anfange wie bekannt die Witterung und Spur eines kleinen Vogels ebenso begierig an wie die von einem Huhn oder anderm Wildpret. Unter den kleinen Vögeln zieht besonders die Lerche seine Nase an. Er markirt diese größtentheils zuerst, und um so mehr, als er sie häufig findet. So oft er dies thut, muß man ihm: Pfui Lerche! und wenn es ein anderer kleiner Vogel ist: Pfui Vogel! zurufen; wenn er beim Auffliegen nachprellt, ihn nach Umständen bedrohen oder bestrafen, nie aber in seinem Beisein einen kleinen Vogel schießen, und diesen wol gar von ihm apportiren lassen, weil er ihm sonst im Gegentheil nur desto begieriger aufspürt und annimmt. Sobald erst Wildpret vor ihm geschossen wird, so lernt er den Unterschied ohnehin kennen und achtet den kleinen Vogel nicht weiter. Ueberhaupt aber ist es gut, wenn man mit dem Hunde gleich bei der ersten Feldarbeit an solchen Orten sucht, wo man sicher ist, ihn an Federwildpret, und vorzüglich an Feldhühner bringen zu können. Fällt die Arbeit gerade in die Zeit, wo sich die Hühner paaren, so ist es desto besser. Man läßt ihn unter Wind (dem Wind entgegen) suchen. Liegen die Hühner fest und man wird an dem Benehmen des Hundes gewahr, daß er sie in die Nase bekommt, so ruft man: tout beau! fährt er vielleicht das erste mal herein und sprengt die Hühner auf, so wird ihm die Leine umgelegt, er unter dem wiederholten Zuruf: tout beau! bedroht, dann nochmals an den Ort, wo sie lagen, hingeführt, der Zuruf wiederholt und der Hund, wenn er einspringen will, abermals bedroht. Man sucht die Hühner auf frischer That zum zweiten mal auf, bringt den Hund, wenn er zu lebhaft ist, in der Leine heran, läßt ihn langsam anziehen, tritt, sobald er Miene zum Vorstehen macht, unter dem Zuruf: tout beau! mit dem Fuß auf die Leine, man gibt ihm recht und liebkost ihn. Hat man den Ort, wo die Hühner einfielen, genau bemerkt, und der Hund ist noch nicht nahe daran, so läßt man ihn unter dem Zufruf: Avance! eilt er, unter dem Zuruf: Sachte! näher ziehen; ist er kurz vor, was man bei einiger Aufmerksamkeit bald inne werden wird, steht er fest, und dies wird man vorzüglich daran gewahr, wenn

[1] Hier nähert sich Jester selbst der spielenden Dressur im Freien; vgl. „Waidwerk", l. c. (v. R.)

der Hund weder die Ruthe noch irgendein Glied bewegt, sondern gleichsam erstarrt zu sein scheint, so gibt man ihm recht, ruft ihn ab, läßt ihn wieder heranziehen, abermals vorstehen, und wiederholt dies einige male, bis man will, daß die Hühner aufstoßen sollen. Entweder ruft man nun: Faß! und läßt den Hund plötzlich einspringen, oder man läßt ihn unter dem Zuspruch: Avance! ganz nahe heranziehen, oder man tritt selbst näher heran und nöthigt sie aufzustoßen. Ich weiß, daß die Meinungen hierüber getheilt sind. Ich gestehe aber, daß ich nicht für das Einspringen bin, ich halte es für besser, wenn man das Wildpret selbst aufjagt.[1] Einmal stößt es mit minderer Schnelligkeit auf und ist leichter zu schießen. Der Hund wird aber auch zu mehr Ruhe gewöhnt und steht um so fester. Es hat, wenn man will, den Nachtheil, daß man, wenn der Hund etwa auf der andern Seite eines breiten Grabens oder sonst an einem für den Jäger unzugänglichen Orte steht, in Verlegenheit kommt. Die letztern Fälle sind indessen doch immer bei weitem die seltensten, und der Vortheil, wenn man den Hund nicht einspringen läßt, nach meiner Ueberzeugung, überwiegend. Keine Gewohnheit ist so tadelnswerth, als wenn man, sobald der Hund steht, aus Besorgniß, er werde die Fassung verlieren, mit schnellen Schritten dem Hunde zueilt. Es ist dies gerade das Mittel, um den Hund wie sich selbst in Hitze zu bringen. Der Hund springt nur um so eher ein, und man übereilt sich im Schießen. Wenn man den Hund zur Paarzeit an die Hühner bringt, so wird man sich von selbst bescheiden, daß man nicht schießen darf. Es ist dies blos Uebung, blos Schule für den Hund. Es ist aber überhaupt gut, wenn man nie eher vor dem Hunde schießt, bis er nicht vollkommen feststeht.[2] Vorzüglich aber unterlasse man es dann, wenn der Hund, obwol er fest stand, beim Aufstoßen nachprellt. Nicht zu gedenken, daß man den Hund zu verletzen Gefahr läuft, so schießt man auch unsicher, trifft man aber, so ist es nur um so schlimmer. Der Hund sieht das Wildpret fallen und glaubt, das Nachprellen habe dies bewirkt, und er mithin recht gethan. Er apportirt nun noch überdies das Wildpret und begreift nicht, warum er hinterher gestraft wird. Man schieße daher, wenn der Hund nachprellt, lieber gar nicht, sondern strafe vielmehr den Hund, und sei überhaupt in diesem wie in jedem ähnlichen Falle weniger darauf bedacht, des Wildprets habhaft zu werden, als den Hund zu arbeiten. Wenn die Hühner vor dem Hunde laufen

[1] Einem jungen Hunde soll man nie das Einspringen gestatten, denn er gewöhnt sich dadurch leicht das Nachjagen an. (v. B.)

[2] Hierin liegt der ganze Schwerpunkt bei der Feldarbeit; wer sich nicht enthalten kann, sofort darauf los zu kanoniren, wird schwerlich einen Hund gut machen. (v. R.)

und er der Spur nachzieht, so sehe man darauf, daß er nicht eile und wol gar in vollem Laufen folge. Nur muß der Hund auch hinwiederum nicht zu blöde nachziehen, nicht zu sehr nachbleiben und immerwährend stocken und stehen, sondern nur gerade so langsam nachziehen, daß man, ohne selbst zu laufen, langsam neben ihm hergehen kann. Es gibt Hunde, die, sobald die Hühner zu laufen beginnen, rechts oder links abgehen, erst einen weiten, dann einen engern Kreis um die Hühner schließen und sie dadurch fest machen. Wenn dergleichen Hunde, und diese Gewohnheit steckt gewöhnlich in der Rasse, erst einige Erfahrung erhalten, so ist es äußerst vortheilhaft, besonders im spätern Herbst, wenn die Hühner zu streichen anfangen und nicht leicht den Hund zu halten pflegen. Hunde dieser Art sind indessen selten, und es läßt sich bei denjenigen, denen diese Gewohnheit nicht von Natur und Rasse eigen ist, durch Kunst nicht erzwingen.[1]

Die Art, wie der Hund auf Schnepfe, Wachtel, Hase u. s. w. abgeführt wird, weicht im Grunde wenig voneinander ab. Auch werde ich später, wo von jeder Jagd insbesondere die Rede sein wird, das, was hierüber etwa noch bemerkt zu werden verdient, nachholen. Wenn man das Wildpret fehlt, und dies ist beiläufig erwähnt sehr nachtheilig, wenn man einen jungen Hund arbeitet, so rufe man den Hund gleich zurück, und erlaube ihm unter keinem Vorwande unnütz herumzuschwärmen, sondern gewöhne ihn von Anfang an daran, gleich nach dem Schusse tout beau zu machen und so lange in der Stellung zu verharren, bis wieder geladen ist. Oft fällt das Huhn oder die Schnepfe in einer kurzen Entfernung wieder ein; oft liegt oder sitzt ein anderes Wildpret in der Nähe, das der Hund durch das Nachlaufen oder wenn er gar während des Ladens fortsucht, aufstößt.[2] Wird man gewahr, daß man das Wildpret angeschossen hat, so halte man den Hund dessenungeachtet zurück, wenn man gleich das Wildpret in der Nähe einfallen sieht. Man gewöhne dem Hunde aber auch frühzeitig die Hitze beim Auftragen des erlegten Wildprets ab. Man lasse ihn, wenn er zu hitzig zu Werke geht, in der Leine apportiren. Man gestatte ihm nicht, daß er das Wildpret, ehe er es aufnimmt, rupfe, drücke, bald aufnehme,

[1] Eine sehr gute Uebung für einen jungen Hund ist die Arbeit an einem lebendig eingefangenen Feldhuhn. Das Huhn wird, nachdem man ihm die Flügel gestutzt hat, an einem Bindfaden ins hohe Gras festgepflöckt, sodaß es nur etwas umherlaufen kann, und nun an demselben die Jagdübungen durchgemacht.

[2] Eine der vorzüglichsten Eigenschaften des Vorstehhundes ist, wenn er dem Hasen nicht nachjagt, hasenrein ist, und da ein jeder Hund zum Nachjagen von Haus aus große Neigung hat, so ist es nöthig, daß der Jäger darauf um so größere Sorgfalt verwende, da es so sehr schwer ist, dem Hunde diese Untugend wieder abzugewöhnen.

Man thut am besten, vor solchen Hunden gar keine Hasen zu schießen. (v. R.)

bald wieder fahren lasse. Er muß ohne Umstände, aber sittsam und leise, und ohne im mindesten zu beschädigen, aufnehmen. Begeht er den letzten Fehler, so nehme man ihn an der Leine, trete, sobald er steht, mit dem Fuße auf dieselbe, und lasse ihn, wenn das Wildpret fällt, nicht fort. Man führe ihn vielmehr langsam an der Leine heran und lasse ihn nicht eher apportiren, bis die Hitze verraucht ist. Wenn man dies einigemal wiederholt, wird man ihm das Drücken und Beschädigen des Wildprets, welches einzig und allein aus Hitze herrührt, bald abgewöhnen. Es ist diese Methode offenbar sicherer und zweckmäßiger als diejenige, wonach einige Jäger, um dem Hunde das Drücken abzugewöhnen, entweder das Federwildpret oder einen Federball kreuzweise mit eisernen Stacheln durchstecken, und den Hund eins oder das andere apportiren lassen, wodurch der Hund zwar freilich vom begierigen Zufassen abgehalten, aber auch gewöhnlich feige und blöde gemacht, oft vom Apportiren ganz und gar abgeschreckt wird. Um den Hund zum Apportiren aus dem Wasser zu gewöhnen, wähle man eine Jahreszeit, wo das Wasser warm ist, und lasse ihn anfangs aus solchen Gewässern, die seichte und nicht jähe Ufer haben, wiederbringen. Geschieht dieses, so geht man an eine solche Stelle, wo der Hund schwimmen muß, der Jäger aber waten kann, um den Hund anzuführen und erforderlichenfalls an der Leine zum Apportiren anzuhalten. Um den jungen Hund die Suche im Wasser zu lehren, ist es zweckmäßig, ihn an einen Ort zu bringen, wo junge Enten sind und wo sich kein schneidendes Schilf befindet; gut ist es auch, ihm einen alten Hund zum Lehrmeister zu geben. Nie muß man den Hund zum Apportiren, selbst nicht zum Baden oder Abkühlen ins Wasser werfen. Er wird sonst abgeschreckt und wasserscheu.

Man gehe, wenn man den Hund arbeitet, allein mit ihm aus und bringe ihn erst dann, wenn er ferm ist, mit mehreren Hunden und Jägern in Gesellschaft. Man erlaube, wenn man in Gesellschaft jagt, nie, daß der Hund vor einem andern suche, oder daß er wol gar auf den Schuß eines andern, oder wenn dessen Hund vernimmt oder vorsteht, hinzueile. An alles dies muß der Hund sich nicht kehren, und sich einzig und allein an seinen Jäger halten, dieser ihn aber auch ununterbrochen beobachten und ihm keinen einzigen Fehler zu gute halten. Nur empfehle ich hier ebenso wie bei der Stubendressur Aufmerksamkeit auf das Temperament des Hundes und Mäßigung beim Strafen. Das letztere ist besonders dann nothwendig, wenn der Hund blöde und furchtsam ist, damit er nicht verschlagen werde. Dies erkennt man daran, wenn der Hund entweder nach erfolgter Strafe nicht suchen will, sondern vielmehr immer hinter dem Jäger zurückbleibt, oder wenn er, sobald er einen

Fehler gemacht hat, anstatt auf den Befehl des Jägers zu ihm zu kommen, demselben ausweicht, sich weit von ihm niederlegt, oder wol gar Reißaus nimmt. Hat man nun einmal aus Uebereilung den Hund verschlagen, so ist kein anderes Mittel, als daß man ihn durch Liebkosung und gütliche Behandlung wieder an sich zu bringen suche, daß man alle Strafe eine Zeit lang aussetze, bis er wieder Herz faßt und das ihm zugefügte Leid vergessen hat. — Ein verschlagener Hund ist das sprechendste Zeugniß von der Untauglichkeit des Dressirers, resp. Führers.

Vom Jagdhunde, auch Bracke oder Parforcehund genannt.

Sobald diese Benennung im engsten Sinne des Worts genommen wird, versteht man darunter ausschließend diejenige Hundegattung, die zum Aufspüren, Lautjagen und Forciren der Hasen, Füchse u. s. w. gebraucht wird. Es ist in gewissem Betracht eine Art von Parforcehunden, jedoch von diesen auch hinwiederum sowol in Gestalt als Wesen ganz und gar verschieden, sodaß sie für sich besondere Rassen ausmachen. Farbe und Haar sind schwarz, mit braunen Abzeichen (nach dem Jägerausdruck „gebrannt", an Maul, Augen, Brust, Lenden und Füßen), oder rothgelb, alsdann größtentheils mit weißen Abzeichen, oder wolfsgrau, oder auch wol gefleckt, obwol man diese letztern, wenn sie nicht etwa Bastarde von einem Jagd- und Hühnerhunde, sondern von echter reiner Rasse sind, weniger häufig antrifft.

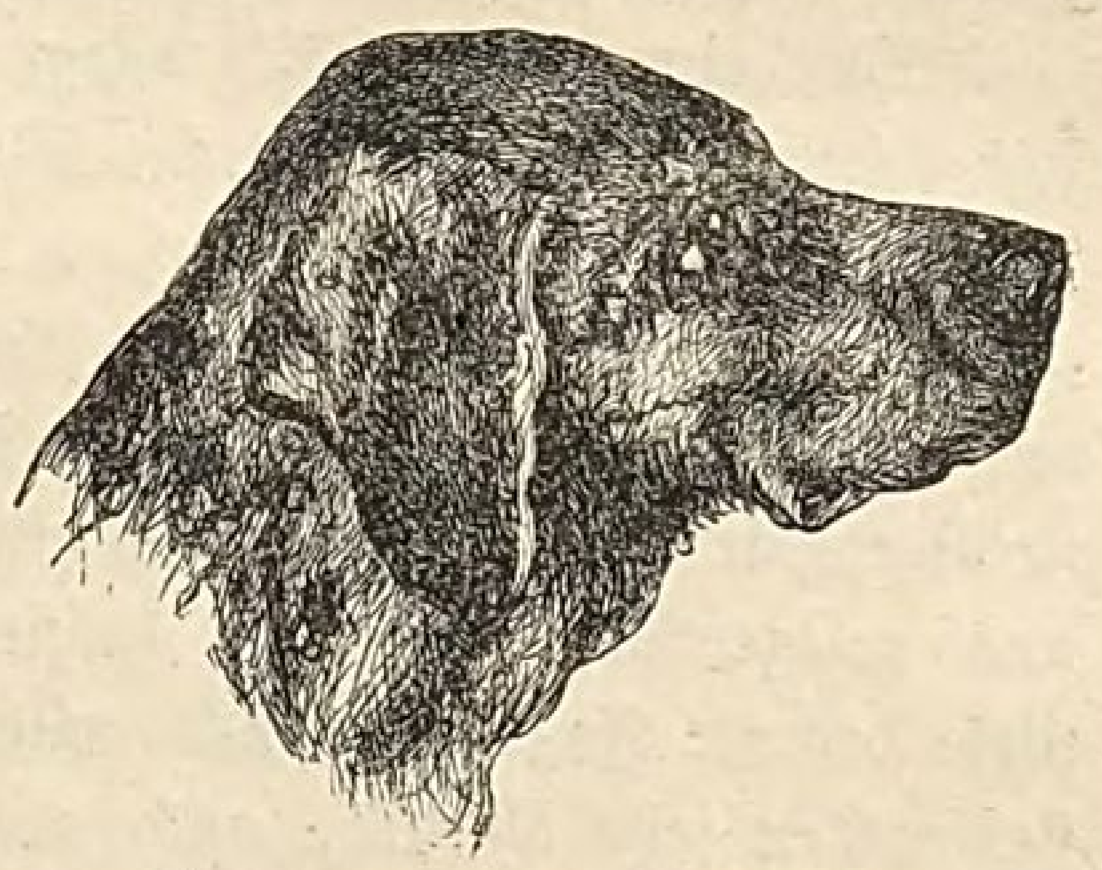


Fig. 12. Jagdhund (Bracke oder Parforcehund).

Das Haar ist größtentheils glatt, die zottigen langhaarigen sind seltener. Man hält einen Jagdhund für wohlgebildet, wenn er einen mittelmäßig dicken Kopf, lange, breite herabhängende Ohren (einen guten Behang) hat, wenn die Oberlefzen oder Lippen tief über die Unterlefzen herabhangen (der Hund wohlbelappt ist). Nase, Brust, Auge, Lenden, Knochen wie beim Hühnerhunde. Der Rücken muß eingebogen, der Bauch stark behaart und etwas eingezogen, die Füße dürre mit harten Ballen versehen, diese in den Zwischenräumen mit Haaren bewachsen, die Zehen schwarz, das Gebiß scharf, der Schlund weit geöffnet, der Hund von mittelmäßiger Statur und nicht schwer, sondern behende und leicht sein.

Der vorstehenden Beschreibung Jester's lasse ich (v. R.) die jetzt geltenden Kennzeichen folgen, woraus sich eine kaum nennenswerthe Veränderung des Jagdhundes ergibt.

Größe 50—55 cm, also schwach mittelgroß; Kopf ziemlich lang mit breitem Hinterhaupt, sehr stark entwickelter Schnauze und nicht großen Augen; die sich etwas zuspitzenden, gleich langen Kiefern mit überhängenden Lippen und sehr starkem Gebiß; Behang breit und lang, tief angesetzt; Brust breit und vorstehend; Leib compact mit eingezogenen Flanken; Nacken etwas eingebogen; das sehr kräftige Hintertheil etwas höher als das Vordertheil, oder wie man sagt: der Hund ist überbaut; Läufe nur mittellang, Pfoten klein und compact; Ruthe ziemlich lang, bogenförmig aufwärtsgekrümmt, glatt oder rauhhaarig; Haar kurz, glatt und hart, am Behang weicher; Farbe schwarz, rothbraun gebrannt oder weiß mit schwarzen, gelben oder bräunlichgrauen Flecken.

Wer eine Meute hält, pflegt auf gleichfarbige Hunde zu halten und somit sieht man meist gefleckte Meuten, zumal weißbunte Hunde in der Ferne oder im Busch leichter zu erkennen sind.

Außer den beschriebenen schwarz und rostbraun gefärbten Hunden trifft man rostgelbe mit grauem Sattel und solchem Scheitel, ganz fuchsfarbige, die aber deshalb von hitzigen Schützen im Busch gefährdet sind und gelegentlich statt des Fuchses beschossen worden. Früher gab es viele braune Jagdhunde mit rostbraunen Zeichnungen; da diese den Vorstehhunden sehr ähnlich, auch wol Bastarde von diesen waren, musterte man Hühnerhunde mit hellen, meist röthlichen oder gelben Flecken über den Augen mit Mistrauen und verdächtigte sie als Bastarde, und in der That war auch damals Vorsicht geboten; jetzt dagegen, wo diese großen Bracken kaum noch vorkommen, ist die Verurtheilung sonst tadelloser deutscher Vorstehhunde, wenn sie solche Flecke über den Augen haben, wol weniger begründet, zumal die frühern, mit reinen weißen und braunen Flecken und Punkten gezeichneten Vorstehhunde auch häufig solche Flecke hatten, ohne deshalb bemängelt zu werden.

Der Jagdhund muß eine helle, laute, wohlklingende Stimme, nach dem Jägerausdruck einen guten Hals haben. Man zieht die grobhälsigen den feinhälsigen vor, weil die erstern auf eine weitere Entfernung hörbar bleiben. Einige haben einen sogenannten Doppelhals, d. h. sie geben beim Jagen einen doppelten Laut von sich und dies ist dem Ohre angenehm.[1] Der Contrast zwischen dem Jagd- und Hühnerhunde ist nicht

---

[1] Nicht minder angenehm ist es dem Ohre, wenn man eine Meute Jagdhunde von verschiedenen Stimmen, theils grob-, theils feinhälsige und dann einen oder zwei doppelhälsige mitunter jagen hört.

wenig auffallend. Der Hühnerhund steht vor dem Wildpret, der Jagdhund jagt es auf; der erstere bleibt, wenn es aufstößt, zurück, der letztere läuft ihm nach, der erstere bringt es, wenn es erlegt ist, seinem Herrn, der letztere frißt es, wenn er nicht gehindert wird, auf. Der erstere scheint im Grunde einzig und allein den Nutzen und das Vergnügen seines Herrn, der letztere einzig und allein sein eigenes zur Absicht zu haben. Der erstere ist selbst in Absicht auf seine Sitten in eben dem Grade cultivirt, als der letztere roh, ungesittet und plump ist. Und doch sind, wie sonderbar es auch scheinen mag, jene Untugenden des Jagdhundes gerade diejenigen Eigenschaften, die ihm in den Augen des Jägers nur desto mehr Werth geben, sodaß er sie in gewissem Betracht nicht nur zu unterhalten, sondern noch gar zu befördern, ihnen mehr Nahrung zu geben suchen muß, wenn er anders den gehofften Endzweck erreichen will. Es weicht denn aber hiernach die Erziehung und Abrichtung des Jagdhundes von derjenigen, die man bei dem Hühnerhunde anwendet, in eben dem Maße ab, als sie nun freilich ungleich weniger Mühe und Arbeit kostet, und es bei dem ersten im Grunde mehr auf natürliche Anlage und Uebung als auf Cultur, die hier in gewissem Verstande schädlich sein würde, ankommt, obwol er allerdings einer gewissen Anführung und Leitung bedarf, und zu dieser ist nachfolgende Methode die zweckmäßigste.

Sobald der Jagdhund ein Jahr alt ist, kann man ihn ins Feld bringen. Es gibt zwar hin und wieder Jagdhunde, die davon eine Ausnahme machen. Jedoch sind Fälle dieser Art selten, und man kann selbst von einem einjährigen Hunde nicht viel mehr als Anlage und guten Willen erwarten. Ehe er ins Feld gebracht wird, macht man ihn erst zu Hause koppelbändig, das heißt, man koppelt ihn mit einem andern und am besten mit einem etwas gesetzten und friedfertigen Hunde zusammen und läßt ihn täglich einige Stunden im Zwinger gekoppelt einhergehen. Man spricht ihm gleich anfangs beim Aufkoppeln freundlich zu, liebkost ihn und sucht ihn unter dem Zuspruch: Ho Koppel! ho! ho! ho! wobei man ihn beim Namen nennt und ihm allenfalls ein Stück Brot reicht, dahin zu bringen, daß er am Ende von selbst kommt und sich willig koppeln läßt. Bei dieser Gelegenheit wird ihm da, wo man das Horn auf der Jagd führt, das Signal zum Koppeln vorgeblasen, welches den Vortheil hat, daß man die Hunde, welche sich etwa verjagt haben, eher als mit Rufen zum Sammelplatz bringt. Es geschieht dies alles am besten kurz vor dem Futter. Sobald er koppelbändig ist, führt man ihn, und wenn man mehrere junge Hunde von gleichem Alter und vielleicht gar von Einem Wurf hat — welche, beiläufig

erwähnt, auf jeden Fall am besten und einstimmigsten zusammen jagen —, diese sämmtlich zwei und zwei gekoppelt aus, oder läßt sie, wenn man einen zuverlässigen Jäger hat, durch diesen und zwar zu Pferde, ausführen. Die Absicht ist hierbei anfangs blos, um die Hunde theils an den Anblick der ihnen zum Theil fremden Gegenstände mancher Art zu gewöhnen, theils vorzüglich um sie frühzeitig in Athem zu setzen, was beides seinen Nutzen hat. Man macht mit ihnen das erste mal eine kurze, das zweite mal eine längere Tour, trabt anfangs sachte, dann stärker, hält sie an, beim Pferde zu bleiben, und treibt sie, sobald sie unnütz stocken oder sich aufhalten, durch Zurufen, durch einen Peitschenknall und nach Umständen durch mäßiges Strafen fort. Diese Uebung setzt man einige Tage nacheinander und immer in verhältnißmäßig zunehmender Weite und Geschwindigkeit fort, führt sie bei Viehheerden, erst in der Ferne, dann näher vorbei, dann mitten durch, bis man den vorangezeigten Endzweck erreicht hat.

Ist die Jagd aufgegangen, so bringt man sie ins Feld und nimmt einen eingejagten, und zwar, wenn man mehrere dergleichen hat, den zuverlässigsten unter allen, zu ihrem Anführer mit. Unter einem zuverlässigen Jagdhunde versteht man einen solchen, der nie anders als auf einer frischen Fährte, oder wenn der Hase kurz vor ihm aufsteht und wenn er nach dem Jägerausdruck auf ist, nicht aber auf der Nachtfährte, d. h. auf der Spur, die das Wildpret in der Nacht gemacht hat, laut wird. Man bezeichnet diesen letzten Fehler durch den Ausdruck Weidelaut oder Vorlaut, und obwol er im Grunde eine gute Nase von seiten des Hundes verräth, so taugt es doch deshalb nicht, weil der Hase oft weit von dem Orte entfernt ist, wo der Hund anschlägt, ist es ein Fuchs, dieser vielleicht bereits zu Bau ist, und der Jäger irregeführt wird, junge unerfahrene Hunde aber gar leicht denselben Fehler anzunehmen verleitet werden. Ein zuverlässiger Hund muß ferner immer nur eine und dieselbe Fährte halten, nicht, wenn ihm während des Jagens etwa eine andere vorkommt oder ein frischer Hase aufspringt, den ersten verlassen und diesem folgen. Er muß ferner mit den Rück- und Wiedergängen des Hasen — der Fuchs geht größtentheils ohne dergleichen zu machen in gerader Tour fort — bekannt sein, sich dabei nicht aufhalten und nur immer die Fährte, wo der Hase wirklich fort ist, jagen. Er muß endlich anhalten, d. h. ununterbrochen und so lange fortjagen, bis der Hase oder Fuchs getödtet oder der letztere zu Bau ist, oder er den erstern wol gar so ermüdet hat, daß er seiner habhaft wird. Es taugt nicht, wenn junge Hunde im Anfange mit mehr als einem gebrauchten Hunde eingejagt werden; obwol dieser Fehler oft und vielfältig begangen

wird, gerade hierin aber der Grund liegt, daß man so selten gut eingejagte Hunde antrifft.[1] Ein einziger Anführer ist zu diesem Behuf hinlänglich. Die jungen Hunde zerstreuen sich weniger, halten sich im Gegentheil gar bald nur immer in der Nähe ihres Führers, schlagen, sobald dieser laut wird, alle auf einmal bei und jagen in der Folge offenbar besser und einstimmiger. Man bringe sie im Anfange nie anders als des Morgens, wenn der Thau noch auf dem Boden liegt, es nach dem Jägerausdrucke noch nicht abgefährtet hat, wenn mit einem Worte der Boden noch feucht ist, heraus. Man richtet auf einem trockenen Boden, in Betracht, daß die Hunde auf diesem die Fährte weniger wittern, diese nach dem Jägerausdruck kalt ist, selbst mit alten gebrauchten Hunden wenig aus. Junge Hunde verlieren nur desto leichter die Fährte und werden unmuthig.

Sobald sie losgekoppelt, gelöst sind, welches unter dem Zuspruch: Los Hunde! los! los! geschieht, zieht der Jäger, und zwar zu Pferde, damit er folgen kann, mit ihnen. Er ermuntert sie zur Suche, und spricht ihnen theils in dieser Absicht, theils damit die Hunde wissen, nach welcher Gegend der Zug hingeht, uh la la la la — such op — such op — binne binne uch da da da ꝛc. ꝛc. ꝛc. zu. Sobald er gewahr wird, daß einer oder der andere vernimmt, d. h. die Fährte zu wittern anfängt, welches man bei Jagdhunden wie bei Hühnerhunden daran erkennt, wenn der Hund die Ruthe stärker bewegt und mit mehr Begierde sucht, auch mit der Nase schnäufelt, so verstärkt er den Zuspruch. Wird der Anführer laut, so ruft der Jäger einigemal laut auf: Hubie! Hubie! bis er hört, daß die jungen Hunde beischlagen.[2] Fängt einer der jungen Hunde zuerst an laut zu werden, ist der Jäger so nahe, daß er den Hund sehen kann, und wird er gewahr, daß der Hund blos auf einem alten Gefährte, oft auch, weil ein Vogel vor ihm herausflog, klafft, so beruft er ihn gleich: Pfui da! Pfui da! dagegen er, wenn der Hund recht hat, wie vorhin verfährt, sich aber auch alsdann sogleich und ohne weiter einen Zuruf hören zu lassen — dies muß während der Zeit, da die Hunde jagen, nie geschehen — auf den Wechsel oder Paß,

---

[1] A. d. Winckell ist zwar in seinem „Handbuche für Jäger“ der Meinung, daß junge von einem alten angeführte Hunde nicht feurig genug jagen; ich kann aber dieser Meinung nicht beitreten, nur versteht es sich von selbst, daß man zu dem Anführer keinen phlegmatischen Hund wählen darf. (J.)

[2] Es gibt Hunde, die aus angeborenem Eigensinn nie beischlagen, wenn ein anderer Hund laut wird. Ich selbst hatte einen Jagdhund dieser Art. Er jagte, wenn er selbst auffand, vortrefflich, schlug aber, wenn ein anderer Hund laut wurde, nie bei. Ja, was noch mehr: sobald ein anderer Hund sich zu ihm gesellte und beischlug, verließ er mitten im Jagen die Fährte, jagte nie in Gesellschaft, sondern stets für sich allein, dann aber anhaltend und ohne die Fährte zu verlieren. (J.)

d. h. denjenigen Ort, wo der Hase oder Fuchs seinen Gang zu nehmen gewohnt ist, verfügt. Geht die Jagd nach einer andern Gegend fort, so zieht der Jäger nach. Werden die Hunde still, so zieht er hin, denn die Hunde haben den Hasen, der vielleicht Wiedergänge gemacht, sich vielleicht gedrückt hat, verloren. Er ermuntert sie aufs neue und so lange, bis sie wieder auffinden. Die Hunde in solchem Falle, wie viele faule und unwissende Jäger zu thun gewohnt sind, abzurufen und nach einer andern Gegend hinzuziehen, ist ein unverzeihlicher Fehler und mit eine der Ursachen, warum oft Hunde, die von Rasse aus gut, aber schlecht eingejagt sind, nicht anhalten. Der Jäger muß, wenn die Hunde verloren haben, schlechterdings nicht eher nachlassen, bis sie wieder auffinden, es sei denn, daß Trockenheit des Bodens oder andere Umstände dies aller angewandten Mühe ungeachtet vereiteln, da er denn freilich abstehen muß.

Wenn die Hunde aus Hitze überrollen, d. h. wenn der Hase etwa plötzlich eine Wendung gemacht hat und sie aus Unerfahrenheit oder Hitze, anstatt der Fährte links oder rechts zu folgen, diese verfehlen und gerade aus vor sich hinjagen, so muß der Jäger, wenn er in der Nähe ist und den Hasen gesehen hat, die Hunde augenblicklich unter dem Zuruf: Hai! Hai! Hai! hier! hier! hier! und wenn sie kommen: Da weg! Da weg! Da weg! wieder auf das Gefährte bringen, welches er auch auf den Fall, daß er fehlgeschossen hat, und die Hunde entweder weit zurück sind oder nicht nachfinden, thun muß. Erlegt er den Hasen, so ruft er: Ho! ho ho! todt todt todt! bläst das dazu gehörige Signal auf dem Horne und zeigt ihn den Hunden, wenn sie ankommen, wirft auch wol den Hasen aus, gibt den Hunden das Gescheide (Eingeweide) zum besten. Es muß dies letzte aber nur im Anfange, um die Hunde genossen zu machen, in der Folge aber keineswegs jedesmal, sondern nur dann und wann, wenn die Hunde etwa ermüdet sind und Erfrischung und Aufmunterung nöthig haben, geschehen. Ist der Hase angeschossen und die Hunde fangen ihn, so ist es, wenn es die erste Jagd ist, um so besser, und man lasse es sich nicht leid sein, wenn sie ihn auch allenfalls schon verzehrt haben, ehe man herbeikommt. Sie jagen dann sicher in der Folge desto besser und begieriger. Man ermüde junge Hunde im Anfange nie zu sehr, lasse sie vielmehr, besonders wenn der Tag heiß ist und es abgefährtet hat, aufkoppeln und ziehe nach Hause, damit sie nicht den Muth verlieren. Man bringe junge Hunde, die im ersten Felde, d. h. noch nicht zwei Jahre alt und noch nicht völlig eingejagt sind, nie unter fremde Hunde. Es taugt überhaupt nicht, wenn man Hunde, die nicht miteinander zu jagen gewohnt sind, zusammenbringt. Man schafft offenbar mit einer Koppel von zwei, drei Hunden, die aneinander gewöhnt

sind, weit mehr, als mit zehn, zwanzig zusammengebrachten Hunden. Die letztern jagen selten, fast nie zusammen, sondern vielmehr getheilt. Junge Hunde schlagen bald hier, bald dort bei. Die Jagd geht gewöhnlich schlecht und man verdirbt noch überdies die Hunde. Jagt man in Gesellschaft, so lasse jeder abwechselnd seine Koppel allein jagen. Wenn man den ganzen Tag über auf der Jagd bleibt, so müssen die Hunde, sobald man ausruhen oder nach einer andern entfernten Gegend hinziehen will, aufgekoppelt, und nur dann, wenn die Jagd fortgesetzt wird, wiederum gelöst werden.

Ungeachtet die Hasenjagd an mehreren Orten am Bartholomäustage den 24. August oder doch am 1. September aufzugehen pflegt, so ist es doch für jeden, der seine Jagd schonen will, gewiß gerathener, wenn er den Jagdhund nicht vor dem 1. October ins Feld bringt. Einmal setzt der Hase noch den Monat September hindurch, und es geht bei früherer Eröffnung der Jagd nicht nur mancher Mutterhase, der noch nicht abgesetzt hat, sondern auch beinahe der ganze Satz verloren. Zweitens aber jagen auch die Hunde, wenn erst das Laub gefallen und bei eintretender Regenzeit der Boden feucht ist, bei weitem besser.

Wo Wildpret oder auch Rehe stehen, muß der Jagdhund fern bleiben, wenn man nicht Schaden in den Wildbahnen anrichten will. In Ländern, wo beträchtliche Wildbahnen sind, eifert man nicht ohne Grund gegen den Gebrauch der Jagdhunde. Man geht aber zu weit, wenn man ihn da, wo gedachter Fall nicht eintritt, für schädlich hält. Er ist im Gegentheil in solchen Gegenden, wo Haiden, Brüche, Feldgesträucher u. s. w. sind, gewissermaßen unentbehrlich, und daß er ein großes Vergnügen macht, wird niemand ableugnen können, der je gute Jagdhunde jagen gesehen hat.

Wenn man die Hunde vorsichtig erzieht und sie frühzeitig an den Anblick des Viehes gewöhnt, wird man nicht leicht zu besorgen haben, daß sie Schafe, Schweine [1] u. dgl. anfallen werden. Tritt aber dennoch der Fall bei einem oder dem andern ein, so sei man ja vorsichtig und schaffe, wenn dies überhandnimmt, lieber beizeiten den Hund ab, ehe er die andern ebenfalls dazu verleitet. Die auf solchen Fall in Vorschlag gebrachten Mittel, wonach man den Hund z. B. in einen Sack stecken und eine Heerde Schweine oder Schafe über ihn wegtreiben soll u. dgl. sind theils gewaltsam, theils fruchten sie nicht immer. Auch geht man geradezu zwecklos zu Werke, wenn man Hunde, die eine Heerde Schweine oder Schafe anfallen, von dem Schafe oder Schweine, das sie zuerst

---

[1] Die Schweine dürften ihnen das Anfallen bald abgewöhnen! (v. R.)

anfallen, abtreibt. Sie lassen dann gemeinhin das erste los und packen ein zweites; treibt man sie hier ab, so würgen sie das dritte. Es ist, wenn dies Unglück einmal vorfällt, immer das Beste, das eine Schaf oder Schwein preiszugeben und den Hirten zuvor mit der übrigen Heerde forttreiben zu lassen, dann aber die Hunde auf frischer That nachdrücklich und derb abzustrafen, sie aber auch sodann augenblicklich, und zwar aufgekoppelt und überdies an der Leine, wiederum an die Heerde zu bringen, sie, sobald sie Miene zum Anfall machen, die Peitsche fühlen zu lassen, und dies so lange unausgesetzt zu wiederholen, bis sie den Fehler nachlassen.

Von dem Windhunde.

Wenn der Hühnerhund den Jäger an das Huhn, an die Schnepfe herangeführt, wenn er festgestanden, wenn der Jagdhund den Hasen aufgespürt, wenn er ihn anhaltend gejagt hat, so haben beide ihre Schuldigkeit gethan. Des Wildprets habhaft zu werden, hängt von der Geschicklichkeit des Jägers ab, der es zu erlegen bemüht sein muß. Mit dem Windhunde verhält es sich gerade umgekehrt. Bei der Jagd mit dem Hühner- und Jagdhunde muß die Geschicklichkeit des Jägers, bei der mit dem Windhunde die Geschicklichkeit des Hundes den Ausgang des Werkes krönen.


Fig. 13. Windhund.

Daß aber auch hiernach der Windhund mehr denn irgendeiner Meister in seiner Kunst sein muß, fällt in die Augen. Sowol der Hühnerhund als der Jagdhund können, wenn sie nur nicht ganz und gar ohne Anlage sind, immer einige, wenngleich nur unvollkommene Dienste leisten. Dem ersten kann der Jäger durch Dressur, beiden aber durch Fertigkeit im Schießen zu Hülfe kommen, und so wird gar oft der Fall eintreten, daß ein guter, erfahrener Jäger mit einem schlechten Hühner- oder Jagdhunde mehr als der unerfahrene mit einem trefflichen Hunde auszurichten im Stande sein wird. Der Windhund dagegen muß alles von der Natur mitbringen. Sobald ihn diese irgend vernachlässigt hat, ist er schlechterdings ganz und gar untauglich. Der Jäger kann weder durch Kunst noch Mühe das Maß seiner Schnelligkeit vermehren. Er kann ihn weder laufen noch fangen lehren. So wie nun aber hiernach natürliche Anlage, und zwar vorzüglich Körperbau, bei dem Windhunde

beinahe einzig und allein für seinen mehrern oder mindern Werth entscheiden, so trügt auch bei dieser Hundegattung die äußere Gestalt ungleich weniger als bei dem Jagd- und Hühnerhunde, und es wird der sachkundige Jäger selbst nach dem Aeußern des Windhundes mit ziemlicher Gewißheit seine Tauglichkeit bestimmen können. Die drei wesentlichen Eigenschaften, die dem Windhunde von Natur aus eigen sein müssen, sind, daß er gut äuge, d. h. daß er den Hasen, sobald er aufgeht, nicht nur gleich ins Auge fasse, sondern ihn auch immerwährend im Auge behalte; ferner daß er gut laufe, und daß er gut nehme (fange). Zum Aeugen hat er ein scharfes Gesicht, zum Laufen nicht nur Schnelligkeit, sondern auch Kraft, zum Fangen nicht nur Uebung, sondern einen diesem Endzweck entsprechenden Körperbau nöthig. Wie dieser beschaffen sein muß, wird nachfolgende Beschreibung näher darthun. Ein wohlgebauter Windhund muß einen mittelmäßig starken, wohlgeebneten Kopf und Stirn, eine schmale spitze Schnauze, ein mit scharfen Fängen versehenes, langgeschlitztes Gebiß, ein lebhaftes, helles, vorliegendes Auge, einen langgestreckten Leib, einen hohen breiten Rücken haben, vorn etwas niedriger gebaut sein als hinten, weil diese den Hasen leichter nehmen als diejenigen, bei denen das Gebäude gleich ist. Ferner verlangt man von einem gutgebauten Windhund eine lange dünne Ruthe, einen stark eingezogenen engen Bauch, fleischichte Hüften, lange, dünne, trockene, mit luchs- oder katzenartigen Zehen und Krallen und mit harten Ballen versehene Füße, platte Schultern und einen festen Knochenbau. Je mehr oder weniger man diese Eigenschaften bei einem Windhunde antrifft oder vermißt, je mehr oder weniger wird er die vorberührten Forderungen zu erfüllen im Stande sein. Die Farbe ist weiß, gelb, wolfsgrau und weiß und gelb oder schwarz gefleckt; gute Zeichnung der Flecken erhöht den Werth. Das Haar ist glatt oder lang (rauhhaarig).

Es gibt zwei Arten Windhunde, die vorstehend beschriebenen glatthaarigen und die langhaarigen oder russischen Windhunde, welche im Osten vorherrschend zur Jagd benutzt werden. Zu der Beschreibung des glatthaarigen wäre noch zuzusetzen, daß die Nase möglichst wenig, das Auge um so mehr entwickelt sein soll, da der Windhund durchaus nicht mit der Nase, sondern lediglich mit dem Auge jagen soll; wie die lange, spitz zulaufende Ruthe getragen wird, ist gleichgültig, doch sind stark ausgeprägte Haken- oder gar Rollschwänze nicht erwünscht.

Der langhaarige oder russische, auch asiatische Windhund ist ein großer, starker, wenngleich wie der vorige zierlich gebauter Hund. Die kleinen Ohren sind wie beim vorigen an den Spitzen überhängend und kurz behaart wie der Kopf überhaupt und die Vorderseite der Läufe;

dagegen sind Hals, Brust, Hinterseite der Vorderläufe und Sprunggelenke sowie die Ruthe mit sehr langem, alle übrigen Theile mit langem, sehr weichem Haar besetzt. Farbe vorherrschend weiß, mit dunklern oder hellern Flecken.

Mit der Fütterung sind die Windhunde besonders in Acht zu nehmen, damit sie nie fett werden und doch kräftig bleiben. Man gebe deshalb selten Schrot, sondern Brot mit Brühe von Hammelknochen oder mit Wasser und Fett. Nie darf man die Windhunde an Knochen nagen lassen, und Fleisch taugt nichts für sie.

Zu einem Strick Windhunde nimmt man gewöhnlich drei. Der Windhund muß wenigstens anderthalb Jahre alt sein, ehe er eingehetzt werden kann. Ihn früher einzuhetzen taugt deshalb nicht, weil seine Kräfte, ehe sein Wachsthum vollendet ist, durch diese Anstrengung zu sehr leiden. Man macht ihn alsdann zuvörderst strickbändig, d. h. man gewöhnt ihn, daß er sich auf den Zuruf des Jägers an den Strick, wovon ein Ende an dem Hetzriemen, den der Jäger umhängt, befestigt, das andere aber durch den Halsbandring der Hunde gezogen und von dem Jäger in der rechten Hand geführt wird, annehmen und beim Pferde führen lasse. Das Pferd, dessen man sich zur Hetze bedient, muß fromm, der Hund aber dessenungeachtet vorsichtig sein, damit er nicht unwillkürlich getreten oder beschädigt werde. Sobald er daher dem Pferde zu nahe kommt, wird er durch den Zuruf: Hüt' dich, oder Schon' dich, gewarnt. Man läßt dann die jungen Windhunde auf ähnliche Art wie die Jagdhunde erst in kleinen, dann größern Distanzen neben dem Pferde traben, um sie in Athem zu setzen, führt sie an Viehheerden vorbei, mitten durch diese u. s. w. Sobald sie strickbändig sind, werden sie eingehetzt. Wenn man zwei junge Hunde einhetzt, nimmt man diese mit einem dritten bereits eingehetzten in einen Strick, und führt sie mit ihrem Lehrmeister — denn dieser ist es im eigentlichen Verstande mehr als der Jäger — ins Feld. Dieser alte Hund muß womöglich ein Retter sein, d. h. er muß den gefangenen Hasen vor dem Zerreißen der andern Hunde schützen, und entweder so lange zum Schutze dabeiliegen bleiben, bis der Jäger kommt, oder den Hasen apportiren. Was der Jäger bei ihrer Anführung zu beobachten hat, ist im Grunde mehr negativer als positiver Art. Er muß vor allen Dingen zwei wesentliche Fehler vermeiden, einmal, daß er nicht zu weit anhetze, und dann, daß er sich im Anfange mit wenigen Hetzen, und, je nachdem diese lang oder kurz sind, höchstens mit zweien, dreien begnüge. Wenn der Hase zu weit aufgeht und der junge Hund gewahr wird, daß er ihn trotz aller Anstrengung nicht einholt, so bleibt der Hund, wenn dies nur zwei- oder

dreimal geschieht, am Ende selbst dann, wenn der Hase nahe aufgeht, stehen und läuft gar nicht nach. Er ist auf solchen Fall nach dem Jägerausdruck verhetzt. Hetzt man dagegen mit einem jungen Hunde im Anfange an einem und demselben Tage zu viel und zu oft, so leiden, besonders wenn einige Hetzen unmittelbar nacheinander folgen, seine Kräfte, der Hund kommt, wenn die Hetze lang ist, außer Athem und wird überhetzt. Ein dritter Fehler, den man vermeiden muß, ist der, wenn man dem etwa durch Jagdhunde oder sonst aufgescheuchten und auf den Hetzer zukommenden Hasen entgegenhetzt. Die Hunde schießen auf solchen Fall gemeinhin über den Hasen fort, und er hat, ehe sie sich wenden, einen großen Vorsprung und entkommt gar leicht, besonders wenn Gesträuch in der Nähe ist. Man hetze im Gegentheil, wenn der Hase auf den Jäger zukommt und das Gesträuch nahe ist, entweder gar nicht, oder man lasse den Hasen selbst dann, wenn man Feld genug hat, erst vorbei, und behetze ihn dann. Sobald der Hase gefangen ist, muß der Jäger herbeieilen und den Hunden unter dem Zuruf: Herab! Herab! frühzeitig das Reißen abgewöhnen, sie nach Umständen strafen, wenn sie es nicht nachlassen. Zwei Retter in einem Strick zu führen, taugt aber nicht, weil dies nicht nur zum Raufen Anlaß gibt, sondern weil auf solchen Fall beide den Hasen retten zu wollen und ihn dann gerade am ersten zu reißen pflegen. Wenn der Hund eine lange Hetze gemacht und sich durch übermäßige Anstrengung übernommen, verfangen hat, so nimmt man ihn in die Höhe und schüttelt ihn einigemal tüchtig, auch ist es für diesen Fall nicht undienlich, ihm einen Schuß Pulver in den Hals zu schütten, damit er sich wieder erhole.

Bei hartem Frost, oder wenn es glatteiset, oder auch wenn der Schnee eine Kruste hat, welche zwar den Hasen, nicht aber den Hund überhält, zu hetzen, ist nicht nur den Hunden nachtheilig, sondern auch größtentheils und ebenso wenig von Erfolg, als wenn man nach anhaltendem Regen auf fetten oder lehmigen Aeckern hetzt, wo im ersten Fall die Hunde wegen der Tiefe, im letztern aber wegen der Glätte des Bodens nicht fortkommen. Bei weichem tiefen Schnee zu hetzen, wo jeder Bauernhund den Hasen fangen kann, ist im Grunde ein erbärmliches Vergnügen, und nur einzig und allein Gewinnsucht kann den Jäger hierzu verleiten. Die vorberührten, auf Witterung beruhenden Umstände ausgenommen, ist es jedoch gut, wenn der Hetzer den Hund, sobald er einigermaßen eingehetzt ist, mit Geläufen aller Art bekannt macht. Hunde, die auf hartem Boden mit leichter Mühe nehmen, pflegen, wenn sie zum ersten mal auf Sandboden kommen, gern laufen zu lassen. Unkundige werden dadurch zu der Meinung verleitet, daß der Hase auf dem Sande

schneller als auf anderm Boden läuft. Es ist dies offenbar ein Irrthum. Seine größere oder geringere Ueberlegenheit im Laufen auf diesem oder jenem Boden rührt wol nur größtentheils daher, daß der Hase in der Gegend, wo er aufgefunden wird, zu Hause und mithin an das Geläufe von Jugend auf gewöhnt ist; dagegen der Hund, wenn er auf ein ihm fremdes Geläufe gebracht wird, im Anfange, ehe er damit bekannt ist, allerdings im Laufen zurückbleiben, auch wol, wenn das Terrain mit Wachholdergesträuch oder mit großen Steinen bedeckt und er daran nicht gewöhnt ist, den Hasen leichter aus dem Gesichte verlieren wird. Sobald er aber nur erst Boden und Gegend kennen gelernt hat, wird er, vorausgesetzt, daß er von Natur gut läuft und Feld genug hat, den Hasen auf jedem Boden einholen und fangen. Daß aber ein Hase vor dem andern von Natur aus mehr oder minder mit Schnelligkeit versehen ist und daß ein und derselbe Hase zu einer Zeit schneller wie zu der andern läuft, ist unleugbar. Der Grund der letzten Erscheinung liegt vorzüglich in der Aesung. Sowie diese nach Verhältniß der Jahreszeit besser oder schlechter ist, so wird der Hase auch, z. B. im Anfange des Herbstes, wo die Wintersaat noch nicht völlig aufgekeimt ist, schwächer, später hinaus aber, wenn er sich erst auf dieser geäset und mehr Kräfte erlangt hat, ungleich stärker laufen.

Nur selten pflegen junge Hunde zum ersten mal einen Fuchs, so leicht sie ihn auch übrigens einholen, zu nehmen. Der Anführer muß mithin sowol auf Hase als Fuchs eingehetzt sein, weil die jungen Hunde den letzten gewöhnlich durchlassen. Einige Hunde haben die Gewohnheit, daß sie, anstatt hinter dem Hasen herzulaufen, ihm seitwärts vorzubeugen und ihn zu kehren suchen. So sehr auch unwissende Jäger diese Gewohnheit zu rühmen pflegen, so ist sie doch nichts weniger als ein Vorzug. Sie ist vielmehr größtentheils nur solchen Hunden eigen, die von Natur schlecht laufen, und die den Abgang der Schnelligkeit durch andere Mittel zu ersetzen suchen, und man wird sie nie bei Hunden, die sich auf ihre Schnelligkeit verlassen können, antreffen. Die Art und Weise, wie und wo der Hetzer, nach Maßgabe der verschiedenen Witterung und Jahreszeit, den Hasen auffuchen oder, wenn Jagdhunde dabei sind, sich zum Hetzen anstellen muß, wird bei Gelegenheit der Hasen- und Fuchsjagd näher erörtert werden.

Von dem Dachshunde.

1) Allgemeine Erscheinung: Niedrige, sehr langgestreckte Bauart, überwiegend entwickelter Vorderkörper, Läufe auffällig kurz, die vor-

dern im Knie einwärts, mit den Füßen wieder auswärts gebogen. Die ganze Erscheinung marderartig, die Ruthe wenig gekrümmt und im ruhigen Gange schräg aufwärts gerichtet oder abwärts hängend getragen. Das Haar kurz und glatt anliegend, Gesichtsausdruck intelligent, aufmerksam und munter, Gewicht nicht über 10 k.

2) Kopf: Langgestreckt und spitzschnauzig, von oben gesehen am breitesten am Hinterkopf, nach der Nase zu sich allmählich verschmälernd, also nicht vor den Augen plötzlich abgesetzt, wie beim Jagdhund. — Oberkopf breit und flach gewölbt, Nasenrücken schmal, der Absatz vor den Augen sehr flach ansteigend. Im Profil erscheint der Nasenrücken leicht gewölbt oder fast gerade, die Schnauze verläuft spitz, die Lippe hängt nur wenig über, bildet jedoch noch eine bestimmte Falte am Mundwinkel.

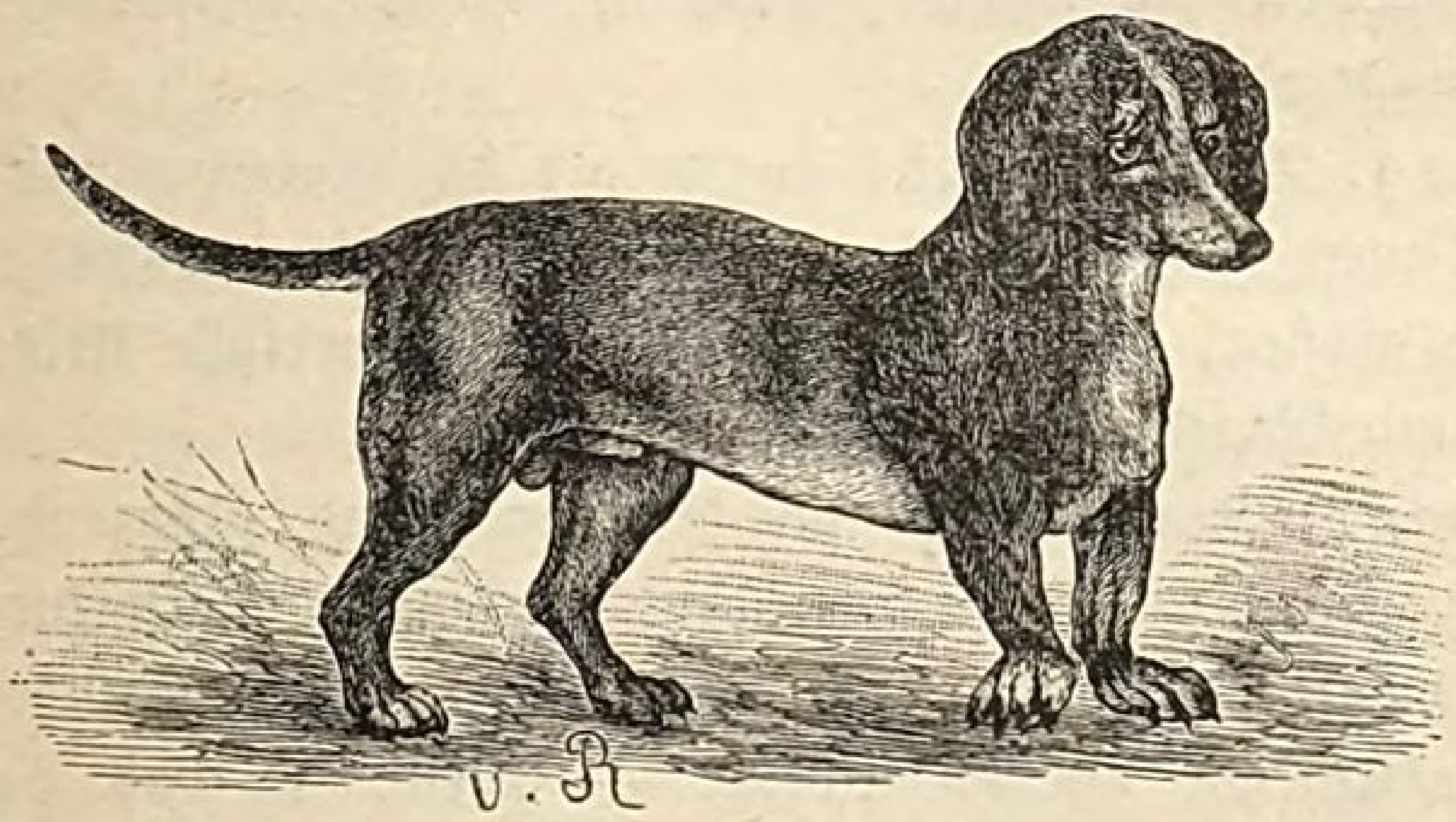


Fig. 14. Dachshund.

3) Behang: Mittellang, ziemlich breit, unten stumpf abgerundet, sehr hoch und weit nach hinten angesetzt, sodaß der Raum zwischen Auge und Ohr hier verhältnißmäßig größer erscheint als bei allen andern Jagdhunden. Der Behang soll glatt und dicht, ohne jede Drehung am Kopfe, herabhängen.

4) Auge: Mittelgroß, rund, klar vorliegend, das Weiße des Augapfels nur wenig zeigend, mit scharfem, stechendem Ausdruck.

5) Hals: Lang, beweglich, von oben gesehen breit und kräftig, vor den Schultern nicht plötzlich abgesetzt, sondern (im Profil) sich allmählich von der Brust bis zum Kopfe verjüngend. Halshaut locker, ohne eine Kehlwamme zu bilden.

6) Rücken: Sehr lang, in der Nierengegend breit und leicht gewölbt. Croupe kurz und mäßig schräg gestellt.

7) Brust und Bauch: Brust breit, Rippenkorb sehr lang und tief hinabreichend, Bauch nach hinten stark aufgezogen.

8) Ruthe: Mittellang, an der Wurzel noch ziemlich stark, allmählich sich verjüngend und in schlanke Spitze auslaufend, fast gerade oder mit geringer Krümmung in schräg abwärts oder auch aufwärts gehender Richtung oder horizontal getragen.

9) Vorderläufe: Weit kräftiger ausgebildet als die hintern, Schultern mit derber, plastischer Muskulatur, Vorarm sehr kurz, kräftig, mit auswärts gehender Biegung, das Vorderknie etwas einwärts gerichtet. Die Fußwurzel wieder auswärts gedreht, wodurch der Vorderlauf, von vorn gesehen, eine S-förmige Biegung erhält. — Im Profil gesehen, erscheint der Vorderlauf jedoch gerade, im Knie nicht überhängend und nur die Zehen seitlich herausgestellt.

10) Hinterläufe: Steiler als bei andern Hunden, Keulen mit stark und eckig vorspringender Muskulatur. Unterschenkel auffallend verkürzt und wie die Fußwurzel, sowol im Profil, wie auch von hinten gesehen, fast gerade gestellt.

11) Fuß: Vorderfüße viel stärker als die hintern, breit, derb, mit gut geschlossenen Zehen, starken, gekrümmten, vorzugsweise schwarzen Nägeln und großen, derben Ballen. — Die Hinterfüße kleiner, runder, die Zehen und Nägel kürzer und gerader.

12) Haar: Kurz, knapp und dicht anliegend, glänzend, glatt und elastisch mit stechender Spitze, an den Behängen äußerst kurz und fein, an der Unterseite der Ruthe gröber und länger, jedoch nicht aufliegend und keine abstehende Bürste bildend. — Ebenso ist das Haar an der Unterseite des Körpers von gröberer Beschaffenheit und soll den Bauch möglichst decken.

13) Farbe: Schwarz mit gelbbraunen Abzeichen an Kopf, Hals, Brust, Bauch, Läufen und unter der Ruthe, außerdem dunkelbraun, goldbraun oder hasengrau mit dunklerm Rückenstreif, wie auch aschgrau und silbergrau mit dunklern Platten (Tigerdachs). Bei den dunklern Farben treten fast immer die gelbbraunen Abzeichen auf; doch sollten bei diesen hellern Farben Nase und Nägel womöglich schwarz, die Augen dunkelgefärbt sein. — Weiß ist höchstens als schmaler, regelmäßig geformter Streif auf der Mittellinie der Brust, vom Brustknorpel abwärts zu dulden.

14) Gebiß: Ober- und Unterkiefer genau aufeinander passend, sodaß die Zähne des Unterkiefers die obern weder überragen, noch hinter denselben stehen. Das Gebiß stark und mit derben Eckzähnen, gut geschlossen, die äußern Schneidezähne des Oberkiefers stärker entwickelt als bei andern Hunden.

Als fehlerhaft betrachten wir beim Dachshund: Schmalen, seitlich zusammengedrückten oder konisch gebildeten Oberkopf, zu kurze, zu

stumpfe oder plötzlich abgesetzte, schmale Schnauze, zu lange Lippen, lange, gedrehte, faltige oder vom Kopf seitlich abstehende Behänge, dünnen Hals und schmale Brust. Vorderläufe mit unregelmäßiger Biegung oder so starker Krümmung der Armknochen, daß die Knie sich berühren oder doch die Körperlast nicht genügend unterstützt wird. Ferner unregelmäßig verdrehte Füße mit weitgespreizten Zehen und schwacher Fußwurzel. — Hinterläufe mit zu langen Unterschenkeln, infolge dessen die Fußwurzel entweder im Profil schräg unter sich gestellt ist, oder in den Sprunggelenken kuhhessig nach innen gedreht erscheint. Ferner eine zu lange und schwere, zu stark gekrümmte oder mit auffälliger Bürste versehene Ruthe. In Bezug auf Färbung ist Weiß als Grundfarbe sowol wie auch als Flecken und Abzeichen (mit Ausnahme des erwähnten schmalen Bruststreifens) immer als Fehler zu betrachten.

Die in vorstehenden Beschreibungen angegebenen Kennzeichen sind die Grundlagen zur Feststellung der Rassen und Beurtheilung ihrer Reinheit; gewisse Aenderungen und Abweichungen sind im internationalen Verkehr freilich unvermeidlich, doch sorgen die Hundeausstellungen dafür, daß das richtige Bild der Rassehunde dadurch nicht verwischt wird, wie sie auch von den Fortschritten in der Züchtung und Erhaltung reiner Rassen Kunde geben. Zur Führung und Erhaltung des Stammbaums normaler Hunde und ihrer Nachkommenschaft ist ein Hundestammbuch eingeführt, welches für Deutschland in Hannover geführt wird.

Unsere zur Jagd gehörigen Hunde bieten für alle Ansprüche ein so genügendes, sogar vortreffliches Material, daß die Züchtung, resp. Beschaffung sogenannter Gebrauchshunde durch Kreuzung verschiedener, sogar nicht zur Jagd gehörender Hunde, z. B. des Pudels, durchaus überflüssig und sogar angethan ist, in die nicht ohne Mühe erfolgte Läuterung, resp. Sortirung unserer Rassen, die vorher bestandene Verwirrung zu erneuern.

Während man bisher die langhaarigen Dachshunde wenig beachtete, erkennt man sie neuerdings als constante Rasse an; obgleich sie ganz hübsch aussehen, kann ich (v. R.) ihnen kaum das Wort reden; die von mir beobachteten langhaarigen Teckel schienen mir weniger schneidig als die glatten zu sein und außerdem sind sie, wenn sie sich im Bau verunreinigt und mit Ungeziefer behaftet haben, sehr schwer zu reinigen; im übrigen verlangt man dieselbe Gestalt wie vom vorigen. Dagegen erregten stichelhaarige Dachshunde des Herrn von Wardenburg auf der jüngsten Ausstellung des Vereins Hector in Berlin (im Mai 1883) große Aufmerksamkeit als sehr gut gebaute und gewiß sehr leistungsfähige Thiere.

Es gibt geradbeinige Dachshunde, oder doch Hunde mit sonst ganz derselben Gestalt, welche im Bau wie im Freien sehr tüchtig sind, woraus

folgt, daß die krummen Läufe kein nothwendiges Erforderniß eines guten Teckels, mithin auch zum Graben keineswegs förderlicher sind, als die geraden.

Der Dachshund ist unter allen zur kleinen Jagd bestimmten Hunden seinem Körperbau nach der kleinste und schwächste, und doch übertrifft er sie alle an Herzhaftigkeit. Er sucht sich seinen ihm an Muth gleichkommenden, an Kräften aber im Grunde weit überlegenen Feind tief unter der Erde auf, bekriegt ihn hier auf eigenem Grund und Boden, kämpft mit ihm Stunden, ja Tage lang, scheut weder Wunden noch Lebensgefahr und läßt selten eher nach, bis er entweder seinen Gegner durch anhaltende Tapferkeit zur Flucht genöthigt und wol gar aus seiner Wohnung vertrieben hat, oder sein Herr ihm durch langsames und beschwerliches Nachgraben zu Hülfe zu kommen im Stande ist. Bei dem Dachshunde kommt es ebenso wie bei dem Windhunde vorzüglich auf natürliche Anlage an. Hülfen sind bei ihm nur unter wenigen, Strafen unter keinen Umständen anwendbar. Wenn der Dachshund von Natur feige ist, wenn er keine angeborene Neigung zum Kriechen, Einfahren in den Bau, hat, so ist alle Kunst und Mühe vergebens und zwecklos.

Das Vorzüglichste, worauf man bei dem Körperbau des Dachshundes zu sehen hat, ist, daß er, um durch alle Röhren des Baues kommen zu können, von niedriger, schmaler Statur, jedoch nicht schwächlich, sondern gut genervt und von starkem Knochenbau sei, und daß er ein gutes Gebiß habe. Die krummen, ausgesetzten Beine sind dem Dachshunde beim Graben förderlich. Jedoch findet man auch Hunde, die ohne solche brauchbar sind. Ueberhaupt ist das Aeußere trüglich: unansehnliche Hunde liegen oft anhaltender vor, andere von trefflichem Aussehen, ungeachtet bei ihrer Anführung nichts versäumt war, haben weder Muth noch Ausdauer. Nicht jeder Dachshund ist, wenn er ein Jahr alt ist, zum Gebrauch tauglich. Es gibt einige, die von Rasse aus später, oft erst wenn sie anderthalb Jahre, ja wol gar zwei Jahre alt sind, zu kriechen, in den Bau zu fahren anfangen. Es läßt sich dabei nichts erzwingen, und man darf also, wenn der junge Hund nicht gleich zum ersten oder zweiten male in den Bau geht, nicht gleich verzagen oder daraus schließen, daß er untauglich ist.

Viele Jäger schlagen als ein Mittel, den Dachshund anzuführen, vor, daß man auf dem Hofe oder Felde einen künstlichen Bau, eine mit Bretern bedeckte und mit Erde beschüttete Röhre verfertigen, in diese eine Katze sperren, alsdann aber den jungen Dachshund heranbringen und anhetzen soll, damit er frühzeitig zum Kriechen gewöhnt werde und Herz erhalte. Es scheint dies eine überflüssige, zwecklose Künstelei. Wenn

der Dachshund von Natur aus gut ist, bedarf es nicht solcher Spielereien. Es ist überdies grausam und zugleich unklug, das Leben eines nützlichen Thieres, und das ist doch offenbar die Katze, preiszugeben, und zwischen Hausthieren, die nebeneinander friedlich wohnen sollen, Krieg und Uneinigkeit zu stiften. Die Dachshunde dürfen, müssen kein Hausthier anfallen, und doch in dem Bau ihre Schuldigkeit thun. Wenn der Hund jährig ist, so kann man Versuche machen, ob er kriecht. Wenn es alsdann gerade um die Zeit ist, wo die jungen Füchse halbwachsend sind, so ist es um so besser, wenn man den jungen Hund an diese bringt. Man nehme sodann einen alten gebrauchten, zuverlässigen Hund mit, und lasse diesen in den Bau, bringe den jungen Hund an die Röhre, wo der alte hereingefahren ist, klopfe ihm sanft auf den Rücken und ermuntere ihn unter dem Zuruf: Buz! buz! u. s. w. nachzufolgen. Verspürt er keine Neigung, sträubt er sich, oder bezeigt er sich furchtsam, so lasse man augenblicklich ab, behalte aber den Hund auf dem Arme, lasse ihn überhaupt weder im Anfange noch in der Folge frei herumlaufen. Er gewöhnt sich gar bald das Suchen und Revieren an, nimmt, vermöge seiner guten Nase, leicht Fährten auf, bekommt nach dem Jägerausdruck Neigung zur Oberjagd, und ist, sobald er diese erst kennen gelernt hat, zu dem Bau untauglich.[1] Wenn der alte Hund in dem Bau laut wird, bringe man den jungen Hund, wenn er nicht gleich anfangs kriecht, zum zweiten male heran, kriecht er dessenungeachtet nicht, so ist es wahrscheinlicherweise noch zu früh, man muß abwarten, bis er älter wird, und den Versuch ein andermal und so lange fortsetzen, bis er freiwillig zu kriechen anfängt. Erfolgt dies erst, so kommt es nur darauf an, daß einigemal vor ihm ausgegraben und der Hund gewahr werde, daß er durch anhaltendes Vorliegen zum Zweck kommt.

Auf die eigentliche Verfahrungsart beim Ausgraben wird bei Gelegenheit der Dachs- und Fuchsjagd näher eingegangen werden; bei der Abrichtungsmethode der Dachshunde sind vorzüglich folgende Vorsichtsmaßregeln zu beobachten nöthig. Damit der Dachshund das Suchen und Revieren außerhalb des Baues nicht lernt, muß er weder den Weg nach dem Bau, noch zurück zu Fuße machen, sondern sowol hin als zurück entweder getragen oder, wenn man zu Pferde ist, in einen Ranzen, einen ledernen oder leinenen Sack, der ihm bis an den Hals reicht, gesteckt und auf das Pferd gebunden werden. Von einem jungen Hunde darf man, wenn er zum ersten oder zweiten mal in den Bau kommt,

---

[1] Das stimmt nicht! Es gibt Dachshunde, die im Bau ebenso scharf und zuverlässig sind als bei der Oberjagd; die meinigen waren es auch! (v. R.)

nicht gleich erwarten, daß er fest und anhaltend vorliegen wird. Er wird theils aus Unerfahrenheit, theils um nachzusehen, ob der Jäger noch da ist, vielleicht nach einigen Minuten umkehren und herauskommen. Sobald dies geschieht, nehme man ihn gleich auf und lasse ihn nicht anders, als wenn seine Begierde, in den Bau zurückzukehren, etwa durch Sträuben und Winseln sichtbar wird, los. Man wiederhole dies jedesmal, so oft der Hund herauskommt, und man darf versichert sein, daß es das beste Mittel ist, um den Hund fest zu machen. Je feuriger er von Natur ist, desto mehr wird seine Begierde durch das Aufnehmen beim Herauskommen gereizt. Er wird es oft zum zweiten, dritten mal nicht dazu kommen lassen, sondern vielmehr, sobald er nur den Jäger an der Röhre gewahr wird, sehr schnell umkehren und wieder in den Bau zurückeilen. Man bringe ferner den jungen Hund im Anfange nie an tiefe, große, sondern vielmehr an solche Baue, wo wenige, flachliegende Röhren vorhanden sind, und wo man theils den Hund gut abhören, theils ihn durch die Röhre vermittels eines ihm hörbaren Zurufs anfrischen, theils auch beim Graben leichter und geschwinder zum Zweck kommen kann. Auch bringe man ihn zum ersten mal nicht an einen Dachs, sondern zuvörderst an Füchse. Der Dachs ist einem jungen unerfahrenen Hunde zu mächtig. Je feuriger und herzhafter der letztere ist, desto eher wird er, da es ihm noch an Erfahrung fehlt, geschlagen, welches aber, wenn es gleich das erste mal, vielleicht gar mit beträchtlicher Verletzung geschieht, die nachtheilige Wirkung hat, daß der Hund abgeschreckt wird, daß er in der Folge weit abliegt, und daß mithin unsicher vor ihm zu graben ist. Man lasse nie mehr als zwei Hunde auf einmal in die Röhre. Einer hindert den andern, die vordersten werden von den nachfolgenden gedrängt und kommen, weil es an Raum fehlt, unnöthigerweise in Gefahr. Es gibt Hunde, die keinen andern im Bau neben sich leiden. Wenn solche Hunde sonst gut und ferm sind, so thut dies nichts, weil Ein tüchtiger Hund zum Graben hinlänglich ist. Nur sind dergleichen Hunde zum Anführen junger Hunde untauglich. Ein Hund, den man zum Ausgraben ferm machen will, muß nie zum Herausstöbern der Füchse gebraucht werden. Bei einem alten gebrauchten Hunde hat dies zwar weniger auf sich; dagegen ein junger Hund, wenn er nicht durch das Ausgraben Satisfaction erhält, gar leicht verdorben wird. Man wähle vielmehr zum Herausstöbern einen Hund, bei dem man allenfalls weniger Anlage zum Vorliegen bemerkt, und bediene sich der andern dagegen einzig und allein zum Ausgraben. Es gibt Dachshunde, die aus zu großer Hitze entweder gleich, sobald sie in die Röhre kommen, oder wenn sie ihre Fährte wittern, der Dachs oder Fuchs aber

noch fern ist, laut werden. Es ist dies ein Fehler. Ein guter Hund muß nicht eher laut werden, bis er nahe genug heran ist. Wenn die Hunde den Fehler nicht verlieren, so sind sie zum Graben untauglich; dagegen kann man sie mit Nutzen zum Herausstöbern der Füchse gebrauchen.

Der Dachshund ist nicht gut im Zwinger zu erhalten. Er ist von Natur zänkisch, unverträglich und naseweis; fängt oft, ohne auf seine Kräfte Rücksicht zu nehmen, mit den größten Hunden Händel an und taugt mithin nicht in ihre Gesellschaft. Man gestatte ihm daher einen Aufenthalt im Wohnhause, gewöhne ihn frühzeitig an Reinlichkeit und erlaube ihm nicht, daß er Menschen oder Thiere anfalle, wozu er seiner vorbeschriebenen Gemüthsart nach allerdings geneigt ist.

Von den Krankheiten der Hunde.

Ungeachtet eine sorgfältige Wartung der Hunde nicht wenig dazu beiträgt, sie vor Krankheiten zu sichern, so ist es doch unmöglich, alle diejenigen Fälle vorauszusehen und aus dem Wege zu räumen, die hierzu eine nahe oder entfernte Gelegenheit geben können. Die Eigenthümlichkeiten in den Lebensäußerungen des Hundes sind allerdings auch geeignet, manche Krankheiten bei ihm hervorzurufen, andere schärfer bei ihm hervortreten zu lassen. Diese Eigenthümlichkeiten, deren wir oben schon gedacht haben, sind kurz zusammengestellt folgende. Sein Geschlechtstrieb erwacht zeitig, äußert sich mit großem Ungestüm und wird bei dem männlichen Thier nicht leicht und lange befriedigt. Zugleich zeigen sich bei der Ausübung des Geschlechtstriebes große Unregelmäßigkeiten. Die Empfindungsthätigkeit ist bei dem Hunde am ausgezeichnetsten und zwar in allen ihren Beziehungen, als Gehirn, Rückenmark- und Knoten-Nerventhätigkeit. Die Reizempfänglichkeit ist daher sehr gesteigert, das Gemeingefühl und die äußern Sinne sind stark und scharf. In der Bewegungsthätigkeit waltet ebenfalls Lebendigkeit und Nerveneinfluß vor; daher schnelle Körperbewegung, schnelles ungleiches Athmen, häufiger und unordentlicher Puls. Hunger und Durst sind, wie alle Gefühle, sehr groß, das Fressen geschieht begierig. In der Maul- und Rachenhöhle, im Magen und Dünndarm, daher auch in den drüsigen Organen waltet Absonderung vor; die Hautausdünstung ist reichlich und scharf, obschon sie nicht leicht tropfbar flüssig wird. Beim Absatz fester Theile ist die Richtung auf Knochen- und Muskelbildung nicht zu verkennen.

Nach dieser Voraussetzung sollen die mannichfaltigen Krankheiten der Hunde, die innerlichen und äußerlichen, näher beschrieben und die

zur Heilung derselben dienlichen Mittel, und zwar größtentheils solche angegeben werden, die aus eigener vieljähriger Erfahrung als bewährt zu empfehlen sind.

Zuvörderst aber einige allgemeine Bemerkungen. Bei Untersuchung des kranken Thiers ist es der Vorsicht gemäß, erst den Blick, die Mienen und Geberden desselben zu beobachten, dann auf die äußerliche Körperbeschaffenheit Rücksicht zu nehmen und zuletzt die einzelnen Theile und Verrichtungen zu untersuchen. Bei dieser letzten Untersuchung ist es nothwendig, zuerst die Zufälle der einzelnen leidenden Organe, dann die mittelbaren Folgen oder Beisymptome und endlich die allgemeinen Zufälle in den verbreitetern Verrichtungen auszumitteln. Am leichtesten sind ihnen die Heilmittel in Pillen beizubringen. Um diese zu verfertigen, vermischt man die vorgeschriebenen Ingredienzien — die übrigens größtentheils nach den Benennungen, unter denen sie in jeder Officin zu haben sind, angegeben werden — mit einer verhältnißmäßigen Quantität Tragant oder arabischem Gummi, formt sie in Pillen und wendet die letztern in etwas Mehl oder pulverisirtem Süßholz um, oder man verfertigt diese Pillen vermittels des Zusatzes von ungesalzener Butter. Man kann zwar auch in Pulverform die Medicin dem Hunde beibringen, wenn man das Pulver in eine Tüte von feinem Seidenpapier thut und diese mit ungesalzener Butter bestreicht, damit sie beim Eingeben besser den Schlund herabrutscht, doch ist die Pille aus Butter vorzuziehen; Pulver wird erfahrungsmäßig am besten in einem Löffel lauwarmen Wassers eingegeben und könnte Papier sogar in einzelnen Fällen, wie z. B. bei Darmkatarrhen, schädliche Folgen haben. — Beim Eingeben öffnet man dem Hunde das Maul und sucht die Pille oder Tüte so tief als möglich in den Schlund zu bringen, hält dann aber dem Hunde Maul und Nase so lange zu, bis man gewahr wird, daß er geschluckt hat. Die bei jeder Ingredienz der verschiedenen Heilmittel angegebene Dosis ist nach Medicinalgewicht bestimmt.

Die Heilmittel, welche man in Pillen gibt, können nicht wohl in Vorrath aufbewahrt werden, weil sie zu hart werden und sich dann nicht so leicht im Körper auflösen, als wenn sie frisch verfertigt sind. Ueberhaupt ist es vorzuziehen, die Medicamente immer frisch aus der Apotheke kommen zu lassen, da sie meist durch längeres Liegen an Wirksamkeit verlieren.

A. Innerliche Krankheiten.

1) Die Wuthkrankheit.

Die Wuth, Hundswuth, Tollwuth, auch Wasserscheu, ist das bei Hunden am häufigsten vorkommende, aber auch bei dem Wolfe, Fuchse und der Katze sich ursprünglich entwickelnde Allgemeinleiden, welches jedoch durch Uebertragung Menschen, vierfüßigen Thieren, selbst Vögeln mitgetheilt werden kann, welche ihrerseits dasselbe weiter zu verbreiten im Stande sind. Die Alten kannten diese Krankheit schon und bereits vor 2000 Jahren ist über sie geschrieben. Dabei aber sind durch Aberglauben und Unwissenheit eine große Menge von Unrichtigkeiten über diese furchtbare Krankheit unter dem Volke verbreitet und unsere Jagdschriften sind nicht frei davon geblieben, sodaß wir unsern Lesern einen Dienst zu erweisen glauben, wenn wir diesen Gegenstand hier etwas umständlicher behandeln, da eine genaue Kenntniß der Symptome und des Verlaufs der Krankheit allein gegen die fürchterlichen Folgen derselben für Menschen und andere Thiere zu schützen vermag.

Das Wuthgift ist nicht flüchtig, denn die Atmosphäre wuthkranker Geschöpfe ist nicht ansteckend. Auch durch die Verdauungswerkzeuge scheint es nicht mitgetheilt zu werden, denn man hat Hunden Brot, mit dem Speichel von wuthkranken Hunden bestrichen, zu fressen gegeben und sie sind gesund geblieben. Das Gift muß, um wirksam zu sein, dem Blute mitgetheilt werden, was entweder durch den Biß der kranken Thiere geschieht, sodaß dadurch der Speichel in die Wunde dringt, oder daß Theile der Haut, welche nicht mit der starken Oberhaut versehen sind, mit dem Speichel oder dem Blute befleckt werden und so das Gift aufgesogen wird. Man hat Beispiele, daß ein bloßes Belecken der unverwundeten Hand, ein Bespritzen mit Speichel, sogar nur der Kleidungsstücke, die Krankheit verbreitet haben, wogegen auch Fälle vorkommen, daß bei dem Biß durch dicke, namentlich wollene Kleidungsstücke die Wuthkrankheit sich nicht fortgepflanzt hat, wahrscheinlich weil der Zahn trocken in die Wunde kam. Auch erhält sich das Wuthgift lange[1] und man hat Beispiele, daß Menschen dadurch krank geworden sind, daß sie schneidende Instrumente, womit ein toller Hund getödtet worden war, nach langer Zeit putzten und sich dabei verwundeten. Es ist daher sehr nöthig, daß man in allen diesen Beziehungen die größte Vorsicht beobachte.

---

[1] Es ist kein Fall sicher bekannt, daß die Krankheit später als 12 Wochen nach der Ansteckung ausgebrochen ist. (v. R.)

Was die Veranlassung zur Entwickelung der Wuth anbetrifft, so hat man bisher fälschlich geglaubt und behauptet:

1) Daß die Hunde nur im Sommer während großer Hitze, in den sogenannten Hundstagen, toll werden. Die Krankheit kommt aber zu jeder Jahreszeit und bei jeder Witterung ziemlich gleichmäßig vor, und ihr häufigeres oder selteneres Erscheinen hängt meistentheils nur davon ab, ob von herumlaufenden tollen Hunden viele oder wenige andere Hunde gebissen oder angesteckt worden sind.

2) Daß Hunde mit sogenannten Wolfsklauen, kastrirte Hunde und Hündinnen nicht toll würden. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß solche Hunde, sobald sie von einem tollen Hunde gebissen werden, in diese Krankheit so leicht als andere verfallen. Auch bei säugenden Hündinnen entwickelt sie sich, da Milchversetzungen davon eine Ursache sein können, wie man sie auch bei ganz jungen Thieren beobachtet hat, sowie bei Hündinnen, die nie zugelassen wurden.

3) Daß tolle Hunde sich vor dem Wasser scheuten. Erfahrungsgemäß ist es aber, daß kein toller Hund, selbst im höchsten Grade der Krankheit, wasserscheu wird, daß im Gegentheil die kranken Hunde sowol saufen als durchs Wasser schwimmen.

4) Daß Schaum vor das Maul des tollen Hundes trete. Dieser Zufall kommt wol bei der Staupekrankheit, aber nicht bei der Tollheit vor.[1] Nur den stilltollen Hunden fließt Speichel aus dem Maule.

5) Daß tolle Hunde den Schwanz zwischen die Beine klemmen und unter den Leib biegen. Dieses finden wir aber bei vielen andern Krankheiten und bei allen gejagten und geängstigten Hunden, es ist also kein ausschließliches Zeichen toller Hunde.

6) Daß tolle Hunde nur geradeaus liefen. Sie weichen aber, wenn man sie ruhig gehen läßt, je nachdem Gegenstände, z. B. andere Hunde, ihre Aufmerksamkeit erregen, bald rechts, bald links vom Wege ab.

7) Ferner ist es irrig, daß tolle Hunde ihren Herrn nicht mehr kennen und ihm nicht folgten. Sie behalten die Folgsamkeit und Zuneigung bis zum Tode, nur wird diese allerdings mit der Zunahme der Krankheit und der Verminderung des Bewußtseins auch geringer. Endlich

8) glaubt man oft, daß gesunde Hunde den tollen ausweichen, indem sie die Gefahr von ferne gleichsam schon erkennten, was jedoch gegen alle Erfahrung streitet.

---

[1] Mehrfache Beobachtungen in der berliner Thierarzneischule haben mich überzeugt, daß der Speichelfluß sehr oft, besonders in den letzten Lebenstagen des Hundes eintritt. (v. R.)

Ein positiver Grund zur ursprünglichen Entstehung der Wuthkrankheit ist daher schwerlich nachzuweisen, in den bei weitem meisten Fällen ist Uebertragung die Ursache; wahrscheinlich hat das Hundegeschlecht eine eigenthümliche organische Anlage zu derselben, welche, nur durch äußere Umstände begünstigt, plötzlich ausbricht. Unter die Gelegenheitsursachen gehören vor allen der unterdrückte Geschlechtstrieb, dann aber der oft aufgeregte Zorn des Hundes, welcher an sich schon in gesteigertem Maße eine Art von Wuth erzeugt. Deshalb ist das Reizen eines Hundes, besonders der an der Kette liegt, und das Zusammenhetzen mehrerer Hunde u. s. w. sehr zu tadeln. Ungesunde Nahrung, schlechte Wartung im allgemeinen, verbunden mit ununterbrochenem Liegen an der Kette, können auch den Ausbruch der Krankheit veranlassen, obwol man sie auch bei den bestgepflegten Hunden hat entstehen sehen.

Man unterscheidet zwei Hauptformen der Wuthkrankheit, welche sich aber in Bezug auf Ansteckungsfähigkeit, Schmerzhaftigkeit und Tödlichkeit gleichbleiben:

1) Die rasende oder hitzige Wuth; sie charakterisirt sich im allgemeinen durch große Munterkeit, Behendigkeit und Unruhe der kranken Hunde, durch große Neigung, bei der geringsten Veranlassung, oft selbst ohne dieselbe, zu beißen, was auch dadurch möglich wird, daß bei dieser Form der Hinterkiefer völlig beweglich bleibt, ferner durch vieles Bellen und Heulen und durch den fast immer vorhandenen Trieb zum Fortlaufen.

2) Die stille Wuth; größere Ruhe, zuweilen wirkliche Traurigkeit, geringe Neigung zum Beißen, bei fast stets vorhandener Unmöglichkeit es zu thun, da der Unterkiefer schlaff oder gar gelähmt und bewegungslos herabhängt. Selten ist der Trieb zum Fortlaufen da.

Uebrigens ist es eine gefährliche Täuschung, die Krankheit an bestimmten Zeichen schon früher erkennen zu wollen, bis sie sich vollständig entwickelt hat. Man sei deshalb im höchsten Grade vorsichtig und bringe bei dem geringsten Zweifel den Hund in sichern Gewahrsam.

Die Kennzeichen der entstehenden oder schon ausgebrochenen Krankheit sind folgende:

1) Im Anfange bemerkt man bei dem Hunde eine ungewöhnliche Empfindlichkeit und Geneigtheit zum Zorn, besondere Munterkeit oder ungewöhnliche Traurigkeit, je nachdem sich die eine oder die andere Form der Wuth ausbildet. Beide sind anfangs stets ohne Fieber.

2) Er zeigt eine auffallende, mit beständigem Hin- und Herlaufen verbundene Unruhe, welche auf Angst schließen läßt. Sie wechselt mit ruhigen Perioden, nimmt mit dem Steigen der Krankheit zu, und veranlaßt das Entlaufen der tollen Hunde.

3) Die Freßlust fehlt, wogegen der Hund ganz ungewöhnliche Dinge zernagt und verschlingt, z. B. Holz, Leder, Erde u. dgl. Er magert schnell ab.

4) Verstopfung und öfteres Erbrechen begleiten die Krankheit.

5) Oeftere Anfälle von Beißwuth erfolgen, wobei der tolle Hund Menschen, Thiere, leblose Dinge, ja seinen eigenen Körper anfällt und zerfleischt. Man hat daher Ursache, aufmerksam zu sein, wenn ein Hund Thiere, mit denen er sonst friedlich lebte, plötzlich anfällt und beißt.

6) Das wichtigste und bei allen tollen Hunden ganz bestimmt zu bemerkende Kennzeichen ist die eigenthümliche Veränderung in der Stimme und in der Art des Bellens. Die Töne sind bald höher, bald tiefer als im gesunden Zustande, dabei immer etwas rauh und heiser, widerlich und ängstlich klingend. Das Bellen geschieht nicht wie bei gesunden Hunden in einzelnen, kurz aufeinander folgenden, aber doch deutlich voneinander getrennten Lauten oder Schlägen, sondern der erste Anschlag geht allemal in ein kurzes Geheul über, so, daß das Ganze weder ein ordentliches Bellen, noch ein wirkliches Heulen, sondern gleichsam ein Mittelding zwischen beiden vorstellt.

7) Beide Formen der Wuthkrankheit gehen durch fortgepflanzte Ansteckung oft ineinander über, sodaß von einem rasend tollen Hunde die stille Wuth entstehen kann und so umgekehrt.

Jeder Hund, an welchem auch nur eins dieser Zeichen bemerkt wird, selbst nur in ganz geringem Grade, überhaupt eine merkliche Veränderung seines Wesens, muß sofort in einem verschlossenen Local an eine starke Kette gelegt werden. Dabei ist die größte Vorsicht nöthig und man lasse sich durch die Munterkeit des Hundes, durch sein freundliches, folgsames Wesen nicht täuschen, da das, wie oben gesagt, im Anfange der Krankheit noch immer da ist. Man lasse sich beim Anlegen nicht von dem Hunde lecken und wenn etwa die Kleidungsstücke mit Geifer bespritzt sind, so lasse man sie sofort womöglich mit Lauge waschen.

Der Verlauf der Krankheit ist nicht gleich, gewöhnlich erfolgt der Tod fünf bis sechs Tage nach dem Ausbruche, und man beobachtete keinen Hund, der länger als zehn Tage gelebt hätte. Wenn man daher die Wuthkrankheit an einem Hunde entwickelt glaubt, so genügt eine vierzehntägige Einsperrung vollständig, um sich davon zu überzeugen. Die Hunde aber, welche von einem tollen Hunde gebissen sind, müssen länger eingesperrt bleiben, denn die Wirkung des Giftes äußert sich individuell sehr verschieden, bald früher, bald später, und es ist ein sehr gefährlicher Irrthum, anzunehmen, daß keine Gefahr mehr vorhanden sei, wenn sich nach dem neunten Tage die Folge des Bisses nicht gezeigt habe.

Bei dem Hunde soll man annehmen können, daß er durch den Biß oder das Zusammenleben mit tollen Thieren nicht angesteckt worden sei, wenn in einer Zeit von 60 Tagen [1] sich keine Symptome der Krankheit zeigen. Unserer Ansicht nach würden wir aber jedenfalls rathen, einen jeden Hund, wenn er von einem notorisch tollen Hunde gebissen ist, sofort todtzuschießen; selbst in Zweifelfällen scheint uns das Todtschießen gar nicht im Verhältniß zu stehen zu den fürchterlichen Folgen, welche nur zu leicht durch irgendeine Nachlässigkeit oder Unvorsichtigkeit herbeigeführt werden können.

Der Verlauf der Krankheit ist bald schneller, bald langsamer, auch sind alle Krankheitserscheinungen bald heftiger, bald gelinder. Die Zufälle nehmen in den ersten Tagen im allgemeinen zu, kehren häufiger und heftiger wieder, bis zur gänzlichen Entkräftung. Das kranke Thier kann sich kaum aufrecht erhalten, wankt im Gehen hin und her, besonders mit dem Hintertheile, das heulende Bellen wird immer seltener, rauher und geht endlich in ein Grunzen über. Das Gesicht des Hundes ist verzerrt, die Augen matt und trübe, das Maul trocken, Lippen und Zunge werden dürr, blauroth, bleifarbig, und das Hintertheil ist fast ganz gelähmt. Das Thier stirbt zuletzt ganz still, nach einigen convulsivischen Bewegungen und einem krampfhaften Würgen.

Ungeachtet der vielen Mittel, welche man gegen die Wuthkrankheit angewendet hat und oft mit marktschreierischem Wesen anpreist, ist dennoch bislang keins entdeckt, welches die entschieden ausgebrochene Krankheit zu heilen vermöchte, und würde es auch überdies, bei der mit der Heilung verbundenen Gefahr für den Menschen, durchaus unvernünftig sein, damit den Versuch zu machen. Man tödte das Thier, um auch ihm die schrecklichen Qualen zu ersparen, und vergrabe es so tief, daß ein Aufscharren durch andere Thiere nicht zu fürchten ist. Wir werden deshalb auch über die Behandlung der Krankheit selbst nichts sagen, dagegen aber noch etwas hinzufügen über die vorläufige Behandlung eines Menschen, welcher das Unglück hat, von einem tollen Hunde gebissen zu werden, weil es in diesem Falle so ganz außerordentlich viel auf das erste rasche und energische Handeln ankommt, die spätere eigentliche Cur aber muß natürlich dem Arzte überlassen bleiben.

Zuerst ist dabei zu bemerken, daß es bisjetzt kein einziges zuverlässiges Mittel gibt, diese schreckliche Krankheit zu heilen, wenn sie sich einmal entwickelt, d. h. der Krankheitsstoff sich dem Blute mitgetheilt hat. Deshalb ist es von der größten Wichtigkeit, das letztere zu verhindern und das Gift aus der Wunde zu entfernen. Geschieht dieses vollständig,

[1] Siehe S. 135 Anmerkung.

so ist keine Gefahr für den Gebissenen vorhanden und die Mittel dazu sind uns glücklicherweise bekannt.

Das erste, was geschehen muß, wenn jemand von einem Hunde gebissen worden ist, selbst wenn er auch der Wuth nicht verdächtig, ist eine möglichst vollständige Reinigung der Wunde mit lauwarmem Wasser, weil dieses die Blutung befördert und den schleimigen Theil des Wuthgeifers auflöst, worin der Ansteckungsstoff enthalten ist. Kaltes Wasser, Essig, Lauge u. dgl. m. ziehen die Wunde zusammen und sind deshalb nachtheilig. In Ermangelung von warmem Wasser vertritt dessen Stelle frisch gelassener Urin sehr zweckmäßig.[1] Auch das Auswischen mit einem Tuche thut gute Dienste, dagegen ist das Aussaugen der Wunde mit dem Munde zu verwerfen, weil man das Gift nicht an die Lippen bringen darf. Das Aufsetzen von Schröpfköpfen ist sehr zu empfehlen, sowie überhaupt alle Mittel, welche das vollständige Ausbluten der Wunde befördern, angewendet werden müssen. Eine Erweiterung der Wunde durch Einschnitte wird besser dem Arzte überlassen bleiben. Ist der Arzt entfernt und die Wunde an einem Theile des Körpers, z. B. einem Finger, den man fest umbinden kann, so muß das geschehen, um den Rücklauf des Blutes zu verhindern. Ist der Arzt bald zu haben, so mag man diesem die Anlegung von Ligaturen oder einem Tourniquet überlassen.

Hat die Wunde vollständig ausgeblutet, so kann sie mit Seifenwasser oder besser mit scharfem Weinessig ausgewaschen werden, bis ein Arzt ihre weitere Behandlung übernimmt, welcher dann die Anwendung der Mittel zu machen hat, um das Gift durch Eiterung vollständig zu entfernen, oder dasselbe chemisch zu zerstören, indem allerdings auch die sorgfältigste Reinigung der Wunde noch nicht gegen die Ueberführung des Giftes in das Blut sichert. Unter Umständen kann deshalb auch das tiefe Ausschneiden und das Brennen der Wunde rathsam sein. Jede Stelle des Körpers, welche irgend von dem Blute oder dem Geifer des tollen Hundes bespritzt sein könnte, muß ebenfalls auf das sorgfältigste abgewaschen werden.

Höchst wichtig ist es, einen Hund, welcher einen Menschen gebissen hat, nicht zu tödten, sondern sicher einzusperren, damit man die Ueberzeugung bekommt, ob er wirklich toll war oder nicht. Das voreilige Tödten hat oft schon bei erregten Menschen die traurigsten Folgen durch die Einwirkung auf ihre Phantasie gehabt. Im Falle der wirklichen Tollheit wird eine angemessene ärztliche Behandlung der Verletzten sicher

---

[1] Für alle Fälle möchte eine Waschung von aufgelöstem Höllenstein zu empfehlen sein. (v. R.)

helfen; stellt sich dieselbe aber bei dem Thiere nicht heraus, so gereicht es zur Abkürzung der Cur und zur Beruhigung des Betheiligten. Uebrigens darf man nicht annehmen, daß ein Hund nicht toll sei, wenn eine Ansteckung nicht erfolgt, denn nicht alle Thiere haben gleiche Empfänglichkeit für dieselbe, und es ist deshalb, da eine so höchst gefährliche Täuschung möglich ist, immer der sicherste Weg zu wählen.

Alle Abfälle, die Streu, alle etwaige Breterbekleidung in den Ställen, kurz alles, was von dem Geifer des Thieres irgend hat erreicht werden können, muß verbrannt werden, die eisernen Ketten und Geräthe aber sind auszuglühen.

2) Die vornehmlichsten Hautkrankheiten der Hunde.[1]

Es gibt eine Anzahl von verschiedenen Hautkrankheiten, welche bei Hunden vorkommen und oft mehr oder weniger schwer vorübergehen, resp. zu heilen sind. Einige dieser Krankheiten kommen so selten vor oder treten so gering als Krankheit hervor, daß sie hier übergangen werden können, zumal diese ebenso wenig gefährlich als ansteckend sind. Es sollen hier nur die am häufigsten vorkommenden Hautkrankheiten beschrieben werden, und zwar ebenso auf Grund absolut wissenschaftlicher Forschungen, als auch hauptsächlich auf Grund praktischer Erfahrungen, verbunden mit einzelnen speciellen Beobachtungen und Versuchen.

Wenn man im allgemeinen bei den Hundebesitzern die Hautkrankheiten sehr fürchtet und vielfach als äußerst schwer zu heilen bezeichnet, so ist dies wol in gewisser Beziehung begründet, indem eine solche Krankheit für Hund und Besitzer eine recht unangenehme ist, allein die Heilung ist in den weitaus meisten Fällen ganz leicht zu nennen. Allerdings tragen die Nebenumstände mehr oder weniger zum Erfolg der angewandten Mittel bei, noch öfter aber liegt der Miserfolg in nicht rationeller Anwendung der Mittel selbst. Nur so ist es möglich, daß bei sonst wirksamen Mitteln die Krankheit einen sehr langwierigen Verlauf nehmen kann. Bei allen diesen Krankheiten der Haut, von denen viele nicht ansteckend sind, thut man gut, den kranken Hund von andern zu trennen. Ueberhaupt wird ein einzelner Hund viel leichter geheilt als mehrere in demselben Raum mit der gleichen Krankheit behaftete Hunde, ganz besonders sind frische Luft, gute Bewegung und saubere, nicht inficirte Ställe ein Haupterforderniß für alle Curen, wenn sie Erfolg haben sollen.

Die Wissenschaft unterscheidet viele Hautkrankheiten, deren hauptsächlichste in zwei Abtheilungen getheilt werden mögen, nämlich in

[1] Die sehr eingehende Bearbeitung dieser Krankheiten verdanke ich Herrn Radetzki in Berlin.

Flechten und in Räude. Die Flechten sind krankhafte Zustände der Haut, welche theils innere, theils äußere Ursachen haben, die Räude hingegen wird durch Milben hervorgebracht. In einzelnen Fällen erscheinen die Flechten in Bezug auf ihre Heilung schwieriger als Räude zu behandeln, indeß auf jeden Fall ist die Heilung der Flechte möglich, während die Wissenschaft bis heute vergeblich nach einem wirklich wirksamen Mittel gegen die sogenannte Acarus-Räude forscht, auf welche wir später zurückkommen. Außer diesen Krankheiten treten noch öfter zwei andere, die Pocken und der Hitzausschlag, auf, welche beide indeß ganz ungefährlicher Natur und bald zu beseitigen sind.

Die sogenannten Pocken treten zumeist bei staupekranken Hunden auf. Es bilden sich besonders an den untern Theilen, als Bauch, Innenseite der Läufe u. s. w., kleine Bläschen, welche, wenn geöffnet, eine schmuzige, übelriechende Flüssigkeit entleeren, sonst aber meist in sehr kurzer Zeit zusammenfallen und abtrocknen.

Der Hitzausschlag entsteht durch starke Erhitzung und darauffolgende Erkältung und zeigt sich in blasenhaften Anschwellungen etwa in der Größe einer Erbse. Auch diese enthalten eine schleimige Flüssigkeit, platzen nach einigen Tagen von selbst auf und vertrocknen zu einem Schorf. Diese Krankheit wird sehr oft für Räude gehalten, weil bei derselben meist schon nach wenigen Tagen die Haare ausfallen und Schorfe entstehen. Die Cur ist sehr einfach und besteht in einem Abführungsmittel von Bitterholz oder besser Ricinusöl. Aeußerlich kann man durch Waschungen mit lauwarmem Wasser mittels weichen Schwamms und durch nachheriges Bestreichen mit reinem und unverdorbenem Oel, besonders gutem Leinöl, viel zur schnellen Heilung beitragen. Das Haar wächst sehr schnell wieder.

Die Flechten sind, wie bereits bemerkt, etwas hartnäckiger, indeß bei Aufmerksamkeit und rationeller Behandlung darf man fast immer eine baldige Heilung erwarten.

I. Flechten.

a) Die Fettflechte. Diese Krankheit ist unter dem Namen Fetträude viel mehr bekannt, allein es ist eben eine Flechte und keine Räude. Sie entsteht durch zu kräftige und fette Nahrung und besonders bei Hunden, welche viel liegen und wenig Bewegung haben. Am Hals oder noch mehr auf dem Rücken des Hundes bildet sich eine entzündete Stelle, welche heiß ist und eine kleine Geschwulst zeigt. Man fühlt bei glatthaarigen Hunden diese Stelle sofort mit der Hand, indem sich hier die Haut wulstig anfühlt, auch stehen die Haare mehr stachelig empor.

Meist haben sich schon, bevor der Besitzer die Krankheit wahrgenommen, eine Menge kleiner Bläschen gebildet, welche eine eiterige Flüssigkeit enthalten. Das Haar fällt ungemein schnell aus, die Haut ist an diesen Stellen meist dunkler gefärbt und spannt sich sehr. Die Hunde jucken und reiben sich sehr bald an allen möglichen Gegenständen, wodurch in vielen Fällen ein förmlicher Grind entsteht. Diese Flechte ist nicht ansteckend oder kann es wenigstens nach meinen Beobachtungen nur in sehr seltenen Fällen sein; mir ist bei allen vorgekommenen Fällen kein Fall von Ansteckung bekannt, eine Uebertragung durch Beisammenliegen eines gesunden und eines mit Fettflechte behafteten Hundes trat nicht ein, obwol ich wiederholt den Versuch machte. Absolut magere Kost, richtige Diät und ein gründliches Abführmittel, letzteres öfter wiederholt, schaffen innerlich bald Heilung, äußerlich sind Waschungen mit Carbolwasser, 2 Theile Carbol in 88 Theilen Wasser, ein- bis zweimal täglich von gutem Erfolg.

b) Die Kleienflechte (ansteckend). Man bemerkt zuerst am Kopf, speciell um die Augen eine fahle Farbe des Haares. Bei näherer Untersuchung zeigt sich, daß die Haut mit vielen kleinen sogenannten Schinnen oder Schuppen besetzt ist, welche wie Roggenkleie aussehen. Diese bilden sich, wenn sie entfernt werden, immer wieder, stoßen mit der Zeit das Haar aus, veranlassen ein Jucken und verbreiten sich mehr und mehr über den ganzen Körper. Diese Flechte wird vielfach als sehr hartnäckig bezeichnet, die Heilung erfolgt indeß bei richtiger Behandlung in wenigen Tagen. Langhaarige Hunde sind indeß, wenn die Flechte bereits andere Theile als das Gesicht ergriffen, zuvor zu scheren. Die Heilung wird wie folgt bewirkt. Zunächst eine gründliche Waschung mit grüner Seife. Dies geschieht am besten in der Weise, daß man den Hund mit grüner oder sogenannter Faßseife gehörig einreibt und zwar so, daß die Seife auch auf die Haut kommt. Alsdann setzt man den Hund in ein Faß mit genügendem lauwarmen Wasser. Durch Uebergießen mit Wasser und kräftiges Reiben wird die auf dem Hunde befindliche Seife in Schaum zersetzt. Man fährt mit dieser Art zu waschen 10—15 Minuten fort und spült nachher den Hund gründlich mit lauwarmem Wasser ab. Hierdurch ist die Haut gehörig gereinigt, die Poren sind geöffnet und so die Oberfläche empfänglich gemacht. Nachdem der Hund ziemlich trocken abgerieben, nimmt man eine Mischung von Perubalsam und Spiritus zu gleichen räumlichen Theilen (etwa für 3 Mark Perubalsam auf einen Mittelhund), schüttelt diese Mischung gehörig um und reibt nun den Hund sofort nach der Waschung gründlich damit ein. Die Einreibung muß aber gründlich geschehen, entweder mit einer scharfen Bürste

oder mit der Hand, indem man die Flüssigkeit in den Handteller gießt und durch kräftiges Reiben bis in die Poren bringt. Nach Verlauf von zwei Tagen gibt man ihm nochmals eine Waschung mit grüner Seife und die Flechte wird verschwunden sein. Man achte aber darauf, unverfälschten Perubalsam zu erhalten, da dieser leider meist bereits vermischt verkauft wird. Andererseits empfiehlt es sich, denselben von einem Droguen-Engrosgeschäft (Braumüller, Berlin, Zimmerstraße; Lampe, Kaufmann u. Comp., Berlin, Neue Grünstraße) zu beziehen, da hier für 3 Mark mehr als das Doppelte geliefert wird, als man in Apotheken erhält.

c) Die rothe Flechte (sehr wenig ansteckend). Die rothe Flechte, auch fälschlich rothe Räude genannt, besteht in kleinen rothen Erhöhungen der Haut und zeigt sich, besonders bei hellfarbenen Hunden, durch das rothe Aussehen des Haares. Bauch, Rücken, innere Seite der Hinterschenkel werden zumeist davon betroffen. Besonders des Nachts verursacht die Flechte ein heftiges Jucken, die Hunde kratzen sich unaufhörlich und verschlimmern so die Entzündung täglich mehr. Auch diese Flechte ist keineswegs so schwer zu heilen, als viele Veterinäre behaupten, besonders wenn beizeiten etwas gethan wird und das Uebel nicht veraltet ist. Man gibt innerlich Schwefel-, auch wol Arseniklösung, allein beides ist ganz unnöthig. Die Behandlungsweise ist genau dieselbe wie bei der Kleienflechte angegeben. Langhaarige Hunde müssen geschoren werden, wenn die Heilung vor sich gehen soll.

d) Die fressende Flechte. Dies ist eine sehr hartnäckige Flechte, welche meist nur mit Energie und Ausdauer gründlich zu vertreiben ist. Sie zeigt sich an allen Theilen des Körpers, es entstehen an irgendeiner Stelle kleine Bläschen, welche sehr bald aufplatzen und dadurch den Anschein eines größern Geschwürs haben. Die Wundränder vergrößern sich stetig, ein heftiges Jucken veranlaßt die Hunde zu starken Reibungen, wodurch Blutungen u. s. w. entstehen. Um diese Flechte zu heilen, muß vor allen Dingen diät gehalten werden, der Hund nicht zu reichliches, aber bestimmt mageres Futter ohne Schärfe erhalten, am besten Gemüse, besonders Mohrrüben. Alle drei Tage verabreicht man ein Abführmittel, bestehend aus Ricinusöl oder sonst bekannten nicht erregenden Medicamenten. Aeußerlich sind Waschungen mit grüner Seife, wie bei der Kleienflechte, und demnächst Einreibung mit Perubalsam anzuordnen, welcher zu einem Viertel mit Alkohol versetzt ist. Diese Einreibung braucht nur auf die Stelle, welche von der Flechte ergriffen ist und eine Hand breit umher aufgetragen zu werden, und ist in der Weise zu wiederholen, daß alle zwei Tage neue Waschung und Einreibung erfolgt. Langhaarige

Hunde sind an der einzureibenden Stelle möglichst kurz zu scheren und ist diese Stelle bis nach vollkommener Heilung so kurz wie möglich im Haar zu erhalten.

II. Die Räude.

a) Die gewöhnliche, auch nasse Räude genannt, ist eine Hautkrankheit, welche durch Milben hervorgebracht und sehr leicht von einem Thiere auf das andere übertragen wird. Directe Berührung sowol, als verschiedene Dinge, Lager, Stall, Fußboden, welche von räudekranken Hunden berührt wurden, können die Uebertragung sehr gut bewirken. Diese Milben bewohnen die obere Hautschicht und graben hier ihre Gänge, in denen das Weibchen seine Eier ablegt. Die jungen Milben wandern weiter und so ist in kurzer Zeit die ganze Oberfläche des Hundes von diesen Thieren eingenommen. Bei diesen zweimal stattfindenden Wanderungen der einzelnen Milben setzen sich einzelne hier oder dort an Gegenstände oder verstreuen die Eier, wodurch selbst noch nach Wochen und Monaten andere Hunde inficirt werden können. Hieraus ergibt sich, daß man Ställe u. s. w. in welchen räudekranke Hunde gelegen, nicht gründlich genug reinigen und desinficiren kann, die Holztheile aber am besten ganz vernichtet. Hier ist lediglich der Grund zu suchen, weshalb die Räudekrankheit immer wieder ausbricht, nachdem wochenlang nichts davon bemerkt wurde, sowie daß Zwinger, die einen kranken Hund beherbergten, selbst nachdem sie Monate leer standen, auf den neuen Bewohner die gleiche Krankheit übertragen. Die Heilung ist nicht schwer und keinen Rückfällen unterworfen, sobald die Möglichkeit einer neuen Inficirung ausgeschlossen wird. Die Räudemilbe überträgt sich auch auf Menschen, doch verliert sie sich hier in wenigen Tagen durch die einfache übliche Reinlichkeit, sofern diese gehandhabt wird. Die Krankheit zeigt sich beim Hunde durch heftiges Jucken der von den Milben bewohnten Stellen. Es entstehen rothe Flecke, kleine Knötchen u. s. w., welche sich in kurzer Zeit zu kleinen feuchten Geschwüren ausbilden. Diese Geschwüre trocknen wiederholt ab, erscheinen indeß immer wieder von neuem, sobald die Milben nicht getödtet sind. Die Hunde verlieren das Haar, sehen ekelhaft aus, stinken, magern nach und nach ab und gehen schließlich an der Krankheit zu Grunde. Da die Milbe nur die obere Hautschicht bewohnt, so ist sie sehr leicht zu tödten, und zwar geschieht die Behandlung genau so, wie bei der Kleienflechte angegeben. Es werden indeß, um gründliche und sichere Heilung herbeizuführen,

zwei bis drei solcher Bäder und Einreibungen von Alkohol und Perubalsam nöthig sein, und zwar thut man gut, selbst wenn die Milbe auch nur erst eine Stelle des Körpers bewohnt, trotzdem den ganzen Hund in Behandlung zu nehmen. Langhaarige Hunde sind ganz zu scheren. Man reibe aber den Hund recht gründlich ein, denn die Flüssigkeit soll die in der Haut sitzenden Milben tödten, was nur geschehen kann, wenn sie durch kräftiges Reiben bis in die Haut dringt. Vielfach werden solche Mittel blos auf das Haar gestrichen, und wenn die Cur überhaupt nicht gründlich gemacht wird, dann helfen alle Mittel wenig oder gar nichts. Die Lagerstelle muß, wie bemerkt, auf das peinlichste gesäubert werden und alle Holztheile und Mauern sind mit starker Carbollösung zu scheuern und zu imprägniren, damit nicht nur alle vorhandenen Milben, sondern auch deren Eier sicher und gründlich getödtet werden. Es gibt noch mehrere andere Mittel, welche die Milben ebenfalls tödten, als da sind Carbollösungen, Petroleum, Kreosot, Tabackabkochung, Terpentinöl u. s. w., allein alle diese sind nicht so sicher und zuverlässig, dagegen dem Hunde leicht gefährlicher, als der, wenngleich theuere, doch absolut unschädliche Perubalsam. Ein viel benutztes Mittel ist noch lauwarme Waschung mit Holztheer und grüner Seife, allein rücksichtlich des übeln Geruchs und der schmierigen Bestandtheile nicht überall anzuwenden.

b) Haarsackmilben-Räude, auch Acarus-Räude genannt, nach der wissenschaftlichen Bezeichnung der Milbe (Acarus folliculorum). Diese Räude entsteht ebenfalls durch eine Milbe, welche jedoch von der vorigen verschieden ist. Diese Milbe hat einen wurmartigen Körper mit acht Stummelfüßen. Sie lebt auch nicht in der obern Hautschicht, sondern sucht die Haarbeutel an der Wurzel der Haare zu ihrem Wohnsitz auf, und hierin liegt der Grund, weshalb dieses Thier so schwer zu tödten, resp. diese Räude so schwierig zu heilen ist. Eine weitere Folgerung ist, daß bei dem tiefliegenden Wohnsitz der Milbe die Uebertragungsfähigkeit nicht so leicht ist als bei der andern Milbe. In der That ist die Ansteckungsfähigkeit eine ziemlich geringe; bei einem Versuche wurde ein gesunder kurzhaariger Hund acht Tage lang mit einem mit dieser Räude behafteten Hunde, und zwar, nachdem mittels mikroskopischer Untersuchung das Vorhandensein der Haarsackmilbe constatirt war, zusammen in eine Hütte gelegt, ohne daß eine Uebertragung stattfand. Andere Hunde kamen täglich mit dem kranken in Berührung, ohne angesteckt zu werden. Ein weiterer Versuch gelang indeß vollkommen. Die Uebertragung geschah in folgender Weise. Auf etwas wund gemachte

Lippen eines Hundes wurden die Secrete durch Drücken entleerter Haarsäcke gebracht. In diesen Secreten findet man unter dem Mikroskop die Milben. Nach Verlauf von drei Tagen zeigte sich bereits an diesen Stellen die Ansteckung und in der Folge wurde dieser Hund vollkommen von Acarus-Räude befallen. Die Krankheit entsteht dadurch, daß die Milbe an den Haaren hinab bis an deren Wurzel sich einschiebt, hier in den Haarsäcken lebt und ihre Eier absetzt. Die jungen Milben wandern dann aus und suchen neue Wohnsitze auf. So kommt es, daß, wenn dieser oder jener Körpertheil als geheilt erscheint, man mit Schrecken bemerkt, daß nach einigen Tagen neue Milben auftreten. Zumeist finden sie sich zuerst an den Lippen und dem Kopf des Hundes und gehen alsdann von hier über den ganzen Körper. Es bilden sich kleine Geschwüre, Pusteln, welche, wenn ausgedrückt, eine eiterige, theilweis mit Blut durchzogene Masse entleeren. In dieser dicken Flüssigkeit findet man dann stets eine oder mehrere Milben, ebenso auch an den Wurzeln mittels Pincette herausgezogener Haare der kranken Stellen. Es ist nach medicinischen Autoritäten dieselbe Milbe, welche in den sogenannten Mitessern der Menschen wohnt und wahrscheinlich von diesen auf den Hund und umgekehrt übertragen werden kann. Die Heilung halte ich mit den bisjetzt bekannten Mitteln geradezu für unmöglich. Alle von mir gemachten Versuche waren nicht von Erfolg. Oft glaubte ich endlich den Zweck erreicht zu haben, da kamen nach wenigen Tagen, trotz fortgesetzter Behandlung, immer wieder Milben zum Vorschein. Kein Mittel wurde unversucht gelassen, der Hund hatte schließlich alle Haare verloren; das arme Thier hat viel ausgehalten und es dauerte mich tief; allein um vielleicht ein Mittel zu entdecken, welches dieser Krankheit gewachsen ist, glaubte ich in meinen Versuchen nicht einhalten zu sollen. Kreosot, Perubalsam in Mischungen und ganz rein, Theer, Petroleum, Terpentin, Oel, Carbol, kurz alle nur bekannten Mittel blieben ohne dauernde Wirkung, die so tief sitzenden Milben waren nur theilweise damit zu tödten, jedenfalls aber wurde ihre Brut nicht vernichtet, denn immer wieder erschienen sie. Ich habe schließlich so scharfe Einreibungen gemacht, daß die Haut förmlich herunterging, doch ohne eine vollkommene Heilung zu erreichen. Eine Kugel endete schließlich das schmerzvolle Leben des armen Dulders. Sonach darf ich annehmen — die Haarsackmilbe ist mit den bisjetzt bekannten Mitteln nicht zu tödten, resp. die damit behafteten Hunde sind nicht zu heilen.

3) Der Rotz oder die Staupe.

Diese Krankheit ist bei weitem gefährlicher als die Räude, ebenso ansteckend als diese, und dabei so bösartig, daß die damit behafteten Hunde nicht selten nach erfolgter Genesung die Nase verlieren, oder eine fortdauernde Nervenschwäche behalten, die sich durch periodische Anwandlung von Lähmung, Zuckungen der Glieder u. s. w. äußert. Sie hat in Gegenden, wo sie epidemisch wurde, große Verwüstungen unter den Hunden angerichtet, oft ganze Meuten weggerafft, daher sie auch mit dem Namen Hundeseuche (Hundekrankheit) belegt wird. Sie entsteht vorzüglich durch feuchte Lagerstätten und durch Erkältung, und bei jungen Hunden durch unzweckmäßige Ernährung. Die Säfte verdicken sich, es erzeugt sich im Magen des Hundes ein zäher Schleim, der jene Krankheit, im Grunde ein katarrhalisches Schleimfieber, zu Wege bringt. Die Symptome und Wirkungen der Staupe sind von verschiedener Art. Entweder sucht der Krankheitsstoff einen Ausweg durch die Nase, oder er wirft sich mehr auf die innern Theile, und dies letztere ist allerdings der schlimmste Fall. Häufiges Niesen, Schnäufeln, trockener Husten, Anwandlung zum Erbrechen ohne Erfolg, triefende Augen, trockene Nase, Traurigkeit, Schwindel, Dummheit und stinkender Athem sind im erstern Fall; Lähmung in dem Rücken und den Hintertheilen, Hin- und Herwanken, Zuckungen der Glieder, periodische Convulsionen mit Schaum vor dem Maule, und dies ist der höchste Grad der Krankheit, sind ihre äußern Kennzeichen im letztern Fall. Und nun die Heilmethode. Man sorge im Winter für einen warmen, im Sommer kühlen Raum ohne Zugluft (vgl. v. Riesenthal, „Waidwerk"), mache dem Hunde eine weiche, trockene Streu, decke ihn im Nothfall mit einer Decke zu, was er sich gefallen läßt, und schaffe ihm, da er meist verstopft ist, durch Schwefelblüte oder Spießglanz gehörig Luft; um ihm Erleichterung in der heißen, verschwollenen Nase zu schaffen, räth Jester Eintröpfeln von Mandelöl, was auch probat sein mag. Ich (v. R.) bin gegen die früher sehr üblichen Brechmittel, weil sie nach meiner Ueberzeugung den Hund sehr angreifen; Jester dagegen sagt: „Wir haben beim Beginn der Krankheit dieselbe fast immer curirt mit einem Pulver von 10 Gran Nießwurz und 5 Gran Brechweinstein in 3 Dosen gegeben (wenn der Hund mittlerer Größe war), ihn warm gehalten und später sorgfältige Diät, täglich Bouillon von 1 Pfd. Hammelfleisch mit etwas Brot, geführt." Radetzki hat dieses Heilverfahren oft mit Erfolg angewandt. Will der Hund die Fleischbrühe nicht nehmen, auch in der Hitze des Sommers keine Milch, mit andern Worten, ist er schon sehr krank und schwach, so versuche man,

ihm einen Eßlöffel geschabtes gutes Rindfleisch nach und nach beizubringen; glückt auch dies nicht, so lasse man ihn liegen — dann freilich steht es schon sehr schlimm mit ihm.

Man wird häufig bemerken, daß der Hund ängstlich mit der Nase an den After fährt, wenn er noch aufstehen kann, den Rücken und die Ruthe eigenthümlich abwärts krümmt: dann hat sich im Mastdarm, etwa 2 cm vom Waidloch, ein Geschwür gebildet, welches geöffnet werden muß. Man läßt den Hund festhalten — was übrigens manchmal gar nicht nöthig ist, da er in der Hoffnung auf Linderung freiwillig still hält —, fährt mit dem geölten Zeigefinger der rechten Hand in das Waidloch, wo man das Geschwür, von der Größe einer mittlern Haselnuß, bald fühlt und drückt sanft mit ansteigender Kraft nach außen, wo dann der Eiter im großen Bogen herausspritzt. Ist dies geglückt, dann ist sicher viel gewonnen, der Hund sichtlich erleichtert und bald wird er einigen Appetit zeigen, auch ruhig schlafen, während er vorher fieberhaft träumte und zuckte. Es ist diese Procedur verworfen, sogar lächerlich gemacht und gesagt worden, was aus dem After des Hundes gespritzt, sei Koth, aber kein Eiter gewesen; — nun, wer das noch nicht unterscheiden kann, der möge von der Cur eines Hundes überhaupt absehen; ein jeder Hund hat auch dieses Geschwür nicht oder, vielleicht richtiger, nicht in erreichbarer Nähe des Afters; ich (v. R.) bin hierauf durch einen alten, sehr erfahrenen Waidmann aufmerksam gemacht worden, habe es an meinem eigenen Hunde bestätigt gefunden, ihm eigenhändig dieses Geschwür ausgedrückt und versichere, daß der Hund von Stund an sich sehr erleichtert fühlte und genas. Heikel darf man freilich bei dieser Cur nicht sein; auch muß man sicher sein, daß der Finger auch nicht die geringste äußere Verletzung hat, man muß selbstverständlich den Eiter mit sehr warmem Wasser, Seife und Bürste peinlich, namentlich unter dem Nagel abwaschen, aber jedenfalls rathe ich jedem, den Hund darauf zu untersuchen, wenn er die obengenannten Symptome zeigt; bei einem kleinen Hunde wird man freilich den Kleinfinger anzuwenden haben. — Mit einem beschuhten Finger hat man die nöthige feine Fühlung nicht, sonst ist es rathsam, an einem staupekranken Hund mit Handschuhen zu hantiren. Den genesenden Hund füttert man am besten mit leicht gesalzener Fleischbrühe und rohem gehackten Rind- oder Pferdefleisch.

Nebenbei hier die Bemerkung, daß in Abdeckereien aufgezogene, also wol nur mit rohem Pferdefleisch gefütterte Hunde nur selten die Staupe bekommen, vorausgesetzt freilich, daß das Fleisch von gesunden Thieren herrührte; auch Luder schadet den Hunden nicht, was schon aus

der großen Gier hervorgeht, mit der jeder Hund nach solchem Fleisch trachtet. — Ist schon vollständige Lendenlähmung eingetreten, dann rathe ich ohne weiteres den Hund zu tödten, mit Haarseilen quält man ihn nur unnütz, und überhaupt darf man, selbst wenn er erhalten bleibt, kaum darauf rechnen, daß er zu voller Ausbildung des Körpers und der Sinne gelangt, also nie ein brauchbarer Hund wird, gar oft hat er dabei die Nase verloren, triefende Augen behalten, oder andere Uebel bleiben an ihm haften.

Das höchste Stadium dieser Krankheit ist der stillen Wuth nahe verwandt; der Stall muß nach Genesung, resp. Beseitigung des Hundes mit peinlichster Sorgfalt gereinigt und desinficirt werden.

4) Leibesverstopfung.

Die Hunde, vorzüglich die jungen, sind diesem Zustande nicht selten unterworfen. Man erkennt die Krankheit sehr leicht an dem immerwährenden Zittern und Winseln des Hundes, an den oftmaligen fruchtlosen Versuchen, sich zu lösen, und an dem harten vollen Leibe. Abführende Mittel[1], und nach Umständen Klystiere, leisten hier die wirksamste Hülfe, mit der man vorzüglich bei jungen Hunden nicht säumen muß, weil sonst die Krankheit gefährlich werden, oft dem Hunde den Tod zuziehen kann. — Abführungsmittel:

℞. 1 Loth zerfallenes Glaubersalz.
$\frac{1}{2}$ Quentchen Rhabarber.
$\frac{1}{2}$ Scrupel Sennesblätter.
10 Gran Crem. Tart.

Man bereite aus diesen Ingredienzien entweder eine Latwerge, und streiche sie dem kranken Hunde vermittels eines hölzernen Spatels auf die Zunge und den Gaumen, oder gebe sie in Pillenform.

Die Dosis ist für große starke Hunde angeordnet, und so wird man — und dies gilt hier ein für allemal — kleinern schwächern Hunden die Hälfte, auch nach Maßgabe des Alters und der Leibesbeschaffenheit hin und wieder nur den dritten Theil reichen. Bei ganz jungen Hunden, die mehr als ältere an Verstopfung leiden, leistet das sehr bekannte Stuhlzäpfchen — auf die nämliche Art wie bei Kindern angewandt — sehr gute Dienste.

---

[1] Das beste Mittel ist und bleibt Ricinusöl in Gaben von einem Theelöffel bis 2 Eßlöffel, eventuell nach 2 Stunden wiederholt, weil es die Därme nicht angreift. Damit ist fast stets allein fertig zu werden ohne jedes Medicament.

Wenn die Verstopfung mit starken Leibesschmerzen — und dies äußert sich sehr bald an dem heftigen Winseln und Wehklagen des Hundes — verknüpft ist, so muß man mit schmerzstillenden Klystieren zu Hülfe kommen. Die einfachsten sind die, die aus Hafergrütze, Romey (Kamille) und etwas Leinöl oder auch aus warmer Milch und Leinöl bereitet werden. Zuweilen müssen indessen von folgenden reizbarern Mitteln angewandt werden:

Nr. 1.

℞. 3 Drachmen Sennesblätter, oder 3 Drachmen weiße Nießwurz.
3 Hände voll Kamillenblätter.
3 Hände voll Eibischkraut.
1 Loth Anissamen.

Vorstehende Ingredienzien werden mit einem Aufguß von Bier gekocht, hiernächst aber $1/2$ Eßlöffel voll Salz und 2 Loth Leinöl hinzugefügt.

Nr. 2.

℞. 3 Hände voll Kamillenknospen.
2 Loth Eibischwurzel.
2 Loth Fenchelsamen.

In Wasser gekocht, durchgeseiht, und 2 Unzen Baum- oder Leinöl, ingleichen $1/2$ Eßlöffel voll Salz hinzugefügt.

Nr. 3.

℞. 2 Loth Kümmelsamen.
2 Loth Polychreßsalz.

In Wasser gekocht, durchgeseiht und 2 Loth Ol. Chamomillae coct. und 2 Unzen Olivenöl hinzugethan.

Nr. 4.

℞. $1\,1/4$ Loth Seife.
1 Quentchen Anisöl.

In Milch gekocht, durchgeseiht und eine mäßige Quantität Sirup und Salz hinzugefügt.

Man wähle nun von diesen Verordnungen entweder die beiden ersten, die bei sehr heftigen Koliken die wirksamsten sind, oder die letztern, deren Zubereitung am leichtesten ist, so muß man bei der Anwendung die Vorsicht gebrauchen, daß man das Klystier nicht zu heiß, sondern nur lauwarm, ingleichen allmählich und in kleinen Intervallen — weil die Hunde nicht den Athem an sich halten — beibringe, weil sonst die Anwendung fruchtlos bleiben dürfte. Auch pflegen die Jäger sich

bei hartnäckigen Verstopfungen eines Mittels zu bedienen, welches wirklich sehr gute Dienste leistet. Man nimmt nämlich einen Hasenbalg mit sammt der Wolle, wenn es sein kann frisch abgestreift, hackt ihn klein, thut ihn in einen Topf und gießt ein berliner Quart frische Kuhmilch darauf. Man läßt alles tüchtig zu einem Brei einkochen, und setzt es dem Hunde lauwarm vor. Es ist dies selbst in Fällen, wo die Hunde die Eßlust verlieren, ohne daß man Symptome einer andern Krankheit wahrnimmt, als ein sehr gutes Reinigungsmittel zu empfehlen.

5) Erbrechen.

Gewöhnlich eine Folge schlechter, unverdaulicher oder auch wol unmäßig genossener Nahrung, mithin aber auch oft eine glückliche Krisis der Natur, durch welche die Krankheit mehrere male ohne anderweitige Mittel gehoben wird. Wenn die Genesung indessen nicht bald erfolgt und man bei dem Hunde nach dem Erbrechen dessenungeachtet Ekel vor Nahrung, eine trockene warme Nase, Unlust u. s. w. wahrnimmt, so muß man der Natur mit einem Brechmittel zu Hülfe kommen. Hier ist eins:

℞. 8 Gran weiße Nießwurz, oder 15 Gran Ipecacuanha,
mit Tragant oder arabischem Gummi vermischt und zu Pillen geformt.

Sollte das Erbrechen zu lange anhalten, so gebe man folgendes Mittel:

℞. 1 Drachme Zimmet.
6 Gran Cascarillen-Extract.
6 Tropfen Citronenöl.
12 Gran Salpeter.

Die Ingredienzien werden, wie die vorigen, zu Pillen geformt.

6) Durchfall.

Die Krankheit entsteht größtentheils aus Erkältung oder aus Ueberfressen und zu fetter unpassender Nahrung und kann, wenn sie anhält, gefährlich werden. Sie ist oft mit Blutnetzen vermischt und hat alle Symptome der Ruhr. Sie ist überdies ansteckend, und man muß den kranken Hund absondern. Das vorhin aus Ipecacuanha oder Nießwurz angeordnete Brechmittel und fortdauernde Erwärmung des Leibes leisten hier die besten Dienste. Anstatt der gewöhnlichen Haferschrotfütterung gebe man dem Hunde dünne Fleischbrühen und schütte in diese 2 Scrupel Magnesia alba, wobei man auch 1 Loth Rhabarber in Wasser auflösen und dieses dem Hunde zum Getränke — er pflegt es nicht zu verschmähen — vorsetzen kann. Auch ist ein aus Bohnenmehl und 2 Scru-

peln Magnesia alba gekochter Brei, ingleichen eine von einem fetten Schöpsenkopf bereitete Suppe dem Hunde bei dieser Krankheit sehr dienlich und heilsam. Nur muß aller Milchgenuß sorgfältig vermieden werden.

Vorzuziehen ist folgende Behandlung: Man gebe zunächst eine Dosis Ricinusöl, demnächst aber täglich 1—2 Eßlöffel voll bestes Speiseöl oder Leberthran. Etwas Fleischbrühe mit zerlassenem Hammelfett wird dann jedesmal helfen. Der Durchfall kann auch von im Darme befindlichen fremden Gegenständen herrühren; hier ist erst recht Oel zu reichen nebst schleimiger leichter Nahrung (Haferschleim). Eventuell vorsichtige Untersuchung des Mastdarms.

7) Husten.

Diese Krankheit rührt entweder von einem im Magen vorhandenen zähen Schleim her, der einen Reiz im Schlunde und auf die dabei liegende Luftröhre macht, oder es liegt dabei eine aus unmäßiger Erhitzung und gleich darauf erfolgter Erkältung entstandene Stockung in den Lungengefäßen zum Grunde. Man erkennt eins und das andere aus sichtbar verschiedenen Symptomen. Im ersten Falle ist der Husten mit Heiserkeit und zum Theil mit Bruströcheln, oft auch mit Würgen, jedoch nicht mit den der letzten Krankheit, der Stockung in den Lungengefäßen, besonders eigenen Symptomen verbunden. Oft schafft ein aus scharfem Essig und Honig bereiteter Trank, wovon man dem Hunde alle zwei bis drei Stunden einen Eßlöffel voll geben kann, baldige Linderung. Sollte die Wirkung wegen des zu festsitzenden Schleims ausbleiben, so müssen reizendere Mittel angewandt werden. Hier ist eins:

℞. 15 Gran Serpentaria.
1 Scrupel Gummi ammoniacum.
$1^1/_2$ Scrupel Succus liquiritiae inspiss.

Mit Honig vermischt und in Pillenform gegeben.

Die Stockung in den Lungengefäßen kündigt sich durch Engbrüstigkeit, kurzen Athem und Keuchhusten an. Die Krankheit ist gefährlich, weil, wenn die Stockung nicht bald gehoben wird, oder nicht durch den Husten ein Auswurf erfolgt, Skrofeln in der Lunge erzeugt werden, die, wenn sie aufgehen oder zu Geschwüren werden, indem sie sich entzünden, den Hund lungensüchtig machen. Ein Aderlaß am Halse oder unter der Zunge, oder auch anstatt dessen 5—6 Blutegel, die man unten am Leibe ansetzt, ingleichen Klystiere aus Essig und Honig, von jedem

zwei starke Eßlöffel voll, und $1\frac{1}{2}$ Quentchen Kamillen bereitet, leisten noch immer die besten Dienste. Auch kann man dem Hunde einen kühlenden Trank reichen, der folgendergestalt bereitet wird:

Man nimmt eine Quantität süße Mandeln, nicht bittere, denn diese sind den Hunden schädlich, oft tödlich — darum muß man jede zuvor kosten — läßt diese zerstoßen, fügt etwas Mohn und Brunnenwasser hinzu, und macht eine Milch daraus, thut in diese 3 Gran Kampher und 1 Scrupel Salpeter, und gibt dem Hunde alle zwei Stunden einen starken Eßlöffel voll davon. Die Fleischbrühe, die man ihm statt der gewöhnlichen Fütterung vorsetzt, kann man, wie das Wasser zum Saufen, mit etwas Essig vermischen.

8) Bräune.

Eine Krankheit, die bei Hunden, wenn auf übermäßige Erhitzung schnelle Erkältung folgt, nicht selten und oft sehr gefährlich ist. Es entsteht dann eine Stockung in den Blutgefäßen, die, verbunden mit der eintretenden Zähigkeit der Säfte, dieses Uebel zu Wege bringt. Das Zäpfchen im Halse ist dann sichtbar entzündet, die Zunge braun und angeschwollen. Das Athemholen wird dem Hunde schwer, die Augen treten heraus, alle Eßlust verschwindet und es ist im Gegentheil Neigung zum Erbrechen vorhanden. Es ist hier schleunige Hülfe nöthig. Das erste, was man hierbei zu thun hat, ist, daß man dem Hunde entweder unter der Zunge und an den Ohren eine Ader öffne oder ihm 5—6 Blutegel am Halse ansetze, dann aber Zunge, Gaumen und den inwendigen Theil des Maules mit einer Mischung von Weizenmehl, pulverisirter Salbei und Salz reibe, ihm alle zwei Stunden einen starken Eßlöffel voll Gummischleim oder noch besser, wenn es die Jahreszeit gestattet, saure Molken reiche, da dann die Krankheit hoffentlich vorübergehen wird.

9) Schwämme.

Zuweilen werden durch unterdrückte Ausleerung des Speichels die Speichelgänge verstopft, und es entstehen dann in dem Rachen des Hundes kleine Geschwüre, die man Schwämme, auch nässende laufende Geschwüre nennt, die dem armen Thiere viele Schmerzen verursachen. Reinigungsmittel, aus Glaubersalz, Rhabarber und Cremor Tartari bereitet und öfteres Bestreichen mit einer aus Gerstenmehl und Essig bereiteten Salbe vertreiben das Uebel.

10) Kopfschmerzen.

Auch an diesem Uebel leiden die Hunde bisweilen. Vollblütigkeit, zähe Säfte, Unreinigkeit des Magens, zu enge Halsbänder, sowie manche andere Congestionen nach dem Kopfe geben die nähere oder entferntere Veranlassung zu dieser Krankheit. Der Hund verliert seine gewöhnliche Munterkeit, läßt den Kopf hängen und wehklagt. Ein Reinigungsmittel aus Glaubersalz, Rhabarber und Cremor Tartari, oder ein Klystier, zu dem man das Nr. 4 wählen kann, verschaffen baldige Linderung.

11) Blähungen.

Diesem Uebel sind die Hunde hin und wieder nicht minder ausgesetzt. Blähende, unverdauliche Nahrungsmittel, Mangel an Bewegung u. s. w. sind die nächsten Veranlassungen.

Die Symptome sind Aufstoßen, Beängstigungen, Unruhe, Herzklopfen, ein aufgetriebener Leib u. s. w. Klystiere, und zwar das Nr. 3, ingleichen 6—8 Tropfen Kümmelöl auf Zucker gereicht, heben das Uebel.

12) Harnverhaltung.

Die Krankheit entsteht größtentheils aus übermäßiger Erhitzung, vermöge welcher durch eine Anhäufung von Blut und zäher Feuchtigkeit eine krampfhafte Bewegung in den Nieren und dem Blasenmuskel des Hundes erzeugt und wodurch die Entledigung des Harns verhindert wird. Ein krampfstillendes Klystier, wozu man das Nr. 3 wählen kann, und ein warmer Umschlag um den Leib von Kamillenblumen in Milch gekocht, verbunden mit einem Decoct von Pappelblumen, den Blättern der Judenkirsche, Fenchel und Brombeerstrauchwurzel, wovon eine Hand voll in weißem Weine, und zwar ein berliner Quart zum dritten Theil eingekocht und dem Hunde alle zwei Stunden ein starker Eßlöffel voll gereicht wird; ingleichen lauwarme Ziegenmilch, noch besser aber eine gute Hand voll Hanfsaat im Mörser gestoßen und mit einem Quentchen Wasser — das jedoch vorher aufgekocht werden und erkalten muß — vermischt und dann filtrirt, dem Hunde statt des gewöhnlichen Getränks vorgesetzt, pflegen das Uebel bald zu heben. Der Gebrauch des Spargelsaftes und der Spargelsamenabkochung, der wol hin und wieder in solchen Fällen angepriesen wird, ist aber geradezu schädlich, oft tödlich.

13) Unwillkürlicher Harnausfluß.

Bei dieser Krankheit liegt eine Erschlaffung des Blasenmuskels zum Grunde, meist verursacht durch zu häufige Befriedigung des Geschlechtstriebes. Das beste Mittel ist das öftere Waschen der Zeugungstheile mit kaltem Wasser, in welches man vorher 1 Loth Salmiak auf ein berliner Quart hineinthut. Auch kann man täglich einmal 12—15 Gran Alaun in Wasser aufgelöst geben; überdies aber einen glühenden Stahl in Wasser ablöschen, und dieses zum Getränke vorsetzen.

14) Flüsse.

Scharfe, zähe, dicke, verdorbene Säfte verursachen diese Krankheit, die sich dann gewöhnlich durch locale Schmerzen an einem oder dem andern Theile des Körpers äußert. Ein gelindes Reinigungsmittel aus Glaubersalz, Rhabarber und Cremor Tartari, ingleichen zertheilende Pillen aus 6 Gran Antimonium crudum, und 8 Gran Krebsaugen — beides pulverisirt — bereitet, auch öfteres Reiben und Waschen mit Kampher und Seifenspiritus heben das Uebel.

15) Blutfluß.

Die Veranlassungen zu dieser Krankheit sind ebenso verschieden als die Symptome, unter denen sie sich ankündigt. Oft ist ungebührliche Anstrengung der Hunde beim Verfolgen des Wildes, oft innerliche Verletzung, oft aber auch ein Geschwür in den Eingeweiden die nächste Veranlassung. Im ersten Falle wird der Hund, je nachdem sich das Blut unmittelbar aus den Lungen ergießt, oder ein Blutgefäß im Kopfe oder an einem andern Orte durch den übermäßigen Antrieb gesprengt ist, entweder durch den Schlund oder durch die Nase Blut auswerfen, oder der Blutfluß durch die Harnwege vor sich gehen; im letztern Fall aber, und wenn nicht sowol Erhitzung und Anstrengung, als innerliche Verletzung oder ein aufgegangenes Geschwür in den Eingeweiden die Veranlassung zum Blutfluß gibt, wird der Hund außerdem, daß er Blut netzt, die Eßlust verlieren und sichtbar in den Weichen abfallen. Die Cur ist hiernach ebenfalls verschieden. Im ersten Fall gebe man dem Hunde folgendes Mittel:

℞. 1 Scrupel Salpeter.
10 Gran Krebsaugen oder gebrannte und pulverisirte Auster- oder Eierschalen.
10 Gran Terra de Catechu.
8 Gran Alaun.

Zu Pillen geformt und dem Hunde täglich, bis der Blutfluß nachläßt, gereicht. Oder man lasse aus $1/_2$ Quentchen Althäawurzel und einer Beimischung von 6—8 Gran Arnica, pulverisirt, Pillen bereiten und gebe diese dem Hunde.

Im zweiten Falle pflegt folgendes Mittel gute Dienste zu thun:

℞. 4 Gran Pulv. rad. Squill.
10 Gran Pulv. Rhei.
2 Drachmen Theriac. andromach.

Zu Pillen geformt und diese dem Hunde gereicht. Oder man lasse 8 Gran Alaun in Milch kochen, und setze diese dem kranken Hunde vor.

Es kommt aber auch der Fall vor, daß ein Hund nach einem vorhergegangenen Anfall von Staupe plötzlich ein heftiges, beinahe ununterbrochenes Nasenbluten bekommt. Die aus Salpeter, Krebsaugen u. s. w. bereiteten Pillen wurden gegeben und das Nasenbluten ließ in Zeit von einer Stunde merklich nach, hörte nach der zweiten Gabe ganz auf. Es ist dabei bemerkenswerth, daß, so lange das Nasenbluten währte, keine Spur von Staupe da war. Sobald es aufhörte, stellte sich gleich die Staupe wieder ein, die aber in zwei Tagen blos durch den Gebrauch eines Brechmittels von Nießwurz und durch das Einspritzen des Mandelöls vorüberging.

16) Würmer.

Die Hunde, und vorzüglich die jungen Hunde, sind dieser Plage häufig ausgesetzt. Sie leiden an Spul- und Fadenwürmern — und alte und junge — vielfältig an dem Bandwurme, dessen Existenz man mehrmals dadurch, daß er bei Veränderung des Wetters, gleich dünnen Fäden am After heraushängt, gewahr wird. Unlust, Schwindel, convulsivische Bewegungen, zuweilen ungewöhnlicher Heißhunger, ingleichen häufiges Herumrutschen auf dem Boden in sitzender Stellung u. s. w. sind die verschiedenen Symptome, die das Dasein von Würmern bei Hunden anzeigen. Hier sind die Mittel:

℞. 1 Scrupel Sabadillensamen und Kapsel (Semen et Capsul. Sabadillae).
1 Scrupel Gummi guttae praepar.

Mit einer Beimischung von Rhabarber zu Pillen geformt.

Oder:

℞. Wermuthsaft und Leberaloe } von jedem $1^1/_2$ Scrupel.

1 Quentchen Hirschhorn.
1 Quentchen Schwefel.
Mit Nußöl zu Pillen gemacht.
Oder:
℞. 1 Quentchen Wurmsamen (Semen Cinae).
$1 \frac{1}{2}$ Loth Corallenmoos.
Mit Nußöl, Honig oder Sirup zu Pillen geformt. Man setzt den Gebrauch dieser Arzenei 6—8 Tage hintereinander fort, und gibt dann, um das Heraustreiben der Würmer zu befördern, ein gewöhnliches Reinigungsmittel aus Glaubersalz und Rhabarber verfertigt.

Gegen den Bandwurm wird jetzt wol ausschließlich eine Pille von Kusso angewendet, deren Größe man von dem Apotheker bemessen läßt; für einen starken Hühnerhund ist die Größe einer Haselnuß entsprechend.

17) Englische Krankheit oder Zwergwuchs.

Mit diesem Uebel sind junge Hunde hin und wieder behaftet. Ein gebogenes Rückgrat, schwache Gelenke, geschwollene Knochen und Knoten, krumme Füße sind Kennzeichen dieser Krankheit, die bald durch ungesunde Muttermilch, bald durch Würmer, bald durch die beim Zahnen zurücktretende Feuchtigkeit und andere die flüssigen und festen Theile des Körpers in Unordnung bringende Ursachen erzeugt wird. Oeftere Reinigungsmittel und ein aus 1 Loth Krapp (Rubia tinctorum) und einem berliner Quart Milch bereitetes Decoct, von dem man den jungen Hunden täglich $\frac{1}{2}$ Quart zum Saufen vorsetzen kann, sind das Zweckmäßigste, was hier zu thun ist.

18) Lähmung der Glieder.

Rührt entweder, wie von den Flüssen bemerkt worden, von dicken, zähen, verdorbenen Säften, zuweilen von Erkältung, oft aber auch von einer Nervenschwäche her. Waschen mit Spiritus Formicarum, auch warme Umschläge von Wachholderbeeren in Wasser gekocht, sind hier die Heilmittel.

Zuweilen trifft die Lähmung nicht blos einzelne Theile, sondern den ganzen Körper, da dann der Hund in allen Gliedern steif und gelähmt ist. Hunde, die oft und viel auf Entenjagden und im Wasser gebraucht werden, sind diesem Zufall nicht selten ausgesetzt. Warmes Baden in Wasser, mit Kamillen, Kleie und weißer Seife gekocht, vorzüglich aber das Waschen mit dem wider die Räude und Staupe angeordneten, aus

der weißen Nießwurz bereiteten Decoct; ingleichen ein Ameisenbad, wie nicht minder Umschläge von Heusamen in Wein gekocht, sind hier die zweckmäßigsten Mittel.

19) Verschlagen.

So nennen die Jäger eine Krankheit, mit der Hunde zuweilen behaftet werden, wenn sie bei der Rückkehr von der Jagd sehr erhitzt sind, sich dann am Saufen erfrischen und nun ausruhen. Lähmung an den Füßen ist gewöhnlich die Folge davon. Man kann sie am leichtesten durch ein lauwarmes Ameisenbad herstellen oder nehme sogleich lauwarmen Essig mit etwas Kienruß und Salz und wasche die Läufe und Blätter stark damit. Auch das Waschen mit einem Absud von weißer Nießwurz in Kofent (Nachbier) ist heilsam.

20) Krampfsucht.

Ein schmerzhafter Nervenzufall, der ein Zusammenziehen und Steifwerden der Sehnen veranlaßt. Zur innerlichen Cur sind zu empfehlen: frische Kamillenblumen und Schafgarbe, von jedem eine Hand voll klein zu schneiden und von dem ausgepreßten Safte, den man mit etwas Safranpulver — auf einen Eßlöffel Saft 2 Gran — vermischt, dem kranken Hunde dann und wann einen halben Eßlöffel voll zu geben. Aeußerlich kann man einen in warm gemachtes Oel getauchten Lappen auf den leidenden Theil legen.

21) Gicht.

Viele Hunde leiden, vorzüglich im Alter, an dieser Krankheit, welche selten geheilt werden kann. Sie äußert sich bald durch eine von Zeit zu Zeit eintretende schmerzhafte Lähmung, bald durch Aufschwellung einzelner Theile. Sorgfältige Vermeidung aller fetten, nahrhaften Speisen und häufiger Milchgenuß sind das einzige, was hier nicht sowol zur Cur, als zur Linderung des kranken Hundes dient.

22) Lendenschmerzen.

Diese Krankheit steht mit der Gicht in naher Verwandtschaft und rührt größtentheils von dieser, oft aber auch von Erkältung her. Der Hund geht oder schleppt sich vielmehr — denn das Gehen wird ihm wegen des Zusammenziehens des Lendenmuskels sauer — winselnd mit gekrümmtem Rücken einher. Der äußerliche Gebrauch der venetianischen

Seife, ingleichen das Reiben mit Ameisenspiritus gewähren Linderung. Auch das Decoct aus der weißen Nießwurz leistet gute Dienste.

23) Schmerzen am Hintern.

Zuweilen sieht man die Hunde in sitzender Stellung auf dem Boden herumrutschen, und es ist dies, wenn es häufig geschieht, ein Beweis, daß sie Schmerzen am Hintern haben, zugleich aber auch, wie bereits erwähnt ist, eine Anzeige von Würmern. Wie man den letztern begegnet, ist oben bereits angeführt. Um den Schmerz zu stillen, wird eine von geriebenem Knoblauch und Oel bereitete Salbe gute Wirkung thun.

24) Zufälle und Krankheiten trächtiger und säugender Hündinnen.

Mit Beziehung auf dasjenige, was über die Pflege und Wartung der Hündinnen vor und nach dem Abwölfen gesagt ist, noch Folgendes: Das Gebären ist zuweilen mit vielen schmerzhaften Wehen verknüpft. Sie sind zweierlei Art, falsche und wahre; bei den ersten, den falschen, wenn nämlich keine Anzeige des wirklichen Gebärens erfolgt, kann man mit einem Klystier von Hafergrütze, Romey und Leinöl zu Hülfe kommen; bei den wahren dagegen ein temperirendes Pulver von Austernschalen, Salpeter und Bibergeil, von jedem etwa 12 Gran mit 25 Tropfen Laudanum vermischt, eingeben. Wenn ein sogenannter Vorfall der Gebärmutter eintritt, so wird dieser durch Einreiben mit Oel und einem kalten Umschlage von Wasser und Essig am leichtesten zurückgebracht. Wider die Zufälle am Gesäuge, als Anschwellen, Knoten, Verhärtungen, ist zu empfehlen das öftere Waschen mit Seifenspiritus und Kampher, und wenn das Gesäuge sehr entzündet und angeschwollen ist, die früher angeführten Bähungen von heißem Essig, sowie Reinigungsmittel. Die Essigbähung wird folgendergestalt angewandt: Man macht einen Stein heiß, gießt Essig darauf, behängt die Hündin mit einem Tuche und läßt nun den Dampf oder die Bähung unter diesem gegen die Brüste aufsteigen. Man wiederholt dieses Mittel täglich einigemal, bis das Uebel vorüber ist. Zum Reinigungsmittel gibt man ihr die aus Glaubersalz und Rhabarber angeordneten Pillen oder Latwerge, welches man ihr auch dann, wenn die Jungen während des Säugens erkranken — weil dies gemeinhin von der schlechten Beschaffenheit der Muttermilch herrührt und mithin ein Beweis von der Unpäßlichkeit der Mutter ist — geben kann.

Die Milchdrüsenentzündung entsteht durch Druck oder Schlagen des Gesäuges, sehr oft durch Benutzung säugender Hündinnen zur Jagd. In dem Falle, wo die Entzündung so weit vorgeschritten, daß eine Eiterung

eintritt, beobachte man genau, an welcher Stelle die Geschwulst weich wird. Hier schneidet man eine Oeffnung, welche sofort eine Masse flüssiger stinkender Jauche entleeren wird. Durch Streichen und sanftes Drücken befördert man diesen Fluß. Die Wunde ist durch Seifenwasser auszuspritzen und muß langsam zuheilen, um allen Eitermassen Zeit zum Abfluß zu gewähren.

25) Vergiftung.

Wenn Hunde durch Zufall Gift bekommen, so gebe man ihnen so viel Oel, als sie nur hinunterbringen können und mögen. Dies und Klystiere von Kamillen, Flieder und Milch sind die einzigen Mittel, sie zu retten, wenn sie anders auf frischer That angewandt werden und die Hülfe nicht zu spät kommt.

B. Aeußerliche Krankheiten.

1) Augenkrankheiten.

Obwol diese gar oft von einem in dem Innern des Körpers liegenden Krankheitsstoff herrühren und in diesem Fall zum Theil ebenfalls innerliche Mittel angewandt werden müssen, so ist ihnen doch, da das Uebel an einem äußern Theile des Körpers sichtbar wird, unbedenklich ein Platz unter den äußerlichen Krankheiten einzuräumen.

Es werden z. B. Augenentzündungen — triefende Augen, Augenfelle — größtentheils durch scharfe verdorbene Säfte erzeugt. Gegen das erste Uebel sind innerlich leichte Reinigungsmittel von Glaubersalz und Rhabarber bereitet, sowie 1—1 1/2 Loth Salpeter in Wasser aufgelöst, zum Getränke, äußerlich aber ein Umschlag an der Stirn von Brotkrumen, mit Essig angefeuchtet, von gutem Erfolg. Bei triefenden Augen muß man ebenfalls durch Reinigungsmittel zu Hülfe kommen, äußerlich aber einen mit einer Mischung von 2 Loth Rosenwasser und 5—6 Tropfen Bleiessig angefeuchteten Lappen auflegen. Auch thut der aus faulen Borstorfer Aepfeln ausgepreßte und äußerlich angewandte Saft, ingleichen eine Bähung von Fenchel in Wasser gekocht, endlich aber auch eine aus Eiweiß, gestoßenem Zucker und etwas Kampher, oder aus 1 Drachme frischer Butter, 10 Gran Mercur. praecipit. rubr. bereitete Salbe, die man täglich einmal in die Augenwinkel wischt, sehr gute Dienste. Zeigt sich ein Fell auf dem Auge, so pflegt eine aus 1/2 Drachme Rindergalle, 10 Tropfen Fenchelöl, 1 Unze Honig und 10—12 Gran pulverisirtem

Safran verfertigte Salbe, die man von Zeit zu Zeit in das Auge oder den Augenwinkel streicht, verbunden mit einem leichten Reinigungsmittel, das man einen Tag um den andern gibt, oder auch gepulverter Zucker, den man einbläst, das Uebel zu heben.

2) Ohrenkrankheiten.

Auch von Krankheiten dieser Art, die ebenfalls von verdorbenen zähen Säften herrühren, sind die Hunde zuweilen heimgesucht. Wenn sich eine Harthörigkeit äußert, so sind anhaltende Reinigungsmittel, aus Glaubersalz und Rhabarber bereitet, und sorgfältige Diätpflege von gutem Erfolg. Zeigt sich eine Geschwulst in den Ohren, so nimmt man einen Eßlöffel voll Honig und eine Hand voll Romey, läßt beides in einem berliner Quart Milch aufkochen und spritzt diese dem Hunde öfters lauwarm in das Ohr. Geht die Geschwulst in Eiterung über, so muß man die Wunde, insoweit man dazu gelangen kann, mit Essig auswaschen, innerlich aber dem Hunde Pillen aus 1 Scrupel Gummi arabicum, 1 Scrupel Althäawurzel und $1\frac{1}{2}$ Scrupel Senfsamen bereitet, geben, bis die Wunde trocken wird. Erfolgt das letztere, so macht man eine Einspritzung von Wasser, Honig und Romey, und reicht dem Hunde innerlich zwei Quentchen pulverisirte Weiden- oder Kastanienrinde. Der Ohrwurm oder Ohrenkrebs — ein krebsartiger Schaden, der sich am Behange einfindet — ist oft erblich und entsteht dann ohne alle äußere Veranlassung, oder er entsteht namentlich bei stark behangenen Hunden durch häufiges Anschlagen der Behänge an Schnallen oder dergl. der Halsung oder an die Korallen. Die erste wohl zu beachtende Anzeige ist in jedem Falle dieselbe, nämlich eine harte Geschwulst am vordern Rande des Behanges, welche durch den eben angegebenen Umschlag zu zertheilen ist. Ist der Schaden aber weiter vorgerückt und offen, so ist das Einschmieren mit der Galle eines wilden oder auch zahmen Schweins, ingleichen ein Pflaster von Daggert oder Terpentin, oder das öftere Aufträufeln des Terpentinspiritus — wobei man die Wunde täglich des Abends mit in Wasser aufgelöstem blauen Vitriol auswäscht —, wie nicht minder das Bestreichen mit Höllenstein mit Nutzen anzuwenden. Oder man nehme Aloë und Myrrhenessenz, von jedem eine leichte Quantität, und bestreiche damit die schadhafte Stelle. Noch besser aber, man hält den Behang einigemal in siedend heiße Butter, oder man schlägt, wenn der Schaden zu weit um sich greift, den angefressenen Theil des Behanges mit einem scharfen Messer ab, wodurch zwar freilich der Hund ver-

unstaltet, der weitern Verbreitung des Uebels aber am sichersten Einhalt gethan wird.[1]

Nicht selten sind Hunde auch harthörig durch verhärtete Unreinigkeiten in den Ohren. Man reinige das Ohr davon und gieße etwas Baumöl wiederholt in dasselbe, wodurch das verhärtete Ohrenschmalz erweicht wird, wickele dann einen leinenen Lappen um einen Stock, bestreiche diesen mit Oel und reinige damit das Ohr so vollständig als möglich.

Der Ohrenzwang äußert sich in einem scharfen, fressenden, stinkenden Ausfluß aus der Ohrmuschel, wobei der Hund den Kopf nach der Seite des kranken Ohrs neigt, viel in demselben kratzt und durch Winseln seine Schmerzen verräth. Diese Jauche wird am besten durch Eingießen von Kampheröl aufgetrocknet und somit beseitigt, dergestalt, daß man dem Hunde den Kopf schief hält, den Behang zurückschlägt, das Kampheröl eingießt, den Behang wieder in seine ursprüngliche Lage bringt und ihn sanft gegen die Ohrmuschel reibt, damit das Oel überall eindringt. Das darauf erfolgende gelinde Brennen hält den Hund vom Kratzen im Ohr ab und die aufgetrocknete Jauche fällt schüppenartig ab oder läßt sich abstoßen. Man wiederholt dieses Eingießen einigemal, bis vollständige Heilung eintritt, lasse aber sobald als möglich davon ab, da dieses Kampheröl das Gehörorgan angreifen soll; so sagt man wenigstens, an meinen (v. R.) Hunden habe ich es nicht bemerkt.

3) Nasengeschwüre.

Sie entstehen aus scharfen Feuchtigkeiten, die sich aus dem Kopfe in die Nase ziehen, sich dort an der innern Nasenhaut anhängen und endlich in Geschwüre übergehen, die oft krebsartig werden. Reinigungsmittel aus Löffelkraut und Brunnenkresse bereitet, wovon man so viel, als man zwischen den Fingern fassen kann, mit einer Beimischung von Honig aufkocht und dem Hunde einen Tag um den andern einen starken Eßlöffel voll einschüttet; wird das Geschwür aber krebsartig, so ist das Betupfen mit Höllenstein das zweckmäßigste Mittel.

4) Krankheiten des Mauls.

Zuweilen zeigen sich in dem Halse kleine Geschwüre, die mit den Schwämmen auf der Zunge Aehnlichkeit haben. Man nimmt auf diesen

[1] Ist das Uebel krebsartig, wie leider nur zu oft, dann hilft das Ausschneiden des Geschwürs nicht. (v. R.)

Fall 3 Galläpfel, ein Weinglas voll Essig, verbranntes und pulverisirtes Papier, ingleichen 1 Drachme Sal ammoniacum, und bestreicht mit dieser Mischung mittels eines kleinen Pinsels von Zeit zu Zeit die Geschwüre.

Bei einer Entzündung am Gaumen vermischt man etwas Honig und Butter und streicht diese Mischung von Zeit zu Zeit vermittels eines hölzernen Spatels an den Gaumen. Findet sich eine Verhärtung am Gaumen ein, so wird das öftere Einreiben einer aus Salz, Essig und Myrrhen bereiteten Mischung gute Dienste thun. Wie bei der Bräune verfahren wird, ist bereits bei den innerlichen Krankheiten gesagt. Zuweilen verursachen stockende Feuchtigkeiten eine widernatürliche Ausdehnung der inwendigen Haut des Halses. Er verschwillt sodann oft dergestalt, daß der Hund keine Nahrung zu sich nehmen kann. Ein warmer Umschlag von dick gekochten Linsen mit Essig oder von dick gekochter Hafergrütze ist hier das beste Mittel.

Wir haben vor der Fütterung mit Schafbeinen gewarnt. Ereignet es sich, daß der Hund einen Knochen verschluckt und dieser im Halse stecken bleibt, so schüttet man ihm Oel ein und hält ihm Maul und Nase zu, um Husten zu erregen, wodurch der Knochen oft bald herausgeworfen wird. Oder man sperre dem Hunde, wenn der Knochen durch das erstere Mittel nicht herausgebracht wird, den Rachen weit auf und gieße nach und nach warmes Wasser ein. Sind diese Mittel fruchtlos, so nehme man Fischbein, bohre an dem einen Ende ein Loch, befestige dort ein Stück Schwamm und suche den Knochen hinunter zu stoßen Erfolgt dadurch eine Verletzung im Schlunde, so wird diese durch öfteres Eingießen des Baumöls geheilt.

5) Zufälle an den Füßen.

Wenn sich die Hunde bei großer Hitze oder starkem Frost die Ballen wund laufen, so reibe man etwas Eiweiß und scharfen Essig untereinander, füge eine mäßige Quantität Kienruß hinzu und lege einen mit dieser Vermischung angefeuchteten Lappen um die Ballen des Hundes. Sind die Ballen aufgerissen und spaltet sich die Haut, so nehme man eine weiße Zwiebel und zerreibe diese in einem Mörser, thue dann etwas Salz und Kaminruß, so viel als man zwischen den Fingern fassen kann, hinzu und bringe alles in eine Masse, streiche diese auf einen Lappen, wasche die Ballen mit weißem Wein, drücke die getrennte Haut sanft zusammen und lege nun den Lappen um. Hat der Hund sich einen Dorn oder Splitter in den Fuß getreten, so wird Hasenfett oder ein Stück Speck, das man auflegt, von gutem Erfolge sein.

6) Quetschungen.

Umschläge von warmem Wein oder Essig, oder auch von Kamillen, Salbei, Majoran oder auch Hollunder, ingleichen Umschläge von Essig und Butter, verschaffen baldige Hülfe. Bei Quetschungen sowie auch bei offenen Wunden thut die bekannte Arnicatinktur (Arnica montana) gute Dienste.

7) Nabelbrüche.

Die ganz jungen Hunde sind diesem Zufall öfters ausgesetzt. Sobald man bei diesen einen Nabelbruch gewahr wird, muß man solchen mehrmals des Tags sanft zurückdrücken, auch allenfalls eine Bandage umlegen, bis er sich beim Heranwachsen des Hundes verliert.

8) Verrenkungen.

Auf den Fall, daß sich eine Geschwulst an dem leidenden Theile zeigt, wird diese durch einen kalten Umschlag von 1 Quartier Weinessig, $^1/_2$ Quart weißen Wein und 1 Loth Salmiak am leichtesten zertheilt. Ist die Verrenkung nicht mit Geschwulst begleitet, so reibt man den leidenden Theil mit einer aus Oel und Schweinefett bereiteten Salbe. In beiden Fällen muß man jedoch den verrenkten Theil zuerst, ehe man mit den Mitteln vorgeht, durch ein sanftes Ausdehnen wieder in seine Lage zu bringen suchen.

9) Maulverrenkung.

Diesem Zufalle sind vorzüglich die Hetzhunde aller Art zuweilen ausgesetzt. Die gewaltsame Anstrengung der Kinnladen beim Packen des Wildprets bringt dann ein krampfhaftes Zusammenziehen der Muskeln zu Wege, und der Zufall ist, wenn nicht schleunige Hülfe erfolgt, gefahrvoll. Warme Umschläge von Kamillen, Fliederblüten, Salbei und Majoran in Milch gekocht und öfteres Waschen mit Essig, Kamillen und abgekochter Schafgarbe sind hier die vorzüglichsten Mittel.

10) Beinbrüche.

Man sucht zuvörderst die gebrochenen Knochen — und es kann dies füglich nicht eine Person allein vornehmen — in ihre natürliche Lage zu bringen, was dadurch bewirkt wird, daß man den Hund niederstreckt, und einer das gebrochene Bein oben etwas ab vom Bruch, ein zweiter

aber an dem andern Ende anfaßt und mit gleicher Kraft sanft ausdehnt, dann aber allmählich nachläßt, damit die gebrochenen Theile wieder aufeinanderkommen. Für den Fall, daß etwa lose, zum Theil abgebrochene Splitterknochen hervorragen, muß die Wunde erweitert und der Splitter mit einem scharfen Messer abgelöst werden. Ist die Einrichtung geschehen, so wird, damit die gebrochenen Theile in der eingerichteten Lage bleiben, der Verband angelegt. Hierzu sind Schienen, Binden, Compressen nöthig, und diese müssen, noch ehe die Einrichtung geschieht, besorgt werden. Die Schienen, welche von Pappendeckel verfertigt und nach der Größe des Bruchs eingerichtet werden müssen, werden zuerst angelegt. Man geht damit folgendergestalt zu Werke:

Man hält die Hand auf der eingerichteten Stelle, damit sie nicht aus der Lage kommt, dagegen ein zweiter alle ungleichen Stellen mit Compressen ausfüllt und nun die Schienen so anlegt, daß die gebrochenen Theile nirgends ausweichen können, aber auch nicht zu sehr gedrückt werden. Hierauf werden die Binden, die gehörig lang und breit sein müssen, behutsam umgewickelt, wobei jedoch dafür gesorgt werden muß, daß sie weder zu fest noch zu gelinde angelegt werden. Ist etwa — und dies darf nicht übergangen werden — eine starke Geschwulst vorhanden, die die Einrenkung behindert, so muß solche, ehe man etwas vornimmt, durch einen warmen Umschlag von Kamillen, Fliederblumen, Rosmarin und Thymian, die man in Wasser kocht, zertheilt und dann erst mit der vorhin beschriebenen Einrenkung und dem Verbande vorgegangen werden. Man muß darauf sehen, daß der Hund sich ruhig halte und sich nicht bewege, damit sich desto eher eine Schwiele (Callus) ansetzen kann. Der erste Verband darf nicht unter 48 Stunden abgenommen werden, es sei denn, daß der Hund starke Schmerzen empfindet, welches ein Zeichen ist, daß der Verband zu fest angelegt ist; man muß dann nachsehen und dem Uebel abhelfen, auch den Verband bei großen Schmerzen öfters von außen mit Essig und Branntwein anfeuchten. Mit dem zweiten Verbande geht man nach 48 Stunden vor, legt dann nach 24 Stunden den dritten an und fährt damit bis zur Heilung fort.

11) Wunden.

Sobald die Wunde an einem Orte ist, wo der Hund mit der Zunge hinreichen kann, darf man ihn seiner Selbstcur überlassen. Ist dies aber nicht der Fall und die Wunde oder Verletzung ungewöhnlich stark und tief, so wird neben dem Auswaschen der Wunde mit Essig und Wein der ausgepreßte Saft von rothem Kohl, oder auch nur das Blatt allein,

das man auf die Wunde legt, oder auch Sauerkohlbrühe, ingleichen das gegen den Ohrenkrebs vorgeschlagene Mittel von Aloë und Myrrhenessenz die sicherste baldige Heilung bewirken.

Umschläge von verdünnter Arnica leisten sichere Hülfe.

Wird der Hund mit heißem Wasser oder Brühe oder sonst am Feuer verletzt und beschädigt, so leistet ein Umschlag von Bierhefen oder eine aus Baumöl, süßer Sahne und Bleiweiß bereitete Salbe die besten Dienste.

12) Schlangenbiß.

Saure dicke Milch, so viel als der Hund nur zu sich nehmen kann und mag, ist gegen den Schlangenbiß das beste Mittel. Dabei muß aber die Wunde scarificirt und ausgewaschen werden, wobei man auch wol verdünnte Salzsäure anwendet. Auch ist zur Bewirkung und Unterhaltung der Eiterung ein Pflaster, mit spanischem Fliegenpulver bestreut, rathsam.

Uebrigens ist bei der Behandlung solcher Wunden große Vorsicht zu empfehlen, damit, wenn z. B. der Biß von der Kreuzotter (Coluber berus) herrührt, nicht ein Nachtheil für den Menschen entstehe. Auch muß dem Hunde bei schmerzhaften Operationen stets ein Beißkorb angelegt werden.

Vierter Abschnitt.

Vom Reh.

Waidmännische Ausdrücke.

Die Augen heißen Lichter; die Ohren Gehöre; die Mundtheile Geäse; die Zunge Lecker; die Füße Läufe; die zweitheilig gespaltenen Hufe Schalen; die beiden hörnernen Auswüchse über denselben Oberrücken oder Geäfter; die Schultern Blätter; über den Hinterläufen stehen die Keulen; zwischen ihnen befindet sich das aus den Eisbeinen bestehende Schloß. Zwischen dem letzten Halswirbel und dem Ende der Rippen liegt der Rücken; zwischen diesem und der Kugel der Zimmer oder Ziemer. Die Weichen oder Dünnungen heißen Flanken; die Mündung des Mastdarms heißt Waidloch; der weiße Fleck um dasselbe Spiegel; das männliche Glied Pinsel; das weibliche Glied Feuchtblatt oder Feigenblatt; die an demselben hervorstehenden Haare heißen Schürze oder Wasserzeichen; der Mist heißt Losung; das Ausleeren sich lösen; das Wasser laufen lassen näßen oder brunsten; das Euter Gesäuge; das Fell Haut, auch Decke; das Fleisch Wildbret, Wildbrät, Wildpret; das Fett Feist; das Blut Schweiß; das Wildpret neben der Gurgel an der Halswirbelsäule Kehlbraten; das am Rückgrat über den Nieren Mehrbraten; die Luftröhre Drossel; der Kehlknopf Drosselknopf; Herz, Lunge und Leber bilden das Geräusche, Gelünge oder die Lunze; die vom Netz umschlossenen Gedärme Gescheide; der Magen Wanst oder Pansen. Der hornartige Kopfschmuck des Rehbocks heißt Gehörn (nicht Geweih); es besteht aus zwei Theilen: Stangen; steht man hinter dem männlichen Reh, dem Rehbock, so ist die zur rechten Hand befindliche Stange die rechte, die zur linken, die linke; die Auswüchse an den Stangen

heißen Enden; die rundlichen Auswüchse an denselben heißen Perlen, welche manchmal so groß sind, daß sie Enden werden; der Theil, aus welchem das Gehörn herauswächst, der Rosenstock; der untere kranzförmige Theil der Stangen heißt Rose, häufiger, wenn auch nicht correct, Krone genannt. Das Gehörn ist nicht groß, schön, häßlich, klein u. s. w., sondern stark, kapital, gering, wie man auch vom Wilde selbst nicht sagt, daß es groß oder fett, klein oder mager ist, vielmehr stark, feist, gering, schwach am Wildpret u. dergl. Das Reh geht nicht, sondern zieht, trabt nicht, sondern trollt; im Galop ist es flüchtig; über Zäune, Gräben u. s. w. springt es nicht, sondern fällt es; sieht es sich unruhig um, so sichert es, horcht es, so vernimmt es; späht es, so äugt es; zieht es den Wind an, so windet es; ist es sorglos, so steht oder zieht es vertraut; sein Lager heißt Bett, in dieses thut es sich nieder, legt es sich nicht; wo es sich dauernd aufhält, da steht es, wo nur zeitweise, da steckt es sich; es frißt oder säuft nicht, sondern äst und trinkt, deshalb heißt auch seine Nahrung Aesung; wo es regelmäßig zu gehen pflegt, da ist sein Wechsel oder wechselt es, tritt auf Felder, Wiesen u. s. w. zur Aesung aus und zieht zu Holze, wenn es nach seinem Stande zurückkehrt.

Die Begattung heißt Brunft, also die bezügliche Zeit Brunftzeit; der Bock beschlägt die Ricke (weibliches Reh), die auch Rehgais, namentlich im südlichen Deutchland, Tirol u. s. w. genannt wird; die Ricke geht danach tragend oder hochbeschlagen, setzt ein oder zwei Kälbchen oder Kitzchen zur Setzzeit, ist sie schon zu alt dazu, so heißt sie gelte Ricke. Das männliche und weibliche Reh im ersten Lebensjahre heißt also Kitzchen oder Kälbchen, im zweiten das männliche Spießbock, das weibliche Schmalreh, und zwar so lange, bis es zum ersten male gebrunftet hat, wonach es Ricke oder alte Ricke heißt, während der Spießbock manchmal zum Gabelbock, besonders aber, wenn er auf guter Aesung steht, gleich zum geringen Bock und von Jahr zu Jahr zum starken, kapitalen Bock heranwächst. Wenn das Reh erschrickt, so schreckt oder schmält es, meldet es sich; schreit es vor Angst und Schmerz, so klagt es; verschiedene Rehe in Gesellschaft bilden einen Sprung; macht sich das Reh sein Bett zurecht, indem es mit den Vorderläufen den Schnee oder die Streu wegschlägt, so plätzt es; stirbt das Reh eines natürlichen Todes, so geht es ein, geschieht dies durch einen Schuß u. s. w., so verendet es; im erstern Falle wird es Fallwildpret, weil man auch sagt es fällt; der Abdruck eines Laufs im Boden heißt Tritt, die von allen in der Aufeinanderfolge Fährte; der Rehbock greift seinen Feind nicht an, sondern

nimmt ihn an, stößt nach ihm; einige sagen auch er forkelt, doch gebraucht man diesen Ausdruck nur vom Hirsch.

Naturgeschichte.

Das Reh hat 32 Zähne; Zahnformel: $\frac{6}{6} \cdot \frac{0}{8} \cdot \frac{6}{6} = 32$, [1] d. h. im Unterkiefer 8 Vorderzähne, im Oberkiefer keine, in beiden Kiefern je 6 Backenzähne auf jeder Seite. In vereinzelten Fällen findet man, wie beim Rothwild, 2 Eckzähne (Haken) im Oberkiefer.

Die Rehkälbchen sind bis zum Herbst weiß gefleckt, nachher nehmen sie die graubräunliche Winterfarbe der Alten an und verfärben sich mit diesen im nächsten Frühjahr in das rostgelbliche oder -röthliche Sommerhaar, dem trockenen Buchenlaube sehr ähnlich. Das wollige, harte und brüchige Haar ist im Winter länger als im Sommer, auf Stirn und Nasenrücken etwas dunkler, auf den Kopfseiten nur um die Lichter gelblich, vom Nasenrücken über die Nasenlöcher hinweg bis zu den Mundwinkeln zieht sich ein schwarzbrauner Streifen; die Innenseite der Läufe sowie der Bauch sind am hellsten; Pinsel, Spiegel und Schürze weiß, ebenso das Kinn sowie je ein Fleck an beiden Seiten der Oberlippe und der vordere Theil des Unterkiefers. — Der kurze Kopf verschmälert sich nach vorn; die Muffel oder das Nasenfeld ist glänzend schwarz, genetzt, mit einzelnen Borsthaaren und geht bis zum obern Rand der schmalen bogenförmigen Nasenlöcher; die Thränengrube, d. h. die unterhalb des Auges sich hinziehende Furche, tritt nur bei ausgewachsenen Exemplaren schwach hervor, bei jungen gar nicht; das große, überaus anmuthige Auge ist glänzend schwarz. Der Schwanz ist äußerlich nicht sichtbar[2]; das innen weiße Gehör beträgt etwa zwei Drittel der Kopfeslänge, die Schalen sind glänzend schwarz und an den Hinterläufen unterhalb der Ferse steht eine Haarwulst.

Es gibt mancherlei Farbenverschiedenheiten, weißliche, bleigraue und schwärzliche, die aber keine besondern Arten begründen. — Die Schulterhöhe eines guten Bocks beträgt etwa 67—68 cm, die hintere etwa 8 cm mehr, die Länge 110 cm; ein guter Bock wiegt unaufgebrochen 23—25 kg, stärkere sind schon Kapitalböcke. Sein Alter mag das Reh in

---

[1] Zum Verständniß der Zahnformel denke man sich die entblößten Kinnladen von vorn gesehen; die Zahlen über dem Strich bedeuten die Zähne der obern, die unter dem Strich die der untern Kinnlade. (v. R.)

[2] In dem preußischen Forstrevier Ibenhorst, Reg.-Bez. Gumbinnen, gibt es Rehe mit ganz kurzen, aber doch äußerlich erkennbaren Wedeln (Schwänzen). Ich selbst habe in diesem Sommer (1883) einen so geschwänzten Rehbock dort geschossen. (v. R.)

günstigen Fällen wol bis 20 Jahre hinbringen, nach einzelnen außerordentlichen Gehörnen zu urtheilen; aus der Gefangenschaft läßt sich darauf nicht schließen, da es in dieser nicht lange lebt.

In seiner Gesammterscheinung ist das Reh vielleicht das zierlichste aller Säugethiere, namentlich spricht das sanfte ausdrucksvolle Auge der Ricke sehr zum Herzen des Menschen und die Kälbchen in ihren bunten Kleidern sind wahrhaft reizende Geschöpfe, welche von der Mutter mit rührender Hingebung und Aufopferung gehegt und gepflegt werden, ja, das sanfte und harmlose Thier vergißt in Momenten der Gefahr die eigenen schwachen Waffen und greift den lungernden Fuchs so energisch mit Schlägen der Vorderläufe an, daß es ihn oft zum Rückzuge nöthigt; der Bock kümmert sich dagegen wenig um seine Nachkommen, unterstützt die Ricke bei Gefahren selten oder gar nicht und ist zur Brunftzeit sogar ein sehr brutaler Gesell, der bei übler Laune und besonders, wenn ihm die Ricke nicht fügsam sein will, diese und das Kälbchen dazu oft gefährlich verletzt. Während im zahmen Zustande die Ricke stets zuthunlich und anhänglich bleibt, wird der Bock durch sein spitzes Gehörn fast immer gefährlich und muß deshalb stets eingeschlossen sein, woraus sich eben keine Annehmlichkeit, ihn zu halten, ergibt.

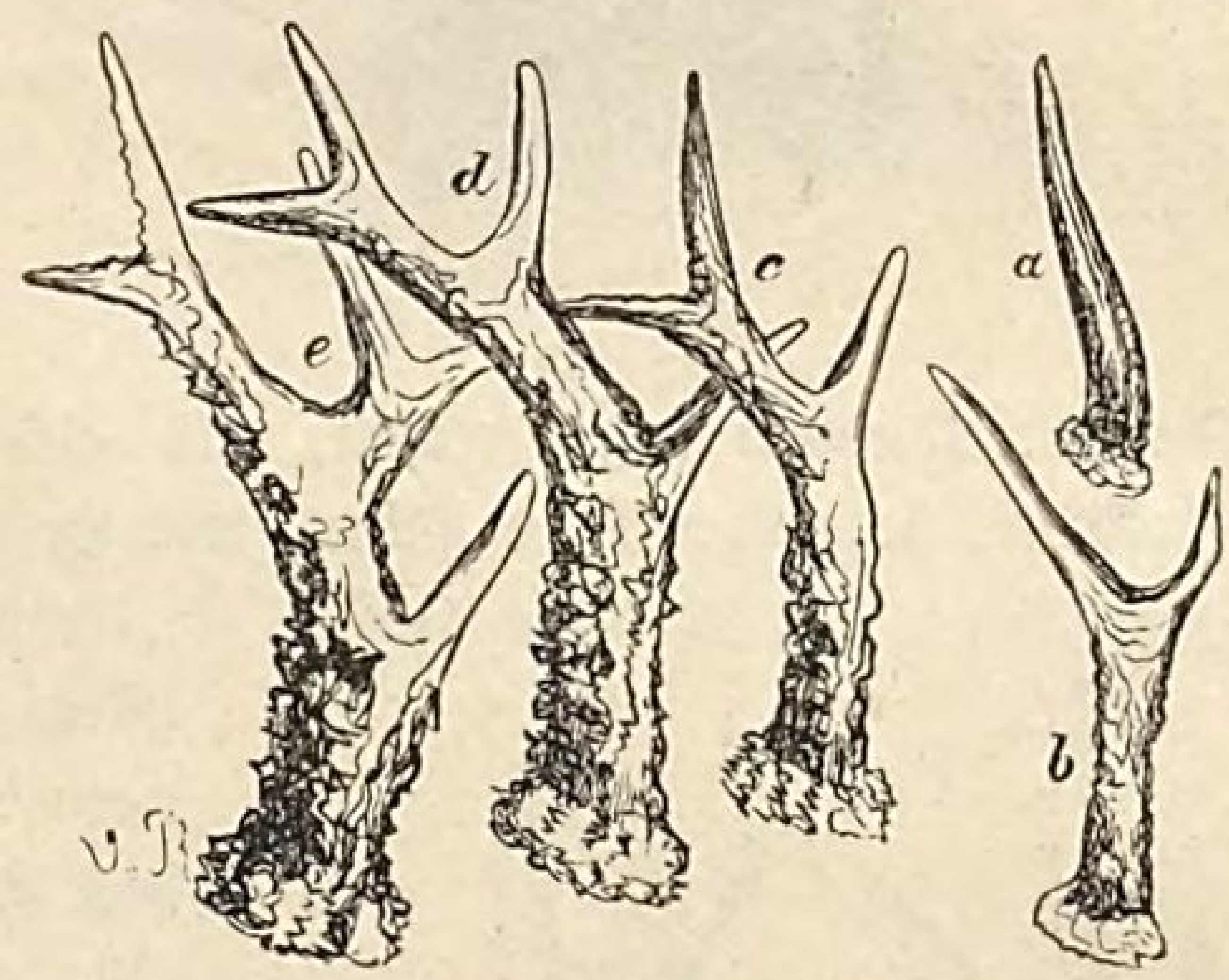


Fig. 15. Wachsthum des Rehgehörns.

Das Rehbocksgehörn ist unstreitig die schönste und zierlichste Form aller Gehörne, resp. Hörner, und soll eine nach innen bogenförmige Gestalt haben, also weder zu sperrig, noch zu steil stehen.

Im October bis November des ersten Lebensjahres wachsen dem Bockkälbchen kleine, mit haarigem Ueberzug, Bast, bedeckte Kolben aus dem Rosenstock, welche im Laufe des Winters sich zu etwa 10 cm langen Spießchen ausbilden und den Spießbock charakterisiren (Fig. 15a); im März oder April reibt er an grünen Baumstämmchen diesen Bast ab, er fegt, wirft sie im December des zweiten Lebensjahres ab und es wachsen alsdann zweiendige Gabelstangen hervor, nach welchen er Gabelbock heißt (Fig. 15b); doch kommt dies nicht immer vor, denn nicht selten, und besonders bei recht kräftiger Anlage und Aesung bekommt der Bock schon ein, wenn auch nur schwaches, doch schon sechs=

endiges Gehörn, welches das normale ist und ihm in den meisten Fällen für immer verbleibt (Fig. 15c), freilich aber an Länge, Stärke und Perlen immer mehr zunimmt. Manche Böcke behalten auch noch im zweiten Jahre Spieße, die nur stärker und perliger als die ersten sind.

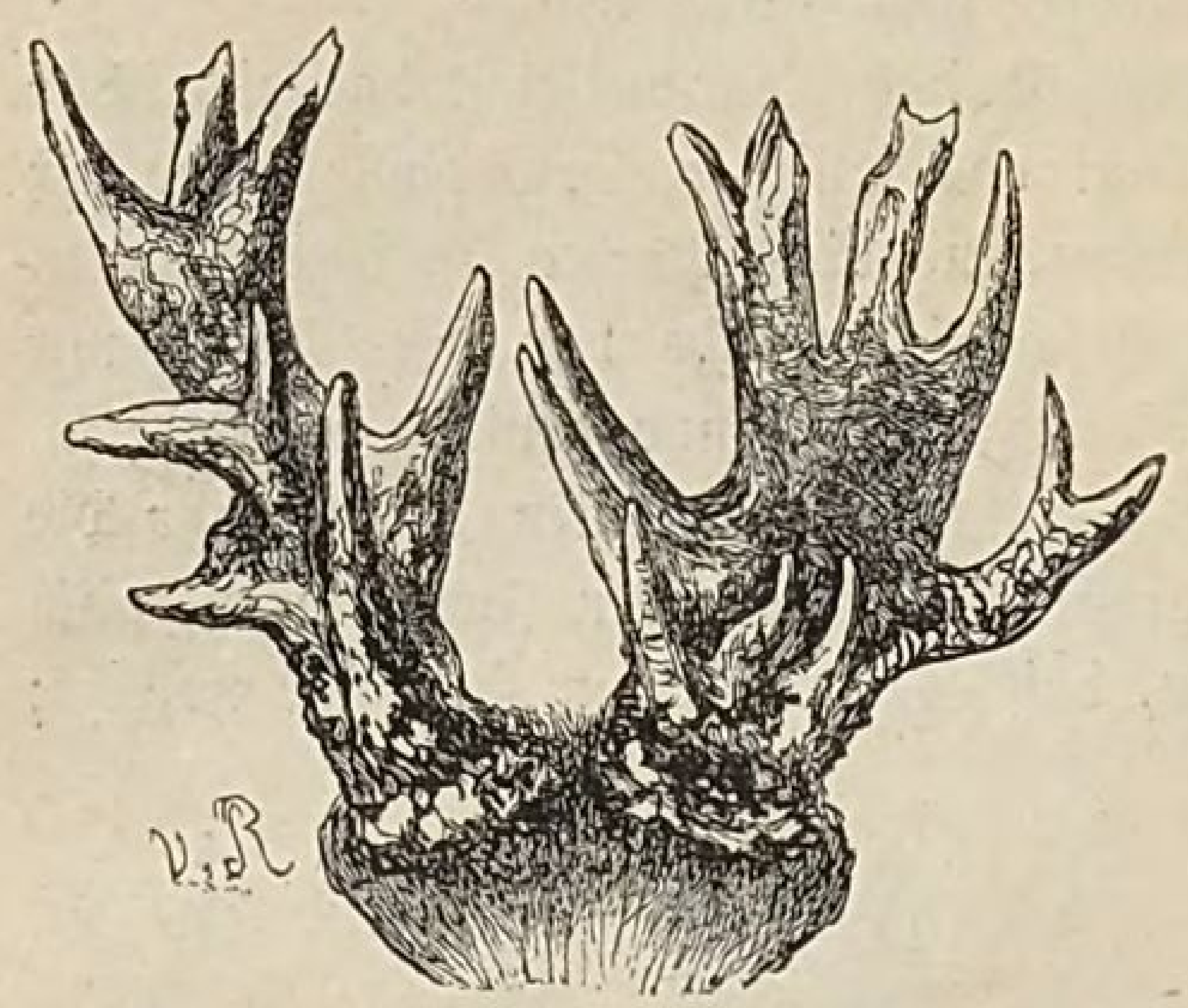


Fig. 16. Urbockgehörn.

Eine Vergrößerung des Rehgehörns wie Fig. 15 d und e als normale Regel anzunehmen, wie manche unter Vorgang von Blasius [1] thun, scheint nicht begründet zu sein, da solche Exemplare allzu selten vorkommen; sie sind ebenso als außergewöhnlich starke, resp. seltene Gehörnbildungen anzusprechen, als alle andern ausnahmsweise starken Gehörne, sie mögen Bau haben, wie sie wollen, die man mit dem Namen „Urböcke" (Fig. 16) zu bezeichnen pflegt. Die seltenste, daher von Kennern und Liebhabern gesuchteste Form des Rehbockgehörns ist der Kreuzbock (Fig. 17), bei welchem die drei Enden jeder Stange ein Kreuz bilden.

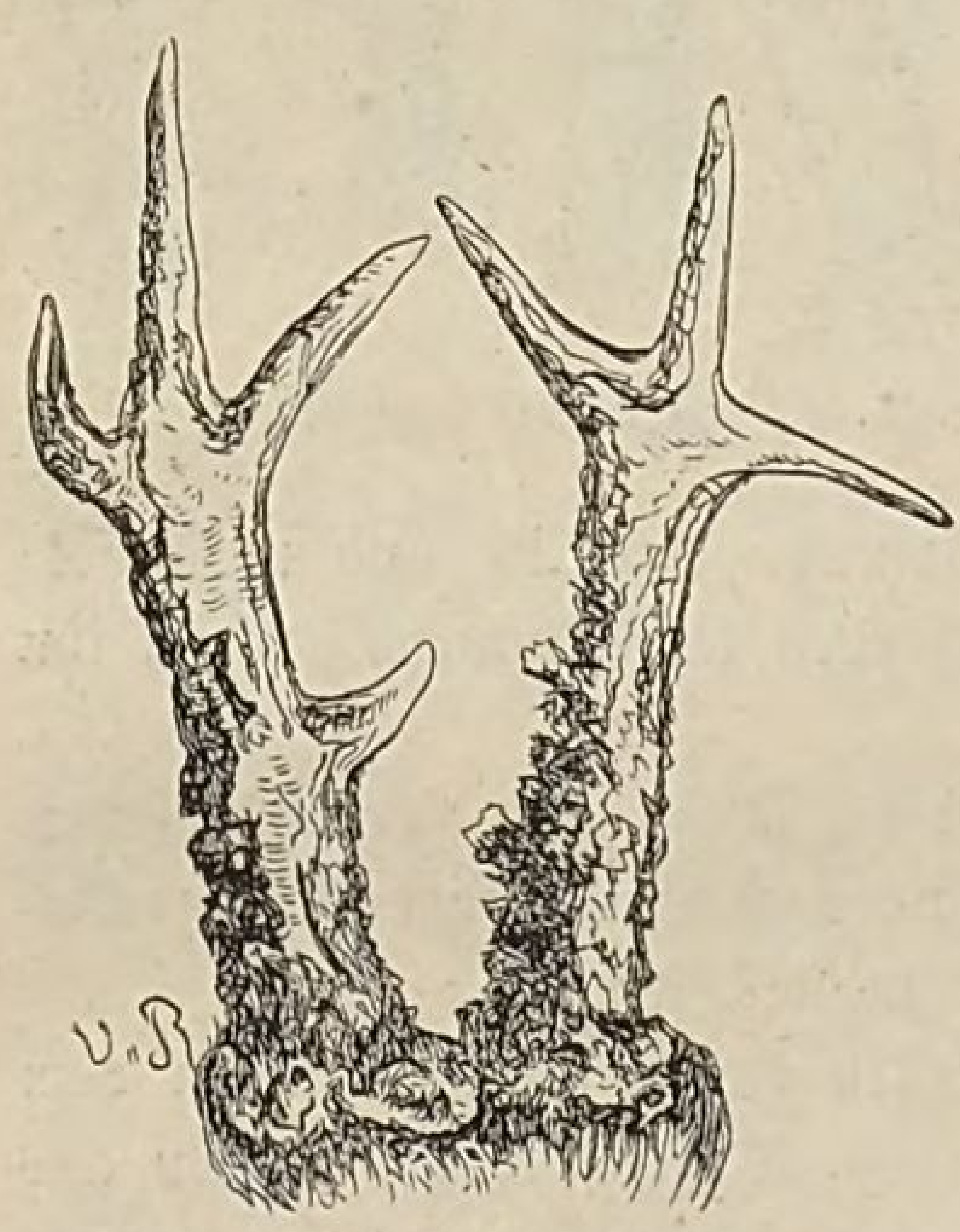


Fig. 17. Kreuzbockgehörn.

Warum gerade beim Reh so außerordentlich viele Abweichungen vom normalen Gehörnbau vorkommen, sogenannte abnorme, widersinnige oder monströse Gehörne, ist schwer zu sagen, und ihre Anzahl und Mannichfaltigkeit ist so groß, daß jede Beschreibung überflüssig, weil unvollständig ist; es ist eben alles Denkbare oder nicht Denkbare möglich; äußere Verletzungen oder innerliche Unregelmäßigkeiten, auch Vererbung, sind als Ursache dieser Misbildungen anzusehen, die bald abwärts gebogen, oder leierförmig, oder zu Keulen und Schaufeln verdickt, resp. erweitert, bald als große Spieße sich zeigen, oder neben einer normalen Stange eine gänzlich ver-

[1] Vgl. dessen „Wirbelthiere von Mitteleuropa", I.

krüppelte aufweisen. Die wunderlichste aller Monstrositäten ist das sogenannte Perrükengehörn (Fig. 18), eine mehr oder weniger formlose Masse, die meist gar nicht zur Verhärtung kommt, in allen Fällen aber, als krankhafte Erscheinung, ein frühzeitiges Eingehen des damit belasteten Bocks verursacht.

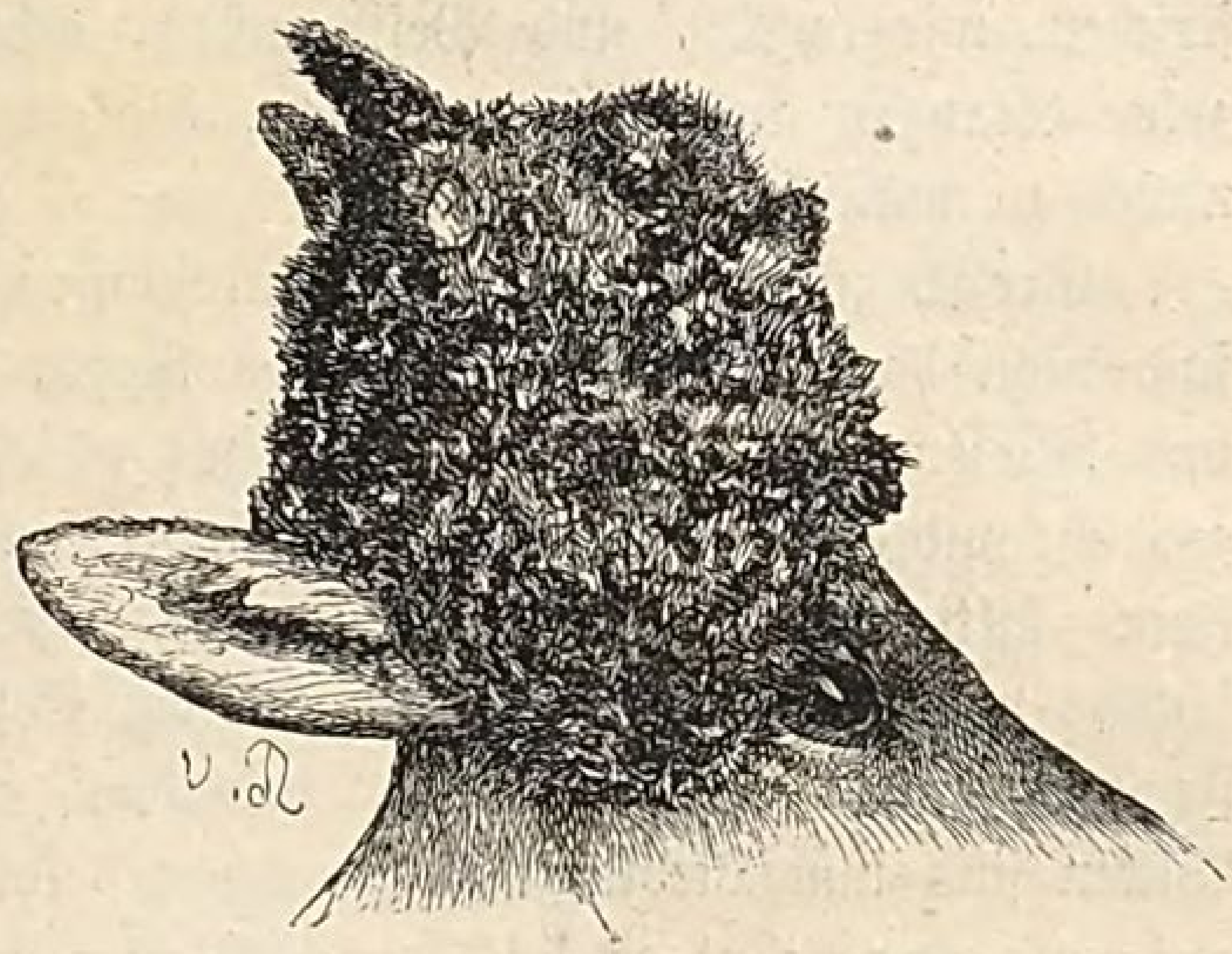


Fig. 18. Perrükengehörn.

Das beistehende Perrükengehörn, ausnahmsweise gut ausgewachsen, ist im Besitze Sr. Majestät des Deutschen Kaisers; das Urbocksgehörn besitzt Herr H. Lantz auf Lohausen bei Düsseldorf; das Kreuzbockgehörn fand ich (v. R.) bei einem Händler und kenne seinen jetzigen Bewahrungsort nicht; das Gehörn Fig. 19 ist in meinem Besitz, der Bock von mir in Westpreußen geschossen und stellt ein normales Rehgehörn an Stärke, Bau und Perlung dar.

Das Gehörn steht mit den Hoden des Bocks in engem Zusammenhange; wird ein solcher castrirt, wenn er abgeworfen hat, so setzt er nie mehr auf; andererseits, geschieht ihm das, wenn er ein Gehörn trägt, so wirft er es nie mehr ab, es bleibt vielmehr unverändert. — Auch äußere Verletzungen, Schußwunden u. s. w. wirken auf den Gehörnbau ein; solche kranke Böcke, Kümmerer genannt, setzen in der Regel ein geringes, meist aber widersinniges Gehörn auf.

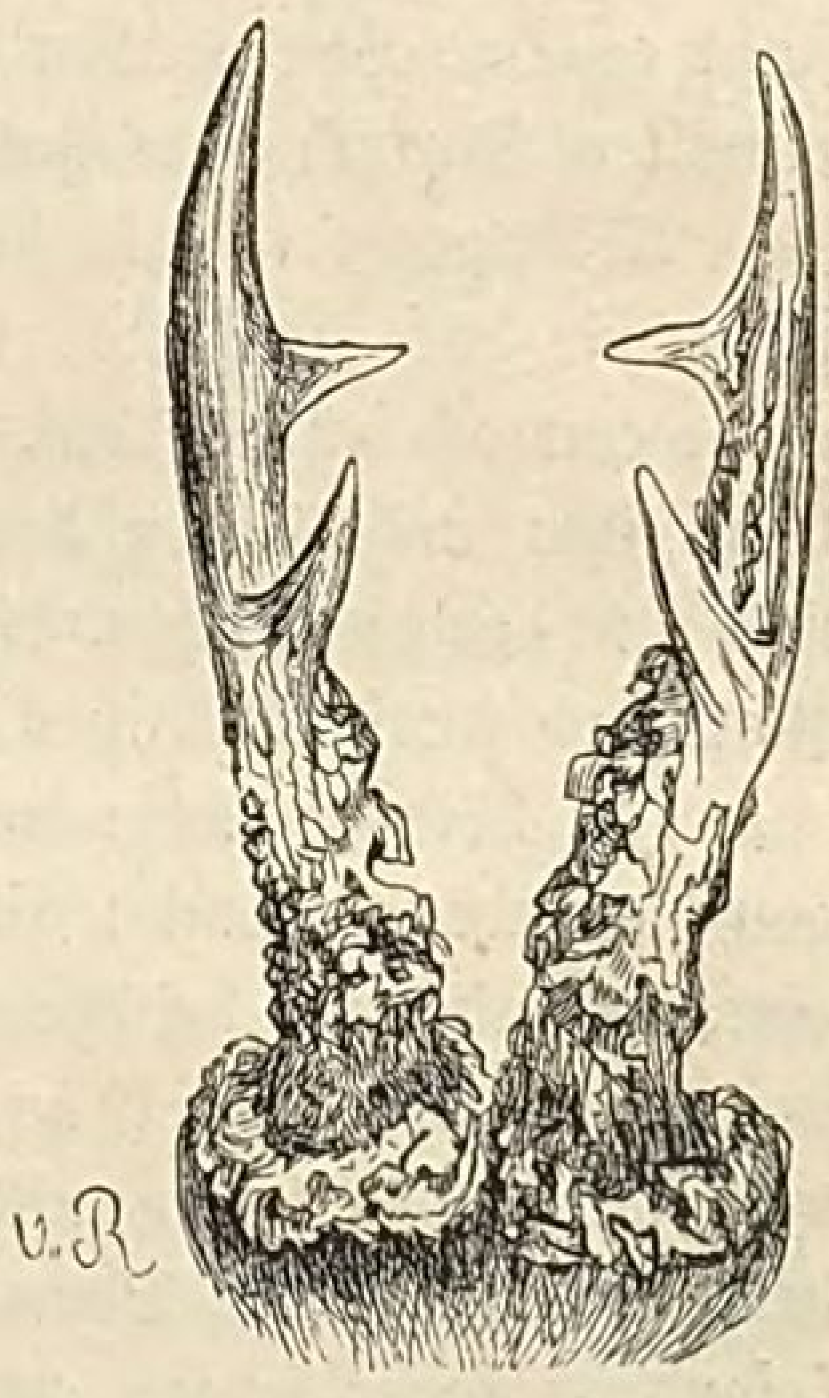


Fig. 19. Normales Rehgehörn.

Der Bock wirft die Stangen seines Gehörns ziemlich gleichzeitig ab, höchst selten sieht man einen mit einer Stange.

Das Reh gedeiht bis zu 50° nördl. Br. in ganz Europa und Vorderasien, fehlt aber dem nördlichen und mittlern Rußland, wogegen es in den Wäldern des mittlern und südlichen Sibirien vorkommt und dort unglaublich starke Gehörne erzeugt, die aber keiner eigenen Art angehören — wie es überhaupt nur diese eine Art gibt —,

sondern lediglich von sehr alten und starken Böcken herrühren, die in jenen dünn bevölkerten Landstrichen ein höheres Alter erreichen konnten als bei uns, wo eine überzahlreiche Jägerei ihnen den Lebensfaden gar zu schnell abschneidet. In europäischen, früher weniger zahlreich bevölkerten Landstrichen, wie in Ost- und Westpreußen, gibt es noch Gehörne oder einzelne Stangen aus frühern Zeiten, die an Stärke und Perlen wahrlich nichts zu wünschen übrig lassen.

Große, zusammenhängende Waldmassen, wie sie der Hirsch verlangt, sind nicht das eigentliche Heim des Rehs, vielmehr kleinere, mit Feld und Wiesen abwechselnde Gelände, wo es ihm an Sonne und Licht nicht gebricht und es verschiedene Aesung findet, in welcher es sehr wählerisch ist. Feine saftige Gräser und Kräuter, Knospen und besonders Stockausschläge von Weißbuchen, Ulmen, Ahorn, Espen und Eichen, auch jungen Fichten, junge Getreidesaaten, besonders aber Oelfrüchte, Erbsen und Wicken sind ihm Lieblingsäsung, da gedeiht es vortrefflich, verfärbt es gut und glatt, thut es sich behaglich zum Wiederkäuen nieder und hofft, daß auch der vorüberziehende Waidmann in derselben Stimmung sei; denn, wenn irgend möglich, bleibt es unter seinem Strauch oder überhängenden Zweige ruhig liegen und mustert ihn mit seinem großen seelenvollen Auge; das Reh hat offenbar Freude an seinem Heim, immer sucht es eine Laube über sich zu haben und wenn es auch nur ein vereinzelter Strauch oder hohes Riedgras ist.

Ueberhaupt ist das Reh, wo man es freundlich hegt, nicht menschenscheu wie das Hochwild, und äst dicht am Gartenzaun des Forsthauses, als wenn es wüßte, daß der nicht weit davon sich sonnende Hühnerhund ihm nichts thun darf; selbst die Kälbchen werden dorthin geführt und nur gelegentlich wirft die sorgsame Mutter einen Blick durch den Zaun, ob auch alles in Ordnung ist.

Im Winter treten nun freilich Tage der Noth und Entbehrung ein, ganz besonders, wenn tiefer Schnee liegt, und im hohen Grade, wenn er eine Eiskruste hat, bei deren Durchtreten die Läufe wund werden: da muß der Jäger, wenn er sich auch des Ehrennamens eines Hegers würdig zeigen will, mit der Fütterung nicht säumen, und wenn er selbst nichts hat, wenigstens stellenweise den Schnee aufschlagen und für Zweige von Weichhölzern, besonders Espen sorgen, von deren Rinde das Reh gern äst, wie es außerdem Brombeerblätter, Ginster, Heide, selbst abgestorbene Gräser annimmt.

In solchen Zeiten der Noth ist es auch vom Raubwild, Hunde nicht zu vergessen, sehr gefährdet; auch Reineke macht Jagd auf ein kümmerndes Reh, welches er bald einholt und in Gesellschaft von Spießgesellen niederzureißen sucht.

Die Futterplätze legt man in der Nähe der Wechsel an, resp. wo die Rehe stehen; Kleeheu, Hafergarben, Lupinen, Eicheln und Bucheln eignen sich vorzüglich zur Fütterung; Wiesenheu muß weich und süß sein, sonst wird es nur sehr ungern angenommen. Entweder man stellt Raufen auf mit einer leichten Ueberdachung gegen einfallenden Schnee, oder man hängt die Garben u. s. w. in erreichbarer Höhe an und gibt nie über den Bedarf, weil sonst viel in den Boden getreten wird und verdirbt. Es müssen aber immer mehrere Futterplätze beieinander stehen, damit die Ricken und der junge Nachwuchs von den selbstsüchtigen Böcken nicht abgedrängt werden. Haben die Rehe diese Futterplätze angenommen, was bald geschieht, so bleiben sie auch in der Nähe und erleichtern dadurch ihren Schutz, der freilich energisch betrieben werden muß, auch gegen jenes Raubzeug in Menschengestalt, welches mit seinen fluchwürdigen Schlingen bald bei der Hand ist. Kein Wild bedarf solchen Schutzes wie das harmlose Reh, zumal es gar zu leicht zu überraschen ist und leider nur zu oft die Fassung gänzlich verliert, sodaß es, statt vorwärts zu flüchten, wozu es so sehr befähigt ist, zaghaft stehen bleibt, oder im Kreise herumtaumelt und dabei von Hunden gegriffen wird, denen es an Schnelligkeit weit überlegen ist, wie es überhaupt mit seinen weiten Sprüngen sehr schnell flüchtet. Auch in warmen Frühlingstagen kann es im Schlaf leicht beschlichen werden, und mancher Jäger wird zu seiner Verwunderung beobachtet haben, daß das von den Treibern gedrängte Reh sich niederthut und rathlos der Dinge harrt, die da kommen.

Die Uebergangszeit vom Winter in den Frühling, besonders aus einem harten Winter, kann den Rehen verhängnißvoll werden; denn das junge Grün, welches sie nach so vielen Tagen der Noth hastig äsen, verursacht Durchfall, weshalb die Rehe gern an Eichenknospen gehen, deren adstringirender Saft ihnen gut thut. Durch dieses Verbeißen werden sie aber freilich den Forstculturen schädlich und deshalb sucht man sie davon abzuhalten und ihren Gesundheitszustand durch Salzlecken, welche sie gern annehmen, zu verbessern.

Man beschafft dazu einen viereckigen Rahmen von starken Bohlen oder schwachem Stammholz, höchstens 1 m im Quadrat und füllt ihn kegelförmig mit einem Gemisch von feingesiebtem, mit gestoßenem Steinsalz stark vermischtem Lehm, welches durch Wasser zu einem Brei durchgeknetet wurde, auch legt man ein Stück reines Steinsalz daneben hin, wenn einzelne Rehe dies vorziehen. Wem das Steinsalz zu theuer ist, der kann sich mit dem Pfannenstein behelfen, jener Masse, welche beim Salzsieden auf dem Boden der Pfannen sich als Kruste ansetzt, sehr

billig ist und vom Wilde gern angenommen wird; entweder gibt man ihn mit Lehm vermischt oder legt ihn in Stücken rein aus.

Auch ist den Rehen die Ebereschbeere außerordentlich gesund und angenehm, daher man sie im Nachwinter, resp. Vorfrühling mit großem Erfolg füttert, zumal, wenn nur irgendwelches junges Grün sich zeigt, kein Wild die Fütterung mehr annimmt, das Reh aber die Ebereschbeeren sicher nicht verschmäht.

Mit der zweiten Hälfte des Juli tritt die Brunft ein und beginnen nun die Böcke die Ricken und Schmalrehe zu treiben; beide ergeben sich niemals gutwillig, deshalb geht die leidenschaftliche Jagd durch dick und dünn vorwärts, bis der Bock zu seinem Zweck gelangt; die Schmalrehe geben dabei einen ängstlichen wie ü-ür — üür — ü-ür klingenden Ton von sich und die Kälbchen sind sich mehr selbst überlassen, wenn auch keineswegs von der treuen Mutter gänzlich verlassen, welche sich auch sogleich ihrer gänzlich wieder annimmt, wenn die Brunftperiode vorüber ist. Früher hielt man den December für die Brunftzeit, weil sich zu dieser Zeit die Rehe auch gelegentlich treiben und man nicht glauben wollte, daß ein so kleines Thier wie das Reh 40 Wochen tragend ginge, wie große Säugethiere, was aber dennoch Thatsache ist. Der Beschlag dauert nur sehr kurze Zeit, wird aber oft wiederholt.

Die Brunft dauert bis in den August, und es ist selbstverständlich, daß der Bock durch das Sprengen (Treiben) der Ricken und besonders spröden Schmalrehe, wie nicht weniger durch manchen Kampf mit Nebenbuhlern sehr herunterkommt und der Erholung bedarf.

Wie schon erwähnt, ist das Reh sehr gefährdet; denn nicht allein der Fuchs, sondern auch der Marder, die Adler stellen den jungen Kitzchen sehr nach, weshalb ein unablässiger Kampf gegen dieses Raubzeug zu führen ist. Wilderer suchen sich derselben zu bemächtigen und, indem sie selbige durch Quälereien zum Klagen veranlassen, die herbeieilende Ricke zu schießen.

Das größte Verderben für einen Rehstand aber sind die Schlingensteller, ohne deren Bekämpfung ein solcher überhaupt nicht denkbar ist. Man findet anfänglich diese Schlingen, welche theils aus starkem, geglühtem Draht, theils aus mehrfach zusammengedrehtem schwachen bestehen, nicht so leicht, doch schärft sich mit der Zeit das Auge, welches durch häufiges Absuchen der Wechsel zu schärfen ist, auf denen sie fast immer stehen und an Stämmchen befestigt sind, daß, wenn das Reh vorbeikommt, an ihnen hängen bleibt; in der Regel erfolgt dies am Hinterleibe, und man kann sich den qualvollen Tod des unglücklichen Geschöpfes denken, neben dem dann nicht selten das oder die Kitzchen

elend verkommen, und wenn man berücksichtigt, wie sehr schwer ein Schlingensteller abzufassen und zu überführen ist, wie die den Schlingensteller treffende Strafe verhältnißmäßig viel zu mild ist, endlich die Gemeingefährlichkeit dieser Pestbeulen der menschlichen Gesellschaft, so wird man es wol keinem Jäger, der sein Wild liebt und hegt, verargen, wenn er diesen Wilderern glühenden Haß geschworen hat und bei Widersetzlichkeit den kürzesten Proceß macht.

Man muß bei der Suche nach Schlingen auf allerlei, wenngleich harmlos scheinende Zeichen und Merkmale achten, z. B. in Bäume eingeschnittene Zeichen, eingebrochene oder zusammengebundene Aeste, resp. Zweige in der Nähe von Wechseln sind meist verdächtig als Merkmale für die Schlingensteller, die man sich deshalb auch zu Nutze machen muß. Ohne nachdrücklichen Schutz kein Rehstand.

Jagd.

Der angehende Jäger muß sich die Fährte des Rehs einprägen, damit er sich zunächst von dessen Anwesenheit im Jagdrevier versichert, auch wenn er es nicht sogleich zu Gesicht bekommt, und sie von ähnlich großen Thieren wie Schafe, Ziegen u. s. w. unterscheiden lernt; das geschlossene Oval des Schalenabdrucks zeigt ihm die größere lebensgroße Darstellung der Figur 20 beim Stehen oder ruhigen Ziehen; die kleine gespreizte Darstellung bedeutet den Abdruck in der Flucht, wobei das Geäfter im weichen Boden abgedrückt wird. Der Schalenabdruck eines Laufs heißt Tritt, die aller vier Läufe in natürlicher Folge: Fährte.

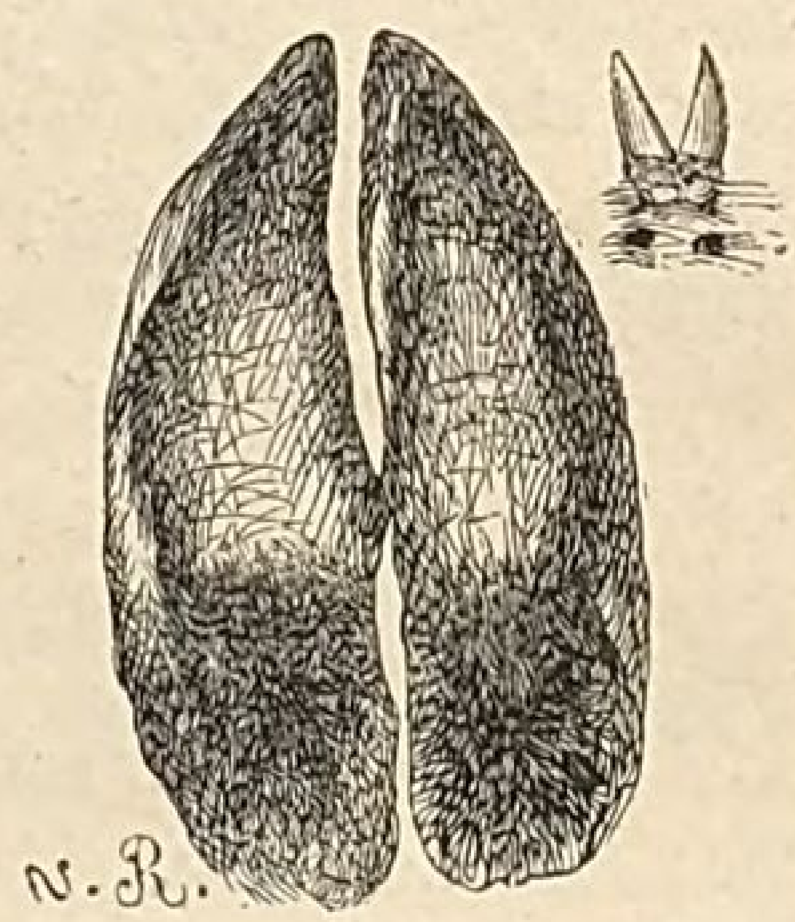


Fig. 20. Tritt des Rehes.

Danach muß sich der auf den Rehbock selbständig ausziehende Jäger mit den Schußzeichen bekannt machen.

Der Anschuß kann sowol den Platz bedeuten, auf welchem das beschossene Wild stand, als auch die von der Kugel getroffene Stelle des Leibes. Manchmal durchschlägt die Kugel den ganzen Leib, sodaß sie auf der entgegengesetzten Seite wieder herausfährt, und dann unterscheidet man den Einschuß als die Stelle, wo sie eindrang, und den Ausschuß, wo sie herausfuhr, und spricht demnach von einer Einschußseite und Ausschußseite. — Die Schußwunde wird nach ihrer Lage benannt, also Laufschuß, Lungenschuß u. s. w., oder auch nach

der Richtung, von welcher das Wild beschossen wurde, also Breitschuß, wenn das Wild dem Jäger die volle Breite zukehrte, Schuß spitz von vorn oder auf den Stich, spitz von hinten; Schrägschuß, wenn es den Vordertheil, den Hintertheil zuwandte, oder schräg stand.

Das Wild macht, wenn es sich getroffen fühlt, gewisse Geberden, d. h. es zeichnet, auf welche man genau achten und deshalb stets durch das Feuer sehen muß, um beurtheilen zu können, wo und wie es getroffen ist, und ebendeshalb muß der Jäger gewissenhaft stets zu dem Anschuß gehen, den Ausriß aufsuchen, d. h. die Stelle, wo das Wild mit den Läufen infolge des Schrecks tief in den Boden eingriff, nach Haaren und Schweiß suchen und den Ausriß mit einem grünen Reis, Bruch genannt, bedecken, dessen abgebrochenes Ende nach der Richtung hinweist, in welcher das Wild flüchtig wurde.

Diese Schuß- und Pürschzeichen bestehen entweder in abgeschossenem Haar, an welchem der Jäger erkennen muß, von welcher Leibesstelle es herrührt, sowie ob es zerschossen oder abgeschossen ist; im erstern Falle ist die Kugel in den Leib eingedrungen und hat also das Haar zerrissen, im andern hat es denselben nur gestreift, also mit sammt den Haarwurzeln ausgerissen; — oder sie bestehen in Knochensplittern, vor allem aber am wichtigsten ist das Vorhandensein von Schweiß, dessen Menge, Lage und Farbe von großer Bedeutung sind, wie wir gleich sehen werden.

Die Schüsse sind:

I. Unbedingt tödliche Schüsse.

a) Blattschuß durch das Schulterblatt in die Herzkammer; der Bock will nach vorn zusammenbrechen, bäumt jedoch hoch auf, wird in großen Sätzen geradeaus flüchtig, stößt hier und da an, bricht aber bald verendend zusammen. Dies ist der centrale Blattschuß (Fig. 21, 1), schlug die Kugel dagegen auf den obern Theil des Blatts (Fig. 21, 2), so ist es Hochblattschuß; bei diesem ist die Rückenwirbelsäule verletzt, daher der Bock im Feuer zusammenbricht und bald verendet; dieser ist besonders dicht an der Grenze des Reviers, der beste Schuß, wie wol selbstverständlich; beim Tiefblattschuß (Fig. 21, 3) schlägt die Kugel unterhalb des Herzens ein, das Wild bricht nach vorn zusammen, rafft sich aber zu einer Flucht von etwa 100 Schritt auf, bricht dann zusammen, wird sehr krank, verendet aber erst nach einiger Zeit, der Rehbock etwa nach einer Stunde. Der Anschuß zeigt dunkelrothen Schweiß an der Seite der Vorderlauftritte, ganz kurzes Abschußhaar und keine Knochen.

b) Schuß in Lunge, Leber und Milz (Fig. 21, 10, 11); das Wild schlägt meist mit den Hinterläufen aus, macht also langen Ausriß; der Schweiß beim Lungenschuß ist gelblichroth, schäumig und großtropfig, oft klumpig, liegt neben der Fährte und zwingt das Wild zum Stehenbleiben, um ihn auszuhusten. Beim Leber- und Milzschuß ist der Schweiß dunkler, bräunlich roth und spritzt seitwärts umher; diese Schüsse sind immerhin noch gut, die beiden letztern werden sogar den Blattschüssen gleich gerechnet.

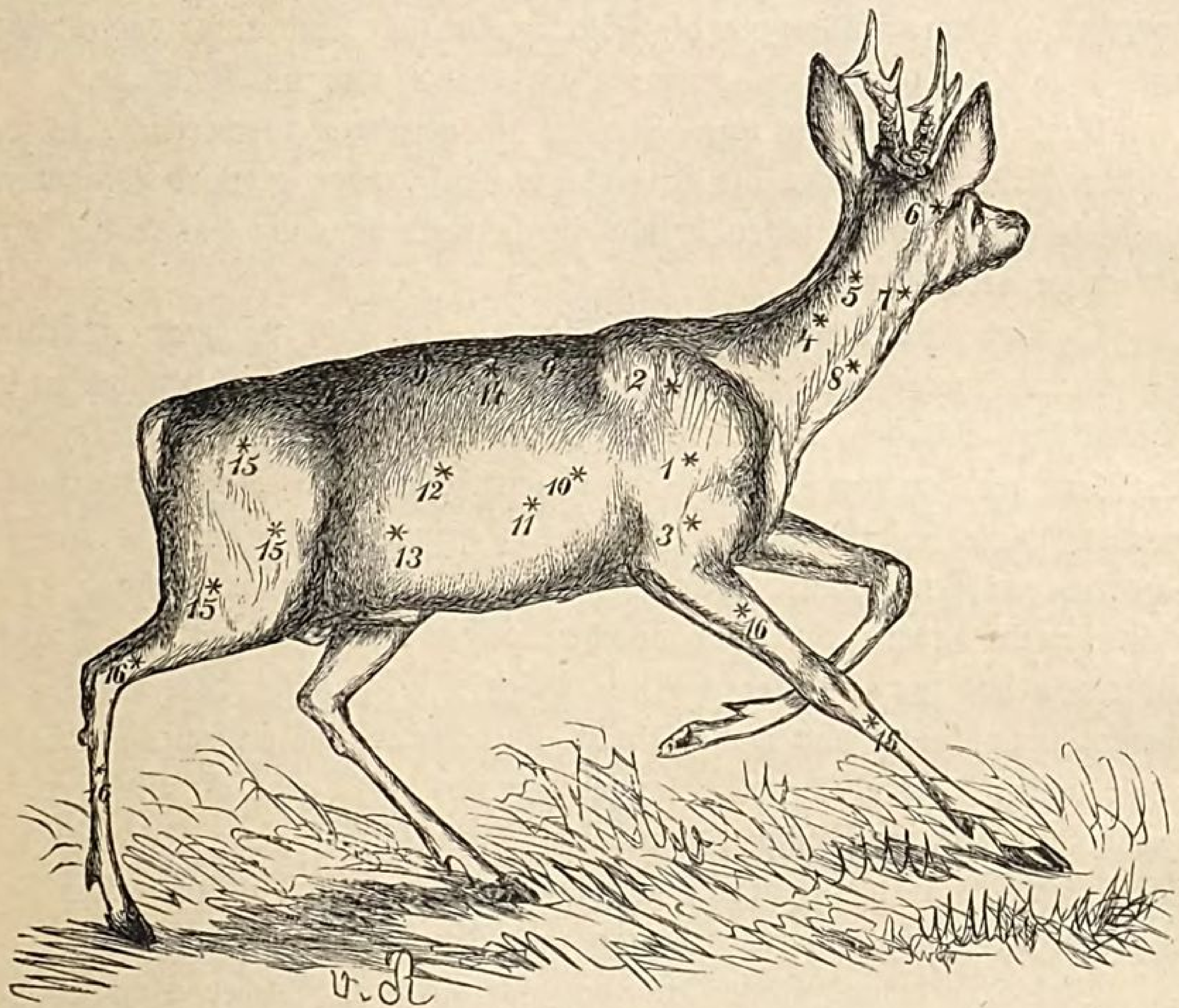


Fig. 21. Anschüsse.

c) Schuß in den Kopf (Fig. 21, 6) ist selbstverständlich sofort tödlich, wenn er das Gehirn getroffen hatt, dessenungeachtet niemals den gut waidmännischen Schüssen zuzuzählen. Auf diesen Schuß kommt das Wild hoch auf, überschlägt sich auch wol; streifte er aber nur den Schädel, so stürzt es in augenblicklicher Betäubung zwar nieder, kommt aber bald wieder auf die Läufe und niemals zur Strecke, d. h. in die Gewalt des Jägers. Will man krankem Wilde den Gnadenschuß geben, so schießt man dicht hinter dem Gehör oder über dem Licht.

d) Schuß auf den Hals (Fig. 21, 4, 5, 7, 8); nur wenn die Halswirbelknochen oder die Drossel verletzt sind, stürzt das Wild im

Feuer, andernfalls macht es weite Flucht und kommt nicht immer zur Strecke. Bei Verletzung der Arterien spritzt der hellrothe Schweiß weit umher und das beschossene Stück röchelt, thut sich auch bald nieder; traf der Schuß jedoch nur die Venen, so findet man den dunkeln Schweiß vor der Fährte in großen Tropfen und wird das Wild nur selten gestreckt, daher ein ganz schlechter Schuß.

e) Schuß auf den Stich hat die Wirkung des Blattschusses; trifft er die linke Brusthöhle, so zeigt sich Herzschweiß, bei der rechten Lungenschweiß, in beiden Fällen vor die Fährte gespritzt. Kein unwaidmännischer, auch kein schlechter Schuß, doch riskant, daher nur im Nothfalle.

Ein Schuß spitz von hinten ist geradezu verwerflich, in den meisten Fällen zerschlägt die Kugel eine Keule, oder es wird Waidwundschuß und nur höchst selten dringt sie so weit vor, um das Wild sofort tödlich zu verwunden.

f) Der Waidwundschuß (Fig. 21, 12, 13) ist zwar unbedingt tödlich und kommt leider nur zu häufig vor, gehört aber dennoch zu den schlechtesten Schüssen, besonders in Berücksichtigung, daß das Wild beim Bezielen breit gestanden hat; in vielen schneidigen Jagdverwaltungen werden solche Schüsse daher auch streng gestraft. Ist das kleine Gescheide zerrissen, dann macht das Wild einen krummen Rücken, zieht nicht schnell davon, thut sich nachher nieder und verendet am Brande; ist jedoch das große Gescheide verletzt, so zeichnet das Wild zwar ebenso, macht aber sehr weite Flucht, thut sich erst bei eintretender Todesangst nieder, verendet unter langen Qualen und geht oft verloren. — In beiden Fällen schlägt es mit den Hinterläufen aus; Schweiß zeigt sich, besonders in der Feistzeit, nur spärlich, dunkelfarbig, im ersten Falle mit verdauter, im andern mit noch unverdauter Aesung vermischt.

Viele Waidwundschüsse sind das Privilegium solcher Schützen, die beim Abziehen nicht still halten, die Augen kneifen oder das Fieber nicht bewältigen können; sie sind deshalb die strafbarsten, weil das Wild unter allen Umständen zu Grunde und dabei noch sehr oft verloren geht, wenn es nach dem Anschuß nicht sehr richtig behandelt wird, worüber weiter unten. — Es ist ein ekler, jammervoller Anblick, der lange Todeskampf so gequälter Creatur und unbegreiflich, wie es so häufig zu bildlichen Darstellungen benutzt werden und gar Beifall finden kann, zumal, wenn man bedenkt, daß der Jäger in erster Reihe das Wild lieben, überhaupt Thierfreund sein soll und will; es erinnert dies an die Freundschaft Hagenbeck's mit seinen Thieren, von dem Martin in seiner Naturgeschichte erzählt, daß er einst einen Leoparden, um ihn zu zähmen, runde 2000 Hiebe mit der Drahtpeitsche applicirt habe, also solcher Mishand-

lung bedurfte, um das Thier zum Zerrbild seiner Art zurecht zu prügeln! — Man möchte da beten: Herr, behüte die Creatur vor ihren „Freunden“!

II. Nicht unbedingt tödliche Schüsse.

g) Der Laufschuß (Fig. 21, 16) zeigt hellrothen Schweiß; sitzt er nahe unter dem Blatt, so fällt er in den Tritt, ist aber der Ober- oder Unterarmknochen zerschmettert, so liegt er um den Tritt herum; in beiden Fällen macht das Wild weite Flucht und kommt nicht leicht zur Strecke.

h) Der Keulenschuß (Fig. 21, 15) ist dem Laufschuß fast gleich zu achten, der Schweiß liegt in, resp. um die Hintertritte.

Bei diesen beiden Schüssen schlägt die Kugel hell, wie auf dürres Holz auf und das Wild stürzt vorn, resp. hinten nieder, rafft sich aber bald wieder auf. — Erbärmliche Schüsse.

i) Der Krell- oder Federschuß (Fig. 21, 9) trifft einen Knochenfortsatz der Rückenwirbelsäule, worauf das Wild sofort zusammenbricht und mit den Läufen in der Luft herumschlägt, doch bald sich ermannt und davonflüchtet, als sei ihm nichts geschehen, was auch allerdings zutrifft, da dieser Schuß ihm gar nichts thut. Eilt man schnell heran, so kann man vielleicht einen zweiten, bessern Schuß anbringen. Aehnliche Wirkung hat der

k) Hohlschuß zwischen oder hinter dem Blatt und der Wirbelsäule (Fig. 21, 14); das Wild wird flüchtig und curirt sich meist aus, da keine edeln Theile verletzt sind.

Die vorstehenden Sätze machen es selbstverständlich, daß der Jäger durchaus durch das Feuer sehen und das Wild beobachten muß, um die Wirkung seines Schusses zu beurtheilen, und daß er gleich nach dem Laden unverzüglich zu dem Anschuß eilen und ihn genau nach den Zeichen prüfen muß.

Bei Hochwild muß nunmehr der Schweißhund zur Stelle, beim Rehbock genügt ein scharfer, starker, doch ruhiger Hühnerhund, unter Umständen auch ein guter, überlegt suchender Teckel, vor welchem sich der kranke Bock auch eher stellt als vor einem starken Hunde.

Von den verschiedenen Jagdmethoden ist die

Pürsche

wol die anziehendste; der Jäger ist bei ihr weniger zum unthätigen Warten und Lauern verurtheilt, er muß vielmehr seine ganze Gewandtheit und Sinnesschärfe anspannen.

Man schießt den Rehbock mit der Kugel, doch wenn nicht besondere Umstände dazu nöthigen, nicht über 80 Schritt, weil darüber hinaus der Zielpunkt zu sehr verschwindet und der Bock leicht gefehlt oder zu Holze geschossen wird, zumal eine feine Visirung beim Pürschgewehr nicht empfehlenswerth ist. — Das Visir muß dunkel, das Korn hell, aber matt, nicht glänzend sein; die Büchse muß so liegen, daß sie beim Anschlage das Korn sogleich im Visir zeigt und nicht langes Suchen nothwendig ist; alles Blanke und Glänzende an der Garnitur muß vermieden werden und die Büchse auf 80—100 Schritt Kernschuß haben, d. h. mit gestrichenem Korn auf das Ziel treffen oder, wie man auch sagt, auf den Fleck schießen, weshalb sie selbstverständlich gut angeschossen sein muß. Eine Kugel im Gewicht von $^1/_{25}$—$^1/_{30}$ Loth ist hinlänglich groß und entspricht dem Kaliber Nr. 24.

Ein im Heft feststehender Nickfänger gehört ferner zur Ausrüstung und, wenngleich die Kleidung Geschmacksache ist, so wird man doch ihre Farbe der Oertlichkeit anpassen, und sind die graugrüne, resp. bräunlich grüne Farbe, wie sie die preußischen Staatsforst- und Jagdbeamten tragen, oder schilffarbene Jagdjoppe, oder Kittel sehr praktisch. Der Hut muß das Auge vollständig beschatten und decken, da es den Jäger am öftersten verräth, und somit ist es geradezu thöricht, beim Anschleichen den Hut abzulegen; hat dieser nur eine entsprechende und keine auffallenden Zierathen, wie lange Fasanenfedern, breite Birkhahnspiele u. s. w., so wird er schon nicht zum Verräther werden, viel leichter dagegen das Haar, die bloße Stirn und das Auge des Pürschenden. — Eine bequeme Joppe, enge, doch nirgends belästigende und hemmende Beinkleider, ein derber Stiefel, noch besser Schuhe und Gamaschen sind die passendste Kleidung, an der nichts baumelt und klappert, und die Patronen trägt man entweder in der Joppentasche, in einer Patronentasche oder wo man sie sonst unterbringen mag.

Wer eine gewöhnliche Jagdtasche zu tragen pflegt, mag es auf der Pürsche wol thun, doch nehme er die Hühnerschlingen oder sonstiges Zubehör ab, was beim Gehen irgendwelches Geräusch verursacht.

Noch gehört zu den höchst wünschenswerthen Ausrüstungsgegenständen ein guter Krimstecher oder Feldstecher, ganz besonders im Gebirge; mag der Jäger auch wirklich recht scharf sehen, das Fernglas wird ihm dennoch vorzügliche Dienste thun, ihm manchen sauern Aufstieg ersparen und ihm zum Kennen der einzelnen Böcke nach Stärke und Gehörn besser verhelfen als das bloße Auge.

Nun zum Pürschgang. Ein guter Pürschjäger wird als solcher geboren. Ich habe Lehrlinge und andere angehende Jäger beobachtet, die

kaum welcher Anleitung bedurften und mit, ich möchte sagen, instinctivem Verständniß die Sache anfaßten; ihre hieraus resultirenden Erfolge spornten sie um so mehr an, Beobachtungen kamen hinzu, kurz, es dauerte nicht lange, so waren sie der Sache Herr. Dagegen habe ich andere beobachtet, denen man sagen mußte, daß sie sich mit den Augen nach der Richtung zu stellen hätten, von welcher das Wild zu erwarten wäre, die sich hinter dem Busch oder Stamm so verbarrikadirten, daß sie im entscheidenden Moment unmöglich das Gewehr aufnehmen konnten, die mit gleichem Muthe die Districte abstolperten, wo das Wild zu der Tageszeit doch nur aus blindem Zufall stehen könnte: es lag eben in dem einen — im andern nicht! Es rühren daher auch die so verschiedenen Urtheile über die Jagdlehrbücher; der eine sagt: „Es steht so viel in dem Buche, was sich doch Jeder selbst sagen kann!“ — der andere: „Ja, man lernt nicht genug aus dem Buche, wie man es draußen zu machen hat!“

Man kann aus einem Buche nicht pürschen lernen, man kann nur ein allgemeines Bild von dieser Jagdmethode geben, resp. empfangen; die sachgemäße Anleitung eines praktischen Meisters an Ort und Stelle muß die Hauptsache thun. Das Buch aber kann ihm vorarbeiten und muß schließlich denjenigen genügen, denen praktische Anweisung nicht leicht zugänglich ist; nur mögen solche nicht wähnen, daß sie zu pürschen verstehen, wenn sie ein Buch durchstudirt haben; erst Erfahrung und Uebung machen auch hier den Meister.

Der Rehbock bleibt nicht aus Gefälligkeit stehen, bis der Jäger herangekommen ist und ihn bezielt; im allgemeinen äugt er zwar lange nicht so scharf als das Damwild, wittert und vernimmt aber mit verdrießlicher Schärfe und versteht lautlos zu schleichen; er hat also reichlich die Gabe, sich rechtzeitig unsichtbar zu machen, und dem zuvorzukommen, ist daher Sache des Jägers: wer den andern zuerst sieht, ohne selbst gesehen zu werden, hat den Erfolg zu erwarten, das muß der Jäger beachten!

Nachdem er zu diesem Zweck zunächst alles Auffällige in seiner Kleidung vermieden hat und sich bestrebt, alle hastigen Geberden auf dem Pürschgange ein für allemal abzulegen, muß er sich bestreben, möglichst lautlos zu gehen,. überhaupt alles Geräusch zu vermeiden. Je weniger es den Umständen nach in der Macht eines Jägers liegt, die Steige rein zu halten, desto sorgfältiger muß er vermeiden auf Dinge zu treten, die durch Knacken oder Tönen ihn verrathen, wie trockene Aeste, Steine; er muß demnach ebenso gewandt als sicher auftreten, das kann er aber nur mit der vollen Fußsohle, daher er nur ausnahms-

weise oder lieber gar nicht auf den Zehen gehen und durchaus keine hohen Hacken am Schuhwerk haben soll; diese ermüden den Fuß auf die Dauer sehr, verursachen, wenn das Schuhwerk naß geworden ist, leicht Blasen oder treten sich schief, stoßen aber — und das ist das Schlimmste — gar zu leicht an Steine und Wurzeln an und machen das Wild aufmerksam.

Ueberhaupt muß der Jäger, auch wenn er nicht pürscht, sich im Walde eines geräuschlosen Ganges und thunlichster Stille befleißigen, sodaß ihm beides zur andern Natur, ganz mechanisch zu eigen wird; durch hartes Auftreten, lautes Husten und Niesen u. s. w. vertreibt er sich gar oft manche interessante Beobachtung und verräth seine Gegenwart, wenn und wo er es nicht wünscht.

Pürschen kann man zu jeder Tageszeit, welche Stunden jedoch die geeignetsten sind, ist meist von localer Bedeutung, auch von der Jahreszeit abhängig und muß durch Beobachtung ermittelt werden.

Manche nennen das Reh ein Nachtthier und sind mit diesem Prädicat überhaupt sehr freigebig; das ist ganz irrig. Nachtthiere sind nur solche, welche durch gewisse Organismen, z. B. Sehvermögen oder durch ihre körperliche Unbeholfenheit gezwungen sind, während der Nacht der Nahrung und ihrem Geschäfte nachzugehen, wie die Nachteulen, der Dachs u. a. Das stimmt nicht beim Reh, welches viel lieber am Tage wandelt und sich des schönen Sonnenlichts erfreut, aber freilich nur gar zu häufig gezwungen wird, die Nacht zum Tage zu machen. Wo der Wald während des Tages voll von Holz-, Beeren- und Pilzsuchern oder zwecklosen Lungerern ist, da wird man freilich die Rehe nicht sehen, wo aber Ruhe herrscht und diese sich überhaupt sicher fühlen, da fällt es ihnen gar nicht ein, die Nacht abzuwarten, sondern sie sind den ganzen Tag im Gange, wenn sie sich nicht gerade zum Wiederkäuen und Ruhen niedergethan haben. Ist es sehr heiß und sind die Mücken gar zu arg, so stecken die Rehe in dunkeln Dickungen, welche sie schützen, oder ebenso gern im hohen Getreide; hat es stark geregnet, so meiden sie solche Oertlichkeiten der Nässe wegen und stehen im hohen Holze oder auf Lichtungen; bei recht windigem Wetter suchen sie unter Wind zu stehen, sichern aber häufig, weil sie sich gefährdet fühlen; vor eintretendem Gewitter sind sie ganz besonders unruhig, wie die meisten Thiere und weil Fliegen und Mücken am tollsten stechen. — Auf Revieren, wo Wilddiebe und jagende Hunde ihr Unwesen treiben, sind die Rehe ungemein scheu und flüchtig, wenn sie schon von weitem einen Menschen gewahren; wo dies nicht der Fall ist, stehen sie vertraut und lassen ziemlich nahe herankommen. Im Frühling, wenn der Bock aufsetzt, verfärbt und von Enger-

lingen geplagt ist, schläft er auf einer sonnigen Blöße oft so fest, daß man dicht an ihn herankommen kann; wenn er im Vollgenuß seiner Kraft und seines Schmucks dasteht, also im Juli, sichert er mit einer Schärfe, die der junge Jäger zu seinem Verdruß kennen lernen wird: das alles muß man bei der Pürsche berücksichtigen und danach handeln.

Ferner muß man möglichst revierkundig sein, um, wenn man die Rehe an der einen Stelle nicht findet, alsbald Schlüsse ziehen zu können, wo dies der Fall sein wird; die Aesungsplätze sind wohl zu merken und vor allem auch die Wechsel.

Man pflegt am meisten am Morgen und Abend zu pürschen, weil unter gewöhnlichen Verhältnissen die Rehe zu diesen Tageszeiten auf der Aesung stehen, während sie über Mittag in der Dickung stecken und schlafen, resp. wiederkäuen.

Sowie daher am Morgen gutes Büchsenlicht vorhanden ist, sei man draußen, beginne den Pürschgang im ruhigen, unübereilten Schritt, vorsichtig aber scharf umherspähend, ohne hastige Bewegungen, als wolle man sich den Hals verrenken. Ruhe, aber schnelle Entschlossenheit im geeigneten Moment ohne Uebereilung sind die Grundbedingungen des Erfolgs. Wo man Deckung hat, bleibe man gelegentlich stehen, horche und sehe umher, achte auf Vogelstimmen, besonders wenn die Amsel schilt und der Holzschreier rätscht, aber niemals bleibe man auf einer Blöße stehen, in deren Nähe die Rehe stehen könnten; vor dem plötzlich stehenbleibenden Jäger werden sie sicher flüchtig werden, den ruhig dahinschreitenden aufmerksam beobachten, sodaß er sie wol noch rechtzeitig erkennt und seinen Plan entwerfen kann. Haben sie ihn zuerst bemerkt, so muß ihm ein scharfer Hinblick sogleich sagen, ob sie dabei sehr unruhig thun oder nicht; im erstern Falle bleibt er ruhig in seinem Gange, sucht ihnen recht bald aus den Augen zu kommen, aber sich so zu stellen oder zu legen, daß er sie beobachten kann; steht die Luft zu den Rehen hin, so schleicht der Jäger in einer Entfernung, daß er nicht gehört oder gesehen werden kann, fort, bis er ihnen den Wind abgewonnen hat, sucht sie dann wieder zu Gesicht zu bekommen, und da sie entweder vertraut geworden sind oder mehr nach der Richtung hin sichern, in welcher er verschwunden ist, so muß er nunmehr schußmäßig heranzukommen suchen, vorausgesetzt, daß ein passender Bock beim Sprung (so heißen die zusammengehörigen Rehe) steht, oder wenn es ein einzelner ist, die gewünschte Stärke u. s. w. hat. Nun heißt es vorsichtig vorwärts, die Augen bald auf den Bock, bald auf den Boden gerichtet; jedes Geräusch ist nun vom Uebel und kann verhängnißvoll werden. Kommt man an eine Blöße, die überschritten werden muß und nicht umgangen werden kann, so muß

man über sie hinwegkriechen, was freilich stets mislich ist und niemals mit gespanntem Gewehr geschehen darf; bei jedem Deckungspunkt ruhe man einen Augenblick und beobachte den Bock; wird er unruhig, so bleibe man unbeweglich liegen, bis er wieder äst; schließlich richte man sich ganz allmählich auf, spanne den Hahn, wobei man den Abzug mit dem Zeigefinger verhält, damit der Eingriff der Studel in die Rast nicht hörbar ist, und mache sich fertig. — Selbstverständlich schießt man am liebsten auf den Bock, wenn er breit steht, d. h. dem Jäger die ganze Breitseite zukehrt, und wenn er dies nicht thut, dann wartet man ein wenig — sofern er recht vertraut ist — und ziele nun kurz und sicher, natürlich nach Abschätzung der Entfernung, und halte auf 80 Schritt mitten aufs Blatt; meist wird dann die Kugel etwas hoch sitzen, der Hochblattschuß ist aber der beste, weil der Bock im Feuer zusammenbricht und sogleich verendet, während er bei dem centralen oder tiefen Blattschuß meist noch eine, wenn auch nicht lange Flucht macht, was namentlich in der Nähe der Grenze zu berücksichtigen ist, um Weitläufigkeiten vorzubeugen. Der Aufschlag der Kugel auf das Blatt klingt dumpf, wie auf einen Sack; auf einen Knochen heller, wie auf Holz.

Wenn etwa der Bock gekrellt ist und man ein Doppelgewehr führt, so eile man schleunigst nach ihm hin, um ihn mit dem zweiten Schuß zu strecken; in allen andern Fällen aber lade man erst die Büchse vorher wieder und schreite nunmehr zur genauen Untersuchung des Anschusses, sofern der Bock nicht im Feuer geblieben ist. Nun verbricht man den Anschuß und folgt der schweißigen Fährte, welche bei Blattschuß sehr bald zu dem verendenden oder verendeten Bocke führen wird. Erkennt man den Lauf- oder Keulenschuß, wozu auch die unregelmäßige Fährte verhilft, so hetze man sofort den Hund und folge ihm; ein starker wird den Bock wahrscheinlich einholen und niederziehen, ein schwacher ihn meist stellen; es ist dies das einzige mögliche Mittel, um des Bocks habhaft zu werden, der sonst sicher entkommt, weil er zu weite Flucht macht, um vom Jäger eingeholt, und zu ängstlich sichert, um von diesem angeschlichen zu werden.

Bei allen andern Schüssen, besonders aber beim Waidwundschuß, folge man nicht, sondern lasse den Bock erst krank werden, was in etwa einer Stunde so erfolgt sein wird, daß er aus dem Schweißbette nicht mehr aufstehen kann oder, wenn es ihm auch glückt, doch bald wieder zusammenbricht; hierbei läßt man den Hund am Riemen suchen und nur dann frei, wenn er recht ruhig und zuverlässig ist, sodaß man ihm in nicht zu großer Entfernung folgen kann. Ein heftiger, übereilter Hund kann hier viel verderben, denn überschießt er die Fährte

und reviert wild umher und gewahrt ihn dabei der kranke Bock, so wird er aus Angst seine letzten Kräfte aufbieten noch einmal auf die Läufe zu kommen, und glückt ihm dies, dann macht er Flucht, bis er verendend zusammenbricht und somit in den meisten Fällen verloren geht, da ihn der Hund schwerlich mehr findet.

Findet der Jäger den Bock im Schweißbett, so hat er ihm unverzüglich den Genickfang zu geben. Das hierzu verwendbare Messer muß fest im Heft stehen und scharf zugespitzt, dabei aber stark genug sein, sodaß es nicht ausweicht. Man faßt den Bock von hinten dreist und fest am linken Gehör, drückt ihn kräftig nieder und stößt ihm das Messer ins Gehirn. Die Stelle ist da, wo das erste Glied der Halswirbelsäule am Schädel sitzt, und man stoße das Messer parallel mit dem Stirnbein kräftig ein, worauf der Bock sofort verendet. So einfach dies ist, so schwierig ist es für den Anfänger, da der Bock widerstrebt, und es ist eine Roheit, die ersten Versuche am lebenden Wild zu machen — das thut man am todten, und hat man so die nöthige Fertigkeit erlangt, so wird man beim ersten Abnicken des lebenden Bocks ihn doch möglichst wenig quälen! Wer es nicht kann, der schieße den Bock todt, mit der Kugel auf den Kopf dicht hinter dem Gehör, oder auf das Blatt, oder mit Schrot auf den Hals, recht accurat auf die Drossel, in welchen allen Fällen er alsbald verenden wird.

In der Brunftzeit löse man dem Bock bald das Kurzwildpret aus.

Eine besondere Art, auf den Rehbock zu pürschen, ist das sogenannte

Blatten.

Der Name rührt von dem Lockinstrument her, welches früher eine blattförmige Gestalt hatte und Rehblatt hieß, in übernommener Bedeutung auch noch heißt; man schlägt ein Stück Blei länglich oval oder zungenförmig, biegt die Langseiten auf und bindet eine passende Blechplatte fest darauf. Zieht man die Luft durch die vorn verbliebene Oeffnung, so gibt sie einen dem Fiepen des begehrlichen Schmalrehs täuschend ähnlichen Ton, durch welchen der Bock zum eiligen Herantrollen angelockt wird. Um ein solches Instrument zu machen und zu benutzen, muß man natürlich die Stimme des Rehs genau kennen und das Blatt so lange bearbeiten, bis der richtige Ton da ist. Dieses bleierne, etwa 6 cm lange Blatt kann zwar recht gute Dienste leisten, ist aber in seiner Leistung sehr wandelbar; im feuchten Wetter dicht, im trockenen lose, muß es eben vor jedem Gebrauch wieder geprüft und gestimmt werden, sodaß es mit Recht von dem neuern becher- oder auch pfeifenförmigen

Blatt verdrängt ist, welches man in jeder Jagdzeughandlung kaufen [1] und, wenn einmal richtig abgestimmt, dauernd benutzen kann.

Wie wir aus der Naturgeschichte gelernt haben, brunftet das Rehwild etwa von Mitte des Juli bis weit in den August hinein, mithin ist es dann zum Blatten Zeit.

Der Jäger verhält sich wie beim sonstigen Pürschen, stellt sich, wo er Rehe vermuthet, so verdeckt an, daß er rundum beobachten und nach allen Seiten hin schießen kann, aber möglichst wenig in die Augen fällt und stößt nun einigemal ins Blatt. Er muß natürlich mit besonderer Vorsicht herangeschlichen sein und erst einige Zeit die Umgegend genau erforscht und behorcht haben, nach dem Blatten aber unverbrüchlich still stehen und scharf sehen und hören.

Oft kommt der Bock in flüchtigen Sätzen heran, sichert aber in einiger Entfernung, oft kommt er fast lautlos herangeschlichen und mustert bereits den Jagdfreund, ohne daß dieser es ahnt. Gewahrt ihn der Jäger, so hüte er sich den Kopf aufzurichten und die Augen zu zeigen, sehe dem Bock nur auf die Läufe und erst, wenn dieser nahe genug ist, hebe er die Büchse langsam an den Kopf, bringe alsdann aber schnell und sicher gezieltes Feuer an; das Reh äugt — es sei hier wiederholt — nicht scharf, weshalb er dem still-, selbst fast freistehenden Jäger sehr nahe kommt; wird der Bock in kurzer Entfernung sehr schnell flüchtig, so ist auch ein Schrotschuß mit Nr. 2—3 sehr wohl angebracht, der ihn sicherer fällt als ein in der Flucht meist nutzloser Kugelschuß.

Kommt auf das Blatten nichts, auch nicht nach ein- oder zweimaliger Wiederholung, und hat man sich bei stillem Verhalten überzeugt, daß nichts in der Nähe ist, so schleiche man an einen andern geeigneten Ort.

Kommt statt des Bocks etwa ein weibliches Reh, so bleibe man gleichfalls ganz still, da der Bock nicht weit zu sein pflegt; bleibt es vertraut, so lasse man es abziehen, sowie man aber Unruhe an ihm bemerkt, daß es etwa Wind vom Jäger hat, so zeige man sich ihm, ohne es aber lebhaft zu erschrecken, denn läßt man es lange in seiner Ungewißheit, so fängt es schließlich an zu *schrecken*, was wie „bö bö bö bö!“ — beim Bock tiefer als bei der Ricke — klingt und die ganze Nachbarschaft alarmirt. Hat das Reh aber, Bock oder Ricke, den Jäger erkannt, dann flüchtet es still davon oder schreckt erst in einiger Entfernung.

Schreckt aber der Bock, ohne daß es der Jäger verhüten kann, in der Nähe und trollt er erst dann davon, so ist das Unglück noch nicht

[1] Z. B. bei Sackreuter in Frankfurt a. M., der großes Lager praktischer Jagdrüstung hält. (v. R.)

groß, er hat alsdann den Jäger sicher nicht erkannt und schleicht zur Befriedigung seiner Neugierde wol wieder heran, aber freilich thut er dies nur fast unhörbar; ein alter, gewitzter Bock umkreist wol gar die verdächtige Stelle, um Wind zu fassen; wehe, wenn er über die Sachlage ins Klare kommt und vielleicht gar alte Erinnerungen auftauchen; still wird er davonschleichen, bald aber seinem Gefühl so freien Lauf lassen, daß der Jäger ruhig sein Gewehr schultern mag; denn es ist aus mit diesem alten Bock, wahrscheinlich für alle Zeiten, zumal solche alte Herren überhaupt nur mistrauisch heranschleichen.

Schreit vor oder nach dem Blatten ein Holzschreier um den Jäger herum, so möge er nicht viel erwarten und sich nicht lange aufhalten, solcher Platz ist so gut wie verpönt, denn alles Wild horcht mistrauisch danach hin.

Gelegentlich stellt sich auch Reineke auf das Fiepen ein oder die Ricke mit ihren schüchternen Kälbchen, selbst der Hühnerhabicht streicht wol heran, alles Gründe für die gespannteste Aufmerksamkeit und Fertigkeit.

Steht das Rehblatt nicht richtig im Ton, so kommt der Bock überhaupt schwerlich heran, thut er es aber doch und erkennt den Betrug, dann ist er verblattet oder verprellt und merkt sich dies für lange Zeit. Deshalb verprellt man von Wilddieben gefährdete Böcke absichtlich, um sie vor ihnen zu retten und pürscht sie lieber auf gewöhnliche Weise, oder läßt am besten den Abschuß zur Brunftzeit gänzlich ruhen wenn nicht zu viel und besonders zu viel starke Böcke im Bestand sind, durch deren fortwährendes Kämpfen und Jagen das Beschlagen des Mutterwildes vernachlässigt wird.

Besonders achte man auf alte starke Böcke, die oft nichts weiter thun, als die jüngern abschlagen und das Mutterwild oder diese zum Auswechseln veranlassen; solche schieße man thunlichst bald ab, sorge aber andererseits dafür, daß gut gehörnte starke Böcke sich vererben und nicht blos das schwache Zeug zum Beschlagen kommt.

Es gibt der Momente beim Pürschen gar viele, oft recht unvorhergesehene, bei solchen müssen Anstelligkeit, scharfer Blick und Entschlossenheit entscheiden.

Der Anstand

ist eine vorzügliche Schule für Geduld und Beobachtungen und ein Jäger, der ihn gern aufsucht, auch ohne gewisse Aussicht etwas zu schießen, läßt erkennen, daß er nicht blos Schießer ist. Wer Augen hat

zu sehen und Ohren zu hören, wird sich auch nie auf dem Anstande langweilen — und wenn es die ärmlichste Kieferheide ist —, etwas bleibt immer zu sehen und zu studiren für den, der in dem aufgeschlagenen Buche der Natur zu lesen versteht.

Es gilt also den austretenden Bock an einer gewissen Stelle zu erwarten, resp. zu schießen, welche man vorher ausgekundschaftet haben muß und in der Nähe der Wechsel, an Tränken, Salzlecken u. s. w. finden wird, obgleich das Schießen an solchen Stellen, wie die letztern, besser gänzlich unterbliebe, um dem Wilde wenigstens diese Asyle zu gönnen und nicht andere Stücke durch den Schuß und die Schweißwitterung zu stören.

Die nothwendige Deckung verschafft man sich am besten an Sträuchern oder Bäumen, deren Zweige man leicht zusammenknüpft, oder durch gegrabene Erdlöcher, deren Boden als Wall nach der Schußgegend hin aufgeworfen wird und die Deckung vermehrt, sowie auch das Auflegen der Büchse für den daran Gewöhnten gestattet. Je weniger auffällig solche Deckung ist, desto größere Dienste wird sie thun, dem aber gleich einem Tannenaffen beweglichen Jagdfreund auch nicht viel helfen, da Ruhe und Geduld die Cardinalbedingungen für den Anstand sind.

Recht gut sind die Hochsitze oder Kanzeln; einmal der weiten Umschau wegen, ferner weil sie den Jäger vom Winde unabhängig machen und endlich, weil er seinen Wildbestand am besten und bequemsten kennen lernen kann. Kann man diese Kanzeln auf den Aesten alter Bäume anbringen, dann desto besser, sonst gräbt man vier Bohlstämme ein, verbindet sie im Viereck und baut in Höhe von etwa 6 m einen Boden mit Geländer und ein Sitzbret ein, verblendet den Raum vom Geländer bis an den Boden, damit sich der Jäger nach Wunsch ganz unsichtbar machen kann.

Etwa eine Stunde vor Sonnenaufgang, resp. -Untergang muß aber der Stand oder Ansitz bezogen sein, damit durch späteres Ankommen das schon in der Nähe stehende Wild nicht verscheucht wird, aus welchem Grunde man sich auch hüten muß, den etwa frischen Wechsel desselben zu betreten.

Stehen die Rehe im Sprunge zusammen, so erscheint die alte Ricke voran und erst, wenn er durch seine Begleitung von der Sicherheit überzeugt ist, wird auch schließlich der Bock kommen. Auf sehr alte und starke Böcke ist der Anstand, wegen ihres sehr späten Austretens, sehr mislich; sie erscheinen meist erst bei völliger Dunkelheit.

Der Anstand empfiehlt sich nur zur guten Zeit, vom Juni bis in den November hinein; vorher ist der Bock nicht gut an Wildpret, nach-

her fängt es auf dem Anstande an sehr luftig zu werden und kann man den Bock bequemer auf den

Treibjagden

erlegen, welche man mit den auf Hasen zu vereinigen pflegt.

Das Reh läßt sich schlecht, sehr schlecht treiben und ist eigentlich ganz unberechenbar; bald kommt es gleich im Anfange des Treibens flüchtig an, bald drückt es sich und schleicht zwischen den Treibern zurück; ein gewitzter Bock bleibt auch wol ruhig im Strauch stehen und läßt die Treiber vorbei; bald thut es sich in offenbarer Rathlosigkeit mitten im Treiben nieder, bald rennt es gegen die Treiber an, besonders wenn sie laut schreien und es zurückhalten wollen und fällt (springt) über sie weg; am liebsten bricht es seitwärts aus und sicher bei sehr langen Treiben, die es überhaupt gar nicht verträgt. Die Schützen müssen sehr aufmerksam sein, wenn sie den Bock nicht verpassen wollen und zwar, sobald sie stehen, noch ehe das Treiben losgegangen ist; denn, wie gesagt, man kann nicht wissen, wann die Rehe kommen.

Verlangt das etwa sehr dicht bestandene, bergige oder bruchige, überhaupt unwegsame Gelände die Anwendung von Jagdhunden, so sind starke Bracken weniger zu empfehlen als kräftige, dauernd jagende Teckel, vor denen die furchtsamen Rehe nicht so flüchtig werden als vor starken Hunden. Das sonstige Verhalten bei Treibjagden wird beim Hasen ausführlich erörtert, worauf verwiesen wird.

Der Nutzen des Rehs ist nicht unerheblich; sein Wildpret steht vor allem edeln Haarwild obenan und der Ziemer gilt unbestritten als der feinste Wildbraten; die Sommerhaut gibt ein vortreffliches Handschuhleder und die Winterhaut recht dichte Fußteppiche, sowie Unterlagen für Kranke, die sich durchgelegen haben, oder für Pferde zur Vermeidung des Drucks durch die Geschirre. Das Gehörn verarbeitete früher der Horndrechsler sehr gern an Tabackspfeifen, jetzt nur noch der Messerschmied zu Heften für Jagd- oder Tafelmesser; — noch lieber aber befestigt es der glückliche Schütze an der Wand seines Heims und erinnert sich bei seinem Anblick an manchen vergnügten Pürschtag.

Zum Schluß noch die Behandlung für die Küche. Das Aufbrechen und Zerwirken geschieht wie beim Edelwild und da es sich inzwischen in nichts verändert hat, entnehme ich die Beschreibung meinem „Waidwerk“ (S. 50 fg.):

„Zum Aufbrechen stellt sich der Jäger vor den Kopf des auf den Rücken gestreckten Wildes und schärft — wohlverstanden — ohne die Rockärmel aufzustreifen, Haut und Wildpret vom Unterkiefer bis an das Halsende auf, löst Drossel und Schlund ab, schneidet etwa 3 cm vom obern Ende des letztern eine Oeffnung hinein, schlingt ihn drei- bis viermal umeinander, damit die Aesung nicht herausquillt und schiebt den ganzen Schlund in die Brusthöhle hinab. Nun tritt er zwischen die Hinterläufe, schärft, das Kurzwildpret mittendurch theilend, zwischen den Keulen nach dem Waidloch zu bis an das Schloß, sodann über die Ruthe bis an den Brustkern blos die Haut auf, löst die Ruthe mit den Samengefäßen aus, läßt aber die Hoden in der Haut. Hierauf schärft er vom Kurzwildpret bis zum Schlosse mit Vorsicht das Wildpret auf, schlägt die Verbindung des Schlosses durch und drückt die Keulen auseinander. Nun setzt er Zeige- und Mittelfinger der linken Hand an den Anfang der Oeffnung, hebt das Wildpret vom Gescheide auf und schärft mit dem Nickfänger auch das Wildpret bis zum Brustkern auf. Hierauf nimmt er das Netz heraus, faßt zwischen Wanst und Zwerchfell den Schlund und zieht das ganze Gescheide vorsichtig heraus, löst auch den Mastdarm aus. Danach wird das Feist mit den Händen herausgenommen. Dann wird der Drosselknopf abgelöst und das edle Geräusch herausgeholt.

„Beim Zerwirken wird zunächst das Gehörn recht sauber abgesägt, sodaß der Schädel recht lang bleibt, die Haut längs der Brust dann einige Centimeter über dem Oberrücken des rechten Laufs rund um denselben aufgeschärft, und alsdann von da ab bis zur Mitte der Brust; dann verfährt man ebenso mit dem linken Vorder- und dem rechten und linken Hinterlauf. Von diesen Einschnitten her löst man nun von vorn nach hinten die Haut erst auf der rechten, dann auf der linken Seite ab. Die Haut bleibt unter dem Wildpret ausgebreitet liegen, worauf das rechte, dann das linke Blatt abgelöst, dann die Flanken an den Keulen bis an die Rippen durchgeschärft werden. Nun macht man über die Rippen mit dem Nickfänger einen Einschnitt, schlägt sie durch und legt sie weg zu dem Halse, den man nun auch abschlägt oder vorher abgeschlagen hat, schärft auf der äußern Seite der Eisbeine bis an die Kugel fort, löst sie aus, hierauf die rechte, dann die linke Keule vom Ziemer (oder Zimmer) und schlägt endlich mit dem Blatt, einem starkklingigen breiten Haumesser, da das Rückgrat durch, wo der Rücken vom Ziemer getrennt werden soll, den manche lang, andere kurz zu haben wünschen.

„Die Leber gibt eine delicate Beigabe zum Frühstück. Die Haut wird zum Trocknen aufgehängt. Um sich nicht Motten ins Haus zu

bringen, löst man die Haut mit den Haaren vom Schädel ab, putzt diesen sauber, befestigt das Gehörn auf ein schildförmiges Täfelchen, je nach Geschmack, und hängt es zum Andenken an die Wand." [1]

---

[1] Der junge Jäger sei hier auf Folgendes aufmerksam gemacht. Will er ein werthvolles Gehörn auf einen künstlichen Kopf setzen lassen, so dulde er niemals das Abschneiden der Stangen vom Schädel, weil solche einzelne Stangen in den Augen des Kenners und Händlers erheblich an Werth verlieren. Unter den künstlichen Köpfen halte ich die aus der Fabrik von Dornheim, Koch & Fischer in Gräfenroda in Thüringen für die gelungensten, wie sie auch auf der internationalen Jagdausstellung in Kleve 1881 prämiirt wurden. Diese Fabrik fertigt auch durchaus naturgetreue Nachbildungen berühmter Gehörne, also keine Phantasiestücke, und sind sie dem, welcher keine Gelegenheit hat, solche Gehörne in natura zu sehen, sehr zu empfehlen.]

Fünfter Abschnitt.

Vom Hasen.

Zahnformel $\frac{1 \cdot 5 \cdot '2' \cdot 5 \cdot 1}{5 \quad 2 \quad 5} = 28$ Zähne.

I. **Der gemeine Hase**, Lepus timidus, vulgaris, *Linné*.

Waidmännische Ausdrücke.

Der Hase läuft nicht, sondern rückt, rutscht, fährt gen Feld, gen Holz, ins Lager. Er wird behetzt, wenn man die Windhunde vom Stricke läßt, gerahmt, wenn ihm die Windhunde nahe kommen, aber ihn fehlgreifen, indem er sich wendet; gegriffen oder gefangen, wenn sie ihn wirklich habhaft werden; genickt, wenn man ihn bei den Hinterläufen in die Höhe hält, mit flacher Hand das Genick abschlägt, und so auf leichte Art tödtet; er liegt nicht, sondern sitzt, drückt sich im Lager oder Saße; er rammelt, wenn er sich begattet; er hat einen Balg, nicht ein Fell; Wolle, nicht Haare; Läufe, nicht Füße; die Hinterfüße insbesondere werden von einigen Jägern Sprünge genannt; Löffel, nicht Ohren; Lichter, auch Seher, nicht Augen; Blume, nach einigen Federlein, nicht Schwanz; Schweiß, Farbe, nicht Blut; er äset sich, nimmt seine Weide, frißt nicht; ist fett, besser stark, nicht feist; er schreit, klagt, wird erwürgt, wird ausgeworfen, ausgeweidet, nicht aufgebrochen, wenn das Eingeweide, das Gescheide oder der Hasenklein herausgenommen wird; gestreift, nicht zerwirkt, wenn der Balg abgezogen wird; er macht ein Männchen, wenn er auf den Hinterläufen gerade aufsitzt; er nagelt, wenn er mit den Nägeln an den Zehen kennbare Zeichen in den Boden eindrückt; er flieht nicht, sondern springt über den Graben, über das

Zeug; er macht oder schlägt einen Haken, wenn er beim Jagen oder sonst beim Laufen eine Wendung macht; er hinterläßt eine Spur, nicht Fährte oder Tritt; die Häsin setzt, wenn sie Junge zur Welt bringt; die Jungen einer und derselben Geburt heißen Satz; die Wiedergänge, ehe er ins Lager fährt, heißen Absprung. Sein Gehör ist sehr scharf, seine Nase gut, sein Gesicht mäßig, jedoch nicht schlecht. Sein Maul heißt Geäse.

Naturgeschichte.

Die obern Vorderzähne längs und tief gefurcht, die untern breit und flach mit geraden Schneiden ohne Furchen; der vorderste obere Backenzahn viel größer als der folgende; der hinterste der kleinste; die fünf untern Backenzähne verkleinern sich allmählich nach hinten mit auffallenden Schmelzröhren.

Löffel länger als Kopf, Seher mit bräunlicher Iris, Blume oben schwarz, unten weiß, fast so lang als der Kopf, aufwärts stehend.

Es gibt in Europa nur eine Art, aber mit localen Abweichungen, welche Blasius so kennzeichnet:

a) südeuropäische Form; kurze lockere Behaarung, mit schlanken, dünnbehaarten Löffeln und sehr stark rostfarbig;

b) mitteleuropäische Form; Behaarung dicht und lang, auch auf den Löffeln, auf den Schenkeln weißlich, wie überhaupt im Winterbalg;

c) nordöstliche Form; sehr dichte Behaarung, im Winter vorherrschend grauweiß.

Der Hase ist ein so allgemein bekanntes Thier, daß es beinahe überflüssig scheinen dürfte, seine Gestalt und Lebensweise näher zu beschreiben. So gewiß es indessen ist, daß wir einheimische Thiere, die uns häufig zu Gesicht kommen und die wir noch dazu von Kindheit an zu erblicken gewohnt sind, gemeinhin nur flüchtig und obenhin betrachten, so gewiß ist es auch, daß wir an diesen manches übersehen, was uns an andern dagegen, die aus fremden Ländern herbeigeführt und als eine Seltenheit gezeigt werden, auffällt und merkwürdig vorkommt. Wer sieht den Hasen wol öfter als der Landmann und der Jäger? und doch kann man überzeugt sein, daß, wenn von diesen eine genaue vollständige Beschreibung nur seiner Gestalt allein gefordert werden sollte, sie solche selbst dann, wenn ihnen die Sprache zu Gebote stände, nur sehr unvollkommen zu geben im Stande sein dürften.

Der Jäger unterscheidet je nach dem Aufenthalt den Wald-, Holz- und Berghasen, den Feld-, Stein-, Sand- und Sumpf- oder Bruchhasen.

Die erstern sind die größten, mit dichter und dunklerer Wolle, unter dem Halse mehr weiß, auch sind sie schüchterner und furchtsamer als die beiden andern. Der Feldhase ist klein, sein Haar röthlich, sein vorzüglichster Aufenthalt die Saatfelder; dagegen der Bruch- oder Sumpfhase sich mehr an Teichen, Morästen und sumpfigen Orten aufhält und bei weitem nicht so schmackhaft, wohl aber weißlicher an Wildpret als der Berg- und Feldhase ist. Außer diesen vorangezeigten Arten führen einige Schriftsteller noch den Holzhasen, den Sand- oder Steinhasen an. Der Holz- oder Waldhase wird, weil er sich gewöhnlich in Holzungen aufhält und nur des Nachts seine Nahrung in den Feldern sucht, der Sand-

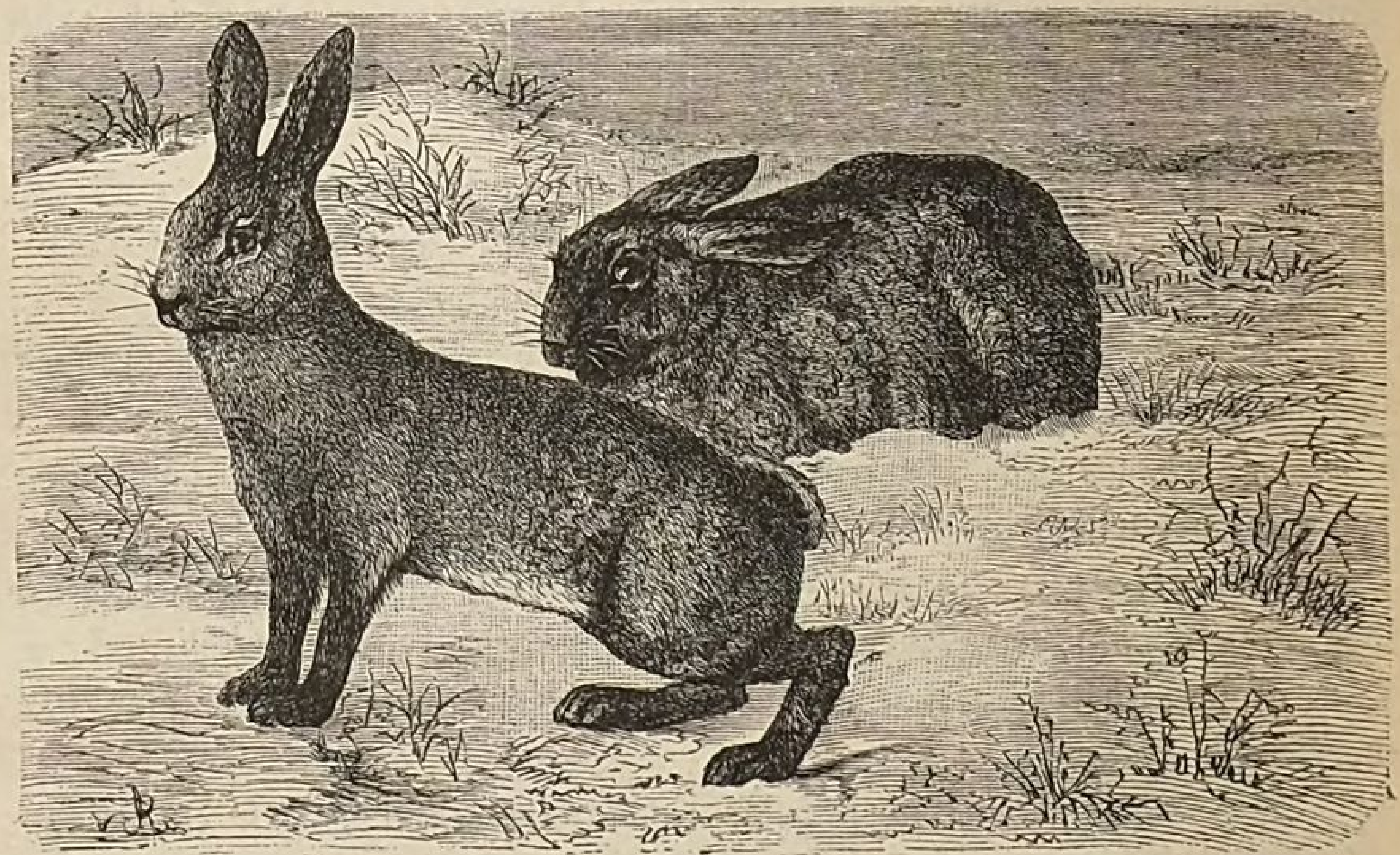


Fig. 22. Der Hase.

oder Steinhase aber, weil er vorzüglich in den sandigen oder steinigen Gegenden setzt, zum Unterschiede der andern also benannt.

Diese Unterscheidungen, sämmtlich von dem Aufenthalte genommen, bleiben deshalb in Größe und Färbung bei dem Hasen constant, weil er in der Regel zeitlebens dort bleibt, wo er gesetzt ist.

Der Hase, auch zum Unterschiede der gemeine oder gewöhnliche Hase genannt, unterscheidet sich in seiner Gestalt sehr merklich von allen bekannten Thieren, ja selbst von denjenigen, mit denen er eine entfernte Aehnlichkeit zu haben scheint. Der Kopf ist kurz und dick, etwas hinterwärts gebogen, nach der Schnauze zu schmal, von da ab bis zu den Löffeln wie ein Bogen gerundet. Die Schnauze ist dick und groß, die Nasenlöcher haben das Ansehen eines zweiten Mauls, welche Täuschung

durch die Vertiefung der Nasenscheidewand entsteht, wodurch die Oberlippe in der Mitte getheilt wird. Daher die Etymologie der Benennung Hasenscharte, wenn man bei Menschen eine auf ähnliche Art gespaltene Lippe antrifft. Das Geäse ist von beiden Seiten, wie nicht minder der innere Theil der Lefzen, mit borstenartigen Haaren (wie bei den Katzen) besetzt, von denen man auch einige über den Nasenlöchern und um die Lichter antrifft, und wovon die längsten etwa 10,5 cm lang und gemeinhin an der Wurzel schwarz, an der Spitze weiß sind. Die Löffel sind ein Zehntel länger als der Kopf, dabei spitz und hohl, wie ein Löffel, daher die Jägerbenennung, um jeden Schall auffangen zu können.[1] Sie stehen an der Wurzel dicht beisammen, breiten sich aber von da ab auseinander. Sie sind an der Spitze schwarz, — und zwar an der äußern Seite, an dem einwärts stehenden Rande hat ein jeder Löffel einen schwarzbraunen mit Gelbbraun gemischten Streif, der sich nach dem Kopfe zu mehr ausbreitet und endlich in Hellbraun verläuft — und bleiben selbst dann so[2], wenn der Balg im Winter seine Farbe ändert. Die Färbung des Balges ist bräunlichgrau, unten weiß. Es gibt hellere und dunklere Varietäten, auch ganz weiße (Kakerlaken). Selten, im Norden, kommen schwarze Hasen vor. Die Nase ist gelbbraun, die Stirn schwarz mit Gelbbraun gemischt. An beiden Seiten der Nase zieht sich ein schmaler weißlicher Streif neben den Lichtern vorbei, bis zu den Löffeln herauf. Die Wangen sind bräunlich mit Gelb und Weißgrau gemischt. Die Lichter sind groß, eirund, sehr hervorragend und herausgetrieben, aber ohne Feuer, vielmehr blöde. Der Hase ist hiernach kurzsichtig, dagegen sein Gehör und Nase äußerst scharf und fein sind. An Schärfe des Gehörs übertrifft er vielleicht alle andern Wildarten. Die Lichter haben keine Wimpern, keine Nickhaut, und machen im Kreise eine Rundung, sodaß der Hase, so kurzsichtig er auch sonst ist, rings um sich herum sehen kann. Er schläft mit offenen Augen.

Der Hals ist stark, die Brust eng und schmal, aber fleischig, der gestreckte Leib in seiner ganzen Länge, die etwa 63 cm beträgt, beinahe von gleicher Dicke. Die mit zwölf Gelenken versehene Blume, an einigen Orten Federlein oder Federle genannt, ist immer nach oberwärts ge-

[1] Der fleißige Naturforscher Goeze hat bei Zergliederung des Hasen gefunden, daß er in dem Ohrengange, der in das felsenförmige Bein (os petrosum) führt, mit einer besondern beinernen Röhre versehen ist, die ihre Richtung hinterwärts, wie ein natürliches Schalloch, nimmt, damit auch der geringste und entfernteste Laut zu seinem Gehörwerkzeuge dringe. Daher sein leises Hören. Wenn der Wind danach geht, kann er es auf 400 Schritte hören, daß jemand gegangen kommt, und jede andere unmerkliche Erschütterung der Erde empfinden.

[2] Der Balg hat im Sommer auf dem Grunde eine schwächere; im Winter eine stärkere graue wollige Bedeckung. Die Haare (Wolle) sind an den Löffeln kürzer als am übrigen Theile des Körpers.

krümmt, oben schwarz und unten weiß und 7,3 cm lang. Die Vorderläufe sind kurz und dabei sehr dünn, besonders am Untertheile des sogenannten Vorderkegels. Die Hinterläufe, Sprünge, sind weit länger und dicker, und zwar gemeinhin halb so lang als die ganze Länge des Thieres, vom Geäse bis zur Wurzel der Blume gerechnet.[1] Die Zehen endigen sich in einen schwarzen, mittelmäßig starken, spitzigen, unten ausgehöhlten Nagel, der zum Theil in der Haut verborgen steckt. Die Läufe sind durchaus, selbst an den Fußsohlen behaart. Er rutscht, fährt, auf dem ganzen Hinterlaufe bis zur Ferse. Am Hintertheile der vordern und hintern Mittelläufe, ingleichen an den Fußwurzeln findet sich ein buschiges Haar, das bis an den Strahl geht.

Das Männchen, in der Jägersprache Rammler genannt, unterscheidet sich von der Häsin, die auch Setzhase, Mutterhase genannt

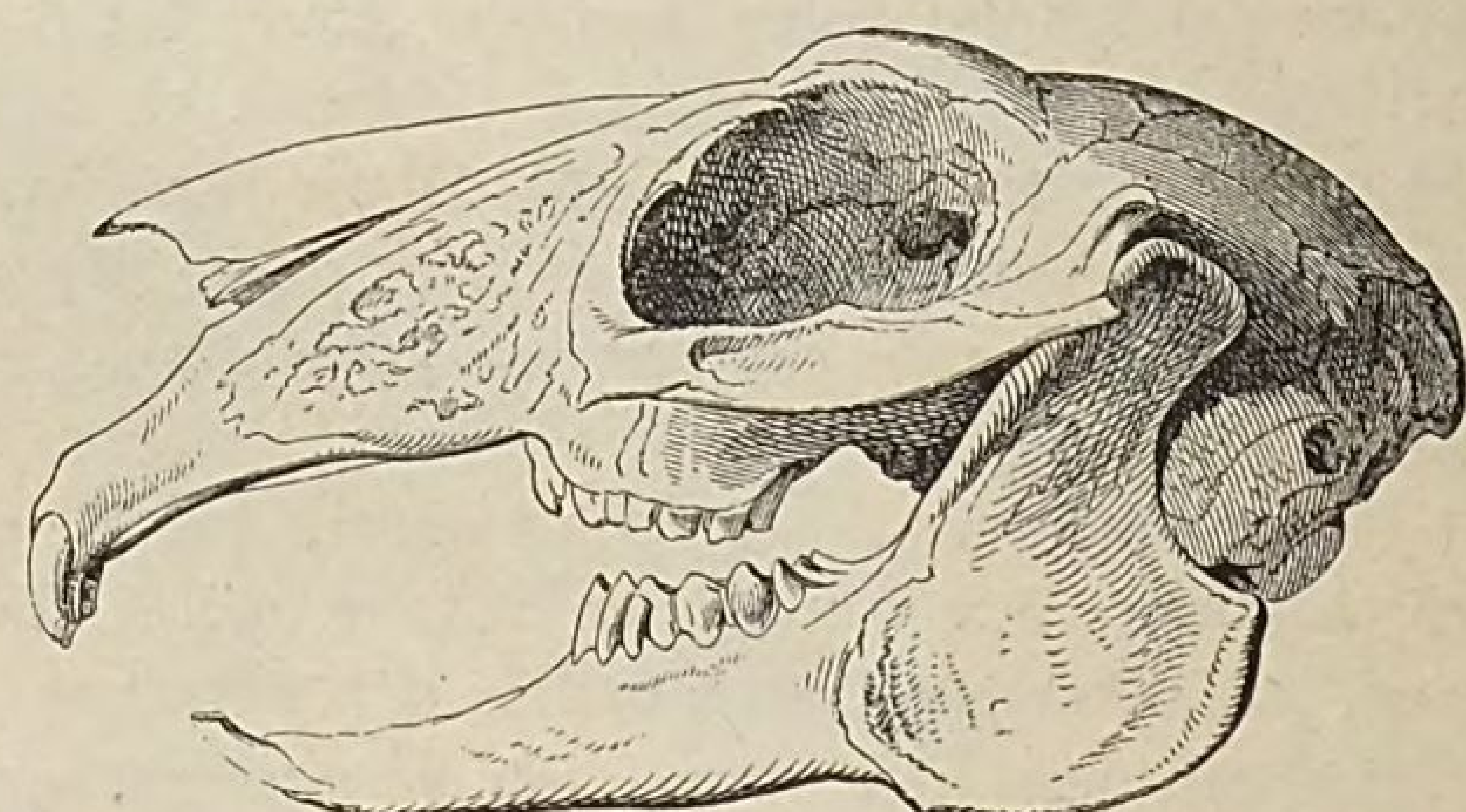


Fig. 23. Hasenschädel.

wird, durch folgende Kennzeichen: Der Rammler ist zwar kürzer gebaut und schmäler am Leibe, hat aber breitere Schultern. Der Kopf ist dicker, kürzer, runder und wolliger als bei der Häsin, die einen längern, schmälern Kopf hat, sowie er sich denn auch durch seine längern Haare am Barte, Backen und Augenbrauen unterscheidet. Vorn an den Blättern ist der Rammler an beiden Seiten rothbraun, auf dem Rücken schwarztüpfelig und hinten herum weiß, als wenn er gerupft wäre, die Blume kürzer, breiter und weißer als bei der Häsin; diese ist dagegen an den Blättern gelblich, und sonst mehr aschfarben und graulich als der Rammler.

Der Rammler hat kurze, breite, weißliche Löffel, die er gemeinhin und vorzüglich im Laufen hoch trägt, wenn er horcht, wechselsweise be-

[1] In den Hinterläufen, und zwar im Gelenke an der Hesse, befindet sich ein krummes zugespitzes Knöchelchen, oben mit einem Wirbel, etwa einen halben Zoll lang, das man Hasensprung nennt, weil der Hase, wenn er sich schnell aus dem Lager erhebt, sich darauf stützt und fortrutscht.

wegt, und wenn er im Lager sitzt, gerade auf den Rücken zusammenlegt. Die Häsin hat längere, spitzige, lappige und etwas hängende Löffel, die sie im Laufen mehr auseinandersperrt, im Lager aber zu beiden Seiten des Leibes herabhängen läßt.

Der Rammler drückt sich im Lager stark zwischen seine Vorderläufe, scharrt sich auch hinten ganz in den Boden hinein, macht, wie Heppe in seinem Lehrprinzen sich ausdrückt, hinten und vorn von seinen Vorder- und Hinterläufen nebeneinander zwei Buckel, und hat stets ein aufgeworfenes Häufchen Erde vor seinem Lager; dagegen die Häsin sich im Lager zwar stärker wie er an den Boden drückt, aber den Rücken mehr krümmt, hinten hoch, vorn niedrig sitzt und, wie Heppe sagt, nur mit den Hinterläufen zwei Buckel macht.

Um einen jungen vollerwachsenen Hasen — er vollendet sein Wachsthum in 15 Monaten — von einem alten zu unterscheiden, darf man nur die Gelenke an den Vorderläufen untersuchen. Trennen sich diese merklich und fühlbar, so ist der Hase jung; sind sie aber so fest zusammengefügt, daß man fast gar keinen Zwischenraum fühlen kann, so ist er alt. Auch kann man eine ähnliche Probe dadurch anstellen, wenn man die Löffel auseinanderzieht. Gibt der Balg bei einer leichten Ausdehnung nach, so ist der Hase ebenfalls jung, dagegen bei einem alten Hasen das Gegentheil erfolgt. Ein drittes Merkmal gibt die Untersuchung seiner untern Kinnlade. Je nachdem diese beim Zusammendrücken unter den Vorderzähnen mehr oder weniger nachgibt und einbricht, ist der Hase jung oder alt. Junge Häschen haben nicht selten ein weißes Fleckchen auf dem Kopfe.

Er lebt überirdisch, ist zwar vorherrschend ein Nachtthier, doch gelegentlich auch am Tage munter. Er wird 8—10 Pfund schwer.

Es gehört mit zu den alten Jägersagen, daß es unter den Hasen Zwitter gibt, daß der Rammler wie die Häsin Junge setzt, daß sich sogar einige darunter finden, die bald Rammler, bald Setzhasen sind und abwechselnd beide Verrichtungen leisten. Sogar Schriftsteller haben diese Sage verbreitet. Es bedarf jedoch bei dem jetzigen Stande der Naturgeschichte dieser Glaube einer weitern Widerlegung nicht.

Der Hase fängt in der Regel im Monat Februar, und wenn das Wetter gelinde ist, im Januar (der letzte Fall ist hierzulande[1] selten) zu rammeln an.

Da der Setzhase gewöhnlich 30—31 Tage trägt, so erfolgt der erste Satz hiernach gemeinhin im Monat März, wo er aber nur 1 bis

---

[1] D. h. Ostpreußen. (v. R.)

2 Junge setzt. Er begattet sich dann aufs neue, setzt im Monat Mai zum zweiten mal, und zwar dann gewöhnlich 3—5 Junge. Der dritte Satz, welcher gewöhnlich so starkzählig als der zweite ist, erfolgt im Monat Juli; der vierte aber, welcher fast immer nur aus 1—2 Jungen besteht, im September, oft später. Die Häsin kann 10 Junge ernähren. Zum Saugen werden diese durch ein Klappern mit den Löffeln gerufen. Gewöhnlich bleibt die Häsin 20 Tage bei den Jungen. Wenn bei gelindem Wetter die Rammelzeit im Februar oder wol gar im Januar eintritt, so erfolgt natürlich jeder Satz früher und die Häsin setzt dann oft fünfmal im Jahre. Seine Fruchtbarkeit und Vermehrung ist hiernach sehr beträchtlich, und das alte Sprichwort der Jäger: „Der Hase geht im Frühjahr selbander vom Holz in das Feld, und geht um Bar-

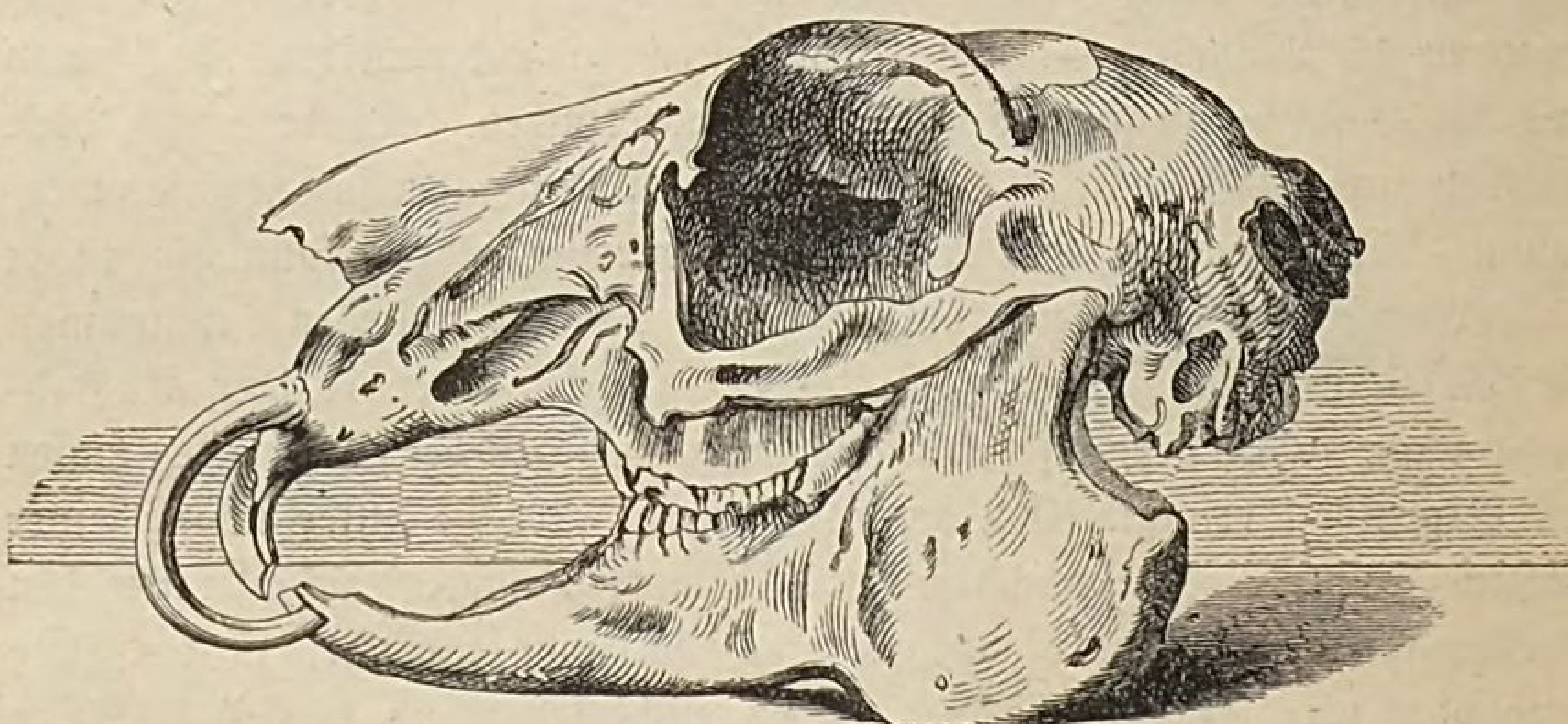


Fig. 24. Hasenschädel mit abnorm vergrößertem linken obern Schneidezahn.

tholomäi selb 15 oder 17 wieder zu Holz", sehr gegründet. Es befinden sich übrigens, nach der einstimmigen Jägerbeobachtung, unter den Jungen bei weitem mehr Männchen als Weibchen, sodaß die Zahl der erstern die der letztern etwa um das Dreifache übersteigt.

Der Hase hat bereits im ersten Jahre das Vermögen, zu rammeln. Seine Geilheit ist dabei äußerst groß. Oft sieht man 3—4 Rammler hinter einer Häsin herlaufen und dann zuweilen auf eine possirliche Art mit den Vorderläufen um die Häsin so lange heftig kämpfen, bis der Schwächste weichen muß.

In Hasengehegen, wo es viele alte Rammler gibt, beißen und jagen diese in der Rammelzeit die jungen Rammler oft ganz und gar aus dem Revier, woraus aber der Uebelstand entsteht, daß die Häsinnen, denen es an einer hinlänglichen Anzahl Männchen zu Befriedigung des Begattungstriebes fehlt, ebenfalls das Revier verlassen und sich nach einer andern

Gegend hinziehen[1], daher man in den Hasengehegen die alten Rammler vorzüglich wegschießen muß, weil sie sonst, wenn ihrer zu viel sind, dem Revier schädlich werden. Ueberhaupt ist es zur Erhaltung des Bestandes sehr zu empfehlen, wenn selbst noch im Frühjahr Rammler abgeschossen werden. Wenn der Jäger sich aufmerksam die Unterscheidungszeichen des Rammlers von der Häsin einprägt, so wird er selten sich irren. Besonders in der Rammelzeit sind die ersten leicht daran zu kennen, daß sie immer die hintern sind, wenn mehrere Hasen zusammen laufen. Neben dem Wegschaffen der Raubthiere ist nichts für die Erhaltung eines Hasengeheges so wichtig als eine angemessene Gleichstellung der Geschlechter.

Die Häsin ist, wie schon vorhin erwähnt worden, oft brünstiger als der Rammler[2], sowie sie ihn denn nicht selten, sobald sie gesetzt hat, wieder zuzulassen pflegt.

Die Häsin setzt ihre Jungen gewöhnlich an Oertern, wo sie altes Gras, Farrnkraut u. dgl. vorfindet, oder auch in der dicken Saat, im Holze, in kleinen Gesträuchen, an Erdhügeln u. s. w., und zwar stets in einer aufgescharrten Vertiefung, die die Mutter, je nachdem sie im Felde, im Holze oder auf Wiesen setzt, mit Laub, mit selbst ausgerupfter Wolle oder mit Grashalmen ausfüttert.

Die Häsin ist eine äußerst ungetreue Mutter und läßt gewöhnlich nur einige Tage — gemeinhin 20, oft aber auch nur 6 Tage — saugen, und läuft dann wieder dem Rammler nach. Die Jungen sind, wenn sie einige Tage gesäugt werden, fähig die Mutter zu verlassen und ihr Geäse selbst zu suchen.[3] Die jungen Hasen, die von einem und demselben Satz sind, entfernen sich nie weit voneinander, so wenig als von dem Orte, wo sie gesetzt sind. Daher aber auch die verschiedene Benennung von Feld- und Holz- oder Buschhase. Es macht sich jedoch jeder sein eigenes Lager in einer Entfernung von etwa 60—80 Schritten auseinander. Findet man also irgendwo ein junges Häschen, so darf man beinahe sicher darauf rechnen, noch eins oder zwei in der Nähe anzutreffen.

Die Aesung der Hasen besteht in Kräutern, Blättern, Wurzeln, Getreide — unter dem sie vorzüglich den Hafer, jedoch nicht sowol die

---

[1] Wenn man daher hin und wieder selbst in einer Gegend, wo viel gehetzt wird, dessenungeachtet viele junge Hasen antrifft, so sind es gemeinhin solche, die von alten Rammlern aus ihrem vormaligen Revier vertrieben worden sind. Daher das auf einer unrichtigen Beobachtung beruhende Sprichwort: „Wo der Hase gehetzt wird, ist er am liebsten.“

[2] Döbel und mehrere Schriftsteller behaupten, daß die Häsin oft aus ungeduldiger Hitze, und weil diese, so lange sie bei den Jungen verweilt, unbefriedigt bleibt, die letztern zerfleischt.

[3] Sie sind mit Milch leicht aufzuziehen und werden sehr zahm, lernen auch, wie viele versichern, allerlei Künste. Dem Hasen ist das possirliche Manöver eigen, daß er sich auf die Hinterläufe setzt und mit den Vorderläufen trommelt, welches man an den Jungen frühzeitig gewahr wird.

Körner als das Kraut lieben —, Pflanzen, besonders solche, die einen milchartigen Saft haben, wie z. B. die Petersilie, der sie sehr nachgehen, Gras, Heu u. s. w. Im Winter äsen sie sich gern an dem braunen Kohl, nagen an Baumrinden[1], die Erle und Linde ausgenommen, deren Saft ihnen zu bitter ist. Sie lieben ganz vorzüglich die grüne Saat[2] und besuchen diese besonders des Nachts häufig. Die Holzhasen äsen sich auch häufig an Eicheln und Bucheln.

Die Lebensdauer der Hasen erstreckt sich auf sieben, höchstens acht Jahre und steht, wenn man nach Buffon annimmt, daß die Thiere gewöhnlich siebenmal länger leben, als sie ihr Wachsthum vollenden, mit der Zeit der Entwickelung ihres Körpers in einem richtigen Verhältniß.

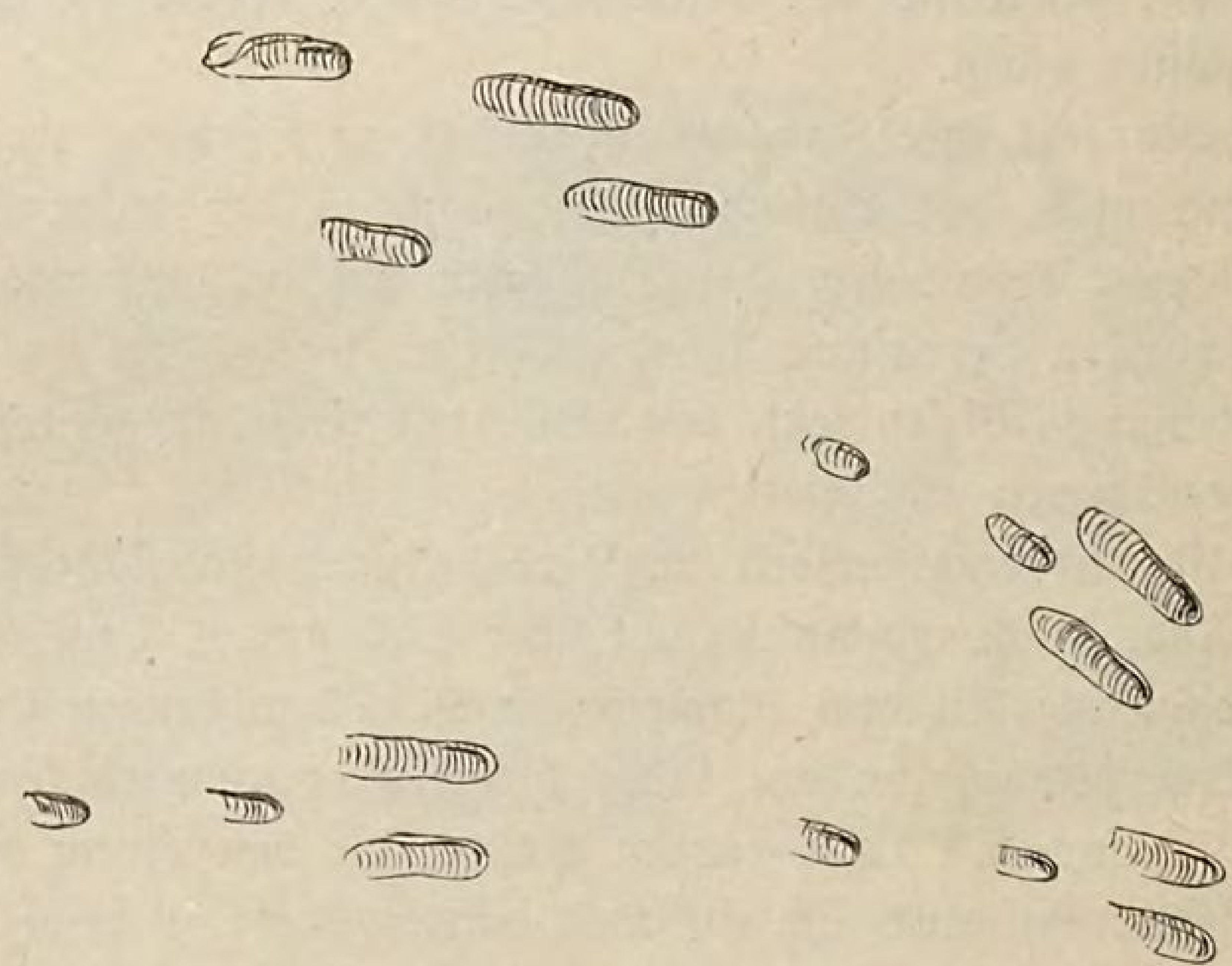


Fig. 25. Verschiedene Hasenfährten.

Nur wenige erreichen indessen, bei den häufigen Nachstellungen der Menschen und der Raubthiere, das ihnen von der Natur bestimmte Alter. Daß die Rammler eine längere Lebensdauer als die Setzhasen haben sollten, wie einige behaupten, kann nicht erwiesen werden.

Daß der Hase beständig mit offenen Augen schläft, weil ihm die Nickhaut an den Augen fehlt, ist bereits angeführt worden. Ungeachtet

[1] Man schützt besonders die Obstbäume am besten durch ein Umwickeln mit Dornen oder durch ein Bestreichen von Lehm mit Kuhmist, oder mit Schweine- oder Hundefett, welches mit Pulver und Ruß zusammengerieben ist.

[2] Besonders die junge handhohe Saat der vierzeiligen Gerste. Nach Bechstein soll man diese vor der Beschädigung der Hasen dadurch sichern können, wenn man alle zwanzig Schritte ein Hölzchen steckt, in dieses oben einen Ritz macht und ein in Franzosenöl eingetauchtes und mit einer Eierschale gegen den Regen bedecktes Läppchen anhängt, letzteres aber nach vierzehn Tagen erfrischt. Dieses Mittel soll die Saat auch vor den Rehen sichern.

er viel schläft, so gehört er doch mehr unter die Nacht- als Tagthiere. Den Tag über bleibt er gewöhnlich, wenn er nicht gestört und aufgeschreckt wird, in seinem Lager, um der Ruhe zu pflegen. Er verläßt solches gemeinhin erst bei Sonnenuntergang, um sich zu äsen, und wenn die Zeit da ist, zu rammeln. In hellen Nächten macht er, besonders in der Rammelzeit, viele Hin- und Wiedergänge, daher man denn im Winter bei frischem Schnee (Neue) oft von einem einzigen Hasen so viele Fährten antrifft, daß ein Unkundiger glauben muß, es wären mehrere Hasen hin- und hergelaufen. Wenn mehrere beisammen sind, so spielen sie oft miteinander, jagen sich und machen höchst possirliche Sprünge, besonders wenn die Jungen mit den Alten beisammen sind. Sein Gang oder vielmehr Lauf ist ein immerwährender Galop, oder eine Folge sehr hurtiger eilfertiger Sprünge, bei denen er immer die Hinterläufe über die vordern hinaussetzt, daher die besondere Figur seiner Fährte, die man auf dem Schnee deutlich wahrnehmen kann. In kurzem Sprunge bilden seine vier Läufe folgende Figur: oo o o; wenn er flüchtig ist, stellen sie sich ungefähr so dar o o o o. Er macht beim Laufen nicht das mindeste Geräusch, weil seine Läufe unten mit Haaren bekleidet sind. Wie groß seine Schnelligkeit ist und daß er es hierin beinahe allen andern Thieren zuvorthut, ist bekannt. Seine viel kürzern Vorder- als Hinterläufe machen es ihm jedoch bei weitem leichter bergan, als bergab zu laufen. Selten holt ihn der Windhund ein, wenn er bergan läuft, daher er denn auch beim Hetzen, wenn ein Berg in der Nähe ist, nur immer diesen zu erreichen sucht.

Seine Stimme, die man jedoch nicht anders hört, als wenn er gefangen, verwundet, gemartert wird, besteht in einem quäkenden Laute, der mit der Stimme eines kleinen Kindes einige Aehnlichkeit hat. In der Rammelzeit lassen sie auch ein Knurren hören.

Der Aufenthalt des Hasen ist unbestimmt und hängt theils von der Jahreszeit, theils von Witterungs- und andern Umständen ab. Er gehört mehr auf das Feld als in den Wald. Im Innern großer zusammenhängender Wälder trifft man ihn weniger zahlreich. Je fruchtbarer das Feld ist, desto mehr vermehrt er sich und bei gleicher Schonung wird man z. B. in der Lüneburger Heide nie einen solchen Hasenbestand erzielen können als in den fruchtbaren Gegenden um Magdeburg oder Leipzig. Daß der Hase im allgemeinen gern die Gegend, wo er gesetzt wurde, der Feldhase hiernach in der Regel die Felder, der Holz- oder Buschhase das Holz bewohnt, ist schon gesagt worden. Auch verändert er seinen gewöhnlichen Wohnort von Zeit zu Zeit blos der Aesung wegen.

Im Frühjahr, wenn der Schnee abgeht und die Witterung gelinder wird, sucht der Hase gern die Saatfelder, ingleichen die Mist- und Sturzäcker auf. Er äset sich im Anfange an der Wintersaat, bleibt aber, wenn diese zu schossen anfängt, nur den Tag über, um sich zu verbergen, im Wintergetreide und rückt kurz vor Sonnenuntergang, der Aesung wegen, in die mit Sommergetreide besäeten Ackerstücke. Wenn die Sommersaat so hoch hinangewachsen ist, daß er sich zwar darin verbergen, nicht aber daran äsen kann, weil die Pflanze stärker und härter wird, sucht er bei Eintritt der Nacht andere Aesungsplätze, die Brachäcker, frisch bepflanzte Kohl- und Rübenstücke auf, bahnt sich dann, oder beißt vielmehr, wenn das Getreide schon sehr hoch und dicht steht, Steige[1] durch dasselbe, um weniger vom Thau- und Regenwasser durchnäßt zu werden. In Sümpfen liegt der Hase gern auf den höhern trockenen Stellen. Im Sommer hält er sich vorzüglich im Getreide und kleinen Feldgesträuchen; wenn die Ernte angeht, rückt er gewöhnlich aus einem Getreidestück in das andere und hält sich so lange, als noch hin und wieder unabgemähtes Getreide auf den Feldern ist, in diesen, bis er hier ganz verscheucht wird, da er dann theils in das Holz, theils in die Wachholdersträuche, wo dergleichen vorhanden sind, rückt, und sich dann überhaupt hier und dorthin zerstreut. Bald nach der Ernte verfügt der Feldhase sich wieder in den Stoppel, der Holz- oder Buschhase zieht wieder in das Holz oder die Feldgesträuche, dagegen er später im Herbst und nach Bestellung der Wintersaat, vorzüglich die Sturzäcker, wohl bemerkt, wenn diese ausgetrocknet sind, auch Oerter, wo er altes Gras, Farrnkräuter, Binsen u. dgl. findet, aufsucht, im Winter aber seinen Aufenthalt nach Maßgabe der Witterung und Nahrung auswählt und verändert. So äset er sich z. B., so lange der Schnee nicht zu hoch liegt, an der jungen Wintersaat, rückt aber auch des Nachts in die Kohlgärten. Wenn starker Schnee fällt, läßt er sich oft in seinem Lager ganz verschneien und rückt des Nachts gar nicht aus, scharrt den Schnee unter sich fort und äset sich am Grünen, welches er unter dem Schnee findet. Wenn der Schnee eine Eisrinde bekommt, so ist er freilich am übelsten daran. Dann tritt der Mangel an Aesung ein und er muß diese nun in den Gärten und Baumschulen, wo er die jungen Stämme abschält und oft vielen Schaden anrichtet, aufsuchen, dagegen er sich beim Thauwetter und wenn der Schnee schmilzt, wieder in die Sturzäcker und Winterfelder zurückzieht.

[1] Man findet daher oft durch das Getreide ganzer Fluren schmale, einen Fuß breite Wege, die von abergläubischen Leuten den Bilsenmähern, angeblichen Hexen, zugeschrieben und deshalb Hexensteige genannt werden.

Der gemeine Hase findet sich in ganz Europa und dem südlichen Rußland bis zum 55.°, demnach nicht (nur selten) in Schweden und Sibirien, und in Livland nur verlaufen, weshalb man sie dort Litauer nennt. Sehr häufig um den Kaukasus, wo sich der veränderliche nicht findet, auch am südlichen Ural.

Bei den vielen Nachstellungen, denen dieses wehrlose Thier von Menschen und Thieren — unter den letztern, außer den Hunden, vorzüglich von den Füchsen, Katzen, wenn für diese Felder in der Nähe sind, und Raubvögeln — ausgesetzt ist[1], darf es wol nicht befremden, wenn auf Revieren, die von leidenschaftlichen Jägern bejagt werden und wo noch überdies weder auf die Ausrottung der Raubthiere, noch auf Knittelung der Hunde in der Setzzeit gehalten wird, — wenn auf diesen die Anzahl der Hasen, ihrer ungewöhnlichen Fruchtbarkeit und Vermehrung ungeachtet, sich immer mehr und mehr vermindert. Aber auch Krankheiten nagen an dem Leben des Thieres und verkürzen oft das ihm von der Natur gesteckte Ziel. So wird er unter anderm häufig von Würmern, die in seinen Eingeweiden wühlen, geplagt, und es verdient angeführt zu werden, was Goeze, dessen fleißigste und sorgfältige Beobachtungen über die Eingeweidewürmer der Thiere immer noch Beachtung verdienen, bei der Zergliederung der Hasen wahrgenommen und bekannt gemacht hat.

„Der Blinddarm bei den Hasen", sagt er in seiner „Europäischen Fauna", „ist von außerordentlicher Größe und als ein rechter Sack anzusehen. Er enthält einen dicken schmuzigen Brei von verdauten Kräutern, dessen Geruch, wenn er auch frisch zergliedert wird, beinahe unerträglich ist. Gleichwol ist er eine besondere Wohnung von gewissen Eingeweidewürmern, die man, weil die eine Hälfte ihres Körpers wie ein dünnes Haar gestaltet ist, Haarschwänze oder Trichuriden nennt, und die man nur bisher bei Menschen, Pferden, Mäusen, Eidechsen u. s. w. entdeckt hat."[2] „Die Hasenlebern", sagt Goeze weiter, „sind zuweilen eine ganze Wurmwelt, besonders im Herbste, auch noch im November sehen sie öfters aus, als wenn sie mit Erbsen besäet wären. Fast alle Jäger, und viele Naturforscher, die es ihnen nachgesprochen haben, halten dieses Phänomen

---

[1] Wildungen reimt in dieser Beziehung ebenso wahr als hübsch:

Menschen, Hunde, Wölfe, Lüchse,
Katzen, Marder, Wiesel, Füchse,
Adler, Uhus, Raben, Krähn,
Jeder Habicht, den wir sehn,
Elstern ja nicht zu vergessen,
Alles — alles will ihn fr — essen!

[2] Bei den Hasen hat sie, wie Goeze in der Note sagt, der Herzog von Holstein-Beck zuerst im Blinddarm entdeckt. (A. d. V.)

für Hitzblattern und Franzosenbeulen, und leiten es theils von dem unmäßigen Begattungstriebe, theils von dem Erhitzen bei dem Jagen [1] her; ich habe sie aber auch bei jährigen, die nicht gehetzt, sondern im November geschossen waren, in großer Menge gefunden.

„Das Ganze ist nichts anderes als die Wohnung einer unzähligen Menge kleiner einzelner Blasenbandwürmer, deren jeder in einer von der Haut der Leber aufgetriebenen Blase logirt, in seiner Natur mit dem Leberblasenbandwurm der Mäuse übereinkommt, aber in der Größe und Bildung des Körpers und der Blase davon unterschieden ist. Denn bei dem Mäuseleberwurm ist der Körper auf acht Zoll lang, und sichtbar gegliedert, die Schwanzblase aber sehr klein. Bei diesen hingegen ist das Körperchen kaum zwei Linien lang, und die Blase größer als eine Erbse, das Ganze wie eine Blasenklystierspritze.

„In den dünnen Gedärmen habe ich", fährt er fort, „die lanzettenförmigen Bandwürmer: junge und alte, die wie ein gestricktes Band aussehen, gefunden, und die mit denen in den Gänsen einerlei Gestalt haben. Von Spulwürmern und andern Arten aber nicht die geringste Spur."

Der von Goeze mit Recht gerügte Irrthum, wonach viele Jäger die Bandwürmerblasen in der Hasenleber für Hitzblattern, einige gar für Franzosenbeulen halten, ist zum Theil durch Döbel mit zuerst verbreitet worden und wird noch jetzt zuweilen nachgesprochen, obgleich sich das Richtige des eben Angeführten auch bei den spätern Forschungen ergeben hat.

Man findet wol, besonders in der Begattungszeit und vorzüglich gegen das Ende derselben, wie auch Goeze anmerkt, Hasen, die über und über im Fleische auf dem Rücken und in den Keulen mit weißen verhärteten Beulen, wie auch in der Lunge und Leber mit dergleichen drüsenartigen Geschwüren besetzt sind, welche, obwol sie von dem Phänomen der mit Bandwürmerblasen besetzten gesunden und unverletzten Lebern sehr verschieden sind, wahrscheinlich Döbel mit diesen verwechselt, und beide Erscheinungen, wie vorerwähnt, für eine und die nämliche gehalten und ohne Unterschied mit dem Namen Hitzblattern belegt hat. Ungeachtet es nun eben nicht unwahrscheinlich ist, daß jene drüsenartigen Geschwüre ihre Entstehung wirklich der Erhitzung beim Begatten und vielleicht auch beim Hetzen zu danken haben, so können sie entschieden nicht für die wirkliche Lustseuche oder Franzosenbeulen gehalten werden.

---

[1] Vorzüglich beim Hetzen. Vor den Jagdhunden ist der Hase dem Erhitzen weniger ausgesetzt.

Wäre diese Behauptung begründet, so müßten die jungen Hasen ebenfalls von dieser Krankheit, die man aber nie an ihnen wahrnimmt, angesteckt, das Uebel auch längst epidemisch geworden sein, und wenn man noch überdies erwägt, daß die Hasen mit solchen nur zu gewissen Zeiten behaftet, und dann wieder davon befreit sind, so ist wol in der That kein Grund vorhanden, die Krankheit für venerisch auszugeben.

Es gibt Jahre — es war dies unter anderm im Jahre 1844—45 in Deutschland der Fall —, wo die Hasen häufig eingehen. Oft gibt Mangel an Nahrung hierzu die nächste Veranlassung, wenn nämlich, wie in jenem Jahre, im Winter ungewöhnlich viel Schnee fällt, dieser mannshoch auf den Feldern liegt, auch bei kurz darauf eintretendem Frost eine Kruste erhält und die Hasen nicht zur Aesung kommen können.[1] Oft rührt das häufige Sterben aus andern Ursachen her.[2] In welchem Grade die zur Setzzeit mit Thauwetter abwechselnden Nachtfröste, ingleichen häufige Schneegestöber und Regengüsse den jungen und alten Hasen nachtheilig sind, und daß in Jahren, wo diese Witterungsumstände eintreten, die ersten Sätze häufig umkommen, ist allen Jägern bekannt. Es ist daher aber auch offenbar falsch, wenn manche Jäger aus gelinden Wintern eine reichhaltige Hasenvermehrung prophezeien wollen, da diese, nämlich die gelinden Winter, doch aus guten physischen Gründen gerade das Gegentheil bewirken. Es hat dies wol niemand besser und einleuchtender auseinandergesetzt als der Verfasser der im „Neujahrsgeschenk für Forst- und Jagdliebhaber auf das Jahr 1795" eingerückten lesenswerthen Abhandlung: „Ueber die Ursachen des seit einigen Jahren allgemein bemerkten Mangels an Hasen." Gern würden wir diese ebenso gründlich als schön geschriebene Abhandlung[3] hier ihrem ganzen Inhalt nach einschalten. Da dies aber zu weit führen würde, so mag eine Stelle daraus hier einen Platz finden, die jeden Jagdliebhaber, das Ganze zu lesen, anreizen muß.

---

[1] Goeze führt hierüber in der „Europäischen Fauna" einen besondern Fall an: „Ich weiß", sagt er, „daß in dem großen Schneejahr 1770—71 fast alle Hasen unserer Gegend in die Mauern einer alten Warte zusammengekrochen und sich fußhoch übereinandergelagert hatten. Zum Theil waren sie erstickt, zum Theil verhungert. Der Jäger konnte erst nicht begreifen, wo die Hasen geblieben waren, bis ihm endlich, da das Wetter aufging, der Geruch bei dem alten Thurm erklärte, was vorgegangen war."

[2] Goeze erzählt in seiner „Fauna", es wäre einmal an einem gewissen Orte eine Seuche unter die Hasen gekommen, daß viele Hasen auf den Feldern todt gefunden wurden. Man konnte erst die Ursache entdecken, als sich's zeigte, daß einige Ackerleute ihre Kohlfelder mit Gips und Kalkwasser hatten besprengen lassen.

[3] Ich gestehe, daß mir diese Abhandlung ungemein viel Vergnügen beim Durchlesen gemacht hat, obwol ich der darin geäußerten Meinung, daß viele alte Hasen an der venerischen Krankheit sterben, aus den bereits erörterten und mehrern andern Gründen nicht beipflichten kann, so gern ich auch alles Uebrige, was darin behauptet wird, aus eigener Ueberzeugung und Erfahrung unterschreibe. (J.)

„Der Begattungstrieb“, sagt der Verfasser, „ist auf keine Periode eingeschränkt, ihn regiert nur der Einfluß der Witterung: Wärme, gleichviel ob im Lenz oder in der Mitte des Winters, erregt im üppigen Rammler die Begierde, Häsinnen aufzusuchen und sie ohne Rast und Ruhe zu verfolgen. Ueber die Liebeleien, die oft sogar am hellen Tage noch getrieben werden, wird Nahrung und Schlaf vergessen, und so verschwenden beide Geschlechter mehr Kräfte, als die kärgliche Winternahrung zu ersetzen vermag. Nach vier Wochen setzt die Häsin, und wieder einfallender Frost und Schnee bringt dann gewöhnlich den Jungen den Tod. Eine zweite wärmere Periode, die manche Jännernächte zu lauen Mainächten umwandelt, ladet die leichtsinnigen Aeltern zu neuen Umarmungen ein. Der zweite Satz hat das Schicksal des ersten und so dauert dies den ganzen Winter hindurch, bis zur rechtmäßigen Zeugungsepoche fort. Wehe dir aber dann, armer, allzu voreiliger Rammler, gleich dem vorwitzigen Jüngling, der mit noch unbärtigem Kinn zu oft schon in Cytherens Zauberhainen sich verirrte, und nun, da Hymen zu pflichtmäßigen Freuden ihn auffordert, die zu früh verschwendeten Kräfte fruchtlos bedauert, winkt der echtere Lenz dir vergebens, das süßeste aller Naturgesetze zu erfüllen! Hättest du, statt jene trügerischen Winternächte muthwillig zu durchschwärmen, in phlegmatischer Ruhe und bei emsiger ausgespähter Aesung einen reichen Schatz von Manneskraft für diese festlichere Periode dir gesammelt — stolz könntest du jetzt, du, der nur Sterblinge zeugte, Fluren und Haine mit einer zahlreichern und kernhaftern Nachkommenschaft bevölkern.“

Der Hase ist für den Menschen nicht nur wegen seines wohlschmeckenden Fleisches [1], sondern auch sonst ein sehr nützliches Thier. Sein Balg dient theils zu allerhand Pelzwerk, theils werden aus den Haaren des Winterbalgs Hüte, Strümpfe, Handschuhe, Beinkleider u. s. w. verfertigt, daher er auch in vielen, besonders in den nördlichen Ländern einen bedeutenden Handelszweig darbietet. Selbst die abgehaarten Hasenfelle sind für den Beutler, Schuhmacher, Siebmacher und Leimkocher nutzbar, sowie denn die Abgänge in den Gerbereien und bei den Hutmachern ingleichen als Dünger für den Acker angewendet werden können. Die Hinterläufe werden von den Goldschmieden zu Glättung des Silbers, von den Vergoldern zu Polirung des Metalls, von den

[1] Blos die Morgenländer verschmähen es. Das mohammedanische Gesetz untersagt, sowie vor diesem das jüdische, den Genuß des Hasenwildprets. Die alten Griechen und Römer schätzten es dagegen sehr hoch. „Unter den vierfüßigen Thieren“, sagt Martial, „hat im Geschmack der Hase den Vorzug. Sein Blut wird für das süßeste und schmackhafteste unter allen gehalten. Nicht so sein Fett, welches ungenießbar ist.“ — So lange er in Freiheit lebt, setzt er nie Fett an. Gezähmt und im Hause erzogen, ist er dagegen in Gefahr, am Fette zu ersticken.

Buchbindern, um das Leder mit der Beize und dem Eiweiß zu bestreichen, von den Physikern, um den Elektricitätsträger damit zu reiben, wie sonst auch mit dem Fuchsschwanze geschieht, gebraucht. Sogar das in den Hinterläufen befindliche Knöchelchen, der Hasensprung genannt, kann als eine Ahle, als ein Pfeifenräumer u. s. w. genutzt werden.

So nützlich dieses Thier ist, so ist denn doch auch nicht zu leugnen, daß es an Orten, wo es in Menge angetroffen wird, auch hinwiederum sowol der Saat auf den Feldern als den Kohlgärten, vorzüglich aber den Baumpflanzungen, weil der Hase häufig im Winter die Rinde abschält, manchen Schaden zufügt. Es steht dieser jedoch mit seiner Nutzbarkeit allerdings in keinem Verhältniß, und wie sehr übrigens Menschen und Raubthiere durch Nachstellungen zu verhindern bemüht sind, daß er sich nicht zur Ungebühr vermehre, ist bereits erwähnt.

Der Charakter des Hasen ist Angst. Dieses und manche seiner Eigenheiten, worauf wir weiter unten bei der Jagd zurückkommen, haben zu verschiedenen Sprichwörtern Anlaß gegeben, die im gemeinen Leben gang und gebe sind, von denen einige aber auch zum Theil dem Aberglauben ihre Entstehung zu danken haben. Sie mögen hier eine Stelle finden. So sagt man von einem Menschen, der viele Feinde hat: Viel Hunde sind der Hasen Tod; von einem, der wankelmüthig ist und auf dessen Wort man sich nicht verlassen kann: Er bleibt bei seinen Worten wie der Hase bei der Trommel. Da liegt der Hase im Pfeffer, oder da liegt der Hase begraben; mit andern Worten: das ist die Ursache des Uebels. Er hat ein Hasenherz, von einem furchtsamen Menschen. Er ergreift das Hasenpanier, er läuft davon. Er hat einen Hasenfuß in der Tasche, von einem Menschen, der beständig Possen macht, daher auch der Ausdruck haseliren. Wenn einem ein Hase über den Weg läuft, so bedeutet es Unglück, ein Aberglauben, der schon bei den Römern unter dem Volke herrschend war. Noch gehört hierher der Wahn, daß, wenn ein Hase vor einer Stadt vorbeiläuft oder sich an einem ungewöhnlichen Orte sehen läßt, es Feuer bedeute.

Jagd und Fang.

Der Hase wird theils mit dem Hühnerhunde, theils mit Jagdhunden, oft auch ohne Hunde auf der Neue (frischem Schnee) aufgespürt, oder ausgemacht, theils mit Windhunden gehetzt, endlich auch auf dem Anstande, bei Treib- oder Klapperjagden geschossen, auch wol in Netzen oder Garnen gefangen.

1. Die Suche mit dem Hühnerhunde.

Von der Dressur des Hühnerhundes ist bereits im allgemeinen im ersten Theile die Rede gewesen, es ist daher hier blos das, was auf die Hasenjagd insbesondere anwendbar ist, hinzuzufügen. Der Hase hat eine für den Hühnerhund sehr anziehende Witterung, und es kostet eben keine große Mühe, um ihn, sobald der Hase sitzt, dahin zu bringen, daß er vorstehe. Es gibt junge Hunde von guter Rasse, die den Hasen oft, selbst wenn sie zum ersten male ins Feld gebracht werden, auf einer weiten Entfernung unter Wind anziehen und vorstehen. Ungleich mehr Mühe kostet es dagegen, dem Hühnerhunde, wenn der Hase entweder beim Vorstehen, oder wenn der Hund beim Suchen mit Wind auf ihn kommt, unversehens aufspringt, das Nachprellen abzugewöhnen. Fährt der Hund, wenn er den Hasen unter Wind anzieht, anstatt vorzustehen auf ihn ein und jagt ihn auf, so wird ihm die Leine umgelegt, er nochmals unter Wind gegen das Lager geführt, sobald er eilt, unter dem Zuruf: Sachte! bedroht und angehalten, dann aber zu dem Lager, wo der Hase gesessen hat, gebracht, und wenn er nun wieder einfährt, und das Lager, wie gemeinhin geschieht, wegen der anziehenden Witterung stark beschnäufelt, und die Fährte, wo der Hase fort ist, aufzunehmen Miene macht, unter dem immerwährenden Zuruf: tout beau! Wahr' dich! bedroht und, je nachdem er den Fehler zum ersten mal macht oder wiederholt, mehr oder weniger mit der Leine geruckt. Das Nachprellen wird unter dem Zuruf: Pfui! wobei man den Hund mit Namen ruft, gerügt, und wenn er nicht nachläßt, hinterher unter dem wiederholten Zuruf: Pfui! bestraft. Ihm dieses letztere abzugewöhnen, kostet oft viele Mühe und Arbeit; weniger auf Revieren, wo es viele Hasen gibt, wo man oft kurz nacheinander mehrere antrifft, und mithin bei ähnlichen Fehlern des Hundes die Strafe oft zu wiederholen, sie seinem Gedächtniß einzuprägen und seine Hitze zu zähmen Gelegenheit hat. Wie viel man hier durch Dressur über den Hühnerhund erlangen kann, davon habe ich (Jester) vor einigen Jahren, wo ich mich gerade zur Herbstzeit auf einem Reviere, das ungewöhnlich stark mit Hasen besetzt war, aufhielt, die Erfahrung gemacht. Ich führte damals eben zwei junge Hunde von meiner Rasse, Hund und Hündin, die beide vom ersten Wurf und im ersten Felde [1] waren, und die ich zu meinem Vergnügen beide zu gleicher Zeit

[1] Wenn Hunde die Stubendressur erhalten haben und man nun die Feldarbeit mit ihnen vornimmt, so sagt man, der Hund ist im ersten Felde, oder er hat das erste Feld, im folgenden Jahre ist er im zweiten, im nächsten Jahre im dritten Felde u. s. w. — Da der Hühnerhund gewöhnlich erst, wenn er ein Jahr alt ist, dressirt wird, so ist er auch hiernach im zweiten Jahre seines Alters im ersten, im dritten Jahre im zweiten Felde u. s. w.

im Felde arbeitete. Da ich beinahe täglich mit ihnen ausging und jedesmal — oft auf kurzen Distanzen — mehrere Hasen antraf und zum Theil erlegte, so brachte ich sie auch in kurzer Zeit so weit, daß sie nicht allein beide, wenn der Hase sonst aushielt, sehr fest standen, und dies war allerdings das wenigste, sondern daß sie auch, wenn er aufsprang, und selbst wenn er während der Suche unvermuthet vor ihren Füßen herausging, keine Miene zum Nachprellen machten, sondern ihm vielmehr mit der größten Contenance nachsahen.[1] Ich habe sie sogar in der Folge, so wenig dies sonst meine Gewohnheit ist, bei Jagdhunden, ja selbst beim Hetzen mit Windhunden mitgenommen, ohne daß sie dadurch aus der einmal erhaltenen Dressur und Contenance gekommen wären. Mehrmals haben die Jagdhunde den Hasen dicht vor mir vorbeigebracht, und sie blieben ruhig neben mir sitzen. Mehrmals habe ich sie beim Abreiten der Felder mit Windhunden revieren lassen, und nie ist es ihnen, wenn die Hetze losging, eingefallen, sich durch die Windhunde zum Nachlaufen verleiten zu lassen. Sie zeigten vielmehr jedesmal, sobald der Hase, vor dem sie entweder gestanden hatten, oder der von selbst aufsprang, behetzt wurde, eine sichtbare Aengstlichkeit, und anstatt ihm nachzulaufen, eilten sie vielmehr mit gekrümmter Ruthe furchtsam hinter das Pferd, folgten von weitem der Hetze nach, als ob ihnen bange wäre, daß ihnen das Nachlaufen der Windhunde mit für einen Fehler angerechnet und sie dafür bestraft werden würden.

Dem unterrichteten Jäger wird dies nicht auffallen, und es wird auch blos deshalb angeführt, um den angehenden Jagdliebhaber auf die die Dressur des Hühnerhundes mehr oder weniger erleichternden Localumstände aufmerksam zu machen. Er wundere sich daher nicht, wenn er auf Revieren, wo der Hase sparsam ist, nicht so leicht zum Zweck kommen wird. Hier wird der Hund vielleicht zehnmal ins Feld gebracht, ohne einen Hasen anzutreffen, und wenn er am Ende einen findet und für das Nachprellen bestraft wird, so ist ihm dies, wenn der Fall nach einiger Zeit wieder vorkommt, längst aus dem Gedächtniß, und es darf daher um so weniger befremden, wenn er, ungeachtet der erhaltenen Strafe, wieder in den nämlichen Fehler verfällt. Es gibt Hühnerhunde, die den

[1] Einige auswärtige Jäger pflegen auf Revieren, wo es viele Hasen gibt und diese blos bei Treibjagden geschossen werden, die Hühnerhunde lediglich auf Hühner zu bearbeiten, sie blos zur Suche auf diese zu gewöhnen, und daher auch, so oft sie einen Hasen finden, den Hund durch den Zuruf: Pfui Hase! und durch Strafe dahin zu bringen, daß er sich an den Hasen am Ende gar nicht kehrt, und sich, wenn er aufspringt, in der Suche nicht irremachen läßt. Ich selbst habe bei meinem sechsjährigen Aufenthalt in Oesterreich Hühnerhunde gehabt, die ich auf diese Art gearbeitet habe. Sie sahen sich nach dem Hasen so wenig als nach einer Lerche oder anderm kleinen Vogel um. (J.)

Um dazu zu gelangen, ist Hauptbedingung, nie und nimmer vor einem solchen Hunde auf Hasen zu schießen, dann verliert er alles Interesse an diesem Wild.

Hasen gleich den Jagdhunden laut jagen, ihn wol gar, selbst wenn er ihnen bereits aus dem Gesichte ist, eine Zeit lang auf der Fährte anhalten, ja oft zurückbringen. Die Jäger, denen es nur um das Habhaftwerden und Erlegen des Wildprets zu thun ist, pflegen dies gern zu sehen und es dem Hunde als eine vorzügliche Eigenschaft anzurechnen. Wenn der Hund ferm genannt werden soll, so darf und muß ihm dies nicht nachgelassen werden. Es kann sich allerdings zuweilen ereignen, daß der Hühnerhund den Hasen bei solcher Gelegenheit vor die Flinte bringt. Wenn man aber erwägt, daß dieser Fall mislich und selten, und es sich weit öfter zutragen wird, daß ein solcher Hund durch das unzeitige Nachprellen und Jagen den Jäger am Schießen verhindert, so steht der Nachtheil mit dem eingebildeten Nutzen in keinem Verhältniß. Selbst dann, wenn der Hase, anstatt gleich nach dem Schusse auf der Stelle erlegt zu werden, blos angeschossen ist, darf dem Hühnerhunde das Nachlaufen nicht gestattet werden. Ist der Hase tödlich verwundet, daß er nicht fort kann, so wird er sicher entweder bald zu Lager gehen, oder auf einer kurzen Distanz liegen blieben, und es ist immer sicherer, daß man ihm, wenn man zuvor geladen hat, mit dem Hühnerhunde auf der Fährte langsam nachzieht. Ist er dagegen nur leicht gefaßt, nur weidewund, hat er vielleicht nur einen Streifschuß, so nimmt er gewiß alle seine Kräfte zusammen und der Hühnerhund holt ihn sicher nicht ein.

Es ereignet sich zuweilen, daß der Hühnerhund, wenn der Hase sehr fest sitzt und er kurz vor ihm steht, ihn im Lager ergreift. Es gibt Hunde, die, wenn ihnen dies nur erst ein- oder zweimal glückt, so geübt werden und ihr Tempo so gut in Acht zu nehmen wissen, daß es ihnen am Ende selten fehlschlägt. Noch häufiger tritt dieser Fall ein, wenn zwei Hunde oft miteinander suchen und sich kennen. Es bleibt jedoch immer mislich und der Hund wird nicht selten dadurch verleitet, aufs Gerathewohl und ohne Erfolg beim Vorstehen einzuspringen, sodaß es im ganzen nicht taugt. Ungleich vortheilhafter ist es dagegen, besonders bei jungen Hunden, die man arbeitet, wenn man den Hasen vor diesen, beim Vorstehen im Lager, erlegen kann. Nichts macht die Hunde so ferm, als wenn man dies zu thun Gelegenheit hat. Nur muß man, wenn der Hund kurz vor dem Hasen steht, vorsichtig sein, um nicht den Hund zu verletzen. Auch muß man den Schuß auf den Kopf anzubringen suchen, weil man sonst das Wildpret zu Schanden schießt. Zurückzutreten, um einen bessern Schuß anbringen zu wollen, ist mislich. Der Hase pflegt dies, wenn er auch noch so fest sitzt, nicht leicht zu ertragen, sondern, sobald man zurück oder seitwärts tritt, gern aufzuspringen, da er dann, wenn es in dichten Gesträuchen geschieht, gar leicht entkommt.

Wenn man mit dem Hühnerhunde in Gesträuchen sucht, so muß man ihn sehr kurz halten und nie aus den Augen lassen. Es ist dies, wenn man nach Hasen sucht, vorzüglich nothwendig, besonders bei jungen Hunden, weil, wenn man sie nicht immer im Gesichte behält [1] und ein Hase vor ihnen aufspringt, dem sie nachprellen, ohne daß man es gewahr wird und mithin ohne dafür gestraft zu werden, sie recht gethan zu haben glauben, wonach es aber, wenn dies einigemal geschieht, sehr schwer wird, ihnen das Nachprellen abzugewöhnen. Wie man den Hund zu einer kurzen Suche im Feld anhalten muß, darüber ist bereits im ersten Theile bei der Feldarbeit das Nöthige gesagt. Um nun einen jungen Hund gleich anfangs, wenn man ihn arbeitet, auch im Gesträuche an eine kurze Suche zu gewöhnen, ist folgende Methode zu empfehlen. Sobald man den Hund zum ersten mal ins Gesträuche bringt, so wende man sich, der Hund gehe nun rechts oder links ab, jederzeit, ohne dem Hunde zuzurufen, nach der entgegengesetzten Seite. Man lege es absichtlich darauf an, dem Hunde aus dem Gesicht zu kommen, und man wird sich bald überzeugen, welchen guten Nutzen dies hat. Der Hund wird nämlich, sobald er seinen Jäger nicht mehr gewahr wird, ihn schnell und ängstlich aufsuchen. Hat er sich wieder eingefunden, so liebkose man ihn, gebe ihm recht, animire ihn aufs neue zur Suche, wiederhole aber zur Stelle die vorige Procedur. Die Wirkung wird nicht ausbleiben, und der Hund sich nach dem zweiten, dritten Versuche sicher von selbst bestreben, den Jäger nicht aus dem Gesichte zu verlieren. Sobald man dies von ihm gewahr wird, vermehre man seine Aufmerksamkeit durch die Pfeife oder den Zuruf: Herum! Sachte! u. s. w. Man thue dies jedesmal, sobald er sich zu weit entfernt; man strafe ihn, wenn er ausschweift, und man wird zum Zweck kommen.

Wenn man einen Hasen vor dem Hühnerhunde erlegt, so sehe man ja darauf, daß der Hund den Hasen rasch, und ohne an der Wolle zu pflücken und zu zerren, aufnehme und apportire. Man gewöhne ihn hierzu gleich bei der Stubendressur und halte ihn auch an, daß er den Hasen immer in der Mitte des Leibes anpacke und nicht bei den Löffeln oder Läufen herbeischleppe, welches letztere junge Hunde, weil ihnen das Auftragen des Hasen beschwerlich ist, gern zu thun pflegen, was man ihnen aber frühzeitig abgewöhnen muß. So viel vom Hühnerhunde.

---

[1] Diese Regel ist nicht wörtlich zu nehmen, denn im Gesträuch suchen und den Hund immer sehen, ist eben unmöglich, wenn man ihn nicht an einem kurzen Riemen führen will, und dann ist er überflüssig. Man suche nur den Hund soviel als möglich zu Gesicht zu bekommen, rede öfter leise mit ihm und lasse ihn überhaupt merken, daß man stets ein Auge auf ihn hat. (v. R.)

Zur Suche selbst wähle man, und zwar nur in Begleitung von wenigen Schützen, einen warmen Herbsttag. Soll die Jagd angenehm und einträglich sein, so muß der Hase gut halten, und das ist zwar bei warmem Herbstwetter in der Regel der Fall, aber nie, wenn das Wetter sich ändern will, besonders wenn ein starker Wind bevorsteht. Der Hase ist gegen Witterungswechsel sehr empfindlich und deshalb muß man ihn auch bei den verschiedenen Witterungszuständen an verschiedenen Orten suchen. Eine Einwirkung des Mondes auf das Halten des Hasen, wie man in neuerer Zeit öfter behauptet hat, scheint nicht nachgewiesen werden zu können. Halten die Hasen bei der Suche nicht, so gebe man die Jagd auf. Die Schützen gehen 50—60 Schritte voneinander und lassen die Hunde vor sich (mit dem Winde) suchen und erlegen die Hasen, welche der Hund steht oder die sonst herausfahren. Wer sein Revier gut erhalten will, darf es nicht leiden, wenn weiter als höchstens 40 Schritte zugeschossen wird, weil sonst nur zu leicht eine Menge Hasen angeschossen werden, welche man nicht bekommt.

Im Winter bei Plattfrost hält der Hase nicht, besser kurz nach einer gefallenen Neue, oder auch an milden Wintertagen auf Sturzäckern. Bei Wind sitzt er stets an der geschützten Seite, in feuchten Wiesen immer an den Grabenrändern. Alle diese Eigenheiten, welche durch das Local vielfach bedingt und verändert werden, hat der Jäger bei der Suche zu beachten, wenn sie mit Erfolg betrieben werden soll.

2. Jagd mit Jagdhunden.

Ueber die Anführungsmethode der Jagdhunde ist in dem ersten Theile das Nöthige gesagt, und es wird hier nur hauptsächlich dasjenige, was der Jäger für seine Person bei der Hasenjagd mit Jagdhunden zu beobachten hat, bemerkt werden. Zuvor werden wir den Leser mit einigen Eigenheiten des Hasen in Bezug auf diese Jagdmethode bekannt machen; ihn dann aber über die Maßregeln belehren, die er hiernach bei der Hasenjagd mit Jagdhunden nehmen muß.

Jeder Hase entfernt sich ungern aus der Gegend, wo er gesetzt worden und wo er sich gewöhnlich aufhält. Wenn er daher von Hunden oder andern Thieren gejagt oder verfolgt wird, so kehrt er gewöhnlich, und zwar nach Befinden der Umstände, zuweilen bald, zuweilen aber erst, nachdem er sich eine weite Strecke entfernt hat, nach seinem Lager zurück. Der alte Hase, besonders der Rammler, geht gewöhnlich, wenn ihn die Jagdhunde auffinden, in einer geraden Richtung fort und macht dann, je nachdem das Revier groß oder klein ist, auf einer weiten oder kurzen Strecke einen Wiedergang oder Haken, um nach seinem Lager zurückzu-

kehren. Der Setz- oder Mutterhase macht den Wiedergang selbst in großen Revieren gemeinhin auf einer kürzern Tour als der Rammler, dagegen der junge Hase sich beim Jagen selten weit von seinem Lager entfernt, sondern sich nur immer auf einer kurzen Distanz von diesem zu wenden und zu drehen und sich oft und vielfältig, besonders wenn er noch klein ist, zu drücken und vor den Jaghunden zu verbergen sucht. Wenn ein Hase, sobald ihn die Jagdhunde auffinden, das Revier oder Gesträuche, in dem er aufgefunden wird, anstatt sich in diesem jagen zu lassen, ungesäumt verläßt und nach einem andern Revier entflieht, so ist dies ein sicherer Beweis, daß die Gegend, wo er aufgefunden wurde, nicht sein gewöhnlicher Aufenthalt ist, sondern daß er nur gelegentlich dorthin kam. Jeder Hase hält, wenn er von Jagdhunden gejagt wird, gern die Wege, Steige und Stellstätten, vorzüglich bei nasser Witterung, weil er den von Gesträuchen und Bäumen auf ihn herabträufelnden Regen nicht ertragen und weil er auf denselben überhaupt rascher fortkommen kann. Wenn der Hase irgendeinen weiten Vorsprung vor den Jagdhunden hat, so läuft er gemeinhin nicht sehr schnell, bleibt im Gegentheil hin und wieder sitzen, und macht ein Männchen um zu hören, wie weit die Jagdhunde noch von ihm entfernt sind, so wie er denn auch, wenn er weit vor den Jagdhunden voraus ist, mehr Wiedergänge macht, als wenn sie ihm nahe sind. Uebrigens sucht sich der Hase vor den Jagdhunden auf die verschiedenste Weise zu retten, er schwimmt durchs Wasser, läuft zwischen Viehheerden, springt auf Mauern oder Baumstämme, besonders von Kopfholz, flüchtet sich in Fuchsbaue u. dgl., wobei er nicht selten ungewöhnliche Schlauheit entwickelt, sodaß die stete Aufmerksamkeit des Jägers in Anspruch genommen wird, damit man nicht eine Fehljagd macht.

Bei der Ausübung der Jagd mit Jagdhunden ist es eben der besondern Gänge wegen, welche der Hase zu machen pflegt, erforderlich, vor allen Dingen des Reviers kundig zu sein und die Pässe, Wege, Steige u. s. w., wo der Hase gewöhnlich zu wechseln und seine Wiedergänge zu machen pflegt, genau zu kennen. Der Jäger muß aber auch selbst, wenn er auf einem ihm unbekannten Reviere zum ersten mal jagt, ungefähr zu beurtheilen wissen, wo er sich am vortheilhaftesten anstellen kann, um zu Schuß zu kommen. Es kommt nun hierbei nicht nur auf den Umfang und die Lage des Reviers, sondern auch auf die Jahreszeit, auf die Witterung, ingleichen darauf an, ob man allein oder in Gesellschaft jagt, und auf alle diese Umstände muß der Jäger, vorausgesetzt, daß ihm nicht etwa bei einer Jagdpartie auf fremden Revieren seine Stelle angewiesen wird, sondern diese von seiner Wahl und Beurtheilung

abhängt, aufmerksam sein, wenn er zum Zwecke kommen will. Gesetzt nun, er jagt auf einem Reviere von einigem Umfange, und die Hunde finden einen Hasen auf, so wird er gleich anfangs, wenn der Hase nicht etwa im Felde oder auf einem andern Terrain, wo man der Jagd mit den Augen folgen kann, gefunden wird, darauf aufmerksam sein müssen, ob die Jagd — und dies kann man bald aus dem Geläute der Hunde abnehmen — in einer geraden Richtung fortgeht oder ob sie sich bald hier, bald dorthin wendet, ob die Hunde, vorausgesetzt, daß sie zuverlässig sind, rasch und ununterbrochen fortjagen oder ob sie hin und wieder bald verlieren, bald wieder eine Strecke jagen, oft, wie die Jäger es nennen, kurz beschreien [1], dann aber, wenn sie eine kleine Tour laut gejagt haben, mit einmal plötzlich still werden u. s. w.

Aus diesen verschiedenen Umständen wird der Jäger bald beurtheilen, ob die Hunde einen alten oder jungen Hasen jagen [2], und was er in beiden Fällen zu thun haben wird. Es ist vorhin gesagt, daß der Hase sich ungern aus der Gegend entfernt, wo er sich gewöhnlich aufhält, und so wird im ersten Fall, wenn die Hunde einen alten Hasen jagen, und die Jagd, anstatt sich zu nähern, sich vielmehr in gerader Richtung entfernt, ohne daß man einen auf der Tour belegenen Paß zu erreichen und ihm hier vorzubeugen Hoffnung hat, — so wird für diesen Fall die beste Partie, die der Jäger zu nehmen hat, die sein, daß er sich nach der Gegend, wo die Hunde den Hasen auffanden, hin verfügt und sich dort auf einem schicklichen Platze, auf einem Wege, Steige [3] u. s. w. anstellt und hier abwartet, bis die Hunde, wenn sie sonst den Hasen anhalten, diesen zurückbringen. Geht die Jagd ununterbrochen und ohne daß sie sich wendet, immer in einer geraden Richtung rasch fort, geht sie gar nach einem andern Revier hinüber, kommt sie dem Jäger vielleicht gar, selbst wenn der Wind gut steht, aus dem Gehör, so ist dies ein Beweis, daß der aufgefundene Hase aus einer andern Gegend war, und der Jäger muß nun, anstatt die Wiederkehr des Hasen abzuwarten, der Jagd nachziehen, und in der Gegend, wo die Hunde jagen, einen Paß zum Anstellen, den er, wenn er des Reviers kundig ist, bald

[1] Wenn der Hase kurz vor den Jagdhunden aufspringt, so erheben sie ein lautes Geschrei und lassen viele nacheinanderfolgende Töne hören, die sich von dem gewöhnlichen Jagen auf der Fährte merklich unterscheiden.

[2] Ob die Hunde überhaupt Hase und nicht vielleicht Fuchs jagen, dies läßt sich nun wiederum, wenn man das Revier und die Hunde kennt, theils aus der Gegend, wo die Jagd hinausgeht, theils aus dem mehr oder weniger raschen und eifrigen Jagen der Hunde abnehmen. Einen Fuchs jagen die Hunde gemeinhin eifriger und rascher als einen Hasen. Es gibt aber auch hin und wieder Hunde, die nichts als Hasen, andere, die blos Füchse jagen; wenn man einen dergleichen Hund in der Koppel hat, so kann man um so sicherer beurtheilen, was gejagt wird.

[3] Die sogenannten Kreuzwege gehören unter die vorzüglichsten Päße.

auffinden wird, aufsuchen. Es ist bereits bemerkt, daß der Hase gern die Wege und Steige hält. Ungeachtet er nun diese, vorzüglich bei nasser Witterung und so auch im Winter, wenn die Gebüsche mit Schnee bedeckt sind, aufsucht, so ist dies doch auch selbst bei trockenem Wetter in dichten Laubholzgesträuchen der Fall. Weniger in geräumigen Nadelhölzern und minder dichten Gesträuchen, wo er überall durchkommen kann, ohne sich bei seiner Flucht blos auf Wege und Steige einschränken zu dürfen. In Revieren dieser Art wird der Jäger aber auch, wenn er zu Schuß kommen will, mit gedoppelter Aufmerksamkeit das Geläute der Hunde beobachten, und je nachdem die Jagd sich wendet, nähert, entfernt, nicht nur die Wege und Steige, sondern auch, wenn etwa Rodungsäcker, Wiesenplätze und andere Räumden in der Nähe sind, diese zu erreichen und sich hier nach Befinden der Umstände anzustellen bemüht sein müssen. Er muß aber auch, wenn er in dergleichen Revieren jagt, noch auf einen andern Umstand Rücksicht nehmen. In dichten Gebüschen kommt der Hase gewöhnlich den Weg entlang, und man sieht ihn hiernach, besonders wenn der Weg oder Steig, den man vor sich hat, in gerader Richtung fortläuft, von weitem ankommen, dagegen er in geräumigen Revieren seine Tour mehrmals quer über den Weg nehmen wird. Man muß nun hiernach, wenn man sich in dergleichen Revieren auf einem Wege angestellt hat, äußerst aufmerksam sein und, sobald die Jagd sich nähert, jeden Augenblick zum Schuß sich bereit halten, besonders wenn der Weg, auf dem man steht, schmal und neben diesem kleines Gesträuche, mithin wenig Platz zum Schießen ist, auch, wenn aus dem Geläute vermuthet werden kann, daß der Hase quer über den Weg gehen wird, schon im Anschlage liegen, um, sobald der Hase, der oft weit vor den Hunden voraus ist, sich nur auf dem Wege blicken läßt, losdrücken zu können. Der junge Hase macht den Hunden wie dem Jäger oft mehr wie der alte zu schaffen. Der letzte hat, wie schon bemerkt ist, gewöhnlich seine bestimmten Pässe, und der Jäger wird ihn auf diesen, wenn er irgend des Reviers kundig ist und die Hunde sonst anhalten, mehrmals zum Schuß bekommen können. Mit dem jungen Hasen ist dies nun freilich anders; es lassen sich hier keine bestimmten Regeln für das Benehmen des Jägers angeben. Die Wendungen, die die Jagd nimmt, beobachten und nach Umständen Plätze, wo man zu Schuß zu kommen glaubt, aufsuchen, ist das, was der Jäger zu thun hat.

Daß es bei der Hasenjagd mit Jagdhunden einen wesentlichen Unterschied macht, ob man allein oder in Gesellschaft jagt, ob mehrere oder wenigere Schützen beisammen und ob nun unter diesen wiederum mehrere oder wenigere des Reviers kundig sind, bedarf wol kaum einer

Erinnerung. Wie dem auch sei, so ist es doch, sobald man in Gesellschaft jagt, auf jeden Fall nothwendig, daß die Schützen, ehe die Hunde gelöst werden, in Ansehung der Pässe, die sie entweder, wenn sie das Revier kennen, selbst wählen, oder die ihnen von demjenigen, der des Reviers am besten kundig ist, angewiesen werden, eine genaue Verabredung treffen. Sowie nun zwar die Jagd dadurch, daß die vorzüglichsten Pässe bei einer hinlänglichen Anzahl von Schützen im voraus, und noch ehe man die Hunde löst, besetzt werden, sehr erleichtert wird, so ist dabei auch vorzüglich darauf zu sehen, daß jeder sich so anstelle oder angestellt werde, damit er dem andern nicht zu nahe stehe und ihm beim Schießen gefährlich werde, um so mehr aber ist diese Vorsicht nothwendig, wenn sich unter der Gesellschaft unerfahrene und minder geübte Schützen finden, denen man es daher auch auf jeden Fall zur unerlaßlichen Pflicht machen muß, daß sie den Platz, der ihnen angewiesen wird, unter keinen Umständen, die Jagd nehme eine Wendung, wie sie wolle, eher verlassen, als bis sie abgerufen und ihnen andere Plätze angewiesen werden. Es ist überhaupt, man jage nun allein oder in Gesellschaft, nichts zweckloser, als wenn man jedesmal, so oft die Jagd sich etwa wendet, anstatt auf dem einmal gewählten Paß stehen zu bleiben, sich aus Hitze verleiten läßt, bald hier bald dorthin zu laufen, oft wol gar der Jagd entgegenzueilen. Nicht genug, daß man sich dabei außer Athem läuft und dann den Hasen fehlt, so verläßt man auch oft in dem Wahne, einen bessern Paß ausfindig zu machen, den, auf dem man steht, und kaum ist man fort, so kommt die Jagd gerade auf der Stelle vorüber, wo man stand. Wie doppelt zwecklos und überdies gefahrvoll dies aber, wenn man in Gesellschaft jagt, für sich und andere werden kann, muß jedem einleuchtend sein. Selbst dann, wenn die Jagd sich ganz entfernt und nach einem andern Revier übergeht, muß der noch unerfahrene Jagdliebhaber, sobald er in Gesellschaft jagt, so lange auf der ihm angewiesenen Stelle bleiben, bis er das in solchen Fällen gewöhnliche Jagdgeschrei: Zieh nach! hört, da er dann der Jagd nachziehen, und wenn ihm dann eine andere Stelle angewiesen wird, auf dieser wiederum so lange, bis er aufs neue abgerufen wird, stehen bleiben muß. Es ist zuweilen bei der Jagd mit Jagdhunden, ingleichen bei Treibjagden der Fall, daß große, durch das Revier gehende Landstraßen oder auch Gestelle der Länge nach von mehrern Schützen besetzt werden, und daß diese oft in einer Entfernung von 60—80 Schritt auseinanderstehen. Wenn der Weg oder das Gestelle in einer geraden Richtung fortläuft und jeder Schütze seinen Nebenmann rechts und links sehen kann, so ist nun wol allerdings beim Schießen weniger Gefahr, als wenn der Weg in Krümmungen fortläuft.

Wozu verleitet indessen die Jagdhitze nicht! Deshalb ist es rathsam, daß, sobald mehrere Schützen auf einem dergleichen Wege oder Gestelle angestellt sind, sie sämmtlich auf derjenigen Seite des Weges oder Gestelles, wo die Hunde laut sind oder das Treiben vor sich geht, nie aber in der entgegengesetzten Richtung ihre Plätze nehmen, weil, wenn die Schützen auf der entgegengesetzten Seite stehen und der Hase, wie es nicht selten geschieht, schnell und quer über den Weg läuft, man fast immer erst dann, wenn er in geradestehender Linie mit den nebenstehenden Schützen ist, zu Schuß kommt; man kann dann gar leicht seinen Nebenmann verletzen, welches dagegen, wenn man auf der andern Seite steht, von wo der Hase herkommt und wo jeder ihn erst dann, wenn er bereits zwischen den Schützen durchpassirt ist, abhält, nicht leicht zu befürchten ist. Ueberhaupt aber ist es, so oft man in Gesellschaft jagt und sich anstellt oder angestellt wird, nothwendig, daß man sich genau von den Pässen und der Entfernung der nächsten Schützen unterrichte, auch, sobald man auf einem Passe ankommt, die örtliche Lage rund um sich her untersuche, und sozusagen seinen Plan im voraus mache, wie und wo man, der Hase komme nun hier oder dort an, seinen Schuß mit Sicherheit und Erfolg anzubringen glaubt. Daß man, sobald man den Hasen erlegt, solches durch die gewöhnliche Jagdlosung, Hoho! — todt-todt! ankündigen, und ihn den Hunden, sobald sie herbeikommen, vorzeigen müsse, ist im ersten Theile unter dem Artikel vom Jagdhunde bemerkt. Man muß aber auch, wenn man ihn fehlt oder der Hase, ohne daß man den Schuß anbringen kann, vorüberkommt, die andern Schützen durch den lauten Zuruf: Wahr zu! aufmerksam machen, und zugleich, wenn die Jagdhunde entweder weit zurück sind, oder man gewahr wird, daß sie überrollen, diese unter dem Aufruf: Hai hai hai! und wenn sie herbeikommen, durch den Zuruf: Da weg! da weg! auf das Gefährte bringen, auch beides dann beobachten, wenn etwa beim Durchziehen durch das Revier ein Hase von selbst aufspringt oder vorüberläuft, auf welchen Fall man nicht blos: Wahr zu! sondern: Wahr zu Hase! und wenn es ein Fuchs ist: Wahr zu Fuchs! rufen muß, damit die andern Schützen sich danach richten und ihre Maßregeln in Ansehung der Pässe nehmen können. Es gibt Schützen, die dies unterlassen. Es ist aber immer ein Fehler, der Rüge verdient. Einige allgemeine Regeln, die man bei der Hasenjagd mit Jagdhunden beobachten muß, sind noch folgende: So allgemein auch das alte Sprichwort: viele Hunde sind der Hasen Tod, gäng und gebe ist, so darf man doch sicher überzeugt sein, daß bei der Jagd mit Jagdhunden gar oft das Gegentheil stattfindet. Zwar kann eine große Anzahl von Hunden, in weitläufigen Revieren,

insoweit von Nutzen sein, als sie das Auffinden des Hasen, besonders da, wo er sparsam ist, erleichtert. Beim Jagen selbst aber kann sie höchstens nur das Ohr durch das mannichfaltige Geläute vergnügen.

Für den Erfolg der Jagd ist sie dagegen mehr schädlich als nützlich, und man kann sich im ganzen darauf verlassen, daß man oft mit einer Koppel von zwei, drei Hunden, die aneinander gewöhnt sind, weit mehr als mit zehn, zwanzig zusammengebrachten Hunden ausrichtet. Es gilt dies vorzüglich von der Winterjagd. Man merke sich in Ansehung dieser ein für allemal, daß jeder Jagdhund, selbst der mittelmäßige, leichter und anhaltender auf dem Schnee, vorausgesetzt, daß die Witterung günstig und der Schnee feucht und zusammenhängend, nicht aber trocken und sandartig ist oder wol gar bei eingetretenem Froste eine Kruste hat, — daß jeder Jagdhund, wie gesagt, leichter und anhaltender auf dem Schnee als auf der Blöße jagt [1]; daß er weiter auf dem Schnee nicht leicht das Gefährte verliert, wenn er allein oder in Gesellschaft mit noch einem, höchstens zwei Hunden jagt; daß dies aber im Gegentheil gerade dann am ersten erfolgt, wenn mehrere Hunde beisammen sind. Man merke sich ferner, daß ungeachtet rasche Hunde, wenn sie sonst zuverlässig sind und nicht überrollen, auf der Blöße großen Vortheil schaffen können, sie doch auf dem Schnee dem langsamern bedächtigen Hunde bei weitem nachstehen, daß dieser letztere den Hasen auf dem Schnee bei weitem sicherer und anhaltender als der rasche jagt; daß man überdies auf dem Schnee vor einem langsamen und vorzüglich vor einem einzelnen Hunde, der den Hasen weniger drängt und den dieser ebendeshalb weniger achtet, weit leichter zu Schuß kommt, als wenn man mit vielen und noch dazu raschen Hunden jagt, die den Hasen oft zur Ungebühr sprengen, sich aus Hitze einander das Gefährte wegnehmen, und eben deshalb mehrmals verlieren. Welchen wesentlichen Einfluß die Witterung auf den Erfolg der Jagd mit Jagdhunden hat, ist bereits im ersten Theile am gehörigen Orte angezeigt. Es ist dort gesagt, daß man mehr in den Frühstunden, wenn der Thau noch auf dem Boden liegt, als wenn es bereits abgefährtet hat, sowie überhaupt mehr, wenn nach eingefallenem Regen der Boden feucht, als wenn er trocken ist, mit Jagdhunden ausrichten wird. Zu viel Nässe aber, besonders in Laubholzrevieren, in Brüchen und an Orten, wo viel Gras steht, ist dem Erfolg der Jagd nachtheilig, indem die Jagdhunde unter solchen Witterungsumständen nicht nur bei weitem schwerer auffinden [2], sondern auch, wenn der Hase

[1] Es gibt indessen Ausnahmen, nur sind sie selten.

[2] Es gibt Jäger, die, wenn sie mit wenigen Hunden in weitläufigen Revieren, oder wenn der Hase der Witterung nach sehr fest sitzt, jagen, den Hunden Glöckchen umhängen, um den Hasen aufzuscheuchen.

Wege, Brüche und andere Orte, wo sich das Wasser angehäuft hat, passirt, ungleich öfter verlieren. Es ist hiernach auf der Blöße ein mittelmäßig feuchter Boden, zur Winterszeit aber ein die Nacht vorher feucht und ohne Wind gefallener Schnee [1] der Jagd mit Jagdhunden am vortheilhaftesten. Je stiller der Tag ist, an dem man mit Jagdhunden jagt, desto besser wird man die Hunde abhören, bei starkem Winde und Sturm aber wenig ausrichten. Die sogenannten grauen Herbsttage, wo bei zwar trübem Himmel kein Regen zu besorgen und übrigens Windstille ist, sind für den Jäger sehr wünschenswerth. — Selbst gute zuverlässige Jagdhunde jagen beim Anfange der Jagd, weil sie die Setzzeit über nicht gebraucht wurden, schlechter als später hinaus, daher denn auch Jäger, die hierauf nicht Rücksicht nehmen, mehrmals über den schlechten Erfolg der ersten Herbstjagden zu klagen, ja diesen gar oft auf Mangel an Hasen zu schieben pflegen; der Grund hiervon liegt meist immer an der lange ausgesetzten Uebung der Hunde, dann aber auch darin, daß der Hase sich kurz nach der Ernte überall zerstreut, daß man ihn dann weniger, wie sonst, an gewissen bestimmten Orten antrifft, daß weiter, wenn das Laub zu fallen anfängt und solches lose am Boden liegt, dieser Umstand den Hunden, welche auf dem am Boden lose liegenden und sich beim Winde bewegenden hin- und herkehrenden Laube keine sichere Fährte finden, das Anhalten erschwert. Wer daher mit Erfolg jagen will, der setze die Jagd mit Jagdhunden bis zum Monat October und zwar bis zu der Zeit aus, wo nach erfolgtem Regen das Laub fest am Boden liegt und wo die dann gemeinhin eintretende kühle, heitere Herbstwitterung und der starke Thau, der um diese Zeit bei schönen Tagen des Morgens zu fallen pflegt, die Jagd unendlich begünstigen. Wenn später im Herbst hinaus der Boden des Morgens mit Reif bedeckt ist, so ist dies zuweilen für die Jagd vortheilhaft. Es gibt Hunde, die auf dem Reife trefflich jagen. Blacher Frost, der den Boden hart und trocken macht, ist dagegen der Jagd mit Jagdhunden nachtheilig, und man muß, sobald dieser Fall eintritt, entweder die Jagd ganz aussetzen oder erst später am Tage, wenn die höher stehende Sonne den Boden erwärmt und aufthaut, ausziehen.

Wenn man in Gesellschaft jagt, so muß blos derjenige, der mit den Jagdhunden zieht und dem man allenfalls noch einen zweiten beigesellen kann, die Hunde zur Suche anfeuern, was durch Blasen auf einem

---

[1] Es muß jedoch nur bis Mitternacht, nicht aber bis an den Morgen geschneit haben, wenn der Schnee der Jagd zum Vortheil sein soll, weil sonst, wenn es die ganze Nacht hindurch schneit, der Hase gewöhnlich im Lager bleibt und man den Morgen darauf, entweder aus diesem Grunde oder weil die Fährte verschneiet ist, keine vorfindet.

passenden Jagdhorn [1] vermehrt werden kann und welches überhaupt die Jagdlust hebt. Zugleich ist den Schützen durch Zurufen die Gegend, wohin man zieht, zu bezeichnen; beim Durchziehen und Absuchen eines Reviers müssen die Schützen sich still verhalten, weil sonst die Hunde, wenn sie bald hier, bald dort rufen hören, in der Suche gestört werden, sich auch oft auseinander zerstreuen. Sobald die Hunde laut werden, muß aller Zuruf aufhören und höchstens nur dann, wenn man einen Hund, der noch nicht beischlägt, wahrnimmt, dieser durch den gewöhnlichen Aufruf: „Hobbi-hobbi!" angefrischt werden. Bei einer Jagd mit Jagdhunden auf Federwildpret, das unvermuthet aufstößt, oder auch auf einen vorüberziehenden Raubvogel zu schießen, taugt nicht, weil man die Hunde in der Suche irremacht, und daß dies noch weniger, wenn die Hunde jagen, geschehen darf, versteht sich von selbst. [2] Ungeachtet der Hase ein schlechtes Gesicht hat, so sind doch sein Gehör und seine Nase äußerst scharf und fein. Man muß daher, wenn man sich anstellt, den Wind in Acht nehmen und, sobald die Jagd herbeikommt, sich ruhig auf seinem Posten verhalten und alles Geräusch vermeiden. Man muß mit den Hunden immer so viel als möglich gegen den Wind ziehen, weil sie dann eher finden, man auch die Jagd besser abhören kann. Man muß aber auch langsam ziehen und die Hunde bei der Suche nicht übereilen, besonders an Tagen, wo entweder große Trockenheit oder im Gegentheil zu viel Nässe das Auffinden erschwert, ingleichen bei schwüler Witterung, wo der Hase gewöhnlich sehr fest sitzt und oft nicht eher, als bis der Hund sozusagen mit der Nase auf ihn stößt, aus dem Lager aufspringt. Der erlegte Hase wird allemal sogleich ausgeworfen und den Hunden das Gescheide zur Belohnung gegeben. Dann wird, unter Blasen des Signals, aufgekoppelt und in ein anderes Revier oder nach Hause gezogen. Diese Art Jagd hat einen großen Reiz und bei mäßig besetzten Revieren gibt sie immer eine angemessene Ausbeute. Da wo viele Hasen sind, ist sie, wie bereits früher bemerkt wurde, nicht anwendbar.

3. Jagd mit den Windhunden oder die Hasenhetze.

Für Freunde von scharfem Reiten ist bei einer passenden Oertlichkeit die Hasenhetze eine sehr angenehme Jagd und in der That hat sie auch deshalb ihre Vorzüge, weil sie von einem einzelnen Manne mit ebenso gutem Erfolge betrieben werden kann als die Schießjagd, während doch

[1] Am schönsten ist dazu unstreitig der alte halbe Mond, welcher aber wegen der Unbequemlichkeit beim Tragen jetzt ganz aus der Mode gekommen ist.

[2] Wenn die Hunde dagegen in ein anderes Revier, das entweder zu weit entlegen oder in dem man nicht zu jagen berechtigt ist, überjagen, so ist es oft nothwendig, sie durch Abfeuern des Gewehrs oder durch das Blasen des ihnen bekannten Signals zum Koppeln zurückzubringen.

auch mehrere Reiter Antheil nehmen können, selbst wenn man auch nur einen Strick Hunde ins Feld führen kann. Daß bei dieser Jagd der gute oder schlechte Erfolg im Grunde mehr vom Hunde als vom Jäger abhängt, ist unter dem Artikel vom Windhunde auseinandergesetzt, auch sind dort zum Theil die wesentlichsten, das Verhalten des Jägers oder Hetzers betreffenden Umstände berührt. Es wird hier nur vorzüglich die Art und Weise, wie und wo der Hetzer nach Maßgabe der Jahreszeit und Witterung den Hasen aufsuchen, ingleichen was er, wenn er einer Jagd mit Windhunden beiwohnt, beobachten muß, angegeben werden. Der Hase rückt nach der Ernte in das Holz und der Hetzer wird ihn um diese Zeit vergebens in den Feldern suchen. Häufiger wird er ihn dagegen um diese Zeit auf den mit Unterholz bestandenen Orten antreffen, die aber, wenn sie sehr dicht und das Gesträuch hoch ist, der Hetze nicht vortheilhaft sind. Den Stoppel bezieht der Hase erst später, wenn Regengüsse und das Abfallen des Laubes ihn aus dem Holze und aus den Gesträuchen treiben, dagegen er nach Bestellung der Wintersaat gern in die Sturzäcker, jedoch nur erst dann, wenn diese ausgetrocknet sind, rückt, auch um diese Zeit mitunter die Feldbrüche, das alte Gras, ingleichen die Sandschollen und Heiden u. s. w. zu seinem Aufenthalt wählt. Es ist aber nicht genug, daß der Hetzer wisse und unterrichtet sei, wo er den Hasen nach Beschaffenheit der Jahreszeit und Witterung suchen muß. Er darf sicher glauben, daß er bei aller Revierkenntniß manchen vergeblichen Ritt machen, die Felder und andere Orte gar oft vergebens absuchen wird, wenn er nicht über die Art, ihn zu suchen, belehrt ist und wenn er nicht vorzüglich auch den Hasen im Lager zu entdecken, auch, wenn er etwa zur Winterszeit bei eingetretener Neue die Felder arbeitet, den Hasen auf der Fährte auszumachen versteht. Das erste, nämlich den Hasen im Lager zu entdecken, erlernt man nicht anders als durch Uebung. Man muß sich, um dahin zu gelangen, oft und mehrmals einen Hasen im Lager von andern geübten Jägern und zwar auf verschiedenen Terrains zeigen lassen, ihn aufmerksam betrachten, sich die Figur, die er nach Verschiedenheit der Lager, im Stoppel, im Sturzacker u. s. w. bildet, sehr genau einprägen und das Auge mit einem Worte so lange üben, bis man eine Fertigkeit, ihn von weitem zu entdecken, erlangt. Es gibt Jäger, die diese Fertigkeit in einem so hohen Grade besitzen, daß sie oft auf eine unglaubliche Weite einen Hasen im Lager entdecken[1], und an ihm, selbst wenn er in dichten Gebüschen sitzt, nicht

[1] Bei heitern Winter-, auch Herbsttagen steigt eine Art von feinem Rauch da, wo der Hase sitzt, in die Höhe, der durch die Ausdünstung seines Körpers entsteht. Geübte Jäger erkennen ihn daran oft auf eine unglaubliche Weite.

vorbeigehen. Wie vortheilhaft, ja nothwendig dies vorzüglich für den Hetzer ist, fällt in die Augen. Der Hase sitzt oft, namentlich bei schwüler nasser Witterung, ungewöhnlich fest, besonders wenn man mit Windhunden reitet, wo er sich oft, wenn er sie gewahr wird, fest an den Boden drückt, ja nicht eher aus dem Lager aufspringt, als bis man ihn mit der Peitsche heraustreibt.[1] Die Kunst, seine Fährte auf der Neue auszumachen, ist, ungeachtet man sie hier deutlich vor Augen hat, nicht so leicht, als man auf den ersten Augenblick glauben sollte. Sie erfordert nicht minder Uebung als Erfahrung. Der Hase macht, wenn er sich in der Nacht äset, so viele Hin- und Wiedergänge und man findet oft von einem einzigen Hasen so viele Fährten, daß man glauben sollte, es wären mehrere beisammen gewesen. Schon dieser Umstand erschwert das Nachspüren der Fährte. Man muß aber auch mit der Art und Weise, wie er in das Lager rückt, bekannt sein, um ihm bis zu diesem nachspüren zu können. Es ist in der That merkwürdig, welche Vorsichtsregeln die Natur dieses übrigens furchtsame und wehrlose Thier gelehrt hat, um sich in seinem Lager nicht nur vor der Witterung, sondern auch vor dem Nachspüren seiner Feinde zu sichern. Nicht genug, daß er, um sich vor der Witterung zu schützen, sein Lager bei heißen Sommertagen immer fast gegen Norden, wenn scharfe Winde wehen, fast immer am Abhange eines Hügels, im Winter bei großer Kälte gegen Süden u. s. w. nimmt; nicht genug, daß er sich nun noch überdies in seinem Lager sehr gut zu verbergen und einzuscharren weiß; nicht genug, daß er, wenn er in offenen Feldern sitzt, immer vorzüglich die Mittelfurche der Aecker wählt und sich zwischen Erdschollen, die mit ihm gleiche Farbe haben, zusammendrückt, so ist auch die Art und Weise, wie er seine Fährte dem Nachspüren seiner Feinde zu verheimlichen sucht, äußerst merkwürdig. Um dies zu bewirken, geht er nie geradezu in das Lager, sondern vielmehr gewöhnlich erst in gerader Linie eine ganze Strecke das Lager vorbei. Dann kehrt er auf derselben Fährte zurück, macht nun gemeinhin einige Absprünge zur Seite, geht dann wiederum einige Schritte nach einer andern Richtung vom Lager ab, macht nochmals zwei bis drei Absprünge, und setzt nun endlich mit einem weiten Sprunge ins Lager. Wenn der Hetzer den Hasen im Lager zu entdecken und ihn auf der Fährte auszumachen versteht, so kann er auf offenen Feldern den Jagdhund nicht nur ganz entbehren, sondern es ist noch überdies zwecklos und nachtheilig, wenn man beim Abreiten der Felder Jagdhunde oder Stöberer mitnimmt, weil diese den Hasen oft

---

[1] Er sitzt oft, wenn er die Windhunde um sich her erblickt, so fest, daß man ihn mit der Hand aus dem Lager aufnehmen kann.

auf eine ungebührliche Weite heraussprengen. Nützlicher sind sie dagegen in Gegenden, wo sich kleine Brüche, Gesträuche u. dgl. in den Feldern finden und wo man gut thut, diese durch einen Jagdhund oder Stöberer — ein einzelner und überdies langsamer Hund (wozu man auch einen alten, langsam suchenden Hühnerhund gebrauchen kann) leistet hier die besten Dienste — absuchen läßt, dem man jedoch immer so nahe als möglich bleiben muß, um nicht zu weit anhetzen zu dürfen.

Wenn man mit mehrern Hetzern in Gesellschaft reitet, so müssen diese in gerader Linie, und nach Verhältniß des Terrains und je nachdem mehr oder weniger beisammen sind, weiter oder näher auseinander reiten, jeder aber nur immer den Hasen, den er auf seiner Tour vorfindet und der vor ihm herausspringt, behetzen, nie, wenn der Nebenmann hetzt, selbst dann nicht die Hunde vom Strick lassen, wenn andere etwa mit dem Hasen vorüberkommen, weil dies die Hunde irremacht, der Hase dann oft gerade am ehesten entkommt, es aber auch mehrmals, wenn die Hunde den Hasen fangen, zum Zank und Raufen unter ihnen Anlaß gibt. Die Windhunde lose neben sich laufen zu lassen, wenn man die Felder abreitet, taugt nicht. Es gibt Hetzer, die die Windhunde durch Dressur dahin bringen, daß sie stets nahe beim Pferde folgen, sie sind dann nach dem Ausdruck der Hetzer bügelfest. Es ist aber unter allen Umständen besser, die Windhunde am Strick zu führen. Sie bleiben aufmerksamer und äugen ebendeshalb geschwinder, wenn ein Hase in einiger Entfernung aufspringt. Anders ist es, wenn man mit den Windhunden allein die Felder abreitet, anders, wenn mit Jagdhunden gejagt wird und der Hetzer die Jagd in der Absicht mitmacht, die Außenseiten des Reviers zu besetzen, um dort den Hasen, wenn er in das Feld geht, zu erwarten. Hier muß theils die Kenntniß des Reviers und der Pässe, wo der Hase aus dem Walde oder Strauche, in dem er gejagt wird, nach den Feldern zu wechseln pflegt, theils das Geläute der Hunde ihm bei der Wahl des Platzes, auf dem er sich mit Vortheil postiren kann, zur Richtschnur dienen. Er stelle sich nun an, wo er wolle, so thut er fast immer besser, wenn er dicht an dem Walde oder Gebüsche, als wenn er in einiger Entfernung von diesem in den Feldern seinen Platz nimmt, weil die Windhunde, wenn man im Felde steht und sie den Hasen oftmals gleich, sobald er nur aus dem Gebüsche kommt, äugen, dann gemeinhin unruhig werden, sich am Stricke reißen, aus Ungeduld winseln und dadurch mehrmals die Veranlassung geben, daß der Hase, anstatt in die Felder zu gehen, kurz vor dem Strauche wieder umkehrt; dagegen sie ihn, wenn man dicht am Gesträuche steht, erst dann, wenn er vor ihnen vorüber ist, ins Auge bekommen und man ihn dann um

so sicherer behetzen kann. Wie nothwendig diese Vorsicht vorzüglich dann ist, wenn die Hunde Fuchs jagen, darüber wird, wenn von dieser Jagd insbesondere die Rede ist, ein mehreres beigebracht werden. So angenehm es für den Hetzer ist, wenn die Jagdhunde ihm den Hasen aus dem Gebüsche hervorbringen, so schädlich ist es doch im Grunde für die Jagdhunde, besonders für junge Hunde, wenn diese oft und mehrmals dazu gebraucht werden, kleine Gesträuche und Brüche abzusuchen und den Hasen dem Hetzer zuzutreiben. Der Hase ist meist immer bereits gehetzt, ehe die Jagdhunde auf dem Gefährte nachkommen, und es bringt, wenn dies nur einigemal geschieht, den Nachtheil zu Wege, daß sie den Hasen, sobald er in das Feld geht, nicht weiter anhalten, sondern vielmehr nach einem kurzen Hin- und Herschwärmen umkehren, um einen andern im Gesträuch aufzusuchen, daher denn auch der Hetzer jedesmal, so oft er einen Hasen vor Jagdhunden gehetzt hat, es unter dem Zuruf: „Hoho todt todt!“ kundmachen und, wenn die Jagdhunde herbeikommen, ihnen den Hasen zeigen muß, damit sie nach dem Jägerausdruck Satisfaction erhalten. Daß man weder zu weit anhetzen, noch zu viele, kurz aufeinanderfolgende Hetzen, besonders mit jungen Hunden, machen, auch ebenso wenig entgegenhetzen müsse: über alle diese und mehrere Dinge, z. B. über das nach Maßgabe des Bodens verschiedene Geläufe, über die zum Hetzen mehr oder weniger vortheilhafte Witterung u. dgl., wird der Artikel vom Windhunde nachzusehen sein.

Wenn das Terrain zum Hetzen irgend günstig und die Hunde schnell sind, so entkommt der arme Hase bei aller Anstrengung nicht leicht. Zwar macht einer und der andere, der bereits mehrmals entweder von minder schnellen Hunden oder auf beschränkten oder auch der Lage nach ungünstigen Terrains ohne Erfolg gehetzt worden, den Windhunden durch manches geschickte Manöver viel zu schaffen.[1] So pflegt er oft gerade in dem Augenblicke, wo die Hunde ihn fangen wollen, eine schnelle Wendung zu machen oder auch sich plötzlich an den Boden zu drücken, wodurch er, wenn die Hunde dann über ihn wegfahren, und er dagegen nach der entgegengesetzten Richtung fortläuft, mehrmals einen Vorsprung erhält, auch wol, wenn dies kurz vor dem Gesträuche erfolgt, entkommt.

[1] In der Regel läuft der Rammler schneller als der Mutterhase. Unter den ersten gibt es einige von mittlerer schlanker Statur, die, wenn sie behetzt werden, während des Laufens mit dem einen Hinterlaufe eine Bewegung, wie wenn ein Pferd ausschlägt, machen — den Hunden, wie die Hetzer sagen, ein Knippchen schlagen — und die man hierzulande Dreiläufer — weil sie in dem Augenblicke, da sie jene Bewegung machen, auf drei Beinen zu laufen scheinen — nennt. An einigen Oertern pflegt man auch den jungen Hasen vom ersten Satz, von Bartholomäi an, den Namen Dreiläufer beizulegen. — So viel ist gewiß, daß diese sogenannten Dreiläufer sich durch vorzügliche Schnelligkeit auszeichnen.

Auf Terrains von weitem Umfang helfen ihm indessen, wenn sonst das Geläufe gut und die Hunde schnell und geübt sind [1], alle diese Künste nichts. Man wird ihn dann oft, wenn er sich gar nicht mehr zu retten weiß, noch zuletzt einen gewaltsamen Sprung in die Höhe machen, dann aber auch gewöhnlich gefangen sehen, daher denn auch die Hetzer diesen Sprung mit dem Namen Todtensprung bezeichnen. Es gibt Windhunde, die jedesmal, wenn sie den Hasen fangen, über und über purzeln. Der Grund davon liegt gewöhnlich in dem Körperbau des Hundes [2] und er läuft, wenn gerade ein Stein oder eine harte Erdscholle im Wege ist, Gefahr, das Genick abzustoßen. So viel Vergnügen übrigens die Hasenhetze den Besitzern guter Windhunde macht, so ist sie doch auch, wenn sie mit Leidenschaft und zur Ungebühr getrieben wird, gerade das nächste Mittel, um eine Feldmark oft in kurzer Zeit von Hasen zu entblößen. Wem es daher irgend um Schonung zu thun ist, der hetze mäßig und nehme weniger auf das Vergnügen des Augenblicks, als auf die Dauer Rücksicht.

Bei dieser Gelegenheit ist auch einer Art von Hasenhetze ohne Hunde zu erwähnen, die man bugsiren nennt. Sie besteht darin, daß zwei, drei oder auch vier Personen den Hasen zu Pferde — und diese müssen äußerst rasch und sicher sein — verfolgen und ihn durch geschickte Manöver zu Tode reiten. Es gehört hierzu ein ebenes Feld von sehr weitem Umfange und wo weder Gebüsche noch andere Hindernisse im Wege sind. Wenn nun z. B. vier Personen beisammen sind, so reitet einer davon das Feld ab, um einen Hasen aufzusuchen, dagegen sich die andern nach verschiedenen Gegenden vertheilen. Sobald der Hase vor demjenigen, der die Felder absucht, aufspringt, verfolgt dieser ihn mit der möglichsten Schnelligkeit, dagegen der nächste von den andern dem Hasen vorbeugt und dann auf ähnliche Art das Bugsiren so lange fortsetzt, bis ihn der Dritte, dann wieder der Vierte übernehmen und forciren kann und der Hase am Ende durch dieses bald von diesem, bald von jenem abwechselnd fortgesetzte Bugsiren so ermattet wird, daß er sich drückt. Man läßt ihm dann einige Minuten Ruhe, bugsirt ihn aufs neue und treibt dies so lange, bis er steif wird und nicht weiter fort kann. Daß diese Art von Hetze wol allerdings grausam ist, wird niemand, der irgend Gefühl hat, in Abrede stellen. Auch ist sie blos an-

[1] Es gibt Windhunde — sie sind indessen selten — die so schnell und gewandt sind, daß man mit einem einzelnen dergleichen Hunde einen Hasen hetzen kann. Man nennt sie daher Solofänger.

[2] Windhunde, die vorn etwas niedriger gebaut sind als hinten, nehmen gemeinhin leichter und geschwinder als andere, bei deren Körperbau dieser Fall nicht eintritt; daher man oft schnelle Hunde, wenn sie gleich den Hasen bald einholen, mit Mühe nehmen, andere dagegen bei minderer Schnelligkeit selten fehlnehmen sehen wird.

geführt, um denjenigen Jagdliebhabern, die sie nicht kennen, eine Idee davon beizubringen.

4. Die Parforcejagd.

Der Vollständigkeit wegen möchte ich (v. R.) diese Jagdmethode hier einschalten, zumal sie den berittenen Jäger interessiren dürfte; sie gehört ausschließlich dem Jagdsport an. Die Lust am Reiten und Jagen mit einer Meute ist die Hauptsache, denn der gefallene Lampe verfällt den Hunden, abgesehen davon, daß schwerlich jemand Appetit auf solchen Braten haben möchte. — Zur Parforcejagd gehören schnelle, dauerhafte und sichere Pferde und für die Hasenparforcejagd eignen sich die französischen Jagdhunde besser als die schnelleren englischen; die Beschreibung derselben findet man unter dem Kapitel über die Jagdhunde.

Diese Parforcejagd beschränkt sich aufs Feld, da im Busch Fehljagden kaum vermeidlich sind, daher es Sache des Jagdführers ist, zu beurtheilen, ob der aufgestoßene Hase das Feld halten oder dem Busch zustreben wird. Bei den Parforcejagden, an denen ich mich zu betheiligen hatte, jagte eine Meute von 75 Hunden, von denen jedoch 25 in Reserve blieben, sodaß die wirklich jagende Meute nur 50 Hunde enthielt; bezüglich deren Führung immer noch mehr als genug! Sämmtliche Hunde waren weiß und dunkelbraun oder schwarz gefleckt, manche auch dreifarbig, mit gebräunten Läufen u. s. w., wurden von zwei Pikören geführt und bestand die Jagdgesellschaft in der Regel aus 10—12 Reitern.

In der Regel beginnt die Jagd gegen 10 Uhr morgens; die Reiter suchen mit etwa 50 Schritt Fühlung in Einer Linie das Feld ab und etwa 150 Schritt hinter ihnen folgt langsam die Meute. Fährt ein zur Jagd geeigneter Hase heraus, was der Jagdführer zu bestimmen hat, so hält die Reiterlinie an, bis der Hase aus dem Gesicht verschwunden ist, und die Piköre reiten mit der Meute an die genau zu merkende Stelle, welcher der Hase entfuhr; ein Durcheinander von Gewinsel und halb unterdrücktem Kläffen drückt die Aufregung der Meute aus, endlich gibt ein Hund, in der Regel der Kopfhund, entschieden Hals, alles verstummt, der Laut wird sicherer, anhaltender, der Kopfhund hat die Spur sicher angenommen und stürmt nun unter hellem Hals auf ihr fort, die Meute stößt ein Freudengeheul aus, stimmt nun volles Geläut an und die Jagd braust davon, ein Pikör neben der Spitze, der andere folgt und die Reiter thun dasselbe. „Nach einiger Zeit" (vgl. von Riesenthal, „Weidwerk"), „sieht man gelegentlich den Hasen, dem die Verfolgung der nur mäßig schnellen Hunde vorläufig nicht viel thut; er macht einen Kegel und rückt auf langem Bogen seinem Lager zu, doch wie langsames,

sicheres Verderben folgt ihm die Meute; er beginnt den zweiten Ablauf vom Lager und ängstlich zu werden; die Furcht, aber auch seine ganze Schlauheit kommt über ihn, er sprengt einen Kameraden aus seinem Lager auf und drückt sich kurze Zeit in diesem, — zwar kommen dadurch einige Hunde von der Meute ab, sodaß Stoppen geblasen werden muß, bis sie der zweite Pikör herumgeholt hat, — doch dies ist bald geschehen und der Kopfhund gibt wieder Hals, er hat die alte, nun schon wärmere Fährte wieder aufgenommen und gieriger klingt das Geläut der bunten Schar. Lampe hat sich in einem Steinhaufen verkrochen, doch die Stimmen der Hunde lassen ihn nicht ruhen, er macht verschiedene Wiedergänge und Absprünge, geht auf der alten Fährte zurück und wendet sich nach dem letzten Absprung wieder seinem Lager zu; die Meute wird wieder irre, das Signal «Hurvari» ertönt, doch der Kopfhund thut seine Schuldigkeit, er hat die richtige Fährte wieder aufgenommen. — Jetzt bleibt Lampe in Sicht, mit heraushängendem Lecker (Zunge), schlaff herabhängenden Löffeln taumelt er vor der wie wahnsinnig heulenden Meute her, schon sind die vordersten Hunde dicht an ihm, er fährt unter ihnen weg und läßt dem schnellsten den Fang voll Wolle zurück, noch nimmt er seine letzten Kräfte zusammen und fährt unter die Steine einer großen Mergelgrube, umheult von seinen Peinigern. — Die Reiter haben sich versammelt, die Piköre blasen «Halali», der Oberpikör steigt ab und holt nach einigen Minuten einen Gegenstand, so steif wie ein Stück Holz, aus dem Loch heraus: es ist der verendete Lampe; die Blume wird dem Jagdherrn oder vornehmsten Gast als Trophäe an den Hut überreicht; der Oberpikör tritt unter die heulende Meute — ein Wurf, und nach kurzer Zeit ist unter Zank und Streit kaum noch ein Atom von Lampe übrig, er ist gefressen!"

Solche Jagd dauert gewöhnlich eine Stunde, sie kann deren auch zwei dauern.

5. Der Anstand.

Die Jagd auf dem Anstande, diese für den ungeübten Schützen einzig sichere Methode, um zuweilen mit Beute heimzukehren, kann während der ganzen Jagdzeit ausgeübt werden und ist deshalb zu empfehlen, wenn für die Küche etwas geliefert werden soll, weil sie am wenigsten die Reviere beunruhigt. Um den Hasen auf dem Anstande zu schießen, muß man Acht geben, wo derselbe gegen Abend aus dem Holze oder aus seinem Lager im Felde, auf die Weide, und morgens wieder zu Holz oder in sein Lager rückt. Man stellt sich dann gegen Sonnenuntergang oder auch vor Sonnenaufgang, durch einen Baum oder Busch

einigermaßen gedeckt, an den Vorhölzern oder am Rande der Waldungen an und wartet ab, bis er schußgerecht ankommt. In großen Feldern benutzt man alte Weiden, Gräben oder gräbt sich ein Loch zum Sitzen. Daß man beim Anstellen den Wind in Acht nehmen und sich sehr still und ruhig [1] verhalten muß, versteht sich von selbst. Da es sich hin und wieder ereignet, daß der Hase nicht gleich auf der Stelle stürzt, so ist es gut, ja nothwendig, einen Hühnerhund bei sich zu haben, der aber frühzeitig daran gewöhnt werden muß, neben dem Jäger zu sitzen oder zu liegen, wenn dieser sich anstellt, um den entweder zur Stelle getödteten oder angeschossenen Hasen zu apportiren. Den Anstand kann man dadurch auch angenehm machen, wenn man beim Morgenanstande die Holzränder zum Theil verlappt, d. h. Feder- oder Tuchlappen vorherstellt und nur die Hauptwechsel, wo die Schützen stehen, freiläßt. Ueber die Lappen selbst werden wir das Nöthige bei dem Treibjagen sagen. Man kann auch den Hasen durch das sogenannte Reizen oder Räzen herbeilocken, wenn man nämlich das vordere Ende des Nagels am Daumen auf die Unterlippe, mit der Oberlippe aber mäßig die auswärts gekehrte Seite des Daumens drückt und dann vermittels des Einziehens der Luft den klagenden Laut eines jungen Hasen nachahmt. Der Rammler kommt, wenn man das Reizen versteht, und man kann es bei einiger Uebung leicht erlernen, oft aus einer Entfernung von 2—300 Schritten, gar schnell herbei; nicht so die Häsin, welche sich im Gegentheil auf diesen Laut zu entfernen pflegt.

6. Die Treibjagden.

Die Treibjagden, auch Klapper- oder Klopfjagden genannt, heißen darum so, weil dabei die Hasen durch mehrere Menschen (Treiber) auf die Schützen zugetrieben werden, wobei sie mit Klappern oder auf sonstige Weise lärmen, um den Hasen vor sich aufzuschrecken. Sie können im Felde oder im Holze ausgeübt werden und heißen danach Feldtreiben, Holztreiben; sie gewähren in einem gutbesetzten Hasenrevier eine gute Ausbeute und eine sehr angenehme Unterhaltung.

---

[1] Wenn man an einem warmen Abend auf den Anstand geht, so wird man oft bis zur Ungeduld von den Mücken geplagt. Um vor diesen bösen Gästen in Ruhe zu bleiben, empfehle ich folgendes Mittel: Man nehme zwei Hände voll Wermuth, thue solchen in einen neuen Topf, gieße ungefähr vier Maß Wasser darauf und lasse den Aufguß bei mäßigem Feuer eine halbe Stunde kochen. Man seihe das Decoct, wenn es kalt geworden ist, durch einen Durchschlag oder Haarsieb, hebe es in Flaschen auf, und wasche sich, ehe man auf den Anstand geht, das Gesicht und Hände, ingleichen wenn man nicht etwa mit langen Beinkleidern oder Gamaschen bekleidet ist, auch die Beine damit. Ich habe dieses aus dem Reichs-Anzeiger, Jahrgang 1804, Nr. 1, 178, entlehnte Mittel selbst versucht und sehr bewährt gefunden.

A. Feldtreiben, Standtreiben, Kesseltreiben.

Man unterscheidet hier die Treiben, wo die Schützen angelegt werden und die Treibwehr sich auf dieselben zu bewegt: Standtreiben oder Anlegetreiben, und diejenigen, wo zwischen jedem Schützen eine Anzahl Treiber sich befinden, welche sich sämmtlich nach einem Mittelpunkte zu bewegen: Kesseltreiben.

Zuerst vom Standtreiben. Da bei allen Treibjagden eine größere Anzahl von Schützen und Treibern zusammenzukommen pflegt, so ist es doppelt nothwendig, Ordnung zu halten, damit kein Unglück geschieht. Wir würden es deshalb empfehlen, etwa folgende Punkte bei einer angemessenen Strafe, welche Strafgelder entweder den Treibern zu überlassen, oder in eine Unterstützungsanstalt für Arme abzuliefern sein würden, als Jagdordnung bekannt zu machen und streng über deren Erfüllung zu wachen. Es ist dabei nicht unpassend, diese Bestimmungen auf die Rückseite der Einladungskarten zur Treibjagd drucken zu lassen, damit kein Schütze sich mit Unwissenheit entschuldigen kann; außerdem aber sind dieselben beim Beginn der Jagd vorzulesen.

1) Es wird niemand zur Jagd zugelassen, dessen Gewehr nicht mit einer angemessenen Versicherung versehen ist.[1]

2) Die Versicherung wird nach jedem Treiben vorgelassen.

3) Die Gewehre müssen im Schützenkreise und beim Gange von einem Treiber zum andern immer so getragen werden, daß die Mündung des Laufes in die Höhe gerichtet ist.

4) Hinterlader dürfen nie geladen in den Schützenkreis gebracht werden. Beim Abgehen vom Stande sind jederzeit die Patronen herauszulassen.

5) Niemand darf, ohne vorherige Erlaubniß des Jagddirigenten, Hunde im Treiben loslassen, ebenso wenig darf ein Schütze ohne Erlaubniß mit durch das Treiben gehen. (Wir lieben überhaupt das Schießen im Treiben nicht, es gibt nur zu Unordnungen in der Treiblinie Anlaß und das Vergnügen der Vorstehenden wird dadurch sehr gestört.)

6) Straffällig ist, wem das Gewehr durch sein Verschulden losgeht.

7) Wer in die Schützenlinie oder nach dem gegebenen Signal noch ins Treiben schießt, wird das erste mal mit Geld gestraft, im Wiederholungsfalle von der Jagd weggewiesen.

8) Ueber 40 Schritte darf nicht geschossen werden.

9) Vor Beendigung des Treibens seinen Stand zu verlassen, ist nicht gestattet.

---

[1] Fällt bei den jetzt üblichen Hinterladern weg. (v. R.)

10) Auch das Schießen des Wildes, welches als zu schonen bezeichnet worden ist, muß gestraft werden, weil es häufig beim Holztreiben vorkommt, daß z. B. alte Rehe statt Böcke geschossen werden.

Feldtreiben können nicht gemacht werden, wenn im Herbste die Hasen noch gut halten, weil sie dann die Treiber vorbeilassen und zurückgehen; Plattfrost und helle kalte Wintertage, auch bei mäßigem Schnee, sind die geeignetste Witterung dazu. Bei größern Treibjagden, wo vielleicht 30 bis 40 Schützen zusammenkommen und, wie das in den hasenreichen Gegenden Sachsens nichts Seltenes ist, 500 bis 600 Stück in einem Treiben erlegt werden, ist es nöthig, schon vorher einige Voranstalten zu treffen. Es müssen nämlich die Stände bestimmt werden, und wo dazu nicht einzelne Bäume, Gräben, kleine Remisen u. dgl. im Felde gewählt werden können, sind Löcher angemessen tief und so weit zu graben, daß zwei Personen darin Platz haben, die mit doppelten, einander gegenüberstehenden Sitzen zu versehen sind. Alle Stände erhalten zu ihrer Bezeichnung fortlaufende Nummern.

Ebenso ist vorher zu überlegen, wohin die Treiben bei verschiedenem Winde gebracht werden sollen, damit am Jagdtage selbst nicht ein großer Zeitverlust durch Ueberlegen oder Abändern entstehe. Im allgemeinen gilt die Regel, daß die Schützen mindestens Seitenwind haben müssen. Auch ist es zu berücksichtigen, wohin die Hasen, ohne forcirt zu werden, am liebsten laufen, denn wenn man diese Richtung einhält, wird der Erfolg der Jagd gesichert. Winckell gibt als ein Mittel, dies für jeden Fall zu erfahren, an, daß man den Nachmittag vor dem Treiben langsam auf den Feldmarken umherreiten und Acht geben solle, wohin die ersten vier oder fünf aufgestoßenen Hasen liefen, wonach, wenn es der Wind irgend erlaubt, dann den folgenden Tag die Schützen angestellt werden müssen. Endlich ist zu überlegen, in welcher Reihenfolge getrieben werden soll. Manche Jäger sind der Ansicht, daß man im Oberwinde anfangen müsse, damit das Wild, welches beim ersten Treiben durchgekommen ist, sich im folgenden stecke und wieder vorkomme. Allein es hat dies oft große Unbequemlichkeiten und doch nicht den Erfolg, welchen man sich davon verspricht, weshalb wir die Reihenfolge lieber so wählen, daß die Treiber stehen bleiben können und die Schützen nur die Wege zu machen haben, weil dabei die Jagd rascher und ordentlicher geht, es oft auch bei sehr kaltem Wetter für den Schützen nicht angenehm ist, lange zu warten. Bei ganz großen Jagden kommt diese Frage weniger vor als bei kleinern, besonders bei Holztreiben.

Am Jagdtage selbst wird zuerst eine Verlosung der Stände vorgenommen, wobei man die Ordnung beobachtet, daß jede Nummer einen

Stand weiter rückt, damit nicht ein und derselbe Schütze immer den Flügel behält. Zum Dirigiren der Treibmannschaft gehören drei Jäger und bei großen Feldtreiben ist es rathsam, daß außerdem der Dirigent zu Pferde das Ganze leite. Still und ruhig zieht die Treibmannschaft ab und ebenso die Schützen. Die Schützen dürfen nicht weiter als höchstens 80 Schritte auseinandergestellt werden, damit die in der Mitte durchbrechenden Hasen auch tödlich genug getroffen werden können. Bei Anlegung der Treiber ist vorzüglich auf eine angemessene Verstärkung der Flügel zu sehen, weil dort die Hasen eher durchbrechen als im Centrum. Den Treibern ist das Zusammenlaufen, wenn ein Hase durchbrechen will, das so beliebte Werfen mit Stöcken nach demselben und das übermäßige Schreien streng zu untersagen. Bei einigermaßen ebenem Terrain, wo nicht zu viel Bäume im Felde stehen, werden diese Unzuträglichkeiten am einfachsten dadurch gehoben, wenn man die Treibmannschaft an einer Leine gehen läßt, welche in den Zwischenräumen von einem Treiber zum andern mit Strohwischen versehen ist, sodaß kein Hase sitzen bleiben kann. Es versteht sich von selbst, daß auf gewissen Längen Wechsel sein müssen, damit man leicht über die etwaigen Hindernisse wegkommen kann.

Sind die Schützen sämmtlich angestellt, so wird das Signal zum Vorrücken der Treiber gegeben, welches regelmäßig so geschehen muß, daß die beiden Flügel immer etwas vor sind und daß das raschere oder langsamere Gehen, je nach der Oertlichkeit, stets beachtet wird, damit nirgends eine Lücke entstehe. Wird auf der Schützenlinie stark geschossen, so muß die Treibmannschaft eine Zeit lang stillstehen, ebenso wenn die Hasen durchbrechen wollen. Wenn die Treiber auf etwa 150 Schritte an die Schützen herangekommen sind, darf nicht mehr ins Treiben geschossen werden. Zu allen diesen verschiedenen Manövern werden die Signale durch einen Hornisten gegeben, welchen der Dirigent stets zur Seite haben muß.

Ob man bei größern Feldtreiben einen Haken stellen darf, darüber herrschen verschiedene Ansichten. Allerdings ist es für den Jagdausfall gut, wenn auf solche Weise die Flügel besetzt sind, allein wir sind deshalb kein Freund davon, weil die Flügelschützen, selbst ohne Verschulden, namentlich bei scharfem Froste durch Abprallen der Schrote leicht gefährlich werden können. Da, wo man die Flügel besetzen will, scheint es uns rathsamer, die Schützen in einem sehr sanften Bogen nach und nach herumzuziehen, als einen im rechten Winkel gebrochenen Haken zu stellen.

Nach dem Treiben sind die Hasen sämmtlich auf die Strecke zu bringen, zu zählen und in eine Liste einzutragen. Entstehen über die Beute Streitigkeiten unter den Schützen, was allerdings bei echten Jägern

nicht leicht der Fall sein wird, so gilt bei der niedern Jagd überhaupt die Regel, daß der letzte Schuß der Treffer war. Die fertigen Treiben sind sogleich von einigen Jägern mit Hunden zu durchsuchen, um die angeschossenen oder später verendeten Hasen noch zur Strecke zu liefern, doch darf danach die Jagd selbst nicht aufgehalten werden.

Kesseltreiben. Im allgemeinen sind wir nicht für die Kesseljagden. Einmal sind sie, bei hitzigen Schützen zumal, ohne allen Zweifel weit gefährlicher als die Standtreiben, dann aber sind die Schützen auch so ohne alle Controle beim Schießen, daß sehr oft zu weit zugeschossen und viel Wild dabei zu Holze geschossen wird. Es gibt aber doch solche Localitäten, wo die Kesseltreiben nicht nur gut angebracht sind, sondern es läßt sich auch nicht in Abrede stellen, daß sie viel Vergnügen machen. Der Kessel wird auf die Art angestellt, daß von einem Punkte aus die Schützen und Treiber in entgegengesetzter Richtung zugleich abgehen, indem an beiden Enden die flügelführenden Jäger das Anstellen so besorgen, daß allemal zwischen zwei oder drei Treiber ein Schütze gestellt wird. Ist der Kessel zu, wenn beide Flügel wieder zusammenstoßen, so wird das Signal zum Abgehen gegeben und gleichzeitig bewegen sich die Schützen und Jagdmannschaft nach dem Mittelpunkte zu, stets darauf sehend, daß der Kreis gehörig geschlossen bleibe. Mit besonderer Strenge ist darauf zu achten, daß nach dem gegebenen Signal kein Schütze mehr in den Kessel schießen darf. Die sonstigen Regeln wird man sich aus dem bei dem Standtreiben Gesagten leicht ableiten können. Hat sich der Kessel so verengt, daß die Schützen die nothwendige Fühlung miteinander haben, so bleiben auf das Signal „Halt!“[1] oder den Ruf „Treiber raus!“ diese stehen und die Schützen rücken allein vor, um die sich etwa noch drückenden Hasen zu schießen.

B. Holztreiben.

Holztreiben werden mit dem besten Erfolge nach Abfall des Laubes vorgenommen, weil sich vor dem Laubfalle der Hase nicht gut treiben läßt und während desselben in der Regel nicht im Holze sitzt. Bei starkem Schneeanhange ist das Treiben ebenfalls mislich, auch weil dann die Treiber so schwer Ordnung halten. Einige Zeit vor der Jagd sind die Stände zu numeriren, diese und die Wege etwas aufzuästen. Die Stände hat man so zu wählen, daß sich die Schützen immer sehen können. Beim Anstellen vor einer Dickung stelle man die Schützen mit dem

---

[1] Noch vortheilhafter ist es, wenn auf diesen Ruf die Schützen stehen bleiben und die Treiber vorwärts gehen, weil erstere die noch im Kessel etwa befindlichen Hasen alsdann sicher erlegen können. (v. R.)

Rücken gegen das Treiben zu, damit das Wild erst ganz heraus muß, bevor es zum Schusse kommt, indem dies sehr viel zur gegenseitigen Sicherheit der Schützen beiträgt. Wo man frei steht, ist es gut, einen leichten Jagdschirm von Reisig zur Blendung zu errichten, welches so zeitig vor der Jagd geschehen muß, daß sich das Wild an diesen fremden Gegenstand schon gewöhnt hat. Beim Anstellen selbst muß jede überflüssige Unterhaltung vermieden werden.

Das Treiben im Holze ist schwieriger als auf dem Felde, weil die Mannschaft nicht vollständig zu übersehen ist, und es ist deshalb, wenn es gut gehen soll, durchaus erforderlich, geübte Leute dabei zu haben. Wenn sie sich in Dickungen nicht sehen können, müssen sie sich von Zeit zu Zeit anrufen, um nach dem Gehör die Richtung zu halten und in einer Fronte vorzurücken. Alles übergroße Schreien und Lärmen ist nachtheilig.

Uebrigens glaube man nicht, daß es so ganz leicht ist, eine Treibjagd gut zu dirigiren und die Treiber gut zu führen. Unserer Ansicht nach ist es eins der schwierigsten Jagdgeschäfte, welches viel Aufmerksamkeit, Ruhe und Umsicht erfordert.[1]

C. Anwendung der Netze und Lappen.

Um eine Treibjagd sicherer und einträglicher zu machen, besonders wenn man dieselbe für einen großen Herrn einzurichten hat, ist die Anwendung von Prellnetzen, oder von Federlappen oder Tuchlappen, sehr zweckmäßig, weshalb wir das Nöthige darüber hier anfügen wollen.

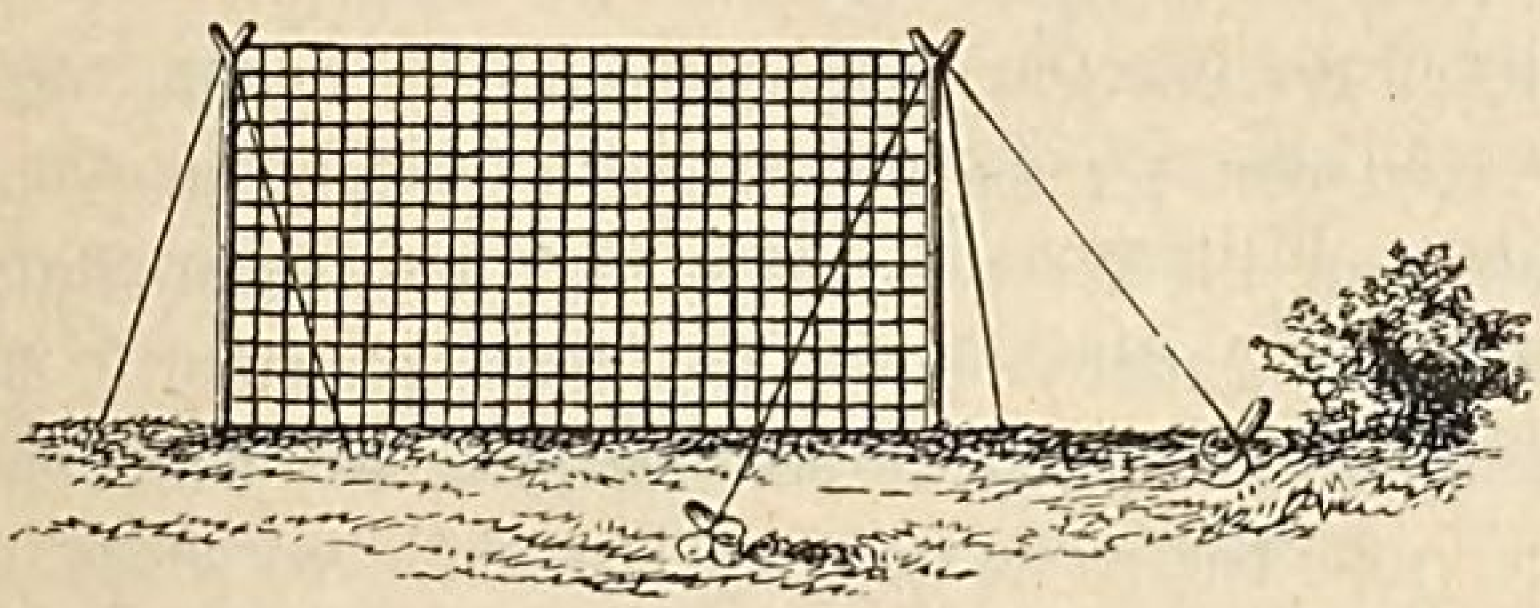


Fig. 26. Hasengarn.

a) Die **Hasengarne** oder Prellnetze werden von dreidrähtigem hanfenen Bindfaden gestrickt, sodaß jede Masche 7,5 cm im Quadrat groß ist. Sie stellen 150 Schritte lang und 125 cm hoch und sind oben und unten mit einer stärkern Leine, der Ober- und Unterleine, ver-

[1] Zur Controle der Treiber ist es sehr praktisch, jeden mit einer äußerlich sichtbaren Nummer zu versehen und sie nach der Nummernfolge treiben zu lassen; stehen sie beim Abblasen des Treibens nicht in dieser Ordnung, so sind die Betreffenden haftbar zu machen. (v. R.)

sehen. Zum Stellen werden eine Anzahl Stellstangen, etwa zehn zu jedem Garn, und Haken und Heftel gebraucht.

Man stellt diese Prellnetze etwa 50 Schritte hinter den Stand der Schützen, welche dadurch bevorzugt werden sollen, ohne Busen, steif angespannt und entweder in gerader Linie, oder läßt sie in einen stumpfen Winkel zusammenlaufen, damit die Hasen sich dort sammeln können. Das Stellen geht so rasch, daß die Netze leicht von einem Treiben zum andern geschafft werden können.

b) Federlappen. An einen 150 Schritte langen hanfenen Bindfaden, von der Stärke eines schwachen Bleistifts, werden etwa 60 cm voneinander zwei oder drei Gänsefedern oder sonstige große Federn eingeknüpft. Weiße Federn blenden im Walde besser, bunte dagegen bei Schnee, weshalb es rathsam ist, die Farben abwechseln zu lassen. Diese Lappen werden auf eine Haspel gewunden, welche etwa 60 cm lang

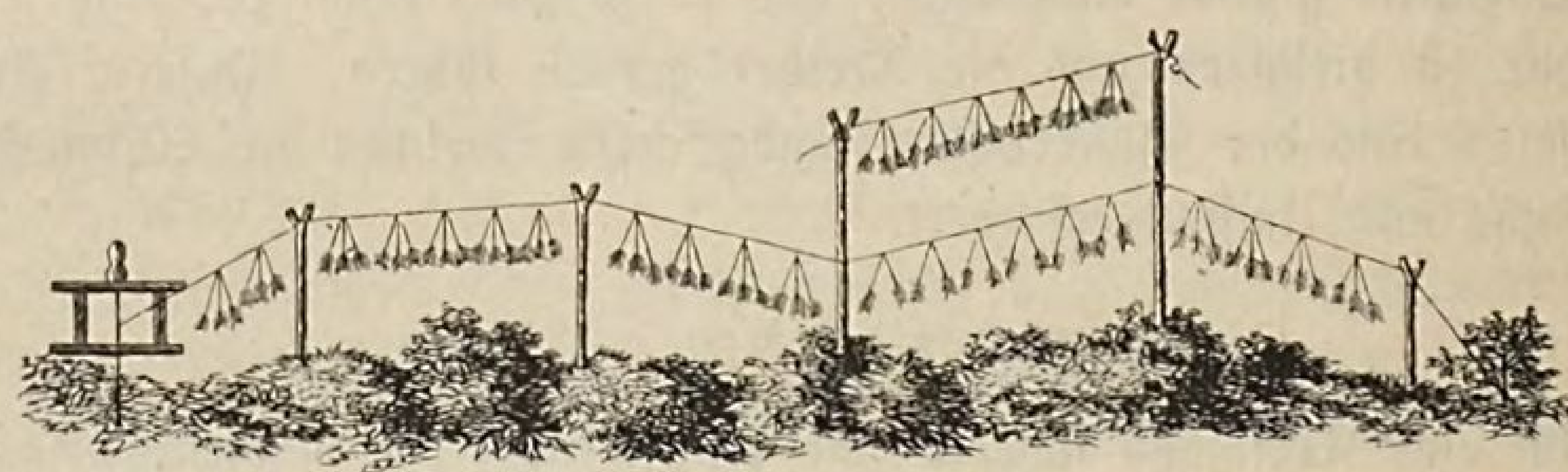


Fig. 27. Federlappen.

ist und sich um die Mittelspindel bewegt. Für jedes Bund sind zehn Stellstäbe erforderlich, welche 1 m hoch sein müssen.

Beim Stellen der Lappen, welche 20—30 cm von der Erde kommen, läßt man dieselben von der Haspel ablaufen, indem man das eine Ende mit einem Heftel an die Erde befestigt oder an einem Busch festbindet und in angemessener Entfernung die Stellstäbe anbringt. Man braucht die Federlappen auf den Flügeln der Treiben, wo man keine Schützen hinstellen kann, und damit sie gehörig blenden, das Wild verscheuchen, ist es nöthig, daß sie freistehen, damit der Wind mit denselben spielen kann. Sie thun ebenfalls gute Dienste, wenn man das Wild zwingen will, einen andern Wechsel anzunehmen und sich da zu stecken, wo getrieben werden soll. Da man zu diesem Ende häufig bei Nacht stellen muß, so ist besonders darauf zu sehen, daß das Aufnehmen der Lappen mit der gehörigen Ordnung geschehe, damit sie sich nicht verwirren, was bei Nacht störend hervortritt. Die Anschaffung der Federlappen ist so wenig kostspielig, ihr Gebrauch auf der Jagd aber so mannichfach und angenehm, daß jeder Besitzer einer größern Jagd damit versehen sein

sollte. Zuweilen, namentlich bei Füchsen und Rehen, kann es rathsam sein, die Lappen zu dupliren, d. h. zwei Reihen Lappen übereinanderzuhängen, wozu nur die Stellstangen etwas höher zu sein brauchen, während bei der Stellung selbst ein Unterschied nicht ist.

c) Tuchlappen stellen ebenfalls das Bund 150 Schritte weit. Es wird an eine fast einen kleinen Finger starke hanfene Leine, in einer Entfernung von 60 cm, ein 50 cm langer und 30 cm breiter Lappen von ungebleichter grober Leinwand angenäht. Diese Lappen sind oft mit dem Namenszuge des Besitzers, dessen Wappen, der Jahreszahl der Anschaffung u. s. w. bemalt. An einem Ende der Leine ist ein 50 cm langer, mit Eisen beschlagener Heftel eingeschleift und am andern Ende wird ein 1 m langer starker Haken befestigt, dessen Kopf ebenfalls mit Eisen beschlagen sein muß. Auf diesen wird das Bund Lappen aufgewickelt, um es transportiren zu können. Man bedarf zum Stellen eines Bundes zehn Stellstäbe, welche mit eisernen Haken zum Einlegen, der Leine versehen sein müssen.

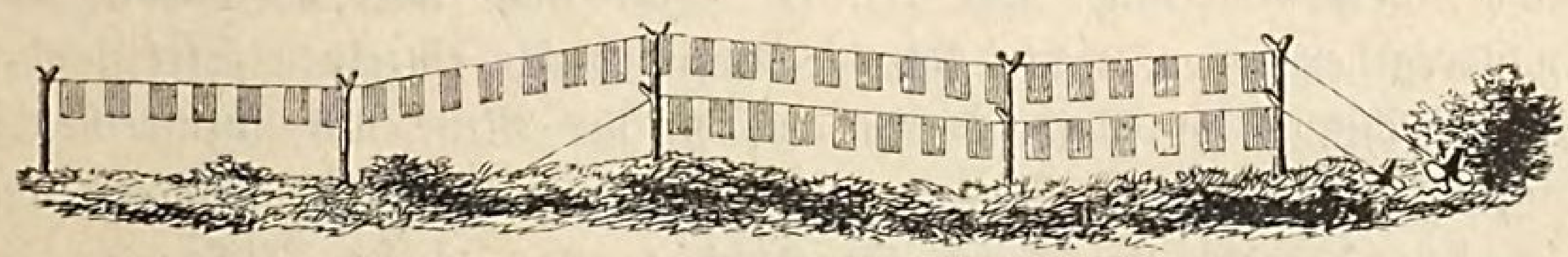


Fig. 28. Tuchlappen.

Beim Stellen oder Richten der Tuchlappen schlägt man den Heftel fest in die Erde, läßt die Lappen, welche ein Mann trägt, von dem Haken laufen, zieht die Leine an, schlägt den Haken als Heftel ein oder knüpft ein neues Band an, stößt dann alle 15 Schritte die Stellstange ein und hebt zuletzt die Lappen auf die Gabel. Man braucht die Tuchlappen ganz so wie die Federlappen, nur ist dabei besonders zu beachten, daß sie nicht zu nahe vor der Dickung stehen, damit sie gehörig blenden. Die Stellung für Hasen und Füchse muß so sein, daß die Tuchlappen etwa 20—30 cm über der Erde schweben.

Feder- und Tuchlappen rechnet man zu den Blendzeugen, da sie nur zum Scheuchen des Wildes gebraucht werden.

Als eine Abart der Treibjagd ist die Abend- oder Fackel- oder auch Nachtjagd anzusehen, welche auf folgende Art veranstaltet wird. Es werden im Winter vor Mitternacht, und zwar in Nächten, wo der Mond nicht scheint, Netze, die jedoch zum Fangen eingerichtet und mithin busenartig, busenreich gestellt sein müssen, vor dem Holze dergestalt aufgestellt, daß die beiden Flügel in die Felder hinauslaufen, dann aber die Felder durch eine verhältnißmäßige Anzahl Leute, die alle mit brennenden Stroh-

oder Pechfackeln versehen sind, unter lautem Geschrei und im vollen Laufen gegen die Netze zu angetrieben, da dann die im Felde äsenden Hasen, wenn sie nach dem Holze fliehen, in den Netzen gefangen werden. Diese Jagdart, welche überdies dem wahren Jäger nur wenig Befriedigung gewähren wird, ist nur selten gebräuchlich.

Der angeschossene Hase wird durch einen Schlag in das Genick getödtet oder noch sicherer durch ein kräftiges Zusammendrücken der Brust hinter den Schulterblättern.

7. Die Streifjagd.

Unter diesem Namen oder der Bezeichnung: Streifen, Streifjagen, versteht man eine Art Treibjagd, welche besonders auf den gutbesetzten Jagdrevieren in Oesterreich üblich und in Feld und Wald anwendbar ist. — Die Schützen gehen, zwischen den Treibern vertheilt, in einem geraden Streifen einen Wald- oder Felddistrict ab und schießen dabei das herausfahrende Wild. Je nach Anzahl von Treibern und Schützen, welche im Walde nicht über 10, im Felde nicht über 20 Schritt auseinandergehen sollen, richtet sich die Breite dieser einzelnen Streifjagden, deren Richtung im Walde durch eine in der Mitte des abzutreibenden Districts aufzuhauende Directionslinie zu bezeichnen ist, während dies nach den Flügeln hin durch Strohwische, oder weiße Zeichen an den Bäumen bewirkt werden kann. An die Front schließen sich auf beiden Flügeln nach vorwärts aufgestellte Haken an.

Ist die Aufstellung bewirkt, so gibt der Jagdführer im Centrum das Signal und nun bewegt sich das Ganze vorwärts. — Da, wo das Streifen enden soll, hat man entweder Blendzeug vorgestellt oder die Spitzen der Haken schwenken, wenn sie ankommen, nach rechts, resp. links ein und drängen somit das Wild gegen die Front hin.

Die Idee dieser Jagdmethode fußt besonders auf der Erfahrung, daß das meiste Wild sich nur eine gewisse Strecke hin treiben läßt und alsdann rückwärts, noch mehr aber an den Seiten durchzubrechen sucht, daß es mithin bei diesen Streifjagden eher und sicherer zu Schuß komme. Als ihre Vorzüge nennt man ferner den geringern Bedarf an Schützen und Treibern, mithin Ersparniß an Geld, resp. Zeit, da das Anlegen der Treiber wie bei den Standtreiben wegfällt, und bessere Hege des Wildstandes infolge weniger häufigen Krankschießens, indem man annimmt, daß beim Gehen weniger gefehlt werde als beim Schießen im Stehen.

Es leuchtet ein, daß hier Verhältnisse gemeint sind, wie wir sie nicht überall haben, nämlich: vorzüglich besetzte Jagdreviere und infolge dessen sehr sichere Schützen, welche zueinander in nothwendiger und selbst-

verständlicher Wechselwirkung stehen. Solche Jäger schießen im Gehen wol ebenso gut als auf dem Stande; wenn man aber bedenkt, daß man auf dem Stande sich ruhiger orientiren und gewissermaßen einen Schießplan der Oertlichkeit anpassen kann, so glaube ich (v. R.) doch, daß jeder dort besser schießen wird als beim Streifen, wo er, im Holz, den Augenblick benutzen muß, um auf das flüchtige Wild zu schießen; ich glaube daher, daß der Glaube an bessere Hütung des Wildes vor Krankschießen ein irriger ist. Ferner gehört eine höchst genaue Kenntniß der Oertlichkeit und ungewöhnliche Präcision bei der Führung der Colonne sowol als Aufmerksamkeit jedes Einzelnen dazu, um Verwirrung zu vermeiden, und schließlich möchte ich auf die große körperliche Strapaze solcher Streifjagden hinweisen; wird viel geschossen, daß, wie z. B. in Böhmen jedem Schützen zwei Treiber mit einer Stange auf den Schultern folgen, um das von diesem geschossene Wild sogleich aufzunehmen, so mag die Jagdlust wol die Anstrengung vergessen machen, wo aber die Beute eine voraussichtlich nur sehr mäßige ist, da scheinen mir denn doch die üblichen Holz- und Feldtreiben den Vorzug zu verdienen, bei denen ältere Herren den Jagdstuhl benutzen und man überhaupt, wenn ich so sagen darf, mehr Herr seiner selbst bleibt. Wo diese Jagdart nicht bekannt ist, dürfte sie aber, schon der Abwechselung wegen, einen Versuch lohnen, besonders wenn die Anzahl der Schützen keine entsprechend große ist. Jedenfalls bietet diese Art zu treiben eine sichere Gelegenheit, sich über den Wildstand zu unterrichten.

Zum Schluß füge ich (v. R.) noch einige Bemerkungen über die Hege des Hasen hinzu, nachdem seine Naturgeschichte und Jagd wol erschöpfend geschildert sind.

Der Hase muß vor den zahllosen Angriffen und Gefahren, denen er wie kaum ein anderes Wild ausgesetzt ist, mit aller Kraft und Energie geschützt werden, wenn ein guter Bestand erhalten bleiben soll. In erster Reihe ist also ein unausgesetzter Vertilgungskrieg gegen alles Raubzeug zu führen, gegen den Fuchs Treibjagden, auch wenn die Jagd schon geschlossen ist, Ausgraben der Jungen, sowie mit Fallen und Eisen, mit welchen man auch dem kleinern Haar-Raubgesindel zu Leibe geht, wie nicht weniger allen gefiederten Freibeutern. Gegen letztere ist die Krähenhütte mit einem, wenn es sein kann lebendigen Uhu, unerläßlich, denn nur aus ihr werden mit Erfolg die großen gefährlichen Raubvögel erlegt werden, denen so nur durch Zufall beizukommen ist. Nicht minder

aber ist der gefährlichste Räuber der Schöpfung, der Mensch, zu überwachen, und zwar hier in der niederträchtigen Gestalt des Schlingenstellers, welcher in aller Stille, aber sicher einen guten Hasenbestand nach und nach ausstiehlt. Es müssen zu diesem Zweck Remisen, Buschwerk und ganz besonders die Hecken und Zäune an den Dorfgrenzen und Kohlgärten revidirt werden, denn wer dies unterläßt, müht sich vergebens.

Aber noch einem gefährlichen, leider so wenig berücksichtigten Feinde ist entgegenzutreten: dem Hunger; vor Kälte geht, wie irrthümlich häufig behauptet wird, kein Hase ein, — der Hunger tödtet sie, besonders wenn der gefrorene Schnee sie nicht zur Saat gelangen läßt. — In diesem Falle muß man füttern, so schwierig dies auch im Anfange ist; der Hase nimmt die Fütterung nicht gleich an, wie überhaupt alles Wild, er mistraut dieser Vorsorge und ahnt Hinterlist. Daher ist es gut, schon vor Einbruch wirklicher Kälte hier und da, wo man Hasen weiß, Kohlstrünke, Kleeheu, Haferbüschel, Lupinen u. s. w. auszustreuen, um Lampen zunächst darauf aufmerksam zu machen und von der guten Meinung zu überzeugen; nimmt er diese Lockung auch nicht an, so weiß er doch recht gut, daß sie da ist, und wird sich schließlich überwinden, wenn der Hunger quält. Dadurch hält man auch die Hasen von den Dörfern mit ihren Schlingen und Fallen ab, hat man aber selbst einen Kohlgarten, so öffne man ihn den andringenden Hasen und ersetze das aufgezehrte Futter, und man wird sehen, wie die Gäste immer zahlreicher werden und auch den Tag über in der Nähe bleiben. Bloßes Körnerfutter ist mislich, weil es bei etwaigem Schneefall sogleich verdeckt wird, wogegen ungedroschene Hafergarben sehr zu empfehlen sind; man braucht dieses Futter nicht im Ueberfluß zu geben, der Hase ist im Winter an dürftige Kost gewöhnt und erholt sich mit Eintritt milden Wetters bald; je fetter er ist, desto eher fängt er zum Unheil des Satzes an, zu rammeln, — aber vor der ausgesprochensten Noth ist er zu schützen! Schon sehr vortheilhaft ist es, auch den gefrorenen Schnee, wenigstens stellenweise, mit Knüppeln zerschlagen zu lassen und wenn es angeht, einigen Dünger auszufahren; die Haufen sind dem armen Lampe eine sehr willkommene Herberge und daß dies heutzutage in der Landwirthschaft nicht mehr wie früher üblich ist, überhaupt der Mangel an Brachäckern, hat zur Verminderung der Hasen viel beigetragen.

Der Waldhase ist nicht so übel daran wie sein Kamerad auf dem Felde; von vornherein mehr geschützt, gewähren ihm die Holzschläge, die Heide, die Brombeerblätter und andere Gewächse nothdürftige Aesung; gleichwol wird der hegende Jäger auch an ihn denken, wenn des Winters Tücke allzu scharf und beharrlich herrscht.

Ein gänzlich ausgeraubtes Revier mit Hasen zu bevölkern, ist sehr schwer, und man erreicht mit der Zeit dieses Ziel noch am ehesten, indem man dasselbe vor jeder Beunruhigung bewahrt, im Winter Futterstellen einrichtet und somit die Hasen zu behalten sich bemüht, welche aus der Nachbarschaft einwechseln. Die vor einigen Jahren neu aufgetauchten Hasengärten haben sich nirgends bewährt, da der Hase die Gefangenschaft nicht erträgt und, — wenn er ausgesetzt wird, wie toll und verrückt vielleicht meilenweit davonflüchtet, was auch die behufs Aussetzens eingeführten Hasen zu thun pflegen. Man benutzt zu deren Transport sogenannte Hasenkasten von dünnen Brettern.

Sie haben von außen die Form eines gewöhnlichen viereckigen Kastens und sind mit Fächern, von denen jedes gerade so viel Umfang hat, daß ein Hase darin sitzen kann, versehen. Zum Geäse setzt man ihnen Gras, Hafer, ingleichen etwas Wasser vor. Die Fächer müssen so eingerichtet sein, daß die Thiere hinlänglich Luft haben. An den Seiten behängt man sie mit Leinwand, um zu verhindern, daß sie sich nicht den Kopf einstoßen.

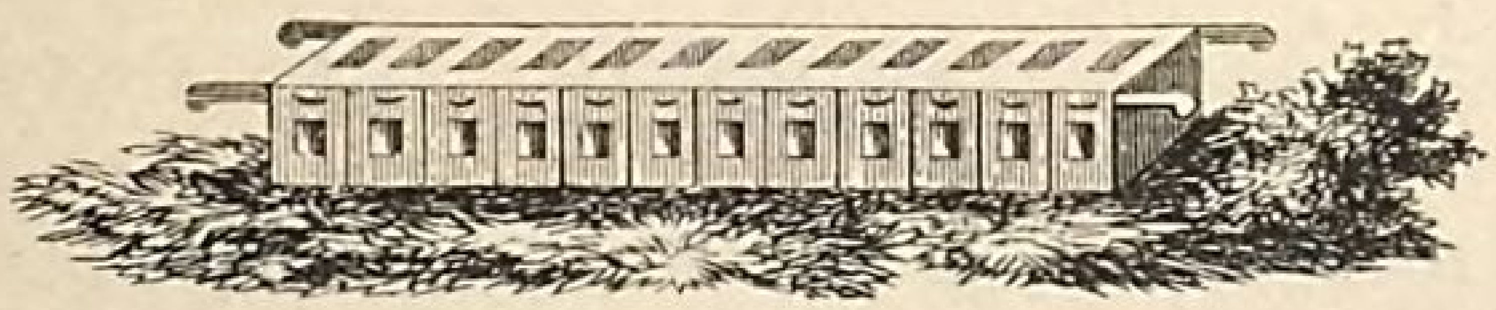


Fig. 29. Hasenkasten.

Behufs Auswerfens des Hasen legt man ihn auf den Rücken, biegt die Keulen auseinander und schärft vom Waidloch über das Schloß weg so weit und bis auf das Gescheide auf, daß man die flache Hand hineinschieben und am Zwerchfell den Schlund mit dem Zeige- und Mittelfinger zusammendrücken kann. Darauf faßt man das Gescheide, zieht es heraus und löst den Mastdarm dicht am Waidloch aus. Das weitere Verfahren gehört in den Bereich der Küche.

II. Der veränderliche Hase, auch Schnee- und Alpenhase, Lepus variabilis, alpinus etc.

Etwas kleiner als der gemeine Hase, Löffel, Hinterschenkel und Blume kürzer. Die Lichter braun und näher an der Nase, Hinterfüße langzehig und sehr breit. Von der Mitte des Mai ab ist er oben silbergrau, später mehr röthlich, gegen Ende September fangen die grauen Läufe an, weiß zu werden und so verfärbt er sich nach und nach, bis er Ende

November ganz rein und glänzend weiß wird, nur die Spitzen der Löffel bleiben schwarz. Bei dieser Verfärbung fallen die Haare nicht aus, was dagegen beim Uebergang zum Sommerkleide stattfindet. Die Blume bleibt immer weiß. Die Fußsohlen sind im Winter stärker behaart als bei dem gemeinen Hasen. Er setzt zweimal im Jahre 2—5 Junge.

Im Norden und auf den europäischen Alpen. Seine Sitten sind dem des gemeinen gleich, auch sein Wildpret schmeckt ebenso, aber der Balg ist weniger nutzbar.

Besondere Jagdarten finden auf den veränderlichen oder Alpenhasen nicht statt und es ist seiner hier nur der Vollständigkeit wegen gedacht.

Sechster Abschnitt.

Vom Kaninchen, Lepus cuniculus *Linné*.

Naturgeschichte.

Die Löffel kürzer als der Kopf; Lichter dunkelbraun, im Gegensatz zum Hasen.

Das zahme Kaninchen ist nur eine Abart des wilden; von letzterm ist hier nur allein die Rede.

Das Kaninchen, Karnickel, Künighase, Zwerghase, Königshase, Hasenküelein, Lüllen, Kaninchenhase, nach Döbel Cannickel, ja in einigen Gegenden in der Volkssprache Murtgen genannt, ist nicht nur in seiner äußern Gestalt, sondern auch seinem innern Bau nach dem Hasen sehr ähnlich. Der äußern Bildung nach ist das Kaninchen ungleich kleiner als der Hase, die ganze Länge beträgt nur 39—47 cm; dagegen sind die Hinterläufe des Kaninchens verhältnißmäßig gegen den Körperbau länger als bei jenem. Bei dem Hasen beträgt die Länge der Hinterläufe, wie schon erwähnt worden, gerade die Hälfte der ganzen Länge des Körpers. Die Vorderläufe sind 20 cm, die Hinterläufe 29 cm, der Rumpf mit dem Kopfe 58 cm lang. Bei dem Kaninchen hingegen ist das Verhältniß anders. Die zwar ebenfalls kürzern Vorderläufe sind 12 cm; die Hinterläufe aber 15 cm und der Rumpf mit dem Kopfe 43 cm lang. Hierzu kommt noch, daß das Kaninchen, wie Goeze bei dessen Zergliederung zuerst entdeckt hat, in seinen Hinterläufen und zwar in der Krümmung des Schenkels einen besonders starken Muskel hat, der dem Hasen fehlt, und womit die erstern, besonders die zahmen, wie Goeze vermuthet, das Klatschen oder Niederschlagen auf den Boden,

wenn sie böse sind oder der Familie ein Warnungszeichen geben wollen [1], bewirken. Die Löffel sind kürzer als der Kopf, fast nackt mit schwarzen Spitzen. Pelz dunkelgrau, mehr oder weniger gelbbräunlich gemischt; die Grundwolle des ganzen Körpers dunkelgrau; Kinn und Kehle weißgrau; Brust dunkelsemmelgelb, etwas mit Weißgrau gemischt. Blume oben schwarz, braungelb geründert, unten weiß, 6,4 cm lang. [2]

Die Kaninchen unterscheiden sich aber vorzüglich in ihrer Lebens- und Gemüthsart durchaus von dem Hasen.

Sie leben den Tag über unter der Erde, es sei denn, daß sie Büsche haben, unter denen sie auch wol, namentlich bei freundlichem Wetter, sitzen. Die Baue, die sich dieses Thier mit seinen scharfen Nägeln gräbt, haben fast auf ähnliche Art wie die Fuchsbaue verschiedene Ausgänge oder Röhren, wie sie die Jäger nennen. Die äußern, die ihnen zum Ein- und Ausgange dienen, sind zwar von einer solchen Weite, daß selbst der Fuchs, der ihnen gewaltig nachstellt, hineinkriechen kann, wogegen die innern, und besonders die, welche zu ihren Wohnungen und Lagerkammern führen, sehr enge und schmal sind. Sie wählen zu ihrem Aufenthalte am liebsten die sandigen, mit Hügeln besetzten Gegenden, die mäßig mit Holz besetzt sind, weil sie in diesem Boden ihre Baue am leichtesten graben können.

Sie leben in Familien, und jede nimmt ihren eigenen Bau ein. Sobald eine auswandert, folgen die andern nach. Die Einrichtung dieser Baue ist sowol wegen der künstlichen Vertheilung der Wohnungen als wegen der Vorsichtsregeln, die sie bei der Anlage zu ihrer Sicherheit beobachten, merkwürdig.

Um sich vor den Nachstellungen ihrer Feinde zu sichern, vervielfältigen sie die Röhren und legen sie dergestalt an, daß immer eine in die andere sich öffnet und das Ganze dadurch zu einer Art von unterirdischem Labyrinth wird, in dem sie sich ohne Mühe zurechtfinden können. Auch auf etwaige Ueberschwemmungen nehmen sie bei der Anlage Rücksicht und bauen nur an solchen Orten, wo sie von diesen nicht leicht etwas zu besorgen haben. Wenn die Familie sich vermehrt, so wird ihr Bau, an

---

[1] In vielen Fällen, sagt Daubenton, heben die Kaninchen, männlichen und weiblichen Geschlechts, den Hintertheil des Körpers so hoch, daß sie die Erde ganz verlieren, und fallen dann wieder mit solcher Stärke auf ihre Strahlen, daß es ein Geräusch macht, wenn sie auf die Erde treten. — Martini in seiner Uebersetzung der Buffon'schen Naturgeschichte hält diese Bewegung ebenfalls für ein Warnungszeichen, das sie der Familie bei einer nahen Gefahr geben.

[2] Die wilden Kaninchen unterscheiden sich von den zahmen vorzüglich durch die röthliche Farbe, durch die kleinere schlanke Gestalt, durch die allezeit dunkle Hornhaut an den Augen, wie nicht minder durch die schwarzen Löffelspitzen. — Das Weibchen ist, sowol bei den zahmen als wilden, etwas größer und stärker als der Bock (das Männchen); — die Abweichungen in der Lebensart der wilden und zahmen Kaninchen werden besonders angegeben werden.

dem sie gemeinschaftlich arbeiten, verhältnißmäßig erweitert. Sie sitzen indessen, selbst am Tage, oftmals auch außer dem Baue und halten sich in den benachbarten Feldern und Gebüschen auf, wo sie sich gleich dem Hasen flache Lager machen. Sobald sie indessen Ueberfall oder Gefahr vermuthen, eilen sie gleich dem Baue zu. Sie geben dann einander augenblicklich das bereits vorhin erwähnte Warnungszeichen, und schlagen mit ihren Hinterläufen so kräftig auf den Boden, daß von den verdoppelten Schlägen die Röhren des benachbarten Baues ertönen. Wenn einige jüngere unbedachtsame Kaninchen sich nicht gleich auf das gegebene Zeichen in Sicherheit begeben, so bleiben die Alten, ohne auf ihre eigene



Fig. 30. Das Kaninchen.

Gefahr zu achten, zurück, und schlagen immerfort auf die Erde, um nur vorzüglich ihre Familie zu retten. Gewöhnlich kommen sie des Abends aus dem Bau, sitzen dann oft auf demselben, sehen sich munter um und gehen dann die Nacht hindurch auf die Aesung.

Ungeachtet die Fruchtbarkeit der Hasen ungemein groß ist, so werden sie doch von den Kaninchen übertroffen. Das Weibchen bekommt vom April bis zum October fast alle 5 Wochen 4—12, einige Tage blinde Junge, es geht 30—31 Tage tragend. Da sie nun schon in einem Alter von 5 Monaten zeugungsfähig, auch ihrem Aufenthalte unter der Erde nach bei weitem weniger als die Hasen den Nachstellungen ihrer Feinde ausgesetzt sind, so ist hiernach ihre Vermehrung außerordentlich

groß.[1] Das Männchen hat jederzeit nur *ein* Weibchen[2]; wiederum eine Eigenheit, wodurch sich die Kaninchen von den Hasen unterscheiden. Bei der Begattung legt sich das Weibchen platt auf die Erde, hat alle vier Läufe lang ausgestreckt, und läßt, gleich den Katzen, oft einen Laut hören, welcher mehr die Wirkung des Vergnügens als des Schmerzes zu sein scheint. Einige Tage vor der Setzzeit baut sich das Weibchen eine neue Grube in der Gestalt eines Zickzacks, an deren Ende es eine Aushöhlung macht. Es rupft sich dann auch gewöhnlich unter dem Bauche einen Vorrath von Haaren aus, und bereitet aus diesen, ingleichen aus Grashalmen, ein Lager für die Jungen. In den beiden ersten Tagen entfernt sich das Weibchen nicht gern von der jungen Familie, und eilt, wenn Nahrungsbedürfniß es aus dem Bau treibt, in kurzer Zeit zu diesen zurück, frißt auch dann wenig und geschwinde. Die Jungen saugen gemeinhin 4—6 Wochen und machen sich vor Verlauf dieser Zeit nicht aus dem Baue. Solange sie gesäugt werden, pflegt die Mutter, wenn sie ausgeht, den Eingang mit Erde zu verstopfen, die sie vorher mit ihrem Urin anfeuchtet. Während des Säugungsgeschäfts kümmert sich der Bock, der übrigens während der Rammelzeit dem Weibchen nicht von der Seite geht, wenig um die Jungen, und besucht ihre Lagerstätte nicht. Sobald sie aber außer dem Baue zum Vorschein kommen, bezeigt sich der Vater äußerst zärtlich gegen sie, nimmt sie zwischen seine Pfoten, streicht ihnen das Haar glatt, leckt ihnen die Augen aus, und liebkost sie. Gelangt er früher zu ihnen, so kann er ihnen durch übermäßige Zärtlichkeit gefährlich werden. Uebrigens hat man, trotz der großen Uebereinstimmung zwischen Hasen und Kaninchen, nie eine fruchtbare Begattung zwischen denselben erzielt, obgleich man häufige Versuche deshalb anstellte.

Die Nahrung der Kaninchen ist die nämliche wie die des Hasen, Gras, Laub, Kräuter, Kohl u. s. w. Sie lieben vorzüglich den Wachholder, der ihnen ebenso zuträglich ist, wie dagegen die Olivenblätter

---

[1] Nach Pennant soll sich ein einziges Paar Kaninchen in vier Jahren auf 1,274840 vermehren. In Spanien vermehrten sie sich in ältern Zeiten so stark, daß sie eine wahre Landplage wurden und das Land selbst den Namen Cunica erhielt. Auf den Balearischen Inseln brachten sie Hungersnoth und Verwüstung der Ernte zu Wege, sodaß sich die Balearier militärische Hülfe vom Kaiser Augustus dagegen erbaten. Die Portugiesen brachten im Jahre 1481 zwei Kaninchen auf die Insel Puerto-Santo, die sich in zwei Jahren so stark vermehrten, daß die Insel nicht bewohnt werden konnte, obwol viele Tausende getödtet wurden. — Nach Goeze's Angabe sind im Jahre 1782 bei Quedlinburg 800—1000 mit Frettchen gefangen und außerdem ebenso viel geschossen worden. Nichtsdestoweniger haben sie sich so stark vermehrt, daß im Jahre 1784 ein paar Ohren mit zwei Groschen bezahlt wurden, um ihre Anzahl zu vermindern.

[2] Das zahme Kaninchen weicht hierin wiederum von dem wilden ab; für 5—8 Weibchen ist nur *ein* Bock nöthig. Er leidet keinen Nebenbuhler und beweist gegen ihn die merkwürdige Grausamkeit, daß er ihn zuerst an den Zeugungstheilen untüchtig zu machen sucht.

schädlich sein, ja sie von dieser Nahrung, wie man sagt, das Blutharnen bekommen sollen.

Die Kaninchen kamen ursprünglich aus den warmen Ländern, besonders aus Spanien, und unterscheiden sich auch dadurch von den Hasen, daß sie bei weitem nicht den Grad der Kälte wie diese ertragen können.

Nach Buffon sind sie von Griechenland und Spanien — wo sie in ältern Zeiten zuerst bekannt waren, nach Italien, Frankreich und Deutschland versetzt und dort einheimisch gemacht worden. In den nördlichen Ländern findet man sie blos gezähmt, dagegen können sie die größte Hitze ertragen, und werden daher in den mittäglichsten Ländern von Asien und Afrika, z. B. am Persischen Meerbusen, am Senegal, in Guinea u. s. w. ziemlich häufig angetroffen. Ihre Lebenszeit erstreckt sich auf 8—9 Jahre. Sie sind den Menschen in mancher Hinsicht nützlich. Ihr Wildpret wird in den Ländern, wo sie einheimisch und wild anzutreffen sind, wie in Frankreich z. B., häufig gegessen. Es ist weiß und von süßlichem Geschmacke, bei den Jungen weich und zart, bei den alten trocken und hart, überhaupt aber minder wohlschmeckend als das der Hasen. Die wilden schmecken übrigens weit wildpretartiger wie die zahmen, die eben keine leckerhafte Speise abgeben. Die Kaninchenbälge werden zu mancherlei Arten von Pelzwerk und Unterfutter, Mützenbrämen, Müffen, Aufschlägen u. s. w., die Haare zu Hüten, Handschuhen u. s. w. gebraucht. So nutzbar sie sind, so ist doch auch der Schaden, den sie bei gar zu großer Vermehrung anrichten, beträchtlich. In Gegenden, wo sie im wilden Zustande leben, sind sie den Feldfrüchten und Gewächsen in doppelter Hinsicht, und zwar nicht nur weil sie sie aufzehren, sondern auch dadurch, daß sie bei Ausgrabung ihrer Baue Felder, Weingärten u. s. w. durchwühlen, nachtheilig. Ebenso treten sie auf den jungen Schlägen im Walde sehr verwüstend auf.

Jagd und Fang.

Die Kaninchen werden da, wo sie im Stande der Wildheit leben, theils geschossen, theils bedient man sich zu der Kaninchenjagd der Frettchen — einer Gattung Raubthiere — daher denn auch diese Jagd das Frettiren genannt wird.

Das Frett, Frettchen — sonst auch Furett, Kaninchenwiesel, Kaninchenmarder genannt — gehört nach Linné zur dritten Ordnung der Raubthiere, die er unter dem Geschlechtsnamen Wiesel (Mustela) aufführt. Sein Vaterland ist die Berberei, wo es Nimse heißt, und von

wo es blos um der Kaninchenjagd willen — das Frettchen ist der erklärteste und furchtbarste Feind der Kaninchen — nach Europa gebracht worden ist.[1]

Es gleicht seiner Gestalt nach dem Iltis, hat jedoch einen schlankern gestrecktern Körper, auch ist der Kopf schmäler und die Schnauze spitziger. Seine Länge beträgt 42 cm. Die Läufe sind gespalten, die Nägel weiß, die Lauscher rund und kurz. Die Farbe schmuzig weiß, die Lichter klein und trübe, der Stern hellroth. Das Gebiß ist äußerst scharf und wie bei dem Iltis mit 34 Zähnen versehen. Es hat einen ziemlich starken Bisamgeruch. Sein Naturell ist erstaunlich träge, seine Lebensart sehr einfach, meist immer zwischen Schlaf und Fressen getheilt. Im wilden Zustande nährt es sich von kleinen vierfüßigen Thieren, ingleichen von Fischen und Schlangen.

Da das Frettchen das europäische Klima im Freien nicht ertragen kann, sondern selbst in Spanien, wo man sich seiner häufig zur Kaninchenjagd bedient, umkommt, so wird es da, wo man es zur Jagd nutzt, paarweise, Männchen und Weibchen beisammen, in einem Kasten oder einer Tonne auf einem Lager von Stroh oder Moos gehalten, und mit Milch und Semmel, oder mit in Milch geweichter Weizenkleie gefüttert.

Es ist, sobald es gereizt wird, sehr böse und grimmig, dagegen es sich auch hinwiederum, sobald man es nicht reizt, von Fremden wie von seinem Herrn tragen und behandeln läßt. Das Frett ranzt zweimal im Jahre. Das Weibchen, welches kleiner wie das Männchen ist, sich auch von diesem dadurch unterscheidet, daß es vorn am Kopfe eine ganz weiße, über den Körper aber eine gelblich weiße Farbe hat, sucht in der Ranzzeit sehr hitzig das Männchen auf. Es trägt 6 Wochen und bringt nach Mellin (s. „Unterricht, eingefriedigte Wildbahnen oder große Thiergärten anzulegen und zu behandeln", von A. W. Grafen von Mellin, II, 202) 5—9 zwei bis drei Wochen blinde Junge. Im gezähmten Zustande muß das Männchen zur Zeit, wenn die Alte Junge bringen will, auf 14 Tage aus dem Kasten genommen und anderswo untergebracht werden, weil es sonst die Jungen gleich nach der Geburt auffrißt. Sobald sie sehend werden, kann man sie schon zur Kaninchenjagd gebrauchen. Das Frettchen ranzt übrigens mit dem Iltis, wodurch braunhaarige Mittelrassen erzeugt werden, denen die Jäger deshalb den Vorzug geben, weil sie nicht so blutgierig auf die Kaninchen, aber auch um desto geschickter sind, sie aus ihren Löchern zu vertreiben.

---

[1] Oken ist der Ansicht, daß das Frettchen wahrscheinlich nichts anderes als ein verkrüppelter Iltis sei. Noch kein Mensch habe es in wildem Zustande beobachtet, nur der Reisende Shaw sei der einzige, welcher sage, es gebe in der Berberei unter andern wilden Thieren auch das Nimse oder Furet, weiter aber kein Wort beifüge. (Naturgeschichte, 7. Bd., Abtheil. 3, S. 1502.)

Das Frettiren der Kaninchen wird auf folgende Weise veranstaltet. Man nimmt eins dieser Thiere in eine Jagdtasche, auf deren Boden etwas Heu oder Moos liegt und trägt es nach dem Kaninchenbau hin. Hier bedeckt man jede Röhre mit einem Netzchen (Haube) von feinem Bindfaden gestrickt, das wie ein Nähbeutel gemacht ist und sich an einer Schnur oben dicht zusammenziehen läßt, und zwar legt man den aufgezogenen offenen Eingang der Haube auf die Röhre und befestigt die Schnur mit den daran befindlichen Hefteln in die Erde. Nun läßt man das Frettchen unter eine der Hauben in die Röhre kriechen. Dieses durchschlüpft dann in der größten Geschwindigkeit alle Röhren und treibt die erschrockenen Kaninchen vor sich her, die voll Bestürzung aus den Röhren in die Haube fahren, solche über sich zuziehen und sich also fangen. Gleich hinterher kommt das Frettchen geschlichen, und sieht sich um, wo sein Flüchtling geblieben ist, da es dann der Jäger geschwinde bei dem Halse nehmen und aus dem Baue ziehen muß. Sonst kehrt es wieder in diesen zurück, legt sich unten auf das verlassene warme Lager des Kaninchens, und schläft wol 24 Stunden, ehe es wieder zum Vorschein kommt. Zuweilen trägt es sich zu, daß das Frettchen das Kaninchen in seinem Lager überrascht oder sonst erwischt. Dann beißt es sich ihm über dem Genick oder der Nase an, saugt ihm den Schweiß aus und läßt nicht eher los, als bis das Kaninchen verendet ist. Für den Jäger ist dieser Umstand sehr verdrießlich, weil er oft den Verlust des Frettchens nach sich zieht. Sobald sich dieses an dem Schweiße gesättigt hat, legt es sich trunken zu dem getödteten Kaninchen, und schläft dann seine 24 Stunden, oft länger, sodaß der Jäger es zuweilen ausgraben muß. Um dies zu verhüten, muß das Frettchen, ehe man es zur Jagd mitnimmt, gefüttert, oder mit einem Maulkorbe versehen werden [1], der vorn eine scharfe Spitze hat, damit es das Kaninchen vor sich hertreiben aber nicht beißen kann, sowie denn einige Jäger dem Frettchen neben dem Maulkorbe ein Glöckchen umzuhängen pflegen, damit das Kaninchen desto eher herausgescheucht wird. Die beste Zeit zum Frettiren ist vom October bis Ende Februar, weil man dann in der Regel keine jungen Kaninchen findet, welche das Frettchen würgt und dann im Baue zurückbleibt. Auch umstellt man den ganzen Bau mit Garnen und schießt die herausfahrenden Kaninchen.

Diejenigen, denen es mehr Vergnügen macht, die Kaninchen mit der Flinte zu erlegen, als sie zu fangen, stellen sich entweder des Abends,

[1] Graf von Mellin zieht die erste Methode vor und versichert, daß er nie ein Frettchen verloren hat, wenn er es wohl gefüttert, aber ganz frei in die Röhre schickte. Mit dem Maulkorbe oder einem Halsbande kann das Frettchen im Bau leicht hängen bleiben und umkommen.

wenn die Kaninchen zu Felde rücken, auf dem Anstande an, oder sie lassen sie, ohne die Röhren zu bedecken, durch das Frettchen aus dem Bau treiben, und suchen sie beim Herausfahren zu erlegen. Es gehört aber hierzu viel Uebung, weil das Kaninchen äußerst schnell aus der Röhre fährt und überdies nicht in gerader Linie, sondern im Zickzack läuft. Wenn es, blos verwundet, wieder in den Bau schlüpft und dort etwa verendet, so verdirbt es, wie Graf Mellin versichert, durch seinen bösen Geruch, den diese reinlichen Thierchen fliehen, den ganzen Bau, sodaß er verlassen und nicht wieder bewohnt wird.

Es gibt noch eine andere Art von Kaninchenjagd. Man verschließt nämlich, wenn die Kaninchen des Abends zur Aesung in die Felder gerückt sind, die Eingänge oder Fallthüren der Gehege, da sie dann in den Feldern sitzen bleiben. Man sucht darauf die Felder mit englischen Windspielen ab und hetzt mit diesen die Kaninchen. Sie laufen zwar beim Herausfahren anfangs sehr schnell und verstehen viel gewandter und schneller Haken zu schlagen als der Hase, werden aber, wenn nicht Buschwerk oder Baum in der Nähe sind, gar bald eingeholt und gefangen, wenn die Hunde gewandt genug sind.

Das Kaninchen ist für den ungeübten Schützen ein treffliches Mittel sich einzuschießen, da es von allem Haarwild am schwersten zu schießen ist. Die kleine, wie ein Schatten huschende Gestalt bietet wenig Zielobject, wozu noch seine unstete Flucht kommt; meist schießt man zu kurz.



Biber.

Siebenter Abschnitt.

Vom Biber.

Der Biber, Castor Fiber *Linné*.

Waidmännische Ausdrücke.

Der Schwanz behält diese Bezeichnung; sie brunften, wenn sie sich begatten, daher Brunftzeit; der Wohnort ganzer Colonien oder Familien heißt Burg, der einzelner Biber: Bau. Er schneidet Stangen ab, geht auf Aesung, die übrigen Ausdrücke wie beim Fischotter.

$$\text{Zahnformel: } \frac{4 \cdot 2 \cdot 4}{4 \cdot 2 \cdot 4} = 20 \text{ Zähne.}$$

Obwol der Biber in Deutschland so selten geworden ist, ja selbst in ganz Europa an keinem Orte mehr häufig gefunden wird, sodaß von einer Jagd auf denselben wol kaum noch die Rede sein kann, so ist er doch in seiner ganzen Lebensart ein so äußerst merkwürdiges Thier, daß er noch mit Recht seine Stelle in den Jagdbüchern behauptet. Der Biber nimmt unter den Nagethieren eine eigene Stelle ein, wird größer als ein Fischotter und unterscheidet sich leicht durch den breiten schuppigen Ruderschwanz und die ganze Schwimmhaut an den Hinterfüßen; überall fünf Zehen und vier bis fünf Faltenzähne. Die Beine sind so kurz, daß der Leib auf dem Boden schleppt.

Naturgeschichte.

Die Länge dieses Thieres beträgt, den Schwanz nicht mitgerechnet, welcher allein 29 cm lang und 13 cm breit ist, etwa 90 cm sein Gewicht 50 bis 60 Pfund. Der Kopf des Bibers ist kurz, dick und etwas zusammengedrückt, die Schnauze ebenfalls kurz und stumpf. Die Seher

sind nach Verhältniß seiner Größe nur klein, die unter den Haaren beinahe versteckten Lauscher kurz und zugerundet. Er hat oben und unten zwei Vorderzähne, die keilförmig geschärft und von denen die obern hinter der Schärfe etwas ausgehöhlt und 2 cm lang, die untern Vorderzähne aber 2,3 cm lang und gekrümmt sind. Die untern Vorderzähne liegen quer mit der Spitze, sodaß sich die obern zwischen die untern etwas länger hineinschieben; Backzähne hat er oben und unten auf jeder Seite vier, in allem 20 Zähne. Wie viel dieses Thier mit seinen Zähnen, welche dem reinsten Elfenbein gleichen und so fest glasirt sind, daß sie keine Feile angreift, ausrichten kann, wird weiter unten näher auseinandergesetzt werden. Der Hals ist kurz und dick; der Körper nach Verhältniß länger als bei dem Murmelthiere, nach hinten zu fast dicker als vorn, der Rücken gewölbt; die Beine sind kurz und

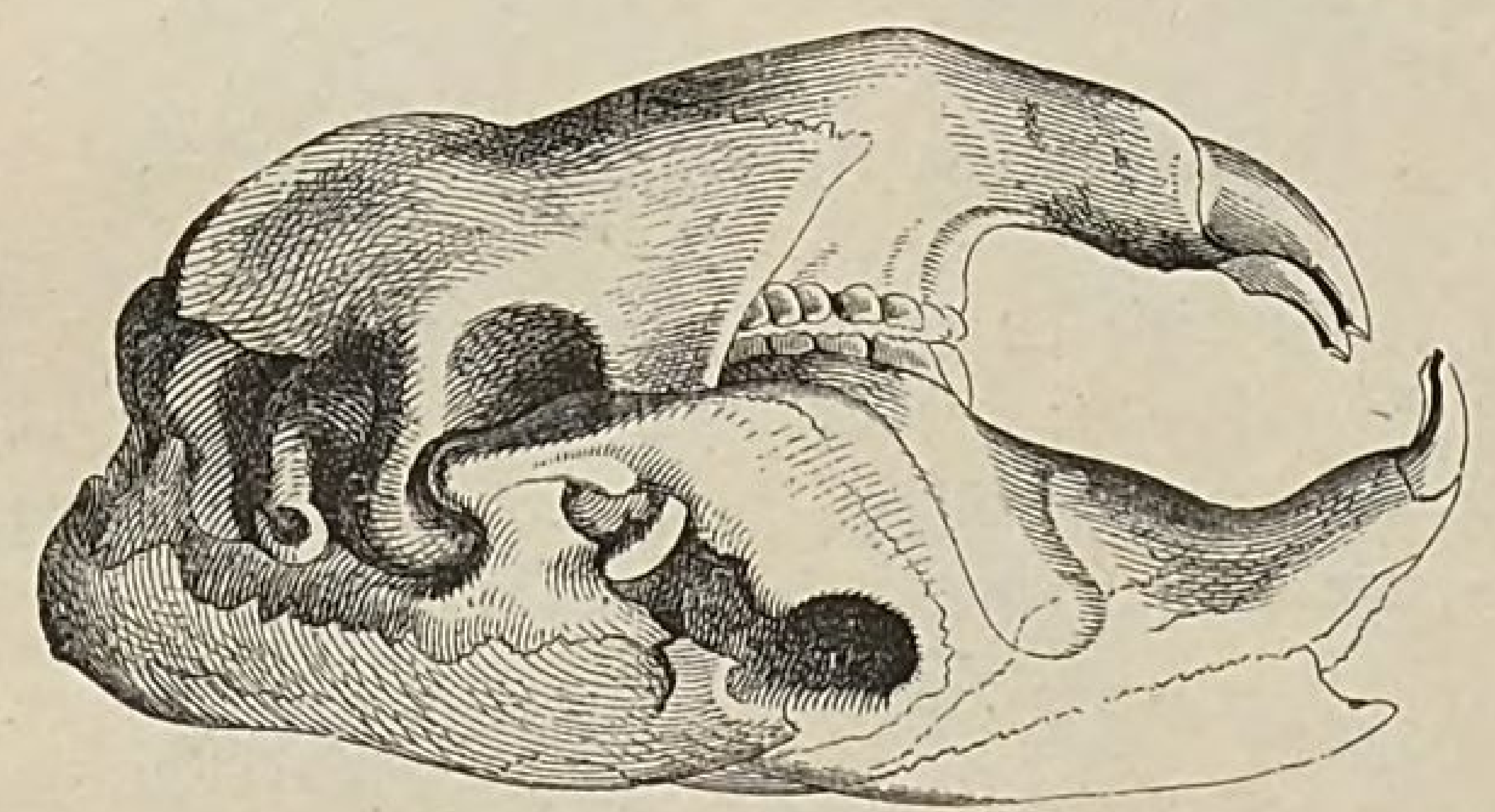


Fig. 31. Schädel des Bibers.



Fig. 32. Vorderfuß des Bibers.

stehen etwas einwärts. Die Vorderfüße (Vorderläufe) sind so kurz und stark wie am Dachse. Sie stehen einwärts und halten fünf getrennte Zehen, welche das Thier im Gehen weit auseinanderbreitet, die Hinterfüße (Hinterläufe), die etwas länger und fast wie Schwanenfüße gestaltet, einwärts gestellt, mit einer schwarzgrauen glatten Haut überzogen und mit einer Schwimmhaut verbunden sind, haben ebenfalls fünf, aber ungleich längere Zehen, wovon die vierte dem Anscheine nach zwei Nägel hat. Der Gang des Bibers ist nach Beschaffenheit seiner Füße, welche mehr zum Schwimmen als Gehen eingerichtet sind, schwerfällig und gezwungen. Da die Hinterbeine länger als die vordern sind, so scheint es, als ob das Thier mit diesen größere Schritte als mit den vordern mache. In der That ist es auch mit den Hinterfüßen zu größern Bewegungen genöthigt, da sie das Kreuz wechselsweise, wie die Enten watschelnd, bald auf die rechte, bald auf die linke Seite werfen. — Die ganze Gestalt des Bibers gleicht einer kolossalen Ratte.

Am After vor der Mündung der Geschlechtstheile, in der Art, daß beim Weibchen die Scheide, beim Männchen die Vorhaut einen Schlauch bildet, befinden sich an dessen unterm Ende zwei nußgroße Oelsäcke und darüber zwei viel größere, fast ein kleines Hühnerei im Volumen haltende Beutel, welche das Castoreum oder Bibergeil enthalten. Diese Substanz ist braun in verschiedenen Abarten, frisch dickflüssig, im Handel trocken, matterdig, auf dem Schnitt glänzend und von bitterlich beißendem, gewürzhaftem Geschmack. Es wird in der Medicin unter die kräftigsten Nervenmittel gezählt. Einer der merkwürdigsten Theile des Körpers des Bibers ist der Schwanz.[1] Er ist zunächst am Leibe bis auf den dritten Theil seiner Länge behaart, weiterhin länglich oval und glatt, in der Mitte der Länge nach erhaben und schuppig, mit einzelnen dazwischenstehenden steifen Haaren. Die Schuppen, welche wie ein Pergament etwa 3,5 mm dick und sechseckig von bräunlich blaßbrauner Farbe sind, lassen sich mit



Fig. 33. Hinterfuß des Bibers.

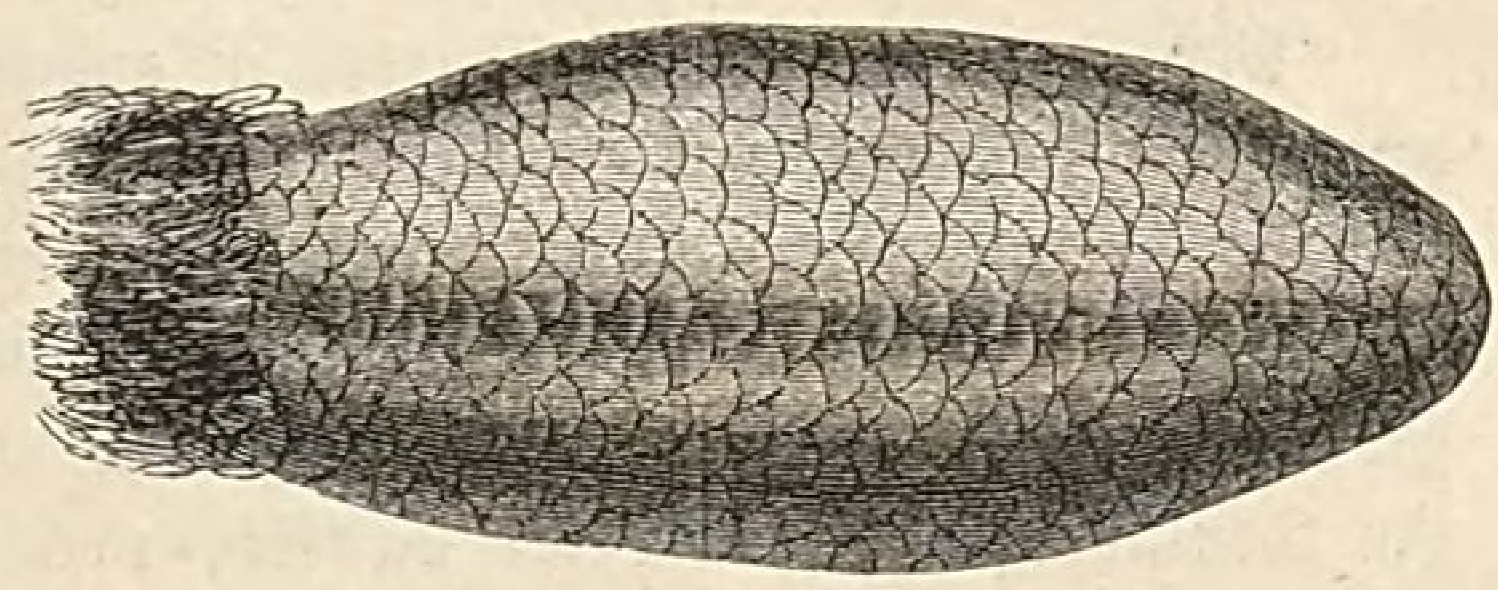


Fig. 34. Schwanz des Bibers.

einem Messer wegnehmen; man sieht aber alsdann, wenn sie abgefaltet sind, auf der Haut, mit welcher der Schwanz, gleichwie bei großen Fischen, bedeckt ist, davon die Spuren.

„Der Biber", sagt daher Buffon, „ist unter den vierfüßigen Thieren das einzige, das an dem Vordertheile des Körpers den Landthieren, an den Hintertheilen den Wasserthieren gleicht. Er macht gewissermaßen den Uebergang von der Klasse der vierfüßigen Thiere zu den Fischen[2], wie die Fledermaus von den vierfüßigen Thieren zu den Vögeln u. s. w." Er bedient sich des Schwanzes übrigens als eines Steuerruders, um sich damit im Wasser zu regieren, wo er ihn bald niedrig führt, bald schräg nach der Breite dreht, dagegen er ihn sonst immer hinter sich wagerecht oder in gerader Linie mit dem Leibe ausstreckt, oder auch herabhängend

---

[1] Der Biber ist unter allem Haarwildpret das einzige, bei welchem der Schwanz diese Benennung auch in der Jägersprache behält.

[2] Die medicinische Facultät zu Paris ernannte den Biber, wie Herr von Wildungen anführt, einst förmlich zum Fisch, und die theologische fand hiernach kein Bedenken, ihn den Fastenspeisen zuzuzählen. (A. d. V.)

trägt.[1] Der Biber hat zweierlei Haare. Das Wollhaar ist kurz, sehr weich, dunkelbraungrau, unter längern, rothbraunen, feinen, glänzenden Haaren verborgen; er ist ganz einfarbig, doch gibt es auch Spielarten, gelblich, schwarz, selten weiß. Das Haar wird übrigens (nach Oken) naß.

Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen sehr deutlich durch seine vier Saugwarzen an der Brust. Das Thier soll 15—20 Jahre leben, was jedoch Buffon bezweifelt, weil man am Ende seiner ersten Lebensjahre bereits Zeichen der Brunst an ihm bemerkt, und es hiernach scheint, daß er in dieser Zeit den größten Theil seines Wachsthums vollendet hat, Buffon aber bekanntermaßen die Lebensdauer der Säugethiere auf sechs- bis siebenmal länger angibt, als die Zeit ihres Wachsthums erfordert.

Es gibt vielleicht kein Thier, dessen Lebensweise so interessant wäre als die des Bibers. Doch ehe wir zu dieser übergehen, theilen wir zuerst etwas mit von seinem Aufenthalte im allgemeinen und seinem Naturell.

Man hat die Biber in Europa in angebauten bevölkerten Gegenden wegen des Schadens, den sie durch die Verdämmung der Flüsse anrichten, beinahe überall zu vertilgen gesucht, was mit solchem Erfolge gelungen ist, daß man sie nur noch einzeln findet und sie selten nur noch solche größere Bauwerke aufzuführen Ruhe haben, wie man sie in Amerika sieht. In Deutschland ist der Biber vielleicht noch in der Donau, Iller, der Leitha, und bei Barby a. d. Elbe anzutreffen. In Nordamerika lebt er dagegen, besonders in wüsten, einsamen und wasserreichen Gegenden in Gesellschaft, in großen Republiken von mehr als 200 bis 300, die aber auch schon sehr vermindert sind.

In der Provinz Preußen wurden vor 50 bis 60 Jahren hin und wieder Biber angetroffen.[2] Jetzt sind sie gänzlich vertilgt. Der Biber ist ein sanftmüthiges gutes Thier, welches, jung gefangen, sich sehr gut zähmen läßt und dann, mit Ausnahme von Fleisch, so ziemlich alles frißt, was man ihm vorsetzt. In einem kleinen Teich zu Nymphenburg bei München wurden früher Biber zahm gehalten, sowie auch auf der Pfaueninsel bei Potsdam. Buffon, welcher im Jahre 1758 einen jungen Biber aus Canada erhielt, erzählt von diesem Folgendes.

---

[1] Wenn er, Gefahr ahnend, ins Wasser fährt, so thut er mit dem Schwanze einen starken, laut klatschenden Schlag aufs Wasser, vorzüglich dann, wenn mehrere seinesgleichen in der Nähe sind, um diese zu warnen.

[2] Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große von Brandenburg hatte Biber an der Havel, Elbe und Warte aussetzen lassen, welche selbst noch von seinem Enkel, dem Könige Friedrich Wilhelm I., auf das sorfältigste geschont wurden. Nach der märkischen Jagdordnung vom 20. Mai 1720, Tit. 3, durften an den Orten, wo sich die Biber aufhielten, keine Ottern ohne Specialpermission geschossen werden, um die erstern, nämlich die Biber, nicht zu beunruhigen.

„Dieser Biber“, sagt er, „ist ein sanftmüthiges, ruhiges, zahmes, etwas trauriges und sogar klagendes Thier, ohne heftige Leidenschaften, ohne starke Begierde. Es bewegt sich nur wenig und erlaubt sich, um keiner Ursache willen, die mindesten Anstrengungen. Sein ernstliches Geschäft ist unstreitig das Bestreben, seine Sehnsucht nach der Freiheit befriedigen zu können. Von Zeit zu Zeit benagt es die Thür seines Gefängnisses, aber ganz gelassen ohne Uebereilung, blos in der Absicht, sich eine Oeffnung zum Auswege zu machen; übrigens zeigt es einen ziemlich gleichgültigen Charakter und wenig Neigung zu einem Umgange mit Menschen.[1] Es bemüht sich ebenso wenig zu schaden, als zu gefallen“ u. s. w.

Ein erwachsener Biber wird, nach der einstimmigen Behauptung der Naturforscher, nie zahm. Er ist zwar nicht aufgelegt, Menschen oder Thiere anzugreifen,[2] scheint sogar die Selbstvertheidigung zu vernachlässigen und entschließt sich lieber zur Flucht als zum Kampfe; wenn er aber nicht ausweichen kann, so setzt er sich zur Wehr und beißt um sich. Er soll sich bei der Vertheidigung mit zusammengelegten Vorderfüßen in die Höhe richten. Wie irrig die Meinung derjenigen Schriftsteller ist, welche behaupten, daß der Biber als ein Wasserthier unmöglich auf dem Lande und ohne Wasser leben könne und wie sehr er aber auch dagegen den Aufenthalt im Wasser selbst dann liebt, wenn er von Jugend auf davon entwöhnt wird, darüber erzählt Buffon Folgendes: „Der Biber, den wir lebendig besitzen, ist ganz jung in Canada gefangen und beständig im Hause erzogen worden; er kannte daher, als man ihn uns überschickte, noch kein Wasser, er weigerte sich sogar, ins Wasser zu gehen, als ob er es wirklich fürchtete; da man ihn aber einmal untergetaucht und anfänglich mit Gewalt unter Wasser erhalten hatte, gefiel es ihm doch nach einigen Minuten so wohl darin, daß er keine Lust bezeigte, wieder herauszukommen, und wenn man ihn frei ließ, oft von selbst wieder dahin zurückging. Er wälzte sich auch oft im Schlamm und auf nassen Fußböden. Eines Tages“, erzählt Buffon bei dieser Gelegenheit weiter, entrann er und stieg durch eine Kellertreppe hinab in die Gewölbe der Steinbrüche, die sich unter dem Erdboden des königlichen Gartens befinden. Er verlief sich sehr weit und schwamm auf den Wasserpfützen herum, die sich auf dem Boden dieser Steinbrüche angesammelt hatten. Sobald er aber den Schein der Fackeln sah, die wir dahin bringen ließen, um ihn

---

[1] Nach Klein und andern Naturkundigen legt er, jung gezähmt, seine Wildheit so weit ab, daß man ihn im Hofe herumlaufen lassen kann, wo er seinem Wärter nachläuft und nicht einmal das ihm in der Freiheit unentbehrliche Wasser verlangt. (A. d. V.)

[2] Mit den Fischottern leben sie jedoch in beständigem Kriege, wie Goeze und andere erzählen. Die ersten müssen aber weichen, weil ein Biber ihrer drei auf sich nimmt. In Schweden soll ihm der Vielfraß, in Amerika der Wolfsbär (Ursus luscus), der daher auch Biberfresser heißt, nachstellen.

aufzusuchen, kam er denen entgegen, die ihn riefen, und ließ sich ohne Bedenken greifen. Er ist sehr zahm, aber ohne jemand zu liebkosen. Er fordert, wenn man zu Tische sitzt, in einem feinen winselnden Tone und mit einigen Bewegungen der Hand" — so nennt Buffon hier die Vorderfüße — „etwas zu fressen. Sobald man ihm ein Stück gegeben, läuft er damit fort und verbirgt sich, um es mit Bequemlichkeit und in Ruhe zu verzehren. Er schläft oft und ruht auf dem Bauche. Er frißt alles, nur kein Fleisch, welches er, gekocht und roh, allezeit hartnäckig abschlägt. Er nagt alles an, was er findet, Zeuge, Hausgeräthe, Holz u. s. w. Man ward daher genöthigt, die Tonne, in der er überbracht wurde, mit Blech auszuschlagen."

Wie schwerfällig sein Gang ist, wurde schon vorhin erwähnt. Er schwimmt dagegen sehr hurtig und taucht schnell, aber nicht lange unter. Er bedient sich seiner Vorderfüße als wirklicher Hände, nach Art der Eichhörnchen. Wenn er auf den Vorderfüßen etwas trägt, so geht er auf den Hinterfüßen. Er schläft sehr fest und, wie schon angeführt worden, auf dem Bauche, nie auf dem Rücken. Er hat vortreffliche Sinne und ist vornehmlich mit einem äußerst feinen Geruch begabt. Er scheint weder Schmuz noch den übeln Geruch ausstehen zu können, ist im Gegentheil sehr reinlich. Wenn man ihn lange Zeit eingeschlossen hält und er genöthigt ist, seinen Unrath von sich zu geben, so thut er dies, wie Buffon erzählt, nahe bei der Thürschwelle, um ihn bei der ersten Eröffnung der Thür hinauszustoßen zu können. Diese Art von Reinlichkeit, sagt derselbe weiter, ist ihm ganz natürlich, und der junge Biber, den er besaß, unterließ nie, seinen Aufenthalt auf diese Art zu reinigen. Wenn man die dem Anschein nach plumpe Bildung des Bibers, das Langsame und Schwerfällige in seinen Bewegungen, sein im gezähmten Zustande gleichmüthiges phlegmatisches Naturell betrachtet, so sollte man schwerlich auf die Vermuthung kommen, daß dieses Thier eine so ausgezeichnete Intelligenz und Kunstfähigkeit besitzt, und man erstaunt um so mehr, wenn man das liest, was naturhistorische und andere Schriftsteller von der in einem hohen Grade künstlichen und mit aller anscheinenden Ueberlegung, Vorsicht und Geschicklichkeit ausgeführten Burg der Biber erzählen.

„Die Biber", sagt Buffon, „sind vielleicht nur das einzige Beispiel, welches noch als ein altes Denkmal des guten Verständnisses unter den Thieren übriggeblieben. So unendlich weit auch dieses Verständniß einer wahren Geselligkeit unter den Menschen nachstehen muß, so setzt es doch gewisse gemeinschaftliche Entwürfe und Absichten voraus, die sich aufs Ganze beziehen. Entwürfe, wonach sich eine ganze Gesellschaft damit beschäftigt, einen Damm anzulegen, eine Pflanzstadt anzubauen, eine

Art von Republik zu gründen, setzen allerdings voraus, daß man sich, auf was für eine Art es auch geschehe, untereinander verstehen und gemeinschaftlich das Werk unternehmen müßte."

Die Wilden schreiben dem Biber so viel Geist zu, daß sie glauben, er müsse eine unsterbliche Seele haben; gewiß gibt es viele Völker auf der Erde, welche nicht so viel Verstand zeigen als er.

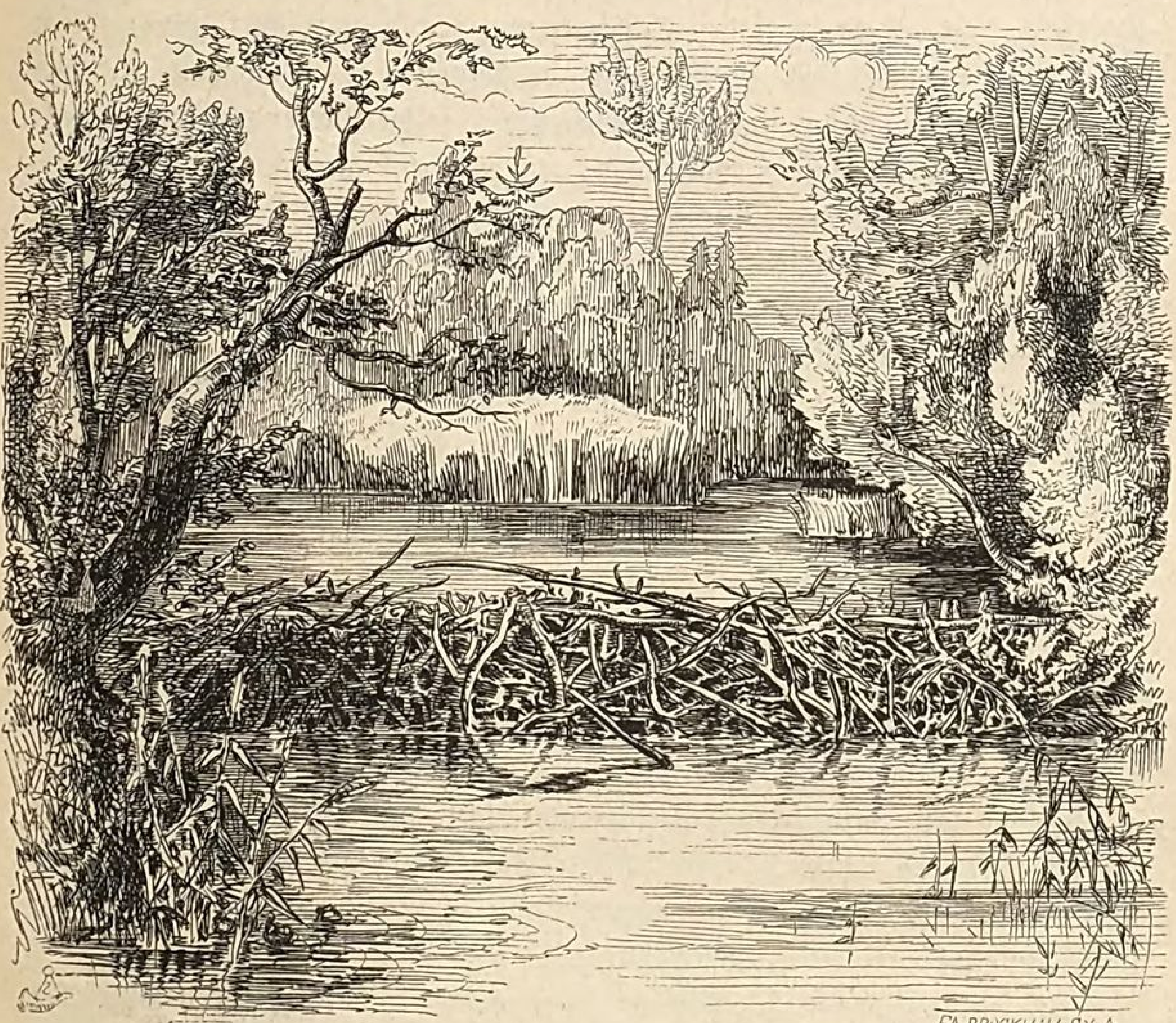


Fig. 35. Biberdamm.

Die Einrichtung eines Biberbaues grenzt wirklich an das Wunderbare. Herr von Wildungen nennt daher den Biber mit Recht den berühmtesten Baumeister im Thierreich. „Kunsterfahrener", wie er sich mit seiner gewohnten Laune ausdrückt, „als so manche der Unserigen, die des edelsten Holzes in weit größerer Menge zwar vergeuden, deren Werke aber doch den seinen an Regelmäßigkeit und Dauer oft nicht gleichen. Hinweg mit diesen", fährt er fort, „in die Schule zu ihm, an die wilden Ufer des Mississippi oder der einsamen Hudsonsbai, wo es allein ihm noch

vergönnt ist, mit Hülfe zahlreicher Mitmeister und Gesellen den Fluten trotzende Dämme und gelaßreiche Burgen zu bauen."

Die nun folgende Beschreibung der Biberburgen u. s. w. ist so phantastisch, daß ich (v. R.) sie wegstrich und aus meinem „Waidwerk" das hier folgen lasse, was ein ungefähres Bild solcher Anlagen gibt.

„Der Biber hat bei uns in den meisten Fällen keine Burg, sondern lebt wie der Fischotter in Erdbauen des Flußufers, die er jedoch dem Wasser so nahe liebt, daß der Schwanz von selbigem bespült wird; wenn die Sonne scheint, läßt er sich gern bescheinen und erwärmen und besteigt in Ermangelung anderer Gelegenheit selbst passende Kopfweiden, Erlenstöcke und ähnliche Erhöhungen, wo er dann auch so fest entschläft, daß er nicht schwer angeschlichen werden kann. Solche Stellen sind auch seine Rettung bei Hochwasser, wenn er keine Burg hat. Eine solche soll zwei bis drei Stockwerke haben, dem verschiedenen Stande des Hochwassers entsprechend, auch dient sie dem Weibchen als Erziehungsraum ihrer Nachkommenschaft. Der Boden jedes Stockwerks besteht aus Knüppeln, welche mit Gras, Binsen, Schilf u. dergl. belegt sind, sowie auch die ganze Außenseite des aus regelmäßig übereinandergeschichteten Knüppeln und Reisern bestehenden Baues mit diesem Material, auch Lehm und Schlamm, verdichtet ist.

„Ist der Wasserlauf nicht tief genug oder die Burg durch zu starkes Gefälle gefährdet, so bauen die Biber sehr starke Dämme in entsprechender Entfernung voneinander, und daß solche Ansiedelung im großen Maßstabe, wie sie der Engländer Morgan an den Ufern des Obern Sees in Canada sah, mit ihren bis 200 m langen und 2—3 m hohen, aus bis schenkeldicken Hölzern aufgeführten Dämmen einer einsamen Gegend einen besondern Charakter aufprägen, kann schon ein geringer Grad von Vorstellungsgabe sich vergegenwärtigen.

„Hauptsächlich nur Weichhölzer schneidet der Biber ab, deren Holzfaser seinem Schrotzahn am geeignetsten ist, und ganz nach Art der Holzhauer beginnt er an der Seite zu schneiden, in deren Richtung der Baum fallen soll, welches Ereigniß er durch öfteres Aufblicken zur eigenen Sicherheit scharf beobachtet, auch etwaigen Wind dabei wohl beachtet. Diese abgeschnittenen Hölzer dienen ihm mit der Rinde zur Aesung, mit dem Holzkörper zum Burg- und Dammbau; doch auch Wurzeln von Wasserpflanzen und Blätterwerk äst er; in Zeit von etwa zehn Minuten bringt er einen Stamm von Schenkelstärke zum Fallen, worauf er ihn in handliche Stücke zerkleinert und mit den Zähnen wie ein apportirender Hund an den Ort seiner Bestimmung schafft."

Die Begattung des Bibers geschieht im Anfange des Winters. Er

hält sich während der Brunftzeit nur an ein Weibchen. Das Weibchen trägt 4 Monate, nach der Behauptung mehrerer Jäger gerade 16 Wochen, und bringt dann in seinem Bau (Burg) auf einem aus Laub und trockenem Grase oder Schilf bereiteten Lager 2—5 Junge, die blind zur Welt kommen, und welche die Mutter 4—6 Wochen säugt; nach der vierten Woche bringt sie ihnen Zweige von Pappeln, Weiden ꝛc. zum Nagen. Was die Jungen liegen lassen, soll die Mutter, wie man sagt, in das Wasser stoßen. Nach 6 Wochen führt sie sie gewöhnlich aus, und gibt ihnen an jungen Weiden und Espen die erste Anweisung zum Verfahren beim Abschneiden und Fortschaffen der Baumstämme.[1] Im dritten

---

[1] Wie die Mutter bei diesem Unterrichte zu Werke geht, darüber verdient das nachgelesen zu werden, was Herr a. d. Winckell in seinem „Handbuch für Jäger“, 5. Aufl., I, 412, als Augenzeuge erzählt. Die ganze Stelle mag hier wörtlich folgen.

„Vielleicht macht dem Leser nachstehende Erzählung um so eher Vergnügen, wenn ich ihn versichere, daß sie blos Resultate solcher Beobachtungen enthält, welche ich auf den damals meiner Familie zuständigen, in der Muldenau an der dessauischen Grenze belegenen Rittergute Möst zu machen Gelegenheit hatte.

„Ein Jäger sah, als er eines Abends — ich glaube im Monat Julius — am hohen Ufer eines alten Flußbettes hinging, an den vorn spitzen, hinten immer mehr sich ausbreitenden Furchen, welche sich im stillen Wasser bildeten, daß irgendetwas auf ihn zuschwamm. Da er sich gerade in einer Gegend befand, wo ihm das am Rande stehende Gesträuch verborgen zu bleiben Gelegenheit darbot, und da der Wind gut war, so erwartete er desto aufmerksamer, was erfolgen würde, weil auf dem diesseitigen Ufer sowol als auf dem jenseitigen der Biber schon immer geschnitten hatte. Noch war es nicht ganz finster; er wurde daher bald an den Nasenpunkten auf der Wasserfläche gewahr, daß es wirklich Biber waren. Sie schwammen indeß nach der gegenüberstehenden Seite, stiegen aus und gingen in das nahe gelegene Weidicht. Als sie dort emsig zu schneiden begannen, entfernte er sich vorsichtig und stattete meinem Bruder Bericht von diesem bei nus seltenen Ereigniß ab. Auch ich, dessen Leidenschaft für alles, was auf Jagdkunde Bezug hatte, bekannt war, erhielt sogleich Nachricht, und ward auf den andern Tag zu einer kleinen Conferenz beschieden. Wir kamen bei derselben dahin überein, daß wir am folgenden Abende uns längs dem Ufer anstellen wollten, nicht um zu schießen, wenn es auch mit Erfolg geschehen könnte, sondern um zu beobachten.

„Ich erhielt meinen Platz dem Orte gegenüber, wo die Familie tags zuvor ausgestiegen war. In der Dämmerung kam sie wirklich wieder rasch im Wasser hergezogen, nahm auch denselben Weg bis zum Ausstiege. Hier trat die Mutter zuerst ans Land und ging, nachdem sie, den Schwanz noch im Wasser hängend, einen Augenblick noch gesichert hatte, in das Weidicht. Eilig in ihrer Art folgten ihr die drei Jungen, welche ungefähr die Größe einer halbwüchsigen Katze haben mochten. Kaum waren sie aber im Holze, als das durchs schnelle Schneiden veranlaßte Getöse hörbar ward. Nach Verfluß einiger Minuten fiel der Stamm. Noch eiliger und volltönender ward nun der ebenerwähnte Laut, indem das sämmtliche Personal in Thätigkeit war, um die Zweige abzusondern, vielleicht auch, um gleich auf der Stelle die Schale davon zu äsen. Es war einer der schönsten Sommerabende, der Vollmond spiegelte sich auf der Wasserfläche; wer hätte da nicht gern noch länger verweilt, um das Weitere abzuwarten? Nach einiger Zeit kam die Alte, das Ende einer Weidenstange mit der Schnauze gefaßt, jedoch auf allen vier Läufen gehend zum Vorschein. In der nämlichen Stellung waren sämmtliche Junge hinter ihr zu beiden Seiten des Stabes vertheilt und emsig beschäftigt, ihn an und in das Wasser zu schaffen. Nach einer kurzen Ruhe wurde er da von der ganzen Gesellschaft wieder mit der Schnauze gefaßt; höchst eilig und ohne auszuruhen, schwamm sie mit ihrer Beute den nämlichen Weg zurück, auf welchem sie gekommen war; doch konnte weder ich noch eine der übrigen neben mir vertheilten Personen, weil das Wasser Krümmungen machte und es Nacht war, absehen, wo sie am Ende blieb. Oefter stellten wir uns an, auch weiter voneinander entfernt, aber immer schien es, als wenn sie von dem jenseitigen Ufer, welches mit einer hochuferigen Lache in Verbindung stand, wo sie vermuthlich einen Bau hatte, herkäme. Dort Untersuchungen anzustellen, war uns nicht erlaubt, weil der erwähnte Ort

Jahre, nach der Behauptung Flemming's, schon im zweiten, sind die Jungen völlig ausgewachsen und zur Fortpflanzung fähig. Sobald das Weibchen die Jungen zur Welt bringt, wird es von dem Männchen verlassen und von diesem nur von Zeit zu Zeit besucht, ohne sich aber lange dort aufzuhalten. Sie versammeln sich wieder im Herbst, und wenn etwa große Beschädigungen bei ihren Dämmen und Bauen vorgefallen sind, früher, um die nöthige Ausbesserung vorzunehmen.

So groß der Schade ist, den dieses Thier in Gegenden, wo es sich in großen Gesellschaften anbaut, durch die Verdämmung der Flüsse wie nicht minder durch die Zerstörung des Holzes anrichtet, so nützlich ist es dagegen in mancher andern Beziehung. Den vorzüglichsten Nutzen gewährt der Balg oder das Fell des Bibers. Aus diesem werden nicht nur Mützen, Müffe 2c. verfertigt, sondern es werden auch aus den kurzen weichen Haaren die feinen Hüte, die unter dem Namen Castorhüte bekannt sind, aus den längern Handschuhe, Strümpfe 2c. zubereitet, sowie denn das Fell, wenn es von den Haaren entblößt ist, zum Beschlagen der Koffer und Reisekasten und sonst gebraucht wird. Je schwärzer der Balg ist, und diese kommen vorzüglich aus den nördlichen Gegenden, desto höher steht er im Werth, dagegen die weißen Bälge hauptsächlich der Seltenheit wegen geschätzt werden.

Die Kaufleute machen einen dreifachen Unterschied unter den Biberhäuten. Sie theilen sie in frische, getrocknete und fette Biber. Der erste, welcher auch, weil er im Winter gefangen, von besserm Werthe ist und Winterbiber oder moskowitischer Biber genannt wird, ist vorzüglich zu Unterfuttern brauchbar. Der getrocknete Biber ist im Sommer gefangen, hat daher durchs Hären an seiner Güte verloren, und wird deshalb auch der Sommerbiber oder Haarlose genannt. Mit dem Namen fette Biber werden diejenigen Häute belegt, welche die Wilden im Winter, und zwar das Fell inwendig, auf dem bloßen Leibe tragen, die mithin den Schweiß an sich gesogen haben und nur zu den gröbsten Arbeiten gebraucht werden. In Nordamerika sind die Biberfelle ein bedeutender Handelsartikel.

Das Bibergeil wurde in frühern Zeiten mehr als heutzutage von den Aerzten verordnet. Die Jäger bedienen sich des Bibergeils zuweilen

---

und das jenseitige Ufer zu einem anhalt-dessauischen Revier gehörte. Auf unserer Seite haben wir, aller angewandten Mühe ungeachtet, weder Burg noch Bau entdecken können. Hin und wieder am Rande des Wassers fanden wir indessen stärkere und schwächere Espen- und Weidenstangen, von denen die Schale völlig abgenagt war.

„Da man die Biberfamilie auf keine Weise störte, so blieb sie bis zum nächsten Herbste beisammen. Als aber dann die Mutter todtgeschossen war, veränderten zwar die Jungen ihren Aufenthalt nicht, aber sie kamen nur einzeln zum Vorschein. Eins davon schoß der Jäger, das andere wurde im Tellereisen gefangen, das dritte kam weg. Seitdem bemerkte man an jenem sogenannten Alten Wasser nie wider einen Biber.“ (A. d. V.)

zu der Fuchswitterung. Das Fleisch des Bibers ist hart und schwer zu verdauen.

Am Spieße gebraten, soll es ohne weitere Zubereitung zu genießen sein. Die Wilden räuchern, trocknen (bukaniren) das Fleisch und heben es so zum Gebrauch auf. Der Schwanz dieses Thieres wird für einen besondern Leckerbissen gehalten.

Jagd und Fang.

Der Biber gehört überall zur niedern Jagd, er ist jedoch in ganz Deutschland entweder zum Regale erklärt oder, um das Geschlecht zu erhalten, durch besondere Gesetze geschützt und den Jagdberechtigten dadurch entzogen. In einigen Provinzen Oesterreichs wurde er gleich der Flußotter zur Fischerei gerechnet.

Die Jagdzeit fällt vom November bis zum April, weil in diesen Monaten die Bälge am besten sind. Er wird theils in Tellereisen, mit Netzen und mit Wathen gefangen, theils mit einer dreizackigen Gabel — man nennt diese Art von Jagd den Biberstich — erlegt, endlich auch auf dem Anstande geschossen. Der Fang mit dem Tellereisen und dem Stangeneisen geschieht beinahe auf die nämliche Art wie bei dem Fischotter. Die Eisen werden an denjenigen Orten, wo der Biber ans Land steigt, ausgelegt, mit Laub bedeckt, auch Zweige von Espen, Weiden und Haseln um dasselbe gelegt.[1] Das Eisen muß sehr stark, und wenn man sich des Tellereisens bedient — der Fang mit dem Tellereisen ist sicherer, besonders wenn es unter Wasser gelegt wird — mit zwei starken Federn versehen, auch mit einer Kette befestigt sein. Der Biber nimmt nicht leicht eine Witterung an, daher das Eisen blos tüchtig ausgescheuert und mit Espen- oder Haselknospen eingerieben wird.

Die Netze, deren man sich zum Biberfange bedient, werden nach Art der Rebhühner- oder Wachtelnetze, deren Einrichtung bei Gelegenheit des Rebhühner- und Wachtelfanges näher beschrieben werden soll, von starken fingerdicken Leinen und zwar das Ingarn so stark wie das Rebgarn, verfertigt, und ihnen eine Höhe von etwa 2 m, eine Länge von etwa 34 m, den Spiegelmaschen aber eine Weite von etwa 47 cm gegeben. Diese Netze werden entweder des Nachts auf das Land, an Orten, wo der Biber seinen Ein- und Ausgang hat, an 2 m langen

---

[1] Die Fährte des Bibers ist leicht zu erkennen. Der Abdruck der Vorderläufe ähnelt einer Hundefährte, nur sind die Ballen flacher, auch stehen die Zehen und Krallen weiter auseinander. Die Hinterläufe zeichnen sich dagegen wie Schwanen- oder Gänsefüße. Die Stellung aller vier Läufe zusammen gleicht der Otterspur, mit dem Unterschiede, daß die Hinterläufe weiter auseinander und sehr einwärts stehen.

Stangen aufgestellt und gleich einem Stellnetze eingebunden, der Biber alsdann mit Hunden — und man bedient sich hierzu eben derselben Art Hunde, die man zum Otternfange gebraucht — aufgesucht und in die Netze getrieben, oder man stellt diese Netze im Wasser vor dem Biberbau auf und läßt den Biber durch die Hunde aus seiner Wohnung herausstöbern.

Die Wathe wird nach der Art der gemeinen Fischerwathen, etwa 10—12 m lang, mit einem ziemlich langen Knüttel, mit Gesenke und Blei verfertigt, diese Wathe vor dem Biberbau im Wasser aufgestellt und der Biber sodann durch Dachshunde aus seiner Wohnung in die Wathe getrieben. Auch Fallen, die aus zwei Blöcken bestehen und dergestalt aufgestellt werden, daß der Biber, sobald er auftritt, erdrückt wird, werden ihm gelegt, und er auch endlich in einer Reuße von Fichtenästen mit einem Busch von Espenknospen, in die der Biber mit dem Kopfe einkriecht, ohne sich zurückziehen zu können, gefangen. Der sogenannte Biberstich besteht darin, daß man ihn durch Hunde in das Wasser treiben läßt, und ihn dort — was jedoch nur in stillen klaren Gewässern, wo man bis auf den Grund sehen kann, zulässig ist — unter dem Wasser mit starken dreizackigen, mit Widerhaken versehenen Gabeln todtsticht.

Um den Biber auf dem Anstande zu schießen, stellt man sich da, wo er gewöhnlich aussteigt, bei mondhellen Nächten an, beobachtet aber sowol beim Anstellen als Schießen das Nämliche, wie bei dem Otter vorgeschrieben wird.

Achter Abschnitt.

Vom Eichhorn.

Das Eichhorn, Sciurus vulgaris *Linné.*

Um in diesem den Jagdliebhabern gewidmeten Werke wo möglich nichts, was in die kleine Jagd einschlägt, zu übergehen, haben wir auch dem Eichhorn, diesem beinahe in allen Himmelsstrichen in zahlreicher Menge anzutreffenden Waldbewohner, einen Platz hier eingeräumt.

Naturgeschichte.

$$\text{Zahnformel: } \frac{4 \cdot 1 \quad 2 \quad 1 \cdot 4}{4 \quad 2 \quad 4} = 22 \text{ Zähne.}$$

Länge des Körpers 22 cm, des Schwanzes 19,96 cm, mithin im ganzen etwa 42 cm.

Es gibt für Deutschland nur eine Art, das gemeine Eichhorn (Sciurus vulgaris) mit seinen Varietäten.[1] Das gemeine europäische Eichhorn, auch Eichkätzchen, Eichhörnlein, gemeines Eichhörnchen, Eckerchen, Eichhermelin, Springfuß, Tannenaffe genannt, welches sich in allen Waldungen sehr häufig findet und ehemals mehr als jetzt in Stuben gezähmt, erzogen und unterhalten wurde, ist so allgemein bekannt, daß eine nähere Beschreibung kaum nöthig erschiene, wenn nicht dafür dieselben Gründe, welche schon früher geltend gemacht sind, sprächen.

---

[1] 1) Das braunschwarze mit fuchsrothem Bauche, 2) das aschgraue mit weißer Brust und Bauch und röthlicher Einfassung des Unterleibes, 3) das hellgraue mit schmuzig weißer Brust und Bauch und rothem Strich über den Rücken, 4) das weiße mit rothen Augen, 5) das gelbe, entweder blaß- oder rothgelb, 6) das roth- und weißgefleckte, 7) das schwarz- und weißgescheckte, 8) das fuchsrothe mit weißen Füßen, 9) das schwarze mit ganz oder halbweißem Schwanze', 10) das fuchsrothe mit weißem Schwanze.

Die Gattungscharaktere sind: die untern Schneidezähne sehr zusammengedrückt, überall vierhöckerige Backenzähne, vor denen oben noch 1 sehr kleiner, bald ausfallender steht. Die Fahne (Schwanz) lang und zweizeilig behaart. Vorn 4 Zehen und 1 Daumenwarze, hinten 5 Zehen. Die Augen groß und lebhaft. Leben von Früchten und klettern mit Leichtigkeit.

Das Thier hat einen dicken, an den Seiten platten, gegen die Schnauze spitz auslaufenden Kopf. Die Stirn ist flach, die Nase merklich hervorragend, die Oberlippe etwas rückwärts gebogen, die Unterlippe ungleich kürzer, sodaß die beiden Schneidezähne in der untern Kinnlade fast entblößt stehen. Die schwarzen Augen stehen nahe bei den Ohren, welche letztere in die Höhe stehend und an den Spitzen mit langen stäubigen Haaren bewachsen sind. Die Lippen sind mit kurzen, steifen, weißen Haaren besetzt. Zur Seite der Nase stehen 5 Reihen schwarzer langer Bartborsten, über den Augen und an den Backen 3 solcher Barthaare. Das Gebiß dieses kleinen Thieres ist außerordentlich scharf, hat im ganzen 22 Zähne und ist ganz zum Benagen und Aufbrechen der Nüsse und Eicheln, die es sehr liebt, eingerichtet. Der Hinterkopf ist etwas erhaben, der Hals sehr kurz, der Leib im Verhältniß der Länge sehr dick, der Rücken merklich gekrümmt, die Fahne, welche das Thier sitzend auf den Rücken legt, laufend ausgestreckt trägt, lang und buschig, die längsten Haare an beiden Seiten wie ein Federbusch. Die Beine sind sehr kurz und dick, desto länger und größer aber nach Verhältniß des Körpers die Pfoten, die Zehen dick, die Fußsohlen breit. Die Einrichtung der Füße macht das Thier zum Klettern und Springen sehr geschickt. Es berührt mit seinen langen Fersen den Boden, und kann daher, wie alle Nagethiere, aufrecht sitzen. Die Farbe des gemeinen Eichhorns ist fuchsroth, an der Kehle und am Bauche weißlich, der Grund des in die Höhe stehenden, etwas zurückgebogenen Haares ist aschgrau, an dem Schwanze aschgrau mit weiß gemischt. Schnauze und Augenlider sind weißgelb. Im Winter verändert sich die Farbe ins Graurothe. Es gibt auch schwarze, schwarzbraune und scheckige, ja weiter nach Norden aschgraue und bläuliche Eichhörnchen, welche letztere beide durch ihr Pelzwerk in größerm Werthe stehen als die gewöhnlich gefärbten, die aber alle nur eine Art ausmachen. Auch soll es weißgelbe mit rothen Augen geben, die aber höchst selten sind und als Kakerlaken[1] angesehen werden können. Das Weibchen ist kleiner wie das Männchen und sein Schwanz ist nicht

---

[1] Kakerlaken nennt man in der Naturgeschichte diejenigen Thiere, welche, statt die dunklere Farbe ihrer Art zu erhalten, mit ganz weißen Haaren und rothen Augen , wie die Albinos (weiße Mohren), geboren werden. Sie sind meist immer schwächliche Geschöpfe.

mit so langen und dichten Haaren besetzt. Das Eichhörnchen soll im gezähmten Zustande selten das sechste, siebente Jahr erleben. Wahrscheinlich beschränkt sich seine Lebensdauer auch im Freien auf diesen Zeitraum, da solcher mit dem Wachsthum dieses Thieres in dem von Buffon in Rücksicht der vierfüßigen Thiere angegebenen Verhältnisse steht.

Ungeachtet das Thier, wenn halbwüchsig oder auch jung gefangen leicht zu zähmen ist, und wegen seiner possirlichen Sprünge und Bewegungen belustigt, so bleibt es andernfalls doch wild und hat man sich vor seinen scharfen Bissen zu hüten. Wenn man sie nicht gleich, sobald man sie im Neste findet, aus demselben nimmt, so tragen sie die Alten oft über tausend Schritte in ein anderes Nest, sobald sie wittern, daß man ihr Wochenbett untersucht hat. Man ernährt sie anfänglich mit Milch und weißem Brote, hernach mit Mandeln, wohlverstanden mit süßen; die bittern sind ihnen, wie mehreren blind geborenen Thieren, schädlich, und sie sterben oft zur Stelle davon.[1] Sobald man ihm eine Nuß darbietet, setzt es sich auf die Hinterfüße und läßt jene sehr schnell zwischen den Krallen der Vorderpfoten und den Vorderzähnen herumlaufen. Dieses geschwinde Drehen geschieht deshalb, damit es die Zähne an den Nußschalen desto vortheilhafter gebrauchen kann. Das Nagen an der Nuß erfolgt mit solcher Geschwindigkeit, daß man mit den Augen kaum folgen kann, und es gehört kaum eine halbe Minute Zeit dazu, so sind schon verschiedene Risse bis auf den Kern in die Schale eingenagt. Nun setzt es von der Seite die Spitzen des Zahnes ein, bricht ein Stück aus, dreht die Nuß, bricht abermals ein Stück aus, die übrigen folgen, und der Kern ist bloß. Dieser wird durch geschwindes Umdrehen und Nagen ebenso bald von seiner rauhen Haut befreit und verspeist. Bei diesem ganzen Geschäfte geht die Nuß wenigstens hundertmal in den Pfoten herum. Ihr Aufenthalt ist in den Wäldern, vorzüglich im Nadelholz, Schwarzwäldern, zuweilen auch in den dort in der Nähe liegenden Obstgärten, wo sie



Fig. 36. Eichhorn.

[1] Auch Pfirsich= und Aprikosenkerne sind ihnen ein wahres Gift.

sich immer mehr auf den Bäumen aufhalten als auf der Erde. Auch scheint ihr Bau mehr zum Springen als zum Gehen eingerichtet, daher sie selbst auf der Erde einen springenden Gang haben, auch mit der größten Leichtigkeit von dem Gipfel eines Baumes zu dem andern springen können. Das Springen geschieht so leise, daß man es kaum hören kann. Ihr Schwanz dient ihnen dabei gewissermaßen zum Segel, ihre stark dunstenden feuchten Fußsohlen zum festen Tritte. In der äußersten Verfolgung können sie über einen Fluß oder Teich schwimmen. Obwol sie sich nicht im Verborgenen, sondern stets im Freien halten, so scheuen sie doch die Sonnenhitze und lieben den Schatten. Sie halten sich gern trocken und reinlich, und sitzen daher immer auf ihren Hinterfüßen, putzen und lecken sich. Ihre Stimme ist eine Art von Pfeifen und Klatschen, fast als wenn ein Mensch mit der Zunge klatscht. Sie lassen beides, sowol wenn sie fröhlich sind als wenn sie verfolgt werden, oft auch als wahre Wetterpropheten[1] bei Herannahung eines Sturms hören. Wenn sie gereizt werden, knurren, zischen, murmeln und murksen sie. Sie errichten sich auf den Bäumen mehrere künstliche Wohnungen oder Nester von dünnen Reisern, in Laubwäldern aber von dürren beblätterten Reisern und trockenem Laube, welches sie zusammentragen, mit Moos durchflechten, zusammendrücken und mit den Füßen festtreten. Diese Wohnungen, deren jedes Paar Eichhörnchen gewöhnlich vier hat, und wovon zwei als die Hauptwohnungen größer als die beiden andern sind, sind nach Art der Elsternester mit einer rundlichen Haube versehen, worin sich ein Eingang findet, der gewöhnlich gegen Morgen angelegt ist. Meistentheils sind diese Nester in der Mitte des Baumes, an einer Stelle, wo ein Zweig mit dem andern eine Gabel macht, angelegt, und auf der dem Stamme zugekehrten Seite eine Oeffnung gelassen, um hier bei Nachstellung eines Feindes entschlüpfen zu können. Bei starken Gewittern, Stürmen und Platzregen verstopfen sie die Oeffnungen der Wohnung auf der Seite, wo der Wind herkommt, sehr sorgfältig; machen dagegen an der andern, um frische Luft und einen Ausweg zu behalten, eine kleine Oeffnung, verschließen sich oft ganz in dieselbe, bis das Gewitter vorüber ist. Zuweilen, wenn sie leere Raben- und Elsternester finden, nehmen sie von diesen Besitz und richten sie nach ihrer Bequemlichkeit ein. Pallas erzählt von denen, die er in Sibirien bemerkt hat, Folgendes:

---

[1] Sie haben nach gemachten Beobachtungen von mehrern Jägern eine Verempfindung der Wetterveränderung, besonders der Gewitter und Stürme, und fliehen dann unter öfterm Pfeifen und Klatschen in ihre Nester.

„In allen Waldungen", sagt er, „zwischen dem Ob und Tom, waren die Eichhörner in unglaublicher Menge vorhanden. Schon im Sommer hatte man bemerkt, daß sie aus den südlichen Gebirgen her sich in das tomskische Gebiet gezogen und gleichsam eine Wanderung vorgenommen hatten. Am allerhäufigsten waren sie um Tomsk selbst, ja in der Stadt sogar hielten sie sich in allen wüsten Gebäuden und auf den Festungsthürmen auf und wurden von den Knaben häufig lebendig gefangen und feilgeboten. Man bemerkte darunter nicht nur die dunkelbraunen, oft sehr großen, sondern auch fahlschwarze und ganz dunkelfarbige, welche gemeinhin etwas kleiner als gewöhnlich waren. Es soll nicht das erste mal sein, daß man eine solche Wanderung der Eichhörner, die vermuthlich dem Mangel an Nahrung in gewissen Gegenden zuzuschreiben ist, bemerkt hat, und man soll sie zuweilen scharenweise über den Tom schwimmen gesehen haben."

Aehnliche Wanderungen, die, wie einige behaupten, stets Vorboten eines strengen Winters sind, die aber wahrscheinlich durch den in andern Gegenden entstehenden Miswachs veranlaßt werden, zeigen sich auch in Lappland, wo sie ebenfalls in großen Heeren von einem Orte zum andern, und über Flüsse und Seen ziehen, bei dieser Gelegenheit zuweilen verunglücken und dann den herumziehenden Lappen zur Beute werden. Man stellt ihnen dabei des Fleisches wegen nach.

Das Eichhorn nimmt seine Nahrung im Sommer von Obstkernen, Nüssen, besonders Haselnüssen, die ihre liebste Kost sind und von der sie stets einen Vorrath in ihre Nester tragen, die sie auch sonst in einem hohlen Baume oder in einem selbstgegrabenen Loche unter einem Busche oder Stein aufbewahren, Eicheln, Roth- und Weißbuchen-, Ahorn-, Tannen- und Fichtensamen, auch Baumknospen, Heidelbeeren u. s. w. Im Winter und Frühjahr nähren sie sich von abgefallenen Nüssen, Eicheln, Bucheckern, Laubknospen, Baumrinden, vorzüglich aber von Fichten- und Tannensamen, deren Zapfen sie zermalmen und die Kerne heraussuchen. Wenn in sehr harten Wintern der Fichten- und Tannensamen mangelt und der Schnee zu tief und zu lange liegt, daß sie nicht auf der Erde ihre Nahrung in abgefallenen Nüssen und Kernfrüchten finden können, sterben sie Hungers und erfrieren.[1] Man findet sie dann in ihren

---

[1] Bechstein erzählt hierüber Folgendes: „Zu Anfange des Winters 1782 gab es eine solche Menge Eichhörnchen in Thüringen, daß dem Wanderer im Walde jede dreißig Schritte ein solches Thierchen aufstieß. Den kommenden Frühling sah man sie nur noch sehr einzeln. Viele glaubten, sie wären wegen Mangels des Tannensamens, ihres Hauptnahrungsmittels, ausgewandert; allein bei genauer Untersuchung fand man, daß sie noch alle da waren, aber entweder erstarrt in ihren Nestern oder unter dem Schnee vergraben lagen. Die Jagdhunde, die diese Leichname aufspürten, machten diese Entdeckung zuerst, und fanden das ganze Frühjahr hindurch eine Menge derselben."

Nestern todt liegen und in ihrem Magen haben sie nichts als ein bischen unverdauliche vernagte Holzrinde und Zweige. Sie saufen sehr selten, lecken dagegen im Sommer den Thau, im Winter den Schnee. Sie begatten sich im März, die jüngern etwas später. Das Weibchen, um das sich oft 10—12 Männchen heftig streiten[1], trägt fast 4 Wochen und wirft im April oder Mai 3—7 Junge, die blind zur Welt kommen, und erst nach 8 Tagen, und wie einige behaupten, später, öfter erst nach 10—12 Tagen, das Gesicht erhalten. Sie werden von der Mutter etwa 4 Wochen gesäugt; alsdann suchen sie ihre Nahrung selbst und sind in 7 Monaten ausgewachsen. Sie begatten sich meistentheils zweimal im Jahre. Nach Bechstein ist die zweite Begattung mit keinem Kriege verbunden wie die erste.

Das Eichhorn ist sowol in Europa als in den andern Welttheilen beinahe überall verbreitet. Ungeachtet sich ihre Farbe nach Maßgabe des Klimas abändert, so scheinen sie doch häufig von einer und derselben Art zu sein. Im hohen Norden werden sie oben schön aschgraubräunlich, ihr Pelz wird dann sehr geschätzt und heißt Grauwerk, wenn man nur den Rücken nimmt (petit gris), nimmt man den weißen Bauch mit, Fehwam (vair). Diese Thiere richten da, wo sie häufig und in großer Menge anzutreffen sind, und dies ist mehr in den andern Welttheilen als dem unserigen der Fall, wol allerdings vielen Schaden an. Selbst in unserm Welttheile sind sie in Gegenden, wo sie sich stark vermehren, den Wäldern, in Hinsicht auf die Eichen-, Roth- und Weißbuchen-, ingleichen die Tannen- und Fichtensaat, nachtheilig. Dagegen ist aber auch ihr Nutzen von Belang. Ihr Fleisch ist gut eßbar. Ihre Bälge liefern, und zwar in den Gegenden nach Norden hin, das bekannte Grauwerk, Fehwam, welches einen beträchtlichen Handelsartikel abgibt.

Die hellen Bälge heißen weißes, die dunkeln schwarzes Grauwerk. Der Rücken wird gemeinhin zum Aufschlage, die Bäuche, der sogenannte Fehwam, zum Unterfutter der Pelze, die Ohren statt der Hermelinschwänze zur Verzierung der Aufschläge genommen. Ungeachtet die rohen Bälge der unserigen jenen nachstehen und daher wenig verarbeitet werden, so geben sie doch, im Winter geschossen, wo sie ebenfalls mehr ins Grauliche fallen, noch immer ein gutes Pelzwerk ab. Aus den Schwanzhaaren werden schöne Malerpinsel verfertigt. Das rohe Eichhornwildpret und Gescheide soll den besten Köder zum Krebsfangen geben und zwar sowol in Reußen als auf Kätschern.

So zierlich und ansprechend das behende Eichkätzchen auch ist, so darf man es doch nicht überhandnehmen lassen und zwar auch nicht

---

[1] Das mit einem sehr großen Zeugungsgliede versehene Männchen ist sehr geil.

allein wegen der Zerstörung mancher Waldsämereien ꝛc., sondern besonders auch, weil es den Bruten kleiner Vögel, besonders der Finken, Meisen, Goldhähnchen ꝛc. arg nachstellt und Eier sowol wie nackte Vögel verzehrt. Daher achte man besonders in Parkanlagen und Gärten darauf, wo man Singvögel zu haben wünscht.

Die gefährlichsten Feinde des Eichhorns sind der Baummarder und einige Raubvögel, besonders der Hühnerhabicht. Der erstere verfolgt es von Ast zu Ast, von Baum zu Baum, bis es ihm vor Ermattung unterliegt, es sei denn, daß es den hohen Sprung vom Baumwipfel bis auf den Boden wagt, was der Marder nicht vermag, und dort ein Schlupfloch findet, in welches er nicht eindringen kann.

Der Hühnerhabicht stößt heftig nach ihm, verfolgt es um den Stamm herum und greift es mit den Klauen oder schlägt es mit den Flügeln herunter, worauf er es fängt, ehe es entkommen kann. Daher rutscht das Hörnchen, wenn es solchen geflügelten Feind erblickt, mit unglaublicher Schnelligkeit am Stamme herunter und sucht sich zu verkriechen.

Jagd und Fang.

Das Eichhorn wird häufig geschossen, aber auch in Schlingen oder durch aufgestellte Schlagbäume gefangen, von den Lappen mit ihren stumpfrunden Pfeilen erlegt. Da das Thier eben nicht menschenscheu ist, so ist es leicht anzuschleichen. Es hat die Eigenheit, daß es, sobald man es auf dem Baume gewahr wird und sich mit seinem Blick begegnet, sodann den Jäger mit unverwandten Augen ansieht, ohne sich von der Stelle zu bewegen, wobei man es dann sehr leicht, wenn es sonst schußgerecht ist, erlegen kann. Sobald man aber das Auge von ihm wendet, springt es wie ein Pfeil zu einem andern Aste oder Baum herüber, und entkommt so zuweilen. Bei dem Aufnehmen des Thieres nach erfolgtem Schusse muß man behutsam zu Werke gehen. Wenn es noch lebt, beißt es gewöhnlich um sich und verletzt oft den Jäger sehr empfindlich.



Fig. 37. Spur des Eichhorns.

Die Spur des Eichhorns ist übrigens leicht zu erkennen. Es setzt die Fährten der Vorderläufe viel dichter nebeneinander (zuweilen aber auch ineinander), als die der beträchtlich längern Hinterläufe, welche jedesmal vor jenen abgedruckt stehen. Auch sind in jeder einzelnen die langen ausgesperrten Zehen sichtbar.

Neunter Abschnitt.

Vom Fuchs.

Der Fuchs, Canis vulpes *Linné.*

Waidmännische Ausdrücke.

Der weibliche Fuchs heißt Füchsin, Betze, Fähin; die Zehen nennt man Branten; den Schwanz: Ruthe, Standarte, Lunte, auch Stange, dessen Spitze: Blume, die Drüse auf der Ruthe: Viole, das männliche Glied: Ruthe oder Fruchtglied; das weibliche: Schnalle; geht er langsam, so schleicht er, schneller, trabt oder schnürt er; galoppirt er, so ist er flüchtig. Von den Hunden gejagt, läuft er, läßt er sich anlocken, so läuft er aufs Reizen, ist die Füchsin hitzig, so rennt sie; die Begattungszeit heißt Rollzeit; der Fuchs bellt; sonstige Ausdrücke wie beim Hund, resp. bei andern Raubthieren.

Naturgeschichte.

Gebiß 42 Zähne wie beim Wolf, von welchem er überhaupt nur wenig unterschieden ist, indem die Vorderzähne nur schwach angedeutete, sich bald abnutzende Seitenlappen haben.

Der Fuchs, den der Holländer: Reinike de Voß, der Engländer Fox nennt, ist nach den in der Naturgeschichte des Hundes und des Wolfs aufgestellten Gründen ebenfalls ein Urthier. Katzenartig ist sein langer Augapfel, der lange Schwanz und der Gang. Er geht so leise wie eine Katze, und setzt auch einen Lauf vor den andern, wie diese.[1]

---

[1] In den Läufen hat der Fuchs eine stärkere Schnellkraft als der Hund. Daher kann er auch höhere Sprünge thun. Ein Fall von 12—15 Fuß hoch thut ihm so wenig Schaden als der Katze.

Die Farbe des Kopfes, der Schultern bis zur Hälfte des Rückens ist rostfarbig oder dunkelroth mit gelbem Grunde, und der übrige Theil bis zur Blume ist noch überdies mit Weiß überlaufen, was die weißen Spitzen der Haare verursachen. Die Seiten laufen nach dem Bauche zu weiß aus. Lippen, Backen, Kehle und Streif an den Läufen herab sind weißlich. Die Haare der Brust und des Bauches haben einen blauen Grund und nur die Spitzen sind weiß, daher diese Theile ins Aschgraue fallen. Die Blume ist weiß. Die röthlichen Vorderläufe enthalten vier Zehen, welche so wie die Spitzen der Lauscher schwarz gezeichnet sind, und die Hinterläufe fünf.[1] Sie sind alle mit unbeweglich langen Nägeln versehen. Ein alter Fuchs wird von Jahr zu Jahr grauer, die Brust wird weißer und die Haare um die Spitze seines Zeugungsgliedes (Ruthe) werden endlich ganz weiß. Die Füchsin ist etwas schlanker gewachsen als der Fuchs; ihre Kehle fällt von Jugend auf mehr ins Weiße und ihr Kopf ist spitziger, sonst ist sie ihm vollkommen gleich.

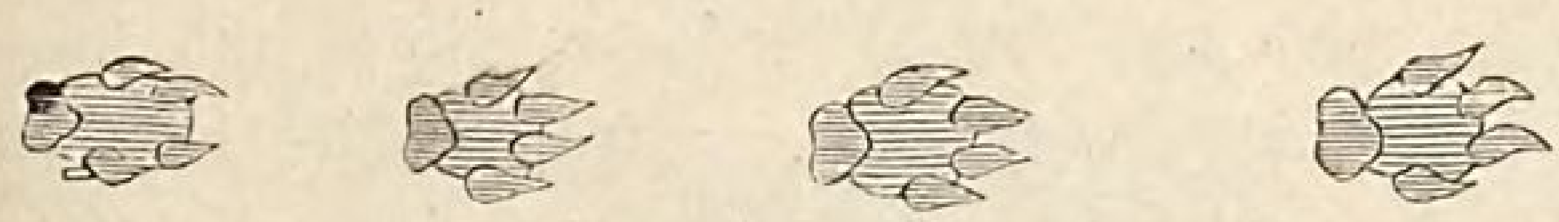


Fig. 38. Spur des Fuchses (Schnüren).

Noch ist zu bemerken, daß am Obertheil der Ruthe ungefähr 6 cm von der Wurzel sich eine Drüse, Viole, Fuchsblume, in Gestalt eines Leichdorns mit einer kleinen Oeffnung befindet, welche eine geronnene Fettigkeit enthält, welche so angenehm wie Viole riecht, und die borstenartigen Haare, welche um dieselbe stehen, hochgelb färbt. Der Fuchs beißt nach dieser Drüse, wenn er verwundet wird, sei es, daß der Geruch und Geschmack dieser Fettigkeit schmerzlindernd ist, oder daß er durch diesen Balsam seine Wunde heilen will.

Er wird etwa 14 Jahre alt.

Von den Zehen der Vorderläufe hat die höher stehende fünfte einen nackten Ballen; die andern Zehen haben deutliche Bindehäute und an der Unterseite starke, nackte Zehenballen; hinter diesen liegt quer über die Breite der Sohle ein großer Ballen, von welchem nach vorn 3 Haarlängsstreifen nach den Zehen verlaufen, hinter dem Ballen ist die Sohle dicht behaart, infolge dessen der Fuchs geräuschlos aufzutreten vermag. Ebenso verhält es sich mit den Sohlen der Hinterläufe.

---

[1] Seine Fährte ist der vom Hunde ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß der Fußtritt länglicher ist, die Klauen vorn hinaus mehr zusammengezwungen sind. Wenn er trabt, schnürt er, wie der Wolf. Wenn er sachte geht oder schleicht, steht die Fährte nicht wie beim Schnüren in gerader Linie, sondern mehr auseinander. So auch, wenn er flüchtig ist.

Der gewöhnlich gefärbte Fuchs mit weißer Blume ist der sogenannte **Birkfuchs**.

Brandfuchs heißt der mit schwarzer Blume und an Brust und Bauch schwarzgrauer Färbung.

Der **Kreuzfuchs** hat von der Nasenspitze an über die ganze Oberseite bis zur Ruthe einen schwarzen Streif und einen solchen quer über die Schultern.

Der **graublaue Fuchs** und der **schwarze Fuchs** (canis lycaon) kommen im hohen Norden vor neben gelblichen und weißen Spielarten, der **silbergraue** oder **Griesfuchs** lebt in Amerika.

Bei allen Füchsen zieht sich ein dunkler Haarstreifen in einer einzigen Windung um die ganze Ruthe. Je weiter nach Norden und Süden der Fuchs vorkommt, desto schwächer wird er; die spanischen und italienischen Füchse sind fast lehmgelb.

Ein mittelstarker Fuchs ist etwa 65 cm lang, excl. der 42 cm langen Ruthe und 38 cm hoch.

Die Füchsin wird nur einmal im Jahre hitzig, und zwar im Monat Februar, oft schon Ausgang Januar. Sie gibt dies durch heisere Töne kund, rennt dann stundenlang weit umher, dicht gefolgt von drei bis vier Füchsen, einer hinter dem andern, und geht schließlich zu Bau, in welchen zwei bis drei Füchse zu folgen pflegen. Bei der Vermischung hängen sie auf die nämliche Art wie die Wölfe und Hunde zusammen. Die Füchsin geht etwa 60 Tage dick und bringt 3, 5—8, zuweilen 9 Junge, die blind zur Welt kommen und 14 Tage es bleiben. Wenn sie Junge bringen will, macht sich die Füchsin gemeinhin einen neuen Bau zu ihrem Wochenbette, oder führt auch oft einen alten zu diesem Behuf frisch aus, und trägt Moos oder dergleichen hinein. Sie säugt ihre Jungen einige Wochen und trägt ihnen während dieser Zeit, wie der Vater, junge Hasen, Hühner und dergleichen zu.[1] Daß die Füchsin so, wie überhaupt die Füchse, nie in der Gegend des Baues rauben sollten, und zwar um nicht verrathen zu werden, ist eben so unerwiesen wie das, was hierüber auf ähnliche Art von den Wölfen erzählt wird.[2] Man findet mehrmals in der Nähe des Baues Knochen und Federn von geraubten Thieren, die, wenngleich nicht von einem in der Nähe ver-

[1] Döbel versichert in seiner „Jäger-Praktika" einmal einen alten Fuchs geschossen zu haben, der fünf junge Vögel im Gebiß hatte, um diese den Jungen zuzutragen. — v. Berg hatte im Sommer 1847 bei zwei Bauen im tharander Walde, wo in dem einen vier Füchse, im zweiten wahrscheinlich nur drei jung geworden waren, 56 Stück Rehläufe gefunden, ein Beweis, in welcher Großartigkeit der Räuber sein Handwerk treibt.

[2] Es ist Thatsache, daß die Bergente (anas marila) mit dem Fuchs in einem und demselben Baue brütet, ohne von ihm behelligt zu werden. (v. R.)

übten Raube, so denn doch davon zeugen, daß der Fuchs von der Gefahr, verrathen zu werden, keine Ahnung hat. Wenn die Jungen einige Wochen alt sind, kommen sie bei heiterer Witterung oft aus dem Bau, sonnen sich dort und spielen miteinander.

Mag der Fuchs, als ein der Wildbahn überaus schädliches Thier, von jedem Jäger unablässig verfolgt werden, so wird es doch kaum einen solchen geben, sofern er überhaupt Beobachter und Naturfreund ist, der den Meister Reineke nicht mit großem Interesse verfolgte, denn kein Raubthier hat sich, trotz aller Räubereien, dem Menschen so nahe gestellt wie er. Er stiehlt mit Genie und Humor und möge der genarrte Jäger, dem er das Eisen bloßgekratzt, die Brocken aber behaglich verzehrt hat, dem er die Vögel aus den Dohnen reißt und die in der Abenddunkelheit

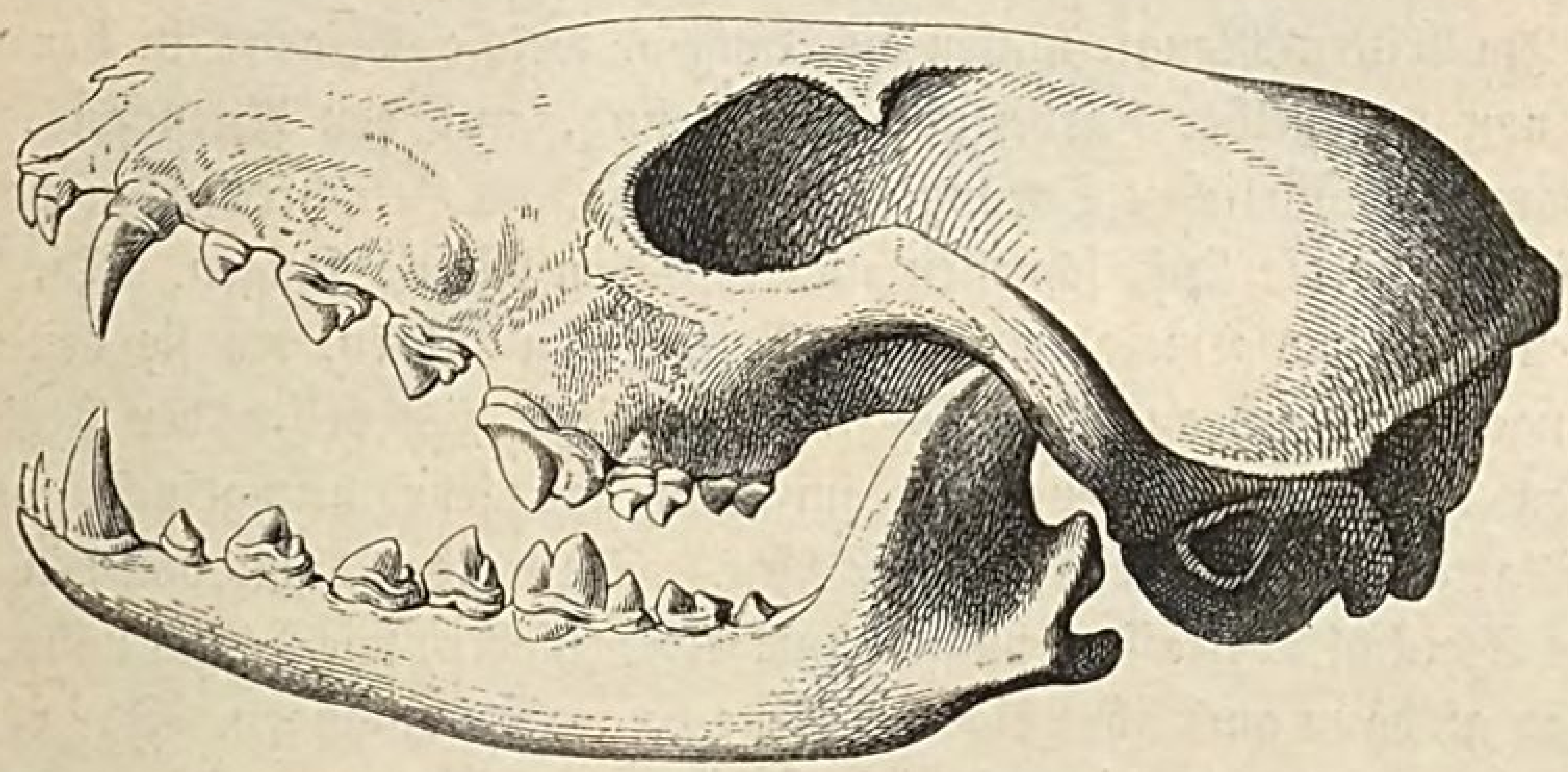


Fig. 39. Schädel des Fuchses.

geschossene aber nicht gefundene Schnepfe wegholt, ihm Verderben bis ins tausendste Glied schwören, möge der bestohlene Bauer den geraubten Hahn, die gewürgten Küchlein noch so sehr beklagen und grimmig nach der Mistgabel langen, als stände der Spitzbube vor ihm, — beide können es nicht lassen, dem Thun und Treiben des sich sicher fühlenden Halunken mit Interesse zuzusehen; der Jäger hemmt unwillkürlich seinen Schritt und der Bauer hält den pflügenden Ochsen an, und sie mustern ihn mit Spannung, welchen Streich er wol gerade auszuführen im Sinne habe. Die Schützen stehen viel ruhiger, gespannter und angeregter auf ihren Ständen, wenn Reineke zu erwarten ist, als wo er fehlt; er ist und bleibt die Würze der kleinen Jagd.

Der Fuchs verdient auch diese Aufmerksamkeit, denn er ist, wie ich (v. R.) ihn in meinem „Waidwerk“ schilderte, „eine ebenso frappante als hübsche Erscheinung“; der kluge, den Beobachter überaus fesselnde Kopf mit dem ausgesprochensten, aus den ungemein klugen, stechenden Sehern

blickenden Schelmengesicht, die glatte, saubere Rundung des Leibes mit der symmetrisch spitz zulaufenden Ruthe, die schlanken mittelhohen sehnigen Läufe; die geschmeidigen, graziösen und doch sehr lebhaften Bewegungen, möge er sichernd schleichen oder blitzschnell einer Maus nachgraben, der schnelle Ueberblick in guter und böser Lage, stellen ihn in die erste Reihe unserer Thiere....

„Es gibt kaum etwas Reizenderes als vor dem Bau spielende Füchschen; hier wälzt sich ein Paar in zärtlicher Umhalsung, dort tobt ein wüthender Kampf um einen Rebhuhnflügel, ein anderes der Geschwister ist in lüsterner Beobachtung eines dahinflatternden Vogels versunken, — da knickt kaum hörbar ein Aestchen und wie durch Zauberschlag sind alle im Bau verschwunden, um nach einiger Zeit mit den Schelmengesichtchen wieder hervorzulugen und die Sachlage zu prüfen."

Im dritten Monate laufen die Jungen, welche übrigens in der ersten Zeit von weißgelber Farbe und wollig sind, mit den Alten aus, üben sich dann in possirlichen Sprüngen, Feldmäuse und Heuschrecken zu haschen, die sie oft in die Luft schnellen und mit dem Maule fangen. Die Alten pflegen sie dann gemeinhin in das Getreide zu führen, wo sie den Nachstellungen weniger ausgesetzt sind, und wo sie sich besser der Flöhe erwehren können, von denen sie im Bau gar sehr heimgesucht werden. Um Martini sind sie meist ausgewachsen. Sie werden dann von den Alten ihrem Schicksal überlassen, müssen nun selbst zusehen, wie sie sich nähren, sowie sie alsdann auch ihre eigenen Baue zu graben anfangen. Ihr völliges Wachsthum erreichen sie erst im fünfzehnten Monat. Sie rollen gemeinhin erst im zweiten Jahre.

Wenn sie jung aus dem Baue gegraben werden, so lassen sie sich zwar einigermaßen zähmen, und man kann sie sogar zu manchen Künsten, selbst zur Jagd abrichten, besonders zum Entenschießen, wie bei Gelegenheit der Entenjagd angeführt werden wird. Man muß sie aber in strenger Zucht halten, ihnen kein rohes Fleisch zu fressen geben, sie an andere Nahrung gewöhnen und sie vorzüglich hart züchtigen, sobald sie sich am Federvieh vergreifen; weil sie sonst, wenn der erste Versuch ungestraft hingeht, sehr bald zu ihrer natürlichen Raubbegierde zurückkehren.

Ein alter Fuchs wird nicht zahm.

Der Fuchs nährt sich blos vom Rauben und Stehlen. Er stellt den jungen Hasen, den Rebhühnern und anderm kleinen Federwildpret, vorzüglich aber dem Igel, der zu seiner Lieblingskost gehört, nach[1], be-

[1] Um den Igel, dem der Fuchs seines stacheligen Gewandes wegen nicht gut beikommen kann, zur Aufwickelung zu vermögen, rollt er ihn in seichtes Wasser oder näßt auch wol auf ihn.

raubt die Dohnen, schleicht sich um die Wohnungen des Landmanns und stiehlt diesem die Gänse, Enten und Hühner, geht auch hin und wieder der Wolfsfährte nach, um, wenn die Wölfe von ihrem Raube etwas übriggelassen, solchen aufzuzehren. In Waldbächen geht er selbst den Krebsen und Forellen nach, frißt auch wol in Bienenstöcken den Honig aus und ist sehr lecker nach Weintrauben, fängt aber auch zahlreiche Feldmäuse [1], Ratten, Schnecken, Heuschrecken u. s. w. und geht, wie alle Hunde, sehr



Fig. 40. Der Fuchs.

dem Aase nach. Wenn er auf Hasen oder Geflügel Jagd macht, drückt er sich gewöhnlich beim Auflauern dicht an die Erde und sucht seine Beute, wenn sie ihm nahe genug ist, durch einen schnellen Sprung zu erhaschen, was ihm selten mislingt. Seine äußerst feine Nase leistet ihm dabei treffliche Dienste. Er schleicht immer gegen den Wind, oft auf dem Bauche kriechend, leise, wie eine Katze, heran, fast immer

[1] Im Winter finden sie sich oft häufig auf den Feldern ein, um dort den Mäusen nachzustellen, und sie sind von dieser Seite dem Landmanne sehr nützlich, weshalb allerdings in Jahren, wo die Mäuse häufig sind, die Verfolgung der Füchse zum Besten des Landbaues ausgesetzt sein sollte. Man hat im Magen eines Fuchses 40 und mehr Mäuse gefunden.

mit Erfolg. Im Winter bei Schnee macht er, oft in Gesellschaft, ordentliche Jagd und fängt dann, namentlich wenn der Schnee eine Kruste hat, welche ihn wol, nicht aber schwerere Thiere trägt, sehr häufig alte und junge Rehe. In der Regel raubt er bei Nacht.

Der Fuchs hat seine Wohnung, wie der Dachs, in der Erde, in einem Bau, dessen Einrichtung in der Naturgeschichte des Dachses umständlich beschrieben wird. Er gräbt diesen Bau entweder selbst, oder sucht den Dachs aus dem seinigen zu verdrängen, oder nimmt diesen, wenn der Dachs ihn sonst freiwillig verlassen hat, in Besitz. Wenn er selbst seinen Bau gräbt, so wählt er hierzu entweder solche Orte, die in den Dickichten gelegen sind, oder auch Feldhölzer, führt aber auch zuweilen auf mit struppigem Gebüsche bewachsenen Hutungsplätzen, oft selbst auf ebenem Felde flache Baue mit einer Röhre aus, welche die Jäger Nothbaue nennen, weil der Fuchs in diese, wenn er verfolgt wird, oft nothgedrungen flüchtet. Während der Ranzzeit, bei stürmischem Wetter, ingleichen bei Schneegestöber[1], trifft man ihn gewöhnlich im Bau an. Zu andern Zeiten hält er sich, besonders bei gutem Wetter, selbst des Tags außerhalb des Baues auf, verbirgt sich im Gebüsche, im Schilfe trockener Teiche, im Getreide, lagert sich auch wol, um sich zu sonnen, auf alten Baumstöcken u. s. w.

Die Natur hat den Fuchs in Hinsicht seiner Sinneswerkzeuge sehr vortheilhaft ausgestattet. Es gibt, den Affen, den Hund und den Elefanten ausgenommen, vielleicht kein Thier, welches ihm hierin gleichkommt. Daher die manchen auffallenden Erscheinungen und Eigenheiten in seiner Lebensweise. Die Art und Weise, wie er beim Aufspüren seiner Nahrung zu Werke geht, die Gewandtheit, mit der er Gefahren auszuweichen weiß: alles das zeugt von einer äußerst feinen, bewundernswerthen Organisation.

Der Fuchs ist wie der Hund der Tollwuth, vorzüglich aber der Räude ausgesetzt, die Füchsin der letztern mehr wie das Männchen, besonders zur Ranzzeit. Man will bemerkt haben, daß die von der Räude befallenen Füchse solche oft nur einige Monate behalten und im Spätherbst wieder verlieren. Wenn sie überhandnimmt, sterben sie daran. Es werden zuweilen mit der Räude befallene Füchse geschossen, die von allem Haare entblößt, durchaus kahl sind. Wer seine Dachshunde liebt, hüte sich, Füchse in einer Gegend auszugraben, wo unter ihnen die

---

[1] Sobald der erste Schnee fällt, gehen die Füchse gewöhnlich zu Bau, besonders die Jungen, für die der Schnee im ersten Winter ihrer Lebenszeit eine neue, ungewohnte Erscheinung ist. — Erfahrungsmäßig geht der Fuchs bei schlechtem Wetter in den Laubwäldern regelmäßig zu Bau, während das im Nadelwalde nicht der Fall ist, wahrscheinlich weil er im letztern an und für sich mehr Schutz gegen das Unwetter findet als in den lichtern Laubholzbeständen.

Räude herrscht. Sie verpestet die Baue, und ich (J.) habe selbst einmal den unangenehmen Fall erlebt, daß meine Dachshunde beim Ausgraben eines räudigen Fuchses unmittelbar darauf von dieser fatalen Krankheit befallen wurden.

Der Gebrauch, den man von den Bälgen der Füchse macht, und daß man solche zu Müffen, Pelzen, Fußsäcken u. s. w. verarbeitet, ist allgemein bekannt. Die Fuchsschwänze werden noch besonders benutzt, theils um sich im Winter auf Reisen, indem man sie um den Hals bindet, vor der Kälte zu schützen, theils auch, um damit den Staub von Gemälden zu kehren, theils bei Elektricitätsversuchen, indem man den Elektricitätsträger damit peitscht.

Jagd und Fang.

Der Fuchs ist seiner Raubbegierde wegen nicht mindern Verfolgungen ausgesetzt als der Wolf, und sollte jeder Jäger, welcher irgend auf einen guten Bestand seiner Wildbahn sieht, ihm immer, zu welcher Jahreszeit es auch sei, nachstellen. Er wird vor den Jagdhunden, in Treibjagen oder auf dem Anstande, auch beim Luder und in Schießhütten geschossen, mit Windhunden gehetzt, in Eisen und mit Schlagbäumen gefangen, endlich auch von den Dachshunden ausgegraben oder von diesen aus dem Bau gestöbert und dann geschossen oder gehetzt.

1. Jagd mit Jagdhunden.

Die Jagd mit Jagdhunden ist bereits bei den Hasenjagden ausführlich behandelt. Es kommt bei dieser vorzüglich darauf an, daß der Jäger mit dem Local bekannt ist und sich auf gutgewählten Pässen oder auf dem Bau selbst (welche übrigens vor der Jagd sorgfältig verstopft werden müssen), wohin der Fuchs, wenn er von den Jagdhunden gedrängt wird, gar bald sich zurückzuziehen pflegt, anzustellen weiß. Daß er dabei gehörig den Wind in Acht nehmen, sich sorgfältig verbergen, selbst in seinem Anzuge alles, was auf einige Entfernung in die Augen fällt, z. B. weiße Beinkleider, blanke Knöpfe u. s. w., vermeiden muß [1], versteht sich von selbst. Der Fuchs kommt meist immer weit vor den Jagdhunden voraus, hält nicht wie der Hase die Wege und Steige, sondern sucht sich entweder durch die Dickichte dem Jäger vorbeizustehlen, oder, wenn er Wege und Steige nicht vermeiden kann oder wol gar einen freien Platz passiren muß, sehr flüchtig quer über diese hinwegzuschlüpfen.

[1] Einige Jäger pflegen sehr zweckmäßig, solange die Bäume noch belaubt sind, einen grünen und wenn das Laub gefallen ist, oder im Winter, einen grauen Jagdanzug zu wählen.

Man muß selbst, wenn die Jagdhunde noch weit sind, sehr aufmerksam sein und die Augen überall haben, weil er oft, ehe man sich's versieht, vorüber ist. Es ist daher sehr gut, wenn man sich da, wo man seinen Stand nimmt, noch ehe die Jagdhunde laut werden, mit dem Platz und der Umgegend genau bekannt macht und sich, wenn man mit Gebüschen umgeben ist, schon im voraus eine Lücke aussucht, wo man seinen Schuß anbringen kann, sich auch, sobald man dem Geläute der Hunde nach vermuthet, daß der Fuchs nicht mehr weit ist, schon vorher in Anschlag legt, um so schnell als möglich Feuer geben zu können. Uebung und Erfahrung thun hierbei freilich das Beste. Wenn der Fuchs gefehlt oder blos angeschossen wird, muß man die Hunde auf ähnliche Art wie bei der Hasenjagd auf das Gefährt rufen; wenn man ihn zwar beim Vorbeischlüpfen gewahr wird, aber wegen der Entfernung den Schuß nicht anbringen kann, den nächsten Jagdgefährten durch den Ausruf: „Wahr zu, Fuchs!" aufmerksam machen; wenn man ihn aber erlegt, dies durch den bereits bei Gelegenheit der Hasenjagd angezeigten Ausruf: „Ho, ho, ho, todt! todt!" ankündigen. Es trifft sich oft, daß der Fuchs unmittelbar nach dem Schuß umstürzt und dem Anscheine nach todt daliegt. Man lasse sich aber dadurch ja nicht täuschen und hole den geschossenen Fuchs jedesmal auf seinen Stand. Er rafft oft schnell seine letzten Kräfte zusammen und der Jäger hat das Nachsehen. So tadelnswerth es sonst ist, vom Stande abzugehen und das geschossene Wild zu holen, so ist es doch beim Fuchse immer nothwendig, bei der Jagd mit Hunden aber um so mehr, weil sie bald auf der Fährte folgen und dann den gefundenen Fuchs zerreißen.

Sehr angenehm sind die Fuchsjagden an den Rändern beschilfter Seen und Teiche, oder in mit Röhricht bewachsenen abgelassenen Teichen, worin sich zur Herbstzeit die Füchse gern aufzuhalten pflegen. Man umstellt dieselben und läßt die Hunde hinein, wo oft 7—8 Füchse in einer Suche die Jagdbeute sind, wie wir selbst erlebt haben. Das Geläute der zahlreichen Hundemeute, das Blasen der Jäger, das Gerufe der Treiber, das alles gewährt an einem schönen Herbsttage einen hohen Jägergenuß.

2. Treibjagd.

Treibjagen auf Füchse werden im Spätherbst, am zweckmäßigsten bei Blachfrost angestellt und dann die Reviere, in denen er sich aufzuhalten pflegt, mit Beobachtung des Windes und auf ähnliche Art wie bei der Hasenjagd durch Leute abgetrieben. Der Fuchs kommt bei Treibjagen, besonders bei Blachfrost, häufig noch flüchtiger heran als vor den Jagdhunden.

Vor dem Treiben sind des Morgens die Baue zu verstopfen, doch ist es rathsam, auch noch einen Schützen auf den Bau zu stellen, wohin sich Meister Reineke oft zurückzieht. Bei dem Treiben ist von seiten der Treiber alles überflüssige Gelärm zu vermeiden, ein ruhiges Durchgehen, ab und zu von Pfeifen oder Anschlagen an die Bäume unterbrochen, wird mehr Erfolg haben als das stete Geschrei der Treiber. Seitens der Schützen ist besonders das Ruhigstehen zu empfehlen, da die geringste Bewegung vom Fuchse wahrgenommen wird und er oft mehr dagegen als gegen etwas schlechtern Wind empfindlich scheint. Deshalb hüte man sich ja, das Gewehr eher an den Backen zu ziehen, bis der Fuchs ganz schußmäßig ist und sei überhaupt doppelt aufmerksam, da derselbe oft angeschlichen kommt. Mit Schroten Nr. 3 oder Nr. 4 wird man selbst im strengsten Winter jeden Fuchs niederschießen.

3. Hetzen mit Windhunden.

Zum Hetzen mit Windhunden eignen sich vorzüglich die größern Heiden, Moore, in denen der Fuchs sich oft versteckt und welche man, wie bei den Windhundshetzen auf Hasen, abreitet.

Will man den Fuchs auf anderm Terrain mit Windhunden hetzen, so zieht man entweder mit Jagdhunden aus und stellt sich mit den Windhunden, unter genauer Beobachtung des Windes, am Gebüsche und zwar an einem Orte, wo man eine hinlänglich weite Aussicht vor sich hat, oder auch, wenn ein Berg in ihrer Nähe ist, hinter diesen an, um ihn dort, wenn ihn die Jagdhunde aus dem Gebüsch oder Gebrüche treiben, in Empfang zu nehmen; oder man reitet zur Zeit, wo er aus Mangel anderer Nahrung auf die Feldmäuse Jagd macht, in den Feldern umher, oder nimmt auch wol im Winter einen auf Füchse gut eingehetzten Windhund in den Schlitten mit und behetzt den Fuchs, sobald man ihn im Felde gewahr wird. Wenn sich der Hetzer bei der Jagd mit Jagdhunden anstellt, so muß er sich, soweit es immer möglich ist, sorgfältig zu verbergen suchen, nicht das mindeste Geräusch machen, auch die Windhunde, welche gern aus Ungeduld und Jagdhitze zu winseln pflegen, bei zeiten von diesem Fehler durch dienliche Strafen entwöhnen. Sobald der Fuchs die Windhunde bemerkt, geht er nicht aus dem Gebüsch oder kehrt, wenn er ihrer erst beim Herausschlüpfen ansichtig wird, plötzlich auf der Stelle um und flüchtet wieder ins Gebüsch zurück; daher man, wenn man sich dicht am Gebüsch angestellt hat, den Fuchs erst eine Strecke ins Feld lassen muß, ehe man ihn behetzt. Wenn man ohne Jagdhunde, mit Windhunden allein, auf den Feldern umherreitet, so kann man den Fuchs, sobald man irgend geräumiges Terrain vor sich hat, oft auf eine un-

glaubliche Weise anhetzen. Der Windhund bedarf nur einer geringen Schnelligkeit, um ihn einzuholen. Daß junge Windhunde einen Fuchs bei der ersten Hetze, wenn sie ihn einholen, selten zu nehmen pflegen, ist schon beim Windhunde gesagt. Wenn man einen auf Füchse eingehetzten Windhund hat, so ist dieser allein hinlänglich, ihn zu fangen. Er macht, so gewaltig der Fuchs auch um sich beißt, gemeinhin wenig Federlesens mit ihm. Die Hetzer suchen sich daher zum Fuchshetzen gewöhnlich die stärksten bissigsten Windhunde, oft solche aus, die wegen der geringern Schnelligkeit weniger zur Hasen- als Fuchshetze taugen. Auch bei einem gehetzten Fuchse untersuche man, ehe er aufs Pferd gebunden wird, ob er noch eine Spur von Leben an sich hat. Es gibt Beispiele, wo er dem Anscheine nach todt aufgefunden wurde und hinterher plötzlich dem Pferde in die Dünnung griff, was für den Reiter und fürs Pferd oft unglücklich abläuft.

4. Der Anstand.

Der Anstand wird auf verschiedene Weise ausgeübt.

Auf dem Baue, indem man auf einem passenden Baume den Hauptröhren gegenüber einen Sitz bereiten läßt, von wo ab der Jäger den alten Füchsen den Tod bringt, wenn sie gegen Abend zu Bau fahren, den Jungen ihren Raub zu bringen, und den Jungen, wenn sie spielend vor den Röhren sich belustigen. Train empfiehlt beim Hingehen nach dem Ansitzplatze die Schuhsohlen tüchtig mit einem wohldurchlaugten Heringskopfe zu verwittern (dieselben damit zu bestreichen), indem dadurch aller Verdacht weggeräumt wird, der sonst, sowie der Fuchs die Jägerfährte wittert, die Jagd vergeblich macht. Daß man sich übrigens auf dem Anstande völlig ruhig verhalten muß, sich nicht räuspern, nicht ausspucken und selbstverständlich nicht rauchen darf, gilt hier sowol als auch bei den andern Jagdarten.

Der Anstand beim Luder kann im Freien, besser aber von einer Schieß- oder Fuchshütte aus betrieben werden. Bei Anlegung der Hütte, welche man übrigens groß oder klein einrichten lassen kann, hat man darauf zu sehen, daß dieselbe nicht windet, d. h. daß der Wind in den meisten Fällen nicht von der Hütte nach dem Luderplatze zu steht, daß man unbemerkt vom Luderplatze ein- und ausgehen kann und daß man wo möglich zwischen beiden ein kleines rauschendes Wasser hat, sodaß der Fuchs nichts aus der Hütte hören kann. Man richte sie warm ein, lege das Luder so, daß das Hintertheil nach der Hütte zu gerichtet ist, weil oft der Fuchs ganz hineinkriecht und man dann, wenn es anders liegt, nicht mit Erfolg schießen kann. Gut ist es, wenn man überall aus der

Umgebung eine Schleppe nach dem Luderplatze hin macht. Man nimmt dazu am besten Hasengescheide, welches einige Tage in Heringslake gelegen hat, bindet dasselbe zusammen und zieht damit auf eine solche Weise im Holze hin und her, daß man, ohne in den Wind der Hütte zu kommen, sich dem Luderplatze nähert und zuletzt das Geschleppe dicht beim Luder hinwirft. Auch kann man auf diesem Wege zuweilen einige Fangbrocken, wovon gleich unten beim Fuchsfange die Rede sein wird, auswerfen, was die Begierde des Fuchses vermehren wird. Ist auf diese Weise alles vorbereitet, so begibt man sich, wohl gegen die Kälte geschützt, an einem mondhellen Winterabend in die Hütte und man wird, wenn es überhaupt Füchse im Revier gibt, selten vergeblich gehen, oft aber mehrere in einer Nacht erlegen können. Beim Hin- und Weggehen sei man immer vorsichtig, vermeide alles Geräusch und gehe nur zum Luder, um die geschossenen Füchse zu holen, wenn die Jagd für diesmal beschlossen wird. Nie darf man das Gewehr weit aus dem Schußloche stecken. Man kann diese Schießhütten auch, wie beim Wolf bemerkt ist, auf Bäumen anbringen; doch sind sie kalt und unbequem und der Erfolg ist nicht sicherer als bei den vorbeschriebenen.

Die Methode, den Fuchs beim Anstande auf das Reizen zu schießen, besteht im wesentlichen darin, daß man sich entweder bei Tagesanbruch oder in der Abenddämmerung an Orten anstellt, wo der Fuchs ein- und auszutraben pflegt, und ihn dann durch das nachgeahmte Geschrei des Hasen oder der Drossel, oder auch der Maus an sich zu locken sucht. Es gibt Jäger, die die Rufe der Thiere ganz genau mit dem Munde nachzuahmen wissen. Es gehört aber viel Uebung dazu, um eine vollständige Täuschung zu Wege zu bringen. Der Ruf muß rein sein, weil er sonst ohne Wirkung bleibt. Man hat aber auch Instrumente, mit denen man die verschiedenen Rufe täuschend nachahmen kann. Man reizt oder lockt nun entweder aufs Gerathewohl, oder man wartet ab, bis man einen Fuchs in der Ferne gewahr wird, und dies ist, wenn man nur sonst verborgen und dem Winde gegenübersteht, allerdings besser. Der Fuchs horcht gemeinhin auf den ersten Ruf hoch auf und kommt auf den zweiten sehr schnell herbei. Man muß dann aber mit dem Schuß ebenso schnell sein, weil er sich, sobald er Unrath merkt, eilig aus dem Staube macht.

5. Fang im Eisen.

Der Fuchsfang im Eisen ist bei weitem schwieriger. Er erfordert ebenso viel Erfahrung als Uebung und kann nicht leicht durch bloße Theorie erlernt werden. Es ist sogar schwer, dem Leser die Einrichtung und das Aufstellen der Eisen durch bloße Beschreibung zu versinnlichen,

und daher nothwendig, daß er sich selbige vorweisen und die beim Aufstellen nöthigen Handgriffe zeigen lasse, ehe er den Fang unternimmt. Wir werden versuchen, dem Leser das Verfahren beim Fange, insoweit es sich durch Beschreibung thun läßt, einigermaßen anschaulich zu machen.

Man bedient sich zum Fuchsfange am häufigsten der Schwanenhälse oder Berliner Eisen, ingleichen der Teller- oder Tritteisen, die auch beim Otter- oder Marderfange gebraucht werden.

I. Der Schwanenhals

besteht aus zwei starken eisernen, 30 cm hohen, an einer Seite unten zusammengenieteten, an der andern aber an eine starke krumme Feder, b, befestigten Bügeln, a a, die, solange das Eisen unaufgestellt ist, aufrecht stehen und dicht aneinanderschließen, wogegen sie beim Aufstellen auseinandergedrängt und am Boden niedergelegt werden.

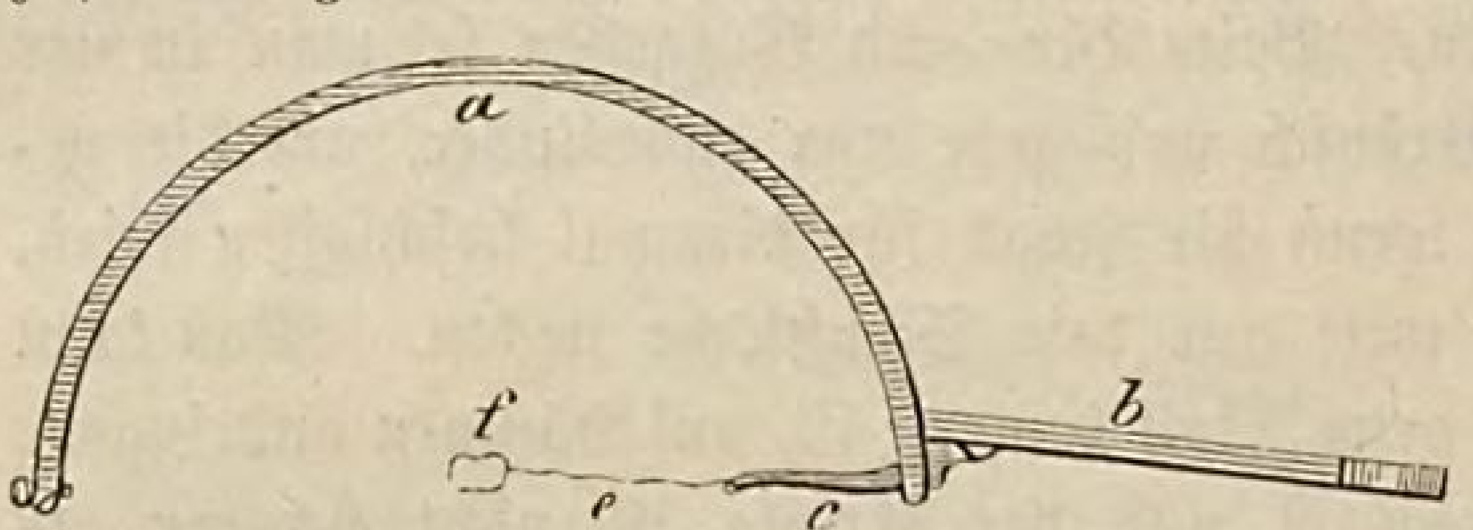


Fig. 41. Schwanenhals, unaufgestellt.

Um sie in der ihnen beim Aufstellen gegebenen Lage zu erhalten, ist hinter den Bügeln zwischen der Feder ein Schloß mit einem Abzuge, c, vor diesem aber, und zwar an der innern Seite der Bügel, eine Röhre, d, angebracht, durch welche beim Aufstellen ein Schnürchen von Zwirn oder weißem Pferdehaar, e, gezogen, und an dem Abzuge befestigt wird, um bei dem leisesten Anziehen des Schnürchens, an welchem hinwiederum der Köder f, (Abzugsbrocken, Abbiß) festgemacht wird, das Losdrücken des Stellschlosses und das Zurückschlagen der Bügel, zwischen denen der Fuchs sodann eingeklemmt und gefangen wird, zu bewirken. So viel von der Einrichtung des Eisens.

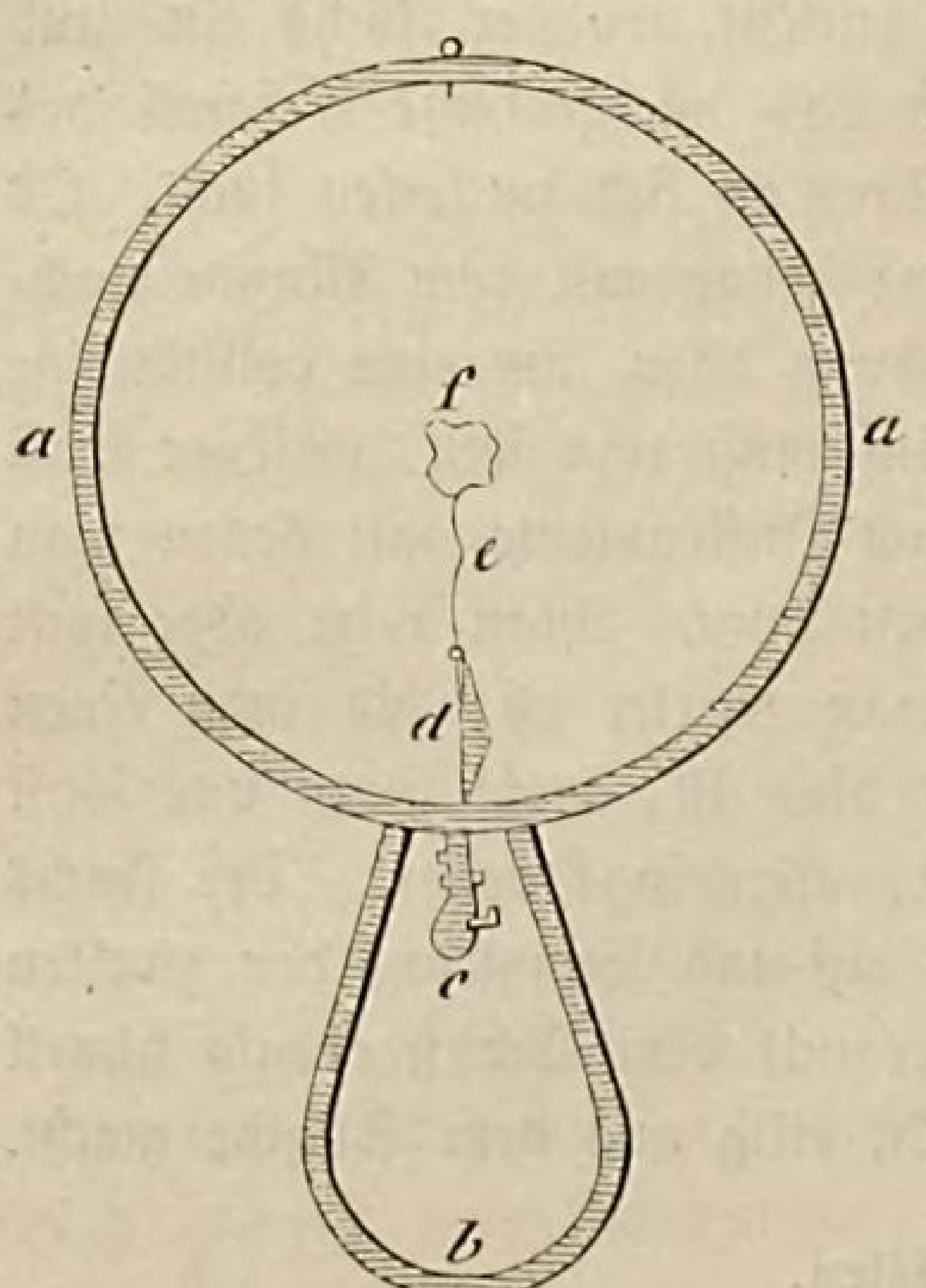


Fig. 42. Schwanenhals, aufgestellt.

Und nun das Verfahren beim Fange selbst und die dazu nöthigen Vorbereitungen.

Man sucht zuvörderst einen zum Legen des Eisens schicklichen Platz aus und wählt dazu solche Orte, wo man bemerkt, daß der Fuchs des

Nachts herumtrabt. An und zwischen Wäldern gelegene Wiesen und Gründe, ingleichen junge Schläge eignen sich hierzu am besten. Um aber auch den Fuchs zum häufigern Besuch dieser Orte anzulocken und ihn dorthin zu gewöhnen, legt man drei bis vier, auch nach Umständen mehrere Kirrungsplätze an. Man hackt oder lockert auf diesen das Erdreich in einem Umfange von der Größe des Eisens auf, oder streicht, wenn etwa Schnee gefallen ist, solchen fort, und legt alsdann auf jeden dieser Plätze zwei bis drei Kirrungsbrocken hin, schleift auch vom Holze bis zu den Kirrungsplätzen und von einem zum andern eine Schleppe.

In ältern Zeiten pflegten die Jäger aus der Zubereitung der Kirrungsbrocken, ingleichen aus der Witterung, deren sie sich beim Legen des Eisens bedienten, ein großes Geheimniß zu machen, sich deren Mittheilung oft theuer bezahlen zu lassen, und es ist dies auch noch jetzt zum Theil der Fall. Die Brocken werden auf verschiedene Art und entweder mit der Witterung zusammen oder für sich allein bereitet.

Man nimmt eine kleingeschnittene Zwiebel, thut diese sammt etwas frischem Gänseschmalz in einen neuen glasirten Tiegel, läßt es über einem gelinden Kohlenfeuer ganz sachte kochen und rührt die Masse während des Kochens mit einem neuen hölzernen Spatel um, bis sie eine bräunliche Farbe bekommt. Alsdann legt man ein Stückchen Kampher, das etwa so groß ist wie zwei Erbsen, ingleichen einige in Würfelform geschnittene Brotstücke — und dies sind eigentlich die Kirrungsbrocken — hinein und läßt sie einige Zeit in der Masse liegen. Man nimmt die Brocken hinterher mit dem Spatel heraus, legt sie auf reines Papier zum Abtrocknen und hebt solche in einem reinen Lappen zum Gebrauch auf. Das mit der Zwiebel und dem Kampher gekochte Gänseschmalz wird ebenfalls, und zwar zum Verwittern des Eisens, aufgehoben. Einige Jäger pflegen noch eine Hand von Alstranken, sonst auch Mäuseholz genannt, in die Masse zu thun, was nicht unrecht ist; in diesem Fall muß aber die obere Rinde abgenommen, und blos die untere grüne, nachdem sie vorher fein geschabt worden, der Masse beigefügt und mit dieser gekocht werden. Auch pflegen andere die Brotbrocken, wie auch Döbel vorschreibt, ehe sie in die Masse gelegt werden, rösten zu lassen, überdies auch noch einen Löffel voll Honig, und auch dies empfiehlt Döbel, beizumischen. Wir haben indessen stets nach der vorhin angeführten einfachen Zubereitungsmethode verfahren und solche bewährt gefunden.

Zur Schleppe bedient man sich entweder der oben angegebenen vom Hasengescheide, oder einer todten Katze, die man, wenn solche vorher abgestreift und das Eingeweide herausgenommen worden, braten läßt, auch wol während des Bratens mit Gänsefett oder auch mit der zubereiteten

Witterung bestreicht, dann an eine Leine bindet und hinter dem Jäger auf der Erde schleppen läßt — daher die Benennung Schleppe. Während des Schleppens läßt man auf dem Wege hin und wieder, etwa alle hundert Schritte, einen Kirrungsbrocken fallen, jedoch diesen immer auf der Stelle, wo die Schleppe geht.[1] Wenn man nun bemerkt, daß der Fuchs der Schleppe nachgegangen ist, und sowol die auf dem Wege als auf den Kirrungsplätzen hingeworfenen Brocken zu sich genommen hat, legt man, ohne jedoch weiter zu schleppen, wiederum einige Brocken hin, und setzt dies noch etwa zwei Tage hintereinander fort. Sobald man nun gewahr wird, daß er die aufs neue ausgestreuten Brocken ungescheut genommen hat, dann ist es Zeit, das Eisen zu legen.

Aber auch hierzu gehören Vorbereitungen, die bereits einige Zeit vorher veranstaltet werden müssen. Das Eisen, welches sehr gut polirt und keine Spur von Rostflecken, auch ebenso wenig von Oel oder anderer Schmiere haben muß, wird nämlich gegen die Zeit, da man mit dem Fange vorgehen will, auseinandergenommen und in einem Kessel, in den man dürren Pferdemist und reines Wasser thut, beim Feuer ausgesotten, alsdann stückweise mit Sand und reinem Wasser abgeputzt, hinterher mit einem reinen Lappen, der keinen Geruch von Seife oder sonst haben muß, abgetrocknet und wieder zusammengesetzt. Es ist aber auch gut, wenn man einige Zeit vor dem Fange, und zwar noch ehe die Erde gefroren ist, auf dem Platze, den man zum Legen des Eisens gewählt hat, das Lager, worin das Eisen zu liegen kommt, ausschneidet, das Muster schneidet, wie es viele Jäger nennen. Man bedient sich hierzu einer kleinen Hacke, die auf beiden Seiten Schneiden hat, von denen eine in die Länge, die andere in die Quere steht, und die der sogenannten Queraxt der Zimmerleute ähnlich ist, und haut mit dieser, wenn man das Eisen vorher aufgespannt, festgestellt und genau so, wie es bei dem Fange zu liegen kommt, auf dem Boden abgezeichnet hat, eine 3 Finger breite Rinne ganz genau nach der Figur sowol der Bügel als der Feder und des Schlosses in die Erde. Der Fleck, wo das Schloß ist, muß aber auch des nöthigen Spielraums wegen etwas geräumig gemacht, die Rinne aber überall gerade so tief ausgehauen werden, daß das Eisen nirgends über dem Boden hervorsteht. Da aber auch das Eisen so gelegt werden muß, daß die Feder gegen den Wind zu stehen kommt — weil der Fuchs sich leichter fängt, wenn er vorn zwischen den Bügeln zugeht, als wenn er quer über die Feder herankommt — so ist es, da man nicht im voraus wissen kann, wie der Wind beim Legen stehen wird, gut, wenn man

[1] Einige Jäger bedienen sich auch mit gutem Erfolge zur Schleppe eines gebratenen Herings, und zu der Kirrung, ja selbst zum Abzugsbrocken der Heringsköpfe.

zwei Lager, eins mit der Richtung der Feder gegen Nordwest, das andere gegen Osten, auch wol mehrere nach verschiedenen Richtungen gekehrte Lager bereitet, um das Eisen hinterher nach Beschaffenheit des Windes so oder so legen zu können. Wenn das Eisen gehörig rein gehalten und einige Zeit vor dem Fange in der vorhin beschriebenen Art ausgesotten und geputzt wird, so kann man es ohne weitere Umstände auf die weiter unten beschriebene Art aufstellen. Die meisten Jäger pflegen es aber der Vorsicht wegen noch vorher mit einer besonders dazu verfertigten Masse (Witterung) zu bestreichen und nach dem Jägerausdruck zu verwittern. Zweckmäßig ist es, zum Verwittern des Eisens dieselbe Masse, in der die Brocken zubereitet sind, zu verwenden, und man bestreicht mit dieser mit einem reinen Läppchen sowol das Eisen als die Hände — welches letztere deshalb nöthig ist, weil der Fuchs das Antasten mit der Hand gleich wittert — und reibe das Eisen damit tüchtig ein.

Beim Legen des Eisens selbst wird nun folgendermaßen verfahren: Ehe man dasselbe aufstellt, zieht man vorher durch die vor dem Abzuge befindliche Röhre d das Abzugsschnürchen e, bindet dieses an den Abzug und befestigt dagegen an dem andern Ende, welches aber nicht zu lang aus der Röhre hervorreichen muß, den Abzugsbrocken f. Man drückt nun die Bügel mit den Knien auseinander, wobei man sich so zu stellen hat, daß man das Schloß vor sich hat, stellt das Schloß und steckt hinter dem Abzuge, damit das Eisen nicht während des Legens zusammenschlagen kann, ein Stückchen Holz oder Eisen vor, legt das Eisen in das Muster und füttert es, wenn vorher über das Schloß, ingleichen über die Wirbel reines Papier gelegt worden, überall, wo es in der Rinne liegt, mit reiner Spreu oder auch mit Erde vom Ameisenhaufen, dergestalt ein, daß nirgends etwas vom Eisen zu sehen ist. Es muß aber auch, man mag nun zum Einfüttern des Eisens Spreu oder Erde vom Ameisenhaufen wählen, schon vorher etwas davon auf dem Platze umhergestreut sein, damit der Fuchs, welcher auf jeden neuen Gegenstand sehr aufmerksam ist, bei zeiten daran gewöhnt wird. Auch muß man mit Strauchreisern etwas Erde, aber sehr dünn, über das Eisen bringen, sowie denn endlich, was man nicht außer Acht zu lassen hat, neben dem Abzugsbrocken noch ein oder zwei Nebenbrocken, auf den andern Plätzen aber ebenfalls dergleichen hingeworfen werden müssen. Daß das beim Aufstellen der Vorsicht wegen hinter dem Abzuge vorgesteckte Stückchen Holz oder Eisen, sobald alles in Ordnung ist, wieder behutsam fortgenommen werden muß, weil sonst das Eisen nicht schlagen kann, versteht sich von selbst. Wenn zur Zeit, wo man das Eisen legt, gerade Schnee gefallen ist, so kann man das Eisen oft, ohne Rücksicht auf die Rinne, ja selbst ohne

es einzufüttern, blos in den Schnee legen, und der Fang geht dessenungeachtet zuweilen recht gut von statten. Wenn man aber das Eisen noch besonders einfüttert, so muß man hinterher mit einem Spahn etwas Schnee darüberbringen, damit nichts von Spreu zu sehen ist, auch beim Fortgehen vom Fangplatze mit einem reinen Besen die eigene Spur rückwärtsgehend verkehren.

Es ereignet sich oft, daß, wenn man das Eisen zur Abendzeit gelegt hat, der Fuchs sich in der nämlichen Nacht fängt, weshalb man am folgenden Morgen, sowie täglich des Morgens, nachsehen, auch den Abzugsbrocken den Tag über mit Reisern bedecken muß, damit nicht die Krähen oder Raben unterdessen den Brocken abziehen, wovor sich einige Jäger dadurch sichern, daß sie Krähenfedern zum Scheuchen auf den Platz legen. Wenn aber der Fang nicht spätestens in der dritten Nacht erfolgt, und der Fuchs entweder blos die Nebenbrocken genommen und den Abzugsbrocken unberührt gelassen[1], oder auch selbst die Nebenbrocken verschmäht hat, so ist es unklar, und vermuthlich beim Legen des Eisens oder sonst ein Versehen vorgegangen. Es kostet dann oft viele Künste, den verpönten oder verprellten Fuchs, wie ihn die Jäger in diesem Falle nennen, auf das Eisen zu bringen. Das beste Mittel ist dann, das Eisen fortzunehmen und den Fuchs aufs neue zu kirren, und wenn er die Kirrung wieder annimmt, das Eisen zwei oder drei Tage darauf nochmals, aber nicht auf der nämlichen Stelle, sondern neben dieser, zu legen, oder auch, wenn man gewahr wird, daß der Fuchs zwar die Nebenbrocken genommen, sich aber an den Abzugsbrocken nicht gewagt hat, die erstern, nämlich die Nebenbrocken, an den letztern, nämlich den Abzugsbrocken, mit einem starken Faden anzuhängen, wodurch er sich dann auch wol zuweilen hintergehen läßt. Auch ist es nicht undienlich, wenn man gleich zur Stelle die Kirrung wie die Witterung verändert und eine andere versucht. Geht er dessenungeachtet nicht zu, so bleibt freilich, wenn alle Mühe umsonst ist, nichts weiter übrig, als den Fang aufzugeben.

Man bedient sich der Schwanenhälse auch zum Wolfsfange. Das Eisen muß aber bei weitem größer, die Feder ungleich stärker und schwerer als beim Fuchseisen sein, weil der Wolf sonst, wenn er sich fängt, das Eisen oft weit mit sich schleppt, was besonders bei Blachfrost erfolgt; daher denn auch der Fang am besten beim Schnee von statten geht.

---

[1] Auch ereignet es sich, daß der Fuchs den Abzugsbrocken behutsam abkaut, ohne das Schnürchen anzuziehen. Es ist dies aber meist immer ein Beweis, daß das Eisen, oder vielmehr das Schloß zu fest steht. Man muß dann solches leiser stellen. — Oft langt er blos mit der Pfote nach dem Brocken, und bleibt dann blos mit dieser im Eisen fest, beißt sie dann zuweilen aus Angst ab, und ergreift auf drei Läufen die Flucht.

Die übrige Procedur ist nun zwar durchaus die nämliche wie bei dem Fuchsfange, nur mit dem Unterschiede, daß man beim Wolfsfange zu den Kirrungs- und Abzugsbrocken Rehwildpret oder auch Enten nimmt und dieses in reinem Gänse- und Entenfett braten läßt, auch wie bei den Fuchsbrocken etwas Kampher hinzufügt. Zum Verwittern des Eisens nimmt man beim Wolfsfange reines Gänseschmalz, läßt dies in einem neuen Tiegel zergehen, thut dann etwas Fenchel, ingleichen Baldriankraut, auch einige Kien- oder Tannenknospen hinein, fügt, wenn es bräunlich zu werden anfängt, etwas Kampher hinzu, drückt dann den Saft durch ein reines Tuch, schabt ein wenig Wachs hinein, damit die Masse etwas steif werde, und hebt es zum Gebrauche auf. Man muß sich aber bei der Zubereitung, und dies ist auch bei der Fuchswitterung nöthig, hüten, daß Rauch in den Tiegel schlage, ingleichen sorgen, daß die Masse nicht anbrenne. Zur Schleppe nimmt man beim Wolfsfange am besten Rehwildprets-Gescheide.

Im Nachstehenden lasse ich (v. R.) einen Abdruck aus dem Werke: „Der Fang des Raubzeugs" von Adolf Pieper (Mörs a. Rh., 1882, 4. Aufl.), mit Genehmigung des Herrn Verfassers sammt Abbildungen folgen.

Die vorstehende Abhandlung über den Fang mit dem Schwanenhalse wird durch das Folgende vervollständigt, und die über die Tellereisen war in der Jester'schen Bearbeitung so unvollständig und veraltet, daß sie gänzlich gestrichen werden mußte.

Die Eisen des Herrn Pieper haben sich so vortrefflich bewährt, sind in der Ausstellung in Kleve prämiirt, und außerdem hatte ich dort selbst die erwünschte Gelegenheit, in Herrn Pieper einen sehr instruirten Fachmann persönlich kennen zu lernen, daß ich mich gern auf ihn beziehe, zumal ich wenig Gelegenheit und noch weniger Zeit gefunden habe, mich mit dem Fang des Raubzeugs eingehend abzugeben.

„Um den Schwanenhals von größeren Dimensionen allein mechanisch bequem zu spannen, kann man sich folgendes Spannbret, wie nachstehend abgebildet, selbst machen.

a b ist ein Kreuz von Holz, welches in der Mitte eingeschnitten und fest verbunden ist. a steht über b. c c sind die Niederdrückhebel. Dieselben haben unten ein starkes Charnier oder Loch mit Bolzen, welches sehr leicht beweglich sein muß. e e sind die Befestigungspunkte, um die sich die Hebel drehen. d d Sicherheitshaken auf der untern Seite mit eingelassener Mutter versehen, zum Festhalten der niedergedrückten Hebel. Unterhalb des Kreuzes am obern und untern Ende ist je ein Klötzchen angebracht, damit zum Stellen des Eisens der nöthige Spielraum bleibt.

gg sind zwei eiserne Halter für die Feder, von unten mit Muttern versehen, zum Festschrauben. Die Bügel des Schwanenhalses müssen so weit auseinandergebogen werden, daß die Hebel hineingehen, dann ist die Stellung mit ganz geringer Kraft auszuführen.

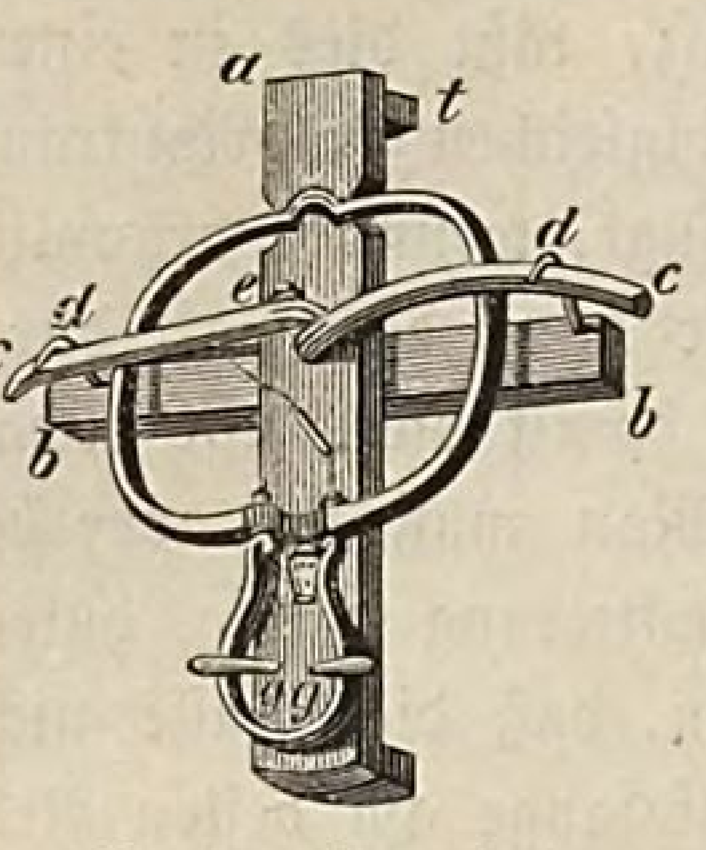


Fig. 43. Spannbret.

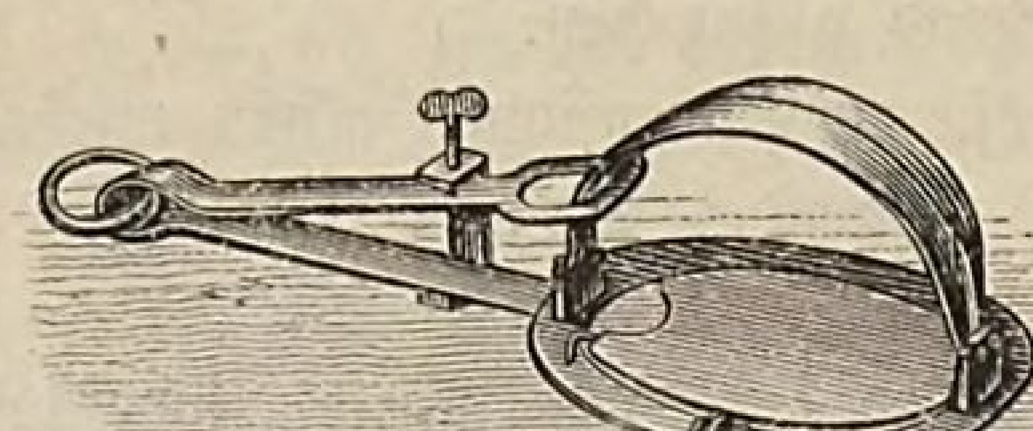
Die Schwanenhälse werden nicht mit Spitzen in den Bügeln gemacht, weil die Federn eine solche Kraft haben, daß die Bügel kein Thier herauslassen, vorausgesetzt, daß das Eisen proportional gebaut ist und kurz angepflöckt wird. Eingetheilt werden dieselben bei den Fallenfabrikanten und im Handel nach der Weite der Bügel in rheinischen Zollen.

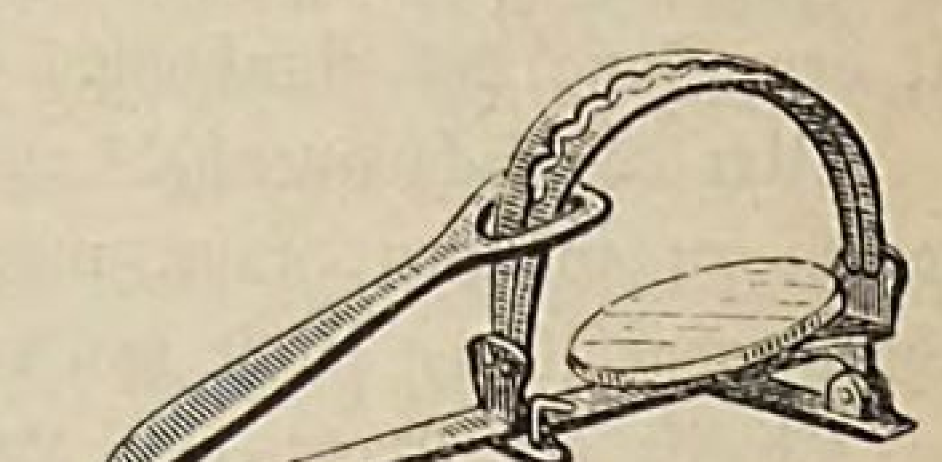
Ueber die von mir bezogenen Schwanenhälse ist viel Lobendes geschrieben worden in der «Deutschen Jagdzeitung» und dem «Waidmann», namentlich aber haben mir die angeführten Resultate, die mir so mancher Fänger zum Saisonsschluß mittheilte, herzliche Freude gemacht. Ebenso wurde mir die Freude zutheil, zwei Expeditionscorps, die nach dem Innern von Afrika auszogen, mit meinen Anleitungen und Eisen versehen zu können.

Bei richtiger Befolgung der vorgeschriebenen Anleitungen wird man auch bald Erfolge haben."

II. Das Tellereisen.

„Die gebräuchlichsten Tellereisen unterscheiden sich der Hauptsache nach in solche mit runden Bügeln und solche mit eckigen Bügeln. Der fernere Unterschied sitzt in den verschiedenen Formen der Federn und in dem Stellmechanismus.


Fig. 44.


Fig. 45.

Die Bügel der Tellereisen sind, wie bereits gesagt, in dicht schließender Form ganz verwerflich, da sie durch die treibende Gewalt der Feder den nur noch nach Durchschlagen des Knochens an den Sehnen hängenden Lauf durch das in der Angst entstehende Würgen der gefangenen Thiere gänzlich abschneiden.

Diesem Uebelstand wird durch meine rund ausgezahnten Bügelsysteme abgeholfen, jeder Bügel hat halbrunde Auszahnungen, welche gegeneinanderstehend circa 5 mm Luft geben, was im ersten Moment von Laien für eine Unaccuratesse der Arbeit gehalten wird, aber den besondern Zweck hat, daß das Thier sich den gefangenen Lauf nicht abwürgen, resp. abschneiden kann, wenn auch der Knochen durch den Schlag der Bügel zerbrochen ist. Halten doch die Sehnen das Thier so fest, daß es niemals entkommt. Selbst das Märchen vom eigenen Abbeißen des gefangenen Laufes wird durch Anwendung solcher Eisen vollständig verscheucht, und es kommt niemals vor, daß man in solchem Eisen nur einen Lauf vorfindet. Wer außer der Rundzahnung noch glaubt Spitzen darin haben zu müssen, kann dies nach Belieben bestellen.

Eine weitere Nothwendigkeit guter Bügel ist die Aussparung derselben direct hinter den Drehpunkten um circa 5 mm, weil sich bei dem Zuschlagen an diesen Stellen gern Gras, Laub, Erde u. dgl. einklemmt und dann die Bügel ohne Aussparung oben nicht schließen. An der hinteren Seite des zuerst umstehend abgebildeten dichtschließenden Eisens mit Spannschraube ist die Aushöhlung zu sehen.

Schließlich müssen die Bügel guter Tellereisen nicht zu hoch stehen, vielmehr möglichst niedrig sein, denn erstens fängt sich in niedrigen Eisen fast alles Raubzeug an den Läufen, und zweitens würden bei kurzbeinigen Thieren hohe Bügel das Thier so an den Leib schlagen, daß es aus dem Bereich der Falle geschleudert wird; das kann man meistens annehmen, wenn man einen Büschel Haare in den Bügeln vorfindet. Ferner aber lassen hohe Bügel auch das gefangene Thier so viel Hebelkraft anwenden, um sich mit leichterer Mühe herauszureißen, da die Feder die Bügel mehr unten faßt.

Die besten Bügel sind also kräftige, niedrige, rund ausgezahnte und über dem Drehpunkt ausgehöhlte Bogen in runder oder eckiger Form. Letztere haben den Vortheil einer größern Greiffläche.

Ich habe bei der Fabrikation die Bügelgröße in folgende 6 Nummern eingetheilt:

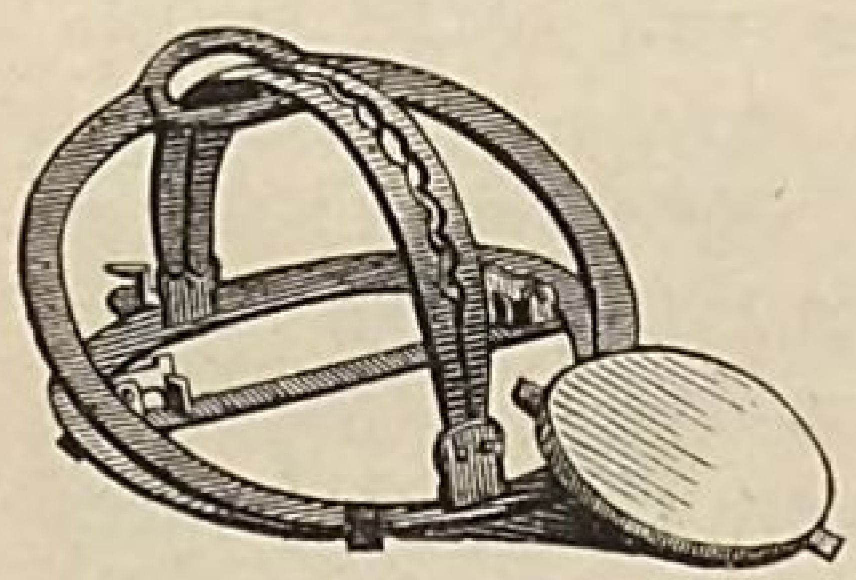
Länge inw.		Höhe eines Bügels Runde	Höhe eines Bügels Eckige	Gewicht der Eisen in Kilo circa
Nr. 1	85 cm	50 mm	40 cm	0,300
„ 2	133 „	74 „	60 „	0,900
„ 3	181 „	98 „	80 „	1,500
„ 4	229 „	120 „	100 „	3,000
„ 5	277 „	144 „	120 „	4,500
„ 6	325 „	170 „	140 „	7,000

Passend sind vorstehende Nummern der Fallen für folgende Thiere:

Nr. 1 für Vögel, Ratten, Wiesel.
„ 2 für kleine Raubvögel, Krähen, Elstern, Hamster, Wiesel, Iltisse, Marder.
„ 3 für Iltisse, Marder, Kaninchen, Katzen, Enten, Raubvögel.
„ 4 für Marder, Katzen, Ottern, Füchse, Dachse.
„ 5 für Katzen, Fuchs, Dachs, Wolf, Panther.
„ 6 für Wildschweine, Wolf, Luchs, Panther, Tiger, Bären.

Die Federn der Tellereisen unterscheiden sich in vorstehenden in untergelegten, aufgelegten oder rundgebogenen Formen.

Die Federn in der alten gebräuchlichen Form, wie auf den vorigen Seiten abgebildet, federn fast nur in der Biegung. Um nun der ganzen Feder eine gleichmäßige Spannung und Thätigkeit zu verleihen, lasse ich alle Federn auf der Ober- und Unterfläche dünner hämmern und es bewährt sich dies sehr gut.


Fig. 46.

Eine gut gerichtete Feder muß die Bügel hoch fassen; je höher die Bügel gefaßt werden, um so fester wird das Thier gehalten, und braucht die Feder dann auch lange nicht so stark zu sein, wie dies für gewöhnlich gefordert wird. Eine gute Feder muß acht Tage lang gespannt liegen können, ohne merklich nachzugeben.

Dann darf eine gute Feder auch nicht zu kurz ausfallen, weil ihr dann die Elasticität genommen, resp. sie zu stark in Anspruch genommen wird. Die vorstehenden Federn haben deshalb vor den unterliegenden einen Vorzug.

Außerdem hat man noch rundgebogene, nach dem Fußring geformte Federn, die sowol doppelt als einfach gefertigt werden, deren besondere Vortheile aber nur in der Raumersparniß liegen.

Wir kommen jetzt zur Besprechung der Stellmechanismen. Diese unterscheiden sich nun in zwei Arten, und zwar in der Tellerstellung und Abzugsstellung.

Die Tellerstellung ist die gebräuchlichste Art bei dem Fangeisen, sie dient lediglich dazu, das Thier zu veranlassen, diesen kleinen Fleck Raum zu betreten, wodurch der Abzug ausgelöst und das Thier durch die Bügel gefaßt wird.

Die ganze Kunst der Fallensteller ist lediglich die, das Raubthier durch List und Geschick zu diesem kleinen Plätzchen der großen weiten Welt zu bringen, resp. es zu veranlassen, dieses Plätzchen zu betreten.

Man wendet zur Tellerstellung mehrere Stellvorrichtungen an; die verbreitetste und älteste ist die mit 2 Kerben, die auf einer Mittelachse unter dem Teller angebracht sind, welche sich aber für den Jäger wenig eignet. Dann kommt die nachstehende einseitige Stellung (Fig. 47); bei diesem Teller kann das Thier auf irgendeine Ecke treten, der Teller geht immer herunter.

Bei großen starken Fallen aber steht diese Art Stellung zu fest, sodaß man mitunter 3 Kilo auf den Teller legen kann, ehe sie sich abzieht. Man hat daher die Kraft durch einen Hebel übersetzt, und bringt eine

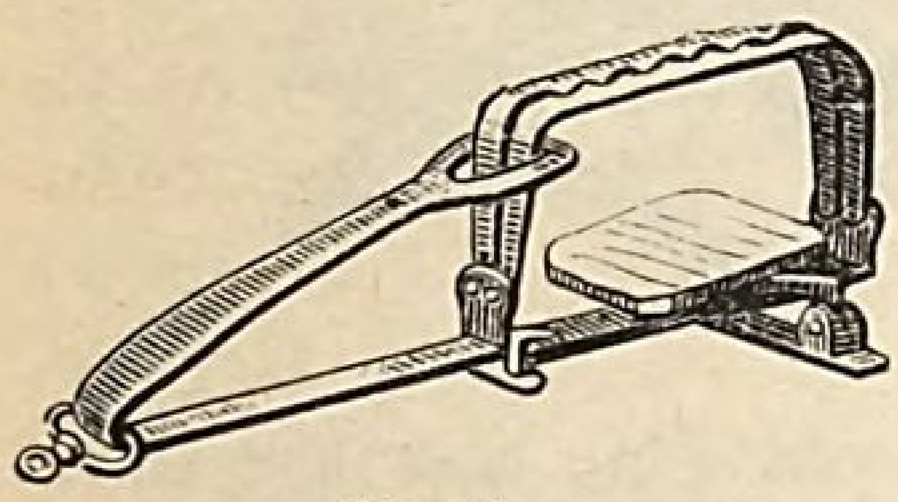


Fig. 47.

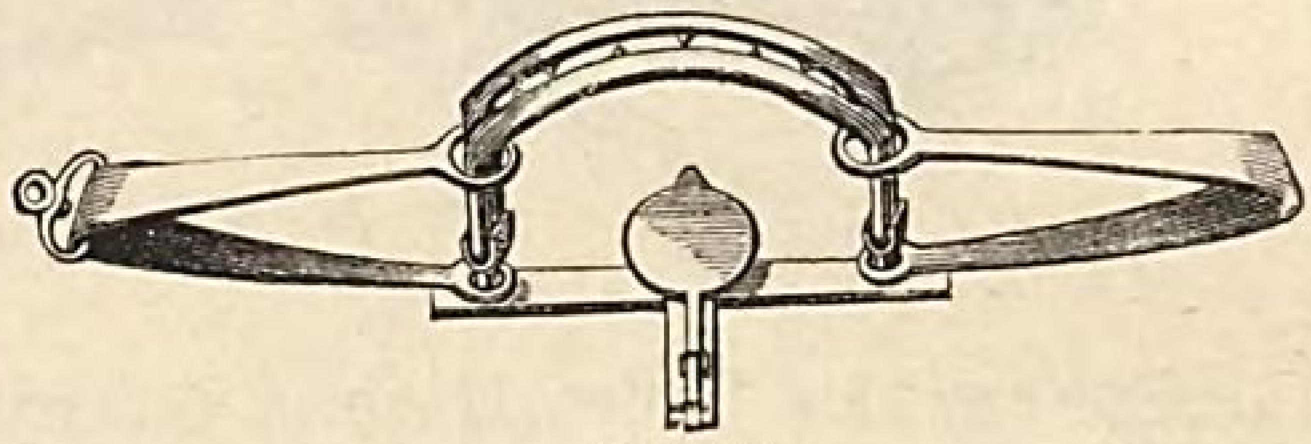


Fig. 48.

Schnappzunge an, wie vorstehende Abbildung Fig. 48 zeigt, welche man Zungenstellung nennt. Durch diese Vorrichtung ist der Abzug sogar für eine Maus zu stellen.

Die Tellereisen mit einseitiger Stellung und untergelegter Feder werden in verschiedenen Größen gemacht und zwar von der kleinsten Nr. 1 an bis Nr. 4, und zwar das Pfahleisen zum Raubvogelfang mit

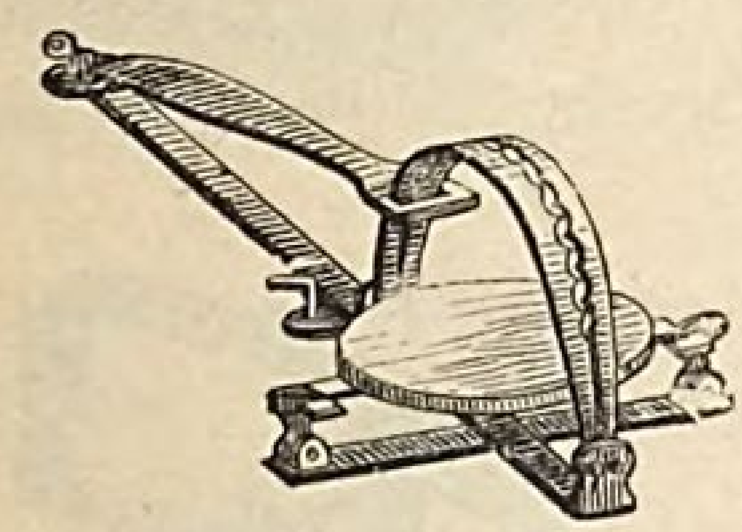


Fig. 49.

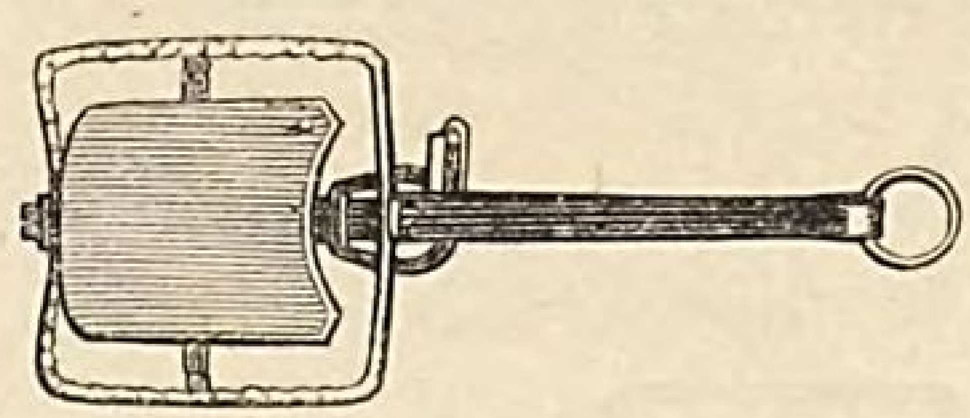


Fig. 50.

rundgewölbtem hölzernen Teller oder mit Naturholzstock als Tellerabzug; die größeren Nrn. 3, 4 und 5 außerdem als Tritt- oder Nestfallen. Als Pfahleisen werden in dem Fußring entweder seitliche Laschen eingenietet oder ein Loch für einen Draht eingebohrt.

Bei diesen beschriebenen drei Sorten Tellerfallen sitzt der Teller fest am Charnier. Eine vierte Art der Fallen ist die, bei denen die Teller ausgetreten werden, also ganz aus dem Lager fallen; solche nennt man Tritteisen mit Ausfallteller. Sie zerfallen in zwei Arten (Fig. 49 u. 50), und zwar in Doppelstellung und Vorderstellung. Erstere besteht aus zwei Kerben in den Bügeln, welche den dazwischengehaltenen Teller festhalten, was bei kleinen Eisen, wie vorstehend rechts angebracht ist,

gelten mag, bei großen Sorten aber zu fest steht und kantet, weshalb dafür die Doppelwirbelstellung construirt wurde, wie nachstehende Abbildung, Fig. 51, zeigt. Diese Stellung kann so scharf gesetzt werden, daß sie bei der leisesten Berührung losschnellt.

Eine weitere Art ist die Vorderstellung beim Tritteisen mit Zunge, wie nachstehend Fig. 52 abgebildet, bei welcher ebenfalls der Teller herausfällt.

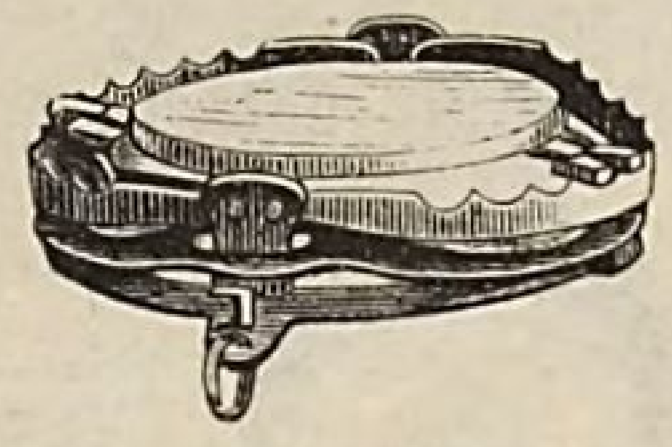


Fig. 51.

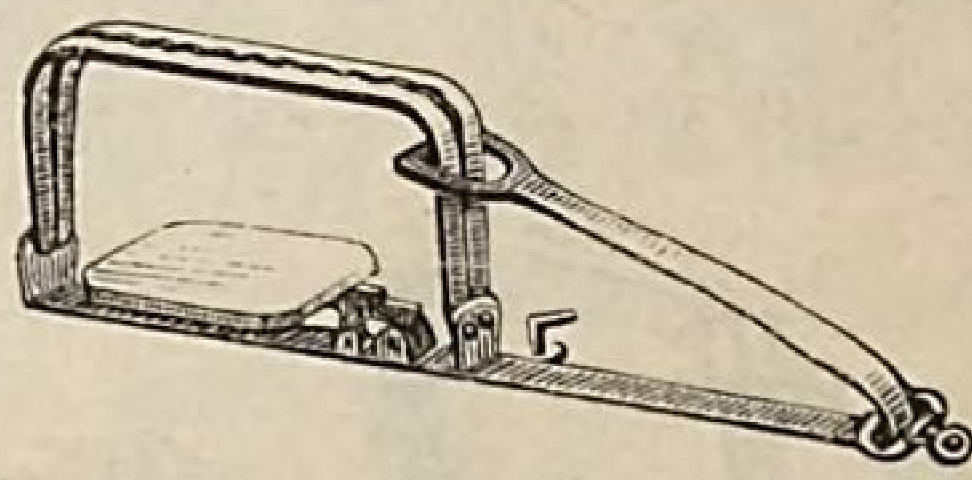


Fig. 52.

Ob nun die Teller bei den Tellereisen von Holz oder von Eisen sind, ist gleichgültig, jedenfalls ist es zu empfehlen, daß die Teller bei den Tritteisen mit einem Draht an die Falle festgebunden werden, damit, wenn das gefangene Thier das Eisen noch fortschleppt, die Teller nicht verloren gehen.

In den eisernen Tellern sind gewöhnlich drei bis fünf Löcher enthalten, welche dazu dienen, einen Köder oder Abzugsbrocken aufzubinden.

Hierfür eignen sich besonders die eigentlichen Abzugeisen, welche sich eintheilen in: Fadenabzug, Spießabzug, Eierabzug und Haarabzug.

Zu ersterer Art gehören die zwei nachstehenden Abbildungen, Fig. 53 u. 54.

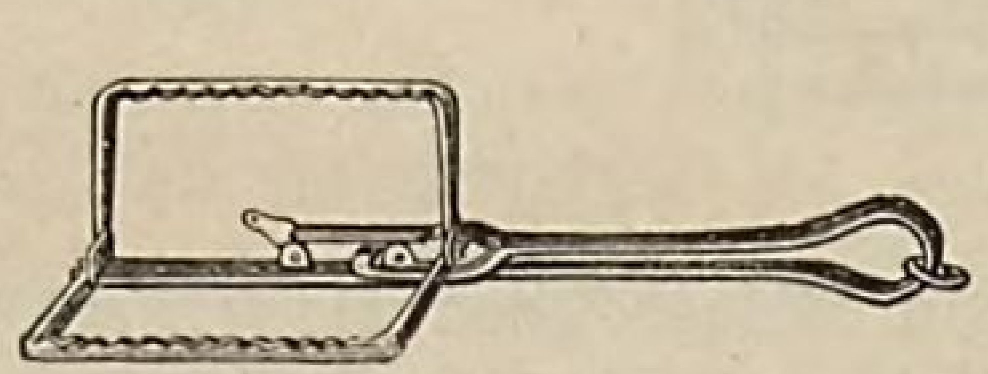


Fig. 53.

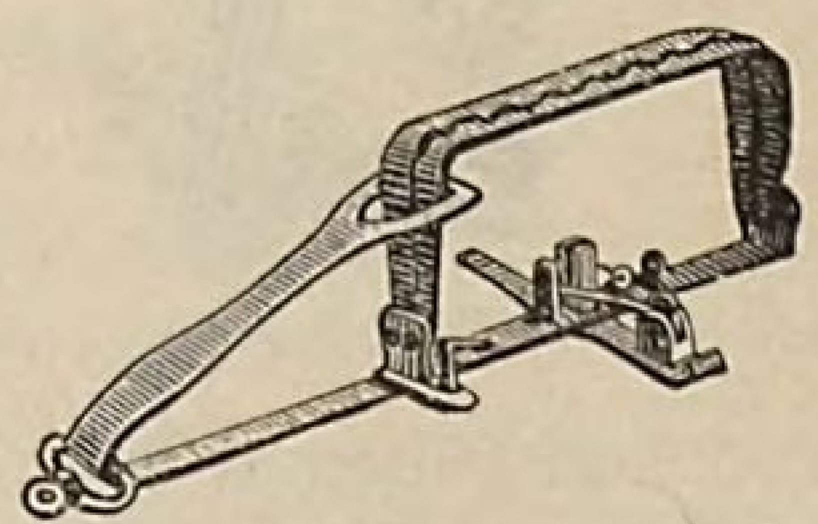


Fig. 54.

Die Stellung ist eine ähnliche wie bei den Tellern mit Zunge, nur daß statt des verlängerten Tellers ein Kerbauge angebracht ist, an welches man den Köder mittels Faden befestigt. Für Thiere, welche die Brocken mit dem Vorderlauf untersuchen, bevor sie angreifen, wie Katze und Fuchs, sind die Eisen mit niedrigen Bügeln zu empfehlen. Dagegen für alle andern, die direct darauflos nehmen, können die Bügel des Abzugseisens höher sein, da sie stets hinter dem Schädel fassen, vorausgesetzt, man nöthigt das Thier durch Versetzen des Eisens an den Seiten durch

Dornen oder Zweige, daß es genau von vorn herankommt und nicht seitwärts vom Bügel herausgeschleudert wird.

Der Spießabzug besteht, wie die beiden nächsten Abbildungen (Fig. 55 u. 56) veranschaulichen, aus dem verlängerten Kerbeisen, an welches ein Vogel oder ein Stück Rundholz gesteckt und bei Berührung durch Aufsitzen abgezogen wird.

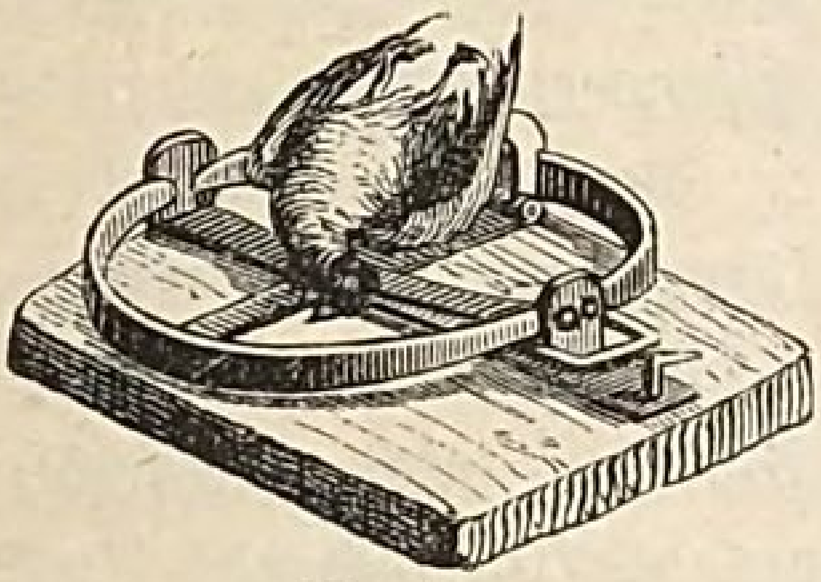


Fig. 55.

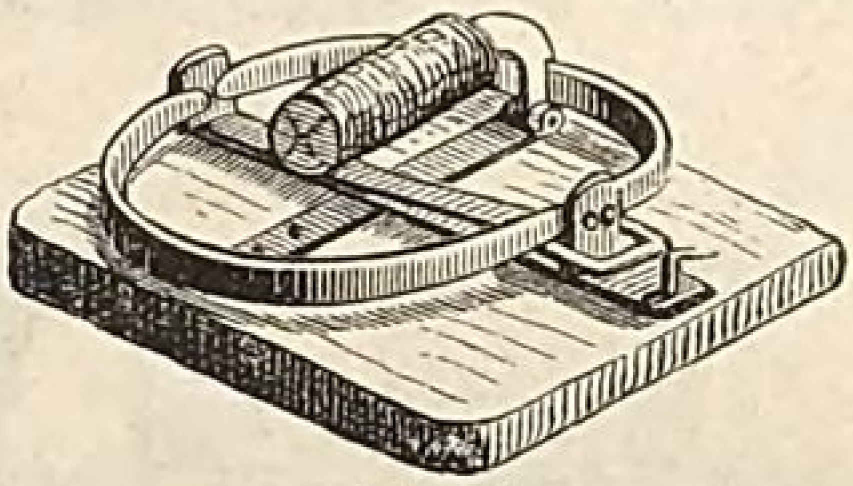


Fig. 56.

Der Eierabzug (Fig. 57) ist so construirt, daß durch Wegnahme des Eies von dem Tellerchen sich der Stellkorb auslöst und zuschlägt.

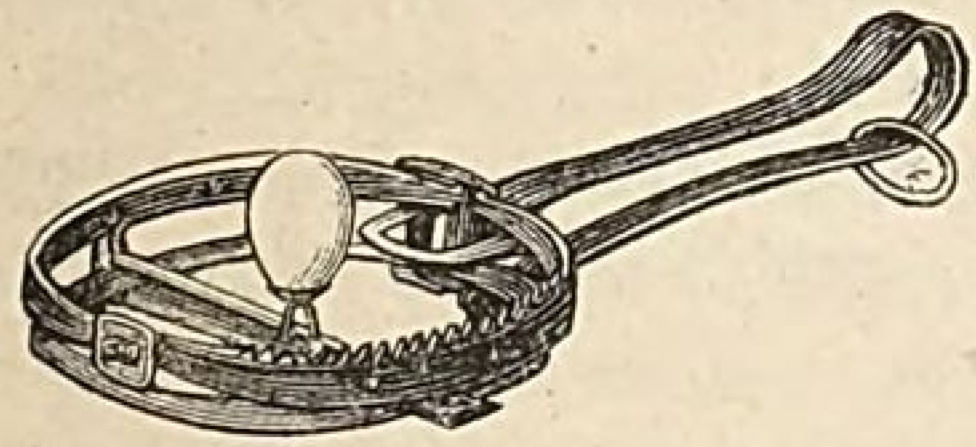


Fig. 57.

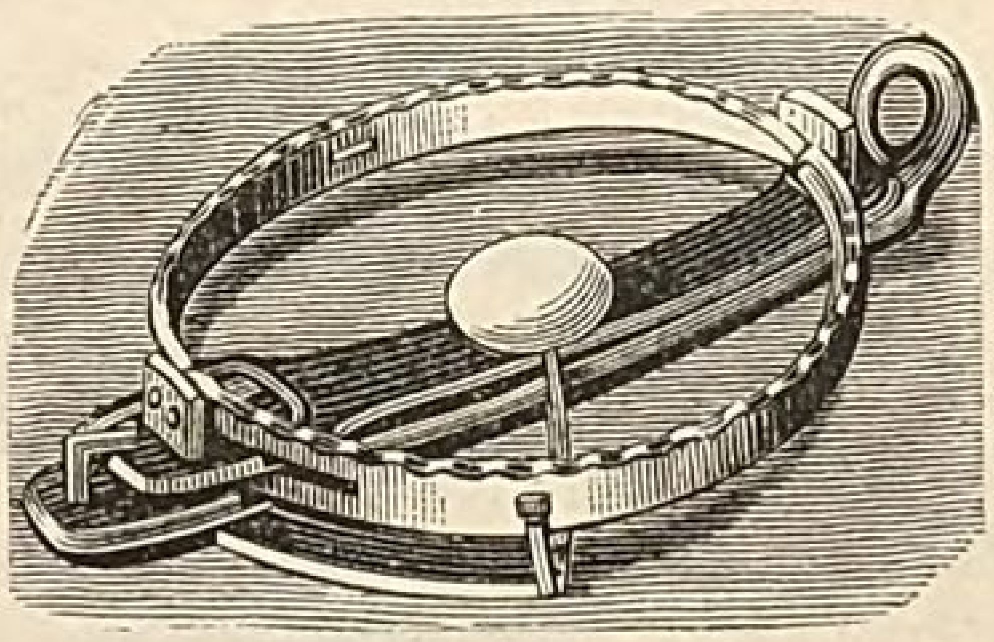


Fig. 58.

Da dieses Eisen meist in Hühnernester oder Sumpfnester gebracht wird, oder auch im freien Felde, wie bei den Raubvögeln und Elstern

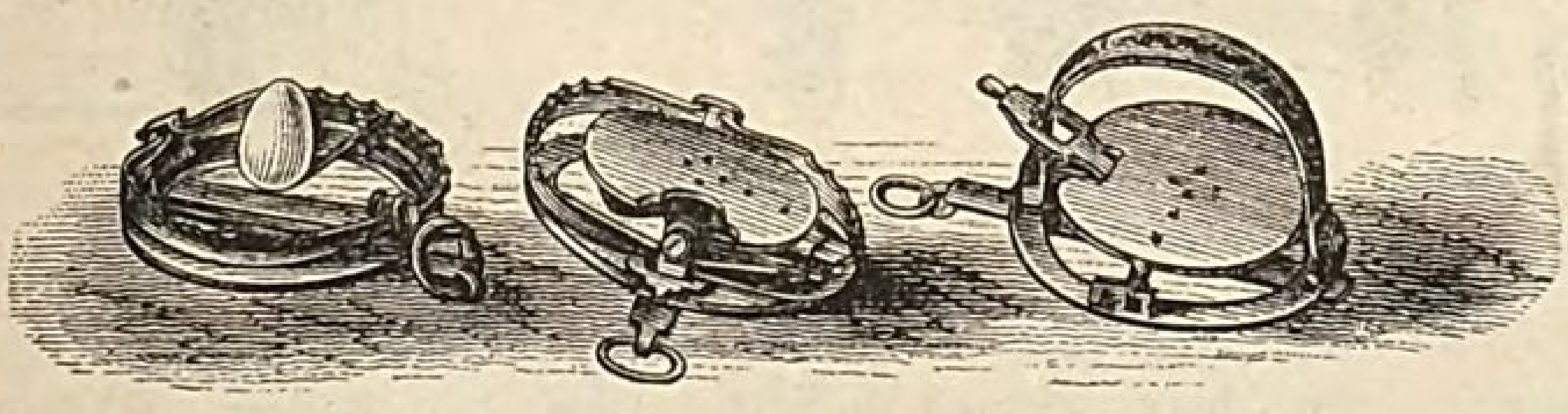


Fig. 59. Fig. 60. Fig. 61.

beschrieben, so wird dasselbe meist mit untergelegter Feder construirt (Fig. 58), um dasselbe besser placiren zu können.

Eine Combination dieser letzten Fallenarten mit dem Tellereisen bietet folgendes Eisen (Fig. 59, 60 u. 61), das sowol als Eier-Nestfalle wie auch als Tellerfalle und Spießeisen gefertigt wird und sich im Preise auf 10 Mark stellt.

Ein weiteres Abzugseisen ist dasjenige mit Haarstellung (Fig. 62), wobei ein Pferdehaar einerseits an den Abzug, andererseits an einen Zweig gebunden wird. Dem Thier muß dann immer die Vorderseite des gut verdeckten Eisens dargeboten werden. Dasselbe Eisen ist in der Regel noch für den Abzug mit Brocken eingerichtet und wird in den Nummern 3 und 4 ausgeführt.

Aus vorstehenden Constructionen ersieht man also, daß es nicht gleich ist, ob das Thier den Abzug aufzieht oder ob es darauf drückt, sei dies mit dem Maul oder Körpergewicht, was namentlich bei nachstehendem Eisen für Fischreiher (Fig. 63) nicht gleichgültig war, weshalb ich folgende Stellung ersann, auf die ich mir Reichspatent erwirkte, und die sowol zum Abzug von oben wie Druck, gleich gut zum Teller wie Brocken, kurz zu allen Fallenarten am sichersten wirkte. Selbstverständlich bin ich nur allein berechtigt, diese Stellung zu fabriciren und anzuwenden.

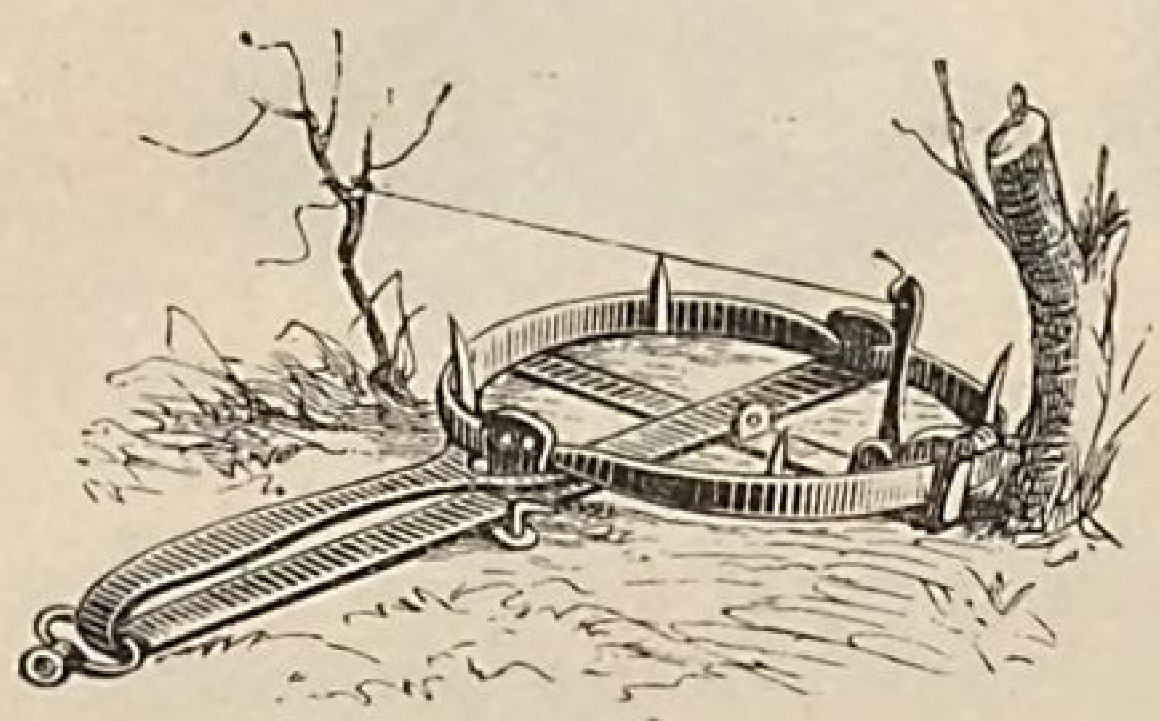


Fig. 62.

Diese Pieper'sche Reichs-Patent-Stellung (Fig. 64) besteht aus einer Stahlachse im Charnierstück, welches an den unteren Kloben

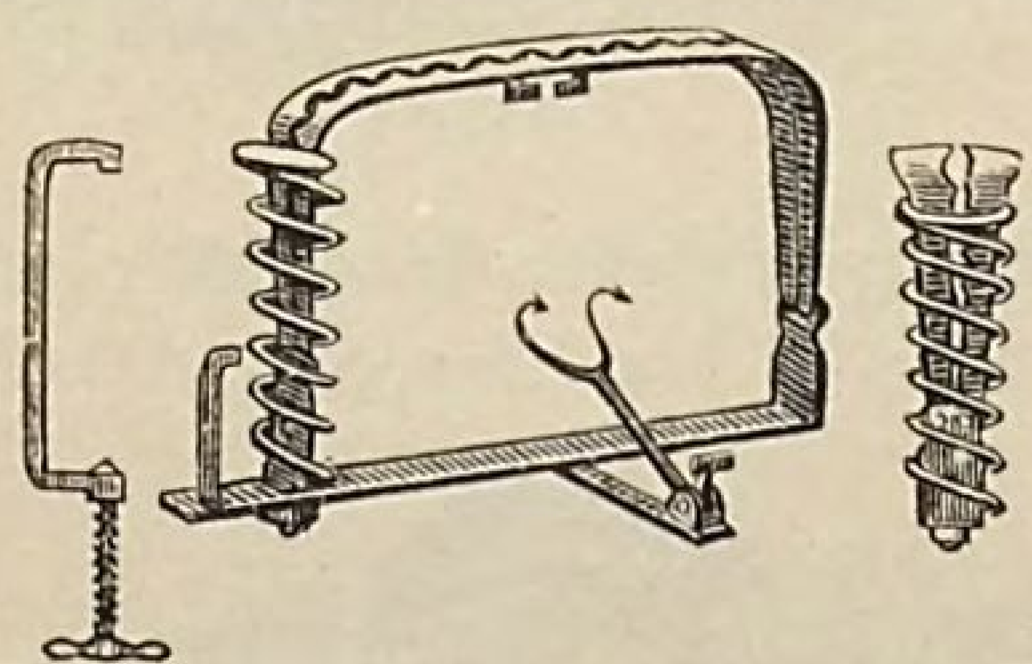


Fig. 63.

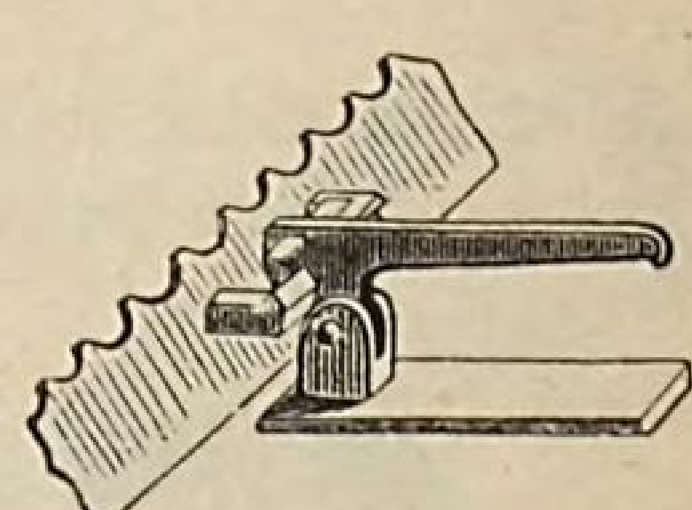


Fig. 64.

befestigt ist. An dem Bügel befinden sich die beiden Stellungsbacken eingesetzt, die auf die erste Stellachse genau passen. Beide Flächen haben an ihrer Spitze einen Querschnitt von nur 2—3 mm. Die Achse geht also zwischen den beiden Backen durch, das Stelleisen, an welchem der Teller, Spieß, Abzugshaken oder Eierteller angebracht wird, kann auf- und niedergehen, immer wird sich das Eisen abziehen.

Durch Verschärfung der Auflageflächen ist die Möglichkeit geboten, das Eisen lose oder fester zu stellen, auch kann dasselbe mit einer Ueber-

schlagzunge versehen werden. Die Reichspatent-Stellung wird daher bei den meisten beschriebenen Fallen für die Zukunft Anwendung finden.

Das Spannen der Tellereisen geschieht, indem man entweder mit dem Fuß die Feder niedertritt und schnell den Sicherheitshaken überdreht, oder indem man das Knie darauf setzt, sodaß man beide Hände zum Stellen frei hat. Ist die Feder sehr stark, so nehme man die beim ersten Eisen abgebildete Spannschraube zur Hand. Eine solche Spannschraube empfiehlt sich überhaupt zur Anschaffung, wenn man mehrere Eisen hat. Preis 2 Mark.

Zur Klasse der Abzugs- und Tellereisen gehören ferner auch die neuen Drahtfederfallen mit kupferner Spiralfeder. Diese Fallen haben rundgebogene blanke Drahtbügel ohne alle Spitzen und Auszahnungen, und wirken nur durch den furchtbaren Schlag, den die mit der Maschine aufgerollten Spiralfedern verursachen, der dem Thiere das Genick oder Rückgrat durchschlägt, sodaß es sofort crepirt.

Solche Fallen kommen neuerdings zu sehr billigen Preisen in den Handel, haben aber nicht halb so viel Federkraft wie die echten, betäuben die Thiere meist nur, sodaß diese sich losreißen und entkommen. Die echten sind alle mit meiner Firma gestempelt.

Die Drahtfederfallen werden sowol mit Abzugshaken als auch mit Tellerstellung angefertigt und ziehen sich sehr leicht los. Sie werden in der Größe für Maus und Sperling, wie auch für Katze und Fuchs hergestellt. Weil sie eben sofort tödten, eignen sich diese Fallen am besten für alle Freunde des Thierschutzes. Wenn ein gefangenes Thier aus der Falle herausgenommen ist, braucht man dieselbe nur mit einem Lappen abzureiben. Bei den größern Sorten sind Sicherungen angebracht, die bei den kleinen nicht nöthig sind.

Zum Fangort für Tellereisen wähle man am liebsten die Wasserfurchen frisch gepflügter Ackerstücke, die am Walde angrenzen, zu denen aber weder Menschen noch Hausthiere leicht hinkommen. Die Tellereisen werden in die Furchen gelegt, nachdem man mit Schleppen dahin gekirrt hat, möglichst aber da, wo Kreuzfurchen sind, weil der Fuchs gern in solchen Furchen entlang schleicht. Hinter das Eisen, d. h. auf diejenige Seite des Eisens, von der der Wind kommt, legt man einen kleinen Quäkenhaufen in die Furche und oben in diesen Haufen steckt man einen Witterungsbrocken hinein. Kommt der Fuchs in der Furche entlang, so wittert er den Brocken im Quäkenhaufen, hebt die Nase hoch und bemerkt dann das dicht vor demselben liegende Eisen nicht so leicht. Dreht sich der Wind, so setzt man den Quäkenhaufen auf die entsprechende andere Seite. — Eine fernere Methode ist folgende: Zwei Eisen legt

man mitten auf den Acker, womöglich auf frisch gepflügten Boden, mit den Federn nach der herrschenden Windrichtung 80 cm voneinander entfernt. Der Fuchs, der nach seiner alten Gewohnheit immer gegen den Wind an die Brocken herangeht, muß also erst die Eisen passiren und wird sich dabei bestimmt in einem derselben fangen, weil er nie spornstreichs gerade auf den Brocken zugeht, sondern kurz vor dem gut witternden Brocken unterm Wind hin- und herläuft, ehe er sich heranwagt. Hat sich der Fuchs hierbei in einem Eisen gefangen, so trabt er mit diesem so viel hin und her, daß er sich auch, wie vielmals geschehen, im zweiten fängt.

Der Fang im Wasser. An warmen Quellen, die nicht zufrieren, kann man den Fang mit dem Tellereisen den ganzen Winter hindurch betreiben. Man legt hier das Eisen auf eine flache Stelle dicht am Rande ins Wasser und überdeckt es ganz dünn mit Sand. Die Feder des Eisens kommt nach der Mitte des Wassers zu liegen. In derselben Richtung befestigt man auch den Fangbrocken an einem Stocke und zwar so, daß der Brocken auf dem Wasser schwimmt und vom Fuchse nicht anders erreicht werden kann, als wenn er auf den Teller des Eisens tritt. Bekannterweise besucht der Fuchs im Winter warme Quellen und offene Waldbäche sehr fleißig und nimmt auch den im Wasser schwimmenden Brocken sehr dreist an.

Der Fang mit Köder. Will man im Winter das Eisen mit Köder stellen, so suche man sich schon im Herbst mehrere und dazu geeignete, nicht weit vom Wohnorte entfernte Luderplätze für die Eisen aus. Sie müssen nach der Gegend liegen, von woher die Füchse gewöhnlich wechseln, etwas erhöht, trocken und baumlos sein, weil der Fuchs im freien Felde oder auf einer Blöße am liebsten Futterplätze annimmt und sich am leichtesten fängt. Endlich darf kein gangbarer Weg für Menschen oder Vieh in der Nähe sein. Je höher und freier im Winter der Fangplatz liegt, desto sicherer weht der Wind allen Schein von demselben. Im Herbst kann der Fangplatz dagegen in Vorhölzern und in der Nähe von Teichen oder Wiesen liegen, besonders dort, wo Eichen oder Kiefernsaatplätze gemacht wurden und der Boden aufgepflügt worden ist. Hat man nach verschiedenen Richtungen hin mehrere solcher Plätze ermittelt, so begebe man sich mit dem Eisen dahin und schneide es auf die vorbeschriebene Weise mit einem kleinen handgroßen Holzschippchen ein.

Jedenfalls nimmt der Fuchs die Fangstätte eher auf dunkelm Boden als auf Schnee an. Aber auch hier führt Accuratesse, Geschick und Beharrlichkeit zum Ziele.

Will man den Fang nur mit einem Schwanenhalse betreiben, so wählt man dazu zwei Orte; bei zwei Schwanenhälsen aber drei oder

vier Orte, damit man abwechselnd gleichzeitig auf einem Orte fangen und auf dem andern unterdessen kirren kann, wobei man untersucht, ob die Brocken auch von Füchsen und nicht von Krähen aufgenommen werden. Diese Stellen aber müssen vor allen Dingen ganz frei und dürfen nicht mit Bäumen oder Sträuchern bewachsen sein, man wähle deshalb am liebsten Feld, welches vom Walde ganz oder theilweise eingeschlossen ist, oder welches am Walde liegt; ebenso eignen sich auch ganz junge Schonungen und große Blößen dazu, obgleich sich hier der Fuchs schon weniger gut fängt als auf dem Ackerfeld. Der Fangort muß ferner in demjenigen Reviertheil gewählt werden, wo die Füchse am meisten herumtraben.

Hat man erst einen Fuchs auf dem Platze gefangen, so fängt sich der zweite schon viel leichter, besonders wenn der erste eine Füchsin war. Das Hinwerfen von Fuchslosung, die man sich im Reviere zusammensucht, hilft den Fang begünstigen, weil der Fuchs an solchen Orten erst viel hin- und herläuft, ehe er die Brocken nimmt, was namentlich beim Fang im Tellereisen sehr erwünscht ist. Legt man dabei nun die Fangbrocken zwei Fuß vor das Eisen, so wird die Aufmerksamkeit des unter dem Wind herlaufenden Fuchses mehr abgelenkt, und man fängt ihn sicher.

In Gegenden, wo es viele Raubvögel und Krähen gibt, muß man Abends den Fangplatz revidiren, und an solchen Orten die Fangbrocken des Morgens durch einen Zweig zudecken und gegen Abend wieder entblößen.

Eine Regel ist, immer auf demselben Wege und zwar von der Seite, wo die Feder liegt, nach dem Fangplatze zu gehen, auf dieser Seite auch das Legen des Eisens zu verrichten, nie dabei auszuspucken, die Tabackspfeife auszuklopfen oder einen Cigarrenstummel wegzuwerfen, und wenn Schnee liegt, bei der Rückkehr bis wenigstens funfzig Schritt vom Eisen entfernt in dieselben Fußtapfen zu treten und dieselben mit einem Zweig hinter sich zu verwischen. Bei der Falle macht man ein Zeichen durch einen Stock und merke sich etwas entfernt eine Stelle, von wo das Eisen immer zu übersehen ist, damit man nicht immer ganz auf den Fangplatz zu treten braucht.“

Der Fuchs wird auch in der Weber'schen Raubthierfalle gefangen, welche beim Marder beschrieben ist, worauf ich (v. R.) um nicht wiederholen zu müssen, verweise, zumal die Behandlung ganz dieselbe ist.

6. Ausgraben der Füchse.

Das Ausgraben der Füchse vor den Dachshunden geschieht auf die nämliche Art, wie später bei dem Dachse gesagt wird, nur mit dem Unter-

schiede, daß, wenn man beim Ausgraben so weit gekommen ist, daß die Hunde abgenommen werden, man sich sogleich des Fuchses mittels einer Zange bemächtigen und nicht etwa, wie bei dem Dachse vorgeschrieben ist, abwarten muß, bis er von selbst aus dem Kessel in den Kasten kommt, weil er sonst gewiß blitzschnell entwischen würde, was bei dem schwerfälligen Dachs nun freilich nicht zu besorgen ist.

Wem es weniger um den Balg als um die Tilgung [1] der für das kleine Wildpret gefährlichen Füchse zu thun ist, bewirkt dies am besten, wenn er zur Zeit, wo die jungen Füchse halbwüchsig sind, diese ausgräbt, wodurch man oft die ganze Familie auf einmal vertilgen kann. Die meisten Jäger pflegen aber leider aus Gewinnsucht dem Fuchs wie dem Wolf nur dann nachzustellen, wenn der Balg gut ist, was der Ausrottung dieser Raubthiere allerdings sehr hinderlich ist.

Auch kann man den Füchsen dadurch viel Abbruch thun, wenn man bei Schneegestöber, wo sie gern zu Bau kriechen, einen Dachshund hineinläßt und die Röhren mit Schützen, oder auch, wenn um den Bau herum hinlänglicher Raum zum Hetzen ist, mit Windhunden bestellt und den Fuchs, sobald ihn der Dachshund heraussstöbert, entweder schießt oder hetzt. Man muß aber hierzu solche Dachshunde aussuchen, welche weniger zum Vorliegen als zum Herausstöbern taugen. Hunde, welche gleich, sobald sie im Bau auf die Spur kommen, laut werden, eignen sich, ungeachtet dies, wenn man ausgraben will, ein Fehler ist, zum Herausstöbern am besten; dagegen ferme, blos zum Ausgraben angeführte Hunde hierzu nicht gebraucht werden können, weil diese den Fuchs, anstatt ihn herauszustöbern, oder wie man waidmännisch sagt zu sprengen, in dem Bau festmachen, ja oft dort todtbeißen, wodurch im Winter, wo das Ausgraben nicht leicht thunlich ist, diese Art von Jagd vereitelt wird. Wenn man dagegen einen guten Stöberer hat, so kann man oft an Einem Tage mehrere Baue besuchen, und wenn man in großen Bauen mehrere Füchse beisammen trifft, diese nacheinander erlegen. Der Fuchs kommt, wenn der Jäger mit der gehörigen Ruhe und Vorsicht den Hund in die Röhre gelassen hat, beim Herausstöbern gemeinhin blitzschnell aus der Röhre. Es erfordert daher eine große Fertigkeit im Schießen, um ihn zu erlegen. Zuweilen schleicht er aber auch, wenn der Hund nicht rasch und noch weit hinter ihm zurück ist, ganz langsam aus der Röhre, setzt sich wol gar, wenn er den Schützen nicht gewahr wird, vor der Röhre hin, um nach dem Hunde zu horchen, schlüpft aber auch, sobald er des Schützen ansichtig wird, blitzschnell in die Röhre zurück. Er geht

[1] Wir setzen dies als selbstverständlich voraus. (v. R.)

dann auch nicht leicht wieder aus dem Baue und wagt lieber einen Kampf mit dem Dachshunde, der dann meistentheils zu seinem Vortheil ausfällt, weil der zum Vorliegen nicht eingeübte Stöberer, wenn er über den Fuchs nicht Herr werden kann, ihn bald verläßt und unverrichteter Sache aus dem Bau kommt. Wenn man Netze hat, so stellt man diese in einiger Entfernung von dem Bau um diesen herum, um dem Fuchse die Flucht zu versperren, wo er alsdann entweder geschossen, oder auch in den Netzen gefangen wird, oder man bedeckt die Röhren mit einer Art viereckiger, an jeder Seite 5 Fuß langer Netze, dem Fuchsdeckgarn, welche von grobem Bindfaden mit 6 cm-Maschen gestrickt werden, an denen, und zwar an jeder Seite in der Ecke, eine hölzerne Kugel befestigt ist, und welche so eingerichtet sind, daß, sobald der Fuchs vor dem Stöberer aus der Röhre flieht, das Netz vermöge der Kugeln über ihm zusammenschlägt, wodurch man ihn dann lebendig fängt.

7. Vergiften.

Endlich wendet man auch das Vergiften beim Fuchse an, indem bei Frost an Orten, wo die Füchse häufig umhertraben, Giftbrocken ausgelegt werden, wozu man sich des Strychnins bedient, was aber nur an solchen Orten geschehen kann, wo man sicher ist, daß keine für den Jäger und den Landmann brauchbaren Hunde hinkommen. Man nimmt, wenn man die Füchse auf diese Art tödten will, rohes Fleisch, schneidet es in kleine Stücke, streut eine Messerspitze Strychnin darauf und wickelt das Fleisch in Kugelform zusammen, bestreicht die Giftkugel, wenn sie steif gefroren ist, mit zerlassenem Gänsefett oder Butter, kirrt die Füchse zuvor und legt erst dann, wenn sie die Kirrung ein- oder zweimal angenommen haben, einige Giftkugeln auf den Plätzen hin.

In ältern Zeiten war, was als Curiosität hier noch bemerkt wird, besonders an Höfen, auch das an sich erbärmliche Vergnügen des Fuchsprellens üblich[1], welches im wesentlichen darin bestand, daß die zu diesem Behuf lebendig eingefangenen Füchse auf ausdrücklich dazu verfertigten Netzen so lange hoch in die Luft geschnellt wurden, bis sie vom wiederholten Prellen das Leben einbüßten. Von der Art, wie diese elende Belustigung vor sich ging, findet man in mehreren Jagdschriften weitläufige und ausführliche Beschreibungen, welche wenigstens deshalb, um sich von dem Geist der damaligen Zeit einen Begriff zu machen, nachgelesen zu werden verdienen. Es wurden außer den Füchsen auch andere Thiere, wie Hasen, Marder, Iltisse, ja auch wol Frischlinge eingefangen, und diese in besonders

---

[1] So geschehen im „goldenen Zeitalter" der Jagd. (v. R.)

dazu verfertigten Kasten lebendig nach dem Ort, wo das Prellen vor sich gehen sollte, hingebracht und alsdann auf einem geräumigen, mit Jagdtüchern umstellten, und dick mit Sand bestreuten Platze — eine Vorsicht, die, wohl bemerkt, blos um der Belustigung eine längere Dauer zu geben, weil die Thiere sich auf dem Sande nicht so bald zu Tode fallen, beobachtet wurde — aus den Kasten gelassen, und sobald sie über die Prellnetze liefen, von den Cavalieren, ja selbst von den Damen auf die vorerwähnte Art geprellt. Ich übergehe die dabei üblichen, zum Theil lächerlichen Ceremonien und Nebenumstände und verweise den Leser hierüber vorzüglich auf Döbel's „Jagdpraktika", wo man unter anderm eine umständliche Beschreibung von einem im Jahre 1724 am braunschweig-lüneburgschen Hofe gehaltenen Fuchsprellen findet, bei welchem man zur besondern Ergötzlichkeit des Hofes die armen Schlachtopfer mit Kragen von Pappe und andern lächerlichen Verzierungen, ja sogar mit Porträts geschmückt, die Jäger aber auf verschiedene Art maskirt hatte; sowie denn, ehe das Prellen vor sich ging, von der gesammten Jägerei ein großer feierlicher Aufzug unter einem besonders dazu für Parforce- und Hüfthörner componirten Marsch gehalten wurde, wovon die Beschreibung, sei es auch nur des possirlichen, die damaligen Zeiten charakterisirenden Anstrichs wegen, den das Ganze hatte, wirklich lesenswerth ist. Eine andere Beschreibung, die man in der „Onomatologia forestalis" findet, ist es aber nicht minder. Es heißt dort unter anderm: „Sollte die Herrschaft unpäßlich, oder die Gemahlin in den Wochen sein, so wird das Prellen auf dem Schloßplatze vorgenommen und die Herrschaften sehen aus ihren Gemächern mit Vergnügen zu, erlustigen sich an den Capriolen und Luftsprüngen der Hasen und Füchse, an dem Umfallen der Cavaliere und Damen, zumal, wenn die in heimlichen Kästen verborgenen Sauen unter sie gelassen werden, welche (wie es weiterhin heißt) erst gegen das Ende des Prellens herausgelassen werden und unter den langen Kleidern und Reifröcken der Damen einen solchen Rumor machen, daß nicht zu beschreiben ist."

Zehnter Abschnitt.

Vom Wolf.

Der Wolf, Canis lupus *Linné*.

Waidmännische Ausdrücke.

Die Augen heißen Seher, die Ohren: Lauscher; die Haut: Balg; der Schwanz: Ruthe oder Standarte; dessen Spitze: Blume; die Eckzähne: Fänge; die Zehennägel: Klauen; der Begattungstrieb: Ranzen, daher Ranzzeit; das Gebären: Wölfen; die Ruhestätte: Lager; er geht nicht, sondern trabt; läuft nicht, sondern ist flüchtig. Er raubt und reißt ein Thier, wirft und frißt es; wird todtgeschlagen; der Balg abgestreift; er schneidet sich durch das Jagdzeug, wenn er es durchbeißt und zerreißt; eine Gesellschaft heißt Rudel, auch Rotte.

Zahnformel: $\frac{2 \cdot 1 \cdot 3}{2 \cdot 1 \cdot 4} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{6\ 1}{6\ 1}\ \frac{3 \cdot 1 \cdot 2}{4\ \ 1\ \ 2} = 42$ Zähne.

Naturgeschichte.

Der Wolf, dieses furchtbare, in den benachbarten Ländern Deutschlands anzutreffende Raubthier, hat in seiner Gestalt so viel Aehnliches mit einem großen Hirten- oder Schäferhunde, daß jemand, der ihn zum ersten male sieht, leicht verleitet werden könnte, ihn für einen wirklichen Hund zu halten. Wenn man ihn indessen genauer betrachtet und einzelne Vergleichungen anstellt, so wird man selbst in seiner äußern Bildung manche auffallende Abweichung wahrnehmen. Die Form seines länglichen starken Kopfes, seine flache breite Stirn, seine stumpf zugespitzte Schnauze,

sowie der ganze Umriß seiner Figur, geben ihm das völlige Aussehen eines Hundes. Nur ist der Kopf verhältnißmäßig größer, der Rachen ungleich weiter und beinahe bis an die Lauscher gespalten, die Augenlider und Augäpfel stehen niedriger und die kleinen Seher schiefer wie bei dem Hunde, wonach er denn auch einen Blick hat, der in eben dem Grade zurückscheuchend ist, als der des Hundes Zutrauen einflößt. Er hat hierbei einen verhältnißmäßig stärkern und gestrecktern Leib wie der Hund, vorn breit, nach hinten zu schmal; dagegen sind die Läufe kleiner und magerer und das ganze Aeußere plumper und schwerfälliger. In der Anzahl der Zähne kommt er mit dem Hunde überein, jedoch weicht ihre Bildung in etwas von den Hundezähnen ab. Die beiden äußersten Vorderzähne in der Oberkinnlade haben nämlich nur eine Spitze, und sind gegen die nebenstehenden schief abgeschnitten, auch haben

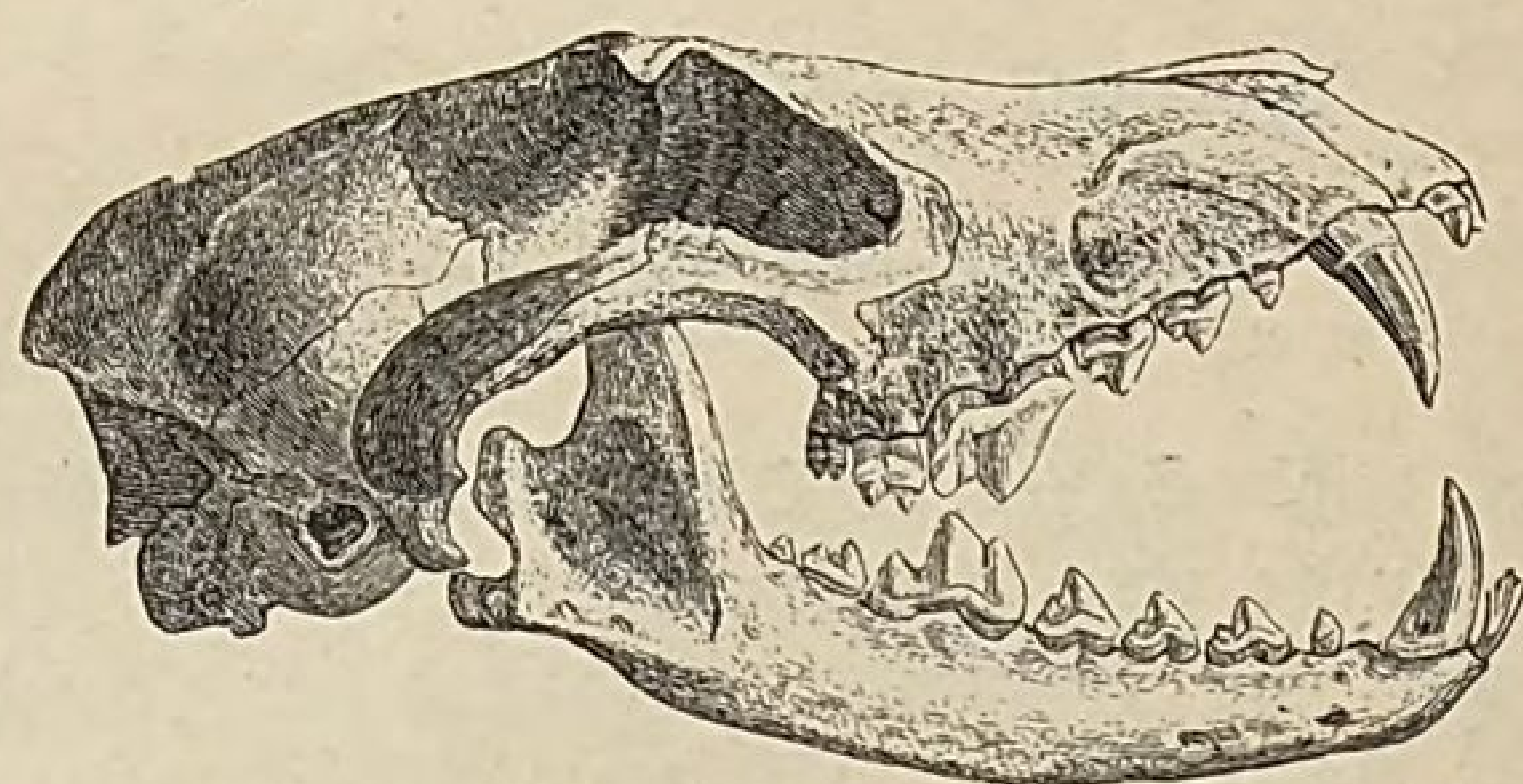


Fig. 65. Schädel des Wolfs.

nicht blos die äußersten Vorderzähne in der Unterkinnlade an der Seite nach den Eckzähnen zu ein Zäckchen, sondern es sind auch die beiden folgenden in der obern und untern Kinnlade damit versehen: dagegen die beiden mittelsten an beiden Seiten eins dergleichen haben, wobei sich an jedem dieser Zähne, und zwar auf der innern Fläche, eine erhabene Einfassung findet, die in der obern Kinnlade stärker wie in der untern ist. Die Eckzähne sind etwas auswärts gebogen, und an der vordern wie an der hintern Seite mit einer stumpfen Schneide versehen. Der vorderste Backzahn ist klein und rundlich, der zunächst stehende etwas breiter, die folgenden aber nicht nur breiter, sondern auch spitzer und stärker wie bei dem Hunde. Die Lauscher sind verhältnißmäßig kurz, spitzig und in die Höhe gerichtet. Der Hals ist kurz und dick, die Ruthe, die er entweder gerade herabhängend oder die Spitze zwischen den Beinen eingezogen trägt, lang, dick und stark behaart, die Spitze meistens schwarz. Hat gerade, stumpfe Klauen, auch sind die Ballen nicht so kurz und breit wie bei dem Hunde, sondern lang und nach vorn zu schmal. Er hat

einen schleppenden, am Hintertheile etwas schwankenden und dabei so schüchternen Gang, als ob er sich seiner bösen Thaten bewußt wäre. Sein Tritt unterscheidet sich dadurch von dem des Hundes, daß er zuvörderst nach der Bildung seiner Ballen länglicher und schmäler ist; daß die zwei mittlern Klauen näher beisammen und mehr vorstehen und die Nägel in dem Tritte sichtbarer sind; daß er, weil er meist immer trabt, weiter schreitet, als der Hund, und daß er beim Traben schnürt, das heißt, einen Tritt in, resp. vor den andern setzt, wonach die Spur eine schnurgerade Linie bildet.[1]

Sein Haar ist lang und am Halse tief und aufrecht stehend, die Farbe im Winter anders, als im Sommer; in letzterer Jahreszeit, besonders auf dem Rücken, rothgrau, in ersterer schwarz gemischt, am Bauche schmuzigweiß. Die Vorderläufe sind gelbbräunlich, auf der innern Seite mit einem weißen, auf der andern, bei den Alten mit einem schwarzen, bis an den eigentlichen Fuß fortlaufenden Streifen versehen; die Hinter-

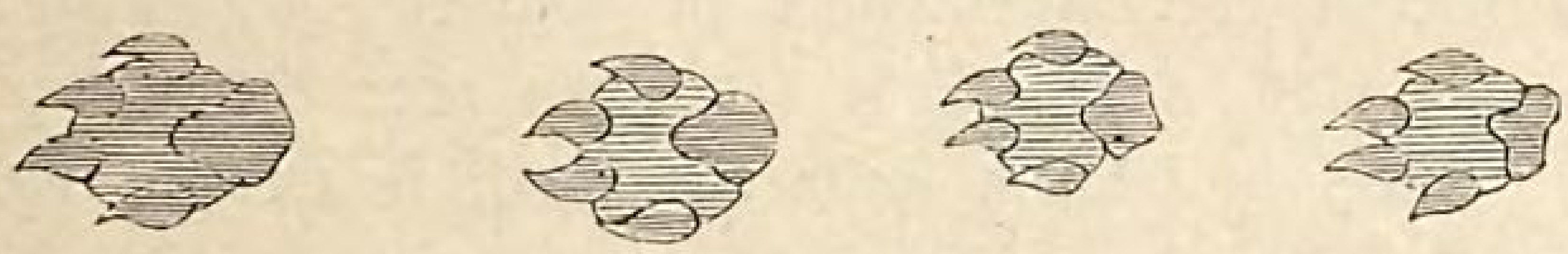


Fig. 66.

läufe auf der auswendigen Seite bräunlich, auf der innern weißgrau. Unter dem längern Oberhaar dichtes Wollhaar.

Die Wölfin unterscheidet sich von dem Wolfe dadurch, daß sie einen etwas schmälern Kopf, eine dünnere Ruthe hat, auch niedriger und schwächer ist. Auch in der Stimme unterscheidet sich der Wolf vom Hunde. Er bellt nicht, sondern heult nur, und bei weitem gräßlicher als der letztere. Sein Alter bringt er dem Laufe der Natur nach auf 15—18 Jahre. Die ungarischen Wölfe sind fast weiß, die nordsibirischen fast schwarz, identisch mit Canis lycaon *Schreb.*

Die Abweichungen, welche man zwischen dem Wolfe und Hunde in Ansehung ihres ganz verschiedenen Naturells wahrnimmt, sind sehr erheblich.

Der Wolf hat, nach dem übereinstimmenden Urtheil aller Naturforscher, nichts von dem dem Hunde angeborenen Triebe zur Gesellig-

---

[1] Wenn mehrere Wölfe beisammen sind, so traben sie gerade hintereinander und tritt immer einer in die Spur des andern, sodaß man meinen sollte, es wäre nur ein einziger Wolf dagewesen. — Der Tritt einer Wölfin unterscheidet sich von dem des Wolfs dadurch, daß die Ballen länger und stärker, die Krallen dagegen schwächer sind. — Auch an den Excrementen (Losung) erkennt man die Wölfin. Der Wolf, besonders der alte, gibt eine harte, die Wölfin eine weiche und breitere Losung von sich. Auch loset der Wolf gewöhnlich neben, die Wölfin mitten im Wege. Ferner feuchtet der Wolf gleich dem Hunde gern an alte Baumstöcke, Gesträuche u. s. w., die Wölfin aber in die Spur. Man bemerkt diese Zeichen vorzüglich da, wo die Wölfe ihren Raub verzehrt haben, obwol sie freilich nur vorzüglich zur Winterszeit im Schnee sichtbar sind.

keit; nur zur Zeit der Noth, im Winter, vereinigen sie sich in größern Rotten zu gemeinschaftlichen Raubzügen. In eben dem Grade, als der letztere den Menschen aufsucht und sich an ihn schmiegt, flieht und verabscheut ihn der erstere, und, obwol man diese Erscheinung zum Theil auf Rechnung der immerwährenden Verfolgung, die er als Raubthier erleidet, setzen kann, so äußert er doch seine Ungeselligkeit selbst gegen seinesgleichen. Es herrscht aber auch überdies zwischen dem Wolfe und Hunde eine erwiesene besondere Abneigung und Feindschaft. Ein junger Hund ängstigt sich beim ersten Anblick eines Wolfs. Die bloße Witterung desselben, so fremd und neu sie ihm auch sein mag, ist ihm dermaßen zuwider, daß er sich zitternd zwischen die Füße seines Herrn schmiegt.[1] Ein Bauernhund, welcher sich seiner Stärke bewußt ist, sträubt sein Haar empor, wird erbittert, greift ihn muthig an und bemüht sich, ihn in die Flucht zu jagen. Er bedient sich aller Kräfte, sich von einem so verhaßten Anblick loszumachen. Nie treffen sie zusammen, ohne sich entweder zu fliehen oder miteinander zu kämpfen, und zwar mit einer Erbitterung, die blos in dem Tode des einen oder des andern Befriedigung findet. Siegt in solchem Falle der Wolf, so zerreißt und verzehrt er seine Beute. Der Hund ist aber mit seinem Siege zufrieden und findet keinen Wohlgeschmack an dem Aase eines getödteten Feindes. Er überläßt ihn den Raben und andern Wölfen zur Beute; denn die Wölfe machen sich kein Bedenken daraus, einander selbst aufzufressen. Wenn einer von ihnen schwer verwundet ist, folgen die Gesunden der Spur und versammeln sich häufig, um ihm den Rest zu geben.

Der Umstand, daß der Wolf den Hund, wenn er ihn getödtet hat, auffrißt, der Hund dagegen den Wolf im entgegengesetzten Falle liegen läßt, sowie daß die Wölfe sich untereinander auffressen, was bei den Hunden nie der Fall ist, ist um so charakteristischer, da dies wol einen weitern Beweis von dem ganz verschiedenen Naturell dieser beiden Thiergattungen gibt.

Rohe Grausamkeit und Gefräßigkeit sind der Charakter des Wolfs, Tücke und Falschheit sein Ausdruck. Seine Gefräßigkeit ist so überaus groß, daß sie bekanntlich zum Sprichworte geworden ist.

Auch die dem Wolfe eigenthümliche Schüchternheit wird man nie an dem Hunde gewahr werden, obwol nun freilich nicht abgeleugnet werden kann, daß, da der erstere als Raubthier immerwährend verfolgt,

[1] Man wird diese Erscheinung, die jeder Jäger bezeugen wird, besonders an dem Jagdhunde gewahr, wenn dieser zum ersten male auf die Spur des Wolfs kommt, wo er gewöhnlich plötzlich die Ruthe zwischen die Beine klemmt und die Spur scheu und furchtsam verläßt. — Wenn er indessen zur Wolfsjagd angeführt wird, verliert er diesen Abscheu und jagt den Wolf laut.

der letztere dagegen als Hausthier genährt, gepflegt und in seinem ihm angeborenen Muthe von dem Menschen unterstützt wird, dieser Umstand nicht wenig dazu beiträgt, den erstern in ebendem Grade muthlos, wie den letztern beherzt zu machen. Die Schüchternheit des Wolfs ist aber auch in der That so groß, daß er bei dem geringsten Geräusch, selbst bei dem Hahnengeschrei, ängstlich entflieht. Nicht leicht wird er den Menschen anders, als wenn er von seinem Heißhunger aufs äußerste getrieben ist und ihm jede andere Nahrung fehlt, anfallen. Man hat aber auch Beispiele, daß er dann durch das bloße Anschlagen eines Feuerzeugs verscheucht worden ist. Sobald er sich gefangen sieht, ist sein ganzer Muth fort, und er wagt es kaum, sich zur Wehre zu setzen.[1]

Es kommt jedoch auch vor, daß der Wolf, vom Hunger getrieben, selbst bei Annäherung des Menschen, vorausgesetzt, daß dieser kein Feuergewehr bei sich führt, denn dies scheut er außerordentlich, sich im Jagen eines Thiers nicht stören läßt. Pallas erzählt hierüber in seinen Reisen durch Rußland (vgl. den Auszug II, 346) Folgendes:

„Ich hatte mich kaum von diesem Berge an dem Jamyschischen See entfernt, und fuhr, weil alle übrigen Wagen noch zurück waren, langsam weiter, als ein sehr großer Wolf dicht an den Wagen geschritten kam und vor unsern Augen eine auf der Steppe brütende Ente aufjagte, uns eine kleine Weile phlegmatisch, und ohne die geringste Furcht über unser Zurufen zu bezeigen, ansah, und darauf mit einigen Sätzen, die ebenso wenig Furcht andeuteten, hinter uns vorbeisprang und auf dem Wege fortwanderte."

Man muß indessen bei diesem von Pallas erzählten Falle nicht vergessen, daß er sich in einer Gegend ereignete, in welcher der Wolf wol wenig oder gar nicht von den Menschen beunruhigt und verfolgt wird, und wo er mithin diese weniger scheut und fürchtet.

Auch kann überhaupt nicht abgeleugnet werden, daß, da der Wolf im Zustande der Wildheit lebt, der Hund aber sich seit mehrern Generationen als gezähmtes, und man darf wol hinzusetzen, als ein am meisten gezähmtes Hausthier, in der Gesellschaft des Menschen befindet, und da hiernach durch die mit letzterm vorgegangene Cultur, sein eigenthümlicher Charakter zum Theil eine andere Richtung genommen hat, der Vergleich zwischen dem Naturell des Wolfs und dem des Hundes nur dann genau und richtig ausfallen kann, wenn solcher nicht zwischen dem wilden Wolfe und dem gezähmten, sondern vielmehr zwischen ersterm

[1] Anders nun freilich, wenn er angeschossen und tödlich verwundet ist. Er beißt dann, wenn man ihn in diesem Zustande liegen findet und ihn anpacken will, gar grimmig um sich.

und dem ebenfalls wilden Hunde angestellt wird. Obgleich nun diese letztern nach dem einstimmigen Zeugnisse aller Reisenden in ihren Sitten allerdings ungleich mehr, als die bereits gezähmten Hunde mit dem Wolfe übereinkommen, so unterscheiden sich doch selbst diese schon dadurch von den letztern, daß sie mit leichter Mühe gezähmt werden können, was bei dem Wolfe dagegen nie der Fall ist. Der wilde Hund scheut den Menschen im Grunde nur so lange, als er ihn nicht kennt. Sobald sich dieser ihm mit Freundlichkeit nähert, gewinnt er ihn lieb, ist gern um ihn, verläßt ihn nie wieder und bleibt ihm mit Treue ergeben.

Wie ganz anders beträgt sich der Wolf dagegen selbst dann, wenn er ganz jung aus dem Neste genommen und gezähmt wird. Ich (J.) habe in der hiesigen Provinz, wo dergleichen Versuche oft und häufig gemacht werden, mehrere gezähmte Wölfe gesehen, sie genau beobachtet, und kann daher das, was ich hierüber anführe, aus Erfahrung und mit Ueberzeugung sagen. Im ersten Jahre ihres Alters äußern sie freilich wenig von ihrer angeborenen Wildheit. Sie kommen ohne Anschein von Schüchternheit auf den Ruf herbei, scheuen den Menschen keineswegs, folgen ihm im Gegentheil nach, schmiegen sich wol gar an ihn und bezeigen sich freundlich. Aber weit gefehlt, daß sie ihm auf eben die Art, wie der gezähmte Hund, unaufgefordert mit Liebkosungen entgegenkommen, ihn von selbst aufsuchen und einen Hang, um ihn zu sein, zeigen sollten, man wird eine dergleichen freiwillige, auf Neigung beruhende Annäherung nie an ihnen gewahr. Nur der Hunger und ihre Gefräßigkeit ziehen sie zum Menschen hin.

Sobald sie bei zunehmendem Alter irgend Gelegenheit erhalten, ihre Gefräßigkeit ohne Zuthun des Menschen zu befriedigen, wird ihre natürliche Raubbegierde gar bald erwachen, und sie, anstatt ihren Fraß bei dem Menschen aufzusuchen, auf ihre Mitgefährten, die Hausthiere, Jagd machen und unter diesen Verwüstungen anrichten.

Ich glaube, es wird dem Leser nicht unwillkommen sein, wenn ich bei dieser Gelegenheit einen Fall erzähle, der sich mit einem gezähmten Wolf zutrug und hier um so mehr einen Platz verdient, als er in Hinsicht auf das Naturell des Wolfs charakteristisch ist. Ein erfahrener Jäger hatte zu seinem Vergnügen einen aus dem Neste genommenen Wolf aufgezogen und gezähmt. Er war in der That äußerst zahm, zeigte fast gar keine Spur von Wildheit, hielt sich beständig unter den Jagdhunden desselben auf, spielte mit ihnen, kam auf den ersten Ruf herbei, schmiegte sich an seinen Herrn wie ein Hund, war nichts weniger als schüchtern, sondern im Gegentheil so dreist, dabei aber zugleich so überaus gefräßig, daß, wenn er bei gedeckter Tafel in das Zimmer ge-

lassen wurde, sogleich über die Speisen herzufallen versuchte und nur mit derben Zurückweisungen abgehalten werden konnte, den am Tische Sitzenden die Speisen vom Teller zu nehmen. Nun ereignete es sich in einer äußerst kalten, mondhellen Winternacht — der Wolf war damals etwa $^3/_4$ Jahre alt — daß der Jäger durch das Lärmen der auf dem Hofe befindlichen Hunde aus dem Schlafe geweckt wird. Er hört, daß die laut winselnden Hunde heftig an der Hausthür kratzen. Er steht auf, öffnet die Thür, die Hunde stürzen zwischen seinen Füßen mit Ungestüm in das Haus und suchen sich durch die Flucht zu retten. Mitten im Hofe wird er vier wilde Wölfe gewahr, die über den gezähmten Wolf hergefallen sind, ihn bereits in Stücken zerrissen haben und nun den Raub verzehren. Er eilt in das Schlafzimmer zurück, um eine geladene Flinte zu holen. Bei seiner Rückkehr sind die Wölfe indessen bereits entflohen. Die Ueberreste des zerrissenen liegen zerstreut auf dem Hofe umher.

Ich bin übrigens weit entfernt, aus diesem Vorfalle die Folge ziehen zu wollen, als ob zwischen dem wilden und gezähmten Wolfe ein so ganz besonderer Haß obwalte, daß jene wilden Wölfe, blos durch diesen Haß geleitet, und um gleichsam an dem zahmen Rache zu nehmen, über ihn hergefallen sind. Ich glaube vielmehr, daß, da der letztere durch den langen Aufenthalt unter den Hunden ihre Witterung angenommen, die Wölfe ihn vielleicht für einen wirklichen Hund gehalten und blos deshalb, weil er unter den übrigen der jüngste und schwächste war, zuerst angefallen haben. (Jester.)

Die Ranzzeit dauert vom December bis März, die Tragezeit 64 Tage. Die Wölfinnen werden nach Alter und Leibesbeschaffenheit früher oder später hitzig. Eine fruchtbare Vermischung zwischen Wolf und Hund findet statt, doch sind die Bastarde nicht fortpflanzungsfähig.

Unser Hund stammt nicht vom Wolfe ab.

Wenn die Ranzzeit eintritt, so gesellen sich gewöhnlich mehrere Wölfe zu einer hitzigen Wölfin und kämpfen dann oft grimmig um ihren Besitz. Gemeinhin flieht die Wölfin während dieser blutigen Auftritte vor ihnen; dagegen sie ihr unter abwechselndem Kampfe nachspüren und ihre Bewerbungen wie ihre Kämpfe so lange fortsetzen, bis einer von ihnen Sieger bleibt.

Der Begattungstrieb äußert sich beim Eintritt der Ranzzeit zuerst bei den alten, späterhin bei den jungen Wölfinnen, welche letztere übrigens im zweiten Jahre zur Zeugung fähig sind. Die Wölfe halten sich hiernach im Anfange der Ranzzeit zu den alten, gegen das Ende derselben zu den jungen Wölfinnen. Wenn die Wölfin sich ihrer Wölfzeit nähert, so sucht sie sich im Innersten des Waldes ein Dickicht und bereitet sich

dort oft unter Baumwurzeln, oft aber auch unter dichten Gesträuchen ein Lager. Sie ebnet dieses vorher gewöhnlich, beißt zu diesem Zwecke die auf dem Platze befindlichen Gesträuche und Aeste mit ihren Fängen ab und schafft Moos hin, um sich ein bequemes Wochenbette einzurichten. Sie wölft gemeinhin 4—6 Junge, nie weniger als 3.

Die Jungen werden blind geboren und bleiben in diesem Zustande etwa drei Wochen. Die Wölfin säugt die Jungen 5—6 Wochen und soll dieselben, bis sie laufen können, vor dem Wolfe verbergen, weil dieser sie sonst auffressen würde; eine Erscheinung, die man nun freilich bei reißenden Thieren sehr oft bemerkt hat. Gegen das Ende des Säugungsgeschäfts sucht die Wölfin ihre Jungen an den Genuß des Fleisches zu gewöhnen. Sie speit oder kaut ihnen dann anfangs ihre Nahrung vor, und trägt ihnen hinterher lebendige Mäuse, junge Hasen, Rebhühner und anderes Geflügel zu, womit die jungen Wölfe anfänglich ihr Spiel treiben, was aber gar bald mit Erwürgung jener Thiere endigt. Daß die Wölfin in diesem Zeitraum den Vater zu ihren Jungen führen, er diese liebgewinnen, ihnen zu fressen bringen und, gleich der Mutter für sie Sorge tragen soll, wird zwar häufig erzählt, dürfte aber schwerlich zu erweisen sein. Wenn sie blind aus dem Neste genommen und an eine säugende Hündin gelegt werden, so nimmt diese sie an, und sie können, selbst in einem Alter von 4—6 Wochen aus dem Neste genommen, gezähmt werden. Sie kehren aber, sobald sie ein Jahr und darüber sind, wie ich bereits erwähnt habe, zu ihrer angeborenen Wildheit und Raubbegierde zurück.

Die liebste Nahrung des Wolfs ist das Fleisch lebendiger Thiere; er verschmäht aber auch ebenso wenig das Aas der todten.

Menschenfleisch soll, wie mehrere Schriftsteller erzählen, für ihn ein Leckerbissen sein. Man hat gesehen, daß Wölfe den Kriegsheeren gefolgt und in großer Anzahl auf die Schlachtfelder gekommen sind, wo sie die verscharrten Leichname aufgespürt und mit unersättlicher Begierde verzehrt haben.

In Ländern, wo der Wolf als Raubthier verfolgt wird und ebendadurch die Ueberlegenheit des Menschen kennen lernt, wird er diesen, wie bereits vorhin angeführt ist, nur wenn es ihm an jeder andern Nahrung fehlt[1] und ihn der Heißhunger zur Verzweiflung bringt, anfallen. Er ist von Natur nichts weniger als beherzt, und nur der quälende Hunger kann ihn zu einem Wagestück verleiden. In bewohnten

[1] Er frißt, wenn er nichts Besseres vorfindet, auch Maulwürfe, Ratten und Mäuse, stellt aber auch den Hasen wie dem wilden und zahmen Federvieh nach.

Gegenden muß er im Gegentheil auf die eigene Sicherheit Bedacht nehmen und seine Raubbegierde auf andere Gegenstände einschränken. Auch hält er sich in bewohnten Gegenden bei Tage sorgfältig verborgen, geht größtentheils nur zur Nachtzeit auf Raub aus, stellt in Wäldern dem Wildpret, vorzüglich den Rehen, nach, eine Jagd, zu der sich fast immer zwei und zwei vereinigen, und die ihnen bei tiefem Schnee selten mislingt, trabt auf den Feldern umher, sucht im Sommer und zur Herbstzeit den oft die Nacht über im Freien befindlichen Viehheerden Abbruch zu thun, schleicht im Winter um die Wohnungen herum, wo man ihn bei Einbruch der Nacht, besonders wenn ganze Rotten beisammen sind, fürchterlich heulen hört, dringt auch wol, und wenn er sich unter den Thürschwellen der Schafställe durchgraben kann, in diese ein[1] und würgt gewöhnlich alles ab, ehe er etwas wegschleppt.

Rindvieh und Pferde packt er gewöhnlich am Halse oder an den Hintertheilen an, sucht sich aber meist immer nur die jüngsten und schwächsten aus. Den ältern und stärkern kann er nicht leicht etwas anhaben. Wenn sich die Heerde, wie oft geschieht, in einen Kreis zusammenstellt, so kann er ebenfalls wenig ausrichten. Das Rindvieh vertheidigt sich dann muthig mit den Hörnern, die Pferde mit den Hinterfüßen, und er wagt es dann selten, die erstern von vorn, die letztern von hinten anzufallen. Er wartet vielmehr ab, bis sich eins etwa von der Heerde absondert und die Flucht ergreift; alsdann ist er aber auch beinahe immer seiner Beute gewiß. Manche behaupten, daß eine Wölfin selten in der Nähe des Ortes raubt, wo sie Junge hat, um nicht entdeckt zu werden. Es ist diese Ansicht aber nicht die richtige. Man findet da, wo eine Wölfin mit ihren Jungen ihr Lager hat, mehrmals nahe dabei Federn und Knochen von ihrem Raube, die sie denn doch ebenfalls beiseite zu bringen bemüht sein würde, wenn ihr jene Vorsicht eigen wäre. Der Wolf kann, seines Heißhungers ungeachtet, mehrere

---

[1] Um den Wolf zur Nachtzeit von den Schafställen abzuhalten, bedient man sich des einfachen, aber freilich etwas kostspieligen Mittels, eine, oder auch mehrere angezündete Laternen vor den Ställen aufzupflanzen.

Ich kann aber auch nicht umhin, den Leser bei dieser Gelegenheit mit einem anderweiten Mittel bekannt zu machen, welches nach der mir von zwei glaubwürdigen Landwirthen der hiesigen Provinz gemachten mündlichen Versicherung dazu dienen soll, das Rindvieh wie die Pferde vor dem Anfall der Wölfe zu sichern, und welches von gedachten Männern seit geraumer Zeit mit glücklichem Erfolg angewandt wird. Man nimmt, jenachdem die Heerde groß oder klein ist, eine verhältnißmäßige Quantität Asa foetida, vermischt diese mit Schießpulver und reibt die aus dieser Mischung bereitete Salbe dem Vieh am Halse und an den Hintertheilen, den Pferden vorzüglich an den Mähnen und dem Schweife ein. Der Wolf scheut bei seinen äußerst feinen Geruchsorganen jede ihm irgend fremde und verdächtige Witterung, besonders die des Schießpulvers. Daß die Asa foetida einen starken widrigen Geruch verbreitet, ist allgemein bekannt. Auch bedienen sich dieser einige hiesige Forstmänner mit gutem Erfolg, um die in den Schonungen aufgesteckten Wildpretsscheuchen einzuwittern. J.

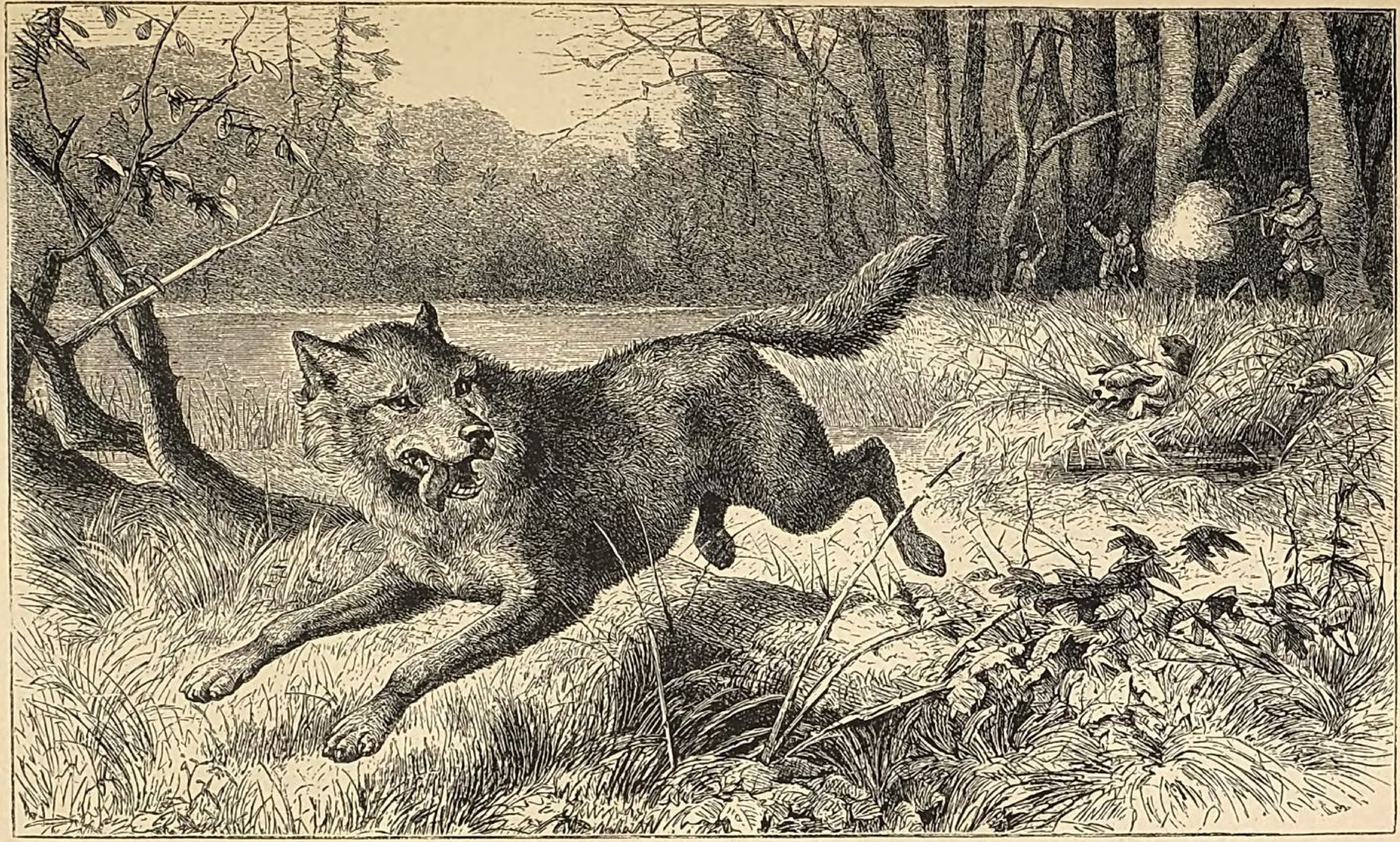
Tage fasten, wird aber auch, wenn dies lange währt, mehrmals aus Hunger von der Tollwuth befallen, der er auch bei großer Hitze wie bei großer Kälte ausgesetzt ist. Ein von der Tollwuth befallener Wolf ist an seiner schwankenden, unregelmäßigen Spur zu erkennen.

Die Natur hat den Wolf mit allen Mitteln, seine Raubbegierde zu befriedigen, versehen; ihm Waffen, List, Behendigkeit und Stärke verliehen. Die Vordertheile seines Körpers sind vorzüglich stark, besonders die Hals- und Kinnbackenmuskeln. Er trägt in seinem Rachen einen Hammel, ohne ihn die Erde berühren zu lassen. Der Wolf besitzt neben seiner Stärke auch ein vortreffliches Gesicht und Gehör. Er ist auch überdies mit äußerst feinen Geruchsnerven versehen und wittert seinen Raub wie seine Feinde in einer beinahe unglaublichen Ferne. Er läßt bei seinen Streifereien, und wenn er verfolgt wird, nie den Wind aus der Nase, und bedient sich dessen beständig als eines Kompasses, um nicht irregeleitet zu werden.

Der Wolf besitzt wie der Hund ein bewundernswerthes Erinnerungsvermögen, und es darf daher nicht auffallen, wenn man ihn sowol bei seinen Räubereien, als wenn er verfolgt wird, mit einer Art von List und Gewandtheit zu Werke gehen sieht, um seinen Raub zu haschen oder auch den ihn bedrohenden Gefahren auszuweichen. Sein treues Gedächtniß ruft ihm jeden bereits erlebten Fall zurück. Er sammelt, je älter er wird, eine Menge von Erfahrungen, die er trefflich zu nutzen weiß. So wahr dies von einer Seite ist, so übertrieben sind dagegen die Erzählungen, die man hin und wieder, selbst in den Schriften geachteter Naturforscher, von der angeblichen List des Wolfs aufgezeichnet findet.

Es ist nun zwar begründet und auch bereits bei Gelegenheit der Wolfsspur bemerkt, daß, wenn mehrere Wölfe beisammen sind, sie gerade hintereinander traben und immer einer in die Spur des andern tritt, wodurch man leicht zu dem Irrthum, die Spur mehrerer Wölfe für die eines einzelnen zu halten, verleitet werden kann, obgleich der irgend erfahrene Jäger dies bald unterscheiden wird. Weit gefehlt aber, daß jenes Hintereinandertraben, welches dem Wolfe vielleicht, und besonders im tiefen Schnee, blos deshalb zur Gewohnheit geworden ist, weil es ihn weniger ermüdet; weit gefehlt, daß es ihm als Vorsichtsmaßregel eigen sein sollte; so wendet er solche auch keineswegs an, sobald er in Gesellschaft mit mehrern oder auch nur mit einem zweiten Jagd macht. Der Fall ist dann gerade umgekehrt. Die Jagdgefährten sondern sich im Gegentheil voneinander ab und suchen ebendadurch ihren Vortheil wahrzunehmen [1],

[1] Auch Döbel, dem niemand Jagdkunde absprechen wird, bestätigt dies. — „Jagen sie", nämlich die Wölfe, so sagt er, „ein Thier oder Hirsch an, so traben sie nicht hintereinander, sondern beugen vor, bis es einer fängt."



Wolfsjagd.

daher man denn auch beim Spurschnee deutlich erkennen kann, ob einer oder mehrere Wölfe Jagd gemacht haben.

Der Wolf ist in den gemäßigten und nördlichen Gegenden von Europa, Asien und Amerika, von den Pyrenäen und Alpen bis nach Lappland und vom Kaukasus bis zu den Samojeden zu Hause, sowie in Amerika von Canada bis in den höchsten Norden, südlich in den höchsten Gebirgen, nördlich in den Steppen. Im eigentlichen Mitteleuropa sind sie ausgerottet. Nach langen Kriegen vermehren sie sich ungemein, wenn längere Zeit ihnen nicht mit Ernst nachgestellt wird; so wurden nach der Revolution im Jahre 1797 in Frankreich 7351 Wölfe erlegt. Auf den dänischen Inseln und in England sind sie schon längst ausgerottet.

Sein Balg ist ein brauchbares Pelzwerk. Mit den Haaren verarbeitet, wird er nicht blos zu den sogenannten Wildschuren, die zu den wärmsten Pelzen gehören, sondern auch zu Decken vor den Stubenthüren, um die Schuhe daran zu reinigen, zu Fußsäcken, ingleichen zu Muffen angewandt. Man rühmt dem Wolfsbalge überdies nach, daß sich kein Ungeziefer darin aufhält. Auch werden, wenn das Haar abgebeizt, und das Leder weißgar gegerbt wird, Handschuhe und andere Sachen daraus verfertigt.

Jagd und Fang.

Es gibt vielleicht kein Thier, das so allgemein verfolgt wird als der Wolf. Er ist beinahe überall für vogelfrei erklärt. In dem vom Kaiser Karolus Magnus im Jahre 1507 emanirten Land- und Lehnrecht wird der Wolf gewissermaßen förmlich mit der Reichsacht belegt.

„Allen Thieren“, so heißt es dort, „ist Frid und Bann gesetzt, on Wölfen und Bären, an den bricht niemandt keinen Frid.“

Man sucht dem Wolfe, nach der Jahreszeit, und zwar im Sommer und Herbst, mittels sogenannter Hazardjagden, im Winter und beim Spurschnee aber, entweder mit oder ohne Wolfszeug, mittels der Treibjagden Abbruch zu thun, oder ihn auch in Wolfsgärten, Wolfsgruben, Tellereisen und Schwanenhälsen zu fangen, ihn endlich auch beim Luder und in Schießhütten zu erlegen.

Die Hazardjagden, welche im Grunde ebenfalls als Treibjagden anzusehen sind, haben diesen Namen deshalb erhalten, weil sie größtentheils zu einer Jahreszeit gehalten werden, wo man den eigentlichen Aufenthalt der Wölfe, die sich im Sommer und Herbst bald in Dickichten, bald in Brüchern, und wenn Getreide im Felde steht, auch in diesem verbergen, wegen des fehlenden Spurschnees nicht mit Gewißheit ausmitteln

kann, und gewissermaßen aufs Gerathewohl (Hazard) auf sie Jagd macht. Wenn diese von einigem Erfolg sein soll, so ist dazu nicht nur eine große Anzahl von Treibern, sondern auch eine verhältnißmäßige Anzahl von Schützen nöthig. Man vertheilt die erstern in drei Partien und läßt durch diese, unter Anführung mehrerer der Jagd wie der Gegend kundiger Leute, diejenigen Bezirke, wo man Wölfe vermuthet, auf Meilen weit, und zwar in folgender Ordnung, abtreiben. Es werden die Treiber in drei verschiedenen Gegenden in einer Linie, und zwar, je nachdem man mit der Menschenanzahl ausreicht, in weiterer oder näherer Entfernung voneinander angestellt. Sobald das verabredete Signal erfolgt, rückt jeder Flügel in gerader Richtung langsam vor und treibt die vor ihm liegenden Gebüsche, Brüche u. s. w. ab. Um den Wolf aufzuschrecken, sind die Treiber, welche unter immerwährendem lauten Geschrei vorrücken, noch außerdem mit Klappern und andern lärmmachenden Werkzeugen versehen. Jeder Flügel geht so lange vorwärts, bis sämmtliche drei Flügel an den äußersten Enden zusammenstoßen; alsdann wird halt gemacht, und den Schützen, die sich auf der dem Treiben entgegengesetzten Seite ebenfalls in einer Linie anstellen, Nachricht gegeben.

Sobald nun die im Jagen etwa befindlichen Wölfe durch dieses Manöver, welches durchaus mit der nämlichen Ordnung wie ein militärisches veranstaltet werden muß, enger zusammengetrieben und an drei Seiten von den Treibern, an der vierten aber, wo die Schützen sich vorstellen, von diesen in eine Art von Quarrée eingeschlossen sind, rückt der den Schützen gegenüberstehende Flügel auf ein zweites Signal vorwärts und treibt die solchergestalt eingeschlossenen Wölfe vermittels Schreckschüssen und immerwährenden Lärmens und Klapperns den Schützen zu. Hinter den letztern werden da, wo man Wolfszeuge hat, in einer gewissen Entfernung Prellnetze vorgezogen, sonst aber Leute mit Knitteln in einer Linie angestellt, um, wenn etwa von den Schützen ein Wolf gefehlt wird, solchen zur Rückkehr in das Jagen, und wiederum vor die Flinte zu bringen. Dergleichen Hazardjagden sind zuweilen von vielem Erfolg, oft aber auch mislich, und besonders deshalb, weil der Ort nicht immer gestattet, den Wind gehörig in Acht zu nehmen, obgleich dies, sobald es irgend angeht, nothwendig ist.

Wir können aus unserer Erfahrung Fälle anführen, wo in einem Forstreviere, dessen Localität besonders günstig zu einer solchen Jagd ist, zuweilen in einem Hazardjagen 6—8 Wölfe erlegt worden sind.

Die zur Winterzeit üblichen Treibjagen weichen im wesentlichen von den Hazardjagen nur insoweit ab, daß bei den erstern der Spurschnee, resp. die Neue genutzt wird, um den eigentlichen Aufenthalt der

Wölfe auszumitteln, wonach sie denn allerdings ungleich wirksamer sind und der Erfolg, wenn nur sonst keine Fehler vorkommen, nicht ausbleiben kann.

Sobald nun Spurschnee eintritt, wird die Forst districtweise abgespürt. Nachdem man nun durch dieses Abspüren die Wölfe ausgemittelt hat, was man dadurch erfährt, wenn man zwar eine Eingangs-, aber keine Ausgangsspur findet, so wird das Jagen unverzüglich da, wo man Wolfszeug hat, mit diesem und außerdem noch mit Leuten, sonst aber mit letztern allein umstellt. Die Schützen stellen sich, mit Wahrnehmung des Windes, vor, und die den Schützen gegenüberstehenden Leute treiben auf ähnliche Art wie bei den Hazardjagen die im Treiben befindlichen Wölfe den Schützen zu. Die Wolfszeuge bestehen in 40 Bund Lappen, wovon 10 Bund auf eine Länge von 1000 Schritt hinreichen und wonach mithin mit 40 Bund ein ganzes Jagen umstellt oder eingekreist werden kann. Außer den Lappen gehören zu einem completen Wolfszeuge noch 6 Stück Wolfsnetze, welche bei dem Treibjagen zum Schlagen aufgestellt werden, um den Wolf, wenn er auf diese stößt, darin zu fangen. Sowol an den Lappen als Netzen werden Leute mit Knitteln und Heugabeln angestellt, um den Wolf, wenn er bei erstern durchgehen will, zurückzuscheuchen, ihn aber in letztern, sobald diese über ihm zusammenschlagen, zu tödten. Es waren früher in der Provinz Preußen mehrere, im Regierungsbezirk Königsberg allein zehn mit Zeugen versehene Wolfsjäger angestellt, welche nicht nur die ihnen besonders zur Aufsicht anvertrauten, sondern auch auf Erfordern, und wenn ihnen aus den benachbarten Revieren die Spur gebracht wurde, diese mit dem Zeuge bejagen mußten. Die Treibjagen mit oder ohne Zeug werden nach Maßgabe der Witterung, am häufigsten im Monat Februar angestellt, weil alsdann der strenge Frost gewöhnlich schon nachgelassen hat, die Wölfe dann weniger unstet sind, nicht mehr meilenweit umhertraben, und auch besser das Zeug halten. Sämmtliche Einsassen des platten Landes sowie die Einwohner der Landstädte sind verpflichtet, Leute zum Treiben zu stellen. Wenn eine Wolfsjagd beendigt ist und die Treiber zusammengerufen werden, um nachzusehen, ob sich nicht etwa einer oder der andere während der Jagd entfernt, oder auch in der beim Treiben vorgeschriebenen Ordnung gefehlt hat, worauf Strafe steht, pflegen die Treiber den getödteten Wölfen hin und wieder einige tüchtige Prügel zuzuzählen und diese mit dem Ausruf: Nimm das für mein Schaf, dies hier für mein Füllen u. s. w. zu begleiten, um sich an dem Wolfe noch nach dem Tode für das Unheil zu rächen, welches er den Viehheerden zugefügt hat, was dann lustig genug anzusehen ist.

Man bedient sich übrigens, um den Wolf zu erlegen, der sogenannten Posten [1], von denen man nach Verhältniß des Kalibers 8—10 Stück in die Flinte steckt. Auf einer mäßigen Schußweite kann man ihm füglich mit einer Ladung Nr. 00 das Garaus machen. Noch ist zu bemerken, daß die Wolfsjagden, was auch manche Schriftsteller davon erzählen mögen, keineswegs mit Gefahr für den Jäger verknüpft sind, es sei denn, daß sich etwa ein von der Tollwuth befallener Wolf sehen läßt, der nun freilich dem Jäger, wenn er ihn etwa fehlt, gefährlich werden kann. Der Wolf ist, wie schon an einem andern Orte angeführt wurde, ein äußerst scheues, furchtsames Thier. Wenn man ein Schießgewehr bei sich hat, darf man selbst dann, wenn man einer ganzen Rotte begegnet, unbesorgt Feuer geben. Die einzige Gefahr, der man bei Wolfsjagden hin und wieder ausgesetzt ist, besteht darin, daß man von unvorsichtigen, leidenschaftlichen Schützen getroffen werden kann, was indessen bei allen Jagden, wo mehrere Schützen beisammen sind, der Fall ist. Es ist allerdings Vorsicht beim Anstellen, ingleichen die Anordnung nothwendig, daß niemand seinen ihm angewiesenen Posten eher verlasse, bis er abgerufen wird.

Die Wolfsgärten [2], welche freilich einen nicht unbeträchtlichen Holzaufwand erfordern, und nur da, wo es hieran nicht fehlt, zulässig sind, werden im Innern der Forst angelegt. Man wählt hierzu die Dickichte und zäunt einen Ort von 60, 80—100 Ruthen im Gevierte mit starken, 9—10 Fuß hohen Palissaden ein, und zwar dergestalt, daß letztere, damit der Wolf sich weder unten durchgraben, noch darüber wegspringen kann, 3 Fuß über und 6 Fuß unter der Erde zu stehen kommen. Gegen Süden oder Südost wird ein verhältnißmäßig großer, und von beiden Seiten mit Buschwerk umgebener Eingang offen gelassen, im Innern des Gartens aber eine Luderstätte angelegt, um die Wölfe dort zu kirren. Auch wird nahe am Eingange auf einem Baume, mit Wahrnehmung des Windes, eine Wachthütte eingerichtet, außerhalb des Gartens aber noch überdies ein Wachthäuschen und in dem letztern eine Glocke angebracht, welche durch eine von der Wachthütte im Garten bis zum Wachthäuschen fortlaufende Leine angezogen werden kann. Wenn man spürt, daß der Wolf, oft auch eine ganze Rotte, einige Zeit ungestört nach dem Luder ein- und ausgegangen ist, so begibt sich der Jäger in die Wachthütte auf dem Baume, um dort die Nacht über auf die Wölfe zu lauern. Sobald sie zugehen, zieht er die Glocke an. Die im Wachthäuschen außerhalb

---

[1] Bezieht sich auf die alten Gewehre; unsere Hinterlader thun mit 1—2 viel bessere Dienste, zumal Postenschüsse selten viel taugen. (v. R.)

[2] Sie existiren jetzt schwerlich mehr. (v. R.)

des Wolfsgartens befindlichen Leute eilen dann herbei, um den Eingang mit einem Prellnetze zu verschließen. Die in der Nacht eingefangenen Wölfe werden am folgenden Morgen entweder durch Jagdhunde aufgespürt, oder man läßt den Garten durch Leute abtreiben, um die Wölfe den Schützen vor die Flinte zu bringen. Ich (J.) befand mich einmal vor mehrern Jahren in einem hiesigen Forstrevier, wo in dem dort befindlichen, aber seitdem eingegangenen Wolfsgarten in einer Nacht eine Rotte von 9 Wölfen eingefangen und am folgenden Tage vor den Jagdhunden erlegt wurde. Man pflegt auch zuweilen außerhalb des Wolfsgartens dicht am Palissadenzaun eine Wolfsgrube anzulegen, den Zaun aber da, wo außerhalb die Grube befindlich ist, nur etwa 2 Fuß zu machen. Der eingefangene Wolf, welcher einen Ausgang am Zaune sucht, springt dann da, wo er die niedrigen Palissaden findet, oft über diese weg und fällt in die Grube. Es gibt auch Wolfsgärten von anderer Einrichtung, wovon aber die Beschreibung, die man übrigens in Döbel's „Jäger-Practica" nachlesen kann, hier zu weit führen würde. Wenn man eine für sich bestehende Wolfsgrube, ohne Verbindung mit dem Wolfsgarten, anlegt, so verfährt man dabei folgendermaßen: Es wird eine etwa 3 m tiefe und etwa 2 m breite Grube gegraben, in deren Mitte eine über den Rand hervorragende Stange mit einer verhältnißmäßig großen Scheibe errichtet, auf dieser aber ein lebendiges Schaf oder auch eine Gans oder Ente aufgestellt und angebunden. Ueber die Grube werden ein paar lange Stangen gelegt, diese mit Reisig, das Ganze aber rundherum mit Stroh bedeckt, auch sowol auf das Stroh als am Rande etwas Schafmist gestreut. Sobald der durch die Witterung, oft auch durch das Blöken des Schafs herbeigelockte Wolf nach diesem oder nach der auf der Scheibe befindlichen Gans oder Ente über das Stroh zueilt, stürzt er, wie leicht zu erachten, in die Grube. Es müssen aber hierzu nur isolirte, weder von Menschen noch Vieh besuchte Orte ausgewählt werden.

Das Verfahren, die Wölfe in Eisen zu fangen, ist im vorigen Abschnitte, in welchem von der Ausrottung der Füchse und vom Legen der Fuchs- und Wolfseisen die Rede war, genau beschrieben worden, worauf ich (v. R.) verweise, um nicht unnütze Wiederholungen zu machen.

Die Methode, den Wolf beim Luder zu erlegen, ist zwar an sich sehr einfach. Es gehört aber dazu viel Vorsicht und Erfahrung, und der Schütze, der ihm des Nachts auflauert, muß, wenn er sich anstellt, sehr genau den Wind in Acht nehmen und sich sorgfältig verbergen, wenn er seinen Schuß anbringen will. Leichter kommt man nun freilich in Schießhütten zum Ziel. Es werden diese in einer Schußweite vom

Luder, hin und wieder über der Erde, oft auch so angelegt, daß nur ein Theil der Hütte über der Erde hervorragt. An der Seite nach dem Luder zu wird ein Loch in der Wand angebracht, welches nur eben groß genug sein muß, um den Wolf beobachten, und zugleich hinterher den Schuß anbringen zu können. Damit der Wolf keine Menschenspur vorfinde, begibt sich der Schütze gewöhnlich zu Pferde nach der Hütte und steigt in diese, ohne beim Absitzen die Erde zu berühren, von oben hinein, und läßt das Pferd von seinem Begleiter, der ebenfalls zu Pferde sein muß, zurückführen. Schützen, die zu Fuß hingehen, pflegen die Sohlen mit Kuhmist oder dgl. zu bestreichen, um dem Wolf die Spur zu verwittern.

Wer an einem isolirten Orte am Walde wohnt, kann, wenn er nahe bei der Wohnung Luder legt, den Wolf oftmals aus dieser, vermittels einer kleinen Oeffnung in der Fensterscheibe, beim Auflauern erlegen.

Die preußischen, ingleichen die polnischen Jäger und Schützen bedienen sich zur Winterzeit, besonders bei strengem Frost, wo es dem Wolfe oft an Nahrung fehlt, noch einer andern, ziemlich drolligen Methode, um den Wolf vor die Flinte zu locken, von der ich nicht weiß, ob sie im Auslande bekannt ist. Der Schütze setzt sich, mit dem Rücken gegen den Fuhrmann gekehrt, auf einen Bauernschlitten und hat neben seiner Flinte ein lebendiges junges Schwein gebunden vor sich liegen. Hinten am Schlitten befestigt er an einer verhältnißmäßig langen Leine ein Bund Stroh, das er nachschleppen läßt. So ausgerüstet fährt er in den Wald, wo er Wölfe vermuthet und zwickt das vor ihm liegende Schwein während des Fahrens, welches ununterbrochen im mäßigen Trabe fortgesetzt werden muß, von Zeit zu Zeit, um es zum Grunzen zu reizen. Der durch die Witterung und das Geschrei des Schweins herbeigelockte heißhungerige Wolf läßt sich dann zuweilen in der Hitze zu dem Irrthum verleiten, das hinter dem Schlitten nachgeschleppte Stroh für die Beute zu halten. Sobald er hinspringt, gibt der Schütze Feuer, was aber äußerst schnell und in dem Moment, wo der Wolf den Sprung wagt, erfolgen muß, weil der Wolf sich, sobald er den Irrthum gewahr wird, wie leicht zu erachten, gar eilig aus dem Staube macht. (J.) — Wir übergehen die Methode, die Wölfe durch Selbstschüsse zu tödten, weil diese Procedur der Gefahr wegen nur selten anwendbar ist. Döbel hat in seiner „Jäger-Practica" eine ausführliche Beschreibung darüber geliefert.

Das Vergiften ist eine Methode, sich der Wölfe zu entledigen, welche bei einem so gemeinschädlichen Raubthiere wol angewendet werden darf. Man nimmt zu dem Ende 12—16 Loth fein pulverisirte rohe Krähen-

augen (nux vomica; jetzt Strichnin, v. R.), läßt einem gestorbenen Kalbe oder Schafe die Haut abnehmen, macht überall Einschnitte in das Fleisch und reibt den Cadaver mit dem Pulver ein, dann zieht man die Haut wieder über, näht sie hier und da fest und legt den Cadaver, ehe man ihn auf den Luderplatz bringt, einige Tage in frischen Pferdemist. Der Wolf, welcher davon frißt, wird nicht weit laufen ohne sich zu erbrechen und bald davon sterben, sodaß man nur seiner Spur zu folgen hat, um ihn zu erlangen. Uebrigens hat man die Hunde von solchen Luderplätzen abzuhalten, da sie wie alle blindgeborenen Thiere von Krähenaugen sterben. Auch mit Arsenik kann man den Cadaver vergiften, wobei man auf gleiche Art wie vorbeschrieben verfährt.

Einige andere Jagdmethoden nach den Mittheilungen des Baron Nolde und Forstmeister Göbel in Rußland, füge ich (v. R.) aus meinem „Waidwerk" bei. „Eine sehr zweckmäßige Art den Wolf zu bekriegen, ist das Anheulen, wobei, wenn die Jäger und Treiber ihre Schuldigkeit thun, ganze Familien sicher ausgerottet werden können.

„Es handelt sich nämlich dabei darum, die schwierige Aufgabe der Auffindung des Nestes zu lösen und zu bestätigen. Deshalb schleichen und horchen die Jäger manche Nacht in den Distrikten umher, wo sie es vermuthen und nach dem Geheul der alten Wölfe zu finden hoffen.

„Sie haben nämlich die Gewohnheit, wenn sie eine Strecke von den Jungen entfernt sind, diesen zum Abschiede zuzuheulen, worauf sofortige Antwort erfolgt. Ist die Gegend einigermaßen festgestellt, so umstellen sie 3—4 Jäger gegen Abend, horchen auf das Geheul, welches in verschiedenen Zeiten von den abschleichenden Wölfen wiederholt wird, bis es in der Ferne gänzlich erstirbt, und nun heult einer der Jäger die jungen Wölfe im Tone der Alten, was er natürlich gut verstehen muß, an, worauf sie antworten und ihre Niederlassung verrathen. Die Jäger dürfen sich ihnen nicht nähern, überhaupt keine Merkmale ihrer Anwesenheit in der Nähe zurücklassen, wiederholen aber in Zwischenräumen von einigen Tagen das Anheulen, bis der Punkt ganz sicher festgestellt ist.

„In der Regel hat zwar die Familie mit dem Zunehmen der Jungen das Nest verlassen, gleichwol ist sie in der Nähe geblieben und der Wechsel von dem alten Aufenthalt zu dem neuen und zum Wasser, die «alten Traden» und die «Wassertraden», wie sie nach Baron Nolde's Mittheilungen in Kurland genannt werden, sind die einzigen, welche die jungen Wölfe kennen, daher unter allen Umständen festhalten und bei der Jagd besetzt werden müssen.

„Haben die Jäger alle diese Wahrnehmungen festgestellt, so schreitet man zur Jagd, aber nicht vor 10 oder 11 Uhr vormittags, um der

Rückkehr der alten Wölfe sicher zu sein. — Das Treiben wird still umstellt, die jungen Wölfe werden nochmals angeheult, worauf sie trotz der Verhinderungsversuche der Alten antworten und nunmehr läßt man von Treibern die Wölfe zutreiben oder man umstellt den ganzen District und läßt gute Wolfsbracken die Jagd beginnen, welche die alten Wölfe bald zu Schuß bringen, wonach man sich der jungen, welche ausschließlich auf den Traden hin- und hertraben, für versichert halten darf.

„Auf solchen Jagden und überhaupt auf den Wolf bedient man sich der mit Posten geladenen Flinte, noch besser, wenn zwischen die Posten ein wenig feinerer Schrot gemischt ist, weil alsdann der Schuß nicht so streut."

Höchst aufregend und unterhaltend ist die Jagd in den Röhrichten Rußlands, wie sie mir Forstmeister Göbel schildert:

„Das Röhricht wird theils von den Schützen, theils mit Netzen bestellt und auf den höher gelegenen Ufern je ein Piqueur mit einem Strick (3) großer Windhunde aufgestellt, um den etwa durchbrechenden Wolf zu hetzen.

„Alles ist in größter Stille bewerkstelligt, da gibt ein Hornsignal das Zeichen zum Anfang und munter stürmen die Bracken in das Röhricht hinein; bald verstummen sie, bald verdoppelt sich ihr Geläut, — bald hierhin, bald dorthin wogt das Getobe, denn die Meute hat sich getheilt, endlich nähert sich ein Theil mit rasender Schnelle, die Rohrbüschel bewegen sich und, den Kopf zwischen den Läufen, flüchtet ein starker Wolf vorbei — ein Krach und er streckt sich im Verenden; ein zweiter bricht beim Nachbar durch — „Hussah! hetz, hetz!" ruft der Piqueur und wie Dämonen rasen die herrlichen russischen Windhunde dem Wolfe nach — noch einige Sätze und der vorderste hat ihn durch einen Sprung auf den Rücken niedergeworfen, im wirren Knäuel wälzen sich Hund und Wolf umher und dieser hat verendet, ehe der Piqueur Gelegenheit fand, ihm mit dem Bleiknopf seiner Peitsche den Gnadenschlag auf die Nase zu versetzen. —

„Kein Hund beißt schärfer und furchtbarer, als ein starker Windhund. —

„Der Anstand oder Ansitz auf Wölfe am Luder hat nach Baron Nolde's Erfahrungen viel Misliches. Der Wolf nimmt nur ungern in mondhellen Nächten ein Luder an, namentlich oder vielleicht gar nicht, wenn es in einer Dickung liegt, weil er überall Verrath wittert und in der Dickung nicht auch durch Aeugen sichern kann. Liegt aber das Luder auf einer Blöße, so kann sich der Jäger nicht genügend decken, wozu noch kommt, daß der Wolf stets im weitern und nähern Zirkel das Luder

umkreist, ehe er herantrabt, und dabei den Jäger sicher wittert. Ein Hochstand ist also hierbei ein nothwendiges Erforderniß.

„Haben sich Wölfe stark angeludert, d. h. viel Luder gefressen, so verbleiben sie gern den Tag über in der Nähe und können eingekreist werden. Treiber und Schützen müssen aber bald und ganz still zur Stelle sein, dann werden auf den Flügeln der Treiberlinie ein paar blinde Schüsse abgefeuert, worauf die Wölfe sehr bald zu Schuß kommen; werden sie erlegt, dann gut; — jedenfalls hat mit diesem einen Treiben die Jagd ihren Abschluß, denn die durchgebrochenen Wölfe flüchten weiter als 1—2 Meilen ohne Unterbrechung; ebenso bleibt ein angeschweißter Wolf in der Flucht, solange er irgend kann — und er hat ein sehr zähes Leben! Sicher verstreicht auch mehr als eine Woche, ehe beschossene Wölfe auf den Stand zurückkehren.“

Die Kosaken holen den Wolf auf ihren Pferden ein und schlagen ihn mit der Knute auf die Nase todt.

Elfter Abschnitt.

Vom Luchs, Felis Lynx *Linné*.

Waidmännische Ausdrücke.

Die Zähne heißen Fänge; die Nägel: Waffen oder Krallen; die Haut: Balg; er geht nicht, sondern trabt, schnürt oder schränkt; er hat ein Lager; raubt und reißt das Wild; thut Sprünge, wenn er ihm nachjagt; der Ort, wo er es gefangen hat, heißt der Fang oder Riß, und er frißt von dem gerissenen Stück; klettert er zu Baum, so bäumt er; die Begattungszeit heißt Ranzzeit, daher ranzt und begehrt er, bringt Junge zur Welt; wird gestreift; sonst wie bei andern Raubthieren.

Naturgeschichte.

Zahnformel: $\frac{1 \cdot 1 \cdot 2}{1 \cdot 2} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{6}{6} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{2 \cdot 1 \cdot 1}{2 \cdot 1} = 30$ Zähne.

Bei den Katzen ist der Reißzahn der hauptsächlichste. Im Oberkiefer nur ein einziger kleiner Höckerzähn hinter dem Reißzahn, im Unterkiefer ist der Reißzahn der letzte. Nur 2—3 Lückenzähne, von denen der letzte meist ausfällt. Der letzte untere Backenzahn ist dreispitzig.

Der Luchs, im Französischen Loup cervier, auch gemeiner Luchs, Rothluchs (unter diesem Namen hat ihn Bechstein), Hirschluchs, Hirschwolf, weil er den Hirschen stark nachstellt, genannt, ist das stärkste Raubthier aus dem Katzengeschlechte, welches die gemäßigte Zone bewohnt, und zugleich das einzige gefleckte derselben. Der Luchs hat im Aeußern viel Aehnlichkeit mit der Katze, unterscheidet sich aber von dieser vorzüglich

dadurch, daß er größer, stärker und hochbeiniger ist, auch eine kürzere Ruthe hat. Die Länge des gemeinen deutschen Luchses beträgt vom Kopfe bis zur Ruthe 1—1,3 m; die Ruthe ist 15—20 cm lang. Seine Höhe hält 75 cm.[1] Der Kopf, der auf dem Halse breit aufsitzt, ist, was den Obertheil und die Stirn betrifft, wie ein Katzenkopf gestaltet,

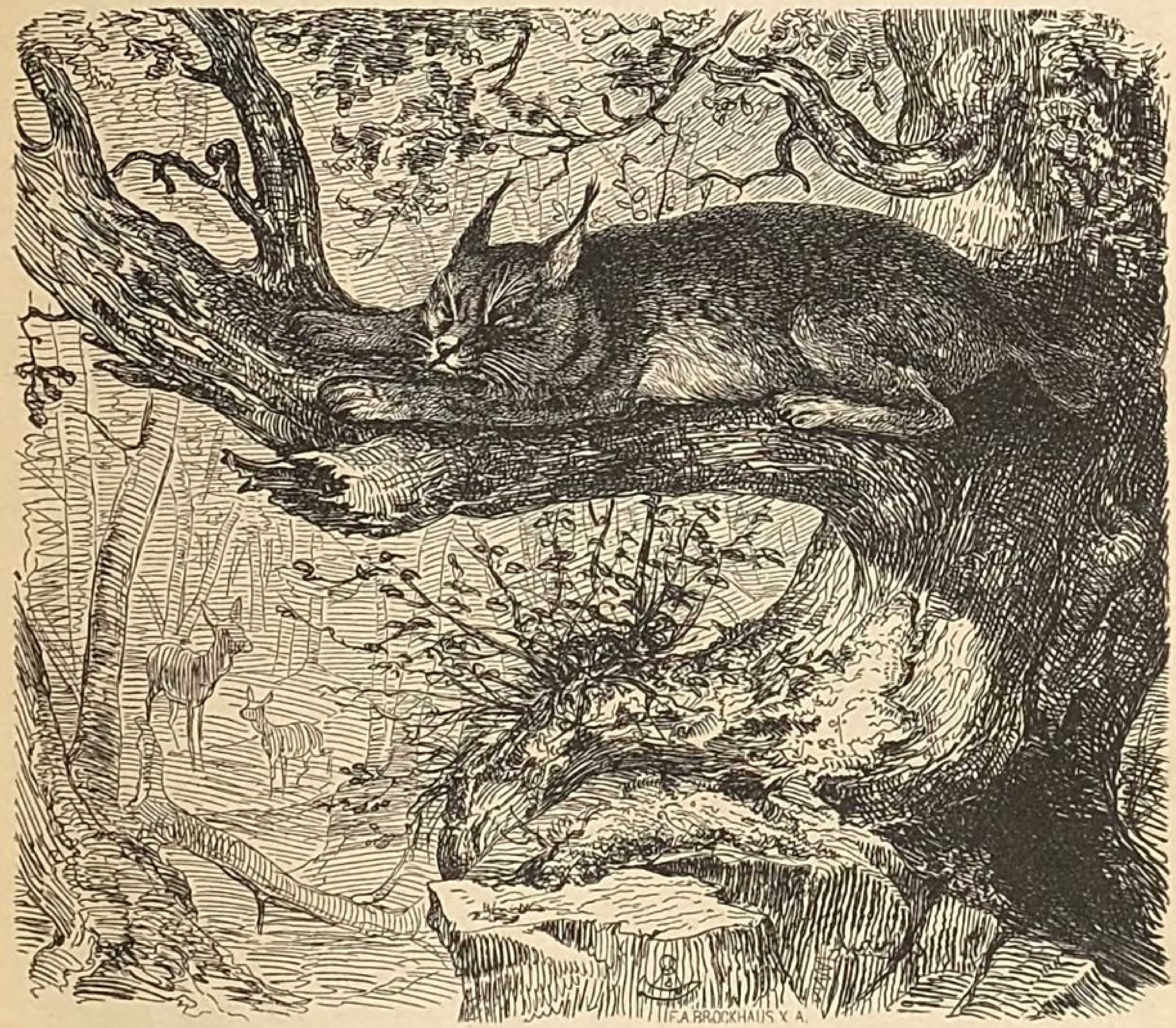


Fig. 67. Luchs.

die langgestreckte Schnauze ist dick, schwarz und mit einem Schnurrbart versehen. Die Zunge ist stachlicht. Er hat in beiden Kinnladen sechs kleine Vorderzähne, wovon die vier innern paarweise stehen und kleiner sind als die beiden äußersten. Die einzelnen Fänge sind 4 cm lang,

[1] Die Maße der beiden Luchse, welche am Harze erlegt sind, waren: 1) der am Rennekenberge in der Grafschaft Wernigerode vom Forstcontroleur Kallmeyer am 24. März 1817 geschossene, Länge von der Schnauzenspitze zur Schwanzspitze 3 Fuß 5 Zoll, Höhe am Vordertheile 2 Fuß 2½ Zoll, Ruthe 8 Zoll, Gewicht 53 Pfund. — 2) Der am 17. März 1818 am Seeser Teufelsberge in der hannoverschen Forstinspection Lautenthal vom hannoverschen reitenden Förster Spellerberg geschossene wog 41 Pfund; Länge 3 Fuß 1 Zoll 3 Linien; Höhe 2½ Fuß; Länge der Ruthe 6 Zoll 3 Linien. — Beide waren Männchen. (v. B.)

Der letzte (auf Wollin) geschossene Luchs war 1,12 m lang und wog ohne Aufbruch 16,5 kg. (v. R.)

die auf jeder Seite befindlichen drei großen Backenzähne sind so scharf gezackt und ausgeschnitten, daß die Zacken und Einschnitte oben und unten genau ineinander passen. Sie sind, genau so wie die Zangen, deren sich die Lederarbeiter zum Festhalten des Leders bedienen und von denen die Zacken der einen Fläche beim Zudrücken in die Kerben der andern greifen, gebildet. Was der Luchs einmal packt, ist er, der Bildung seiner Backenzähne nach, äußerst fest zu halten im Stande. Die nahe an den Lauschern befindlichen Seher sind völlig zirkelrund, enthalten beinahe 2,5 cm im Durchschnitt, haben eine hochgewölbte grüngelbe Hornhaut, welcher eine rothe Folie untergelegt zu sein scheint. Zur Seite an den Schläfen sitzen statt der Augenbrauen einige größere und kleinere Borstenhaare. Die Seher funkeln des Nachts wie Feuer. Ihr Blick ist, wie der der Katze, falsch und freundlich. Die gerade aufstehenden Lauscher sind weit, ziemlich lang, dreieckig, zugespitzt und glänzen wie Sammt; sie sind an der Spitze — und dies ist das charakteristische Kennzeichen dieser Thiergattung — mit einem in die Höhe stehenden, über 2 cm langen Büschel steifer Haare besetzt. Der Hals ist stark, der geradeauslaufende Leib dick, die Ruthe kurz, abgestumpft, durchaus gleich dick und wird etwas in die Höhe gekrümmt getragen. Die Läufe sind hoch und stark, die etwa 9 cm breiten Pfoten plump und mit 4 cm langen, scharfen, gelblichen Krallen bewaffnet, welche letztere sie, wie die Katzen, einziehen, und wenn sie sich vertheidigen oder rauben, auch bäumen, verlängern können. Der ganze Balg ist langhaarig, dicht, und fühlt sich wie Seide an, besonders am Unterleibe, wo die etwa 6 cm langen Haare vorzüglich fein sind. Die gewöhnliche Farbe des Luchses ist rothbraun mit dunkeln Flecken gezeichnet; die Ruthe nach der Spitze zu schwarz. Der Balg hat drei Nähte, eine vom hintern Ohrenwinkel nach der Schulter, eine andere von dem After nach der Ferse, und eine doppelte von da nach der Ferse herunter. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch einen schmälern Kopf, kleinern Körperbau, minder schönen Balg, und endlich auch durch die acht Säugewarzen. Der Luchs hat eine heulende Stimme wie der Wolf, nur schärfer und durchdringender als dieser. Er bringt sein Leben auf etwa 15 Jahre.

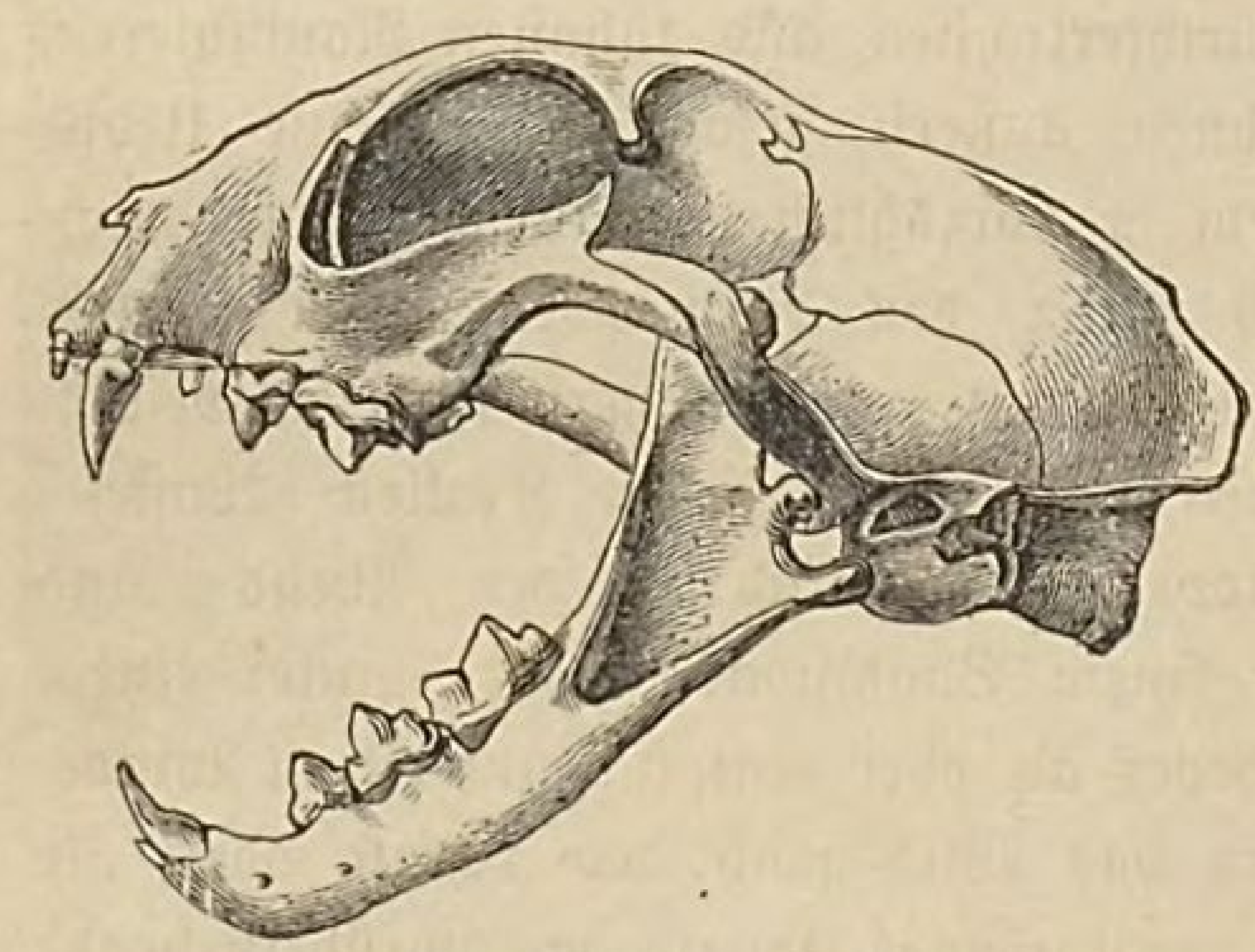


Fig. 68. Schädel des Luchses.

Der Luchs, welcher in Deutschland ausgerottet ist, kommt in Schweden, Norwegen, Rußland, im nördlichen Asien, am Kaukasus, der Tatarei, Sibirien und Nordamerika, vereinzelt, wenn überhaupt noch, in Spanien, Frankreich und Italien vor, wählt zu seinem Aufenthalte am liebsten öde, gebirgige, felsige und waldige Gegenden, woselbst er entweder in Klüften und Höhlen seine Lagerstätte hat, oder sich auch einen eigenen Bau mit krummen Röhren gräbt. Am Tage setzen sie sich, wenn sie sicher sind, in felsigen Gegenden auf die Felsenspitzen, sonst auch auf abgestumpfte Baumstämme und sonnen sich dort. Bei Verfolgungen und bei ihren Spielen besteigen sie rauhe, schiefstehende Bäume und drücken sich, wenn sie verfolgt werden, der Länge nach wie die Katzen an einen Baumast an, daß man sie nur mit Mühe gewahr wird. In den Wintermonaten streifen sie aus einem Walde in den andern.

Der Luchs gehört zu den fürchterlichsten und kühnsten Raubthieren, und ist vorzüglich den Wildbahnen äußerst gefährlich. Seine liebste Nahrung ist das Rothwildpret, dem er vorzüglich vor allem andern nachstellt, obgleich er nebenher auch unter den Rehständen einen großen Schaden anrichtet. Die Natur hat ihn mit einem äußerst scharfen Gesicht, mit überaus feinen Geruchsnerven und fürchterlichen Krallen (Waffen) versehen. Er lauert dem Wildpret gewöhnlich in der Abend- und Morgendämmerung entweder auf einem Baumstocke [1], oder hinter einem Busche auf. Er schleicht es entweder an oder legt sich unter dem Winde, und zwar nahe an Wechseln, wo das Wild nach der Tränke oder zur Aesung geht, platt auf den Bauch, und springt, sobald das vorübergehende Wildpret ihm so nahe ist, daß er es fangen zu können glaubt, mit drei oder vier Sprüngen — nach Döbel's Behauptung kann er 10—12 Schritte weite Sprünge thun — nach demselben hin. Er packt das Wildpret immer gerade im Genick, hält sich mit seinen scharfen, tiefeinschlagenden Krallen fest, zerbeißt dem Thiere die Halsflechsen, bis es todt zur Erde stürzt. Wenn der Fang misglückt und er seinen Raub mit drei oder vier Sprüngen nicht erhaschen kann, so gibt er ihn auf und verfolgt den Hirsch oder das Reh, da beide ihm an Schnelligkeit im Laufen weit überlegen sind, nicht weiter, sondern legt sich aufs neue auf die Lauer. Hat er aber das Thier glücklich ergriffen, so frißt er solches gewöhnlich zuerst an den Keulen und Dünnen an, zehrt so lange, bis er gesättigt ist, und verscharrt das übrige, um es den folgenden Tag aufzuzehren, vorausgesetzt, daß er nicht in der Zwischenzeit eine neue Beute erhaschen

---

[1] Mehrere Schriftsteller behaupten, der Luchs lauere dem Wildpret auf einem Baume sitzend auf. Es ist dies aber unbegründet. (J).

kann, auf welchen Fall er diese dem, was er am vorigen Tage übrigließ, vorzieht. Daß er, wie mehrere Schriftsteller behaupten, dem gefangenen Thiere zuerst das Blut aussaugen sollte, wird von Jägern, unter andern auch von Döbel, abgeleugnet. In Gegenden, wo er weder Rothwild noch Rehe vorfindet, nimmt er auch mit Hasen, Auer-, Birk- und Haselhühnern, die er, wenn sie an der Erde sitzen, beschleicht, fürlieb. An andern Orten soll er, wie Bechstein anführt, auch wilde Schweine fangen, und letztere sich ihres Mörders zuweilen dadurch entledigen, daß sie mit ihm durch dichte Gebüsche rennen und ihn vom Rücken abstreifen, was auch bei dem Elenwildpret [1], ingleichen den Renthieren, denen er nachstellt, auch bei dem Rothhirsch zuweilen der Fall ist. Bei gänzlicher Ermangelung des Wildprets fällt er auch die Heerden an und sucht vorzüglich Schafe [2], Ziegen und Kälber zu erhaschen. Im Winter soll er, der Erzählung einiger Schriftsteller zufolge, gleich dem Wolfe nach den Dörfern schleichen und sich unter den Schwellen der Viehställe durchgraben. Die kleinern Raubthiere, als Füchse, Marder, Wiesel u. s. w. pflegen dem Luchse gern auf seinen Streifereien zu folgen und sich von dem zu nähren, was er vom Raube übrigläßt. [3]

Der Luchs ranzt im Monat Februar, nach andern schon am Ende des Januar. [4] Die Luchsin geht neun Wochen, nach Fleming's „Deutschem Jäger" fünfzehn Wochen, trächtig, und bringt bald in Felsenklüften, bald in einer selbstgegrabenen Höhle, zuweilen auch im Dachsbaue, aber stets in den dichtesten Wäldern und Gebüschen, auf einem von Laub und Moos bereiteten Lager, 2, 3, selten 4 Junge. Sie sind anfangs weiß von Farbe und neun Tage blind, werden von der Mutter gesäugt und hernach zum Raube angeführt.

Der Luchsbalg gehört bekanntermaßen zu den schönsten und gesuchtesten Pelzwerken, obgleich er den Fehler hat, daß die Haare spröde und brüchig sind. Die besten kommen hierzulande aus Rußland. Die aus der Gegend des Balkaschsees in Sibirien werden für die vorzüglichsten gehalten.

---

[1] Der vom Luchs angefallene Elenhirsch soll, wie Herr a. d. Winckell in seinem „Handbuch für Jäger" erzählt, so wüthend werden, daß er sich den Kopf an Baumstämmen einrennt und so seine Beute wird. Die hiesigen Jäger haben dies nie wahrgenommen.

[2] Nach Bechstein hat ein Luchs, welcher sich im Jahre 1772 in dem Thüringerwalde aufhielt, in einer Nacht einige 30 Schafe in einer Heerde erwürgt.

[3] Den Fuchs würgt er sofort ab, wenn er seiner habhaft wird, die Wildkatze geht ihm scheu aus dem Wege. (v. R.)

[4] Ueber die Ranzzeit fehlen sichere Nachrichten gänzlich, da noch kein Geheck aufgefunden wurde; ob Jester nach eigenen Beobachtungen spricht, weiß ich nicht. (v. R.)

Jagd.

Der Luchs verräth dem Jäger seine Anwesenheit auf einem Revier theils durch seine Spur, welche wie eine Katzenspur aussieht, nur freilich größer ist, und welche man, wenn sie völlig ausgedrückt, nach dem Jägerausdrucke rein ist, gar leicht, und besonders auch daran erkennen kann, daß die vordern mittlern Klauen sich kürzer als die danebenstehenden zeichnen[1] — er schnürt übrigens, obwol in nicht ganz gerader Linie, wie der Wolf —, theils dadurch, daß das Rothwildpret ungewöhnlich scheu und unruhig ist, endlich aber auch, wenn sich verscharrte Ueberbleibsel von seinem Riß vorfinden, was oft von den Jagdhunden entdeckt, oft auch durch die Krähen, Raben und Holzheher aufgespürt wird. Beim Einkreisen des Luchses hat man besondere Vorsicht nöthig, weil er nicht selten sehr genau die Rückspur annimmt, und weil er durch mächtige Sprünge, auf hohe Stöcke, selbst auf niedrige Bäume, besonders wenn er aus einer Dickung einen Weg zu passiren hat, den Jäger irreführt.



Fig. 69. Spur des Luchses.

Wenn man ihm zur Zeit der Neue auf die Spur kommt, so wird er auf die nämliche Art wie der Wolf, entweder mit dem Wolfszeuge oder mit Treibern eingekreist; dann werden Jagdhunde in das Jagen gelassen, und er entweder, wenn er in die Netze fällt, in diesen todtgeschlagen, oder wenn er bäumt, was man bald an dem Stürmen der Hunde gewahr wird, heruntergeschossen. Zuweilen wird er auch mit Saupackern behetzt, unter denen er aber, wenn er sich ohne zu bäumen stellt — und auch dies erkannt man bald an dem Stürmen der Hunde —, gewaltige Niederlagen anrichtet. Solange noch eine Spur von Leben an ihm ist, beißt und schlägt er mit seinen Waffen gewaltig um sich. Die östlichen Jäger bedienen sich hin und wieder der gewöhnlichen starken Bauernhunde zu dieser Jagd, die den Luchs, sobald sie ihm auf die Spur kommen, zu Baume treiben und dann unter diesem stürmen, bis der Jäger herbeikommt und ihn erlegt. Die Jagdhunde nehmen den Luchs gern an. Er wird daher auch oft gelegentlich und unvermuthet bei andern Jagden aufgespürt und erlegt. Vortheilhaft ist es, den Luchs nur mit einem Hunde zu jagen, weil dieser ihn nicht leicht packt, während mehrere dies thun und dann fürchterlich von ihm geschlagen zu werden pflegen.

---

[1] Vorausgesetzt, daß sie überhaupt ausgedrückt sind, was beim gewöhnlichen Gange der Katzen nicht geschieht. (v. R.)

Der Fang im Tellereisen, den unter andern Döbel in seiner „Jäger-Practica“ vorschlägt und wonach man an dem Orte, wo man einen verscharrten Riß findet, ein Paar gut verdeckte, an Ketten befestigte Tellereisen legen soll, ist mislich. Dietrich aus dem Winckell, der in seinem „Handbuch für Jäger“ [1] ebenfalls diese Methode erwähnt, zweifelt mit Recht an deren Erfolg, weil der Luchs, wie er sehr richtig sagt und auch bereits angeführt ist, den verscharrten Riß sehr selten, und nur dann, wenn er keine neue Beute findet, aufsucht, er auch das Eisen bei seinen feinen Geruchsnerven gar bald entdecken und nicht leicht zugehen würde.

Man kann ihn auch, wie Döbel sagt und Herr aus dem Winckell ebenfalls anführt, auf das Reizen und zwar durch das nachgeahmte Pfeifen der Drossel oder des Hasengequäkes, schießen, wenn man sich an einem Orte, wo der Luchs umhertrabt, am besten auf einem Baume, anstellt. Man muß aber, wie bei dem Fuchse, schon im voraus schußfertig sein, weil der Luchs ebenso schnell wie jener herbeikommt, und sich, sobald er Unrath merkt, ebenso eilig aus dem Staube macht.

[1] Fünfte Auflage, Band I, Seite 212.

Zwölfter Abschnitt.

Von der wilden Katze, Felis catus *Linné*.

Waidmännische Ausdrücke wie beim Luchs.

Naturgeschichte.

Der letzte untere Backenzahn zweispitzig, nicht dreispitzig wie beim Luchs. Größer als die Hauskatze, deren Stammältern die wilden Katzen nicht sind. Die wilden Katzen werden 50—55 cm lang, Ruthe 30 cm, Höhe 35—42 cm, ihr Gewicht mag sich öfters bis 20 Pfund belaufen, einzelne sind also stärker als der Fuchs. Oben graubräunlich, auch röthlichgrau mit dunklern Querwellen; die Ruthe hat drei Ringel oder dunklere Querbänder mit einer schwarzen Spitze. Unterkörper blaßgrau; die Schenkel und die vier Läufe nach innen gelblichgrau; Lippen und Fußsohlen schwarz.

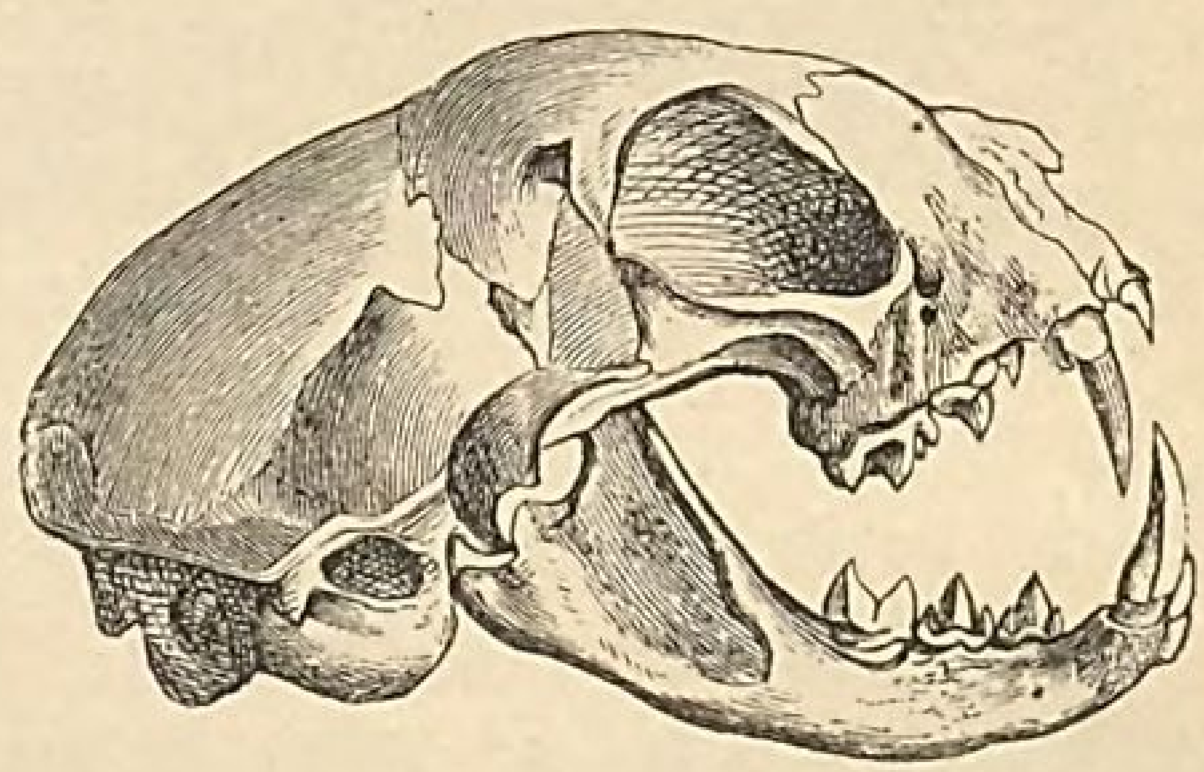


Fig. 70. Schädel der wilden Katze.

Die Wildkatze ist von der zahmen sehr schwer zu unterscheiden, sicher eigentlich nur auf anatomischem Wege am Schädel, und dadurch, daß ihr Gescheide um $^1/_3$ kürzer ist. Das geläufigste Merkmal ist die am Ende nicht zugespitzte Ruthe; schwarze Sohlen und Lippen hat die zahme Katze auch gelegentlich. Im übrigen kann es dem Jäger ganz gleichgültig sein, ob er eine wilde oder verwilderte zahme Katze geschossen hat, denn diese ist eine ebenso furchtbare Geißel für den Wildstand wie jene.

Die Beschreibung Jester's ist nur mangelhaft, weshalb ich (v. R.) die aus meinem „Waidwerk" hier anfüge:

„Lauscher dreiseitig zugespitzt, inwendig an der Basis und auf der Rückseite längs der Mitte fast nackt, an der Spitze eine wenig erkennbare Andeutung eines Pinsels. Fußsohlen nebst den Bindehäuten dicht wollig behaart, eine breite vorn zweilappige, hinten dreilappige nackte Schwiele freilassend. — Unter dem Krallengliede der einzelnen Zehen je ein nackter Ballen. Lippen, Nase, Augenlider und Zehenballen nackt und bräunlich schwarz; Gaumen roth mit schwarzen Flecken. Der Balg oben rost-



Fig. 71. Wilde Katze.

gelblich grau; Bauch und Innenseite der Läufe rostgelb; Kinn weißlich rostfarbig; Kehle rein weiß; Gesicht röthlichgelb; Rückseite der Lauscher rostgrau, Innenseite gelbweißlich. An den Kopfseiten verlaufen zwei wollige, nach hinten sich nähernde dunkle Binden. Auf dem Scheitel von der Stirn an vier Reihen schwarzer Flecke, die hinter den Lauschern in vier deutliche, nach hinten auseinanderlaufende dunkle Bogenbinden übergehen. Auf der Schulter zwei dunkle, nach unten bogig gekrümmte Binden, zwischen welchen der dunkle Mittelstreifen beginnt, der über den Rücken bis zur Schwanzwurzel verläuft. Auf den Seiten des Rumpfes verwischte dunkle runde, länglich bogige Flecke, welche in 6—7 schräg nach hinten und unten verlaufenden, unregelmäßigen und unterbrochenen Binden zusammenkommen und auf dem Bauche verschwinden. — Außenseite der

Läufe unregelmäßig quer gefleckt und gebändert, einige Binden reichen bis auf die Innenseite. Läufe oben graugelblich, unten um die Zehen bräunlichschwarz. Ruthe in der ganzen Länge gleichmäßig und gleichlang behaart, geringelt, an der Spitze schwarz, in der Endhälfte vor der Spitze mit drei breitern, unten durchgehenden, in der Wurzelhälfte mit drei oder vier schmälern, undeutlichern, unten nicht durchgehenden, dunkeln Ringen. Die Katzen sind mehr aschgrau als die Kater."

Sie findet sich in ganz Europa, mehr oder weniger selten, in dichten Wäldern und Waldgebirgen. Hohle Bäume, Felsklüfte, Fuchs- und Dachsbaue sind ihre Wohnung; wir haben sie mit Jungen auch in großen Holzhaufen gefunden. Sie klettert und springt mit großer Gewandtheit. Ihre Sinne sind sehr scharf, dabei ist sie sehr scheu und vertheidigt sich, in die Enge getrieben, mit großer Tapferkeit durch Kratzen und Beißen gegen Menschen und Hunde. Die Ranzzeit fällt in den Februar bis März, und nach neun Wochen bringt die Katze 4—6 anfangs blinde Junge zur Welt. Die fast runde Spur der Katze erkennt man an den fehlenden Nägelabdrücken, da sie bekanntlich die Waffen gewöhnlich eingezogen hat, schleichend spürt sie sich. Uebrigens gleicht ihre Spur und auch die Stellung ihrer Tritte vollkommen der der zahmen Katze, nur größer.

Sie lebt von frischem Raube. Rebhühner, Birkhühner, Fasanen, Hasen, Reh-, selbst Wildkälber sind vorzüglich Gegenstand ihrer Nachstellung. Im Winter fängt sie auch alte Rehe, auf eine ähnliche Weise wie der Luchs sie durch einen Biß ins Genick tödtend. Sie thut der Wildbahn großen Schaden; reicht indessen die Jagd zu ihrem Unterhalt nicht aus, so nimmt sie mit Ratten, Mäusen u. dgl. fürlieb, an schilfreichen Teichen stellt sie den Fischen nach.

Jagd und Fang.

Auf Treibjagden, wo sie zufällig mit vorkommt, pflegt sie, solange sie nicht sehr gedrängt wird, langsam wie der Fuchs, fast noch vorsichtiger als jener, zu schleichen und hält sich meistens auch auf den Fuchspässen. Wird sie gedrängt, dann ist sie in großen Sätzen flüchtig geht zwar vor den Hunden zu Baume, doch sucht sie sich lieber durch die Flucht zu retten, da sie das Gefährliche des Baumens wohl erkennt. Beim Anstande kommt sie auf das Reizen, indem man eine Maus oder einen Hasen nachahmt.

Man treibt sie aus den Bauen, Klüften, hohlen Bäumen und schießt sie im Herausfahren, oder gräbt sie aus.

Auf Tellereisen und Schwanenhälsen werden sie gefangen, wobei ein frischer Vogel mit Marum verum gerieben eine gute Lockspeise ist. Auch der Schlagbaum wird für sie mit gutem Erfolg gestellt; der Köder, wozu auch Hasengescheide sehr empfehlenswerth ist, muß aber öfter erneuert werden, da keine Katze Aas angeht.

Sehr gern steckt die Katze in verlassenen Bauen und sowie man dies gewahrt, belegt man diese, wenn irgend thunlich, mit Garnen, damit sie sich bei ihrem sehr schnellen Herausfahren fängt. Man hüte die Teckel vor ihr, welche sie fürchterlich zurichtet, und schlage sie — auf die Nase — todt, aber gründlich, denn sie erwacht bei ihrem zähen Leben nicht selten und rächt sich gefährlich an Jäger und Hund. Immer ist es vortheilhaft, einen sehr starken und scharfen Hund zur Stelle zu haben, vor dem sie bald baumt, was sie vor Teckeln so leicht nicht thut, aber auch dann gilt es einen sichern, scharfen Schuß. Kann sie nicht mehr fort, so halte man den Hund von ihr ab und schieße sie lieber nochmals auf den Kopf, um jenen zu schonen, oder schlage sie todt.

Dreizehnter Abschnitt.

Vom Dachs.

Familie: Marder, Mustelina.

Gattung: Meles.

Eine Art.

Der Dachs, Meles Taxus *Briss.*

Ursus Meles *Linné.* — Grimbart, Gräming, Tax.

Waidmännische Ausdrücke.

Für den Dachs bedient man sich folgender Ausdrücke: die Augen heißen Seher; die Ohren: Lauscher; die Füße: Läufe; die Zähne: Gebiß; die Eckzähne: Fänge; er ist fett, hat Fett, kein Feist. Die Haut heißt Schwarte; der Schwanz: Pürzel, Zain, Ruthe; die Zehen mit den Nägeln: Klauen; zwischen Pürzel und After ist sein Stinkloch. Er geht nicht, sondern schleicht oder trabt; frißt, nimmt Weide an, oder weidet sich, wühlt er dazu die Erde auf, so sticht oder wurzelt er; die Begattungszeit heißt Ranz- oder Rollzeit. Hat er sich an einem Hunde festgebissen, so hat er sich verfangen, beißt nicht, sondern schlägt, wird mit Hieben auf die Nase todtgeschlagen, dann schärft man die Schwarte ab, zieht ihn nicht ab, löst das Fett ab, bricht ihn auf und zerwirkt, zerlegt ihn. Seine unterirdische Wohnung heißt Bau; die Eingänge dazu: Röhren, Geschleife, Einfahrten, der Lagerplatz im Bau: Kessel. — Diesen Bau bewohnt der Dachs, befährt die Röhren, sitzt im Kessel, versetzt, verklüftet, verliert sich, wenn er sich vor dem andringenden Hunde verschanzt, der ihn antreibt.

Naturgeschichte.

Zahnformel: $\frac{1\,1\,3}{1\,1\,4} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{6}{6} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{3}{4} \cdot \frac{1\,1}{1\,1}$ = 38 Zähne.

Der erste Lückenzahn oben und unten fällt meist aus, daher in der Regel nur 34 Zähne gefunden werden. — Hinter dem Eckzahne ein sehr kleiner Zahn, dann 2 spitze Backenzähne, in der obern Kinnlade ein Fleischzahn mit einer Schneide auf der äußern Seite, dahinter ein viereckiger Höckerzahn, welcher der größte Backenzahn ist; in der Unterkinnlade

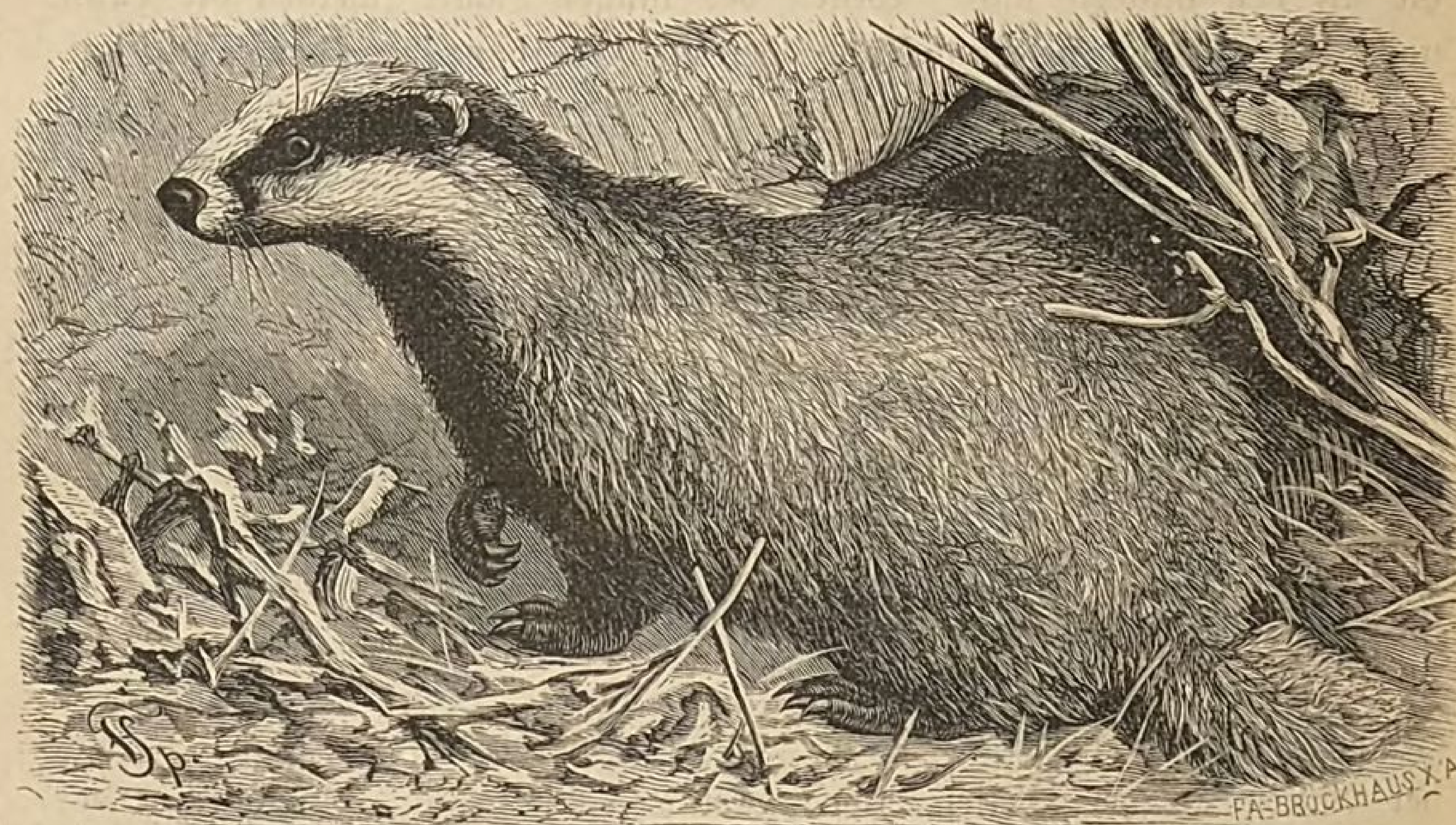


Fig. 72. Dachs.

der letzte Backenzahn sehr klein. Pürzel kurz, an den Vorderläufen lange starke Krallen; unter dem Pürzel eine Tasche, in der er eine fettige stinkende Feuchtigkeit ausschwitzt.

Die Länge eines alten ausgewachsenen Dachses kann man, von der Schnauze bis zum Pürzel, füglich auf 1 m annehmen; seine Höhe 38 cm; sein Gewicht im Frühjahr auf 10—13½, im Spätherbst, wenn er am stärksten bei Leibe ist, auf 15—20 kg.

Der Kopf, welcher beinahe einem Fuchskopfe gleicht, ist oben breit und hat die Figur eines gleichschenkeligen Dreiecks; die schwarze, immer feuchte Nase ist stark hervorragend, etwas eingebogen und fast rüsselförmig; die Lauscher kurz und rund und beinahe ganz von Haaren bedeckt; die Seher, klein und schwarzbraun, liegen tief im Kopfe und sind mit

einer Nickhaut versehen, welche Bedeckung ihn, bei seinem Aufenthalt unter der Erde, vor der Verletzung des Sandes und der Erde schützt.

Die Zunge ist glatt und weniger rauh wie bei den Raubthieren; der Hals ist kurz und von der Dicke des Oberkopfes. Der Rücken seines länglichen, sonst stark zusammengedrungenen Körpers ist, besonders nach dem Hintertheile zu, breit und die Lenden stark. Der Pürzel ist 17—18 cm lang und reicht bis an die Ferse, die nicht weit vom After absteht, dabei dick, unten platt, und mit vielen sträubigen Haaren bedeckt. Die Läufe sind kurz; die Füße mit 5 Fingern versehen, vorn breit und mit langen scharfen Krallen bewaffnet, die den Dachs zum Graben sehr geschickt machen, und von denen die an den Vorderläufen länger als die an den hintern sind. Wegen der langen Haare scheinen die Läufe noch kürzer, als sie sind, und der Leib beinahe auf der Erde auf-

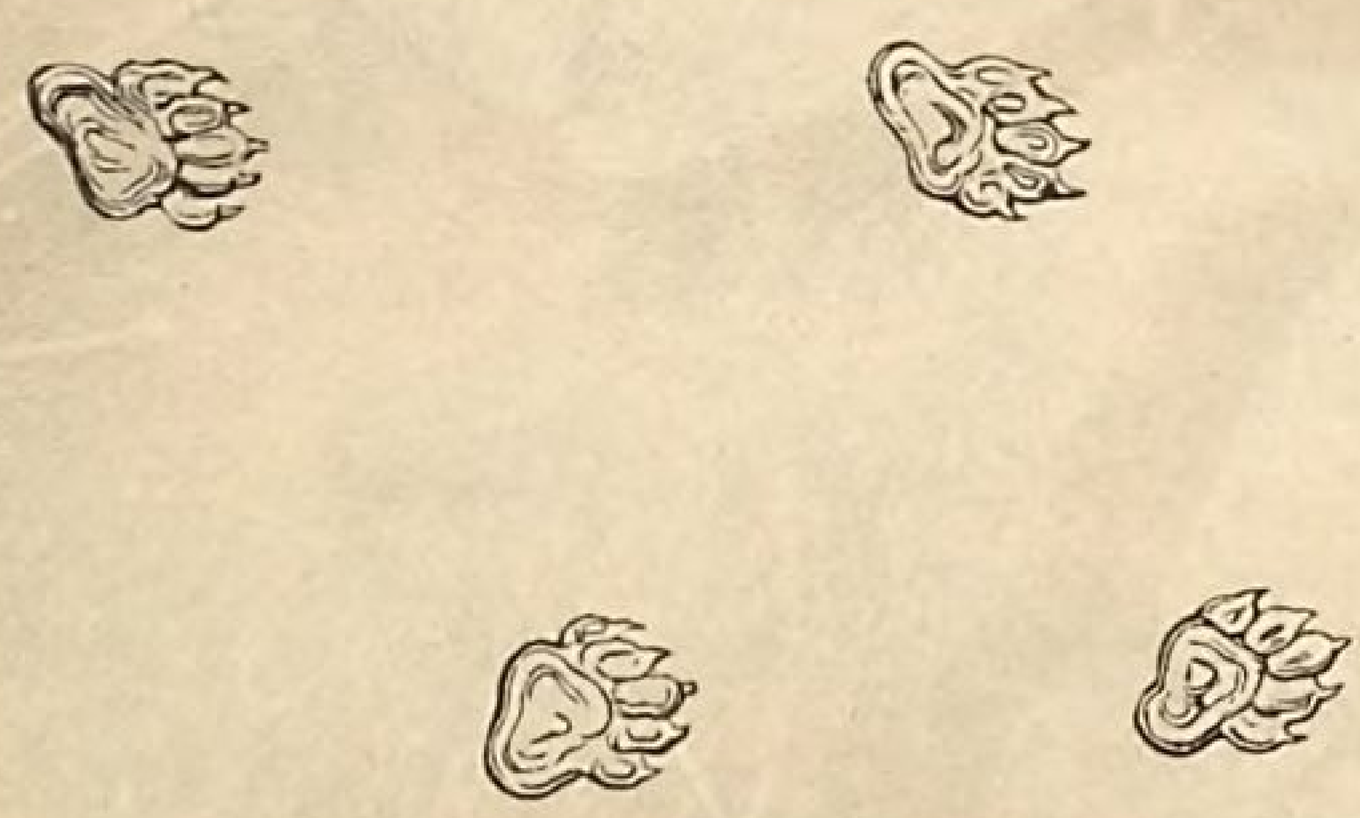


Fig. 73. Spur des Dachses im Spätherbst.

zuliegen. Die Dachsspur gleicht der Dachshundspur. Nur zeichnet sich der Ballen an den Seiten etwas breiter. Auch sind die Abdrücke der Zehen und langen Krallen an den Vorderläufen besonders sichtbar. Wenn der Dachs trabt, so schränkt er, d. h. die Abdrücke der Vorder- und Hinterläufe stehen breit voneinander. Wenn er flüchtig ist, so zeichnen sich alle vier Läufe wie ein irreguläres Dreieck.

Das Gebiß ist äußerst scharf. Es besteht oben wie unten aus 6 Vorderzähnen, von denen die obern, einer um den andern, inwendig ausgehöhlt, auch merklich größer und breiter als die untern, von den letztern aber die 2 zunächst an dem mittelsten befindlichen länger als die andern, auch weiter hineinwärts gestellt, die äußersten aber scharf abgestutzt sind. Er hat außerdem oben und unten 2 kegelförmige Hundezähne (Fänge), von denen die obern gerade, die untern hinterwärts gebogen sind. Im obern Kinnbacken hat er auf jeder Seite 4—5, im untern auf jeder Seite 5—6 Backenzähne, in allem gewöhnlich 34 Zähne. Die ersten obern und untern Backenzähne berühren einander nicht, wenn-

gleich das Maul nicht offen steht, wobei noch bemerkt werden muß, daß der erste von den obern, wie von den untern Backenzähnen kleiner als die andern sind und im Alter größtentheils ausfallen.

Die Unterkinnlade dieses Thieres ist wie bei der Hyäne sehr merkwürdig eingerichtet. Die Ränder der Pfannen schließen nämlich so fest um die Köpfe der Kinnlade an, daß sich solche zwar auf- und ab-, aber nie vorwärtsbewegen oder ausweichen kann. Der Dachs schlägt entsetzlich scharf, und verfängt sich an den Hunden häufig sehr dergestalt, daß der Hund nicht eher loskommt, bis der durchgeschlagene Theil ausreißt.

Das Haar, welches seine dicke Schwarte bedeckt, ist borstenartig, und beim Anfühlen fettig oder schmierig, dabei sehr steif, was ihm, da es sich nach dem Pürzel zu legt, das Einfahren in den Bau sehr er-

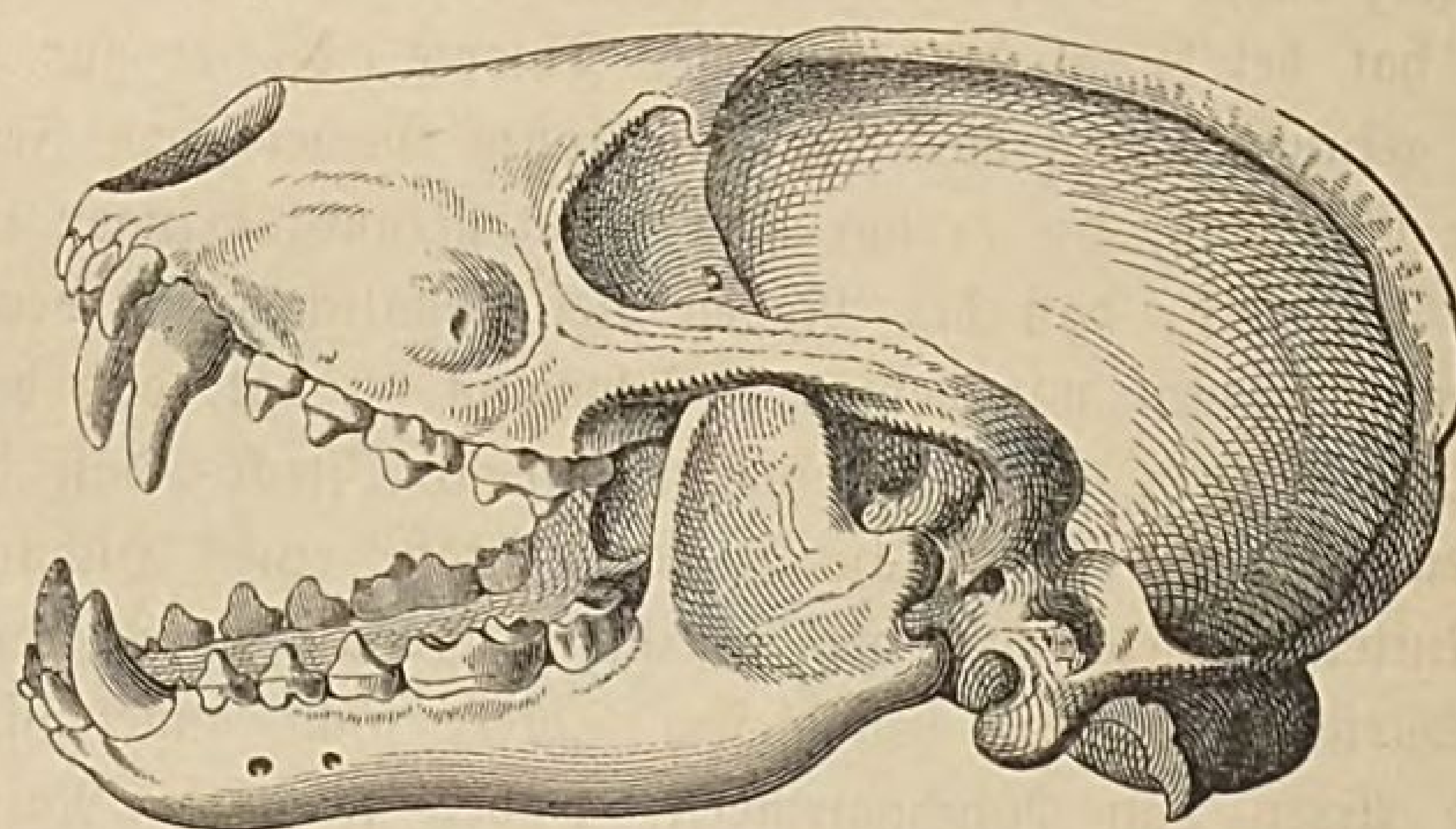


Fig. 74. Schädel des Dachses.

leichtert. Es hat eine sonderbare Farbenmischung. Die Grundfarbe des Kopfes ist weißlich, an jeder Seite der Schnauze fängt, hinter der Nase, ein schwarzer Streif an, welcher sich am Anfange etwas nach dem Maule zu einbiegt, alsdann durch Seher und Lauscher fortläuft, und sich am obern Theil des Halses verliert. Lippen, Hals und Spitzen der Lauscher sind gelblich, der Rücken ist grau, gelbröthlich und schwarz melirt, was daher rührt, weil jedes Haar im Grunde gelblich, in der Mitte schwarz, und an der Spitze weißgrau ist; jedoch sticht das Schwarze am meisten hervor, wobei sich auf dem Rücken drei weißliche Streifen hinziehen. Selten trifft man gefleckte oder weiße Abweichungen an.

Kinn, Brust und Bauch sind meist schwarz, der Leib an den Seiten bräunlich, der Pürzel und die wollige Gegend des Afters, ingleichen die Läufe, gelblich, die Füße schwarz.

Die Dächsin unterscheidet sich vom Dachs theils durch die etwas hellere Farbe, indem die untersten Wollenhaare weißlich sind, und nicht

wie bei letzterm röthlich durchschimmern, theils durch ihre kleinere schmalere Gestalt. Sie hat 8 Säugewarzen, 4 an der Brust, 4 am Bauche. Noch ein Unterscheidungszeichen der Dächsin ist ihr durchdringendes Geschrei, wenn sie getödtet wird, oder ihr Schmerzen zugefügt werden. Nie wird man dergleichen bei einem Dachs hören, wenn ihm die Hunde noch so scharf zusetzen. Wohl aber brummt er, wenn er böse gemacht wird, oder die Hunde vorliegen, was man oft durch die Röhren, wenn er nicht tief liegt, deutlich vernehmen kann. Zwischen der Wurzel des Pürzels und dem Weidloch liegt das sogenannte Stinkloch, etwa 3 cm tief, welches eine stinkende, fettige Materie absondert. In dieses Stinkloch, auch Schmalzröhre genannt, stecke, so glaubte man früher, der Dachs beim Winterschlaf seine Nase und sauge allmählich die ekelhafte Schmiere aus; daher die Redensart: „Der Dachs lebt von seinem Fett."

Goeze hat bei Zergliederung dieses Thieres, die er zur Herbstzeit unternahm, gefunden, daß das Netz ein bloßes Gewebe von Fettstriemen ist, daß die Gedärme, die er vor Fett kaum herauszubringen vermochte, klein und dünn sind, daß der Magen viel Aehnliches mit dem menschlichen — nach andern mit dem des Schweins — hat, daß der Blinddarm fehlt, das Herz ganz in einem Fettbeutel steckt, daß die Leber sechs Lappen hat, die Harnblase in der Größe eines Hühnereies ist, und die Muttertrompeten bei dem Weibchen bis an die Nieren reichen. Den Bandwurm hat Goeze bei diesem Thiere nicht angetroffen, wohl aber einige Arten von Rundwürmern, wobei gedachter Naturforscher bemerkt, daß der ganze Bau des Dachses und sein Eingeweide wenig Anlage zur Erzeugung der Würmer haben, die auch seiner Meinung nach, wegen des vielen Fettes, schwerlich fortkommen können. — Und nun etwas von der Lebensart und dem Aufenthalt dieses Thieres. „Der Dachs", sagt Buffon, „ist ein träges, mistrauisches, einsames Thier[1], zieht sich nach den abgelegensten Orten zurück, und verbirgt sich in den finstern Wäldern, in einem selbstgegrabenen unterirdischen Baue. Alle Gesellschaft, sogar das Tageslicht, scheint ihm verhaßt, wenigstens drei Viertheile seines Lebens bringt er in seinem unterirdischen Aufenthalte zu, den er blos in Augenblicken verläßt, in welchen er das dringende Bedürfniß des Hungers befriedigen muß u. s. w."

Die Wohnung, die er sich selbst unter der Erde zubereitet, und die Art und Weise, wie er hier sein einsames Leben zubringt, sind in der That merkwürdig. Er sucht sich größtentheils solche Vorhölzer aus, die

[1] Einige Schriftsteller charakterisiren den Dachs als ein furchtsames Thier und sagen, er fürchte sich bei Mondschein vor seinem eigenen Schatten. Die Jäger können indessen seine Herzhaftigkeit, und wie tapfer er sich gegen die Hunde vertheidigt, bezeugen.

nicht weit von den Feldfluren entfernt sind. Hier gräbt er sich mit seinen scharfen Vorderpfoten, mit welchen er kreuzweise den Boden aufscharrt und die Erde hinter sich auswirft, seinen Bau. Ein solcher hat zwei, drei und oft mehrere Röhren, die auf einige Schritte voneinander entfernt und meistens schräg[1] angelegt sind, unten aber in dem Kessel, der Lagerstätte und dem Wohnort des Dachses, zusammenstoßen. Die Röhren sind, wo es die Oertlichkeit zuläßt, fast immer gegen die Mittagsseite angelegt, und gehen oft, nach Beschaffenheit des Bodens, äußerst tief in die Erde. Es ist dies besonders bei den sogenannten Winterbauen der Fall, die der Dachs in solchen Gegenden zu seinem Winteraufenthalte wählt, wo er sich in den nur flach ausgeführten Bauen, wegen des eindringenden Wassers oder anderer Umstände halber, nicht halten kann; er verläßt daher solche, und sie werden deshalb zum Unterschiede Sommerbaue genannt, um die ersten tiefern und ihm mehr Sicherheit gewährenden Baue zu beziehen.

Seinen Kessel richtet er sehr bequem ein, und füttert ihn mit Gras, Moos, Blättern und Farrnkräutern aus, die er zwischen den Hinterpfoten bis zum Eingange seiner Wohnung schleppt, und dann mit dem Kopfe durch die Röhren hineinschiebt und in den Kessel bringt. Wenn in einem Baue mehrere Dachse zusammen wohnen, von denen jedoch jeder seinen besondern Kessel hat, so wird ein solcher Bau ein Haupt- oder Mutterbau genannt.

Der Dachs ist ein sehr reinliches Thier. Nie wird er seine Lagerstätte durch seine Losung verunreinigen. Er sucht sich dazu verschiedene von dem Kessel abgesonderte Plätze aus. Der Dachs bringt den größern Theil seines Lebens im Bau, und wenn er in diesem nicht beunruhigt wird, mit Schlafen zu. Auch verläßt er ihn nicht eher als beim Einbruch der Nacht, um seinen Hunger zu stillen, kehrt aber bei Anbruch des Tags zurück. Ungeachtet er sich selten weit von seinem Baue entfernt, so ereignet es sich doch zuweilen bei seiner nächtlichen Weide, daß ihn der Morgen überrascht, ohne daß er seine Wohnung bei seinem langsamen schwerfälligen Gange erreichen kann. Er sucht alsdann den nächsten hohlen Baum, oder auch umgestürztes Holz oder einen andern Zufluchtsort aus, um sich dort zu verbergen, wo er dann zuweilen von Jägern und Hunden angetroffen und gefangen wird. Es ist uns selbst mehrmals begegnet, daß wir ihn auf diese Weise auf einer zufälligen Jagd mit Jagdhunden, auch vor dem Hühnerhunde,

[1] Um frische Luft in den Bau hineinzubringen, legt der Dachs in großen Bauen, außer den Eingangsröhren, auch Luftröhren an, die in gerader Richtung in den Bau gehen.

angetroffen haben. Die Hunde stellen ihn dann gewöhnlich, und stürmen auf ihn ein, bis der Jäger herankommt und ihn erlegt. Nach Martini verläßt er seinen Bau selten, zur Winterszeit aber, bei sehr kalten Tagen, nie, sondern schläft dann eine Art von Winterschlaf, kugelt sich zusammen, steckt die Nase zwischen die Vorderläufe gegen den Bauch und geht nur bei gelinder Witterung aus, um zu saufen.

Seine Nahrung besteht im Frühling und Sommer in Wurzeln, unter denen er vorzüglich den Kümmel und Tormentill liebt, und Früchten aller Art, nicht minder in Schnecken, Regenwürmern, Käfern, Heuschrecken, Eidechsen, Mäusen und andern kleinen Säugethieren, Vögeln und deren Eiern. Im Herbst nährt er sich von Eicheln, Bucheckern, Feldobst, Rüben u. s. w., wovon er auch Vorräthe sammelt und in seinen Bau bringt. Um zu den Wurzeln und Regenwürmern zu gelangen, sticht er mit seiner Schnauze in die Erde, resp. wurzelt, und man spürt ihn an solchen Orten, gleich als ob die jungen Frischlinge dort gebrochen hätten. Im Spätherbst wird er außerordentlich fett. Man findet dann, wenn die Schwarte abgeschärft wird, unter dieser eine oft über 2 cm starke Fettlage, dann einen dünnen Streifen von zartem Wildpret, unter diesem aber wiederum eine oft über 3 cm starke Fettlage, sodaß man nicht selten von einem Dachs 6—7 Pfund Schmalz gewinnt.

Man beschuldigt ihn, bestimmt mit Unrecht, der Raubsucht, und daß er dem Hasen- und Hühnerwildpret nachtheilig sei. Wenn man aber bedenkt, daß ihn die Natur die zum Raubthiere vorzüglich erforderlichen Eigenschaften, ein scharfes Gesicht[1] und einen schnellen Gang versagt hat, so ist nicht wohl einzusehen, wie er sich irgendeines lebendigen Thiers zu bemächtigen im Stande sein sollte; es sei denn, daß er solches im Schlafe überrascht, oder todt vorfindet, und an diesem dann, jedoch blos in Ermangelung anderer Nahrungsmittel, seinen Hunger stillt.

Seine Fortpflanzung anlangend, so lebt er in Monogamie, und hält sich nur zu Einer Dächsin. Man findet ihn aber außer der Ranzzeit, Rollzeit, nicht mit dieser zusammen. Sobald erstere eintritt, was Ausgang Novembers, früher oder später, erfolgt, sucht er die Dächsin auf und ranzt mit dieser zur Nachtzeit vor dem Bau. Die Dächsin geht 12—14 Wochen dick, und bringt dann im Februar 3—6 blindgeborene Junge zur Welt. Der Einrichtung der Natur zufolge regt sich der Zeugungstrieb bei den Thieren gewöhnlich zu einer solchen Zeit

---

[1] So stiefmütterlich ihn die Natur in Anbetracht seines Gesichts behandelt hat, so scharf sind dagegen seine Gehör- und Geruchsnerven. Die Nase ist übrigens der empfindlichste Theil seines Körpers, und obwol er sonst ein äußerst zähes Leben hat, so wird er doch durch einen mäßigen Schlag auf die Nase betäubt, durch stärkere Schläge, die diesen Theil treffen, getödtet.

am stärksten, wo sie entweder durch die in Menge vorhandene Nahrung dazu am meisten gereizt werden, und dies ist bei einigen Thieren das Frühjahr, oder wo sie, und dies ist bei dem meisten Wilde und den Raubthieren der Fall, am fettesten[1] sind und die zu dem Zeugungsgeschäfte gehörige körperliche Vollkommenheit haben. Diese Periode ist für den Dachs allerdings der October. Die Dächsin säugt die Jungen, und holt außer den Wurzeln auch andere Nahrungsmittel herbei; wenn sie drei Wochen alt sind, bringt sie dieselben zuweilen vor den Eingang des Baues, wo sie sich sonnen und miteinander spielen. Sie bleiben bei der Mutter so lange, bis sie sich ihre Nahrung selbst suchen können, alsdann sondern sie sich ab, und bereiten sich ihre eigenen Baue. — Erst im zweiten Jahre erreicht der Dachs seine vollkommene Größe. Einen einjährigen Dachs erkennt man daran, daß die Grundwolle auf der Schwarte mehr graulich gefärbt, das daraus hervorgehende Haar heller und bis zum ersten Herbst so kurz ist, daß der Kopf viel spitziger und länger, die Läufe viel höher zu sein scheinen als bei den Alten.

Wenn er jung gefangen wird, so ist er leicht zu zähmen, folgt den Personen nach, die ihn füttern, frißt dann auch rohes Fleisch und andere Speisen, spielt mit jungen Hunden und Katzen, und verliert mehr von seiner Wildheit als der Fuchs und andere wilde Thiere. Nur muß man die gezähmten Dachse von dem Feuer zu entfernen suchen, weil sie diesem bei ihrem äußerst frostigen Temperament mit Begierde nachgehen, sich gern auf den Feuerstätten in die glühenden Kohlen legen, diese sich aber leicht anhängen, und dann von ihnen an andere feuerfangende Orte getragen werden können, wie dies bei den Katzen der Fall ist. Der Dachs lebt gewöhnlich 12 Jahre und wird nicht selten im Alter blind.

Er ist im Frühjahr zuweilen der Räude unterworfen — das Weibchen mehr als das Männchen — mit der er oft den ganzen Sommer hindurch behaftet ist. Sein dumpfer feuchter Aufenthalt unter der Erde gibt hierzu vielleicht die nächste Veranlassung. Daß er von dieser Krankheit durch die räudigen Füchse, die in seiner Abwesenheit seinen Bau besuchen, angesteckt werden sollte, scheint wol nur eine Sage zu sein. Der Dachs wird in allen gemäßigten Himmelsstrichen von Europa, selbst in Schweden und in Norwegen, angetroffen, aber nirgends sehr häufig. Auch in Asien ist er einheimisch. Der amerikanische Dachs ist von unserm nicht verschieden.

---

[1] Waidmännisch zu reden, wird blos das Roth- und Schwarzwild für feist angesprochen. Alle zur kleinen Jagd gehörigen Thiere, ingleichen die Raubthiere, sind fett, nicht feist.

Der Dachs ist im allgemeinen ein mehr nützliches als schädliches Thier, und es ist deshalb zu tadeln, wenn gewinnsüchtige Jäger alles dazu beitragen, sein Geschlecht gänzlich zu vertilgen, weshalb auch das Ausgraben junger Dachse zu einer Zeit, wo sie gar keinen Nutzen gewähren, ganz verwerflich ist. Seine Schwarte ist, wenn er im Spätherbst erlegt wird, sehr brauchbar. Sie diente früher zu Fußsäcken, Pferdekummeten, zum Beschlage der Reisekoffer, zu Jagdtaschen, jetzt besonders zu Deckeln an den Tornistern der deutschen Jägerbataillone. Die Haare werden zu Malerpinseln gebraucht. Das Dachsfett löst Geschwüre leicht auf und ist zum Einschmieren der Wasserstiefeln sehr anwendbar. Das Wildpret hat einen süßlichen, jedoch nicht widerlichen Geschmack und wird häufig gegessen, obgleich das Vorurtheil dagegen nicht überall überwunden ist.

Jagd und Fang.

Der Dachs wird entweder vor dem Dachshunde ausgegraben, oder gehetzt, auch vermittels Schlagbäumen — Dachshauben und Eisen — gefangen, ingleichen auf dem Anstande geschossen.

1. Das Graben.

Das Ausgraben[1] gewährt allerdings das meiste Vergnügen, obwol es hin und wieder, wenn die Baue weitläufig und tief sind, oder auch die Beschaffenheit des Bodens das Graben erschwert, nicht wenig Geduld erfordert. Ueber die Anführungsmethode des Dachshundes ist der dritte Abschnitt (S. 131) nachzusehen. Die Werkzeuge, die zum Graben erforderlich sind, sind eine Axt, eine Hacke, um das etwa sich vorfindende Gesträuch und Wurzelwerk aufzuräumen, ein Spaten, eine tüchtige Zange, um den Dachs aus seinem Lager zu ziehen, und wenn man ihn lebendig fangen will, ein verhältnißmäßig großer Sack. Zum Ausgraben, welches gewöhnlich im Spätherbst im Monat October, wo der Dachs schon Fett angelegt hat, vorgenommen wird, sind ein, höchstens zwei zuverlässige Hunde hinlänglich. Es ist schon beim Dachshund auf S. 132 angeführt, daß, wenn mehr als zwei Hunde in den Bau gelassen werden, einer den andern hindert, und daß man den vordersten, welcher gewöhnlich von den nachfolgenden zu nahe an den Dachs gedrängt wird, ohne sich bei dem Mangel an Raum gehörig vertheidigen zu können, in Gefahr setzt.

[1] Eigentlich soll man bei einer pfleglichen Behandlung der Dachsjagd nie einen Hauptbau, besonders wenn er mitten im Reviere liegt, graben, sondern dabei nur den Dachs auf den Eisen fangen oder auf dem Anstande schießen.

Hat man zwei zuverlässige Dachshunde, so lasse man sie beide nacheinander in den Bau. Will man einen jungen Hund bei dieser Gelegenheit anführen, so lasse man diesen mit einem bereits gebrauchten Hunde, welcher als Anführer vorangehen muß, hinein. Um den Hunden das Aufsuchen des Dachses zu erleichtern, läßt man sie in eine Hauptröhre, das heißt in eine solche hinein, wo man an der weiten Oeffnung, an der oft aufgewühlten frischen Erde und an den sich dort zuweilen vorfindenden, von dem Dachs beim Einfahren zurückgelassenen Moosen, Wurzeln u. s. w., oft auch an der Spur selbst, gewahr wird, daß der Dachs solche am meisten befahren, oder mit andern Worten, zu seinem gewöhnlichen Aus- und Eingange gewählt hat. Man horcht nun von Zeit zu Zeit an der Röhre, in die man die Hunde ließ, auch abwechselnd an den andern Röhren, und wartet ab, ob die Hunde laut werden. Kommen sie nach einiger Zeit ganz unverrichteter Sache aus dem nämlichen Eingange zurück, so schickt man sie in die andern Röhren hinein, welcher Versuch bei großen weitläufigen Bauen mehrmals wiederholt werden muß, bis sie entweder laut werden, oder nach einigen wiederholten Versuchen die Rückkehr in den Bau verweigern, welches letztere, wenn die Hunde oder einer davon zuverlässig ist, den Beweis gibt, daß der Dachs überhaupt nicht im Bau ist. Es gibt Hunde, die trotz aller Zuverlässigkeit die Gewohnheit haben, im Anfange nach einer kurzen Suche aus dem Bau zurückzukehren, dann sich zu lösen, mehrmals ein- und auszufahren und nun erst den ganzen Bau anhaltend zu visitiren. Man muß solche Hunde nicht übereilen, sondern warten, bis sie von selbst des Suchens und Einfahrens müde werden und man sich dadurch hinlänglich überzeugt hat, daß der Bau leer ist. Sobald die Hunde laut werden, und gute Hunde dürfen nie eher laut werden, bis sie den Dachs oder Fuchs wirklich vor sich haben, und wenn er fest gemacht ist, muß der Hund höchstens auf zwei Fuß Entfernung vorliegen, dann horcht man an den Röhren oder über der Erde, um den Ort auszumitteln, wo die Hunde vor dem Dachse liegen. Sobald man sich davon überzeugt hat, schreitet man zum Graben. Man schlägt nämlich — und es werden dazu, um geschwinder zum Ziele zu kommen, zwei Arbeiter erforderlich sein — einen viereckigen Kasten, das heißt, eine viereckige Grube, $1\frac{1}{2}$—2 m ins Geviert, unmittelbar über der Stelle, wo die Hunde liegen, in die Erde und fährt damit so lange fort, bis man auf die Röhre kommt, in der die Hunde vorliegen, was man an dem ungleich festern Erdreich wahrnimmt. Man öffnet nun diese mit dem Spaten behutsam, um die Hunde nicht zu verletzen, nimmt sie auf, und räumt die Röhre völlig auf, um nun des Dachses selbst, welcher gewöhnlich in einer kleinen Entfernung davon

liegt, habhaft zu werden. Um dies zu bewerkstelligen, greift man entweder mit der Zange hinein und zieht den Dachs heraus, oder man steigt, sobald die Röhre völlig aufgeräumt ist, aus dem Kasten und wartet einen Augenblick, da der Dachs, sobald er das Tageslicht gewahr wird, von selbst aus der Röhre oder dem Kessel in den Kasten kommt, um sich hier einen Ausgang zu suchen. Sobald man seiner ansichtig wird, steckt man hinter ihm den Spaten vor die Oeffnung der Röhre, um ihm die Rückkehr in solche zu verwehren, und tödtet[1] ihn dann entweder in dem Kasten, oder will man ihn lebendig fangen, so ergreift man ihn mit der Zange und steckt ihn in den Sack.

Obgleich nun das Verfahren im allgemeinen derart ist, so darf man doch nicht glauben, daß man damit immer sogleich zum Ziele kommt. Es gilt dies nur dann, wenn die Hunde beim Aufsuchen des Dachses solchen entweder in dem Kessel antreffen, oder bis dorthin zurücktreiben, auf welchen Fall er, sobald man den Kasten durchgeschlagen hat, nach dem Jägerausdruck abgeschnitten ist. Oft ereignet es sich, daß der Dachs sich nicht sogleich bis zum Kessel oder bis zum äußersten Ende der Röhre zurücktreiben läßt, sondern vielmehr den Kampf mit den Hunden in der Röhre, an einem solchen Orte, wo er den Rücken frei hat, beginnt und solchen so lange fortsetzt, bis man ihm durch das Graben nahe kommt und er erst dann seinen Rückzug nimmt, tiefer in den Bau oder in eine Seitenröhre fährt, oder auch wol die Hunde überrollt und so zu entkommen sucht. In beiden Fällen ist die erste Arbeit vergebens, und man muß aufs neue die Hunde abhören und abwarten, bis sie wiederum vorliegen. Es wird dann zum zweiten mal ein Kasten eingeschlagen, und wenn auch dieser Versuch misglückt, und der Dachs etwa nochmals entkommt, das Graben wiederum eingestellt, bis die Hunde den Dachs zu dem Kessel oder zum äußersten Ende einer Röhre getrieben haben und er, wie vorhin gesagt, wirklich abgeschnitten ist. In großen weitläufigen Bauen, und wenn man an ausgezeichnet starke, wehrhafte Dachse, besonders an eine alte Dächsin kommt, dauert dieses oft einige Stunden, und man gräbt zuweilen zwei, drei, ja mehrere male fehl, ehe man den Dachs abzuschneiden das Glück hat.[2] Es gibt Hunde, welche,

---

[1] Daß der Dachs ein sehr zähes Leben hat, welches bei seiner dicken Haut und seinem starken Hirnschädel auch sehr erklärbar ist, wurde bereits angeführt. Man muß sich daher, wenn er durch einen starken Schlag auf die Nase betäubt wird und wie todt daliegt, nicht irremachen lassen. Man hüte sich ja, ihn anzurühren, ehe man sich überzeugt hat, daß er wirklich todt ist. Er erholt sich oft plötzlich und beißt dann fürchterlich um sich.

[2] Ich bin einmal auf einem hiesigen Forstrevier in dem Fall gewesen, 27 Stunden auf einem Bau zuzubringen, ehe es mir glückte, den Dachs abzuschneiden, weil der Bau äußerst groß und weitläufig war, ich mehrmals fehlgrub, auf große Steine gerieth, die weggeräumt werden mußten, und

anstatt den Dachs beim Vorliegen von Zeit zu Zeit anzufallen und mit ihm zu kämpfen, aus Mangel an Herzhaftigkeit blos in einiger Entfernung bellen; andere dagegen, die ihm aus übermäßiger Hitze und Bravour zu nahe und ununterbrochen auf den Hals rücken. Beides taugt nicht; durchaus fehlerhaft ist es, wenn die Hunde im Baue würgen. Im ersten Fall bleibt der Dachs, wenn er nicht in dem Kessel, sondern mitten in der Röhre angetroffen wird, dort so lange, bis man ihm beim Graben auf den Hals kommt, und rückt dann weiter oder sucht, wenn er wirklich im Kessel liegt, die Erde hinter sich wegzuscharren und versetzt — verklüftet sich nach dem Jägerausdruck oft dergestalt, daß die Hunde ihm gar nicht folgen können, sowie er sich dann dadurch bisweilen einen Ausweg in eine Seitenröhre verschafft und so den Hunden entkommt. Dringen dagegen die Hunde ununterbrochen mit zu großem Ungestüm auf ihn ein, so überrollt er sie gewöhnlich und entkommt gleichfalls, nicht zu gedenken, daß die Hunde bei solcher Gelegenheit oft sehr gefährlich geschlagen und verletzt werden. Die besten und zuverlässigsten Hunde sind die, welche beim Vorliegen den Dachs nur dann anfallen, wenn er entweder vor ihnen flieht und zu entkommen sucht, oder wenn er, in dem Fall, daß er bereits wirklich abgeschnitten ist, zu scharren und zu graben anfängt, und die ihn dagegen, sobald er nicht gräbt, sondern still liegt, blos verbellen, bis man ihnen durch Graben zu Hülfe kommt. Für den freilich schlimmen Fall, daß der Dachs sich wirklich versetzt oder verklüftet und vergraben hat, und man ihn bei der Oeffnung der Röhre, und nachdem man die Hunde aufgenommen hat, nicht findet, muß man die Röhre zu erweitern, die aufgewühlte Erde wegzuräumen und nachzugraben suchen, auch die Hunde von Zeit zu Zeit zum Graben heranlassen, wodurch es zuweilen glückt, daß man ihn auffindet. Hat er sich aber zu tief vergraben oder sich durch das Graben einen Ausgang in eine Seitenröhre verschafft, so ist im ersten Fall der Versuch, seiner habhaft zu werden, oft fruchtlos; wogegen man ihn im zweiten Fall nochmals durch die Hunde, die man nun wiederum durch die Röhren in den Bau schickt, aufs neue aufspüren läßt und dann das Graben wiederholt fortsetzt. Daß es bei dem Ausgraben des Dachses vorzüglich mit auf die Beschaffenheit des Baues und des Erdreichs ankommt und daß man bei niedrigen und nicht zu tiefen Bauen, und wenn überdies das Erdreich locker ist, früher und leichter als bei weitläufigen Bauen zum Zweck kommt, bedarf wol kaum einer Erinnerung.

---

der Dachs am Ende so tief hinabfuhr, daß der Hund zuletzt kaum hörbar war, sodaß ich zuletzt, um den Hund, der nicht zurückkehrte, nicht im Stiche zu lassen, die Nacht auf dem Bau zuzubringen und das Graben am andern Morgen fortzusetzen genöthigt war, wo ich ihn wirklich ausgrub. (J.)

Es gibt Baue, in denen die Röhren so tief gehen, daß man die Hunde, wenn sie wirklich vorliegen, gar nicht hören kann, und es ist in diesen das Graben gar nicht zulässig; andere, die auf der Oberfläche mit Gesträuchen bestanden sind, welches mit der Axt weggeräumt und mit seinen oft tief eindringenden Wurzeln ausgerottet werden muß; andere, die einen steinigen Boden haben, wo man oft beim Graben auf große Steine kommt, die man mit Hebebäumen fortschaffen muß, und es ist einleuchtend, daß alle diese Umstände das Graben äußerst erschweren und mühsam machen.[1]

Sobald man des Dachses habhaft geworden ist und ihn entweder getödtet oder lebendig gefangen hat, muß man die Röhre, damit solche nicht verschüttet, sondern offen gehalten werde, mit Holz bedecken, dann die aufgegrabenen Kasten sämmtlich zuschütten und die Erde planiren, weil sonst die Baue verdorben, nach dem Jägerausdruck vergraben, dann aber von den Dachsen verlassen werden. Wenn man junge noch ungeübte Hunde an den Dachs bringt, muß man ihnen, wenn sie vorliegen, öfters durch diejenigen Röhren, wo man ihren Laut am stärksten vernimmt, zurufen und sie anzufrischen suchen, damit sie gewahr werden, daß der Jäger in der Nähe ist und sie Hülfe zu erwarten haben, sowie man denn junge ungeübte Hunde anfangs nie in große und weitläufige oder solche Baue bringen muß, wo das Graben mühsam ist und lange dauert, weil sie, wenn es zu lange dauert, die Geduld verlieren, dagegen sie, wenn sie gewahr werden, daß man ihnen bald zu Hülfe kommt, nach und nach mehr Ausdauer erhalten und endlich gar nicht abgehen, bis man zum Ziele kommt.

Daß die Hunde bei dem Kampfe mit dem Dachs oftmals stark geschlagen und verwundet werden, ist sehr begreiflich. Man muß daher, sobald das Graben vorbei ist, die Wunden untersuchen, solche mit Essig auswaschen und reinigen und die nöthigen Hülfsmittel anwenden. Um den Hunden nach dem Ausgraben Satisfaction zu geben, ist es nicht undienlich, sie, wenn der Dachs getödtet ist, heranzulassen, um ihren Muth an ihm durch Zwacken und Zerren zu kühlen. Einige Jäger haben die Gewohnheit, dem Dachse, wenn sie ihn lebendig fangen, die Fänge auszubrechen, ihn in einen Nothbau zu setzen und dann die Hunde nochmals heranzulassen, was freilich sehr grausam ist.

---

[1] Steinige und felsige Mutterbaue zu graben, ist auch für die Hunde äußerst gefährlich, da sie leicht in Verklüftungen gerathen, wo man ihnen nicht zu Hülfe kommen kann und sie elend umkommen lassen muß. Aus ähnlichen Gründen schicke man die Teckel niemals mit Halsbändern in einen Bau. (v. R.)

2. Das Dachshetzen.

Das Dachshetzen, welches im Grunde wenig Vergnügen gewährt, obgleich es nicht blos von Jägern, sondern auch von andern Unberufenen des Gewinnes wegen häufig ausgeübt wird, geschieht auf folgende Weise. Der Hetzer verfügt sich im Spätherbst bei dunkler Nacht, mit einem Finder, wozu man einen gewöhnlichen Spitz oder Bauernhund abrichtet, zum Bau und läßt dort den Finder an der Hauptröhre, wo der Dachs gewöhnlich aus- und einfährt, los, um dem letztern, welcher bei einbrechender Nacht seiner Nahrung nachgeht, aufzuspüren. Sobald der Finder laut wird, eilt der Hetzer mit dem Hetzhunde hin, der ihn dann anfällt und tödtet. Es gibt Dachshetzer, welche oft in Einer Nacht mehrere Baue zu Pferde besuchen und mit mehrern erbeuteten Dachsen zurückkehren, zu nicht geringem Misvergnügen der Jagdliebhaber, die an dem Dachsgraben Vergnügen finden. Uebrigens ist dieses Hetzen ebenso wie das Hetzen in die Dachshaube, wovon wir gleich sprechen werden, nicht zu billigen, weil das Revier dadurch ganz außerordentlich beunruhigt wird und der Wildstand nothwendig darunter leiden muß. Ordentliche Jäger sollten das Hetzen daher nie dulden.

3. Fang in Schlagbäumen.

Weniger gebräuchlich ist das Fangen des Dachses mit Schlagbäumen, eine Art Falle, die man vor der Röhre aufstellt und die dergestalt eingerichtet ist, daß der Dachs, wenn er aus der Röhre fährt und das Schnellholz berührt, von dem aufgestellten Schlagbaume bedrückt und festgehalten wird. Wir kommen bei dem Fange der Raubthiere auf die speciellere Beschreibung dieser Falle nochmals zurück, glauben indessen kaum, daß der Schlagbaum für den Dachs recht zweckmäßig anzuwenden ist, obwol Altvater Döbel denselben empfiehlt.

4. Fang in der Dachshaube.

Die Dachshaube wird von starkem Bindfaden um einen eisernen Ring — der dazu dient, daß der Dachs nicht durch die Haube durchfahren kann — dergestalt gestrickt, daß mit zehn Maschen von 8 cm Weite angefangen und immer eine Masche zugegeben wird, bis die Haube die Länge von etwa fünf Fuß hat. In dem weitesten Ende wird eine starke lange Leine eingezogen, die Haube dann zur Nachtzeit, wenn der Dachs den Bau verlassen hat, mit dem Ende, an dem der Ring ist, in der Hauptröhre, wo man seinen Aus- und Eingang aufgespürt hat, hineingesteckt, das weiteste Ende mit einigen hölzernen Heften sehr lose aus-

einandergebreitet, die hier durchgezogene Leine aber, in einiger Entfernung, an einem Baume befestigt. Man läßt nun den Dachs mit Hunden aufspüren, um ihn nach dem Bau, an dem man sich unweit der Röhre anstellt, zurückzutreiben, thut auch wol, wenn man seiner hier beim Mondlichte ansichtig wird, einen Schreckschuß, damit er desto schneller in die Röhre fahre. Sobald dies geschieht, zieht die am weitesten Ende befindliche Leine die Haube zu, und der Dachs ist gefangen. Da sich in großen Bauen oft mehrere Dachse aufhalten, so stellt man die Haube, sobald man sich des gefangenen Dachses bemächtigt hat, wiederum auf und läßt nochmals mit den Hunden spüren, um auf diese Weise noch einen zweiten zu fangen; die übrigen Röhren müssen entweder verstopft, oder, wenn mehrere Hauptröhren sich finden, auch mehrere Hauben aufgestellt werden. Man kann sich in Ermangelung einer Haube auch eines gewöhnlichen Sackes zu diesem Fange bedienen und solchen auf die nämliche Art aufstellen.

5. Fang mit dem Tellereisen.

Zu dem Dachsfange mit Eisen bedient man sich des gewöhnlichen Teller- oder Tritteisens, dessen Einrichtung und Gebrauch bei der Fuchsjagd ausführlich beschrieben sind.

Man legt dieses Eisen, nachdem es vorher mit Fichtennadeln, oder auch Eichen- oder Haselłaub, sonst aber mit keiner andern Witterung abgerieben (verwittert) ist, ohne weitere Kirrung vor die Hauptröhre, bedeckt es leicht mit Erde und Laub, und befestigt es am Boden, wo man es etwas tief einlegt, mit einer kurzen Kette, damit der Dachs nicht mit dem Eisen in die Röhre fahre. Er fängt sich, wenn man das Eisen mit der nöthigen Vorsicht gelegt hat, in solchem gar leicht und weit eher als der Fuchs. Die Nebenröhren müssen bei diesem Fange ebenfalls verstopft werden. Selten fängt sich der Dachs am ersten Abend, da er sehr leicht Unrath merkt und dann den Bau nicht verläßt. Erst der Hunger treibt ihn heraus und aufs Eisen.

6. Der Anstand.

Um den Dachs auf dem Anstand zu schießen, muß man sich zuerst durch tägliches Abspüren der frisch befahrenen Röhren genau unterrichten, wo der Dachs am meisten aus- und einfährt.[1] Man bereitet dann auf

[1] Man muß beim Abspüren jedesmal die frische Spur mit Strauchwerk verstreichen. Einige Jäger stecken, wenn der Boden sehr hart ist, dünne trockene Grashalme oder Reiserchen vor die Röhre, um an diesen das Aus- und Einfahren des Dachses zu erkennen, und es ist dies allerdings sehr zweckmäßig.

einem etwa 20—25 Schritte vom Baue — wenn kein Baum in der Nähe ist, auf einem zu diesem Behufe eingegrabenen hohen starken Pfahle — einen Sitz (Kanzel), der mit Strauchwerk verhängt und so angelegt sein muß, daß man alle frisch ausgeführten Röhren übersehen kann, und lauert dem Dachse hier beim Einbruche einer mondhellen Nacht auf. Sobald man an dem Gepolter in der Röhre wahrnimmt, daß der Dachs im Begriff ist auszugehen, macht man sich schußfertig, drückt aber, wenn er herauskommt, nicht eher los, als bis er erst einige Schritte vom Baue ab ist. Wenn man ihn nicht gut faßt, so fährt er oft, selbst tödlich verwundet, wieder in den Bau zurück und geht nicht selten verloren, weshalb diese ganze Jagdart einigermaßen mislich ist.

Der Dachs wird aufgebrochen wie ein Wildschwein, zerwirkt oder abgeschwartet und zerlegt.

Vierzehnter Abschnitt.

Von der Otter.*

Gattung: Otter, Lutra *Rai*.

Eine Art.

Die gemeine Otter oder Fischotter, Lutra vulgaris *Erxleben*.

Waidmännische Ausdrücke.

Das Fell der Otter heißt wie bei allen Raubthieren Balg; der Schwanz: Ruthe: der weibliche Geschlechtstheil: Nuß; die Begattung: Ranzen, die betreffende Zeit: Ranzzeit; zu dieser Zeit pfeift die Otter; sie bringt Junge, liegt im Bau, steigt aus dem Wasser an das Land, die Stelle, wo sie das thut, heißt ihr Ausstieg; sie geht über Land; springt sie flüchtig ins Wasser, so fällt oder fährt sie hinein; sie wird todtgeschlagen und gestreift.

Naturgeschichte.

Zahnformel: $\frac{1 \cdot 1 \cdot 3}{1 \cdot 1 \cdot 3} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{6}{6} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{3\ 1\ 1}{3\ 1\ 1} = 36$ Zähne.

Die Fischotter, auch Fluß-, Land-, große Otter, Fischdieb, Fischottermarder, Wasserwolf 2c., genannt, 110—120 cm lang incl. der 40—45 cm langen Ruthe, ca. 36 cm hoch und 10—15 kg schwer. Der sonderbar gestaltete Kopf, den die Otter immer gesenkt trägt, ist nach Verhältniß ihres Körpers klein und platt, die Schnauze wie die Nase[1] stumpf, breit und kurz, die Oeffnung des Mauls klein, die dicken

* Richtiger sagt man der Otter. (v. R.)

[1] Wenn die Otter sich unter Wasser befindet, so streckt sie dann und wann die Nase etwa einen Finger breit aus dem Wasser und holt mit einem starken Brausen Athem.

aufgeworfenen Lippen mit starken Muskeln versehen, um das Maul, wenn sie unter Wasser ist, fest verschließen zu können. Am Maule, und zwar an jeder Seite der Schnauze, ein Knebelbart von vielen drei Zoll langen silbergrauen steifen Borsten. Ihr Gebiß ist äußerst scharf und gefährlich. In beiden Kinnbacken, von denen der untere schmaler und kürzer als der obere ist, und an dem ebenfalls über den Ecken des Mauls, wie nahe an dem Augenwinkel, einige Borstenhaare stehen, befinden sich sechs Vorderzähne, wovon die mittelsten kleiner als die äußersten sind und der zwischen den mittelsten und äußersten auf jeder Seite in der untern Kinnlade weiter einwärts steht; dann zwei längere gekrümmte und nach innen zu gezackte Eckzähne, auch in den beiden Kinnladen auf jeder Seite fünf spitzige Backenzähne, die der Figur nach mehr den Backenzähnen des Hundes als des Dachses gleichen, von denen die vordern drei, in der obern Kinnlade, einfach und klein sind, der lange breite vierte Zahn auswendig drei ungleiche Zacken hat, der fünfte etwas kleinere breit, in der Mitte vertieft und mit vier Ecken versehen ist, und wobei noch bemerkt werden muß, daß der erste Zahn auf jeder Seite des einen Kinnbackens den ihm im andern Kinnbacken gegenüberstehenden, selbst bei zugemachtem Maule, nicht berührt. Zusammen hat die Fischotter 36 Zähne. Die Seher sind klein, braun und nahe an den Ecken des Mauls, das Sehloch rund; die Lauscher kurz, fast rund, und stehen niedriger als die Seher; der Hals kurz und dick, sodaß er von dem übrigen Körper fast nicht zu unterscheiden ist, was ihm ein unförmliches Aussehen gibt. Der Leib langgestreckt; die Ruthe, die sie immer schief, auf die linke Seite gekrümmt, an sich zieht, und die den Boden berührt, an der Wurzel dick und gegen das Ende spitz auslaufend. Die Läufe sind dick und noch kürzer wie bei dem Dachse, mit fünf Zehen ohne Daumen versehen und mit scharfen Krallen bewaffnet, die an den Vorderläufen länger und spitziger als an den Hinterläufen sind. An beiden sind die Zehen, welche an den Vorderläufen unbehaart sind, mit einer Schwimmhaut verbunden, daher sie ebenso hurtig schwimmen als laufen kann. An den Hinterläufen ist dieses Häutchen etwas länger als an den Vorderläufen, weil die Zehen an den Hinterläufen in der Länge mehr Ausdehnung haben. Der Balg hat Woll- und Stachelhaare. Die längsten sind von der Wurzel bis zur Hälfte ihrer Länge grauweißlich, von da ab bis zur Spitze hellglänzend braun; überhaupt ist die Farbe der Haare am Ober-



Fig. 75. Schädel der Fischotter.

leibe kastanien-, an den Beinen licht kaffeebraun, an der Kehle, Brust und dem Bauche graulich. Im Winter ist die Farbe der Haare dunkler wie im Sommer, im Alter gelblicher und der Kopf grau. An der Nase und unter dem Kinn finden sich einige lichte Flecken. Die dichten glänzenden Haare, welche in einer Haut sitzen, sind so dick und fest, daß kein Hund solche durchzubeißen vermag, und nehmen nur bei Verwundungen oder

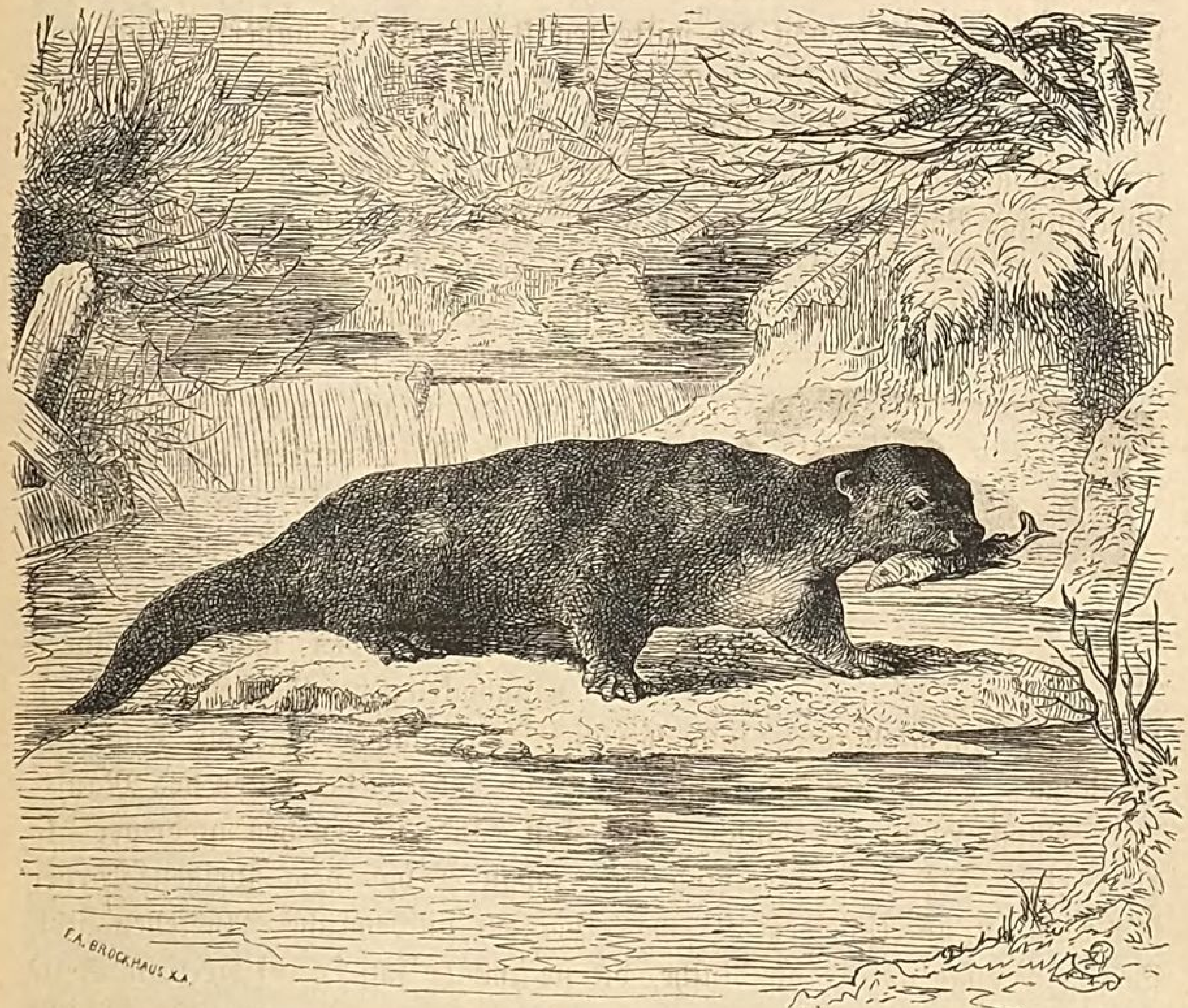


Fig. 76. Fischotter.

wenn das Thier getödtet ist, Wasser an; daher die Otter, wenn sie aus dem Wasser kommt und in der Sonne läuft, wie Silber glänzt. Ihr Balg ist übrigens ohne kennbare Nähte [1], außer daß von dem Haarwirbel auf der Spitze der Nase eine Theilung nach der Stirn, und eine auf jeder Seite von da nach dem Auge läuft. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch seinen schlankern Wuchs und eine hellere

[1] Bei mehrern behaarten Thieren begegnen sich die Haare auf dem Rücken, an den Füßen u. s. w. in ihrer Richtung mit den Spitzen und bilden erhabene Streifen, die die Haut gleichsam zu zertheilen scheinen, und die man Nähte nennt. — Sie sind vorzüglich bei den Hunden erkennbar.

Farbe. Es hat vier Zitzen in den Weichen, und unter dem Geschlechtsgliede eine Falte, welche die Gestalt eines Sackes hat. Die Lebensdauer der Fischotter soll sich bis auf 16 Jahre erstrecken.

Goeze hat bei der Zergliederung dieses Thiers Folgendes bemerkenswerth gefunden. Zuvörderst die Einrichtung der Kinnladen und des Gebisses, nach welcher die Köpfe der Unterkinnlade von den Pfannenwänden, in welchen sie sich bewegen, so fest eingeschlossen sind, daß sich die Kinnlade nicht vorwärts herausbewegen oder herausfallen, sondern nur auf und nieder und nach den Seiten bewegt werden kann; ferner, daß der Magen, wie ein Menschenmagen, starke Fibern hat und fast immer mit Fischgräten angefüllt ist; daß die Lunge, wie bei dem Biber, sieben Lappen hat, von denen sechs gleichgroß sind, der siebente aber klein ist; daß die Nieren aus 12—13 abgesonderten Stücken bestehen, in deren jedes ein Ast der ausführenden Gefäße einmündet, und daß die Nebennieren so groß und roth wie Erdbeeren sind. Bei den Männchen[1] fand Goeze am Ende des Mastdarms zwei längliche Bläschen mit einer stinkenden Feuchtigkeit, die wie fauler Käse roch, mit den Bläschen aber an der Luft getrocknet, einen angenehmen Bisamgeruch bekam.

Die Flußotter wählt sich zu ihrem Wohnorte die Ufer fischreicher, süßer Gewässer. Sie gräbt sich zwar nicht gleich dem Dachse künstliche Baue, wohl aber erweitert sie die sich an den Flüssen und Bächen unter den Ufern, auch unter den Wurzeln der Bäume, vom Wasser ausgeschwemmten Höhlen und Löcher, und bereitet sich dort eine Wohnung dergestalt, daß sie die Löcher von unten auf nach der Oberfläche der Erde zu ausgräbt, um eine trockene Lagerstätte zu erhalten. Ihre Baue haben eine Tiefe von ca. 30 cm. Die Eingänge sind aber, aus der vorangezeigten Ursache, nicht über der Erde, sondern die Otter fährt in solche unter dem Ufer von unten nach oben hinein. Sie wechselt übrigens ihre Wohnplätze, je nachdem sie hier oder dort einen größern Vorrath von Fischen antrifft. Auch wählt sie öfters zu ihrer Wohnung in der Nähe der Flüsse leere Dachs- oder Fuchsbaue.

Die Fischottern nähren sich von Fischen, Krebsen, Fröschen, Wassermäusen, auch Vögeln, jedoch sind die Fische, und unter diesen die Forellen, ingleichen die Krebse ihre liebste Nahrung. Um die Fische zu erhalten, schwimmen sie entweder dem Strome oder Winde entgegen, und bleiben so lange unter Wasser, als sie nur immer aushalten können, oder sie besuchen die in der umliegenden Gegend oft auf eine oder mehrere

[1] Oken bemerkt in dieser Beziehung ganz im allgemeinen, also nicht blos vom Männchen: „Die zwei Drüsenbälge sind so groß wie eine Nuß, öffnen sich aber nicht nach außen, sondern in den Mastdarm.“

Meilen in die Runde befindlichen Teiche, und richten dort großen Schaden an. Oft lauern sie auch den Fischen auf den in den Bächen hervorragenden Steinen oder Baumstöcken auf, und schießen, sobald sie ihren Raub gewahr werden, wie ein Pfeil ins Wasser, um dessen habhaft zu werden.

Die kleinen Fische verzehren sie im Wasser schwimmend, die großen aber schleppen sie ans Land und fressen nur das Fleisch, lassen aber Kopf und Gräten liegen. Im Winter gehen sie durch die in das Eis gemachten Oeffnungen unter das Wasser zu fischen, welches sie an Orten, wo sie nicht gestört werden, auch bei Tage, sonst aber gewöhnlich zur Nachtzeit bei hellem Mondschein treiben. Daß sie den Krebsen häufig nachstellen, wird man unter anderm an ihrer Losung gewahr, die fast immer Ueberbleibsel von Krebsschalen enthält. In Nordamerika sollen sie, wie Schriftsteller und Reisende versichern, auch die Biber anfallen, diese Kühnheit aber, da letztere ihnen überlegen sind, gar oft mit dem Leben bezahlen. Ihre Ranzzeit fällt in den Monat Februar, wo sie sich des Nachts durch ein lautes Pfeifen, welches wie das Pfeifen eines Menschen klingt, locken und zusammenrufen. Sonst ist ihre Stimme beim Wohlbehagen leise kickernd, beim Schmerz laut kreischend. Doch auch zu andern Zeiten ranzt die Otter, wie aus den aufgefundenen Jungen hervorgeht, deren man nach Mittheilungen Altum's bisjetzt nur in den Monaten Mai, Juni und September keine gefunden hat. Diese unregelmäßige Ranzzeit läßt sich darauf zurückführen, daß die Otter nicht wie viele andere Thiere von den Einflüssen der Witterung und des reichlichern und kärglichern Fraßes abhängig ist, sondern sich bei jeder Temperatur gleich behaglich findet, weshalb auch ihr Balg zu allen Jahreszeiten gleich dicht, also gut ist, obschon man dem aus dem Spätherbst den Vorzug gibt, und sie jederzeit gedeckte Tafel finden. Das Weibchen trägt neun Wochen und wirft 3—4 Junge, die neun Tage blind sind. Ungeachtet sonst selbst häßliche Thiere in der ersten Jugend ein leidliches, oft nicht unangenehmes Ansehen haben, so ist dies bei der Flußotter gerade umgekehrt. Ihre Jungen sind häßlicher als die Alten, ihr unförmlicher Kopf, ihre niedrig sitzenden Augen, ihr finsteres Aussehen, ihre verkehrten seltsamen Bewegungen, ihre durchaus unedle, misgestaltete Figur, ihr maschinenmäßiges, unaufhörlich wiederholtes Geschrei nehmen zwar nicht für sie ein, dennoch sind sie sehr possirliche Thiere.

Das Haar der Jungen ist beinahe ganz schwarz, wird aber nach und nach heller und gelblicher. Das Weibchen säugt die Jungen an seinen Brüsten auf, und führt solche nach einigen Wochen zum Fischfang an. In zwei Jahren sind sie völlig ausgewachsen und zur Fortpflanzung

tauglich. Jung eingefangen werden sie sehr zahm, können wie ein Hund abgerichtet und selbst zum Fischfange gebraucht werden. Man gibt ihnen bei der Zähmung Milch und Brot, hinterher aber Fische. Um sie zum Fischfange abzurichten, werden sie anfangs in einen Kübel mit Wasser gesetzt und einige lebendige Fische hineingelassen, wobei sie ihre von der Natur erhaltene Gabe, Fische zu fangen, ausbilden. Herr von Wildungen erwähnt in seinem „Neujahrsgeschenk für Forst- und Jagdliebhaber auf das Jahr 1798“ eine zahme Fischotter, die er selbst besessen: „Die meinige“, sagt er S. 48, „deren ich oben schon erwähnte, ist nun drei Monate alt. Sie folgt jedem, der sie zu sich lockt, scherzt und spielt wie ein junges Kätzchen ohne die mindeste Falschheit zu verrathen, trollt possirlich treppauf treppab, wechselt aus einem Zimmer ins andere, und lebt mit meinen Hunden so einig, als ob sie ihresgleichen wären. Wenn man ihr schmeichelt, legt sie sich flugs auf den Rücken und kickert ganz fein, wie ein junger Vogel. Nur dann, wenn man ihr ihren Fraß nehmen, oder irgendein Caro sich dabei zu Gaste bitten will, beißt sie mit ganz eigenen Tönen des Unwillens um sich, und eilt mit ihrer Beute in den nächsten Winkel. Hoffentlich wird meine Bemühung, diesen ungewöhnlichen Hausgenossen noch mehr zu humanisiren, nicht mislingen, und vielleicht glückt mir dieses in ebendem Grade wie jenem polnischen Edelmann, der nach Goeze's Erzählung die seinige so trefflich dressirt hatte, daß sie alle seine Habseligkeiten bewachte, sich auf ein gegebenes Zeichen ins Wasser stürzte und Fische für die Küche herausholte, auch mit den Hunden auf die Jagd auszog und die geschossenen wilden Enten apportiren half. In Schweden soll man sich wirklich zahmer Fischottern bedienen, um die Fische ins Netz treiben zu lassen, und der vierzehnte Band der «Schwedischen Abhandlungen» enthält eine eigene Anweisung über die Art, die Fischottern lebendig zu fangen und sie abzurichten, daß sie Fische bringen müssen.“

Die Flußotter hat viel Eigenes in Naturell und Lebensart. Sie ist äußerst menschenscheu, kann mit ihrem scharfen Gesicht und Geruch einen Menschen oder Hund auf einer weiten Entfernung wittern, da sie dann gleich in ihre Höhle oder unter Wasser schlüpft. Gegen die Hunde vertheidigt sie sich mit einer außerordentlichen Wuth, und beißt fürchterlich um sich, dagegen die Hunde ihr wegen ihres starken festen Balges wenig anhaben können. Sie sonnt sich gern auf Steinen und Baumwurzeln, und geht an den erstern selten vorbei, ohne ihre Losung daraufzusetzen. Wenn die Fische vor ihr unter die Ufer, Steine oder Baumwurzeln flüchten, so schlägt sie mit ihrem Schwanze ins Wasser, und sucht sie dadurch aus ihrem Zufluchtsorte zu treiben. Im Früh-

jahre soll sie Vorempfindungen von hohem Wasser und Ueberschwemmungen haben, und ihr Lager allezeit erhöhen, wenn der Strom anschwellen will.

In Europa ist die Flußotter allenthalben von Norwegen und Schweden bis nach Italien verbreitet. Sie findet sich außerdem auch in Asien. Es gibt auch Flußottern in Ostindien, am Cap der guten Hoffnung und in Nordamerika, welche kaum von der unserigen verschieden sind, obwol man sie als eigene Gattungen aufführt.

Der vorstehenden, recht chararakteristischen Schilderung habe ich (v. R.) noch Folgendes hinzuzufügen. Die Fischotter hat etwas Eidechsenartiges in ihrem langgestreckten Körper mit den kurzen Läufen und der langen, spitz zulaufenden Ruthe, sieht man sie aber in ihrem Element, so wird man über ihre unglaubliche Schwimmgewandtheit staunen, und es fällt einem dann auf, daß die Bezeichnung „Otter" eigentlich gar nicht so unpassend ist, es sieht wirklich manchmal so aus, als hätte man eine Schlange vor sich. Die Otter überbietet an Schwimmkunst alle Fische und tauchenden Wasservögel, denn keiner entgeht ihr durch Schnelligkeit oder Gewandtheit, nur die körperliche Schwere sehr großer Fische könnte sie von erfolgreichem Angriffe abhalten. Sie schwimmt ebenso auf dem Bauch wie auf dem Rücken, auch auf der Seite, ergreift den Fisch von oben wie von unten, was namentlich großen Exemplaren passirt, die sie mit lautloser Stille beschleicht oder mit reißender Schnelligkeit verfolgt; haben sich die Fische versprengt oder in Löcher versteckt, so treibt die Fischotter dieselben durch lautes Klatschen mit ihrer Ruthe gleich einem Käscher heraus und fängt sie, und da sie, wie erwähnt, große Fische sowol wie Wasservögel geräuschlos beschleicht, erfaßt und unter dem Wasser entführt, so werden die in der Nachbarschaft wenig darauf aufmerksam und verfallen nach und nach demselben Geschick; denn offenbar raubt die Otter ebenso aus Mordlust als aus Hunger, was die vielen fast gar nicht angefressenen Fische beweisen; dem ewig unruhigen, scharfsinnigen Thier ist Jagen und Rauben zur eigensten Natur geworden, daher die Bezeichnungen Wasserwolf und Wassermarder sehr zutreffend. Ist es angethan, so jagen die Ottern paarweise; die eine schwimmt über dem ausgejagten Fisch, die andere unter ihm und packt ihn wahrscheinlich zuerst, auch die Mutter jagt in Gesellschaft ihrer Sprößlinge, wobei es dann wild und geräuschvoll hergeht.

Wunderbar erscheint es, wenn die Otter mit ihrer Ruthe spielt; wie sich ein Hund, der dieselbe zu fassen sucht, wie ein Kreisel dreht, so die Otter im Wasser, und erfolgen die Wendungen und Windungen so schnell, daß man die Glieder des Thieres kaum unterscheidet. Bekanntlich hat der Fischerei in der Neuzeit infolge stellenweise gänzlicher Fisch-

armuth von seiten der Behörden besondere Aufmerksamkeit und strenge Schonung zugewandt werden müssen, wenn ein Gericht Fische für den Unbemittelten nicht ganz märchenhaft werden sollte. Wo nichts ist, hat bekanntlich selbst der Kaiser sein Recht verloren, daher die Otter mit der Verringerung der Fische immer seltener wurde und strichweise gänzlich ausgerottet zu sein schien; kaum aber hob sich die Fischerei infolge allgemeinen thatkräftigen Interesses für sie, so wurden die Klagen über Verbreitung der Ottern so zahlreich, daß sich jetzt schon Leute bei den Behörden um die Erlaubniß bewerben, dem Otternfange im großen Maßstabe obliegen zu dürfen, und die preußische Regierung Jagdbeamte lediglich zur Vertilgung dieser neben der Fischzucht unmöglichen Räuber ausbilden läßt. Wie schwierig die Jagd auf diese Thiere ist, werden wir im Nachstehenden sehen, wobei ganz besonders die weiten Wanderungen ganz nach Art der Wölfe eine Rolle spielen. Während die Ottern gestern ganz lustig dicht am Mühlenwehr fischten, lauert ihnen heute der Jäger vergeblich auf, denn sie sind meilenweit davon, und selbst meilenlange Wege zur Winterszeit über steile Gebirgskämme scheuen sie nicht, um zu fischreichen Gewässern jenseit der Wasserscheide zu gelangen; obgleich nicht sehr schnell, doch sehr ausdauernd vermag die Otter auf dem Lande zu laufen.

Jagd und Fang.

Die Flußotter und so auch die Sumpfotter wird theils geschossen, oder mit Hunden gehetzt, theils in Eisen, Fallen und Netzen gefangen. Ihre



Fig. 77. Spur der Fischotter.

Spur (Fig. 77) kennzeichnet sich leicht an den deutlichen Schwimmhäuten.

1. Der Anstand.

Obwol der Balg der Otter das ganze Jahr über brauchbar ist, so sind doch die Winterbälge ungleich geschätzter und die Jagdzeit soll demnach eigentlich erst mit dem Spätherbste beginnen.[1] Um sie zu schießen,

[1] Der Verfasser hat offenbar eine gewisse Schonung der Otter im Sinne, da er sie nicht unter den zu vertilgenden Raubthieren behandelt, sondern ihr eine gewisse Nützlichkeit zuschreibt; heutzutage darf die Jagd auf sie nicht ruhen. (v. R.)

muß man sich entweder, wenn sie sich auf den Steinen oder Baumstöcken sonnt, unterm Wind anzuschleichen suchen, was aber bei ihrem scharfen Gesicht und Geruch, und da sie äußerst scheu ist, bei alten Ottern selten gelingt, oder man spürt ihr im Winter auf den Bächen und Flüssen nach. Ihre Spur gleicht einer Dachsspur, nur mit dem Unterschiede, daß die Ballen nicht wie bei dem Dachse erkennbar sind, dagegen sich die Schwimmhaut zwischen den Zehen fast den Gänsefüßen gleich mit ausdrückt. Es stehen immer zwei und zwei Tritte nebeneinander, auch ist die nach der linken Seite herabhängende Ruthe im Schnee, im Sande oder Schlamm deutlich zu spüren. Wenn man sie an der Spur oder an der Losung frisch spürt oder auch ihre Anwesenheit sich durch häufig umherliegende Fischüberreste verräth und man dadurch die Stelle, wo sie ins Wasser gefahren ist, ihren Einstieg, ausgemacht hat, so stellt man sich dort bei Mondhelle an und lauert ihr bei der Rückkehr, die oft, wenn sie einen großen Fisch gefangen hat, sehr bald erfolgt, auf. Man muß dabei den Wind sehr genau in Acht nehmen und sich sehr vorsichtig anstellen, um nicht von ihr entdeckt zu werden. Wenn sie nicht auf der Stelle erlegt, sondern blos verwundet wird, so fährt sie gemeinhin gleich nach dem Schuß wieder ins Wasser, sinkt dort unter und kommt nicht wieder in die Höhe, verbeißt sich an Wurzeln u. dgl. unterm Wasser, daher man sehr genau und nie anders als auf den Kopf abhalten, auch die Otter erst ganz auf das Trockene lassen muß, ehe man losdrückt. Zuweilen entdeckt man sie zufällig in den Flüssen, wenn sie die Nase herausstreckt, um Luft zu schöpfen. Der Schuß ist aber, weil man nichts weiter als die Nase, oft kaum einen Finger breit außer Wasser, gewahr wird, mislich, und man muß einen Kahn bei der Hand haben, um sich ihrer, sobald sie stark verwundet aufschwimmt, zu bemächtigen, was oft in einer weiten Strecke von dem Orte, wo sie den Schuß erhielt, oft erst in einigen Stunden nach dem Schusse erfolgt. Wenn man ihrer nicht gleich, sobald sie aufschwimmt, habhaft wird, so geht sie wieder unter, beißt sich auch, wie schon gesagt, unterm Wasser an Baumwurzeln an und kommt nicht wieder zum Vorschein. Die Flinte ist mit Schroten Nr. 2—3 zu laden. Der Anstand auf die Ottern ist eine sehr langweilige und oft der Kälte wegen beschwerliche Jagdart, sicherer und aufregender ist dagegen das Hetzen mit Otterhunden.

2. Die Jagd mit Hunden.

Die Engländer gebrauchen zu dieser Jagd eine besondere Art von Hunden, die namentlich, unsers Wissens, in Schottland vorbereitet und unter dem Namen „Otterhunde“ bekannt und gerühmt sind. Sie sind

kaum mittelgroß, rauhhaarig, langbehangen, haben große, sehr kluge und muthige Augen, sehr starkes Gebiß und meist auf weißer Farbe dunkle Flecke, sodaß eine solche Meute ebenso hübsch aussieht, als gefürchtet ist; denn so viel steht fest: ein Hund, der mit der Otter anbinden will, muß auf dem Lande wie im Wasser zu Hause, sehr wehrhaft, hart und wenig empfindlich für scharfe Schmisse sein, ohne die es nicht abgeht.

In neuester Zeit hat sich zunächst ein Herr Ewald Schmidt zu Schalksmühle bei Hagen in Westfalen einen besondern Ruf in dieser Jagd auf Ottern begründet; daß man nicht gerade auf die schottischen Otterhunde angewiesen ist, beweist er mit seinen sehr vorzüglichen Hunden, Bastarden, mit denen er in etwa $2^1/_2$ Jahren über 80 Stück fing. Er sucht mit seinen vier Hunden die Ufer und Wasserläufe ab; haben ersteren eine Otter gefunden, so geht die wilde Jagd los, aus dem Wasser aufs Land und wieder zurück, bis ein geschickter Wurf des Otternjägers mit der widerhakigen dreispitzigen Gabel derselben ein Ende macht. Diese Gabel wiegt nach Angeben L. Beckmanns 1 kg, die Länge der stählernen Spitze ist 22 cm und ihr äußerster Abstand 18 cm; der eschene Stil soll so hoch als der Jäger sein, am obern Ende 30 bis 35 cm ausgebohrt und mit einem Kork verschlossen, um das Untersinken zu verhindern. Außerdem führt E. Schmidt einen kurzen Karabiner, einen starken Genickfänger und eine biegsame Gerte, um mit ihr die Otter aus ihren Schlupfwinkeln zu vertreiben, was auch ein kleiner Kämpe aus der Meute bewirken hilft. Die Hunde müssen gegen die Kälte des Wassers abgehärtet sein, wie auch das Untertauchen nicht scheuen. Herr E. Schmidt wird von der preußischen Regierung öfter für Otterjagden engagirt, wozu königliche Forst- und Jagdbeamte beordert werden, damit sie sich mit dieser Jagdart vertraut machen; auch hat sich ein Gutsbesitzer Sperber in dieser Jagd hervorgethan und seine aus England eingeführten Otterhunde in der Hundeausstellung in Hannover im Jahre 1882 ausgestellt.

3. Fang mit dem Tellereisen.

Um dem Jäger den Otterfang mit dem Teller- oder Tritteisen sowie auch mit dem Stangeneisen zu verständigen, ist es schlechterdings nothwendig, daß er sowol mit der Einrichtung dieser Eisen, als vorzüglich auch mit dem Aufstellen, der Witterung u. s. w. bekannt sei. Wir haben hierüber bei Gelegenheit der Fuchsjagd näher und ausführlicher berichtet, und wird deshalb bei dem Otternfange mit dem Tellereisen und dem Stangeneisen nur noch Folgendes bemerkt, was speciell für diesen

Fall Geltung hat. Die Eisen werden entweder auf dem Lande, nahe an den Flüssen und Bächen, wo die Fischotter aus dem Wasser steigt und über Land geht, ingleichen auf den hin und wieder in Flüssen sich vorfindenden Sandkaupen und Inseln, oder auch im Wasser selbst gelegt. In beiden Fällen ist ein starkes festes Eisen zu dem Fange erforderlich, und es muß mit einer tüchtigen Kette am Boden oder an einem nahe stehenden Baum befestigt werden, diese auch von einer solchen Länge sein, daß die Otter, sobald sie sich gefangen hat, sogleich mit dem Eisen ins Wasser stürze und ersaufe, ohne sich auf dem Lande aus dem Eisen losmachen zu können. Wenn es im Wasser aufgestellt wird, so werden entweder vier Stützen oder Mücken im Wasser, und zwar entweder vor dem Bau der Otter, oder an einem solchen Orte, wo sie ans Land steigt, eingeschlagen, diese quer mit Stangen bedeckt, und auf diesen das Eisen, und zwar dergestalt aufgestellt, daß das Wasser etwa einen starken Finger breit über dasselbe wegfließt, oder es wird — und dies ist die sicherste Methode — in seichten Bächen, wo ebenfalls das Wasser nur einen Finger breit über das Eisen fortläuft, auf dem Boden ausgelegt. Wenn das Eisen auf dem Trockenen aufgestellt wird, so muß es, wie bei der ausführlichen Beschreibung des Fuchsfanges näher erläutert worden ist, mit Sand, Moos u. s. w. bedeckt, nach dem Jägerausdruck eingefüttert werden, damit man von dem Eisen nichts gewahr wird, was, wenn es unter dem Wasser aufgestellt wird, nicht nothwendig ist. Einige Jäger verwittern die Eisen vor dem Aufstellen, d. h. sie reiben solche mit einer aus verschiedenen dem Thiere angenehmen Ingredienzen, die wir weiter unten näher angeben werden, zusammengesetzten Mischung ein, um alles Verdächtige von denselben zu entfernen. Andere stecken außerdem ein mit der Witterung bestrichenes Rohrblatt auf das Eisen. Noch andere verwittern das Eisen gar nicht, sondern stellen dasselbe, wenn sie es vorher rein mit Sand und Wasser ausgescheuert, mit einem Tuche abgerieben und ihm jeden fremden Geruch benommen haben, auf. Diejenigen Jäger, welche das Eisen verwittern, reiben solches entweder blos mit wilder Krauseminze ein, oder sie bereiten besondere Witterungen.[1] Wir werden mehrere angeben, bemerken aber

---

[1] Die Bereitung der Witterungen wurde sonst, und man trifft es noch heutzutage an, von den alten Jägern als ein ganz besonderes Geheimniß betrachtet. Es ist unleugbar, daß beim Fange der Raubthiere viel von der Witterung abhängt, weniger von den Ingredienzen, wozu man im allgemeinen die zu wählen hat, welche den zu fangenden Thieren angenehm sind, als mehr von der Bereitung und von der sorgfältigen Aufbewahrung, damit sie nicht verderben und dann gerade das Gegentheil von dem bewirken, was man beabsichtigt. Gut ist es, mehrere Witterungen zu kennen, weil es rathsam ist, wenn ein Eisen fehlgeschlagen hat, mit der Witterung zu wechseln. (J.)

Die Hauptsache bei allem Fang mit Eisen auf dem Trockenen ist die peinlichste Sauberkeit derselben. (v. R.)

dabei, daß wir blos die Nr. 1 selbst, und zwar mit Erfolg versucht, die übrigen aber aus dem „Handbuch für Jäger“ von D. a. d. Winckell [1] entlehnt haben.

Nr. 1.

Man lasse 8 Loth reines Schweinefett, oder auch frische ungesalzene Butter, und läßt dies in einem neuen Tiegel zergehen, thut dann eine Hand voll Baldrianwurzel, 2—3 Decigramm Bibergeil und 2—3 Decigramm Kampher, wenn es vorher in einem Mörser zerstoßen worden, hinein, lasse es in dem Schweinefett oder der Butter unter beständigem Rühren mit einem reinen, schalenlosen Hölzchen so lange über Kohlen, oder noch besser in einem Bratofen kröschen, bis die Mischung eine gelbliche Farbe erhält. Alsdann nehme man es vom Feuer, seihe es durch einen reinen Lappen und hebe es in einem glasirten Gefäß an einem kühlen Ort zum Gebrauch auf.

Nr. 2.

Man lasse das beim Sieden eines 4—5 Pfd. wiegenden Karpfen abgeschöpfte Fett über Kohlen zergehen, thue 3 Decigramm (etwa so viel als ein 3 Erbsen großes Stück) Bibergeil, oder besser noch ebenso viel von der frischen oder getrockneten klebrigen Substanz, welche man am Ende des Mastdarms des Ottermännchens, oder in der sackförmigen Falte der Nuß (des weiblichen Geburtsgliedes) des Weibchens findet, hinzu und lasse alles unter gleichem Verfahren, wie bei Nr. 1, etwa zwei Minuten lang braten; thue es dann in eine Büchse und hebe es, gut zugebunden, an einem kühlen Orte auf.

Nr. 3.

Man rühre eine Hand voll Fischotterlosung, den Rogen eines einpfündigen Karpfen, 4 Gramm gestoßene Baldrianwurzel unter 140 Gramm weißen Fischthran, und verwahre die Mischung wie bei Nr. 1.

Nr. 4.

Hechtleber, Karpfengalle, Krebseier und Otterlosung zusammen in einem gut gereinigten Serpentinmörser gestoßen und Eisen, Kette und Leine damit berieben.

Nr. 5.

Man nehme 2 Decigramm sehr gutes Bibergeil, 2 Decigramm weißen Kampher, eine halbe Hand voll frischgetrockneter, klein geschnittener Angelicawurzel und brate dieses alles in 140 Gramm frischem Gänse- oder Schweinefett; ebenso wie bei Nr. 1, verfahre auch im übrigen so damit.

---

[1] Fünfte Auflage, Band II, S. 306.

Nr. 6.

140 Gramm frisches Schweinefett oder ungesalzene Butter zerlasse man wie bei Nr. 1, thue dann 3 Decigramm Bibergeil, 2 Decigramm weißen Kampher, eine halbe Hand voll Baldrianwurzel, 1 Decigramm Zibeth, 1 Decigramm Moschus hinzu und lasse es wie bei Nr. 1 braten, bis es gelblich wird; seihe es durch und verwahre es wie bei Nr. 1 u. 2 gesagt.

Nr. 7.

Ganz unfehlbar soll der Erfolg sein, wenn man sich den Geilensack von der Zibethkatze verschaffen, damit das Eisen bestreichen und ein Stückchen von der Größe einer Linse unter den Teller legen kann.

Eine vorzügliche Witterung ist nach dem berühmten Fischzüchter und Fischkenner Max von dem Borne folgende, zumal sie die einfachste ist: „Man schneidet Aale, Forellen oder andere Fische in kleine Stücke, thut sie in eine lose verkorkte Flasche und hängt diese 2—3 Wochen in die Sonne, wodurch eine Art Oel von sehr penetrantem Geruch entsteht. Einige Tropfen davon auf einen Stock gethan, locken Wiesel und Fischotter sehr wirksam an."

4. Der Fang mit der Otterstange, auch Stangen- oder Haareisen genannt.

Dieses Eisen, Fig. 78, hat dieselbe Federconstruction wie der Schwanenhals; das Haar steht mit der Stellung in Verbindung, schlägt

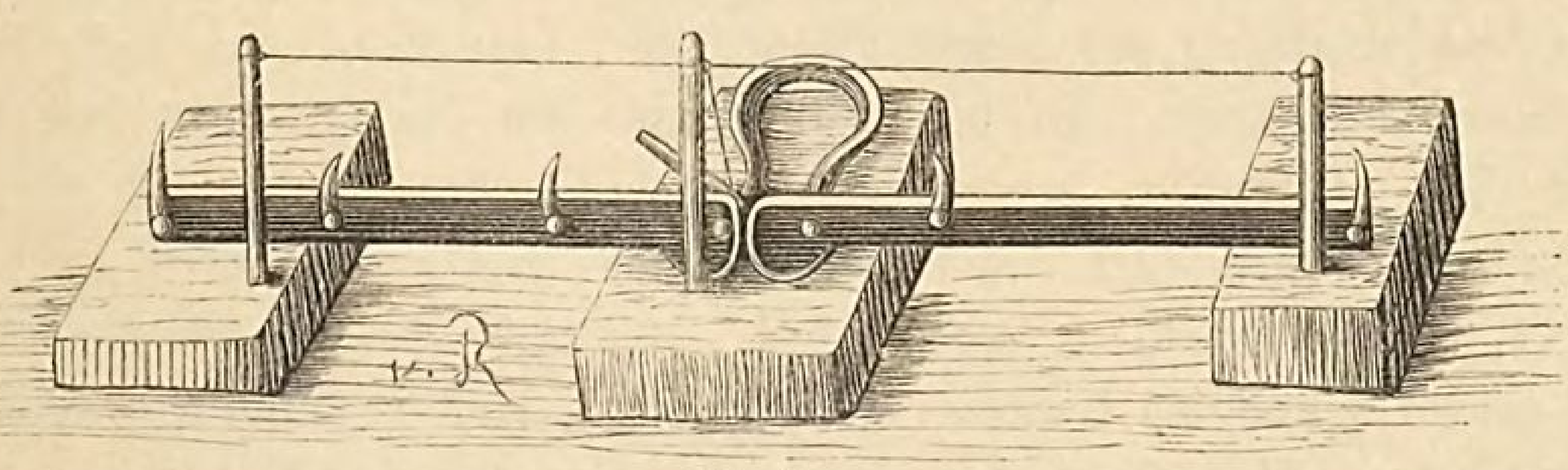


Fig. 78.

diese los, so schnellen die beiden Arme in die Höhe und erdrücken das Wild; man legt es vortheilhaft auf 3 Ziegelsteine.

„Beim Stellen dieser Eisen", sagt Pieper, „verdeckt man die beiden Endspitzen sowie die Mitte, wo das Schloß sitzt, durch einen aufgestellten kleinen Zweig, wodurch man der Otter keinen andern Weg läßt, als an den Faden zu stoßen, mag sie von rechts oder links kommen. Beim Aufstellen wolle man sich hüten, mit dem Kopf zu nahe über das gespannte Eisen zu kommen, ehe nicht dasselbe durch den Sicherungshaken

versichert ist, da besonders die Eisen mit Schwanenhalsfedern, wenn sie eine harte Auflage haben, ungeheuer springen und dadurch sehr gefährlich werden können. Beim Aufstellen achte man darauf, daß das ausgespannte Pferdehaar, das man, um ihm ein unverdächtiges Aussehen zu geben, noch durch eine Binse oder Schilf ziehen kann, wenn möglich mit dem Wasserspiegel gleichkomme, oder auf dem Erdboden 8—10 cm vom Boden abstehe. Nachdem alles fertig ist, versäume man nicht, mit einem Zweig, den man in das Schlammwasser taucht, die Stelle zu übernetzen, damit aller Menschen- und Eisengeruch beseitigt wird, denn die Otter ist fast noch schlauer wie der Fuchs."

Einen Köder nimmt die Otter nicht an.

5. Fang in Netzen.

Früher, wo die Ottern noch häufiger waren, und wo das Otternfell ein sehr beliebtes Pelzwerk war, wurde der Otternfang von einer eigenen Kaste der Jäger, den Otternfängern, betrieben, welche sich zur Ausübung ihres Gewerbes vorzüglich der Otterhunde und Ottergarne bedienten. Jetzt wird es freilich eine solche Anstalt zu haben nicht der Mühe lohnen. Entweder brauchte man ein von starkem Bindfaden gestricktes sackförmiges Garn, oder ein in Form einer Wathe gestricktes Netz, welches ebenfalls von starkem Bindfaden, von der Breite und Tiefe des Flusses, worin gefangen werden sollte, die Masche 4 Zoll ins Geviert, verfertigt wurde. Das erste sackförmige Garn wird vor dem Otternbau, die Wathe aber auf hölzernen Furcheln quer durch den Fluß aufgestellt, und unten, gleich den Fischerwathen, mit einem Bleigesenke, um es in die Tiefe hinabzuziehen, beschwert. Zu dem Fange und um die Otter in das Garn oder Netz zu treiben, bedient man sich einer Art Hunde, die mit dem besondern Namen Otter- auch Biberhunde, weil man deren auch zum Biberfangen braucht, belegt werden. Es gibt deren zweierlei Arten, die größern, und die kleinern. Die größern, eine Gattung von dänischen Blendlingen (Bastarden), werden wegen ihres scharfen Gebisses eigentlich nur zum Anpacken gebraucht; die kleinern sind an Größe und Gestalt fast den Dachshunden ähnlich, haben jedoch höhere, auch geradere Beine, herabhängende Ohren, ein braunes, stacheliges Haar und sind von äußerst bissigem, unverträglichem Naturell. Um sie abzurichten, füttert man sie von Jugend auf mit gekochten Fischen, die man ihnen in kleine Bäche oder auch in Pfützen hineinwirft, sie auch in diesen zum Froschfange gewöhnt, ihnen aber jede andere Nahrung vorenthält, sowie man ihnen denn auch das Suchen und Aufspüren des Wildes auf trockenem Boden nicht gestattet. Wenn sie heranwachsen, sucht man sie auf eine junge Otter,

die man mit ihnen in einem mit Wasser gefüllten Kübel setzt, einzuhetzen. Man bringt sie nun solchergestalt abgerichtet an einen Fischotterbau, und läßt die Otter durch sie herausstöbern und in das vor dem Bau aufgestellte Sackgarn, an welchem eine Leine befestigt ist, welche, sobald die Otter hineingeschlüpft, zugezogen wird, oder in die quer durch den Fluß gezogenen Wathen hineintreiben.

Endlich werden die Ottern auch gegraben, wenn man vorher den Eingang des Baues unter Wasser verstopft hat, und man bemächtigt sich ihrer auf die Art, wie des Dachses, mit einer Zange.

Die Otter wird mit einem Knüppel auf die Nase todt geschlagen, und, wenn kalt und steif, gestreift. Dazu wird der Balg an den Vorder- und Hinterläufen aufgeschärft, vorn bis an die Blätter, hinten bis ans Waidloch, die Ruthe bis zur Spitze. Nachdem Läufe und Ruthe gestreift sind, heßt man die hintern ein, hängt den Cadaver auf, streift den Balg bis an die Vorderläufe ab, zieht diese heraus und streift dann weiter bis auf die Lauscher. Sind diese losgelöst, so wird schließlich der Balg vollends vom Kopf gezogen. Alsdann wird er wie jeder andere Balg behandelt. Sein Werth ist bekannt als eins der gesuchtesten Pelzwerke, und da ein Balg bis zu 30 Mark bezahlt wird, so lohnt sich die Jagd immerhin.

Das Wildpret wird den Fischen gleich, also in katholischen Gegenden den Fastenspeisen zugerechnet.

Funfzehnter Abschnitt.

Von den Mardern.

Waidmännische Ausdrücke.

Die Pfoten heißen Branten; sie baumen oder holzen auf, wenn sie einen Baum erklettern, baumen fort, wenn sie von einem zum andern springen; wo sie herabgesprungen sind, ist der Absprung; an der Wand empor ist der Aufstieg. Die übrigen wie bei andern Raubthieren.

Der Baum- oder Edelmarder, Mustela martes

und

Der Stein- oder Hausmarder, Mustela foina.

Naturgeschichte.

Zahnformel: $\frac{1}{1} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{3}{4} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{6}{6} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{3}{4} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{1}{1} = 38$ Zähne.

Der Baummarder kommt in Hinsicht seiner Gestalt mit dem Steinmarder in vielen Stücken überein, und da beide in der Vergleichung besser voneinander zu unterscheiden sind, werden wir sie hier zusammen abhandeln. Beide haben einen runden, oben etwas platten, kurz zugespitzten Kopf, der dem Kopf eines kurzschnauzigen Spitzhundes gleicht. Die schwarze, stets feuchte Nase ragt etwas über die Lefze hervor. Ihr Gebiß ist äußerst scharf. In der obern Kinnlade befinden sich sechs zugerundete Vorderzähne, wovon der erste auf jeder Seite etwas länger ist, dann nach einem kleinen Zwischenraume ein langer, etwas gekrümmter, inwendig eckiger Eckzahn, und zuletzt fünf Backenzähne, wovon der erste



Junge Steinmarder.

sehr klein und stumpf ist, die zwei folgenden größer und dreieckig sind, der dritte drei Zacken hat, und der letzte ein eigentlicher runder, eingekerbter Backenzahn ist. In der untern Kinnlade stehen voran sechs kleinere, breite, oben eingekerbte Vorderzähne, von welchen der zwischen den äußersten und mittelsten befindliche etwas einwärts liegt, dann ein Eckzahn, der kleiner ist als die obern, und zuletzt sechs Backenzähne auf jeder Seite, von welchen die zwei letztern wahre Backenzähne sind, der vorletzte als der größte, drei Zacken und einen runden Ansatz hat, der erste sehr klein und stumpf, und die andern dreieckig und spitzig sind. Die Zunge ist lang und mit langen zurückstehenden Warzen besetzt. Der Fang hat von steifen schwarzen Haaren einen Bart wie die Katzen. Die bläulichen Seher stehen weit voneinander, schief, näher nach der Schnauze als nach den Lauschern zu, blitzen im Finstern und haben einige steife, schwarze Haare am obern Augenlide. Die Lauscher sind kurz, breit und zugerundet. Der Hals, in Verhältniß des langen Leibes, kurz und beinahe von der Dicke des Kopfes. Der Leib schmaler als an einer Katze, schlank und mit doppelten Haaren, kürzern wolligen, und längern steifen überzogen. Die Ruthe ist zottig und gerade ausgestreckt. Die Läufe sind niedrig und die vordern Branten länger und größer als die hintern. Sie enthalten fünf Zehen, welche mit einer behaarten Haut halb verwachsen und mit kurzen, scharfen Klauen besetzt sind. An jeder Seite des äußersten Mastdarms, am Rande des Afters öffnen sich zwei eirunde Bläschen oder Drüschen, die bisamartig riechen. Sowie nun diese Beschreibung im allgemeinen auf beide

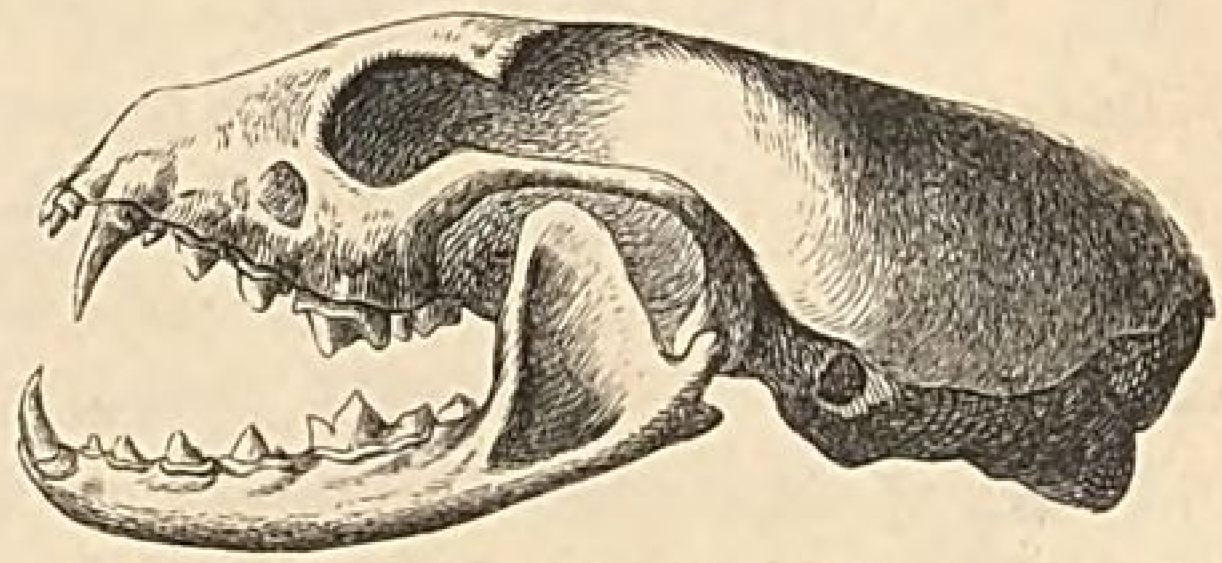


Fig. 79. Schädel des Marders.



Fig. 80. Der Baummarder.

Marderarten paßt, so weicht auch der Baum- oder Edelmarder von dem Steinmarder blos in folgenden Stücken ab: Der Baummarder ist zuvörderst merklich größer. Die Länge seines Körpers beträgt 47—48 cm, die Ruthe 29 cm; bei ganz starken 63 cm, und die der Ruthe $31^1/_2$ cm; während der Hausmarder nur 37 cm lang und die Ruthe 21 cm lang ist. Sein Kopf ist kürzer und stärker. Er hat ein wilderes Aussehen als der Steinmarder. Die Lauscher sind sehr kurz und abgerundet, die Seher funkelnd und weit hervorstehend. Die Läufe sind höher. Seine Höhe beträgt 26 cm. Am meisten aber unterscheidet er sich vom Steinmarder in Haar- und Farbenzeichnung. Der Steinmarder hat eine weiße, der Baummarder bei jungen eine dottergelbe Kehle und Unterhals, bei alten hellgelb. Die Farbe des Körpers am Baummarder ist außer den schwarzen Läufen und der Ruthe schön kastanienbraun, am Steinmarder dagegen grauröthlich ins Schwarze auslaufend. Die Haare sind am erstern glänzender, länger, weicher, zarter und



Fig. 81. Spur des Baummarders.

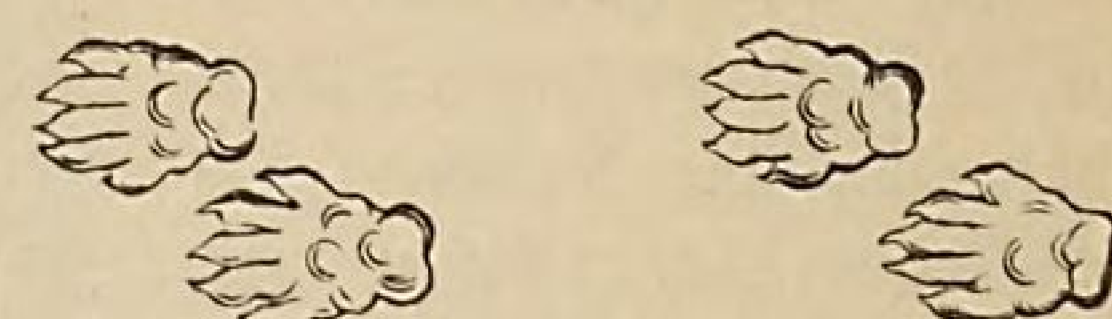


Fig. 82. Spur des Steinmarders.

dichter und fallen nicht so leicht aus als am Steinmarder, auch ist die Ruthe zottiger. Das Weibchen ist von beiden schlanker und niedriger gebaut als das Männchen; der schöne, tiefkastanienbraune Rücken des Baummarders ist beim Weibchen blässer. Das letztere hat vier Säugewarzen, die am Bauche liegen. Beide Marderarten bringen ihr Leben auf etwa 12 Jahre.

Ein wichtiges Unterscheidungszeichen zwischen den beiden Mardern, welches zu Jester's Zeiten wol nicht beachtet war, ist die Behaarung der Fußsohle, welche beim Baummarder so dicht ist, daß die 9 rundlichen Ballen auf jeder Sohle kaum zu erkennen sind (Fig. 81), während die viel losere Behaarung sie beim Steinmarder ganz deutlich hervortreten läßt (Fig. 82). Beide Marderarten ranzen fruchtbar miteinander und steht dann die Behaarung der Fußsohle zwischen der dichten des Baummarders und der dünnen des Steinmarders; mir (v. R.) wurden solche sehr interessante Branten von dem damaligen Forstaufseher, Herrn Friedrich, dem Verfasser des „Fang des Raubzeugs“, übersandt.

Noch ist zu bemerken, daß der Kopf des Baummarders gestreckter ist als der des andern, der Höckerzahn im Oberkiefer des Steinmarders am Außenrande zweilappig, der des Baummarders abgerundet ist.

Bei den Bastarden ist der Kehlfleck ein Mittelding zwischen gelb und weiß.

Der Baummarder ranzt im Januar, der Steinmarder im Februar, auch später. Das Weibchen des Baummarders bereitet sich ihr Wochenbett nicht selbst, sondern bemächtigt sich gewöhnlich der Nester der Eichhörnchen, wilder Tauben, auch alter Horste von Ohreulen und andern Raubvögeln, und bringt dort nach neun Wochen 3—4 Junge zur Welt. Sie werden blind geboren und bleiben bis neun Tage in diesem Zustande. Sie sind bei weitem leichter zu zähmen als die Hausmarder, scheuen den Menschen nicht wie jene, verkriechen sich nicht in finstere Winkel, spielen gern mit Hunden und Katzen, sind überaus munter und drollig, schlafen aber auch oft, wenn man sie nicht stört, den ganzen Tag über, und legen sich dann wie die Hunde kugelrund zusammen.

Der Hausmarder, welcher zur Ranzzeit mit großem Lärm auf den Mauern und Dächern der Gebäude umherläuft, bringt in einer Scheune, in einem Neste von Heu und Federn seine Jungen.

Der Baummarder hält sich gern in Eichen- und Buchenwaldungen, am liebsten aber in dicken, finstern Tannenwaldungen auf. Er bewohnt dort die hohlen Bäume, wählt aber auch ebenso gern die Nester der wilden Tauben, Raben, Raubvögel und Eichhörnchen zu seinem Aufenthalte, wenn er vorher die Wirthe daraus vertrieben, oder sie wol gar geschmaust hat. Er verändert seine Wohnung, sobald er sich in dieser unsicher glaubt, und es ist ihm daher schwer beizukommen. Der Baummarder ist übrigens ein Abkömmling der nördlichen Länder und in den kältern Himmelsstrichen zu Hause, von wo er sich in allen Welttnheile, und zwar wie der Hausmarder, verbreitet hat.

Der Baummarder lebt blos vom Raube. Er stellt vorzüglich den Erd- und Feldmäusen, ingleichen den Eichhörnchen nach. Er verfolgt die letztern mit großen Sprüngen von einem Baum zum andern, bis er sie ermüdet und erhascht hat. Mit gleicher Behendigkeit fängt er auch die Haselmaus. Er vertilgt aber auch außerdem eine unglaubliche Menge von Vögeln. Bald fängt er die Alten von den Nestern weg und säuft die Eier aus, bald belauscht er alte und junge Vögel im Schlafe, und es sind selbst die Auer-, Birk- und Haselhühner wie die Fasanen vor diesem Räuber nicht sicher. Auch den Hasen überrascht er zuweilen, wenn dieser schläft. Er ist den Dohnen sehr gefährlich und plündert diese, sobald er sie ausspürt, fast täglich; das Pflanzenreich verschmäht er ebenso wenig. Die Eberesche gehört zu seiner liebsten Nahrung. Auch geht er dem Honig nach und gräbt zu dem Ende Hummelnester aus.

Der Steinmarder, welcher sich in Scheunen, altem Gemäuer, Steinhaufen, selten in hohlen Bäumen in der Nähe der Gebäude aufhält, geht vorzüglich abends zwischen 9 und 10 und nach Mitternacht von 1—4 Uhr aus, wobei er genau seinen Wechsel hält. Er klettert trefflich an Bäumen, Säulen, Stangen und Mauern, schwimmt auch gut. Kann er in die Ställe des Hausgeflügels einbrechen, so mordet er mit grenzenloser Grausamkeit oft 10—20 Stück, saugt ihnen das Blut aus und frißt das Gehirn, trägt auch oft noch ein Stück mit weg. Eier liebt er sehr, fängt auch Mäuse, Ratten, Kaninchen, Vögel aller Art, nimmt die Schneißvögel aus, frißt die Vogelbeeren aus den Dohnen, stiehlt auch Kirschen, Pflaumen, Birnen, Weintrauben und Honig. Er ist vollkommener Nachträuber, nur bei schweren Gewittern zeigt er sich, angstvoll umherlaufend, bei Tage. Sein Winterbalg ist gut, doch weniger gesucht als der des Baummarders.

Der Balg des Baummarders gehört mit zu den vorzüglichsten Rauchwerken und wird von den Kürschnern gefärbt und ungefärbt zu Muffen, Mützen, Brämen u. s. w. verarbeitet.

Jagd und Fang.

Die Jäger stellen dem Baummarder sowol seiner Räubereien als vorzüglich auch seines schönen Balgs wegen häufig nach. Er wird theils geschossen, theils in Garnen, Eisen, auch Schlagbäumen gefangen. Seine S. 364 abgebildete Spur ist beim Spurschnee leicht zu erkennen. Er setzt sie gemeinhin so, daß zwei und zwei Tritte beieinander zu sehen sind, doch steht der eine Tritt dem andern um etwas vor. Ungeachtet seine Spur, wie gesagt, leicht zu erkennen ist, so gehört doch oft viel Geduld dazu, um ihm bis zu seinem Aufenthalte nachzuspüren. Er geht bei langen Nächten sehr weit und macht viele Kreuz- und Quergänge.

Sobald der Jäger die Spur des Marders aufgefunden hat, muß er auf dieser so lange fortgehen und sie austreten, bis er an einen Kreuzgang kommt, alsdann aber vorzüglich darauf aufmerksam sein, mit welchem Gange der Marder über den andern weiter fortgelaufen ist. Es ist dies daran zu erkennen, daß die erste Spur durch die letzte da, wo er überging, im Schnee etwas zugestrichen ist. Sobald der Jäger dies gewahr wird, muß er der letzten nachfolgen und sie ebenfalls austreten, um immer frische Spur zu behalten, dies aber so lange fortsetzen, bis er findet, daß der Marder zu Baum gegangen ist. Da er aber gar oft auf der einen Seite des Baums hinauf- und auf der andern wieder hinunter-, oft aber auch von Baum zu Baum springt, endlich auch wol

nach einigen Sprüngen von Baum zu Baum wieder hinabgeht, so muß der Jäger, sobald er findet, daß der Marder zu Baum gegangen ist, einen weiten Kreis um die nebeneinanderstehenden Bäume nehmen, nach dem Jägerausdruck, vorgreifen, um auszuspüren, ob der Marder irgendwo wieder vom Baume hinunter ist, auf welchen Fall er aufs neue der Spur folgen und ihm weiter nachspüren muß. Findet er aber beim Vorgreifen keine weitere Spur am Boden, so ist dies ein Beweis, daß sich der Marder noch auf irgendeinem Baume aufhält. Er muß dann sämmtliche, in dem umgangenen Kreise befindliche Bäume genau nachsehen und den, wo er sich aufhält, auszumitteln suchen. Wenn er seiner nicht ansichtig wird, muß er untersuchen, ob Spechtlöcher oder Eichhornsnester, auch Raubvögelhorste an den Bäumen wahrzunehmen sind, und ob der Marder vielleicht in diese oder, wenn der Baum hohl ist, in die Höhlung gekrochen ist, was er daran erkennen kann, wenn der Schnee an den Löchern, Nestern oder Höhlungen ab- und heruntergestoßen ist. Wenn nun der Aufenthalt des Marders ausgemittelt ist, und der Jäger ihn entweder auf einem Aste oder auch im Eichhorn- oder in einem Vogelneste gewahr wird, so schießt er ihn ohne Umstände herunter.[1] Steckt er aber in einem Baumloche oder in dem etwa hohlen Baume selbst, so muß der Jäger, wenn der Baum zugänglich ist, diesen besteigen, die Höhlung mit einem Beil erweitern, den Marder dann mit einem Stocke herauszutreiben und ihn auf der Flucht zu erlegen suchen. Wenn der Baum, auf den er sich geflüchtet hat, nicht zugänglich ist, so bleibt nichts übrig, als den Baum umzuhauen. Er steckt aber in hohlen Bäumen oft so fest, daß er selbst dann, wenn der Baum umgehauen wird, nicht eher herausgeht, als bis man die Höhlung erweitert und ihn heraustreibt, wogegen er oft nach den ersten Schlägen mit der Axt an den Baum aus seinem Versteck hervorkommt. Auch mit angebranntem Schwefel kann man ihn aus hohlen Bäumen oder Felsklüften ausräuchern.

Um den Marder im Garne[2] zu fangen, wird er zuvor auf die vorhin gezeigte Art ausgespürt, und dann die Bäume mit dem Garne umstellt, um ihn herunter zu treiben, im übrigen aber ganz so verfahren wie beim Schießen.

---

[1] Wenn der Jäger dem Marder, ohne daß dieser ihn von weitem gewahr wird, nahe kommt, so bleibt der Marder gewöhnlich ganz ruhig auf seiner Stelle und blickt den Jäger mit unverwandten Augen an. Wenn man ihn mit einer Kugel schießen kann, so ist es um so besser, weil der Balg weniger beschädigt wird, als wenn man mit Schrot schießt.

[2] Die Mardergarne werden von dünnem Bindfaden verfertigt. Sie müssen busenreich und so eng gestrickt sein, daß er nirgends mit dem Kopfe durchfahren kann. Sie sind gewöhnlich 3 Fuß hoch und 50 Fuß lang. Um einen verhältnißmäßig großen Kreis umstellen zu können, nimmt man 3—4 Garne.

Auch fängt man den Marder in Schwanenhälsen, auch Tellereisen. Da er gern die für den Fuchs bereiteten Kirrungsplätze besucht, so fängt er sich mitunter zufällig in den Schwanenhälsen. Sonst muß man ihn auf die nämliche Art wie den Fuchs ankirren. Wenn man Eisen hat, die kleiner wie die gewöhnlichen Fuchseisen sind, so ist der Fang um so leichter. In Ermangelung dieser muß man den Abzugsfaden etwas länger machen, damit der Abzugsbrocken weiter hinaus nach der Seitenkrümmung des Bügels kommt, weil sonst die für seinen Körperbau zu hohen Bügel zuweilen ohne Erfolg über ihm zusammenschlagen. Beim Fange in Tellereisen kann man sich zu den Brocken des gebackenen Obstes — es ist dies für den Marder ein Leckerbissen — oder Hasengescheides bedienen.

Der Steinmarder wird leicht auf dem Anstande bei hellen Nächten von den Dächern geschossen, oder aus Gebäuden am Tage durch Lärmen ausgetrieben und von den unten stehenden Schützen erlegt. In den Eisen fängt er sich leicht, ein Ei oder eine Pflaume sind gute Abzugsbissen.

Die Eisen müssen sehr gut verwittert und verdeckt sein. Die beste Witterung zum Marderfange wird aus ungesalzener Butter, Alfrankenrinde oder Bittersüß (Solanum Dulcamara Linn.), Fenchelkraut, Marum verum und Kampher bereitet. Döbel, der sie ebenfalls empfiehlt, sagt: „Wird ein Marder diese Witterung inne, so läßt er das Eisen nicht liegen, und sollte er auch sein Leben dabei einbüßen."

Der Fang im Tellereisen ist für beide Marder ziemlich derselbe; beim Steinmarder legt man dasselbe mit Vortheil auf seinen Absprung oder auf Mauerfirsten, Dachbalken, überhaupt da, wo man ihn öfter und sicher gespürt. Etwas Moschus mit Anisöl gemischt gibt eine sehr einfache Witterung, von der 2—3 Tropfen für ein Eisen genügen. A. Pieper beschreibt den Fang im Tellereisen folgendermaßen:

„Zum Fang mit dem Tellereisen wartet man, bis der Herbst herannaht, der Laubwald seine gelbe Farbe anlegt und die braunen Blätter allmählich abzufallen beginnen. Der Jäger, welcher Zeit und Geduld zum Marderfang hat, versäume nicht «Schleppe» oder Kirrung zu benutzen und solche sorgfältig mittels einer starken Pferdehaarschnur an Orten aufzuhängen, wo weder Füchse, noch Hunde oder Katzen dasselbe erreichen und herabziehen können. Der Marder folgt diesem Geschleppe äußerst gern, und keine andere Kirrung, selbst ein Ei nicht, wird mit gleicher Begier von ihm aufgenommen. Von Zeit zu Zeit sehe man nach, ob die aufgehängten Gescheide verschwunden sind, wobei genaue Untersuchungen an der Rinde des Baumes oder des betreffenden Astes nach zurückgelassenen Haaren hinreichende Belehrung verschaffen,

ob wirklich der Marder der Räuber war. Wo dieses Raubzeug nicht gerade gänzlich fehlt, wird man hierauf nirgends lange zu warten brauchen. Die weggenommenen Gescheide werden nach Möglichkeit ersetzt und zu diesem Behufe selbst aus größern Entfernungen dahin geschleppt. Auf diese Weise wird fortgefahren, bis zu der Zeit, wo der Marderbalg seine Vollkommenheit und mithin den höchsten Werth erreicht hat, was gewöhnlich im December bis Januar der Fall ist.

Der Jäger muß sich nunmehr zwei bis drei gute Tellereisen verschaffen und diese an den Ort bringen, wo der Marder auf obige Weise angekirrt worden ist, oder auch an solche Orte, wo man weiß, daß Marderpässe sind. Die beste Fangart ist, an einem herübergebogenen Ast oder Bäumchen ein Gescheide vom Reh oder Hasen so aufzuhängen, daß dieses mindestens zwei Fuß vom Boden entfernt, und vom Marder nur durch Springen erreicht werden kann. Von oben her aber darf der Marder die Kirrung nicht erreichen können, auch nicht von der Seite, worauf besonderes Augenmerk zu richten ist, da derselbe als gewandter Kletterer und kühner Springer oft affenartig die Lockspeise herabzieht und dem Eisen zu entgehen sucht.

Unmittelbar unter dem so aufgehangenen Gescheide ist das Eisen in der Art einzuschneiden und anzubringen, daß es vom Marder beim Aufsteigen (auf die Hinterläufe) oder beim Springen nach jenem betreten werden muß. Das Lager für das Eisen wird mit trockenem Laub gefüttert und dieses selbst ebenfalls mit solchem dachziegelartig, jedoch dünn, bedeckt. Die Feder, die schwache Kette, mit der das Eisen befestigt ist, sowie die nächste Umgebung des Eisens deckt man am besten mit dazu bereit gehaltenen Mooslappen. Besondere Sorgfalt ist darauf zu verwenden, daß die Bügel des Eisens nirgends direct den Boden berühren und dadurch festfrieren können. Ebenso wenig darf versäumt werden, beim Eintritt von Frost nach stattgehabter nasser Witterung das Eisen mit frischem, trockenem Laub zu bedecken.

Sind die Eisen auf diese Weise untergebracht und alles übrige besorgt, so bleiben dieselben ohne Unterbrechung an demselben Platz, und nur die Kirrung wird von Zeit zu Zeit durch ein frisches Gescheide erneuert. Damit ist es übrigens keineswegs abgethan; der Erfolg hängt nur von dem Fleiß ab, der auf das Geschleppe verwendet wird. Ein oder zwei Gescheide, möglichst frisch, suche man bei der Hand zu haben.

Die Entfernung der Eisen voneinander richtet sich nach der Möglichkeit und Gelegenheit, diese täglich in einer Tour begehen zu können, denn ein tägliches Visitiren derselben ist deshalb absolut nothwendig, weil der Marder sich gewöhnlich nur an einem Lauf fängt und diesen

bei längerm Verbleiben im Eisen in der Regel so bearbeitet, daß er von den Bügeln schließlich gänzlich durchschnitten wird und der Jäger sodann statt des Marders nur dessen Lauf im Eisen findet. Man nehme zum Marderfang niemals Eisen, welche ganz fest schließen, und wie man sie in den Eisenläden kauft, sondern am besten die rund ausgezahnten, bei denen ein Abschneiden vermieden wird.

Das Nichtanbinden des Eisens ist entschieden anzurathen; man befestigt am Ende der Kette ein dickes Stück Holz und läßt dieses vom Marder mit fortschleifen, wodurch er auf das Herauswinden des Laufes weniger Kraft anwenden kann und sich folglich länger im Eisen hält. Mit einem guten Hunde findet man denselben bald auf und hat deshalb nicht nöthig, die Visitation der oft sehr entfernt liegenden Eisen besonders pünktlich vorzunehmen. Wie schon kurz angedeutet, ist ein Reinhalten, Verwittern u. s. w. des Eisens bei dieser Fangmethode nicht so genau nöthig; mit einem vollständig vom Rost überzogenen Eisen habe ich mit demselben Erfolg wie mit dem reingehaltenen operirt, was seine Erklärung darin finden dürfte, daß der Marder durch die in der Höhe hängende Kirrung von der Witterung des Eisens abgeleitet wird und außerdem durch Springen nach derselben letzterm entgehen zu können glaubt, gewöhnlich aber an jener hängend und zerrend mit den Hinterläufen schließlich in das Eisen geräth.

Wie man bei Schnee nicht selten beobachten kann, umkreisen Füchse häufig diese Fangplätze, allein ihre feine Nase zeigt ihnen nur zu bald, welche Gefahr hier ruht; Wildkatzen dagegen theilen hier und da das Schicksal des Marders; beide kommen somit dem „Bruder Schlaumeier" in dieser Beziehung nicht gleich. — Der Eichelheher, welcher den Jäger stets beim Pürschen und Ansitzen zu verrathen und zu ärgern sucht, verursacht auch hier häufig Störungen, indem er sich die Kirrungen ebenfalls schmecken lassen will, gewöhnlich aber sein Leben dabei einbüßt. Wo es daher viele Heher gibt, müssen die Eisen in der Regel vor Abend nochmals untersucht werden.

Schneearme, tüchtig kalte Winter sind dieser Fangmethode am förderlichsten, denn bei solcher Witterung passirt der Marder am häufigsten und weitesten. Häufiger, besonders aber tiefer Schnee, wirkt dagegen stets störend und nur bei lange anhaltenden Schneelagen, wenn sich auf denselben eine Kruste bildet, welche das Fortkommen des Marders erleichtert, zeigt sich der Marderfang wieder günstiger. Das Eisen ist in letzterm Falle vollständig vom Schnee freizuhalten und stets trocken zu decken.

Vielleicht sind manchem der Leser diese Manipulationen mit der Schleppe zu umständlich, jedoch wer keinen Paß weiß, dagegen ein Eisen

in den Wald legen will, ohne fleißig zu schleppen, und zu warten gedenkt, bis sich ein Marder zufällig dahin verirrt, wird von Erfolgen wenig gewahr werden. Weiß man aber Pässe, und diese sind am besten bei einer «Neuen» im Schnee zu entdecken, so berücksichtige man alle Reinlichkeits- und Vorsichtsmaßregeln, welche beim Fang des Fuchses im Eisen beschrieben sind, namentlich Verwitterung der Hände und Stiefelsohlen. Die besten Lagerplätze für das Eisen sind kleine Wiesen oder Blößen im Walde, oder Einfahrten in die Dickichte und in das Gestrüpp. Unter den Teller oder auf den Fangplatz streue man ein wenig Zibeth.

Außerdem wählt man zum Fangplatz auch einen alten zerstörten Ameisenhaufen, in welchem das Tellereisen gut eingefüttert und mit Ameisenspreu vollständig bedeckt werden kann. Auch in Habichtskörben, die nicht mehr wie vier Fuß von der Erde aufgestellt waren, haben sich schon wiederholt Baummarder gefangen; man kann also diese Operation eventuell auch versuchen.

Sodann kann man alte Wagenfurchen etwas nachebnen oder aber solche Steige an Gewässern und Waldbächen künstlich einrichten, indem man schon im Sommer den Rasen an solchen Stellen abschält und die Sohle gehörig ebnet. Alles Raubzeug nimmt diese Steige gern an, weil es hier ungehindert und geräuschlos fortschleichen, besonders aber der Nässe im Grase ausweichen kann, weshalb es auch in der herbstlichen Regenzeit, oder wenn es stark thaut, die Steige am häufigsten aufsucht, um auf denselben weiter zu schleichen. Auf diese Steige legt man Tellereisen und stellt Klappfallen auf, und stets wird man Erfolg haben. Auf dem Revier des Herrn Oberförsters Dr. Cogho wurden in der Oberförsterei Seitenberg 421 Baummarder, in der Oberförsterei Schmollsień 189 Baummarder nach den Fanglisten in einigen Jahren auf diese Weise gefangen."

Um den Steinmarder zum Betreten des Tellereisens zu nöthigen, umgibt man es mit einigen Dornen, denen er auszuweichen sich bemüht.

Raubt er Eier, so legt man ein solches Eisen mit unterlegter Feder in das Nest hinein, bedeckt es mit Spreu und bestreut es mit etwas Zibeth; natürlich dürfen die Hühner und Enten an dieses Nest nicht gelangen können.

Ein anderes verbreitetes Fangmittel ist die Weber'sche Raubthierfalle, welche ich (v. R.) im Jahre 1873 gezeichnet und im „Waidmann", Nr. 71, wie folgt beschrieben habe:

„Diese Raubthierfalle ist im Princip allerdings nichts anderes als ein Schwanenhals, jedoch mit dem wesentlichen Unterschiede, daß bei ihr

die Feder innerhalb des Schlagraumes der Bügel angebracht und somit die Möglichkeit gegeben ist, der Falle, da die Bügel nicht rund, sondern viereckig construirt sind, einen möglichst kleinen Umfang zu geben und dieselbe zugleich vollständig mit Holz zu verkleiden, sodaß sie im aufgestellten Zustande ganz den Eindruck eines gewöhnlichen Holzstückes macht.

Entfernen wir den Holzdeckel der Falle, so sehen wir den Mechanismus derselben klar vor uns liegen (Fig. 83); das dunkel Schraffirte in der vorstehenden Zeichnung sind die Eisentheile, Bügel und Feder, in letzterer bei D das aus Messing gearbeitete Schloß. Die heller schraffirten Theile sind Holztheile.

Die Falle hat eine doppelte Sicherung, eine im Schlosse selbst, die mittels des Sicherheitsstiftes D bewirkt wird, und eine in der Kasten-

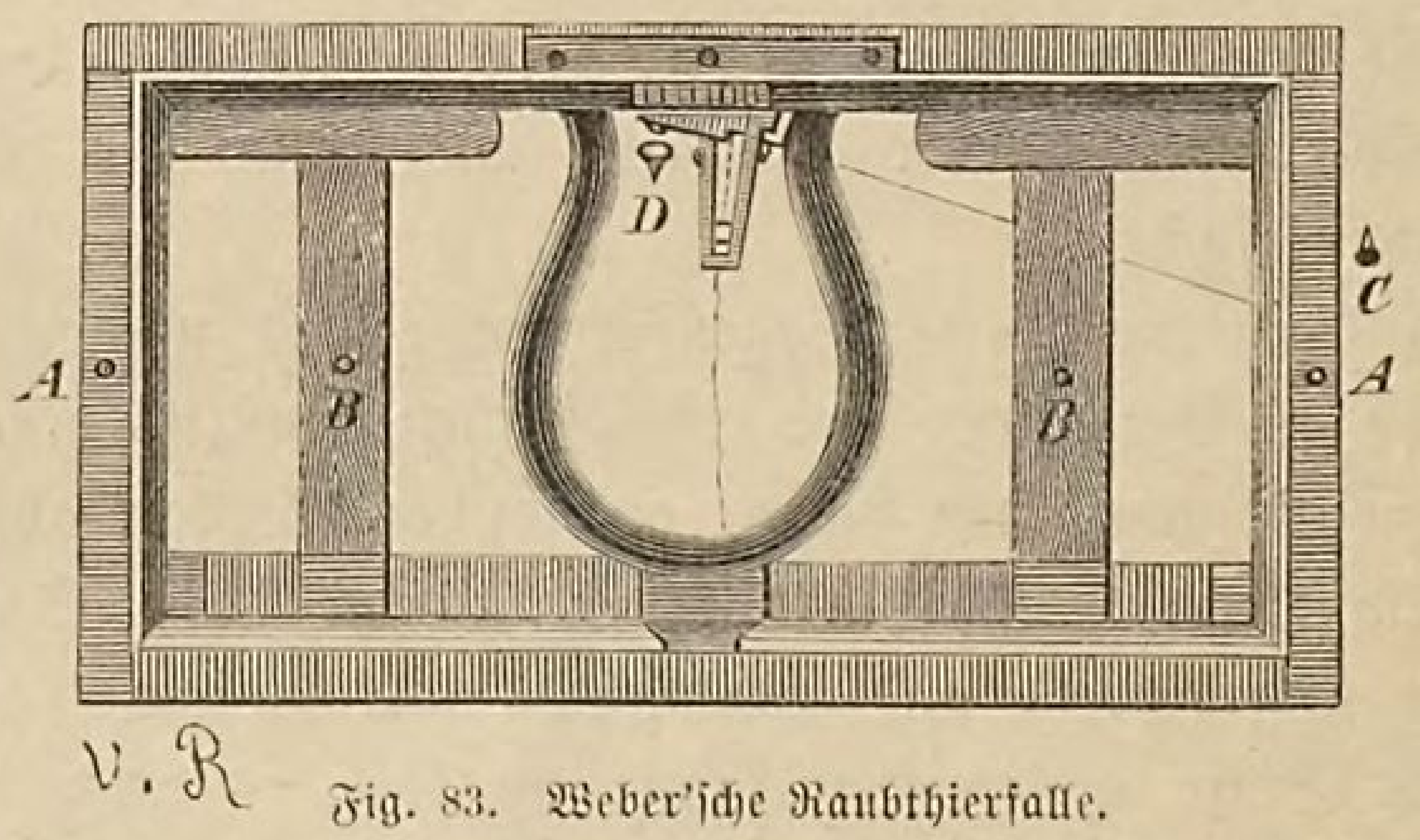


Fig. 83. Weber'sche Raubthierfalle.

wand bei A, die durch Einschiebung des Sicherheitsstiftes C den mit dem Schlosse in Verbindung stehenden Bindfaden straff anzieht und dadurch das Zuschlagen verhindert.

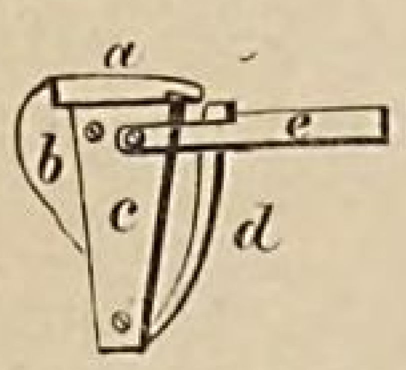


Fig. 84. Das fängisch gestellte Schloß.

Das aus Messing äußerst standhaft gearbeitete Schloß (Fig. 84) ist dem gewöhnlichen Schwanenhalsschlosse sehr ähnlich, jedoch weit vortheilhafter construirt und besteht aus 5 Theilen, a) der Schnellstange, b) dem Drücker, c) der Kapsel, d) der Stellzunge und e) dem Stellhaken.

Der Deckel der Falle besteht aus zwei Theilen, einem Stück Bret, das in der Mitte das Lager für den Köder (hier ein Ei) enthält, und einem äußern, der, auf den Wänden des Fangapparats aufsitzend, kleine mit Charnieren verbundene Bretchen enthält, die, wenn sie im aufgestellten Zustande niedergeschlagen sind, den Eindruck hervorrufen, als bestehe der Deckel aus Einem Stück.

Am Schlosse befindet sich ein Faden, der durch den Deckel geleitet und an dem Köder befestigt wird. Will nun ein Raubthier den Köder annehmen, so zieht es damit das Schloß auf und die Bügel schlagen,

die kleinen beweglichen Seitenbretchen des Deckels leicht emporrückend, zusammen und das Thier ist mit dem Vorderkörper gefangen (Fig. 85).

Will man ein Raubthier fangen, so stellt man zunächst nicht die wirkliche, sondern erst eine sogenannte blinde Falle auf; es ist dies ein aus Holz gearbeiteter Kasten. Wird der Köder vom Raubthier angenommen, dann vertauscht man die blinde Falle mit der wirklichen. Es ist dies von großem Werth, da man erstens trotz nur einer Falle auf vielen Punkten aufstellen kann, und zweitens die Falle möglichst wenig den Unbilden der Witterung ausgesetzt ist.

Beim Aufstellen ist natürlich die volle Verwitterung der Falle nöthig — dieselbe geschieht durch einen Anstrich von Lehmbrei oder

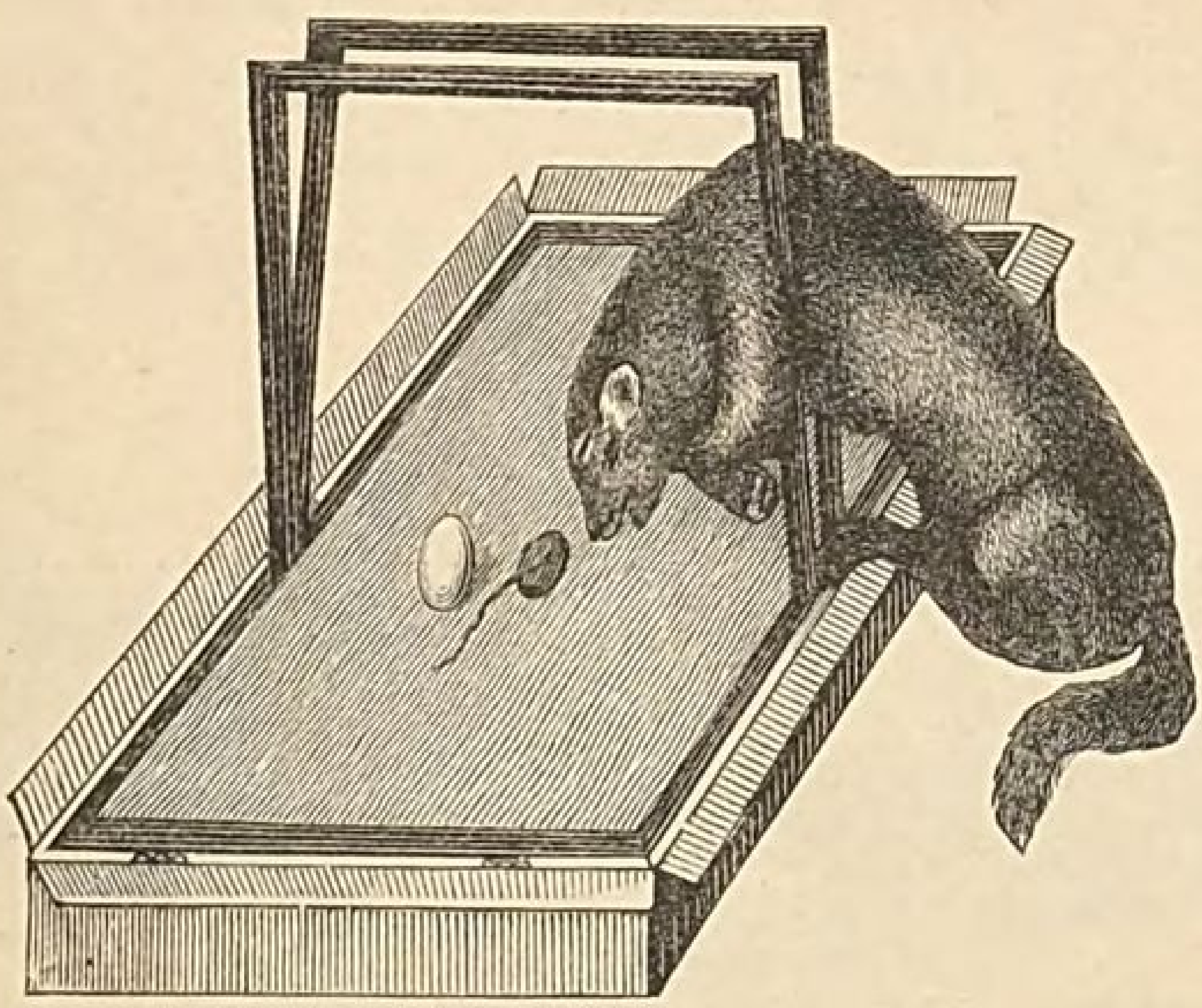


Fig. 85. Weber'sche Raubthierfalle.

Cement. Zur Ankirrung bedient man sich wie bei andern Fallen der verschiedenen Witterungen, und als Köder verwendet man nach der Individualität der verschiedenen Raubthiere verschiedene Fangbrocken, zum Beispiel kleine Vögel, Eier, Pflaumen u. s. w.

Diese in verschiedenen Größen construirte Falle eignet sich ganz besonders für den Fang unter Dach von Mardern, Iltissen, Wieseln u. s. w., wird aber auch beim Fuchs und andern Raubthieren mit Erfolg angewandt, weniger bei Fischottern.

Sie ist mehrfachen Veränderungen im Laufe der Zeit unterzogen worden, im wesentlichen jedoch dieselbe geblieben; ausführliche Auskunft ertheilt ihr Erfinder und Fabrikant, R. Weber in Hainau, Schlesien."

Der Fang im Schlagbaume oder in der Mordfalle ist bei dem Baummarder sehr sicher. Man kennt sie in verschiedener Weise; doch ist das Princip bei allen gleich. Hartig in seinem „Conversations-Lexikon für

Jäger", beschreibt sie folgendermaßen: „Man legt 3 oder 4 6 Zoll dicke, 4—6 Fuß lange Hölzer, woran die Rinde bleiben muß, a, auf die Erde und verbindet sie dicht mit hölzernen Nägeln oder untergenagelten Latten. An der einen Seite werden 2 starke Pfähle, b, auch mit der Rinde, fest in die Erde geschlagen und zwischen diese kommen 3 oder 4 $7^1/_4$ Fuß lange und 8 Zoll dicke, durch übergenagelte Latten miteinander verbundene Fallprügel c, die durch einen hölzernen Nagel d zwischen den Pfählen festgehalten werden, doch aber leicht beweglich sein müssen. Vorn dicht neben der Unterlage wird bei e ein $2^3/_4$ Fuß aus der Erde hervorstehender, 4 Zoll dicker, spitzer Pfahl senkrecht eingeschlagen und vorn an dem einen Fallprügel bei f wird ein

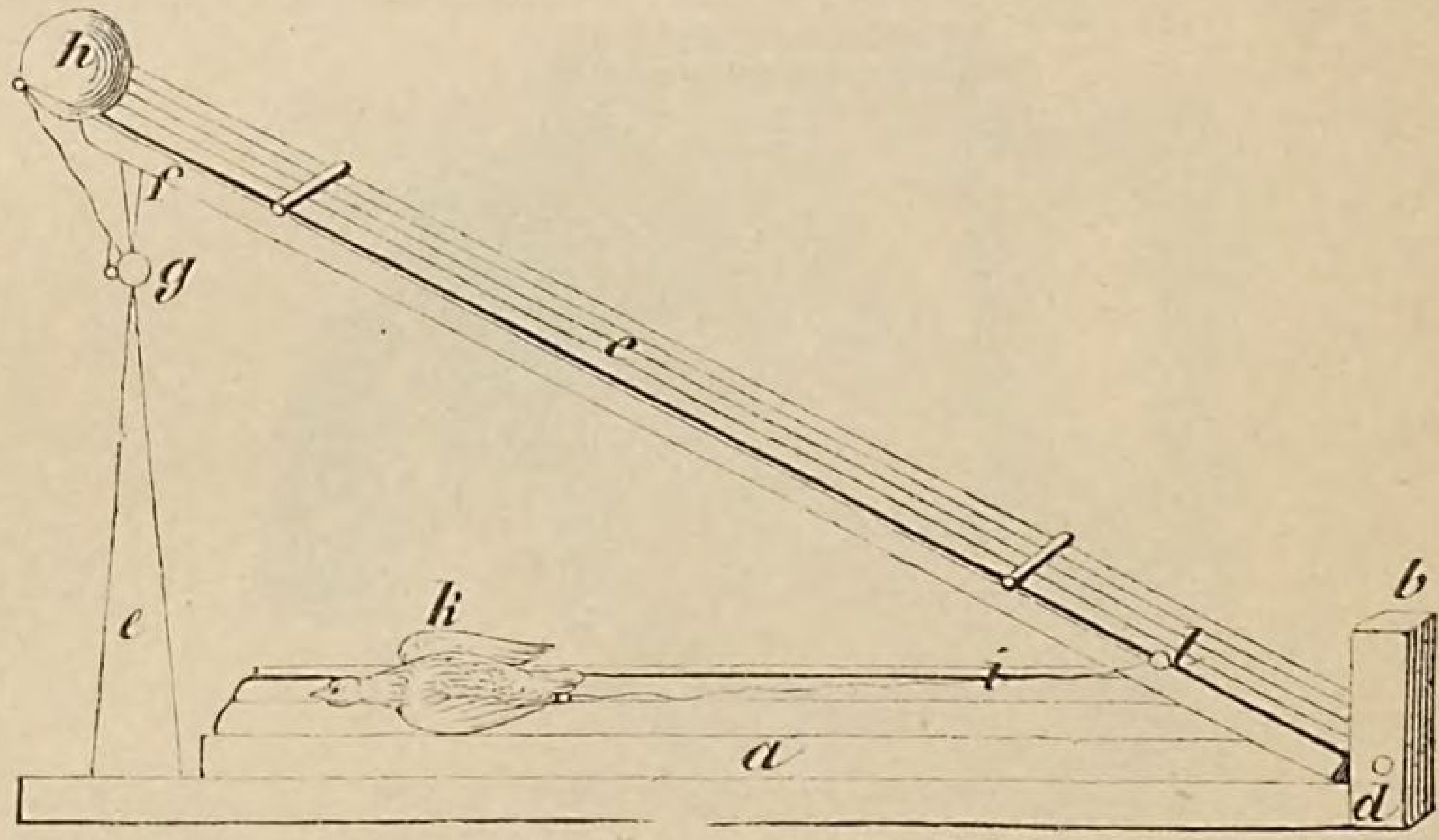


Fig. 86. Schlagbaum, fängisch gestellt.

6 Zoll langer, spitziger Stellhaken eingebohrt, sodaß, wenn die Fallprügel aufgehoben sind, die Spitze des Pfahls e und das Stellholz f genau aufeinander passen, der Stellhaken aber doch neben dem Pfahle herunterfallen kann. Zum Stellen selbst sind die beiden eisernen Kugeln g und h erforderlich. Stellt man fängisch, so hebt man den Fallprügel in die Höhe, bringt die kleine glatte Kugel g zwischen den Pfahl e und den Stellhaken f und legt die große Kugel h vorn auf die Fallprügel, sodaß sie durch den geringsten Ruck an den Stellfaden i, welcher auf der einen Seite mit dem Köder k in Verbindung steht, auf der andern bei l durch eine Rolle läuft, aus dem Gleichgewichte kommt und dann die Falle niederschlägt."

Die Stellung selbst ist zwar gewiß recht sicher, scheint uns jedoch etwas zu zusammengesetzt und ziehen wir die mit dem einfachen Stellholze vor. Man nimmt ein so starkes Stäbchen, daß es die Fallbäume

gut zu tragen vermag, und kerbt dieses, wie bei b gezeichnet ist, ein, bohrt bei a ein kleines Loch durch, woran der Stellbrocken befestigt wird. Der so zusammengesetzte, aus zwei Theilen bestehende Stab wird im Gleichgewichte unter die Fallhölzer gebracht und stürzt sofort zusammen, sowie das Thier den Köder berührt. Der Schlagbaum wird in einem Schneißengange, in Dickungen u. s. w. aufgestellt und zum Stellbrocken nimmt man einen in Butter gebratenen, mit Honig beschmierten Häring, ein gebratenes Eichhorn oder ein frisches Vögelchen. Zweckmäßig ist es, sowol nach dem Schlagbaume als auch nach dem Eisen ein Geschleppe, etwa von einem gebratenen Häring oder Hasengescheide, mit etwas Witterung bestrichen, zu machen.



Fig. 87.

Gebräuchlicher ist die sogenannte Mordfalle und zwar anwendbar für alle Raubthiere, die unter sie zu kriechen vermögen, den Köder wegzunehmen Lust und die Stellung umzuwerfen Kraft haben.

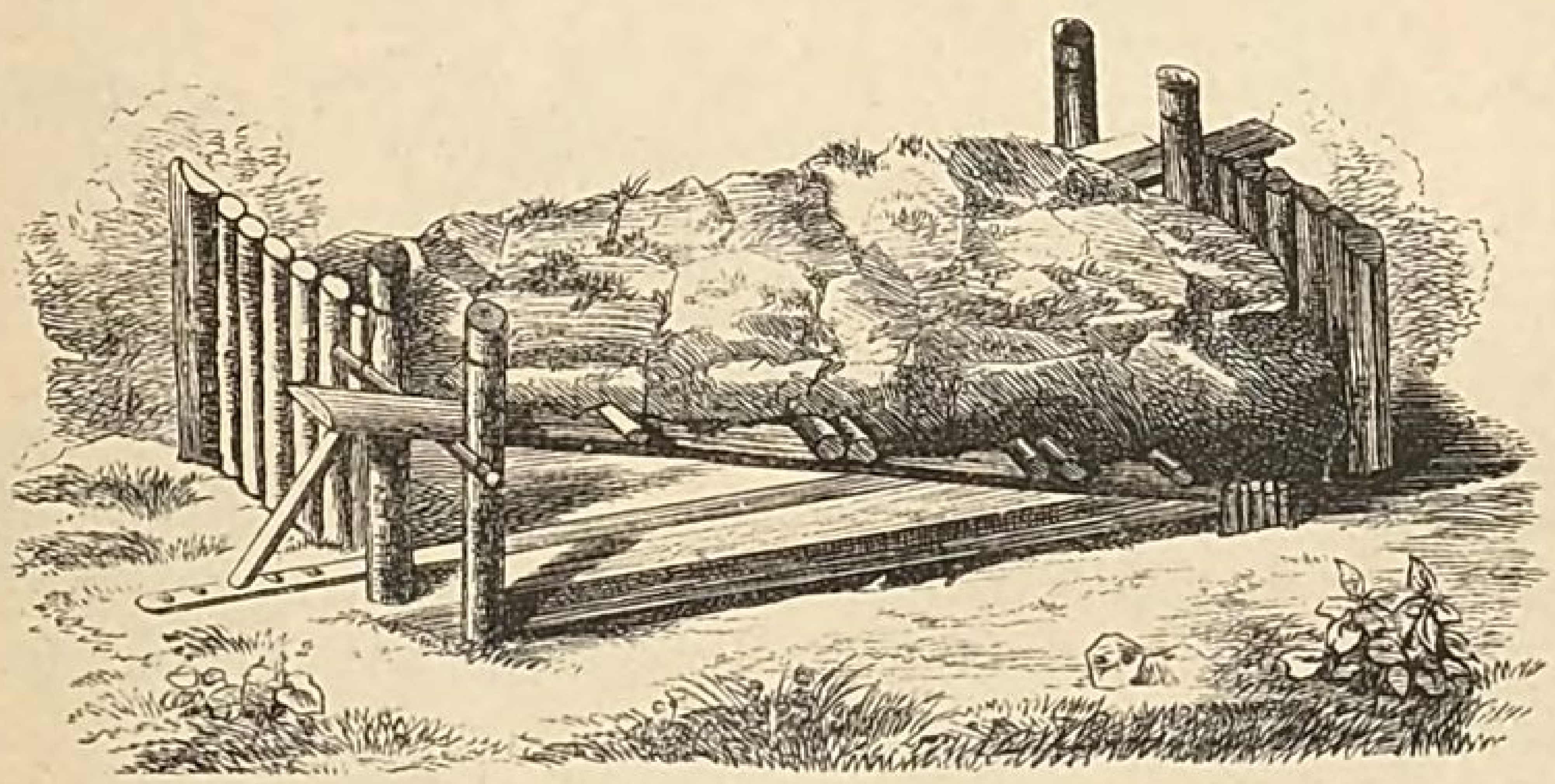


Fig. 88.

Ihre Beschreibung ersetzt die nebenstehende Abbildung; natürlich müssen diese Fallen an abgelegenen Orten stehen, da sie sonst leicht dem Schabernak Unberufener verfallen. — Köder wie bei der vorigen.

Sechzehnter Abschnitt.

Von den Iltissen.

Waidmännische Ausdrücke wie bei den Mardern.

$$\text{Zahnformel: } \frac{1 \cdot 1 \cdot 2}{1 \cdot 1 \cdot 2} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{6}{6} \cdot \frac{1}{1} \cdot \frac{2 \cdot 1 \cdot 1}{2 \cdot 1 \cdot 1} = 34 \text{ Zähne.}$$

Der gemeine Iltis, Foetorius Putorius *Linné.*

Naturgeschichte.

Der Iltis (Mustela Putorius Linn.), auch Ratz, Ulk, Binsing, Stinkthier, Iltniß, Eltis, Ilb, Elske, Ellthier, Teufelskind, Iltismarder, Iltiswiesel genannt, hat sowol in seiner Lebensweise wie in seiner Gestalt viel Aehnliches mit dem Hausmarder.

Dieses Raubthier, welches sich nicht so weit nach Norden erstreckt wie der Marder, ist in seinen Sitten und in seiner Bildung dem Marder ähnlich, nur kleiner, hat einen proportionirtern Kopf mit einer spitzigern Schnauze, eine kürzere Ruthe, dünnere, dunkelkastanienbraune Oberhaare über gelblichem Wollhaar und an den Branten oberseits dünn, unterhalb dicht behaarte Bindehäute, welche bis zur Basis der Zehenballen reichen.

Seine Länge beträgt bis zur Ruthe 48,5 cm, die Ruthe 11,5 cm, Schädel 6,8 cm, Höhe 13 cm. Der Kopf hat fast die Gestalt des Fuchskopfes, und die Breite desselben zwischen den Lauschern bildet mit der Schnauzenspitze ein regelmäßiges, gleichseitiges Dreieck. Die schwärzliche und trockene Nase ist vom Fuchs, sowie sein Gesicht ganz das listige Ansehen desselben hat. Der Fang hat äußerlich einen schwarzbraunen Katzenbart und innerlich ein scharfes Hundsgebiß. In der obern Kinnlade befinden sich rund- und kurzzugespitzte Vorderzähne, von welchen

der vordere auf jeder Seite der größte ist, dann folgt ein großer gekrümmter und abgestumpfter Eckzahn, und zuletzt vier Backenzähne, davon der vordere kaum merklich und einzackig, der zweite größer und einzackig, der dritte, der größte, breit und zweizackig, der vierte, ein gereifter wahrer Backenzahn ist. In der untern Kinnlade findet man sechs stumpfe vorwärts liegende Vorderzähne, einen kürzern und krümmern Eckzahn als oben, und fünf Backenzähne, wovon der vordere sehr klein und stumpf,



Fig. 89. Iltis.

die zwei folgenden dreieckig und einspitzig, der vierte zweispitzig, mit einem stumpfen Ansatze, und der fünfte sehr klein und rund ist. Zusammen 34; also 2 Zähne weniger als der Steinmarder. Die Zunge ist lang, mit hinterwärts gekehrten Warzen. Die Seher sind groß, hervorstehend, dunkelbraun und scharfsehend, und die Lauscher kurz, breit und abgerundet. Der Hals ist stark und lang, der Rücken breit und etwas eingedrückt. Er hat kurze Läufe, die mit scharfen, weißen Nägeln bewaffnet sind. Die Ruthe ist dick behaart, buschig und gerade ausgestreckt.

Der ganze Leib ist mit einem feinen Pelz von doppelten Haaren überzogen. Die kurzen Haare sind dicht, wollig und weiß oder lichtgelb, und die einzelnen längern an der Wurzel graulich und an der Spitze aus dem Kaffeebraunen ins glänzend Schwarze auslaufend.

Von weitem scheint der Iltis also im Winter auf dem Rücken schwarz zu sein, im Sommer aber, wenn die längern Haare abgestoßen sind und ausfallen und der gelbliche Grund mehr vorschimmert, einen gefleckten Balg zu haben. Sonst sind, die Theile einzeln betrachtet, der Fang, das Kinn und der Rand der Lauscher weiß oder weißgelb, und über den Lichtern bis zu den Lauschern läuft, der Breite nach, bis zum Backen herab, ein weißer Streif. Der übrige Kopf hat bis zum Schenkel borstenartige Haare und ist rothgrau. Am Oberhalse scheinen die gelblichen Wollhaare mehr durch als auf dem Rücken, wo die schwarzbraunen Oberhaare nach der Ruthe zu immer dichter stehen. Der Unterhals, die Brust, die Ruthe sind ganz schwarz, und unter dem Bauche läuft ein bräunlicher, undeutlicher Streif nach dem After hin. Unter der Ruthe hat das Thier zwei Drüschen, welche eine Feuchtigkeit enthalten, die einen ekelsüßen Honiggeruch verbreitet.

Das Weibchen ist dem Männchen völlig gleich, ausgenommen, daß der Fang und die Lauscher ganz weiß sind, und es am Bauche vier Säugewarzen hat.

Der Iltis erreicht ein Alter von etwa 10 Jahren.

Die Männchen beißen sich heftig um ein Weibchen, und lassen dann fortdauernd ihre knurrende Stimme hören. Das Weibchen trägt 9 Wochen und bringt 6—7 Junge zur Welt, die blind geboren werden, gemeinhin in alten Holz- und Reisighaufen, wo es sich von Stroh, Heu oder Moos ein Lager bereitet. Es säugt die Jungen nicht viel über die Zeit, als sie blind liegen, etwa 12—14 Tage. Es beschützt die letztern mit vieler Treue, ist dann äußerst kühn und grimmig, kommt bei dem mindesten Geräusch, oder wenn man sich seinem Lager nähert, hervor und vertheidigt die Jungen, ohne Rücksicht auf eigene Gefahr, mit Wuth, trägt sie auch, wenn es sich an einem Orte nicht sicher glaubt, weit von dort weg.

Der Iltis hält sich theils in Wäldern und Feldern, theils aber auch in Gebäuden auf. In Wäldern wohnt er gemeinhin in hohlen Bäumen oder unter zusammengefallenen Holzhaufen, ingleichen auch unter alten Baumstöcken, oder auch in selbstgegrabenen Löchern. In den Feldern wählt er zu seiner Herberge gern dicke Hecken und Dornbüsche, auch Kaninchenbaue und Hamsterlöcher, sucht auch die Dämme an den Flüssen zu seinem Aufenthalte und gräbt sich dort an den Ufern Höhlen,

in denen er sich verbirgt. Wenn er sich in Gebäude einquartiert, was gewöhnlich des Winters geschieht, so wohnt er am liebsten in alten Schuppen hinter Stangen und Polterkram, in Scheunen, Holzstößen u. s. w. Zuweilen gräbt er sich in Ställe, auch Keller ein, und wirft dort, wie der Hamster, große Erdhaufen auf. Er ist übrigens in den gemäßigten Ländern zu Hause und wird weder in den weit nach Norden gelegenen Strichen noch in den eigentlichen Südländern angetroffen. In Europa, wo er sich weniger als der Marder verbreitet hat, scheint das südliche Schweden sein äußerster Wohnplatz zu sein. In Deutschland, Polen, auch in Livland wird er häufig vorgefunden.

Der Iltis lebt wie der Marder vom Raube und von der Jagd. Er ist ebenso kühn und gefräßig wie jener. Am Tage schläft er viel und geht blos des Nachts auf den Raub aus. Er schwärmt dann in Feldern und Wäldern umher, sucht im Winter, wenn er nichts Besseres vorfindet, Ratten, Maulwürfe und Feldmäuse zu erhaschen, wogegen er im Frühjahre und Sommer die Nester der auf der Erde brütenden Vögel, als der Lerchen, wilden Enten, Wachteln, Rebhühner, Fasanen u. s. w. aufsucht, in die Hühner- und Taubenhäuser schleicht und dort große Verwüstungen anrichtet. Wenn eine Oeffnung oder Ritze in einer Thür so groß ist, daß er mit dem Kopfe durchkommen kann, so darf man sicher sein, daß er den ganzen Körper durchpreßt. Den Hühnern und Tauben beißt er gewöhnlich mit unglaublicher Schnelligkeit nacheinander die Köpfe ab, und begnügt sich oft, wenn er nicht Zeit hat, seinen Raub fortzuschleppen, blos mit diesen.[1] Den Kaninchen ist er äußerst gefährlich. Er bekriegt diese in ihrer unterirdischen Wohnung und nimmt dann gewöhnlich von dieser Besitz. Er stellt selbst dem äußerst bissigen Hamster nach, der fast immer im Kampfe mit ihm unterliegt. Goeze erzählt in seiner „Europäischen Fauna“, daß in dem fruchtbaren Hamsterjahre 1785, wo in den an dem Wohnorte des Verfassers nahegelegenen Feldfluren 10,000 Hamster getödtet wurden, fast alle Iltisse aus den Städten und Dörfern in die Felder gezogen waren, und daß beim Ausgraben der Hamster anstatt dieser gar oft Iltisse aus den Löchern gekommen sind, die eben daher den Ackerleuten bei Vertilgung der Hamster gute Dienste gethan haben.

Kein Thier weiß die Eier so gut und rein auszuleeren als der Iltis. Man findet zuweilen ganze Nester von ausgeleerten Eiern, an denen man äußerlich keine Spur von Verletzung bemerkt, bis man sie gegen das Licht hält. Es zeigt sich dann ein feines, fast unmerkliches

---

[1] Wie der Marder würgt er aber nicht, sondern sucht seine Beute fortzuschleppen. (v. R.)

Löchelchen, das der Iltis mit einem seiner Zähne macht, der so spitz wie eine geschliffene Nähnadel ist. Er bohrt mit diesem das Ei an, ohne es zu zerbrechen, legt dann Zunge und Lippen an und saugt so lange, bis das Ei völlig leer ist. Auch der Honig gehört zu seinen Leckerbissen. Wenn er in ein Bienenhaus geräth, so plündert er die Stöcke rein aus und vertilgt nebenher die Bienen. Im Winter stellt er auch den Fischen über und unter dem Eise nach und ist besonders den Forellenteichen gefährlich. Er verschmäht aber endlich im Nothfalle auch Gartenschnecken, Käfer und Heuschrecken nicht.

Er ist äußerst scheu, hat ein scharfes Gesicht und überaus feine Geruchsnerven, ist dabei sehr behend, hat einen springenden Gang und ist im wachenden Zustande immer in Bewegung.

Sein Balg gibt zwar ein gutes Pelzwerk ab, besonders wenn er vier Wochen vor oder nach Weihnachten gefangen oder geschossen wird. Die Haare tragen sich nicht so leicht ab, wie die am Marder- und Fuchsbalge. Auch ist das Leder dicker und fester. Nur hat der Iltisbalg das Unangenehme, daß er den ihm eigenen übeln Geruch sehr lange behält, vorzüglich dann, wenn das Thier in der Begattungszeit, oder auch, wenn es zornig ist, erlegt wird. Trotzdem wird der Balg zu feinem Pelzwerk verarbeitet, das lange Haar zu Malerpinseln.

Das Fleisch ist ungenießbar und wird sogar von den Hunden verschmäht.

Der gezähmte Iltis soll gleich dem Frettchen zur Kaninchenjagd zu gebrauchen sein.

Jagd und Fang.

Der Iltis wird theils geschossen, theils in Tellereisen, hölzernen Fallen, auch Schlagbäumen und Drahtschleifen gefangen.

Die Spur des Iltis ist der Marderspur etwas ähnlich, unterscheidet sich jedoch von dieser vorzüglich dadurch, daß der erstere seine Tritte weiter und gerader hintereinander setzt als der letztere, auch nicht so weite Sprünge wie dieser macht, und daß der Iltis sich in der Spur nicht immer gleichbleibt, wie aus Fig. 90 a und b zu ersehen ist, wo die Spur a fast die Figur einer Hasenfährte hat. Auch zeichnen sich seine Klauen, da sie nicht so wollig wie die des Marders sind, ungleich schärfer und deutlicher im Spurschnee. Da der Iltis bei seinen nächtlichen Streifereien viele Hin- und Hergänge macht, so muß man beim Nachspüren hierauf sehr aufmerksam sein und überall, wo man mehrere Hin- und Hergänge auf einer Stelle antrifft, solche genau zählen.

Findet man zum Beispiel, daß der Iltis zwei- oder viermal hin-, und drei- oder fünfmal zurückgegangen ist, so muß man dem ungeraden dritten oder fünften Gange folgen, bei einer geraden Zahl von Gängen aber, wie bei dem Marder, genau nachsehen, mit welchem Gange er die andern zugetreten oder bestrichen hat, und dann dem letztern Gange folgen, bis man ihn ausmacht und zu seinem Aufenthalte gelangt, aus dem er dann, wenn er den Jäger nahe kommen läßt, herausgetrieben und geschossen werden kann.

Die Tellereisen werden da, wo er seine Gänge nimmt, auf dieselbe Art wie auf den Marder gelegt. Wenn das Eisen nur einigermaßen

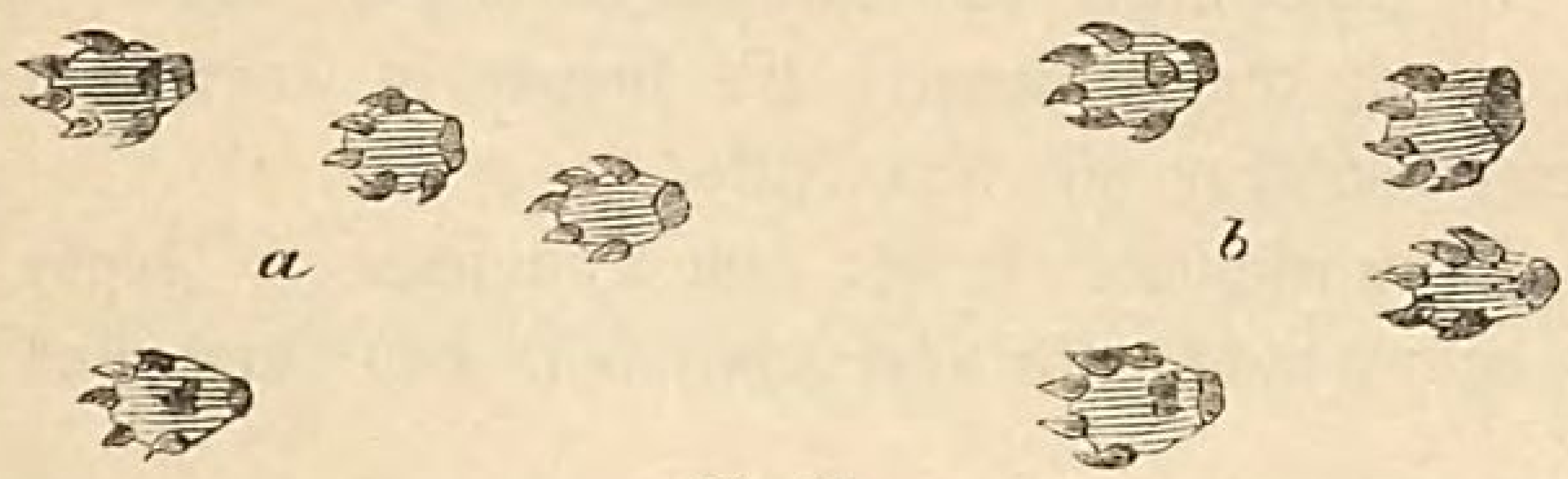


Fig. 90.

gut verwittert ist und ein Vogel, Ei, ein gebratenes Fischchen, oder auch ein Stück Fleisch auf die Scheibe gebunden wird, so fängt er sich leicht.

Als Iltiswitterung kann besonders empfohlen werden:

2 Fingerhüte voll gestoßener Kamillen.
2 Fingerhüte voll klein geriebenem Marum verum.
1/2 Bohne groß Bibergeil.
1/2 Eßlöffel voll Fischthran.
4 Loth reines Gänsefett.

Die ganze Masse bis zum Gelbwerden gebraten und dann 10 Tropfen weißen Terpentin zugemischt.

Auch die beim Marder angegebenen Witterungen sind beim Iltis zu gebrauchen.

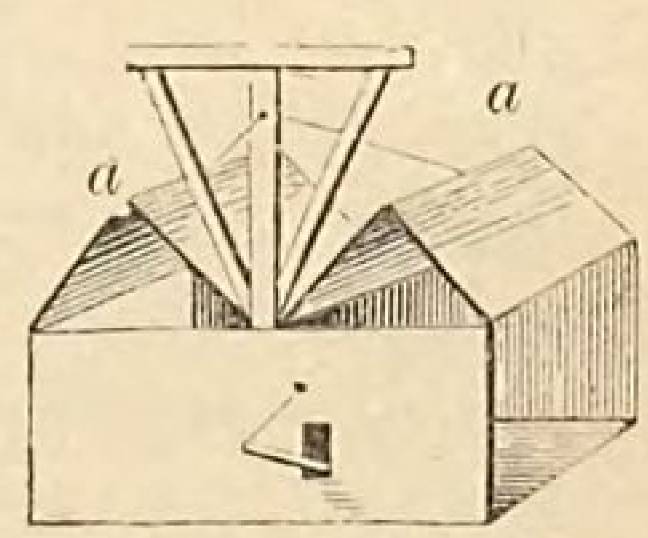


Fig. 91. Iltisfalle.

Die Iltisfallen werden von Bretern gemacht und sind ganz genau wie die großen Rattenfallen gestaltet. An beiden Seiten nämlich Fallthüren und in der Mitte ein Stellbret, auf dem, und zwar auf der Zunge des Brets, ein Vogel oder ein Ei angebunden wird. Sobald er das Stellbret betritt, schlagen die Fallthüren Fig. 91 a a zu[1]. Diese Fallen sind vorzüglich da zu em-

[1] Man hat sie auch noch von einer andern Einrichtung. Es wird nämlich, wenn zwei Fallthüren sind, in der Mitte, und wenn nur eine ist, an der entgegenstehenden Seite ein kleines, von beiden

pfehlen, wo man sie in die Zäune, z. B. einer Fasanerie, anbringen kann, und in denselben werden auch Marder gefangen; sonst stellt man sie auf ihre Wechsel.

Uebrigens kann man auch die Schlagbaumfalle beim Iltis anwenden.

Der gefleckte oder Tigeriltis, Foetorius Sarmaticus *K. et Bl.*, ist in Gestalt und Lebensweise dem vorigen fast gleich, gelblich gefleckt und kommt im östlichen Europa vor.

Das Frettchen, Foetorius Furo (Mustela Furo *Linné*), ist nichts weiter als ein Kakerlaken- oder Albino-Iltis und daher schwächer wie der gemeine, doch etwas länger. Es kommt in Europa nirgends wild vor und ranzt fruchtbar mit dem Iltis.

Seine Naturgeschichte ist bei dem Kaninchen (s. Jagd) ausführlich beschrieben; da es nicht wild vorkommt, kann von Jagd und Fang keine Rede sein.

Seiten mit einem Drahtgitter und oben mit einem Schieber versehenes Behältniß, vor dem Drahtgitter aber das Stellbret angebracht. In das Behältniß setzt man von oben ein lebendiges Huhn und schiebt den Schieber zu. Sobald der Iltis von dem Piepen des Huhns angelockt durch die Fallthür eingeht und das Stellbret betritt, so ist er gefangen.

Siebzehnter Abschnitt.

Von den Wieseln.

Waidmännische Ausdrücke wie vorher, ebenso das Gebiß.

Die Beschreibung des großen Wiesels in Jester's Handbuch war so gänzlich veraltet, daß ich (v. R.) die aus meinem „Waidwerk" folgen lasse.

„Während die Iltisse am Bauche dunkel sind, haben die Wiesel dort ganz helle, resp. weiße Färbung."

I. Das große Wiesel oder Hermelin, Foetorius Erminea *K. et Bl.* (Mustela Erminea *Linné*).

Naturgeschichte.

„Gesammtlänge 32 cm, wovon 6 cm auf die Ruthe zu rechnen sind. Der kurze fast eirunde Kopf endet in einer zugespitzten Schnauze mit abschüssigem Nasenrücken. Die funkelnden Seher liegen mitten zwischen den Lauschern und der Nasenspitze; der Rumpf des schlanken Körpers ist nicht dicker als der Kopf, weshalb er durch jede Oeffnung gezwängt werden kann, welche den erstern durchließ. Von den kurzen Läufen reichen die vordern bis zur Spitze der Unterlippen, die hintern nicht ganz bis zur Ruthenspitze. An sämmtlichen Läufen ist die fünfte Zehe die kürzeste, die dritte und vierte sind die längsten, doch unter sich kaum merklich verschieden; der Daumen der Vorderläufe kleiner als die zweite Zehe, der der Hinterläufe ebenso groß als diese. Zwischen den Zehen haarige Bindehäute, welche bis zum vordersten Gliede reichen. Die Fußsohlen sind dicht, fast filzig behaart und unter jeder Zehenspitze und an der Vereinigung von je zwei Zehen bemerkt man kleine, nackte,

warzige Ballen; oben und an den Seiten sind die Zehen mit langen, gekrümmten Haaren besetzt, welche über die Krallen hinausragen. Die kürzesten Haare stehen an der Schnauzenspitze, denen folgen die an Kopf und Läufen, dann die des Vorderkörpers und der Unterseite, diesen die der Oberseite und mit den längsten ist die Ruthe bekleidet, über deren Ende sie 6,5 cm hinausreichen.

Im Sommer ist die ganze Oberseite und die Hälfte der Ruthe braunroth mit etwas röthlicherm Unterhaar, im Winter gänzlich weiß, aber die Bartborsten und die untere oder Endhälfte der Ruthe stets schwarz. Schnauze schwärzlich, Kanten der Lauscher weißlich. Der Farbenwechsel erfolgt gleichzeitig mit der Härung, sodaß im Frühjahr und Vorsommer scheckige Hermeline vorkommen, bei denen das neue rothbraune Haar zwischen dem alten weißen hervordringt; rothe Hermeline



Fig. 92. Hermelin (Winterkleid).

sind im Winter höchst selten, von namhaften Forschern wird ihr Vorkommen überhaupt bestritten oder es sind vielleicht kranke Individuen, denen die Kraft zum Haarwechsel mangelt.

Es gibt nur Eine Art Hermelin; denn die asiatischen sind mit den unserigen gleichartig; die dichtern und schönern Pelze der erstern sind lediglich Folge des Klimas, da alle nordischen Thiere einen dichtern Haar- oder Federpelz haben als südlicher wohnende. Der gekrönten Häuptern vindicirte Hermelinpelz stammt von sibirischen Exemplaren.

Das Hermelin ist außerordentlich verbreitet, von den Pyrenäen durch ganz Europa ostwärts bis an die Ostküste Sibiriens, vom Eismeere bis zu den Apenninen kommt es überall mehr oder weniger häufig vor und in verticaler Richtung ist es noch in einer Höhe vom 2700 m, also an der Grenze des ewigen Schnees und Eises gesehen worden. Die in Nordamerika vorkommenden, welche die ähnliche Längen- und Höhenverbreitung haben, werden von einigen, wie Prinz Max von Wied, als den unserigen gleichartig angesehen; von andern, wie Bonaparte, in besonderer Species abgetrennt."

Die Ranzzeit fällt in den März. Man findet fast immer ein Männchen und ein Weibchen zusammen. Es läßt sich daraus vermuthen, daß das große Wiesel gegen die sonstige Gewohnheit der Raubthiere in der Monogamie lebt.

Das Weibchen trägt beinahe fünf Wochen, bereitet sich entweder in einem hohlen Baume oder unter einem Steinhaufen, auch wol in einer Maulwurfswohnung ein Lager von Moos, Federn und Wolle und bringt 3—6 Junge zur Welt, die blind geboren werden. Wenn die Mutter sich an einem Orte nicht sicher glaubt, trägt sie sie fort und verläßt sie selten unter vier Monaten. Sie lehrt sie zeitig junge Mäuse oder andere kleine Thiere fangen, mit welchen die Jungen oft lange spielen, ehe sie dieselben tödten. Wenn ein Nest mit jungen Wieseln zerstört wird, findet man daher häufig lebendige junge Mäuse in ihrer Gesellschaft.

Das große Wiesel hält sich meist immer in Wäldern und Feldern, selten in Gebäuden auf. Doch besuchen sie letztere zuweilen im Winter, und finden sich dann in Scheunen und Kellern ein. Sie lieben vorzüglich die Birkenwälder und man trifft sie gemeinhin an solchen Orten, wo Flüsse oder Bäche durch das Holz laufen, und wo Wiesen oder leere Heiden in der Nähe sind. An den Bächen nehmen sie ihre Wohnung in trockenen Ufern, unter den Baumwurzeln, in hohlen Bäumen, in Fels- und Erdklüften, auf den Wiesen und Heiden aber in Maulwurfslöchern. In Feldern wohnen sie ebenfalls gern an den Ufern der Flüsse, auch wol in Dorngebüschen und andern Ackerverhegungen. Wenn sie von den Maulwurfslöchern Besitz nehmen, so vertreiben sie die Wirthe zuvor aus solchen, und erweitern sie dann nach ihrer Bequemlichkeit. Man findet dann gemeinhin vier Eingänge, die zu einem in der Mitte gelegenen, mit Moos und Gras ausgefütterten Lager führen. Dieses Thier ist übrigens beinahe in allen Ländern zu Hause. Obgleich der Norden seine eigentliche Heimat zu sein scheint, so findet man es doch selbst in dem heißen Afrika wie in Asien.

Es ist ein sehr räuberisches Thier, stört die Vogelnester aus, verzehrt die Eier, frißt die Jungen, beschleicht die Alten im Schlaf und stellt vorzüglich den Auer-, Birk-, Hasel- und Rebhühnern, ingleichen den Wachteln und Lerchen nach. Da es auf die Bäume klettert und gleich dem Marder von einem Baume zum andern springen kann, so sind selbst die dort brütenden Vögel vor ihm nicht sicher. Es fängt außerdem Ratten, Mäuse und Maulwürfe, ist selbst den Hasen und Kaninchen gefährlich und soll diese, ja selbst junge Rehe überfallen, den letztern unvermuthet auf den Hals springen und sich im Genicke einbeißen, und wenn sie dann wüthend davonlaufen, so lange sitzen bleiben, bis sie

stürzen. Das Thier durchfrißt ihnen die Halsflechsen und tödtet sie auf diese Art.[1] An stillen, einsamen Orten gehen sie sowol bei Tage als des Nachts auf den Raub aus, an unsichern aber vorzüglich in der Morgen- und Abenddämmerung, bei Mondschein die ganze Nacht hindurch.

Das Wiesel ist ein äußerst gewandtes, munteres, flinkes, muthiges und mordsüchtiges Thier. Im Klettern ist es so geschickt wie das Eichhorn und kann sogar an einer geraden Wand in die Höhe laufen. Es schwimmt mit einer großen Leichtigkeit, pfeift fast wie eine Spitzmaus, hat übrigens nur ein schwaches, kurzes Leben und bringt sein Alter selten über sechs Jahre hinaus. Die wilden und zahmen Katzen stellen diesem Thiere gern nach.[2] Der Balg des rothbraunen Wiesels wird nicht sehr geachtet und kaum zu Unterfutter benutzt, wogegen der Balg des weißen Wiesels, unter dem Namen Hermelin bekannt, für ein kostbares Pelzwerk gehalten und sehr theuer bezahlt wird. Die Umfärbung des Winterpelzes in das Sommerkleid erfolgt in etwa 4—6 Wochen durch Haarwechsel. Die besten Hermelinfelle kommen aus Rußland, Sibirien, Norwegen und Lappland.[3] Sie werden zu Unterfutter, Müffen, Aufschlägen u. s. w. verarbeitet. Am kostbarsten sind die aus bloßen Hermelinschwänzen zusammengesetzten Pelze. Sie bleiben indessen nicht lange weiß, sondern verschießen mit der Zeit ins Gelbliche. Die Landleute in Deutschland bringen, wenn sie ein weißes Wiesel fangen, den Kürschnern selten das Fell zum Verkauf, sondern heben solches vielmehr als ein Arzneimittel gegen die Geschwulst an den Eutern der Kühe und gegen das Schwinden der Glieder auf. Sie verbrennen auch den Körper in einem neuen Topfe zu Pulver und geben dieses den Pferden ein.

II. **Das kleine Wiesel oder Heermännchen**, Mustela vulgaris *Linné*, Foetorius vulgaris *K. et Bl.*

Naturgeschichte.

Nur in der Färbung und der Größe von dem Vorigen verschieden, sonst in Gestalt u. s. w. ganz gleich. Oben röthlichbraun, unten weiß,

---

[1] Ein Förster auf dem Thüringerwalde hat einen solchen Auftritt mit einem jungen Rehe selbst gesehen.

[2] Was die zahmen Katzen betrifft, so müssen es schon recht streitbare sein, wenn sie sich mit diesen Erzbeißern einlassen sollen; viele thun es gewiß nicht, oder doch nur einmal! (v. R.)

[3] Hierzulande wird das große Wiesel höchst selten vorgefunden. Ich selbst habe, ungeachtet ich die hiesige Provinz so ziemlich durchkreuzt habe, nur ein einziges mal, bei Gelegenheit einer Hühnerjagd, ein weißes Wiesel angetroffen. Es war aber sehr scheu, daß ich seiner nicht habhaft werden konnte. (J.)

die Ruthe wie der Rücken gefärbt. Länge 17,5 cm, Ruthe 4,5 cm. Ebenso schnell, munter, mordsüchtig und muthig als das große Wiesel, lebt es im Sommer auf dem Felde in Maulwurfslöchern u. dgl., im Winter oft auch in Ställen und Scheunen. Es wagt sich an alle warmblütigen Thiere, die es überwältigen kann, selbst an den Hamster, oft zu seinem eigenen Nachtheil, vertilgt eine große Menge von Mäusen, Ratten, Maulwürfen, überwältigt selbst die grimmige Wanderratte, tödtet Hühner und Tauben, schlürft Eier aus und mordet aus bloßer Mordgier, selbst wenn der Hunger es gar nicht dazu zwingt. Dabei klettert es ziemlich geschickt, sodaß die Vögel in den Gebüschen und Hecken durchaus nicht sicher sind. Es bekommt meist fünf blinde Junge, zuweilen zweimal im Jahre.


Fig. 93. Das kleine Wiesel. (Sommerkleid.)

Der Nutzen, welchen es durch die Vertilgung der Ratten und Mäuse gewährt, überwiegt den Schaden, welchen es anrichtet, bei weitem, weshalb es eigentlich nicht verfolgt werden sollte.


Fig. 94. Das kleine Wiesel. (Winterkleid.)

Jagd.

Die Spur des großen Wiesels ist von der des kleinen nicht allein in der Größe verschieden. a ist die Spur des großen, b die von der erstern

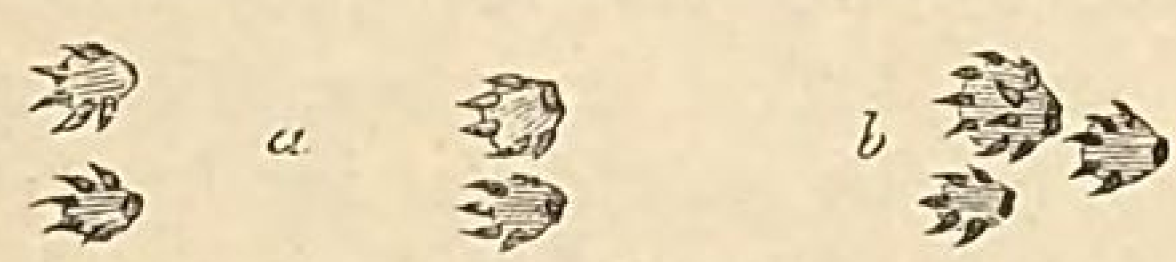


Fig. 95. Spur des großen und kleinen Wiesels.

sehr merklich abweichende Spur des kleinen Wiesels. Man spürt ihnen entweder zur Winterszeit, um sie mit der Flinte zu erlegen, nach, oder legt ihnen Tellereisen und fängt sie in hölzernen Fallen, deren Einrichtung vorhin beschrieben ist. Mit Obst in Honig gekocht, ingleichen mit einem Ei kann man sie sehr leicht auf das Tellereisen wie in die Falle locken. Ich füge noch die Mittheilung von A. Pieper über den Fang der Wiesel bei:

„Man fängt die Wiesel am besten in kleinen Tellereisen, die man mit einigen Tropfen Anisöl, Bisam oder Moschus tüchtig abreibt, und

mit einem kleinen Vogel, einem Ei, mit Honig, einer trockenen oder gekochten Pflaumeködert. Man kann dieselben auch in Kastenfallen oder Rattenfallen lebend fangen, jedoch sind hölzerne Fallen im allgemeinen zu verwerfen, aus dem einfachen Grunde, weil sie schwer wieder gut zu verwittern sind, denn sobald das erste Thier sich in einer solchen Falle fängt, durchdringt der in allen Ecken vor Angst herumgespritzte Urin das ganze Holz und ist dieser Geruch nicht leicht wieder zu entfernen. Als Fangbrocken benutzt man ferner ein Stückchen Wabenhonig, das man auf den Teller bindet. Lebende Mäuse zieht das Wiesel jedoch allem andern vor; man verwendet solche zum Fang, indem man sie in einen kleinen Drahtkäfig steckt und diesen in oder auf der Wieselfalle anbringt. Um die Mäuse am Leben zu erhalten, worauf es hauptsächtlich ankommt, müssen dieselben gefüttert werden.

In der Nähe der Kaninchenbaue, wo man Wiesel spürt, ködert man dieselben mit Kaninchengescheide, dem Kopf, den Augen u. s. w.

Auf dieselbe Weise kann man auch in Revieren, wo viel von Wilddieben frettirt wird, die Frettchen unschädlich machen, indem man an geeigneter, nicht gleich sichtbarer Stelle, unter hohlen Sandufern u. s. w. Eisen mit Kaninchenaugen legt, welche die Frettchen leidenschaftlich gern fressen. Sehr empfehlenswerth sind für diese Art Fang die Drahtfederfallen.[1]

Von einem guten Jäger erhielt ich vor kurzem die folgende Mittheilung. Zur Ausrottung des Raubzeugs stellte er nicht allein im Winter, sondern gerade im Frühjahr und Herbst seine Fallen und versicherte mich der besten Erfolge. Trotz der Versicherung seines Försters, eines vortrefflichen Raubthierfängers, daß fast gar kein Raubzeug, namentlich keine Wiesel und Iltisse, im Revier vorhanden seien, legte Herr v. Gr. H. in kleinen schmalen Feldhölzern schmale Fußsteige an und versah dieselben mit Eisen. Während vor Anlage dieser Steige auf dem circa 5000 Morgen großen Reviere nur wenige Wiesel und Iltisse erlegt, resp. gefangen wurden, hat sich das Resultat jetzt sehr bedeutend geändert, wie nachstehende Zahlen beweisen, und verdient dies Verfahren in jeder Weise Nachahmung zu finden. Die Steige mit Eisen wurden 1872 angelegt.

Jahr	Marder	Iltisse	Wiesel	Katzen
1870	2	3	—	10
1871	1	9	3	12
1873	3	23	16	10
1874	—	25	22	16
1875	—	32	22	13.“

[1] S. Beschreibung, Neunter Abschnitt, S. 295.

Achtzehnter Abschnitt.

Vom Nörz oder Sumpfotter.

Foetorius lutreola *K. et Bl.*
(Mustela, Viverra lutreola *Linné.*)

Waidmännische Ausdrücke und Gebiß wie vorher.

Naturgeschichte.

Dieses Thier, auch Krebsotter, Steinhund, genannt, kommt bei uns nur selten, häufiger im europäischen Osten vor; gleichwol glaube ich (v. R.) es aufführen zu sollen und lasse ich die kurze Beschreibung aus meinem „Waidwerk" folgen, wobei ich bemerke, daß mir dieses Thier nie begegnet ist.

„Der äußerste Vorderzahn im Oberkiefer ist auffallend stärker als die vier mittlern; der erste im Unterkiefer an der Schneide etwas breiter, im Querschnitt kaum stärker als der zweite, welcher zwar an der Basis aus der Zahnreihe zurücktritt, an der Schneide aber mit den andern Zähnen in gleicher Linie steht, wodurch sich der Nörz von den andern Iltissen sicher unterscheidet. Die Reiß- und besonders die Höckerzähne in beiden Kiefern sind verhältnißmäßig stärker entwickelt als bei den Iltissen und Wieseln.

Der langgestreckte Körper erinnert sehr an den Otter, doch ist der Kopf schlanker; Lauscher kurz, zwar deutlich, doch wenig aus dem Balge hervorstehend. Läufe dem Iltis ähnlich, doch kürzer der Oberarm vom Balg umhüllt. Dritte und vierte Zehe am längsten, fünfte oder Daumen sehr kurz. Zwischen den Zehen sind Bindehäute, an denen der Hinterläufe am größten, doch überhaupt weniger entwickelt als bei den andern Iltissen. Fußsohlen dicht behaart, Zehenballen und große Sohlenschwiele nackt. Oberhaar glänzend dunkelbraun, Unterhaar bräunlichgrau; Ruthe und Läufe fast schwarz; Unterseite braungrau, heller als die Oberseite, im Gegensatz zu den Iltissen, bei denen sie dunkler ist. Unter dem Halse ein heller Fleck; die Oberlippe an der Spitze, die Unterlippe der ganzen Länge nach weiß.

Länge etwa 50 cm, davon 14 cm die Ruthe. Der europäische Osten ist die eigentliche Heimat des Nörz. Von der Ostsee bis zum Ural ist er nicht selten, kommt jenseit des Urals jedoch nicht vor. Der Nörz ist wahrscheinlich identisch mit dem in Nordamerika häufig vorkommenden Mink. Gloger hat ihn in der Grafschaft Glatz gefunden, sicher ist er ferner in Mecklenburg, um Lübeck, in Brandenburg, an der Leine bei Göttingen, an der Aller und auf dem Harz angetroffen, kommt vielleicht häufiger vor, als man erfährt, und wird als Iltis angesprochen. An unterwaschenen Flüssen und Seen gräbt er sich Röhren und Hohlungen aus und lebt dort ähnlich dem Otter. Der Nörz steht in Neigung und Fähigkeiten im Rauben dem Iltis und Hermelin nur insofern nach, als er nur zur Sättigung raubt, dennoch macht er sich in seiner Umgebung bald empfindlich bemerkbar und raubt herumschleichend oder, von erhöhtem Standpunkte mit seinen glitzernden braunen Sehern die Umgebung musternd, manches alte und junge Huhn. Sein Lieblingsfraß sind Krebse, denen er unablässig nachstellt, Frösche und verwandte Thiere, Hasen, Kaninchen, Ratten, Wasservögel, Wasserinsekten und was ihm sonst genießbar dünkt. Außerordentlich scheu und viel schneller und gewandter als der Iltis, gelingt es selten seiner habhaft zu werden. Munter und mit scharfen Sinnen auf alles achtend, ist er zwar auf dem Lande nicht sehr schnell, im Wasser aber schwimmend und tauchend äußerst behend."

Hensel [1] sagt mit Recht: „Seine Spur ist im Schnee von der des Iltis nicht zu unterscheiden; daß man etwa dabei an ihr einen Abdruck von Schwimmhäuten erkennen könnte, ist eine Illusion ... Ein Merkmal aber gibt es, an welchem man die Spur des Nörzes von der des Iltis leicht unterscheiden kann, und das ich gleichwol in der Literatur noch niemals erwähnt gefunden habe. Auch der Iltis gräbt bei tiefem Schnee zuweilen unter ihn und holt sich aus der Erde irgendeine Maus hervor. Allein der Nörz vermöge seiner Schwimm- und Tauchfähigkeit geht stellenweise unter den Schnee, um manchmal wol 20 oder 30 Schritte weit wieder aufzutauchen, ohne daß man bemerken konnte, daß die Witterung irgendeiner gehofften Beute ihn hierzu veranlaßt hätte. Er taucht eben unter, wie es auch seine Gewohnheit im Wasser ist. Findet man auf der angeblichen Spur eines Iltis dieses Merkmal, so ist man sicher, daß man es mit einem Nörz zu thun hat, und kann danach seine Maßregeln treffen."

Jagd und Fang wie bei Iltis und Marder.

---

[1] In der Zeitschrift: „Der zoologische Garten."

Neunzehnter Abschnitt.

Vom Seehund.

Er gehört zur Ordnung der **Flossenfüßler**, Pinnipedia, zur Familie Phoca, **Seehunde**.

Der gemeine Seehund, Phoca vitulina *Linné*.

Waidmännische Ausdrücke wie bei den Raubthieren. Gebiß 34 Zähne.

Naturgeschichte.

Da einmal ein Jäger auf die Seehundsjagd ausziehen konnte, stellte Altmeister Jester dieses Thier seinen Jüngern vor, weshalb ich (v. R.) dieses Thier aus Pietät beibehalten habe, also Waidmannsheil! zur Jagd auf diesen thranigen Burschen. Er gehört der Naturgeschichte an und empfehle ich die soeben erschienene vortreffliche „Illustrirte Naturgeschichte der Thiere“ von P. L. Martin (Leipzig, F. A. Brockhaus).

Der Seehund gehört wie gesagt eigentlich nicht zur Jagd. Seine Jagd und sein Fang ist an den norddeutschen Küsten frei und wird fast nur von den Fischern betrieben. Walzige, kurzborstige Thiere von verschiedener Größe, mit sehr kurzen, fünfzehigen Schwimmfüßen, wovon die hintern ausgestreckt und bis an die Ferse in Haut gehüllt sind. Der Schwanz ist nur ein Stummel. Der ganze Körperbau ist zum Schwimmen eingerichtet. Ihre sehr gelenkige Wirbelsäule und die bei den Wasserthieren überhaupt höhere Reizbarkeit der Muskelfaser erlauben ihnen schnelle, lebhafte Bewegungen. Auf dem Lande kommt er jedoch, da er das Hintertheil ganz nachschleppen muß, nicht rasch fort und wird von den Menschen bald eingeholt.

Die dicken, aufgeworfenen Lippen seines Mauls, die großen, schwarzen, funkelnden Augen und der um die Nase herumstehende borstenartige Schnurrbart geben ihm ein trotziges, ausdrucksvolles Ansehen; die Ohren sind ohne Ohrlappen, und statt dieser der Gehörgang blos mit einer Art von Klappe verschlossen; sein Gebiß ist äußerst scharf. In der

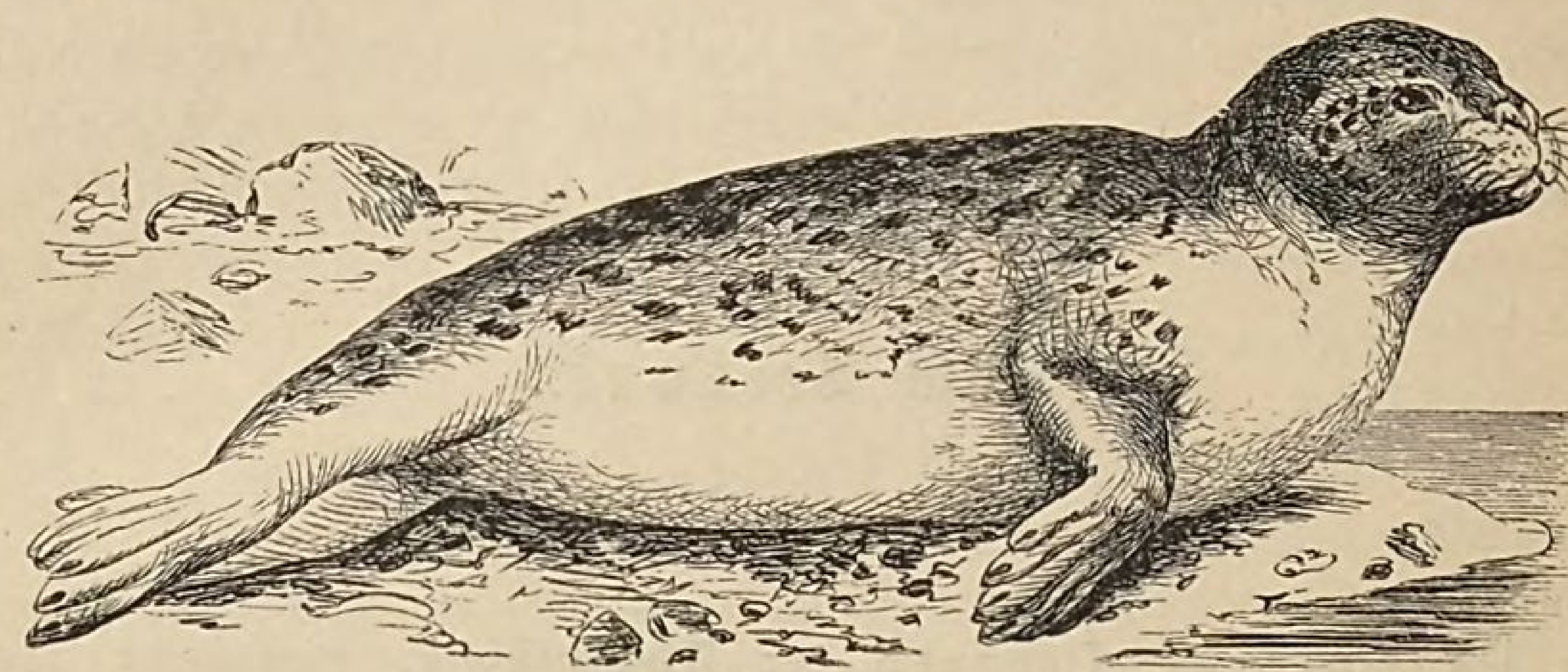


Fig. 96. Seehund.

obern Kinnlade hat er 6, in der untern meist immer 4, zuweilen nur 2 Vorderzähne, zwischen denen sich eine Lücke befindet, oben und unten 2 spitzige, etwas gekrümmte Eck- oder Hundezähne, wogegen die Anzahl der Backenzähne nicht immer gleich ist, so wie denn bald 5, bald 6 Backenzähne angetroffen werden. Der Hals ist stark und voll Runzeln. Das Thier kann ihn auch nach Gefallen sehr lang ausstrecken und wieder einziehen. Die Haare, mit denen der Leib bedeckt ist, sind kurz, stark und in der Sonne wie Silber glänzend, als ob sie mit Oel bestrichen wären. Die Farbe der Haare ist meist immer auf dem Rücken ins Bräunliche fallend, auf dem Bauche mehr weißlich. Jedoch ist sie sehr verschieden. Die Jungen sind fast immer schwarzgrau, die vom mittlern Alter weißgrau, dagegen die Alten mit hellgelben Flecken gesprenkelt. Es sollen auch lichtgelbe mit schwarzen größern oder kleinern Flecken vorkommen. Da blos die Vorderfüße zum Gehen, die hintern aber blos zum Schwimmen eingerichtet sind, so haben sie einen kriechenden, schleppenden Gang. Das Weibchen unterscheidet sich durch seine hinter dem Nabel befindlichen 2 Brüste. Die Mutterscheide und der After laufen in Einer Oeffnung aus. Länge 1—1,70 m. Am Ostseestrande ist

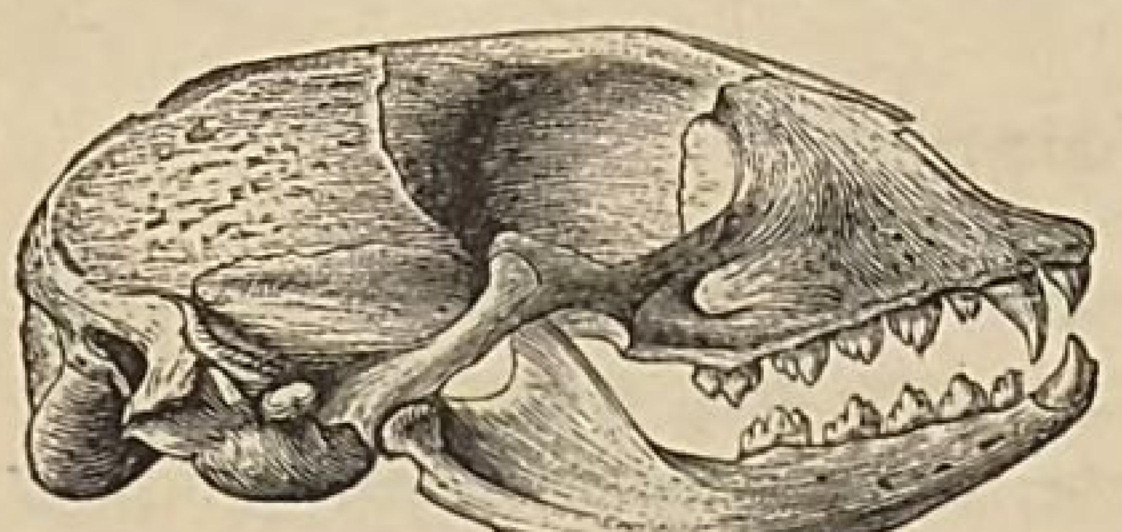


Fig. 97. Schädel des Seehunds.

ein Seehund, der eine Länge von 12 Fuß [1] hatte, geschossen worden. (J.) Er wird sehr fett und stark, hält oft 50—60 berliner Quart an Thran.

Der Seehund ist ein gescheites und gelehriges Thier, welches sich leicht zähmen läßt, aufmerksam auf den Menschen ist und allerlei kleine Künste macht. Sein Laut ist knurrend, doch haben wir einst ein Weibchen, dem zwei Junge weggeschossen waren, laut blöckend wie ein heiserer junger Stier, durch das Meer schwimmend gehört. Gereizt ist er böse und beißt sehr scharf. Sein Leben ist sehr zähe. Wir schossen das ebenerwähnte Weibchen, welches nach dem Verlust der Jungen auf einer Sandbank sich befand, wo wir auf der Lauer lagen, mit einer Büchsenkugel der Länge nach durch den ganzen Leib, und es entkam uns doch fast ins Wasser, obwol es mindestens 50 Schritte weit hatte, ehe es die See gewinnen konnte.

An der Ostseeküste kommt er gewöhnlich um Martini aus den nördlichen Gegenden an, und hält sich daselbst bis zum Monat März und April auf, kehrt aber dann, sobald der Nordwind die Eisschollen am Gestade losmacht, auf diesen nach den nördlichen Gegenden zurück. Es sitzen dann öfters 3—4 Seehunde auf einer Eisscholle, und lassen sich auf dieser in die See treiben, und nur wenige bleiben, wie gesagt, den Sommer über da. Am häufigsten findet man ihn um Weihnachten, besonders aber bei heftigen Stürmen, wo er sich oft in den Wellen schlafend ans Ufer treiben läßt, beim Erwachen aber gleich wieder in See geht. Bei stiller heiterer Witterung dagegen kommt er sowol des Nachts als bei Tage häufig ans Land und legt sich auf die dort befindlichen Steine, sowie er sich denn auch auf den in der Nähe des Gestades befindlichen, aus dem Meer hervorragenden Steinen sonnt, beim Anblick eines Menschen aber schnell untertaucht.

An der Nordseeküste findet man ihn das ganze Jahr hindurch ziemlich häufig und sieht ihn oft in größern Heerden zur Ebbezeit auf den Sandbänken liegen; er steckt häufig seinen runden Kopf neben den Schiffen aus den Wellen hervor.

Er lebt übrigens in den Meeren aller Klimate, im Norden in unermeßlichen Heerden, wo sein Fang ein besonderer Gegenstand für die sogenannten Grönlandsfahrer ist, wo ein Schiff oft 4—5000 nach Hause bringt. Dem Grönländer ist er ein unentbehrliches Thier, er benutzt alles von ihm, sogar sein Fleisch, welches aber sehr thranig und schlecht schmeckt. Für uns sind sein Fett, der Thran, und die Häute von großem Nutzen und Gegenstände eines nicht unbeträchtlichen Handels.

---

[1] Das ist wol der bärtige Seehund gewesen, der größte unter den Seehunden, der sich aber sehr selten dem Strande nähert. (v. R.)

Seine Nahrung besteht ausschließlich in Fischen, Seekrebsen u. dgl.

Seine Begattung erfolgt nach der Angabe einiger Naturforscher gewöhnlich im April, nach der Beobachtung der Strandbewohner und Jäger im December und Januar, wo man oft in einer Entfernung von 3—500 Schritten vom Gestade 15 und mehrere auf den Eisschollen gewahr wird, die mit einem heisern Brüllen um die Weibchen kämpfen und mit den Vorderfüßen ins Wasser schlagen, welchen Kampf man auch an ihnen gewahr wird, wenn sie einander die Plätze auf den Steinen streitig machen. Sie bringen 1—2 Junge und zwar auf einem Steine oder dem Eise zur Welt.

Jagd und Fang.

Der Seehund wird am meisten dann geschossen, wenn er ans Ufer geht und sich auf die dort befindlichen Steine legt. Da er die Nase stets gegen die See gekehrt hat, und überdies, selbst wenn er wacht, vor dem Getöse des Meeres nicht so leicht hören kann, so ist ihm dann, wenn man den Wind wahrnimmt, wohl beizukommen, schwerer, wenn er in einer Entfernung vom Gestade schwimmt, oder dort auf einem hervorragenden Steine ruht, wo er bei dem Anblick eines Menschen äußerst schnell untertaucht. Wenn man ihn im Wasser schießt, so ist die Oberfläche des Wassers, sobald er getroffen ist, gleich nach dem Schusse mit Thran bedeckt. Wir haben die Seehundsjagd auch auf die Art an der Nordsee mitgemacht, daß wir uns zur Ebbezeit auf eine Sandbank platt auf den Bauch legten und einige huckende Bewegungen machten. Der Seehund, neugierig wie er ist, kommt herangeschwommen und will sich das Fremde, was er vielleicht für seinesgleichen hält, besehen, wobei er dann sehr leicht schußmäßig kommt. Man schießt ihn mit grobem Schrote und hält ihm auf den Hals, wo er gleich getödtet wird, dann oben schwimmt und mittels Haken an das Land gezogen wird. Das Ganze ist für einen Jäger, welcher sich nicht vor ein bischen Seewasser fürchtet, recht unterhaltend. Die Strandbewohner schlagen ihn häufig, wenn er am Strande liegt, mit Knütteln todt, oder erlegen ihn auch mit einer Art Harpune, die an einer Schnur abrollt. Er setzt sich oft unter lautem Aufschreien zur Wehr, wobei er einen sehr übel riechenden Unrath von sich läßt. In den weiter nach Norden gelegenen Gegenden, wo der Robbenfang im Großen betrieben wird, gehen alle Jahre einige Schiffe im April und März auf den Fang aus. Die Robbenschläger suchen sie bei Spitzbergen auf dem Eise, wo sie in ganzen Heerden liegen und schlafen, zu umringen und schlagen sie mit einem mit Eisen beschlagenen Stocke todt. Die Isländer sollen an Einem Tage bis 200 Seehunde fangen.

An der Ostseeküste der Halbinsel Dars wurde in meiner (v. R.) Gegenwart mit den Heringsnetzen ein starker Seehund im April an Land gezogen.

Ein anderer spazierte dort am hellen Tage über die schmale Landenge aus der Ostsee nach der Binnensee bei Ahrenshoop; ein starker Hühnerhund versuchte vergeblich ihn zu stellen und zu packen; ein Gewehr war nicht zur Hand.

Zwanzigster Abschnitt.

Allgemeines über die Naturgeschichte der Vögel.

I. Die Organe der Vögel.

Es herrscht bei den Vögeln eine solche Gleichmäßigkeit der Bildung in der Hauptform, wie wir sie bei andern Thierfamilien nicht wahrnehmen; ebenso wenig sind bei ihnen Uebergänge zu andern Familien bemerkbar, sodaß sie ein abgeschlossenes Ganzes ausmachen. Die Luft ist das ihnen angewiesene Element, wie den Säugethieren die Erde und den Fischen das Wasser. Es scheint, als ob die Luft immer höhere Formen verlange als andere das Leben der Thiere bedingende Elemente, was bei einer Vergleichung der Vögel mit den übrigen Thieren, selbst mit den untergeordnetern Säugethieren, sehr deutlich hervortritt. Jedenfalls stehen sie den Säugethieren am nächsten, und wenn auch der Mensch nicht in gleichem Grade, wie diese, sich die Vögel dienstbar macht, so wählt er doch unter ihnen viele als angenehme Gesellschafter und Freunde und erzieht sie sich zu Hausthieren. An Intelligenz aber stehen sie tiefer als die Säugethiere, denn solche Anhänglichkeit an seinen Herrn, ein solches Verstehen desselben, ein solches Zusammenleben mit demselben, wie z. B. beim Hunde, findet man bei keinem Vogel. Auch die Abrichtungsfähigkeit ist gering, und wenn einige allerdings Zeichen der Ueberlegung bei ihren Handlungen geben, so sind diese Anzeichen eines freien Denkens, diese Entwickelung von Intelligenz, immer nur unbedeutend im Vergleich mit vielen Säugethieren. Dagegen aber haben die Vögel einen sehr entschieden ausgeprägten Charakter, welcher schon den alten Dichtern aufgefallen und in ihren Fabeln dargestellt ist. Man nennt die Gans einfältig, die Ente neugierig, den Kranich ernsthaft, die

Elster diebisch, den Hahn stolz, die Henne demüthig, u. s. w. Die Vögel sind überhaupt durch Lebhaftigkeit, Munterkeit und lautes Wesen, womit sie die Schöpfung beleben, ausgezeichnet und haben bei der freien Beweglichkeit einen mehr nach außen gewendeten Charakter. Oken sagt: „Sie sind die Spaßmacher in der Natur, während die Säugethiere die Arbeiter in ihrem Stande sind."

Die empfindenden Organe.

Unter den Organen wollen wir zuerst die empfindenden betrachten. Das Hirn ist groß, bei dem Zeisig und Kanarienvogel relativ das größte unter allen Thieren. Es ist deutlich in ein großes und kleines geschieden; die Nerven sind dünn und fein vertheilt; von den Sinneswerkzeugen sind der Geruchssinn, die Augen und das innere Ohr besonders ausgebildet. Die Nasenlöcher stehen fast immer zur Seite des Oberkiefers, weit von der Kiefernspitze entfernt, von Horn umgeben, und können sich weder erweitern noch verengern. Nach ihrer Lage, Figur, Weite, Richtung und Erstreckung sind sie sehr verschieden gebildet. Die Augen, in der Regel sehr schön und groß, können sich nicht selbstständig bewegen und auch nicht vorwärts schauen, weshalb der Vogel häufig nur mit einem Auge sieht und, wenn er sich umsehen will, stets den Kopf umdrehen muß. Die Blinz- oder Nickhaut ist sehr entwickelt, sie ist durchsichtig und kann das Auge ganz bedecken, ohne den Einfall des Lichts zu hindern. Bei den Wasservögeln wird sie vorgezogen, wenn sie untertauchen, und daher können dieselben auch ohne Beschwerde unter Wasser sehen. Das Ohr der Vögel ist geöffnet, deutlich in einen äußern Gehörgang, in eine Paukenhöhle, in Bogengänge und eine Schnecke geschieden. Die äußere knorpelige Ohrmuschel fehlt allen Vögeln, fast immer ist die Ohröffnung von kleinen Federn bedeckt, oft auch mit größern Büschen verziert. Sie hören fast alle sehr fein und haben für Worte und Melodien eine so richtige Empfindung, daß sie diese vollkommen nachahmen können, was sonst kein Thier, sondern nur der Mensch vermag.

Die Zunge ist, mit Ausnahme der Papageien, hart und steif, dient mehr zum Schlucken und Anspießen der Insekten, als daß sie Geschmacksorgan wäre. Auch dem Schnabel fehlt das Gefühl, weil mit Ausnahme der Schnepfen und Enten die Lippen (Wände des Schnabels) verhornt sind.

Benennung der Theile des Vogelkörpers.

Zum Verständniß der bei den Vögeln gebrauchten Ausdrücke und Messungen sind folgende Erklärungen nothwendig.

Der Theil des Kopfes, welcher zwischen der Schnabelwurzel und den Augen liegt, heißt Stirn (frons) 1; daß der Schnabel in Ober- und Unterschnabel oder, allgemein ausgedrückt, in Ober- und Unterkiefer zerfällt, setzen wir als bekannt voraus. Die obere Kante des Oberschnabels heißt Schnabelfirste, die entgegengesetzte, untere des Unterschnabels heißt Kiel. Wo die Befiederung des Kopfes gegen den Schnabel

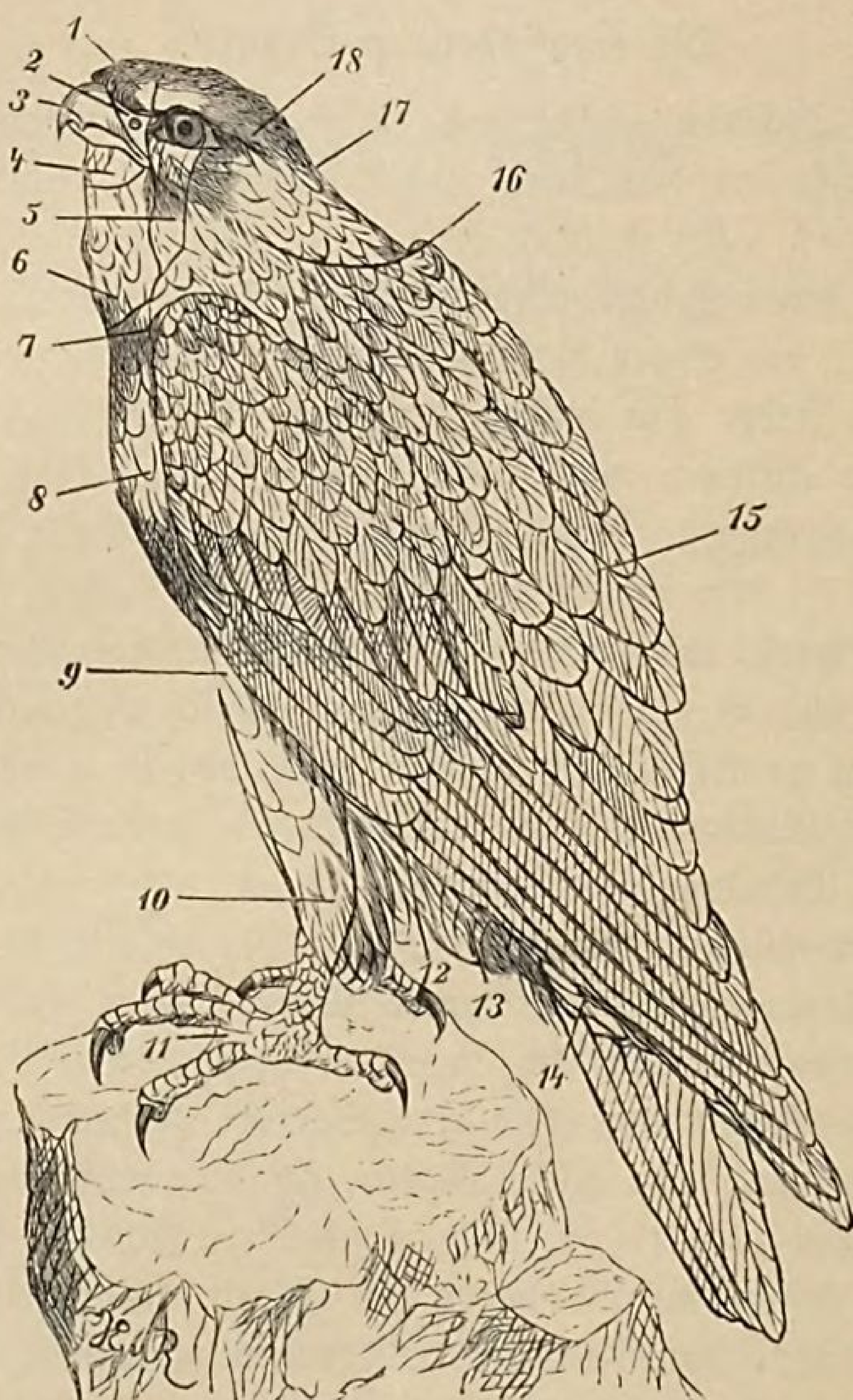


Fig. 98.

hin aufhört, liegt die Schnabelwurzel; die den Oberschnabel von der Wurzel an zu etwa $^1/_3$ bedeckende, hautartige, weiche, oft aufgedunsene, gelblich oder schwärzlich gefärbte Masse, in deren Bereich die Nasenlöcher liegen, heißt Wachshaut (cera) 2; der an den Schneiden des Oberkiefers deutliche Ausschnitt, welcher in einen Einschnitt des Unterkiefers paßt, heißt Zahn (dens) 3; der gefärbte, die stets schwarze Pupille umschließende Theil des Auges heißt Regenbogenhaut (iris); die

zwischen Auge und Schnabel sichtbaren, die Wachshaut zum Theil bedeckenden, aufrecht gebogenen, starren Haarfedern: Bartborsten. Der Theil an der Wurzel des Unterkiefers bei 4 heißt Kinn (mentum); bei 6 die Kehle (guttur); vom Auge abwärts längs der Kehle bei 5 Zügel (lora); daneben etwas nach dem Nacken hin die Wange (gena); zwischen Ohr und Auge die Schläfe (tempora); ein schmaler Kreis rings um die Augen Augengegend (orbita); bei 17 liegt der Nacken (jugulum), dessen oberer Theil heißt Genick (nucha); bei 18 das Hinterhaupt (occiput); darüber oberhalb des Auges der Scheitel (vertex).

An die Kehle schließt sich die Brust (pectus), welche den ganzen, von dem außerordentlich großen Brustbein umschlossenen Körpertheil 7—9 umfaßt und auch (zwischen 7 und 8) den Kropf enthält. — Der Brust folgt der Bauch (venter) mit dem Hinterleib (abdomen) zwischen den Ständern bis zum After 12; von diesem bis an die Schwanzwurzel reicht bei 13 der Steiß (crissum), Ihm gegenüber auf der Ober- oder Rückenseite des Vogels liegt bei 14 der Bürzel (uropygium), weiter aufwärts der Rücken, welcher bis 15 Unterrücken (tergum) und von da bis an den Nacken (von 15—16) Oberrücken (interscapilium) heißt.

Der Fuß besteht aus dem im Fleisch steckenden Schenkel (femur), dem Schienbein (tibia); auf der punktirten Zeichnung von oben bis 10, an welchem bei den Raubvögeln die Hosen sitzen, und dem Lauf (tarsus), von 10 bis an die Zehenwurzel 11.

Von dieser gehen 4 Zehen aus, drei nach vorn, eine nach hinten, von welchen die in der Mitte, die Mittelzehe, die längste ist, die nach dem andern Fuß zu liegende die innere, die entgegengesetzte die äußere, die nach hinten gerichtete, meist kürzeste, die Hinterzehe heißt.

Geschildet heißen Tarsen und Zehen, wenn sie mit plattenförmigen Schilden bekleidet sind; genetzt, wenn die Bekleidung netzförmige Form annimmt; geschuppt, wenn sie mit dachziegelartig übereinanderstehenden Schuppen; gestiefelt, wenn der Tarsus mit einem Längsstück hornartiger Masse bekleidet ist.

Nägel heißen die harten, spitzen Ausläufer der Zehen bei allen Vögeln, die sie nicht als raubende Waffe und zum Festhalten gebrauchen; wo dies zutrifft, heißen sie Krallen, sind durch besondere Muskulatur beweglich und zu ihrer Bestimmung geeignet. — In diesem Falle werden sie von warzigen, knotenförmigen Auswüchsen auf der Sohle, an den Gelenken und an der Zehenspitze unterstützt, welche man Zehenballen oder Fangwarzen nennt.

Der Flügel besteht aus dem Oberarm (humerus), welcher im Fleisch steckt, aus dem Unterarm (cubitus), längs dessen die kleinern obern Flügeldeckfedern, mit der Rückenlinie gleichlaufend, haften, und der Hand (manus) (bei 7), welche aus der Handwurzel (carpus), der Mittelhand (metacarpus), dem ersten und zweiten Fingergliede und dem Daumen (pollex) zusammengesetzt ist.

An der Hand sitzen die 10 größten Schwungfedern, die erster Ordnung, auch Primärschwingen, am treffendsten Handschwingen genannt; von diesen die 4 vordersten am ersten und zweiten Fingergliede, die übrigen an der Mittelhand.

Am Unterarm haften die Schwingen zweiter Ordnung, auch Secundärschwingen, am treffendsten Armschwingen genannt.

Die Handschwingen zeichnen sich durch Größe und Festigkeit sowie Kürze und Elasticität der Fahnen aus und müssen zunächst die Luft zertheilen; die Armschwingen sind schlaffer, gekrümmter und den übrigen Federn ähnlicher. — Durch Ausstrecken des Armes mit der Hand, resp. Einziehen, werden die Schwungfedern ausgebreitet oder wie ein Fächer zusammengelegt.

Alle übrigen den Flügel bedeckenden Federn werden, je nachdem sie auf der Ober- oder Unterseite, gleichbedeutend mit Innenseite stehen, obere, resp. untere Flügeldeckfedern oder kurzweg Flügeldecken genannt, stehen wie alle andern Federn dachziegelförmig (im Quincunx) übereinander und nehmen von oben nach unten an Größe zu; die von unter sich gleicher Größe liegen reihenweise nebeneinander, sind aber oft schwer zu verfolgen und bilden 8—10 Reihen.

Alle äußerlich sichtbaren Federn heißen Contourfedern, zum Unterschiede von den verdeckten Dunen.

Die Benennung der Federn erfolgt nach den verschiedenen Körpertheilen, denen sie anhaften, also Schwanz-, Bauch-, Rücken-, Hals-, Hosenfedern u. s. w.; untere Schwanzdecken bei 13, obere bei 14, weiche den Schwanz an der Wurzel ober- und unterseits bedeckende Federn.

Nothwendig für die zur Artfeststellung anzuwendenden Messungen ist die Eintheilung des Flügels in Ober- und Unterflügel oder Flügelspitze; der erstere von 16—15, die letztere von 15 bis an die Spitze der längsten der Schwungfeder.

Die Mundspalte reicht von dem Vereinigungspunkt der beiden Kiefer, dem sogenannten Kieferastwinkel, bis an die Spitze des Unterkiefers.

Der Flügelbug oder einfach Bug genannt ist der Gelenkpunkt Hand von und Unterarm, bei 7; unter Fittich versteht man eigentlich

zwar nur das Handgelenk mit seinen Schwingen, doch braucht man das Wort auch zur Hervorhebung der Flugkraft des ganzen Flügels.

Das übliche Zeichen für Männchen ist das des Mars: ♂, für Weibchen das der Venus: ♀.

Sehr häufig liegt in der Besichtigung der im Innern verborgenen Geschlechtstheile die einzige Möglichkeit der sichern Geschlechtserkennung, weshalb man sie und ihre Lage kennen muß. — Die männlichen, Hoden genannt, liegen unter den Nieren, gleich hinter den Lungen und sind bohnenförmige, fleischige Körper, aus welchen die Samenstränge in den After münden. — Der weibliche Geschlechtstheil wird durch den Eierstock vergegenwärtigt, welcher ganz ähnliche Lage hat wie die Hoden, einer Traube ähnlich sieht und aus dem ein Schlauch mit 2 Mündungen führt, durch deren eine das vom Stock abgelöste Ei in den After gelangt.

Andere, sonst noch nöthige Erklärungen sind an betreffender Stelle mit Wort und Bild gegeben.

Sämmtliche Vögel werden in folgende Ordnungen eingetheilt:

I. Ordnung: **Raubvögel.** Accipitres oder Raptatores.
II. Ordnung: **Klettervögel.** Scansores.
III. Ordnung: **Schreivögel.** Volucres.
IV. Ordnung: **Singvögel.** Oscines.
V. Ordnung: **Tauben.** Columbae.
VI. Ordnung: **Hühner.** Gallinae.
VII. Ordnung: **Sumpfvögel.** Grallae.
VIII. Ordnung: **Wasservögel.** Anseres oder Schwimmvögel. Natatores.

Wir haben es mit den Mitgliedern der II. und III. Ordnung nicht zu thun; alle andern stellen ihre Contingente dem Jäger.

Die Reihenfolge der Ordnungen ist eine ganz beliebige, dem Jäger steht die der Hühnervögel oben an, weshalb wir mit ihr beginnen.

Haut und Feder.

Die Haut, welche als ein Organ des Gefühls zu betrachten ist, besteht wie bei andern Rückgratthieren aus Oberhaut, Schleimhaut und Lederhaut. Sie ist mit Federn bedeckt, und zwar zu unterst mit einem zarten, flockigen Flaum und darüber mit den eigentlichen stärkern Federn. Borsten, Hornblättchen, Fleischwarzen, Kämme u. dgl. kommen nur einzeln bei den Vögeln und nur an einzelnen Stellen vor, z. B. dem

Seidenschwanz, bei einigen Raubvögeln. Die Federn bestehen aus dem Kiel, welcher hohl ist und einen häutigen Stoff, die Seele, enthält, dem Schaft und den Fahnen; mit den letztern decken sie einander. Die Verschiedenheit des Vogelgefieders ist unendlich groß, nicht nur nach Verschiedenheit der Gattungen und Arten, sondern auch nach den Stellen des Vogelkörpers, wo es sich befindet, denn die Federn sind über denselben nicht so gleichmäßig vertheilt, als es auf den ersten Blick scheint, ja es gibt zwischen dem Gefieder einzelne nackte Stellen, welche nur durch die daneben befindlichen Federn gedeckt werden. Eine solche ist häufig an beiden Seiten des Halses, bei den Raubvögeln mitten auf der Brust, bei andern unter den Flügeln u. s. w. Damit ist aber der sogenannte Brutfleck nicht zu verwechseln, den manche Wasservögel zur Brütezeit unter dem Bauche bekommen, dadurch, daß die Federn dort ausfallen oder von den Thieren ausgerupft und zur Füllung des Nestes gebraucht werden. Die Federn an den Flügeln und am Schwanzende sind gewöhnlich die stärksten und längsten. Jene bilden die Schwingen und heißen deshalb Schwungfedern, und zwar die am ersten Hauptheile des Flügels befindlichen Schwungfedern der ersten, die am Vorderarme sitzen, der zweiten Ordnung; diese bilden den Schwanz und heißen Steuerfedern, meist zwölf an der Zahl. Zu gewissen Zeiten wechseln die Vögel die Federn, sie mausern sich. Mit den Federn in Verbindung steht die sogenannte Bürzeldrüse, eine auf dem Schwanzwirbel befindliche Doppeldrüse, mit deren öliger Absonderung die Vögel die Federn mittels Schnabels einsalben, um sie gegen die Nässe zu schützen, woraus das beständige Putzen der Vögel sich erklärt.

Das Knochengerüste.

Das Knochengerüste der Vögel zeigt viele Abweichungen von dem der Säugethiere. Die Länge der Glieder und des Halses, die Eiform des Rumpfes, die zweifüßige Stellung, gibt demselben ein ganz eigenthümliches Aussehen und bietet ohne Federn eigentlich eine häßliche aber zugleich possirliche Gestalt dar. Am Kopfe sind die zahnlosen Kiefern beide, Ober- und Unterkiefer, beweglich, die Augenhöhlen sind ausnehmend groß, die Hirnschale so verwachsen, daß sie gar keine Naht zeigt. Beide Kiefern, soweit sie mit ihrem nackten Fortsatze den Schnabel bilden, erscheinen von sehr verschiedener Größe, oft gar nicht im Verhältniß zu dem Körper und in den mannichfaltigsten Formen, Stärke und Färbung, was alles mit der Nahrung und der Lebensart der Vögel in der innigsten Verbindung steht und zur Charakteristik der einzelnen Gattungen von besonderer Wichtigkeit erscheint.

An der Wirbelsäule der Vögel ist der Hals, der Rücken, das Becken und der Schwanz deutlich zu unterscheiden. Die Zahl der Halswirbel wechselt und steigt von 9—32 (bei den Säugethieren fast immer nur 7). Die Länge des Halses ist bei allen Vögeln bedeutend, bei manchen so sehr, daß er über zweimal so lang ist als die ganze übrige Wirbelsäule. Immer sind die Halswirbel zu einer Sförmigen Krümmung eingerichtet und sehr beweglich, sodaß der Vogel den Kopf nach allen Richtungen bewegen kann. Die Rückenwirbel, nach der Zahl der Rippenpaare bestimmt, sind weniger beweglich; man zählt deren 7—11. Die Beckenwirbel, 9—20 an der Zahl, verwachsen gewöhnlich alle untereinander, zuweilen selbst mit dem Hüftknochen und mit dem letzten Rückenwirbel. Die Schwanzwirbel, 5—9, haben alle große Beweglichkeit.

Der Vogel hat wenig, aber fast lauter ganze Rippen, nur 1, 2—3 Paare, welche zunächst am Halse stehen, sind falsche. Das Brustbein ist durch Größe und Gestalt ungemein ausgezeichnet; es breitet sich, um dem Brustmuskel einen möglichst weiten Raum zu lassen, schildartig aus und hat eine der Länge nach erhabene Leiste, welche nur einigen nicht fliegenden Vögeln fehlt. Auch die Form und Stärke der Schulterknochen zeigt die Beziehungen auf das Flugvermögen der Vögel. Die Schulter besteht aus drei Stücken, dem schwertförmigen Schulterblatte, zwei verwachsenen Schlüsselbeinen, das Gabelbein genannt, und dem abgelösten Rabenschnabelfortsatz, welcher an das Brustbein stößt. Diese Einrichtung gewährt dem Vogel eine große Sicherheit bei der Bewegung der Flügel und bedingt die Schnelligkeit und Dauer des Flugs. Die Vorderglieder, die eigentlichen Flugorgane, sind bei fast allen fliegenden Vögeln von beträchtlicher Länge, sie bestehen aus Oberarm, Vorderarm und Hand und sind mit den Schwungfedern besetzt, die meist an der vordern Seite am stärksten und längsten erscheinen.

Die Füße.

Die **Hinterglieder** oder Füße, sehr verschieden lang, theilen sich in Vorderschenkel, Unterschenkel, Unterfuß oder Ferse und in die Zehen. Letztere sind ohne Federn und erscheinen als die einzigen nackten Organe, welche dem Gefühle dienen könnten, doch werden sie dazu nicht gebraucht, da sie vorzugsweise mit zur Fortbewegung des Thiers dienen müssen. Die Fußbildung ist sehr oft entschieden maßgebend für die Lebensart der Vögel und wird daher als ein Hauptcharakter betrachtet. Wir wollen die Verschiedenartigkeit derselben mit den dafür hier angenommenen Bezeichnungen aufführen, wodurch wir weiter unten bei den Charakteren der einzelnen Vögel die weitläufigern Beschreibungen ersparen.

Schwimmfüße, 3= oder 4zehig, sämmtlich durch eine bis zur Spitze reichende Zehenhaut verbunden, aber mit freier oder fehlender Daumenzehe.

Halbe Schwimmfüße, die Schwimmhaut reicht bis zur Hälfte der Zehen.

Ruderfüße, 4zehig, sämmtlich bis zur Spitze durch Schwimmhaut verbunden, z. B. Pelikan.

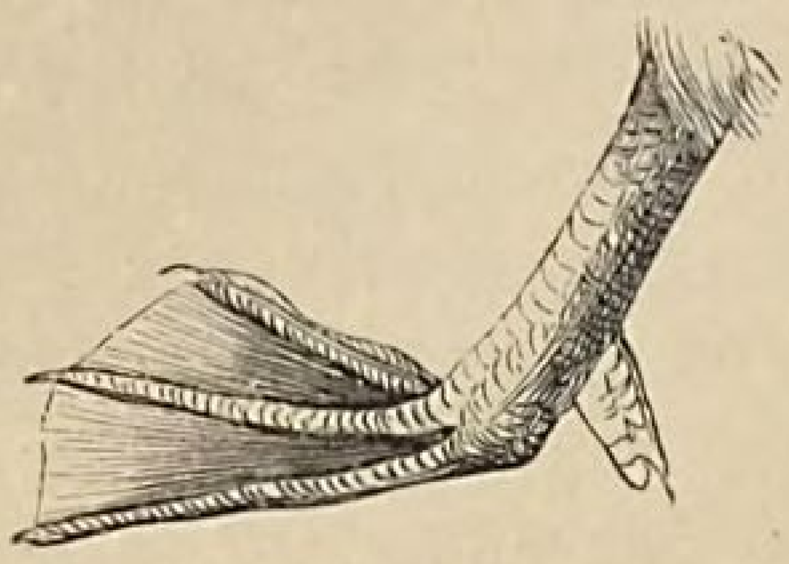


Fig. 99. Ente. (Schwimmfuß.)

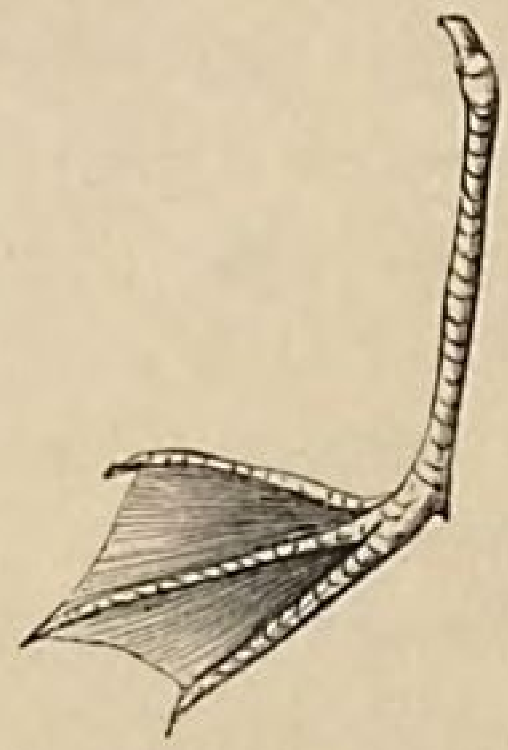


Fig. 100. Sturmvogel. (Schwimmfuß.)



Fig. 101. Seeschwalbe. (Halber Schwimmfuß.)

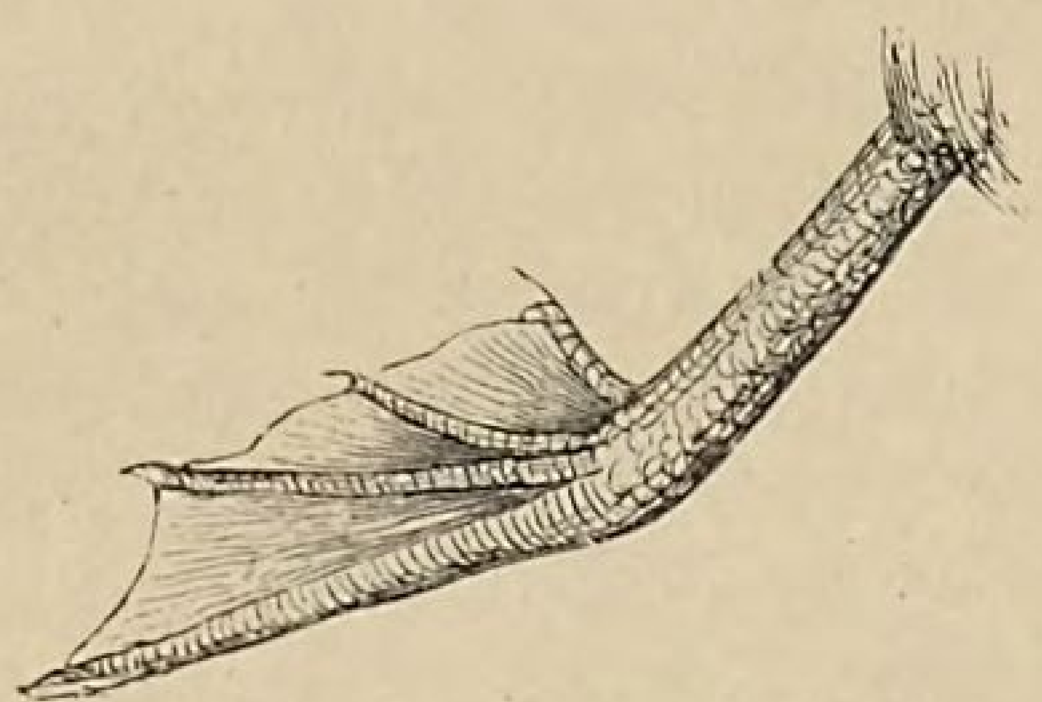


Fig. 102. Kormoran. (Ruderfuß.)

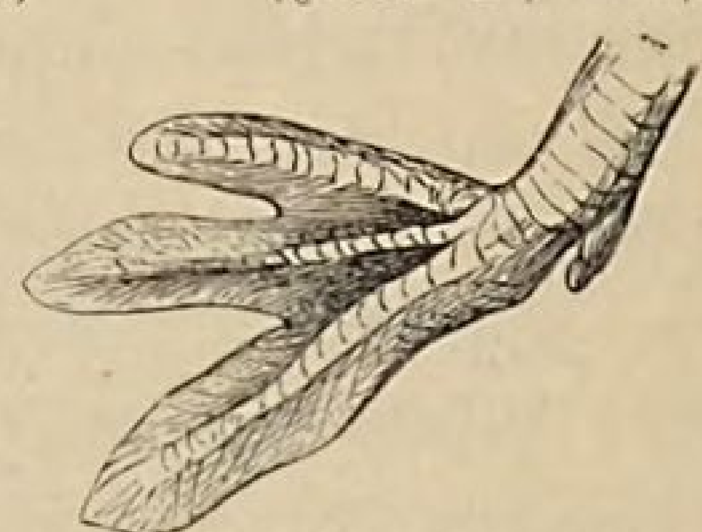


Fig. 103. Lappentaucher. (Gespaltener Schwimmfuß.)

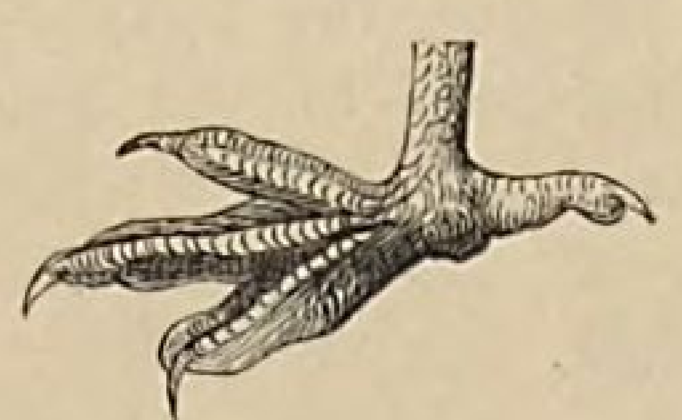


Fig. 104. Bläßhuhn. (Lappenfuß.)

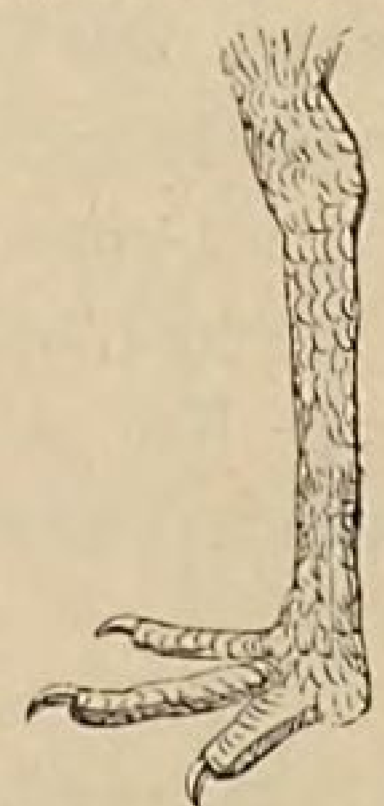


Fig. 105. Trappe. (Lauffuß.)

Gespaltene Schwimmfüße, an den Zehen einen breiten Zehensaum und platte Nägel; z. B. Steißfüße.

Lappenfüße, gesäumte Zehen, mit breitem, in Lappen getheiltem Zehensaume. Nägel krallenförmig, z. B. die Gattung: Wasserhuhn (Bläßhuhn).

Gespaltene Füße, freie Zehen.

Geheftete Füße, die vordern 2 oder 3 Zehen an der Wurzel durch eine kurze, kaum über das erste Glied reichende Haut vereinigt.

Lauffüße, 2—3 freie oder geheftete Zehen, ohne Hinterzehen.

Stelzfüße oder Stelzbeine, entweder Lauffüße oder gespaltene, oder lange Watfüße mit halben oder ganzen Schwimmhäuten.

Sitzfüße, 3 Zehen vorn, an der Basis mit einer bis zum ersten Gliede reichenden Haut verbunden. Hinterzehe frei.

Schreitfüße, 3 freie Zehen vorn und eine hinten, die beiden äußern von der Wurzel bis über die Hälfte, ohne dazwischenliegende Zehenhaut aneinandergewachsen.

Wandelfüße sind nur am Grunde des ersten Zehengliedes aneinandergewachsen.

Klammerfüße, alle 4 Zehen nach vorn gerichtet, oder die innern beiden kürzer mit einem Wendefinger.

Kletterfüße, 2 Zehen nach vorn und 2 nach hinten gerichtet.

Oft sind die Schienbeine mit langen herabhängenden Federn besetzt, behost; die Fußdecke ist mit Schildern, Schuppen oder Maschen besetzt oder getheilt, oder sie sind glatt (Stiefeln).

Die Muskeln der Vögel sind stark, sehr deutlich voneinander geschieden und laufen in Sehnen aus.

Verdauungswerkzeuge.

Was die Verdauungswerkzeuge betrifft, so haben alle Vögel gleichmäßig vor dem Eintritt des Schlundes in den Magen einen Vormagen. Der Kropf, in welchem das Futter vorläufig erweicht wird, ist nicht bei allen Gattungen vorhanden. Das Gedärm erscheint im ganzen kürzer als bei den Säugethieren. Der Mastdarm aller Vögel ist, vor seinem Uebergange in den After, in eine Kloake erweitert, wo hinein die Geschlechts- und Urinwerkzeuge sich öffnen.

Athmungsorgane.

Zu den merkwürdigsten Organen gehören die Athmungsorgane, mit welchen die Stimmorgane in unmittelbarer Verbindung stehen, deren sorgfältige Bildung die vielfache und oft so liebliche Modulation der Vogelstimmen möglich macht. Die Luftröhre ist gewöhnlich sehr lang, oft mit mehrern Windungen, welche selbst im hohlen Brustbein hin- und herlaufen. Sie ist von knöchernen Ringen umgeben, welche an der Gabel der Luftröhrenäste meistens zu einer Trommel anschwellen, wodurch der Ton verstärkt wird, und welche der untere Kehlkopf heißt. Der Kehldeckel fehlt. An den Seiten der Luftröhre hängen zwei lange Muskeln, wodurch sie verkürzt oder verlängert, mithin der Ton erhöht

und vertieft werden kann. Die Lungen sind fest an den hintern Theil der Rippen und an die Rückenwirbel angewachsen, sie bleiben stets, auch bei der größten Ausdehnung, weit vom Brustbeine entfernt und füllen niemals die Brusthöhle aus, welche übrigens gar nicht von der Bauchhöhle getrennt ist. Eine bewunderungswürdige Eigenheit im Bau des Vogelkörpers ist, daß die eingeathmete Luft nicht allein auf die Lungen beschränkt wird. Sie geht durch mehrere Löcher aus den Lungen heraus in dünnhäutige Zellen des Rumpfes, umgibt so alle Eingeweide und dringt bei sehr vielen Vögeln in die marklosen Höhlen mehrerer Knochen, jedoch keineswegs in die Federspulen ein, wie man so oft irrig behauptet hat. Diese Aushöhlung der Knochen, welche am häufigsten beim Oberarmknochen, dem Brustbeine und zum Theil der Hirnschale vorkommt, sind von unleugbarem Einfluß auf das Flugvermögen der Vögel, da sie das Hinderniß vermindern, welches sonst die Schwere des Körpers der Bewegung in der Luft entgegensetzt. Deshalb nimmt auch die Zahl der Luftknochen mit der Größe der Vögel und der Ausbildung ihrer Flugkraft zu. Das Aus- und Einathmen in den Lungen und den Luftzellen wird durch die Bewegung der Rippen und des Brustbeins bewirkt. Durch die Verbreitung der Luft im ganzen Rumpfe des Vogels wird bei der Eigenthümlichkeit des Blutumlaufs das Blut zweimal dem Einfluß derselben ausgesetzt und mit Sauerstoff versehen. Daher müssen die Erscheinungen, welche als Wirkung des Athmens anzusehen sind, in hohem Grade gesteigert werden, wie das sich auch dadurch herausstellt, daß die Vögel in der Schnelligkeit ihres Pulsschlages, in der hohen Temperatur ihres Blutes (34—38° R.), überhaupt in der Stärke der Irritabilität alle andern Thiere übertreffen.

Die Gefäße.

Was die Gefäße der Vögel anbetrifft, so bilden die aus dem Darmkanal entspringenden Saugadern, welche den farblosen Nahrungssaft führen, keine Gekrösdrüsen, wie bei den Säugethieren. Saugaderdrüsen findet man nur am Halse. Das Herz, welches symmetrisch in der Mitte des vordern Theils der Brust liegt, ist sehr derb und muskulös und hat in der rechten oder Lungenkammer eine sehr starke fleischige Klappe. Das Blutgefäßsystem zeichnet sich durch sehr starke Schlagadern aus. Unter den Absonderungsorganen ist zuerst die Leber zu betrachten. Sie ist, zumal bei den Wasservögeln, von beträchtlicher Größe und in zwei Theile getrennt, welche auf verschiedene Weise, immer aber doch zum größten Theile in der Brusthöhle liegen. Die Gallenblase fehlt selten. Die Milz liegt hinterwärts am Vormagen, ist bei allen Vögeln klein,

bald rund, bald länglich. Die Nieren sind ungemein groß. Die Harnleiter gehen unmittelbar in die Kloake, der kalkige Urin mischt sich mit dem Unrath und wird mit diesem zugleich ausgeworfen.

Geschlechtsunterschiede.

Der Geschlechtsunterschied spricht sich bei den Vögeln häufig sehr deutlich in der schönern Färbung und Zeichnung des Gefieders bei dem Männchen und in größerer Gestalt bei dem Weibchen, namentlich der Raubvögel, aus, was sich jedoch meist nicht vor Eintritt der Fortpflanzungsfähigkeit ausbildet. Die Hoden der Männchen liegen stets in der Rumpfhöhle, gleich hinter den Lungen, in der Lendengegend. Sie sind verschieden gestaltet, rund oder länglich und nehmen in der Begattungszeit sehr an Größe zu. Wenige Vögel, wie z. B. die Enten, haben eine Ruthe, bei den meisten geschieht die Begattung durch bloße Berührung des Afters. Die weiblichen Geschlechtstheile sind durchaus einfach und bestehen in einem traubenförmigen, in der Lendengegend am Rücken sitzenden Eierstock und einem geschlängelten, ebenfalls am Rücken durch eine Haut etwas links gehaltenen darmähnlichen Schlauch mit zwei Mündungen, von denen die vordere frei in die Bauchhöhle geht und die vom Eierstock losgelösten Eier aufnimmt, die andere aber sich in die Kloake öffnet.

II. Die Lebensart und deren Eigenthümlichkeit bei den Vögeln.

Dem Freunde der Natur gewährt wol nichts ein größeres Vergnügen als die Beobachtung der Vögel, welche insbesondere dem Jäger seinen Beruf so recht eigentlich an die Hand gibt. Wir verdanken diesen muntern, reizenden Geschöpfen manche genußvolle Stunde, so wie wir manche Gelegenheit hatten, sie im Innern ihres Hauswesens zu belauschen und manche Eigenthümlichkeit kennen zu lernen. Dadurch sind wir zu der Ansicht gelangt, daß unter den neuern Naturforschern niemand die Vögel besser kannte als Bechstein und Naumann der Aeltere, den wir daher auch bei Bearbeitung dieses Abschnitts vorzüglich gefolgt sind.

Stellung und Fortbewegung.

Betrachten wir zuerst die ganze äußere Erscheinung des Vogels in Stellung und Fortbewegung. Seine Stellung nähert sich durch das Auftreten auf die hintern Glieder, während die vordern nur zum Flug

gebraucht werden, der aufrechten, doch zeigt die ruhige Stellung des Vogels manche Verschiedenheiten, welche theils von der Form des Rumpfes, theils von den Verhältnissen der Glieder und des Halses abhängen; es haben daher die verschiedenen Gattungen darin ihre Eigenschaften, welche aber oft nicht nur für die ganze Gattung, sondern auch für einzelne Individuen besonders scharf ausgeprägt sind. Die ortsverändernden Bewegungen der Vögel sind der Gang, der Flug und das Schwimmen.

Der Gang ist kriechend, schreitend, hüpfend und kletternd. Fast jede Gattung hat in der Art und Weise, wie sie das eine oder andere verrichtet, Eigenthümlichkeiten, wodurch sie sich von andern unterscheidet und welche deshalb zu beachten sind. Manche Vögel gehen jedoch fast gar nicht. Kriechen und Hüpfen kommt weniger vor als das Schreiten. Manche schreiten nur langsam und schwerfällig, andere bedächtig und ernst, mit einem edeln Anstande, noch andere wackelnd. Die schnelllaufenden gehen oft ruckweise. Alle Hühnerarten und die Sumpfvögel sind schnelle Läufer, die Schwimmer und die Raubvögel schreiten schwerfällig fort und die Singvögel, welche mehr auf Bäumen und Gebüschen leben, hüpfen. Oefters findet man auch die verschiedenen Gangarten miteinander in Verbindung gebracht, wie z. B. der Fink, die Elster einen halb hüpfenden, halb schreitenden Gang haben. Das Klettern an Bäumen oder Felsen geschieht fast immer aufwärts; die Stellung der Zehen macht dazu besonders geschickt, oft unterstützt sie auch dabei der Schwanz.

Der Flug ist allen Vögeln eigen; unter den wenigen, welche gar nicht fliegen können, findet sich keine deutsche Gattung. Wir haben schon oben über die Flugwerkzeuge gesprochen und angedeutet, wie weise die Natur den Vogelkörper für diese Bewegungsart gebildet hat. Die Art, wie sich die Vögel in die Luft erheben und wie sie dann fliegen, ist sehr verschieden. Manche können sich von der Stelle ab erheben, andere müssen erst einen Anlauf auf dem Lande nehmen, oder sie schweben, mit den Füßen das Wasser berührend, gleichsam laufend auf demselben, oder aber sie bedürfen einer erhöhten Stelle, um sich aufschwingen zu können u. s. w. Sobald der Vogel im Fliegen ist, nimmt der Körper eine wagerechte Stellung an; Hals, Füße und vorzüglich der Schwanz steuern, während die Flügel ausgebreitet auf- und niederschlagen und so den Körper fortschieben oder vorwärtsstoßen. Ungemein schnell ist der Flug vieler Vögel, und kein Geschöpf der Erde ist im Stande, sich so schnell und ungehindert von einem Orte zum andern zu bewegen. Man hat einzelne Fälle zum Beweise der Schnelligkeit des Flugs aufbewahrt; so z. B. erzählt Buffon von einem Falken, welcher dem Herzog von Vermes von den Canarischen Inseln überschickt wurde, der in 16 Stunden

von Andalusien nach der Insel Teneriffa zurückflog und so 128 deutsche Meilen oder 8 deutsche Meilen in einer Stunde zurücklegte. In London wurden im November 1828 Morgens 4 Uhr 34 Minuten 50 Stück lüttticher Brieftauben losgelassen. Eine traf in Lüttich Morgens 10 Uhr 25 Minuten ein und hatte demnach 10 deutsche Meilen in der Stunde gemacht. Die andern kamen bis Mittag zurück. Nach Naumann's Berechnung kann die Wachholderdrossel, wenn sie von morgens 7 Uhr bis nachmittags 3 Uhr ohne sich aufzuhalten fortfliegt, einen Weg von 40 Meilen zurücklegen. Ebenso bewunderungswürdig ist die Kraft und Energie des Flugs, sowie dessen Dauer. Manche Vögel scheinen gar nicht zu ermüden; sie schaukeln sich mit den schönsten Bewegungen und den kühnsten Schwenkungen in der Luft und entwickeln zugleich, wie z. B. viele Falken, eine große Kraft beim Niederstoßen auf ihren Raub. Andere erheben sich zu einer schwindelnden Höhe, wogegen wieder einige Gattungen schwer und ungern fliegen. Welche große Dauer sie beim Fluge entwickeln, beweisen die Zugvögel, welche Meere überfliegen, ohne einen Anhaltepunkt zu finden. Einige Gattungen haben einen sanften Flug, sodaß man nicht das mindeste Geräusch dabei bemerkt, wie z. B. die Eulen; andere machen ein Getöse, das man weithin hört, so alle großen Raubvögel, z. B. Bartgeier, auch die wilden Enten, die Rebhühner, wie überhaupt sämmtliche hühnerartigen Vögel.

Das Schwimmen ist nicht allein den Wasservögeln eigen, sondern auch viele andere besitzen diese Fähigkeit, ja die meisten Landvögel können sich wenigstens eine Zeit lang auf der Oberfläche des Wassers erhalten und wenden dies namentlich an, wenn Angst und Noth sie dazu treibt. Jeder Vogel schwimmt, weil sein Körper specifisch leichter als das Wasser ist, den eigentlichen Schwimmvögeln wird es aber erleichtert durch den platt gedrückten Rumpf und durch das sehr dichte, elastische Gefieder, welches durch das Einschmieren mit Fett aus der Bürzeldrüse gegen das Aufnehmen des Wassers geschützt ist. Diese letzte Eigenschaft geht mit dem Tode verloren, denn dann wird das Gefieder jedes Wasservogels in kurzer Zeit durchnäßt. So verschiedenartig die Bewegungen auf dem Lande sind, ebenso verschieden ist das Schwimmen, worin manche eine große Fertigkeit besitzen. Höchst merkwürdig ist es, daß, wenn sie schwimmend schlafen, sie sich auf einer Stelle erhalten, ohne von den Wellen oder der Strömung des Wassers weiter getrieben zu werden. Viele Vögel besitzen dabei auch die Kunst des Untertauchens und des Schwimmens unter dem Wasser, welches die meisten Wasservögel, um sich ihre Nahrung zu suchen, thun, oft aber auch, um ihren Feinden zu entgehen.

Die Sinne.

Die Vögel sind äußerst empfindliche, reizbare Geschöpfe, auf welche deshalb auch die äußere Luft einwirkt, und welche daher ein lebhaftes Vorgefühl von Witterungsveränderungen haben. Der Sinn des Gesichts ist entschieden der hervorstechendste. Der Vogel sieht aus großen, oft unbegreiflich großen Entfernungen, manche sehen in der Dämmerung, beim Mondschein, andere unter Wasser ebenso gut. Weniger fein, doch fein genug ist das Gehör, und einige, wie z. B. die Eulen, hören sehr scharf. Von vorzüglicher Schärfe ist der Geruchssinn; wie weit wittern z. B. die Geier und Kolkraben ein Aas, und wie oft hat nicht bei wilden Enten der Jäger die Erfahrung gemacht, daß, um den Erfolg zu sichern, der Wind sorgfältig beachtet sein will. Der Sinn des Geschmacks ist am geringsten ausgebildet, obwol er doch nicht ganz fehlt, wie die Wahl im Futter beweist.

Die Seelenkräfte, Intelligenz, der Vögel erscheinen im allgemeinen gering, wenn auch manche klug und gelehrig sind und für merkwürdige Begebenheiten ein besonderes Gedächtniß haben. Bechstein führt eine Menge Fälle an, wodurch sich bei den Individuen einer und derselben Art eine große Verschiedenheit zeigt und zwar noch schärfer hervortritt als bei manchen Säugethieren. Bei den Stubenvögeln ist das besonders bemerkbar. Manche sind ordentlich, gehen sparsam mit ihrem Futter um, andere verschleudern es; einige sind reinlich, andere nicht; manche zänkisch, liederlich u. s. w. Die Phantasie der Vögel ist sehr lebhaft, was man auch an ihren lebendigen Träumen bemerkt. Der Schlaf, bei den meisten kurz und leise, ist im allgemeinen an keine Zeit gebunden. Die Waldvögel schlafen nachts, von Dämmerung zu Dämmerung; die Sumpf- und Wasservögel am Tage, vorzüglich um Mittag. Viele schlafen auf einem Beine stehend, andere kauern sich nieder, die Schwimmvögel auf dem Wasser, viele Waldvögel auf Aesten sich anklammernd u. s. w.

Die Stimme.

Alle Vögel können eine Stimme hervorbringen, stumm ist kein deutscher Vogel, wenn auch oft die Stimme nur sehr leise und selten ertönt. Die Töne der Vögel unter sich sind sehr verschieden, aber auch derselbe Vogel gibt sie, je nachdem die Veranlassung, verschieden. Es gibt Stimmen, welche allen Vögeln, ohne Unterschied der Gattungen, verständlich sind, wie z. B. der Warnungsruf, welchen ein Vogel beim

ersten Erblicken eines Raubvogels ausstößt, vielleicht auch wol die, welche Wohlbehagen ausdrücken. Die meisten Vogelstimmen gleichen einem hellen Pfeifen, jedoch sind die Modulationen unendlich verschieden; und so angenehm die Melodien der lieblichen Sänger uns erklingen, so unangenehm berührt uns das rauhe Gekrächze des Raben. Man kann sich durch Aufmerksamkeit eine große Uebung im Unterscheiden der Vogelstimmen verschaffen, welche z. B. Bechstein in hohem Grade besaß; aber selbst der oberflächlichere Beobachter kann sehr leicht die Lockstimme vom Angstgeschrei und den Ausdruck der Trauer von dem der Freude unterscheiden. Die Lockstimme besteht nur aus einem oder einigen Tönen, womit sie sich zurufen, sich zur Reise ermuntern, sich Nahrung nachweisen oder Gesellschaft wünschen u. s. w. Sie wird vorzüglich bei den gesellig reisenden auf der Wanderschaft gehört. Die Stimmen der Furcht, der Angst, des Schreckens sind unter sich wenig verschieden, desto mehr aber von der eigentlichen Lockstimme. Die Töne der Freude erschallen häufig im schönsten Gesange, weniger kenntlich sind die der Trauer. Der Gesang der Vögel deutet fast immer nur Liebe und Wohlbehagen an, und deshalb singen so wenige Vögel außer der Paarzeit. Manche singen länger, manche kürzer, einige sogar, z. B. Zeisig und Zaunkönig, mitten im Winter. Viele Vögel singen des Abends, aber alle am schönsten und anhaltendsten des Morgens mit Anbruch des Tags, und wem schwebt nicht ein schöner Maimorgen in der Erinnerung, wo er mit Entzücken den vielfachen Melodien der befiederten Sänger lauschte. Aber nicht alle Vögel singen, nur die kleinern Arten von Landvögeln besitzen diese Eigenschaft in höherm Grade, unter den übrigen kommen nur hier und da Modulation der Stimme vor, welche man kaum Gesang nennen kann; unter den Schwimmvögeln gibt es keine Sänger.

Der Aufenthalt der Vögel. Stand-, Strich- und Zugvögel.

Die Vögel sind über die ganze Erde verbreitet, doch hat der hohe Norden weniger als die gemäßigte und warme Zone aufzuweisen. Ihr Aufenthalt ist sehr verschieden, auf Bäumen, auf der Erde, dem Wasser u. s. w., sie leben einsam oder gesellig, doch halten sich in der Begattungszeit fast alle paarweise zusammen. Man unterscheidet in Bezug auf den Aufenthalt Stand-, Strich- und Zugvögel.

Standvogel ist der, welcher die Gegend, wo er ausgebrütet wurde, in einem kleinen Bezirk nie verläßt, wenn ihn nicht gänzlicher Mangel an Nahrung daraus vertreibt, und wenn er dazu gezwungen werden sollte, doch nie weit sich verstreicht, um sobald als möglich seinen Wohnort

wieder beziehen zu können. Deutschland hat nur wenige Standvögel: Sperlinge, Goldammern, Zaunkönige und Kolkraben gehören hierher. Sie halten bei uns die größte Kälte aus, wenn nur die Nahrung nicht mangelt.

Strichvögel sind die, welche sich, in größern oder kleinern Gesellschaften vereinigt, da aufhalten, wo sie Nahrung finden und dieser mit einiger Rücksicht auf die Witterung da nachgehen, wo immer sie sich zeigt, ohne sich an eine bestimmte Richtung zu binden. Wahre Strichvögel sind Spechte, Stieglitze, Zeisige, Hänflinge, Kreuzschnabel u. dgl. Viele aber gibt es, welche Stand- und Strichvögel zugleich sind, wie z. B. das Rebhuhn, die Haubenlerche, noch andere, welche zu allen drei Kategorien gezählt werden müssen, wie z. B. die Buch- und Bergfinken, manche Meisenarten u. a. m.

Zugvögel werden die genannt, welche sowol der Kälte als Nahrung wegen ihr Vaterland verlassen und in wärmere Gegenden wandern. Entweder brüten die Vögel bei uns und ziehen im Winter nach dem Süden, oder sie kommen aus dem Norden, um bei uns zu überwintern, oder endlich sie brüten im Norden, überwintern im Süden und ziehen nur bei uns durch. Der Zug der Vögel hat immer etwas Räthselhaftes; sie ziehen allerdings bei eintretender Kälte und Mangel an Nahrung wärmern Gegenden zu, allein es ist doch wahrscheinlich, daß sie während ihrer Reisen von einem uns unbekannten Etwas, nennen wir es Instinct oder wie wir wollen, geleitet werden.[1] Die Vögel sind gewöhnlich vor oder im Anfange der Zugzeit viel fetter als vorher, weil sie Kräfte und Zehrung zur Reise bedürfen, indem sie oft auf der Reise solche Eile haben, daß sie sich unterwegs nicht die Zeit gönnen oder auch keine Gelegenheit haben, Nahrung zu sich zu nehmen. Ob vorempfundene üble Witterung oder sonstige Ursachen zu Grunde liegen, wer weiß es? Der Vogelsteller bemerkt dies oft an dem Zuge kleinerer Waldvögel, der dann, gegen seine Gewohnheit, nicht dem Gebüsche nach, sondern unaufhaltsam über das freie Feld, gegen Westen gerichtet ist und oft von früh bis gegen Nachmittag 3 Uhr anhält, während er sonst nur bis Mittag dauert. Bei schlechter Witterung und widrigem Winde liegen sie dagegen still, fressen viel, gleichsam zum Vorrathe. Bei Lerchen und andern ist es oft umgekehrt. Müssen sie mit dem Winde ziehen und weht dieser in der Zugzeit aus Osten, so kommen sie sehr mager an; springt er aber nach Westen um, so fängt man bald fette Lerchen. Der Zug mit dem Winde ist ihnen anstrengend

---

[1] Zu empfehlen ist: E. F. von Homeyer, „Die Wanderungen der Vögel u. s. w.“ (Leipzig, Th. Grieben's Verlag, 1881).

und unangenehm, daher die Magerkeit. Die Zugzeit der allermeisten Vögel ist die Tag- und Nachtgleiche im Herbst und Frühjahr. Manche ziehen am Tage, manche bei Nacht, andern ist Tag oder Nacht gleich. Diejenigen, welche bei Tage ziehen, versammeln sich in größern Scharen, ziehen von Tagesanbruch bis Mittag, während der übrigen Zeit nehmen sie Nahrung. Sie behalten die Richtung vom Aufgange der Sonne nach deren Niedergange, und wenn sie auch der Wind zuweilen veranlaßt, von dieser Richtung abzuweichen, weil sie am liebsten demselben entgegenfliegen, so wird doch stets auf die Hauptrichtung nach Abend wieder eingelenkt. Die Waldvögel richten sich dabei nach dem Gebüsch, die Feldvögel fliegen geradeaus; Raubvögel wandern stets bei Tage und bei heiterm Himmel. Die Feldlerche zieht eigentlich bei Tage, fürchtet sie aber übles Wetter, so benutzt sie auch stille Nächte; fast alle Ufer- oder Strandvögel reisen bei Nacht, wenn sie es aber eilig haben, auch am Tage. Alle kleinen insektenfressenden Vögel ziehen bei Nacht. Die meisten Nachtzugvögel reisen einzeln, einige aber, wie Enten und Gänse, auch in größern Scharen. Einige wenige legen auch einen Theil der Reise laufend zurück, wie z. B. die Wiesenschnärre.

Manche Zugvögel ziehen, solange es die Witterung erlaubt, in einem fort bis an den Ort ihrer Bestimmung, andere nehmen sich Zeit und gehen nur weiter, wenn die Umstände sie dazu zwingen. Viele reisen ohne Ordnung, dicht an der Erde fliegend, wie z. B. die Lerchen, die Schwalben, andere durchschneiden die Luft in großer Höhe und schönster Ordnung, wie die Reiher, Kraniche, Enten. Die meisten unserer Zugvögel weichen, wenn sie in den Abendländern an die Küsten des Meeres gekommen sind, von ihrer Hauptrichtung ab und überfliegen das Mittelmeer, auf dessen Inseln und an dessen Küsten sie überwintern. Daß sie dort noch einmal brüten sollten, ist falsch, denn wir würden sonst im Frühjahre bei uns die Jungen sehr leicht unterscheiden können. Beim Rückzuge aus ihrem Winteraufenthalte zu uns reisen die Zugvögel stets schneller als auf dem Hinzuge. Merkwürdig ist es dabei, daß bei einzelnen Arten beide Geschlechter derselben Art in abgesonderten Gesellschaften zu uns kommen, gewöhnlich die Männchen eher als die Weibchen, oder gar wie beim Buchfink, der über Winter bei uns bleibt, während das Weibchen davonzieht.[1] Die große Ordnung der Züge, das Regelmäßige der Wiederkehr, die bewunderungswürdige Geschicklichkeit, womit sich die Vögel auf der großen Heerstraße des Himmels zurecht-

[1] Vgl. „Gefiederte Freunde“, 60 Aquarelle angenehmer und nützlicher Vögel gemalt von Leo Paul Robert, geschildert von O. von Riesenthal (Leipzig, Arnold).

finden, sodaß sie alljährlich ihre alte Heimat wieder besuchen, alles das ist eine sehr merkwürdige, lange noch nicht genug aufgeklärte Erscheinung im Leben der Vögel.

Die Nahrung.

Bei keiner höhern Thierklasse ist die Nahrung so mannichfaltig wie bei den Vögeln. Es ist ihnen alles recht, was die Pflanze hervorbringt, Samen, Körner, Kerne, Beeren, Obst, weiche Wurzeln, Blüten, Laub und Sprossen. Ebenso verzehren sie Muscheln, Schnecken, Würmer, Krebse, Spinnen, Insekten aller Art, Fische, Eidechsen, selbst Vögel und Säugethiere. Auch Gekochtes verachten sie nicht, ebenso wenig Aas. Es gibt keinen Vogel, welcher nur auf eine einzige specielle Art Nahrungsmittel angewiesen wäre; doch hat jede Art ihre Lieblingsspeise und jeder Vogel weiß den Ort aufzufinden, wo er diese antrifft. Die meisten suchen ihre Nahrung bei Tage, andere, wie die Eulen, in der Dämmerung, und noch andere bei Tage und Abend. Die Vögel verdauen sehr schnell und bedürfen deshalb viel Nahrung; sie fressen, ähnlich wie die Insekten, mehr als die Erhaltung verlangt, oft an einem Tage so viel, als sie selbst wiegen, z. B. die Schleiereule. Dagegen gibt es viele, welche lange hungern können, und den größern Raubvögeln scheint ein zwei- bis dreiwöchentliches Fasten eben keine große Unbequemlichkeit zu verursachen. Eine Drossel hält, wenn sie fett ist, wol zwei Tage ohne Nahrung aus, ein Fink, ein Fliegenschnäpper stirbt dagegen in weniger als einem Tage schon den Hungertod. Das Getränk der Vögel, frisches Wasser, wird in der Regel reichlich genossen, nur die Raubvögel haben an dem frischen blutenden Fleisch genug. Sie trinken sehr verschiedenartig und können, selbst die zärtlichern Vögel, länger dursten als hungern. Bei dem Verdauungsprocesse verdient noch die Art erwähnt zu werden, wie sich die Raubvögel und die meisten Insektenfresser der harten unverdaulichen Dinge entledigen, welche sie an Haaren, Federn, Knochen, Flügeldecken u. dgl. verschlucken. Diese sondern sich in Menge von den verdaulichen ab und bilden compacte, runde oder walzenförmige Klumpen, welche sie durch Erbrechen von sich geben, das Gewölle genannt. Andere, namentlich die Körnerfresser, verschlucken eine Menge kleiner Steine, wodurch sie das Zermalmen der Speisen im Magen befördern, welche dann auf dem gewöhnlichen Wege wieder mit abgehen. Der Unrath, bei den Raubthieren das Geschmeiß, das Gepräge in der Waidmannssprache, ist nach der Nahrung sehr verschieden, jedoch nach Art und Form jeder Gattung fast ganz eigenthümlich, sodaß daran der aufmerksame Beobachter dieselbe oft so gut zu erkennen vermag, als der Jäger das größere Wild danach unterscheidet.

Die Fortpflanzung. Nestbau. Eier. Brütezeit. Ernährung der Jungen.

Die Fortpflanzung der Vögel. Die eigentliche Begattungszeit ist das Frühjahr, die Monate April und Mai vorzugsweise. Ausnahmen davon sind nicht häufig, wie z. B. der Kreuzschnabel im Januar, die Kolkraben Ende Februar und im März. Die meisten Zugvögel kehren im Frühlinge in einem schönern Federkleide zurück, der Trieb der Liebe beherrscht sie und eifert zur schnellern Reise an, sowie die hier bleibenden ihre Wonne durch fröhliche Gesänge und muntere Geberden ausdrücken, welche man zu einer andern Jahreszeit nicht sieht und hört. Von einem Paare sucht das zuerst ankommende Männchen den Brutplatz auf, fast immer denselben des Vorjahres, wenn nicht wesentliche Veränderungen in dessen Umgebung vorgegangen sind, oft sogar das alte Nest, wie z. B. bei Schwalben, Störchen. Wenn sein Weibchen angelangt ist, leidet es in seinem Bezirke kein anderes Paar. Die meisten Vögel leben in Monogamie, bei vielen scheinen die Ehen für länger als eine Paarzeit geschlossen zu sein, doch nehmen sie es mit der ehelichen Treue eben nicht sehr genau. „Schwieriger, ja vielleicht gar nicht, läßt sich die Frage über die Dauer der Vogelehe bei den Zugvögeln beantworten, am schwierigsten bei denen, welche zwar gemeinschaftlich abreisen, aber geschlechtweise vereinzelt zurückkehren." (v. R., „Gefiederte Freunde".) Die Begattung selbst wird allerorten, nur nicht fliegend, vollzogen. Die Wahl des Orts zur Anlage des Nestes richtet sich nach der Verschiedenartigkeit der Lebensweise, doch binden sie sich dabei selten an strenge Regeln. Die Raubvögel horsten auf großen Bäumen und hohen Felsen, die übrigen Waldvögel auf Bäumen, Sträuchen und in Baumhöhlen; die Sumpfvögel in Sümpfen auf feuchtem Boden; die Hühnerarten und Feldvögel auf der Erde; die Wasservögel in Schilf und Rohr; selbst schwimmende Nester werden gebaut, und einige, wie die Uferschwalbe, nisten in der Erde. Die Anlage und Verfertigung des Nestes ist oft sehr einfach, oft aber bietet dieselbe die bewundernswürdigste Sorgfalt und Geschicklichkeit dar.[1] Jede Gattung hat in dem Bau und in der Form der Nester und in den dazu gewählten Materialien etwas Eigenthümliches, wovon sie nur selten abweicht, und der Kunsttrieb, welcher die jungen Thiere dabei leitet, ist in hohem Grade merkwürdig. Auch auf die äußere Bekleidung wird Sorgfalt gewendet, um den Verfolger zu täuschen, indem das Nest der Umgebung möglichst

[1] Vgl. S. 38 von „Thiere der Heimat. Deutschlands Säugethiere und Vögel von Gebrüder A. und K. Müller" (Kassel, Th. Fischer).

angepaßt wird. Beim Nestbau selbst sind beide Gatten in der Regel thätig, doch beschränkt sich die Hülfe des Männchens größtentheils auf das Herbeischaffen der Baumaterialien, und das Weibchen ist Baumeisterin. Nur die Raubvögel tragen die Materialien in den Fängen herbei, sonst wird der Schnabel dazu gebraucht. Rücksichtlich der Form ist die napfförmige vorherrschend, doch gibt es der Abweichungen sehr mannichfaltige; bei den künstlichern ist auch die innere Fläche immer glatt ausgepolstert und schön gerundet. Wenn das erste Nest im Frühling zerstört wird, bauen sie zwar kurz darauf ein zweites, doch wird das nie so schön, als das erste, da sie mit dem Baue sehr eilen müssen.

Kaum ist das Nest fertig, so wird auch schon das erste Ei hineingelegt und damit alle Tage fortgefahren, bis das Gelege vollständig ist; selten wird einmal ein Tag ausgesetzt. Die Zahl der Eier ist bei den Gattungen und Arten der Vögel sehr verschieden, doch finden innerhalb der Gattungen selten Abweichungen darin statt, am ersten thun das diejenigen, welche viele Eier legen. Junge Vögel und sehr alte legen gewöhnlich weniger. Das Rebhuhn legt 12—20 Stück, die Tauben 2, die großen Raubvögel und Alken nur 1, die Schnepfen selten über 4 u. s. w. Die Größe des Eies steht zu der des Vogels in einem gewissen Verhältnisse, weicht jedoch in manchen Fällen sehr beträchtlich davon ab. Der Größe des Körpers am angemessensten scheinen die Eier der Singvögel zu sein, wogegen alle Wasservögel auffallend große Eier haben, das des Kukuks dagegen unverhältnißmäßig klein ist. Die Form der Eier ist rund, walzen- oder birnförmig, auch die Farbe schwankt sehr, obgleich die Grundfarbe der kalkartigen Schale immer weiß bleibt. Sie sind einfarbig: weiß, mit einer röthlichen, gelben, braunen, am häufigsten meergrünen Beimischung, oder in diesen verschiedenen Farben punktirt, gesprenkelt, gefleckt, marmorirt und gewölkt. Außer der dünnen, harten, kalkartigen Schale besteht das Ei im Innern aus mehrern Häuten, dem Eiweiß, dem Dotter, dem Hagel und der Narbe. Die äußere Schale ist an der Oberfläche glatt oder rauh, immer aber mit einer Menge kleiner Poren versehen, welche oft für das unbewaffnete Auge zwar nicht sichtbar sind, aber doch genügen, daß die Luft und Brutwärme durchdringen und das Ei selbst ausdünsten kann. Das Innere wird unter dieser Schale von drei zarten, pergamentartigen Häuten umschlossen, der Dotter ist ebenfalls in ein Häutchen eingehüllt und vom Eiweiß umgeben, welches nach außen zu dünnflüssiger ist als am Dotter. Hagel heißen zwei zarte Schwebebänder, oben und unten an dem Dotter angebracht, und die Narbe ist der kleine linsenförmige Körper zur Seite im Dotter, den Keim des neuen Geschöpfes enthaltend, dessen Entwickelung

erst außerhalb des Mutterleibes vor sich geht, indem durch die körperliche Wärme des Vogels das Ei ausgebrütet wird.

Das Geschäft des Brütens liegt eigentlich dem Weibchen ob, immer bei denen, die in Polygamie leben; bei denen, welche sich ordentlich paaren, nimmt aber auch das Männchen theil. Es löst das Weibchen ab, während dieses dem Futter nachgeht, oder trägt das Futter herbei, oder hält wenigstens in der Nähe des Nestes Wache. Die Vögel verwenden alle eine besondere Sorgfalt auf das Brutgeschäft, schützen und bewachen ihre Eier und Jungen sehr ängstlich und bedienen sich dabei mannichfacher Listen. Die Dauer der Brütezeit steht mit der Größe des Vogels fast immer im directen Verhältnisse; die kleinen Singvögel brüten z. B. 13—14 Tage, das Rebhuhn 20—21, die wilde Gans 28 Tage und der Schwan 5 Wochen. Die Temperatur der Luft hat hierauf zwar einigen Einfluß, doch ist er weit merklicher bei der spätern Erziehung der Jungen. Das junge Geschöpf, welches im Ei von dem Dotter und dem Eiweiß ernährt wird, durchbricht selbst die Schale, schlüpft entweder nackt, wie die Singvögel, oder mit einem weichen Flaum bekleidet, wie die Sumpf- oder Wasservögel, aus und wird von der Mutter gewärmt, gleichsam fortbebrütet, da Wärme vorerst das Nothwendigste für dasselbe ist, bis das Federkleid heranwächst. Die Vögel, welche schon mit Dunen versehen auskriechen, verlassen das Nest sofort, laufend oder schwimmend, und kehren selten dahin zurück, indem sie die Mutter unter die Flügel nimmt und wärmt, an dem Orte, wo sie sich eben befindet. Diese erste Bekleidung der Jungen ist nach den Gattungen verschieden, wobei sich die Verwandten mehr oder weniger ähneln.

Die Ernährung der Jungen liegt, solange sie im Neste gefüttert werden, bis sie flügge sind, beiden Gatten ob; sie vertheidigen sie bei eintretenden Gefahren, und Sorge und Arbeit für die Erhaltung und Erziehung ihrer Kinder beschäftigt die Aeltern mit Hintansetzung ihres eigenen Wohls. Der anmuthige Gesang der Singvögel verstummt, nur ängstliche Klagetöne werden gehört. Die Witterung ist auf das frühere oder spätere Ausfliegen von großem Einflusse, auch gehen durch schlechtes, kaltes Wetter viele junge Vögel zu Grunde. Die kleinen Singvögel fliegen bei schönem, warmem Wetter nach 8—10 Tagen schon aus, während sie bei ungünstiger Witterung noch einmal so lange im Neste sitzen. Junge Raubvögel und Krähen sitzen lange im Neste, während die hühnerartigen, die meisten Sumpf- und fast alle Wasservögel mit der Mutter fortlaufen oder schwimmen, sowie sie nach dem Ausschlüpfen aus dem Ei sich nur etwas erwärmt haben. In der Art des Zutragens der Fütterung für die Jungen herrscht eine große Verschiedenheit unter

den Vogelgattungen. Die Falken z. B. tragen sie in den Fängen zu, zerstückeln sie und legen sie zum Verschlingen vor; die Reiher sowie die Krähenarten bringen sie in der dehnbaren Kehle (Kropf) und stecken den Jungen das Futter in den Schnabel; die insektenfressenden tragen die Nahrung einfach im Schnabel heran, und manche körnerfressende quellen dieselbe vorher im Kropfe.

Die meisten Vögel machen nur eine Brut im Jahre und nur, wenn die erste zerstört ist, noch eine zweite; mehrere brüten regelmäßig zweimal; wo das der Fall ist, bringt nach Bechstein die erste, stärkere Brut allemal fast lauter Männchen, die zweite fast nur Weibchen. Jede Art paart sich im Naturzustande nur mit ihresgleichen, und unter allen Vögeln machen nur die Nebelkrähen und Rabenkrähen davon eine Ausnahme. Gezähmt dagegen findet man öfters Bastarderzeugnisse, bei gezähmten Vögeln auch Monstrositäten und Misgeburten. Abnormitäten bei den Eiern, wie z. B. zwei Dotter, verdrückte Formen, Eier ohne Kalkschale werden ebenfalls zuweilen gefunden, im wilden Zustande jedoch immer seltener. Fast alle Vögel erhalten noch im ersten Jahre ihre Mannbarkeit und damit die Gefiederfarben der Alten, doch finden auch darin Ausnahmen statt. Manche Vögel haben gemeinschaftliche große Brutplätze, wie man namentlich bei den nordischen Wasservögeln antrifft, wo an vielen Seeküsten jeder Fleck mit ihren Nestern und Eiern besetzt ist, sodaß einzelne Vogelberge und ganze nur von Vögeln bewohnte Inseln vorkommen.

Die Mauser und die verschiedenen Federkleider.

Wenn die Erziehung der Jungen beendigt ist, so trennen sich die Geschlechter, denn nur wenige Vögel bleiben außerdem auf längere Zeit gepaart, obwol die meisten Gatten sich im folgenden Jahre wieder zusammenfinden. Es tritt dann für die Vögel die traurigste Zeit im Jahre ein, das Mausern oder Rauhen. Die Oberfedern, nicht die Flaumfedern, fallen ihnen aus und es wachsen neue dafür, es ist also die Mauser ein Abstoßungsproceß, wie bei den Säugethieren das Haaren. Die Mauser findet ein- oder zweimal im Jahre statt. Die Zeit der Mauser fällt bei vielen Vögeln im Juli, bei einigen noch früher, bei vielen wieder später, ja bei einigen, welche aber den Winter in wärmern Ländern zubringen, auch in diesen; meistentheils fällt jedoch die Zeit der Mauser in den Herbst. Die alten Federn fallen nicht auf einmal aus, sondern nach und nach, bei manchen, wie bei den Graugänsen, dauert es 2—3 Wochen, bei den Spechten wol eben so viel Monate. Die Schwanz- und Flügelfedern, bei welchen gewöhnlich

die gleichgestellte Feder an jeder Seite ausfällt, ergänzen sich so allmählich, daß die folgenden sich abstoßen, wenn die vorhergehenden neuen wieder gewachsen sind, sodaß der Vogel nicht am Fliegen gehindert wird. Doch machen davon die schnell sich mausernden eine Ausnahme, denn z. B. die wilden Gänse und Enten können in der Mauserzeit gar nicht fliegen. Alle Vögel sind im Anfange derselben traurig und fressen wenig, doch findet sich die Freßbegierde bald und in hohem Grade wieder. Auch die Jungen des ersten Jahres mausern häufig, bei den Sommervögeln vor Antritt ihrer Reise, manche aber tragen auch das Jugendkleid ein ganzes Jahr. Die Vögel mit einer zweifachen Mauser, wie die meisten Wasservögel, wechseln das Federkleid im Sommer und im Winter. Die neuen Federn sehen immer besser aus, sind vollständiger ausgebildet und haben eine größere Farbenpracht. Die Federn der jungen Vögel sind meist grau und braun melirt, ohne bestimmte Sonderung der Farben und scharfe Begrenzung der Zeichnungen, welche sich erst später, oft erst nach mehrern Jahren herausstellen. Man hat daher unvermauserte, einjährige, zweijährige und alte, reife Vögel, und zwar im Herbst-, Frühlings- oder Hochzeitskleide, oder wie man sie auch unterscheidet, im Winter- und Sommerkleide. Bei den Beschreibungen und der Bestimmung der Vögel ist darauf besonders Rücksicht zu nehmen, und das Studium der Ornithologie wird dadurch nicht unerheblich erschwert, sowie hierin auch der Grund zu mancher Verwirrung liegt, indem man, verführt durch die verschiedenen Federkleider, aus einer und derselben Art mehrere geschaffen hat. Von Anfang des Jahres bis zum Mai haben die Vögel in der Regel ihr vollkommenstes Gefieder, und das ist also die beste Zeit zum Ausstopfen. Uebrigens entsteht auch häufig eine Farben- und Zeichnungsverschiedenheit ohne Mauser durch das Abreiben der Federränder, worauf ebenfalls Rücksicht zu nehmen ist.

Nicht allein das Gefieder erneuert sich bei der Mauser, sondern auch die Oberhaut an den Füßen, am Schnabel und an andern kahlen Theilen. Die Farbe der Schnäbel und Füße wird bei fast allen Vögeln gegen das Frühjahr hin lebhafter, immer aber ist die Farbe dieser Körpertheile bei den alten und jungen Thieren verschieden, ebenfalls ändert sich auch im vorschreitenden Alter die Farbe des Augensterns. Die Farben der Federn sind alle mehr oder minder dem Verbleichen ausgesetzt, welches gegen die Zeit der Mauser hin so hervortritt, daß das Gefieder ganz anders aussieht, als wenn es noch frisch ist. Viele zarte Farbenanflüge aber, welche wir beim lebenden Vogel oft so sehr bewundern, verlieren sich in ganz kurzer Zeit nach dem Tode des Thieres. Auch

unter den Vögeln finden sich viele Spielarten, namentlich in dem Federkleide derselben, indem die Farben sehr blaß werden, weißlich oder selbst reinweiß, in welchem letztern Falle die Pupille roth ist (Albinos oder Kakerlaken). Sie sind meist Schwächlinge.

Krankheiten, Lebensdauer und Feinde.

Der periodische Federwechsel ist zur Erhaltung der Gesundheit des Vogels nothwendig, ebenso scheint es auch das Baden zu sein, welches entweder im Wasser oder im Staube vorgenommen wird. Die Vögel scheinen besondern Krankheiten in dem Zustande der Freiheit nicht zu unterliegen, nur kann ungünstige Witterung einen nachtheiligen Einfluß, besonders auf die Jungen äußern. Man kann daher annehmen, daß sie ein außerordentlich hohes Alter erreichen, worüber uns auch von gezähmten Vögeln die Naturforscher einige Beispiele erzählen. Es ist indessen nicht möglich, für die Lebensdauer eine bestimmte Anzahl von Jahren anzugeben, obgleich es scheint, daß manchen größern Arten das Lebensziel weiter hinausgesteckt ist als den kleinern. Wären daher die Vögel nicht den Verfolgungen so vieler Feinde ausgesetzt, so müßte sich ihre Zahl vermehren statt vermindern, während das letztere offenbar der Fall zu sein scheint, wol vorzugsweise mit bedingt durch das Fortschreiten der Bevölkerung. Der Mensch selbst trägt das meiste zur Verminderung derselben bei [1], nicht nur dadurch, daß er sie zu seinem Nutzen tödtet, sondern auch durch Leichtsinn oder Frevel werden unendlich viele Gehecke zerstört, und es ist wahrlich zeitgemäß, daß diesem Unwesen Schranken gesetzt werden. Gesetze und Vereine [2] zum Schutz der Vögel wirken in dieser Hinsicht zwar wohlthätig, aber es bleibt dabei doch noch vieles zu wünschen übrig, und jeder Freund der Natur ist gewissermaßen verpflichtet, mitzuwirken zum Schutz und zu der Erhaltung dieser lieblichen Geschöpfe. Alle Raubthiere unter den Säugethieren sind Feinde der Vögel und fangen sie oder stellen ihren Eiern nach; die Raubvögel spielen bei diesem Vertilgungskriege eine bedeutende Rolle, selbst deutsche Amphibien, z. B. die Ringelnatter, frißt junge Vögel und Eier. Gegen alle diese Feinde gab die Natur den Vögeln nur wenige Waffen. Der Schnabel zum Beißen, die Füße zum Kratzen, die Flügel zum Schlagen, alle diese Vertheidigungsmittel sind selten stark genug, dem Feinde Widerstand zu leisten; die Flucht und das listige Aufsuchen angemessener Versteckplätze sind am Ende die wirksamsten Rettungsmittel.

---

[1] Vgl. „Monatsschrift des deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt", Jahrgang 1882, S. 251.
[2] Z. B. der deutsche Verein zum Schutze der Vogelwelt.

Nutzen und Schaden.

Der Nutzen, welchen die Vögel in dem großen Haushalte der Natur haben, ist sehr beträchtlich, namentlich helfen sie das Gleichgewicht in den verschiedenen Thierklassen herstellen durch die Vertilgung einer unendlich großen Menge von Insekten. Wenn man nur ein einziges brütendes Pärchen genau beobachtet, so wird man sich von der Masse einen Begriff zu machen im Stande sein, und ohne die Thätigkeit dieser Thiere würden die Insekten bald zu einer unerträglichen Plage sich vermehren. Auch verbreiten die Vögel manche nützlichen Gewächse; wie fleißig pflanzt nicht z. B. der Holzhäher die Eicheln; andere aber verzehren den Samen mancher Unkräuter und das die Luft verpestende Aas. Aber auch der unmittelbare Nutzen der Vögel ist sehr groß. Lebendig ergötzen sie uns durch ihr munteres Wesen und ihren reizenden Gesang, sowol in der Natur als auch als Stubenvögel; dienen zur Verbindung ferner Länder, wie die Post- oder Brieftaube; zur Jagd, wie einige Raubvögel; selbst zum Fischfang hat man sie abgerichtet. Noch bedeutender aber nützen die Vögel durch ihre Stoffe, durch ihr Fleisch, ihre Eier, ihre Federn und ihr Fett, auch die Felle werden zur Bekleidung gebraucht, und bekannt ist es, daß von einigen Gattungen indischer Mauerschwalben die Nester eßbar sind, sowie auch ihre Excremente als Düngerstoff dienen (Guano). So groß der Nutzen der Vögel ist, so gering stellt sich der Schaden [1] heraus, welchen sie namentlich dem Land- und Forstwirthe verursachen durch das Auflesen von Saatkörnern, durch das Benaschen von Obst, durch das Abpflücken junger Pflanzen u. dgl., und die Raubvögel durch das Tödten unserer Hausvögel und das Beeinträchtigen unserer Jagdreviere.

---

[1] Vgl. „Deutschlands Säugethiere und Vögel, ihr Nutzen und Schaden", von E. F. von Homeyer.

Einundzwanzigster Abschnitt.

Ordnung: Hühner. Gallinae.

Schnabel kurz und gewölbt, mehr oder weniger abwärts gekrümmt und dick, Oberkiefer deckt den Unterkiefer durch die Seitenränder gänzlich. Nasenlöcher unter einer häutigen Wulst bald nackt, bald mit Federn bedeckt, an der Schnabelwurzel liegend. Die Füße mit 3 Vorderzehen, an der Wurzel dieser eine Bindehaut und mit einer, wenn sie vorhanden, höher stehenden Hinterzehe. Die großen Schwingen abgerundet, die dritte bis fünfte die längste; Flügel muldenförmig gehöhlt.

Familie: Feldhühner, Perdicidae.

Gattung: Perdix.

Vom Rebhuhn.

Das Rebhuhn, Perdix cinerea *Briss.*
Starna perdix *Bonap.;* Tetrao perdix *Linné.* — Feldhuhn.

Waidmännische Ausdrücke.

Die Füße heißen Ständer; der braune hufeisenförmige Fleck auf dem Bauch heißt Schild; die Alten und Jungen einer Familie zusammen heißen ein Volk, hin und wieder Companie, in der dann der Hahn Corporal genannt wird; vereinigte Mitglieder verschiedener Völker heißen: Kette; wo sich die Rebhühner aufhalten, da liegen sie; wenn sie fortfliegen, so stehen sie auf; geschieht das niedrig, so streichen oder ziehen sie, wenn hoch, so stieben sie; lassen sie sich nieder, so



Rebhühner.

fallen sie ein, die Nahrung heißt Weide (auch wol Aesung), daher fallen sie auf die Weide (oder Aesung); fliegt das Volk beim Aufstehen auseinander, so hat es sich gesprengt; die ausgekratzte Vertiefung, in welcher es liegt, heißt Lager; baden sich die Hühner im Sande, so hudern oder stäuben sie sich; gesellen sie sich zur Fortpflanzung zusammen, so paaren sie sich oder fallen zu Paaren; bekommen die Hähne die charakteristische Färbung des Gefieders, so schildern sie.

Naturgeschichte.

Die Gattung der Feldhühner (Perdix) hat einen starken, kurzen, bauchig aufgetriebenen Schnabel; zwischen den Nasenlöchern eine Art Wachshaut, um die Augen eine warzige Haut; Schreitfüße unbefiedert; Schwanz kurz, abgerundet und niedergebogen; Flügel kurz, die drei ersten Schwungfedern die kürzesten, gleichmäßig abgestuft, die vierte und fünfte die längste.

In Deutschland kommt häufiger nur die eine Art, das gemeine Feldhuhn (Perdix cinerea), vor, während auf den Schweizer-Alpen auch das Steinfeldhuhn (Perdix saxatilis) zu Hause ist. Das rothe Feldhuhn (Perdix rufa, Perdrix rouge der Franzosen) ist bei uns nicht heimisch, und mehrere Versuche, es im Freien anzuziehen, sind fehlgeschlagen, da es mehr das warme Klima liebt.

Das gemeine graue Rebhuhn, Feldhuhn, in einigen Gegenden Rufhuhn, in andern Wildhuhn genannt, ist ein Stand- oder Strichvogel. Es ist 31—34 cm lang, und die Flügelbreite beträgt 53—58 cm. Der Oberleib ist aschgrau, zum Theil auf dem Wirbel und Hals hinunter mit braunen und schwärzlichen wellenförmigen Linien besetzt. Die Schläfe, Stirn, Kehle und der Schwanz, welcher letztere aus 18 kleinen Federn besteht, keilförmig und gewölbt ist, sind braunroth. Die Schwungfedern braun mit rostfarbigen Bändern. Die Brust fast bläulich, die Seiten aschgrau mit einigen rothen Federn vermischt. Unter den Augen ist ein kahler rother Fleck, der sich bis hinter dieselben hinumzieht und mit kleinen Wärzchen besetzt ist. Der Schnabel, dessen obere Kinnlade, die an den Seiten über die untere hervorragt, gewölbt, ist bei den Jungen braun, bei den Alten bläulich. Ihre Ständer sind 5,2 cm hoch, bei den Jungen anfangs an den kahlen Stellen gelb gehäutet, hernach weißlich, in der Folge, wenn sie ausgewachsen sind, bräunlich, fleischfarben; wenn sie einige Jahre alt werden, fast schwarz. Die Hähne unterscheiden sich von den Hühnern durch einen stumpfen Sporn an jedem Fuß, ingleichen durch ein hufeisenförmiges kastanienbraunes Schild unter dem Bauche

und die röthere Färbung auf dem Rücken, sowie das Weibchen auch vorzüglich daran zu erkennen ist, daß es neben dem Fehlen des Sporns und des Brustschildes einen hellern warzigen Fleck am Auge hat, und daß der am Männchen bis an die rostgelben schwarzbespitzten Spitzen braunroth gefärbte Schwanz [1] durchaus aus ganz rostrothen Federn besteht, daß es auf dem Kopf weiß getüpfelt, auf dem Rücken grauer, am Unterleibe aber heller als das Männchen ist. Ehe die Rebhühner ausgewachsen sind, haben sie, wie vorerwähnt, anfangs gelbe Ständer, deren Farbe sich ebenso wie die ihrer Federn ändert. Was die letzten anlangt, so kommen die braunrothen und schwärzlichen Federn, sowie bei dem Männchen das Brustschild erst dann, wenn sie zu schildern anfangen, der rothe Fleck an den Augen [2] aber schon nach drei Monaten zum Vorschein. Die ausgewachsenen Jungen sind von den Alten größtentheils nur allein an der Form der äußersten letzten Schwungfeder, die nach der ersten Mauser spitzig, im folgenden Jahre abgerundet erscheint, zu erkennen. Als Farbenvarietät kommen die weißen Rebhühner (perdix cinerea candida) häufiger vor, welche nicht eigentliche Kakerlaken sind, sondern nur ein mehr oder weniger weißes Gefieder zeigen. Die mit einzelnen weißen Flecken, unregelmäßig gestellt, findet man nicht selten. Auch eine blasse Spielart gibt es, indem nämlich die gewöhnliche Gefiederfarbe wie abgebleicht erscheint. Seltener findet man dunklere Farbenvarietäten.

Das Rebhuhn hat verhältnißmäßig wenig Federn und viel Fleisch. Es fliegt schnell, bewegt im Fluge die Flügel fast gar nicht, kann aber sich weder sehr hoch schwingen, noch sich solange wie andere Vögel in der Luft erhalten, desto besser aber laufen. Seine liebste Nahrung besteht in Weizen-, Gersten- und Erbsenkörnern, sonst auch in grünem Gras und Kräuterspitzen, Buchweizen, Hirse, Kohlblättern, Wachholderbeeren, im Winter in der grünen Saat, nach der es unter dem Schnee scharrt. Die Rebhühner halten sich daher gern auf Saatfeldern und besonders in fruchtbaren milden Gegenden auf, lieben die Berge nicht, sondern mehr die Ebenen, höchstens ein Hügelland. Solange ihre Jungen noch nicht vollgewachsen sind, sind sie gern nahe an Gebüschen und Waldungen, wo sie am Tage Ruhe und Schutz vor dem Raubvogel finden, dagegen sie

[1] Das Huhn pflegt den Schwanz im Fluge fast immer etwas mehr auszubreiten als der Hahn, woran es denn im Fluge ebenfalls zu erkennen ist.

[2] Der Zeitpunkt, in dem sich diese Röthe zuerst zeigt, ist für die Jungen gewissermaßen kritisch. Vor dieser Zeit sind sie weichlich und schwach, haben sehr kleine Flügel und können keine Nässe ertragen. Wenn sie diesen Zeitpunkt überleben, fangen sie an stark zu werden, und die Flügel wachsen zusehends heran.

später im Herbst um Michaeli sich weiter von den Gebüschen entfernen und in die offenen weiten Felder streichen; immer aber halten sie sich da am liebsten auf, wo sie ausgebrütet sind, und wenn sie auch oft aufgescheucht werden, kehren sie doch immer dahin zurück. Niemals setzt sich das Feldhuhn auf einen Baum. Da, wo dies hier und da beobachtet worden, war es gewiß ein angeschossenes. Im Winter ziehen sie sich gern in die Nähe der Dörfer und Gärten, liegen dann, wenn sie nicht weiden, um sich gegenseitig zu erwärmen, in dicht gedrängten Haufen, und lassen sich, wenn Schnee fällt, völlig verschneien, bis das ungestüme Wetter vorüber ist und sie wieder hervorkommen können. Ihre Verbreitung in geographischer Hinsicht erstreckt sich vom südlichen Schweden bis zu den Küsten des Mittelmeers, von Livland, Dänemark, England bis Spanien, Italien und Griechenland herab, vorzugsweise jedoch bewohnen sie die gesegneten Fluren Deutschlands. Jede Familie lebt beständig in geschlossener Gesellschaft. Sie bleibt so lange beisammen, bis die Zeit der Paarung diese Gesellschaft im Ganzen trennt, jedes Männchen sich zu einem Weibchen gesellt und sich mit diesem absondert.[1] Die Paarungszeit erfolgt nach Abgang des Winters, je nachdem die Witterung günstig ist, früher oder später. Das Pärchen, welches sich einmal zueinander gesellt hat, verläßt sich nie, und lebt in der Folge stets in unzertrennlicher Verbindung. Sobald das Männchen während der Paarungszeit die Gattin vermißt, fängt es, besonders in den Morgen- und Abendstunden, eifrig zu rufen an. Das Weibchen antwortet dann schnell und eilt zu dem Gatten. Sobald sie zusammenkommen, duckt sich das Huhn, während der Hahn unter beständigem Kopfnicken und kurzem Schnuchzen mit ausgebreiteten Flügeln um dasselbe herumläuft und endlich den Act der Begattung vollendet. In dieser Zeit finden oft heftige Kämpfe der Hähne um die Geliebte statt, auch vertheidigt der Hahn das einmal eingenommene

---

[1] Bisweilen, jedoch nur selten, gesellt sich zu dem Hahne noch ein zweites Weibchen, wenn etwa das mit diesem gepaart gewesene Männchen zufällig umgekommen, oder es ohne Gatten geblieben ist. Der Hahn züchtet sich sodann, nach dem Jägerausdruck, an zwei Hennen, die alsdann ihre Eier zusammenlegen und gemeinschaftlich ausbrüten, daher die oft ungewöhnlich große Anzahl eines einzigen Volks. Bisweilen trifft es sich auch, daß, da gewöhnlich mehr Hähne als Hennen ausgebrütet werden, fich mehrere Hähne um ein Huhn streiten, welches auf diesen Fall entweder die Gegend verläßt und sich einem andern Hahn zugesellt, oder auch ungepaart bleibt, oder auch wol durch die beständige Unruhe am Nestbauen verhindert wird und seine Eier zerstreut fallen läßt, die sodann umkommen. Es ist daher sehr zweckmäßig, die überzähligen Hähne wegzuschießen, weil diese die Paarung stören; hierauf kann der Jäger nicht genau genug achten und muß sich deshalb auch mit den Kennzeichen der Hähne ganz vertraut machen. Wie die Natur dazu kommt, bei diesen in strengster Monogamie lebenden Thieren einen solchen Ueberschuß des männlichen Geschlechts entstehen zu lassen, ist schwer zu erklären. Naumann ist der Ansicht, daß der Grund darin zu suchen sei, daß die Hühner sich häufig für die Jungen opferten, und behauptet, daß man, wenn man die Reste eines von Raubzeug gefressenen Rebhuhns finde, in den allermeisten Fällen diese von einem Huhn seien.

Nestrevier gegen spätere Eindringlinge mit großer Herzhaftigkeit. Das Weibchen macht sein kunstloses Nest ohne viele sorgfältige Zubereitungen größtentheils nur aus Gras, Heu oder Stroh auf der Erde, oder auch im Gesträuche, wobei es jedoch immer eine kleine Vertiefung, die Furche eines Kornfeldes, oft den Fußtritt eines Ochsen oder Pferdes auf einer Wiese oder Heide wählt. Sie legen gewöhnlich, und zwar alte Hühner 15—18, zuweilen, wiewol selten, über 20 Eier, junge, die sich zum ersten mal paaren, nicht leicht über 10—11. Die Eier ähneln der Birnenform, sind kurz, an dem einen Ende sehr spitz zugerundet, an dem entgegengesetzten sehr stumpf abgerundet, von einem blassen, fast weißlichgrünen Braungrau; 37 cm lang und 28 cm breit. Die Rebhühner machen jährlich nur ein Geheck.

Wenn man weniger als 8 Eier in einem Neste findet, so ist dies fast immer ein Beweis, daß einige durch Raubthiere oder andere Zufälle zerstört worden sind, oder daß das ganze Gelege zu Grunde gegangen war. In diesem Falle macht das Weibchen ein neues Nest, selten weit vom ersten entfernt und legt von neuem, dann aber selten mehr als 12, gewöhnlich weniger. Kommen aber die bereits ausgebrüteten Jungen um, so wird ein neues Geheck nicht gemacht. Das Weibchen bleibt dann in diesem Jahre gelte [1] (kinderlos). Die Henne fängt nicht eher zu brüten an, als bis das ganze Gelege vollzählig ist.

Die Brütezeit währt drei Wochen, bei kalter Witterung länger.

Die Henne ist äußerst emsig beim Brüten. Der Hahn unterstützt sie dabei durch seine Wachsamkeit und Sorgfalt; er hält sich fast immer nahe bei dem Nest. Sobald die Henne aufsteht, ihre Nahrung zu suchen, begleitet er sie. Er verläßt sie selbst dann, wenn er andere Hennen locken hört, nie, antwortet diesen zuweilen, geht aber nicht zu ihnen. Die Jungen laufen, sobald sie nur dem Ei entschlüpft sind, oft noch mit einem Theil der Eierschale auf dem Rücken, herum. Unleidlich sind dem brütenden Rebhuhn die Veränderungen in der nächsten Umgebung seines Nestes, das Abmähen des Grases, Klees u. s. w., der öftere Besuch von Menschen. Der Jäger hat deshalb, soviel als möglich, das Nisten in den Kleefeldern zu vermindern, wozu öfteres Absuchen derselben in der Paarungszeit einiges beitragen kann.

„So sorgfältig das Männchen während der Brütezeit um sein Weibchen ist, ebenso theilt es mit der frohen Mutter — wie Buffon sagt — die Sorgen der Erziehung. Sie führen beide die Jungen

---

[1] Der Ausdruck „gelte“ paßt wol nicht hierher; er gilt von einer Henne, die überhaupt nicht gelegt hat oder überhaupt nicht mehr legt. (v. R.)

gemeinschaftlich, locken sie ohne Unterlaß, weisen ihnen die zuträglichste Nahrung — die erste der jungen Rebhühner besteht in Ameiseneiern und kleinen Insekten — an, und lehren sie durch ihr Beispiel, wie sie Futter aus der Erde scharren sollen. Nicht selten findet man die Alten nebeneinandersitzen und mit ihren Flügeln die untergekrochenen Jungen bedecken, deren Köpfe von allen Seiten mit blinkenden Augen hervorragen. Solange die Jungen noch klein sind, läuft der Hahn, wenn die Mutter die kleine Familie zur Nahrung herumführt, immer voran, um zu sehen, ob etwa Gefahr vorhanden ist. Sobald sich ein Feind nähert, zeigt er es durch Rufen an, damit die Henne mit den Jungen sich bei zeiten verbergen könne. Bei der Annäherung eines Hundes fliegt der Hahn allemal zuerst mit einem lauten, warnenden Geschrei auf und fällt oft alle 30—40 Schritte wieder zur Erde nieder, um den Feind von der Brut abzulocken. Die Henne, die gleich nach dem Hahn aufsteht und sich weit hurtiger und schneller, jedoch allemal in einer andern Richtung entfernt, läuft, sobald sie sich wieder niederläßt, in der größten Geschwindigkeit längs der Furche zu den Jungen zurück und führt diese eine große Strecke fort.“

Wenn die Jungen erwachsen sind, bleibt die gegenseitige Anhänglichkeit zwischen Aeltern und Kindern immer der vorherrschende Zug, so daß alle eine feste Familienbande bilden, worin den erstern die Sorgen der Erhaltung und der Beschützung obliegen. Ist die Familie durch einen Feind zerstreut und auseinandergebracht, so wendet sowol der Hahn als die Henne alle nur mögliche Sorgfalt an, ihre Jungen durch Locken und Rufen wieder zusammenzubringen. Geschieht dies in Gebüschen und des Abends, so fliegt die Henne, sobald sie nur einige Junge gesammelt hat, gewöhnlich mit diesen ins Feld [1], dagegen der Hahn unterdessen sowol in als an dem Gebüsche herumzieht und die übrigen an sich lockt, mit denen er sodann, wenn es dunkel wird, zu der Henne, die unterdessen ebenfalls immerwährend ruft und lockt und zu dem Platze hineilt, wo sie die Nacht zubringen. Ist die ganze Schar noch nicht beisammen, so streicht der alte Hahn nochmals nach dem Gebüsche zurück, lockt wiederholentlich, bis sich die übrigen zurückgebliebenen Jungen melden. Er fällt dann, sobald sie sich gesammelt haben, mitten unter ihnen ein und führt sie zu der harrenden Mutter. Es ist ihnen indessen das Locken in den Abendstunden selbst dann, wenn sie nicht zerstreut werden, sondern blos auf der Weide auseinandergelaufen sind, gewöhnlich. Im Gebüsche geht es auf die vorangezeigte Art vor sich, anders und mit leichterer Mühe

---

[1] Das Rebhuhn bleibt nie die Nacht über in Wäldern und Gebüschen.

dagegen, wenn das Volk im Felde liegt. Sobald die Nacht einbricht, fangen sie an zu locken und fliegen, nachdem sie dies eine kurze Zeit fortgesetzt haben, auf, fallen dann in einer kleinen Entfernung nieder, locken wiederholentlich, fliegen nochmals auf, und bleiben dann gewöhnlich die Nacht über auf dem Platz, wo sie zum dritten mal einfallen. Sie bereiten sich dort, indem sie gemeinschaftlich eine Höhlung auskratzen, ihr Nachtlager, und drücken sich in diesem kreisförmig, Kopf gegen Kopf gerichtet, aneinander. Sobald der Morgen graut, läuft das ganze Volk aus dem Lager heraus, während die Alten, um Vereinzelung zu verhüten, eifrig rufen. Dann fliegt die ganze Schar eine Strecke fort, fällt nun zwar ein und lockt wiederholentlich, steht aber wiederum auf und hält sich auf dem Punkte, wo der dritte Ruf ertönt, gewöhnlich mit aufgerichteten Köpfen so lange auf, bis die Sonne aufgegangen ist. Nun gehen sie auf die Weide, bis sie gesättigt sind und der Thau größentheils abgetrocknet ist, stäuben sich, wenn Witterung und Trockenheit des Bodens es gestatten, in der trockenen lockern Erde oder im Sande, ziehen sich oft unter nochmaligem Locken wiederum zusammen, stehen abermals auf und bleiben, nach erfolgtem Einfall, wenn keine Störung erfolgt, den Tag über fest liegen.

Feinde hat das arme Rebhuhn sehr viele. Unter den vierfüßigen ist besonders der Fuchs mit seinen Raubverwandten, dem Marder, Iltis, Wiesel und der Katze zu erwähnen. Weniger thun ihm die Igel, Ratten und Hamster, auch die Hunde nicht zu vergessen. Unter den befiederten Räubern steht der Hühnerhabicht obenan, dann folgt der Wanderfalke, der Lerchenfalke und der freche Sperber, Weihe und Milane, selbst im Winter Raben, Krähen und Elstern, auch die Eulen, besonders der Uhu, alle diese vertilgen viele Junge und Eier. Zum Schutze gegen diese Feinde ist es rathsam, diese theils in Rebhühnergehegen unablässig zu verfolgen, theils im Felde niedrige Remisen von dichtem Gebüsche anzulegen, wohin sich die Hühner vor ihren Verfolgern retten können. In den großen Feldebenen, wo gar keine Hölzer in der Nähe sind, ist es sehr nothwendig, solche Schutzorte herzustellen, weshalb wir darüber noch einige Worte sagen wollen. Lage und Größe des Platzes muß die Bekanntschaft der Umgebung ergeben, nur sehe man darauf, daß derselbe nicht naß ist und nicht bei Gewitterregen durch zeitweise Ueberschwemmung leiden kann. Der Platz wird mit einem hinlänglich großen Graben gegen den Anlauf des Viehes geschützt und dann mit Eicheln, Weißbuchen, Weiß- und Schwarzdorn, Hagebutten, Ebereschen, Kreuzdorn, Liguster u. dgl. stark besäet. Ohne Rücksicht auf diese Aussaat zu nehmen, pflanzt man noch in drei Fuß Entfernung Flieder, Liguster, Bocksdorn (lycium), wilde

Feldrosen, Brombeeren, auch Tuja ist sehr zu empfehlen. Die Pflanzung und Saat wird vor Gras und Unkraut geschützt und dann alle Gewächse strauchartig darin gezogen. Eichen geben eine treffliche Remise, weil ihre Blätter lange im Herbste sitzen bleiben, auch die Hunde besser darin suchen als in Dornen, wogegen Dornen mehr gegen das Raubzeug schützen.[1] Nie darf man höhere Bäume in den Remisen dulden, weil sie Veranlassung zum Anfliegen der Raubvögel geben. In der Nähe dieser Remisen hat man dann die Winterfütterungen anzulegen. Um die Fütterungsplätze gegen die Zudringlichkeit der Raben und Krähen zu schützen, ist ein einfaches, praktisches Mittel, die Plätze mit blau oder schwarz gefärbten Fäden Garn, welche an kleine, etwa 30 cm hohe Stäbchen gespannt werden, um- und überzuziehen.

Eine andere gefährliche Sorte von Feinden, welche man freilich nicht wie das Raubzeug ausrotten kann, sind die Bauern- und Hirtenjungen, durch Ausnehmen der Nester, und die Wilddiebe durch das Schlingenstellen. Gute Aufsicht sichert allein dagegen.

Uebrigens ist dem Rebhuhn in unserm Klima die Veränderlichkeit der Witterung, namentlich viel Schnee mit einer Eiskruste, sehr empfindlich, und nur durch fleißiges Füttern, besonders mit Garben von Weizen, und Aufmerksamkeit auf das Raubgesindel, kann man viele vor dem Eingehen retten. Starke Platzregen und Schloßenschauer sind ebenfalls sehr oft zerstörend für die Brut, der häufigen Zerstörung der Nester beim Mähen des Klees u. dgl. gar nicht zu gedenken.

Zur Erhaltung eines Hühnerstandes ist das sicherste Mittel das Einfangen einer Anzahl Paare und das Durchwintern derselben. Man wähle dazu alte Hühner, welche man in eine stille düstere Kammer setzt. Die Fensteröffnung muß mit einem engmaschigen Netze versehen, Decken und Wände mit Leinwand überspannt sein, damit sie sich beim raschen Auffliegen die Köpfe nicht einstoßen. Hier müssen sie täglich frisches Wasser, wenn es einfriert, Schnee, geringen Weizen in angemessener Menge, zuweilen einen Krautkopf oder Braunkohl, öfters reinen trockenen Sand zum Stäuben bekommen. In die Ecke der Kammer stellt man eine Weizengarbe oder ein Bund Stroh, unter welches sie sich verbergen können, wenn sie erschreckt werden. Man sehe sie jedoch so selten als möglich und vermeide beim Füttern alles unnütze Geräusch. Tritt günstige Witterung ein, so setze man sie sogleich in Freiheit.

Der wahre Jäger hat es nicht sowol darauf abgesehen, das Wild durch Schießen oder Fangen zu erlangen, sondern es ist dessen größte

---

[1] Auch Topinamburen sind zur Anlage einer Feldhühnerremise sehr empfehlenswerth. (v. R.)

Pflicht, für die pflegliche Benutzung der Wildbahn zu sorgen, d. h. alles zum Schutz und zur Erhaltung des Wildes anzuwenden. Nur dadurch unterscheidet er sich von dem Sonntagsjäger oder dem bloßen Schützen, welchem nur das Haben, das Erlegen des Wildes Vergnügen macht. [1]

Manche Jäger sind der Ansicht, daß es rathsam sei, immer einige unbeschossene starke Völker in den Winter zu bringen, weil sie mehr den widrigen Einflüssen der Natur widerstehen können als stark beschossene geringe Völker, welche im Gegentheil ganz aufzureiben zweckmäßig sei. Die Sache hat allerdings etwas für sich, wenn wir auch wissen, daß geringe Völker sich zu andern gesellen; es ist jedoch immer zur Erhaltung des Geheges, je nach den verschiedenen Gegenden, nicht außer Acht zu lassen.

Jagd.

Die Rebhühner werden geschossen oder mit Netzen und Garnen gefangen. Früher war das Fangen die Hauptsache, weil die Alten mit den schlecht eingerichteten einfachen Flinten eben keine besondern Flugschützen waren. Erst mit der Verbesserung der Gewehre bildete sich die Kunst und somit die Lust am Flugschießen und das Fangen trat dagegen zurück. Wir übergehen die einigen gewinnsüchtigen Jägern und Wilddieben zur Winterszeit beim Schnee eigene Jagd, wonach sie an die im Lager dicht zusammenliegenden Hühner heranschleichen, und auf solche Weise oft ein halbes Volk auf einen Schuß tödten [2], und werden blos von der Art, sie vor dem Hühnerhunde zu schießen, sowie sie in den verschiedenen Garnen zu fangen, sprechen. Die Dressur und Arbeit des Hühnerhundes ist bereits im dritten Abschnitt (S. 97) gelehrt, und ist auch dort das Nöthige gesagt, was der Jäger, wenn er den Hund an die Hühner bringt, zu beobachten hat; und durch die Naturgeschichte ist er über ihre Lebensweise, Haushaltung und Aufenthalt belehrt worden. Die Rebhühnerjagd nimmt gewöhnlich um Bartholomäi oder am 1. September ihren Anfang, weil sodann die Felder größtentheils leer sind und man die Hühner mit desto mehr Bequemlichkeit, und ohne den Feldfrüchten zu schaden, aufsuchen kann, die Jungen auch dann, die von der etwaigen zweiten Brut ausgenommen, größtentheils ausgewachsen sind und zu schildern anfangen; nicht zu gedenken, daß ein Volk zu dieser Zeit den Hund am besten aushält und gemeinhin nach dem ersten oder zweiten Schuß auseinanderfällt (sich vereinzelt, nach dem Jägerausdruck sprengt), der Jäger mithin

---

[1] Jester scheint die große Zunft der Verdienstjäger noch nicht gekannt zu haben. (v. R.)

[2] Herr von Wildungen belegt dies, seiner gewohnten Laune nach, mit dem Namen Aasjägerei.

den Rebhühnern alsdann am leichtesten Abbruch thun kann. Wenn man zur Zeit, da die jungen Hühner zu fliegen anfangen, den alten Hahn, der gewöhnlich zuerst aufsteht und den man nicht leicht verkennen wird, wegzuschießen Gelegenheit hat, so ist es um so besser, weil der Hahn, wenn er bei den ausgewachsenen Jungen bleibt, sie, sobald ihnen irgend stark zugesetzt wird, auf eine weite Entfernung fortzuführen pflegt, während die Jungen, wenn sie allein sind, um so eher auseinanderfallen. Die Morgenstunden sind, besonders an einem heißen Tage, zu der Hühnerjagd die bequemsten. Sobald die Sonne hoch am Himmel und der Boden trocken ist, ist die Jagd sowol für den Jäger als für den Hund äußerst ermüdend. Es kommt indessen hierbei auf Witterungsumstände an. Sobald z. B. am Morgen ein starker Thau gefallen oder der Boden vom Regen sehr durchnäßt ist, richtet man in den frühen Morgenstunden wenig aus, und es ist alsdann besser, abzuwarten, bis Sonnenschein und Luft den Boden etwas abgetrocknet haben. Wenn das Volk beisammen ist und vor dem Hunde aufsteht, so muß man immer nur auf ein einzelnes Huhn, wenn die Alten noch dabei sind, immer zuerst auf den alten Hahn [1] abhalten. Man schießt, wenn man sich durch den Irrthum, mehrere auf einmal erlegen zu wollen, unter das ganze Volk zu halten verleiten läßt, selbst dann, wenn dieses nahe beieinander auffliegt, gewöhnlich fehl. Dagegen wissen es geübte Schützen so abzuwarten, daß sie erst dann drücken, wenn zwei Hühner in Einer Linie fliegen, und wir kennen Jäger, welche es darin zu einer so großen Fertigkeit gebracht haben, daß sie beim ersten Schuß auf ein ganzes Volk fast immer zwei erlegen. Wenn man die Hühner im Lager antrifft, so bleiben sie gewöhnlich liegen und lassen den Hund näher kommen, wogegen sie, wenn sie eben im Weiden begriffen sind, bei der Annäherung des Hundes meist immer und oft eine lange Strecke vor demselben herlaufen, mehr oder weniger, je nachdem sie noch nie oder schon oft beschossen sind, oder auch je nachdem sie in dichten Gebüschen angetroffen werden, und hier laufen sie anhaltender, oder in offenen Feldern, wo sie sich, wenn sie nicht bereits oft beschossen worden, früher drücken und den Hund halten. Wie sich der Jagdliebhaber bei dem Nachziehen des Hundes auf der Spur verhalten muß, ist bereits bei Gelegenheit der Feldarbeit des Hühnerhundes angeführt. Wenn das

[1] Wir sind der Ansicht nicht, daß man die Hähne oder Hühner zuerst wegschießen soll, im Gegentheil man soll sie sorgfältig schonen. Einestheils machen die alten Hühner die stärksten Gelege und anderntheils ist die Schlauheit, welche sie dem Jäger gegenüber anwenden, auch der Schutz des Volkes gegen Raubzeug. Man wird immer eher ein Volk oder dessen Ueberreste durch den Winter bringen, wenn es mit, als wenn es ohne die Alten dessen Gefahren zu bestehen hat. Allerdings ist es des Haltens wegen gut, zuerst den alten Hahn zu nehmen, nicht aber des Erhaltens wegen, und deshalb kann der alte Jägerglaube nicht ernst genug bekämpft werden.

Volk im Felde angetroffen wird und ein Wald oder Gebüsch in der Nähe ist, so fallen sie gewöhnlich, wenn sie aufstehen, in dieses auseinander, wo sie dann, wenn das Gebüsch dicht, das Gesträuch hoch ist, dem Hunde wie dem Jäger viel zu schaffen machen. Wenn das Gesträuch zu dicht und zu hoch ist, so ist es am besten, man läßt sie ungestört und wartet einige Zeit, bis sie wieder aus dem Gebüsch in das Feld laufen, auf dem sie sich bald unter beständigem Locken sammeln [1]; sobald dies erfolgt ist und das Locken aufhört, geht man von der Seite des Gebüsches, wenngleich nicht gegen den Wind, wie man sonst gewöhnlich den Hund abführt, an sie heran und sucht sie dadurch, wo möglich, weiter in die Felder hineinzubringen, weil sie, wenn sie in diesen auseinanderfallen, von dem Hunde leichter festgemacht, von dem Jäger aber bequemer geschossen werden können. Wenn es bereits spät im Herbst ist, wo die Rebhühner, wie wir bereits bei Gelegenheit der Dressur des Hühnerhundes gesagt haben, nicht leicht festliegen [2] oder das Volk bereits mehrmals beschossen ist, so steht es gewöhnlich weit vor dem Hunde auf und fällt nicht leicht auseinander, sondern zieht in der geschlossenen Kette fort und fällt beisammen, gewöhnlich in einer weiten Entfernung, wieder ein. Zuweilen bringt man sie indessen, wenn man selbst dann, wenn sie weit aufstehen, einen Schuß unter das Volk thut, auseinander, besonders wenn mehrere Jäger beisammen sind und einige Schüsse auf einmal erfolgen. Daß man, nach dem Aufstoßen des Volks sehr genau den Ort, wo sie entweder beisammen oder zerstreut einfallen, bemerken muß, versteht sich von selbst. In einer hügeligen Gegend ist es gut, jemanden bei sich zu haben, der sich auf eine Anhöhe stellt und die Stellen, wo sie einfallen, beobachtet. Wenn sie in etwas hohen Gesträuchen einfallen und man in

---

[1] Einige Jäger bedienen sich, um die zerstreuten Hühner zusammenzubringen, einer künstlichen Locke. Es wird nämlich über einen gewöhnlichen Schneiderfingerhut von der größten Art, der oben offen ist — oder noch besser, man läßt die Locke nach dieser Form ausdrücklich von Zinn verfertigen — ein dünnes Stück Pergament, gleich wie über eine Trommel übergespannt und durch ein in der Mitte des Pergaments gemachtes Loch ein Pferdehaar gezogen, das oben durch einen Knoten am Herausfallen verhindert wird. Wenn man die Finger naß macht und an dem Pferdehaar herabstreicht, kann man das Locken der Hühner nachmachen. Die Jungen werden durch die Locke der Alten — und zu dieser muß das Pferdehaar dicker sein —, die Alten durch die Locke der Jungen — und zu dieser nimmt man ein dünnes Pferdehaar — gerufen. Sie können auch vor dieser Locke ohne Hund geschossen werden, selbst im Spätherbste, wenn man sich gegen Abend an einem Orte, wo sie in der Nähe weiden, anstellt, und sobald sie zu locken anfangen, den Ruf auf dem Instrumente beantwortet. Sie kommen dann mehrmals auf Schußweite herbei, und es glückt zuweilen, 2—3 auf einen Schuß zu erlegen.

[2] Der Grund, warum sie im Spätherbst weniger halten als beim Aufgange der Jagd, liegt theils darin, weil sie zu dieser Zeit weniger Gelegenheit haben, sich auf Feldern und Wiesen verbergen zu können, sie auch durch die Ackerbestellung zur Wintersaat, wie nicht minder durch die Hütung auf den Stoppelfeldern mehr beunruhigt werden, sie endlich aber auch gewöhnlich schon vorher und oft mehrmals beschossen worden sind, daher denn auch ein zu jener Jahreszeit noch unbeschossenes Volk zuweilen recht gut zu halten, ja selbst zu sprengen pflegt.

Gesellschaft jagt [1], müssen alle Schützen, der Vorsicht wegen, in Einer Linie suchen, und nie anders, als wenn ein Huhn in einer geraden Richtung, aber nie, wenn es zur Seite auffliegt, schießen.

Ein irgend revierkundiger Jäger muß zwar in der Regel die Gegend anzugeben wissen, wo ein oder das andere Volk gewöhnlich zu liegen pflegt, besonders wenn er vor Aufgang der Jagd, wie es seine Pflicht ist, die Orte, wo die Hühner ihr Lager nehmen und in einem Kessel beisammen liegen, was er theils an der Erdhöhlung, theils an der darin befindlichen Losung erkennen kann, beobachtet hat. Wenn ein Revier indessen sehr weitläufig ist und man sich das mühsame Aufsuchen ersparen will, so ist es am besten, die Hühner des Abends zuvor, sowie denselben Morgen, an dem man auf sie Jagd macht, zu verhören. Man stellt sich nämlich des Abends in der Gegend, wo man Hühner vermuthet, oder sie zur Paar- oder Brütezeit angetroffen hat, an, und wartet ab, bis sie locken. Man merkt sich den Ort, wo sie zum dritten.mal einfallen, stellt sich dort des Tages darauf, ehe der Morgen graut, wiederum an und verhört sie, um zu erfahren, wo sie nach der Morgenlockung einfallen werden. Natürlich muß man mit der Jagd selbst so lange warten, bis die Sonne völlig über dem Horizont sichtbar ist, und wenn etwa ein starker Nebel fällt, bis dieser sich zerstreut hat. [2]

Wenn ein Huhn blos flügellahm geschossen ist, so läuft es außerordentlich schnell vor dem Hunde und strengt alle seine Kräfte an, um ihm zu entkommen. Wenn man mithin ein Huhn unmittelbar nach dem Schuß und zwar mit einer plötzlichen Seitenwendung fallen sieht, und der Hund da, wo es fiel, die Spur aufnimmt, so ist es in diesem Fall, und besonders wenn der Hund sonst ferm und zuverlässig ist, unrecht, ihm das schnelle Nachziehen zu verwehren. Es ist ein Kennzeichen, daß das Huhn blos flügellahm ist; das tödlich verwundete zieht gleich im Niederfallen die Flügel dicht an den Körper zusammen, auch stieben gemeinhin gleich nach dem Schusse die Federn umher [3], und der Hund eilt

[1] Am zweckmäßigsten ist es freilich, die Hühnerjad allein oder mit noch einem sachverständigen Gefährten zu betreiben. Auch ist es für den Fall, daß man einen Gehülfen mitnimmt, gut, wenn man mit diesem im voraus darin übereinkommt, daß, wenn ein ganzes Volk aufsteht, jeder auf ein einzelnes Huhn, von denen die auf seiner Seite auffliegen, schießt, dagegen, wenn nicht das ganze Volk, sondern nur einzelnes Huhn aufsteht, der, welcher am nächsten ist, schießen muß.

[2] In einigen Theilen Böhmens, berichtet von Berg, wo sehr reichbesetzte Wildbahnen sind und man häufig in den Feldern zweckmäßig angelegte Remisen findet, wird ein Rebhühnerschießen, man kann es kaum eine Jagd nennen, betrieben, wobei die Hühner nach den Remisen hingetrieben werden. Die Schützen durchgehen-dann dieselben und erlustigen sich am Schießen, die Treibmannschaft aber ist auf angemessene Weite um die Remisen aufgestellt, um die herausstreichenden Hühner wieder zurückzujagen. Es werden auf diese Weise eine große Anzahl erlegt, doch kann diese Jagd dem echten Weidmann ein großes Vergnügen nicht gewähren.

[3] Oft zieht es zwar noch eine Strecke fort, bewegt aber die Flügel nur sehr langsam, ja fast unmerklich, und stürzt bald leblos herab.

mit Recht, um es einzuholen. Wenn ein Huhn oder anderes Federwildpret nach dem Schusse in der Luft zusammenruckt, auch wol Federn verliert, aber ohne den Flug zu verändern fortzieht, oder wenn es mit dem ganzen Volk aufstand, sich nach dem Schusse von dem Volke absondert, so ist es gewöhnlich nur gestreift oder leicht verwundet, und man thut wohl, den Hund abzurufen, und erst zu laden, ehe man herangeht, weil es in diesem Fall zwar gewöhnlich da, wo es einfiel, sehr fest liegt, aber auch, wenn es der Hund ausgemacht hat, zum zweiten male auffliegt, was auch dann der Fall ist, wenn man gleich nach dem Schusse einen oder beide Ständer (Füße) herabhängen und hin- und herbammeln sieht, was ein Kennzeichen einer örtlichen Zerschmetterung ist.[1] Wenn der Hund das angeschossene Huhn lebend bringt, so drückt man ihm, wie jedem Federwildpret, um es zu tödten, entweder den Kopf ein, oder man steckt eine der vordersten oder mittlern Schwungfedern hinter dem Genick in den Kopf. Man hat auf die Kennzeichen des Anschusses sorgfältig zu achten; denn nichts charakterisirt den sorgsamen, fleißigen Jäger mehr, als daß er keine Mühe spart, um ein angeschossenes Huhn zu bekommen.

Zur bessern Erhaltung der erlegten Hühner ist es rathsam, sie außen an die Jagdtasche zu hängen, oder einen Mann mit einem Korbe mitzunehmen, welcher zugleich für die Jäger und Hunde einige Erfrischungen tragen und das Amt des Aufpassers versehen kann.

Von dem Rebhühnerfange.[2]

Das Fangwerk ist gerade diejenige Partie der Jagd, welche die meisten praktischen Kenntnisse und Erfahrung erfordert. Sie läßt sich nicht allein theoretisch erlernen, und am wenigsten darf man erwarten, sie nach einem bloßen schriftlichen Unterricht in Ausübung bringen zu können. Um indessen die Wißbegierde der Leser wenigstens einigermaßen zu befriedigen, wird eine umständliche Beschreibung der Verfahrungsart hier folgen.

Man fängt die Rebhühner auf verschiedene Art: mit dem Steckgarn, dem Hochgarn, dem Treibzeuge, dem Glockengarn, der Steige, dem Tyras,

[1] Wenn ein Huhn oder anderes Federwildpret weidewund geschossen ist, so ruckt es ebenfalls nach dem Schusse und zieht entweder mit herunterhängenden Schenkeln gerade fort und hält dann ein, oder es steigt plötzlich hoch in die Luft und stürzt dann gemeinhin todt zur Erde, was ebenfalls geschieht, wenn es durch das Auge geschossen oder sonst tödlich am Kopfe getroffen wurde. Wenn es ohne die mindeste Bewegung zu machen und ohne den Flug zu unterbrechen davonfliegt, so ist es ein Beweis, daß man es gefehlt hat.

[2] Obgleich der Rebhühnerfang jetzt wenig mehr betrieben wird, lasse ich ihn dennoch unverkürzt folgen, damit das Verfahren etwaigen Interessenten erhalten bleibt. Nur sind statt der alten die neuen Maße angegeben zum leichtern Verständniß. (v. R.)

dem Schneegarn, der Schneehaube und in Schlingen. Diese Fangarten muß man aber sämmtlich sehen, um sich von den verschiedenen Garnen und Netzen einen deutlichen Begriff zu machen und ihre Einrichtung, sowie die Art, die Garne und Stecknetze, ingleichen die Schneehaube aufzustellen und mit dem Tyras und dem Schneenetze zu decken, genauer kennen zu lernen.

Von dem Einfangen mit dem Steckgarn.

Das Steckgarn [1], Stecknetz oder Flachgarn besteht aus drei dicht hintereinander laufenden Garnen, von denen das mittlere das sogenannte Inngarn, welches eigentlich das Fanggarn ist, runde, das vordere hintere, das sogenannte Geleiter aber, zwischen welchem das Inngarn eingeschlossen ist und welches im Grunde nur aus einem einzigen, zur Hälfte zusammengelegten Netze besteht, große viereckige Maschen (Spiegelmaschen) hat und daher auch Spiegelnetz, Spiegelgarn genannt wird. Das Geleiter oder Spiegelgarn wird aus mäßig starkem Bindfaden gestrickt. Döbel gibt in seiner „Jäger-Practica“ (II, 195) fünf verschiedene Strickmethoden an, die aber freilich nur denjenigen, die des Strickens schon einigermaßen kundig sind, verständlich sein dürften.

1.

Man fängt die Spiegel mit 1 Masche an, wirft diese ab, strickt sie wieder auf und nimmt 1 Masche zu, wirft diese wieder vom Strickholz und strickt sie auf, und so wird fortgestrickt und zugenommen, bis es 6 Maschen sind. Wenn man nun diese 6 Maschen aufstrickt, so nimmt man 1 ab, also, daß man die 5. und 6. zusammennimmt, strickt dann wieder herum und nimmt auf der andern Seite 1 zu. Auf diese Art strickt man fort, bis das Garn, welches nach dieser Methode aus zwei Stücken besteht, nach Belieben 20—24 m lang ist. Die Maschen sind übrigens 9,7 cm von einem Knoten zum andern weit, und das Garn wird 4 Maschen hoch. Es darf aber hierbei nicht übergangen werden, daß alle spiegeligen Garne 2 Maschen höher angefangen werden müssen, als sie stellen sollen, weil auf jeder Seite 1 Masche in den Saum geht. Es kommen auf diese Art oben und unten doppelte Säume, und man hat den Vortheil, daß das Steckgarn dauerhafter wird, sich auch sowol oben als unten anziehen läßt, nicht zu gedenken, daß es, wenn es etwa ausreißt, zum Ausbüßen bequemer ist, weil das Inngarn oder der Busen sowol oben als unten frei herausgezogen werden kann.

---

[1] Bechstein unterscheidet sehr bestimmt „Garne und Netze“, indem er den ersten Ausdruck ganz allein für die Federwildjagd in Anspruch nimmt, Netze dagegen für die lichten Zeuge bei der Haarwildjagd gebraucht.

2.

Man strickt die Spiegel auch auf folgende Art. Man fängt mit 1 Masche an und nimmt sofort auf beiden zu, bis man 10 Maschen hat. Hierauf nimmt man auf einer Seite ab und auf der andern zu, wie oben, bis das Garn seine gehörige Länge erhält. Alsdann wird auf beiden Seiten so lange abgenommen, bis es wieder 1 Masche wird. Wenn hierauf die beiden Seiten zusammengeschlagen werden, so wird das Garn ebenfalls 4 Spiegel hoch. Nun wird auf dem untersten oder Mittelfaden nochmals angestreift und durchgestrickt, damit der Faden doppelt werde und besser als ein einfacher halte. Döbel will indessen diese Strickmethode eben nicht rühmen; denn obwol zu dem auf diese Art gestrickten Garn um $^1/_6$ weniger Bindfaden als zu dem vorigen erfordert wird, indem zu jenem, von beiden Seiten gerechnet, 12 Maschen, zu diesem aber nur 10 gehören, so hält es doch Döbel für nicht so dauerhaft wie das vorige. Die Weite der Maschen ist übrigens wie am vorigen 9,7 cm.

3.

Nach einer andern Methode wird der Saum gleich auf einmal mit hineingestrickt. Man fängt mit 10 Maschen an, wirft diese ab und strickt wieder 4 Maschen; die 5. und 6. nimmt man zusammen und strickt dann die übrigen 4 auch fort, nimmt aber noch eine zu. Alsdann wirft man von neuem ab, strickt wieder 4 Maschen, nimmt die 5. und 6. ebenso wieder zusammen zu einer, strickt die übrigen auch fort und nimmt 1 zu. Auf diese Art fährt man fort, bis die Spiegel die Länge des ganzen Garnes haben. Da aber hiernach die Maschen an den beiden Enden nicht spiegelig fallen, so werden die vorstehenden Eckmaschen ab und das Garn gerade geschnitten. Diese Methode gewährt den Vortheil, daß der Saum gleich mitten in eins gestrickt, daß man geschwinder als bei den ersten beiden fertig wird, und daß das Garn unten steifer wird und sich besser stellt.

4.

Eine der vorzüglichsten Strickmethoden, zu welcher aber, wie Döbel sagt, schon ein Maître im Stricken erfordert wird, ist folgende. Man fängt mit 14 Maschen an zu stricken. Nur ist gleich anfangs zu bemerken, daß auf jeder Seite 4 ganze und $^1/_2$ Spiegel gestrickt werden und in der Mitte oder unten ein zweifacher Saum hinkommen müsse. Man muß sich nun hierzu ein besonderes Strickholz machen lassen, welches an einem Ende hinein offen und ausgehöhlt wird, damit man

am obern Theil zuerst $1/2$ Masche stricken kann, was dadurch geschieht, daß, wenn der Stricker auf dem ganzen Ende die Maschen und dann in der Hälfte dabei am andern Ende hineinstrickt, er hier gerade solche Maschen erhält, welche die Hälfte der Weite oder Breite von jener haben. Er, der Stricker, kann dies aber am genauesten und leichtesten dadurch bewirken, wenn er zu den ganzen Maschen den Faden zweimal, zu den halben aber nur einmal um das Strickholz herumschlägt, wodurch er die richtige Hälfte gegen die ganze Masche erhält. Wenn man nun, wie vorhin erwähnt worden, mit 14 Maschen angefangen hat, so wirft man diese ab und strickt 5 ganze Maschen mit zweimaligem Umschlagen um das Strickholz wieder auf. Sodann nimmt man die 6. und 7. Masche zusammen, schlägt nur einmal um, wodurch man $1/2$ Masche erhält. Man nimmt nun die 8. und 9. Masche auch zusammen, schlägt abermals nur einmal um, wodurch man die andere halbe Masche erhält. Endlich strickt man die übrigen 5 zu ganzen Maschen, mit zweimaligem Umschlagen um das Strickholz. Man wirft nun die Maschen, deren man jetzt 12 hat, ab, und strickt wieder die 5 Maschen zu ganzen auf, nimmt sodann die beiden halben Maschen zusammen und macht eine halbe daraus. Alsdann faßt man die nächste ganze Masche und macht wieder eine halbe, wonach noch 4 ganze Maschen bleiben. Diese zu ganzen fortgestrickt und an einem Ende eine ganze zugenommen, gibt 5, diese zusammen abgeworfen und wieder 5 ganze gestrickt und dann die darauffolgenden 2 halben zusammen genommen und $1/2$ gemacht, auch an die nächste ganze $1/2$ Masche gestrickt, bleiben vier; hierzu wird nun an der Seite 1 zugenommen, damit es wieder 5 werden. So fährt man nun immer fort, bis das Garn die beliebige Länge, welches 24 m sein können, hat. Die Weite der Maschen kann, von einem Knoten zum andern gerechnet, 9,1 cm sein. Da die Maschen an den beiden Enden nicht spiegelig ausfallen, so müssen sie, wie bei Nr. 2, weggeschnitten und das Garn gerade gemacht werden. Döbel hält diese Spiegelgarne deshalb für die besten, weil unten $1/2$ Masche hineinkommt, wodurch das Huhn beim Anlaufen einen offenen Spiegel antrifft, dagegen es, wenn unten ganze Maschen sind, gerade mit der Brust an den Querfaden der ganzen Masche kommt und sich dann drücken oder herüberzwängen muß. Auch hat dieses Spiegelgarn noch den Vortheil, daß, wenn das Huhn einmal im Inngarn liegt, es durch die halbe Masche nicht wieder rückwärts kann, wie es bei den ganzen auf dem Boden aufstehenden Maschen leicht der Fall ist. Endlich stellen auch diese Spiegelgarne, wegen des Abnehmens in der Mitte zu halben Maschen, in den obern Säumen sehr gleich, nur muß das Garn sehr gerade gestrickt werden.

5.

Für diejenigen, die sich in das Stricken der halben Maschen in der Mitte nicht leicht finden können, empfiehlt Döbel folgende Methode, welche leichter ist, und wonach unten ebenfalls halbe Maschen hinkommen. Man fängt mit 1 Masche zu stricken an und nimmt, wenn allezeit, wie schon vorhin erwähnt worden, vom Strickholze abgeworfen wird, vorher 1 Masche und immer so fort zu, bis man 11 Maschen hat. Hierauf wird auf einer Seite ab und auf der andern wieder zugenommen, wonach man 9 volle Maschen und 2 im Saume behält. Auf diese Art wird immer fortgestrickt, bis man die begehrte Länge hat. Endlich wird wieder auf beiden Seiten abgenommen, bis es wieder 1 Masche ist. Um alsdann die halben Maschen zu machen, schlägt man die Spiegel zusammen und strickt durch die mittelste Masche recht in der Mitte des Schenkels einmal, jedoch mit dem Spiegel gleich angestrafft, durch alle Spiegelmaschen, und von jenem Ende auch wieder herwärts durch. So bekommt man 2 halbe Maschen und 1 Untersaum im Garne.

Bei allen diesen Methoden muß man aber vorzüglich darauf sehen, daß die Maschen sehr gleich gestrickt werden, damit sie, wenn man sie zusammenbringt, gerade aufeinanderpassen, weil sonst das Garn nicht gut fängt.

Das Inngarn, welches von festem starken Zwirn gemacht wird, und das, wenn das Steckgarn ungefähr 24 m lang ist, eine Länge von 36 m haben muß, weil sich der dritte Theil zum Busen einstellt, strickt man auf folgende Art. Man fängt mit 20 Maschen, die in der Weite um den dritten Theil enger sind als die Spiegel, zu stricken an. Man nimmt zu dem Ende ein Strickholz von etwas über 3 cm Breite und strickt 20 Maschen darauf, und dann so fort, bis das Garn 36 m lang ist.

Wenn das Inngarn sowol als das Geleiter fertig ist, so wird solches grün oder erdgrau gefärbt, was man sehr einfach dadurch bewirkt, daß man es in einen Absud von Walnußschale oder selbst auch nur Walnußblättern steckt, oder mit etwas Erlenrinde erhitzt; es wird dann, um es aufstellen zu können, eingebunden. Hierzu gehören hölzerne Stäbe oder Steckspieße. Da, wie man weiter unten sehen wird, alle 1—1½ m ein Stab eingebunden wird, so werden zu einem Steckgarn, welches 36 m lang ist, 19 fingerdicke Stäbe erforderlich sein, die, wegen des Einsteckens, etwa 13—16 cm höher sind, als das Garn selbst. Die beste Holzart ist der Weißdorn. Man schneidet die Stäbe im Herbst, wenn das Laub gefallen ist, bäht die Schale ab, oder, noch besser, man dörrt sie, siedet sie dann in Hopfen, oder in dessen Ermangelung in Nuß-,

Erlen= oder Eichenschalen, damit sie braun und nicht so leicht von Würmern angegangen werden, raspelt sodann die etwa noch vorstehenden Zweig= oder Dornbuckel ab, schneidet das Starke oder Stammende zum Behuf des Einsteckens spitzig, bindet sie zusammen und hängt sie eine Zeit lang in den Rauch. Beim Einbinden verfährt man auf folgende Art: man schneidet zuvörderst, ehe man zum Einbiegen schreitet, am obern Ende der Stäbe einen Knopf und unten an der Spitze da, wo der untere Saum des Garns hinkommt, ringsum eine Kerbe. [1] Man legt nun das Geleiter oder Spiegelgarn, und zwar, wenn es in Eins ist, zur Hälfte, und wenn man zwei besondere, für sich bestehende Garne hat, eins davon, der Länge und Breite nach gut ausgezogen, auf die Erde, und auf dieses das Inngarn, welches dann aber auseinander=gezogen und, wie nicht übergangen werden darf, an einen Bindfaden gereiht, so busenreich eingetheilt werden muß, daß es gerade so lang als das doppelte Spiegelgarn ist. [2] Das Inngarn wird hierauf mit der zweiten Hälfte des Geleiters oder Spiegelgarns bedeckt und nun zum Einbinden geschritten. Man faßt zu dem Ende den obern Saum beider Spiegelgarne mit dem des zwischen diesen befindlichen Inngarns an der ersten Masche zusammen und bindet alle drei Garne an dem Knopfe des ersten Stabes fest, legt diesen dann fadengerecht an den vordern Maschen herab und verfährt beim Anbinden des untern Saums in der Kerbe des Stabes ebenso. Auf gleiche Weise wird der zweite, dritte Stab u. s. w. in einer Entfernung von $1—1\frac{1}{2}$ m eingebunden.

Beim Einfangen der Hühner mit dem Stecknetze — deren man mehrere, wenn das Revier weitläufig ist, 20—24 Stück im Vorrath haben muß — verfährt man auf folgende Weise:

Ganz im Freien fangen sich die Hühner nicht in Steckgarnen, in Gegenden, wo es große weitläufige Ackerfelder gibt und kein Gesträuch in der Nähe ist, kann man sich daher der Steckgarne nicht leicht anders als im Sommer oder im Frühherbste, wenn noch einzelne Getreidestücke unabgemäht stehen, bedienen, und es ist nicht zu leugnen, daß durch das Einfangen mit dem Stecknetze im Getreide, besonders durch das Eintreiben ein beträchtlicher Theil der Frucht vernichtet wird, nicht zu gedenken, daß die Hühner zu der Zeit, wenn das Getreide auf dem Felde

---

[1] Einige schneiden oben unter dem Kopfe und unten an der Spitze eine Kerbe oder Lasche spitzwinkelig ein, und zwar so, daß die Lasche noch am Stabe bleibt, damit sich der Bindfaden und Saum des Garns nicht abstreift.

[2] Man muß daher beim Aufreihen die Maschen zählen und sich die Zahl merken, um sich dadurch die Eintheilung zu erleichtern, und damit nicht eine Stelle busenreicher als die andere ausfalle. Der Bindfaden, auf den man das Inngarn reiht, muß übrigens länger als das Inngarn sein, um das ganze Steckgarn, wenn es zusammengewickelt ist, zusammenbinden zu können.

steht, in demselben schwer, und oft gar nicht zum Laufen und Eintreiben zu bringen sind, daher denn in Gegenden, wo große Felder ohne Gesträuche sind, das Einfangen mit dem Treibzeuge, wovon weiter unten die Rede sein wird, dem mit dem Stecknetze vorzuziehen, das letztere dagegen vorzüglich in Gebüschen anwendbar ist. Hier ist nun die beste Zeit zum Einfangen der Spätherbst, wenn die in der Nähe der Gebüsche befindlichen Felder völlig leer sind. Die Hühner liegen nun zu dieser Zeit entweder in den Stoppelfeldern, oder im benachbarten Gebüsch. Wenn man nämlich ausgemittelt hat, daß die Hühner im Felde liegen, so stellt man die Stecknetze hinter und unter den vordersten Sträuchern eines in der Nachbarschaft des Feldes belegenen Gehölzes, und zwar nach Verhältniß der Größe des Gehölzes mehrere, vermittels der Stäbe, der Länge desselben nach fortlaufend fort, sucht dann im Felde mit einem alten, sichern Hühnerhunde die Hühner auf, läßt, wenn sie gegen das mit Stecknetzen verstellte Gebüsch zu laufen anfangen, den Hund langsam nachziehen und sucht sie auf diese Art in die Garne zu treiben. Oder man sprengt sie auf, wo sie dann gemeinhin noch vor dem Gebüsche einfallen, diesem laufend zueilen und sich in den Garnen fangen. Anders verfährt man dagegen, wenn die Hühner entweder vor dem Einfangen bereits im Gebüsche liegen oder beim Aufsprengen im Felde nicht vor demselben, sondern tiefer im Holze einfallen. Im ersten Falle werden die Stecknetze dicht vor dem Gesträuch, und zwar da, wo man vermuthet, daß sie aus dem Gesträuch in die Felder laufen, aufgestellt, dann die Hühner mit dem Hunde aufgesucht und in die Garne getrieben; sobald man bemerkt, daß sie nach einer Gegend laufen, wo keine Garne befindlich sind, muß man den Hund abrufen und mit diesem von einer andern Seite vorgreifen, um das Eintreiben zu bewirken. Im andern Fall, wenn nämlich die im Felde aufgesprengten Hühner nicht vor dem mit Netzen bestellten Gebüsch, sondern tiefer ins Holz einfallen, läßt man zwar gerade vor dem Ort, wo dies geschah, die Netze stehen, hebt dagegen den Theil derselben, der von da aus unter dem Winde gestellt war, auf, steckt diese im Oberwinde ein Stück am Holzrande fort, dann oben in einer Entfernung von 50—80 Schritten von dem Orte, wo die Hühner einfielen, quer durch das Gehölz und auf der andern Seite wieder so weit herunter, als sie reichen, sucht dann die Hühner wiederum auf und wiederholt das Eintreiben auf die vorangezeigte Art.

Beim Aufstellen der Steckgarne muß man vorzüglich darauf sehen, daß sie immer im Zickzack, und so viel als möglich unter dichtem Gesträuch gestreckt werden, weil dies den Fang sehr erleichtert und die Hühner, wenn sie etwa in die Winkel gerathen und dann zurückprellen

wollen, sich doch verirren und hineinkommen müssen. Selten glückt es indessen, das ganze Volk auf einmal einzufangen, sowie denn die übriggebliebenen nicht leicht an dem nämlichen Tage, oft sogar nach einer ganzen Woche, nicht wieder einlaufen, besonders wenn der alte Hahn beim ersten Versuche entkam. Wenn man die Alten, und besonders das alte Huhn, einzufangen das Glück hat, so gelingt das Einfangen der übrigen leichter. Döbel räth, man solle in diesem Fall das eingefangene alte Huhn in einem von Leinwand gemachten Hühnersacke zwischen den Garnen aufhängen. Es würde sodann durch sein Locken gar bald die übrigen herbeirufen und diese würden dadurch ins Garn gebracht werden.

Da übrigens die Absicht beim Einfangen der Hühner vorzüglich darauf geht, selbige den Winter über aufzubewahren und im nächsten Frühjahr wieder auszusetzen, so muß man, sobald sie gefangen sind, nicht säumen, sie aus dem Garne zu nehmen, auszulösen, weil sie sich sonst durch das Flattern im Inngarn oft stark verletzen. Man untersucht daher beim Auslösen jedes einzelne Huhn und bestreicht, wenn einige sich verletzt haben sollten, die wunden Stellen bei der Heimkehr mit Leinöl oder ungesalzener Butter.

Von dem Fang mit den Hochgarnen.

Die Hochgarne, Hochnetze, womit man die Rebhühner im Fluge fängt und deren man nach Verhältniß der Reviergröße 4—8 haben muß, sind ungefähr 30 m lang und 8—10 m hoch und gleichen im ganzen dem Taggarn zum Lerchenfange. Die drei obersten Maschenreihen werden so wie die drei untern aus dünnem Bindfaden, der übrige Theil des Garns aus gutem, starkem, rohem Zwirn verfertigt und zwar auf folgende Weise: Man fängt mit 300 Maschen, jede wird 8 cm weit, an und strickt so lange fort, bis das Garn die verlangte Höhe hat. Die oberste Maschenreihe wird dann auf einen starken Bindfaden gezogen und von 10 zu 10, oder von 12 zu 12 Maschen ein Ring von Horn oder Messing eingeschleift. In diese Ringe wird die Oberleine oder Hängeleine, nach Döbel die Hauptleine eingezogen, welche zwei Federspulen dick und aus gutem Hanf gedreht, auch ungefähr 1 m länger, als das Garn selbst sein muß, um selbige mit dem übrigen Theil in die Stellstangen einschlingen zu können. Durch die untere Maschenreihe wird ebenfalls eine Leine (Unterleine) gezogen, die jedoch nur halb so stark ist, und an welche das Garn unten an den Stellstangen, zu Bildung eines Busens, in die Höhe gebunden wird. Noch sind für jedes Garn zwei Windleinen erforderlich, um das Garn recht straff anziehen und vor

dem Winde sichern zu können. Man nimmt dazu fingersdicke, hänfene Stricke von ungefähr 10 m Länge. Die Stellstangen, deren man zu jedem einzelnen Garn zwei nöthig hat, und die 6 m hoch und etwa 13 cm stark sein müssen, werden von leichtem geraden Nadelholze verfertigt. Am untern Ende werden sie zugespitzt auch in einer Höhe von etwa 2 m rings um die Stange eine Kerbe, am obern Ende aber ein Knopf eingeschnitten. Um das Garn recht fest stellen zu können, ist es gut, wenn man noch eine dritte, etwas schwächere, aber ebenso lange Stange hat, die man unten ebenfalls zuspitzt und an deren oberm Ende eine flache Kerbe eingeschnitten wird.

Der Fang mit den Hochgarnen ist vorzüglich im Spätherbst anwendbar, wenn die Hühner nicht mehr halten, und er kann so lange, bis starker Frost eintritt, der das Setzen der Stellstangen unmöglich macht, fortgesetzt werden. Sobald man ausgemittelt hat, wo die Hühner liegen, werden die Hochgarne an einem solchen Orte vorgestellt, wo man vermuthet, daß die Hühner beim Aufsprengen hinfliegen (stieben) werden. Da sie gewöhnlich gegen den Wind auffliegen, so muß man hierauf natürlich Rücksicht nehmen, vorzüglich in ganz freien Feldfluren; weniger aber in solchen, wo Gesträuche, Feldhölzer, Remisen in der Nähe sind, weil sie dorthin meist immer, oft ohne Rücksicht auf den Wind zu fliegen pflegen. Beim Aufstellen geht man folgendermaßen zu Werke. Man legt sämmtliche Garne der Länge nach dicht nebeneinander auf den Boden, und zwar so, daß das obere Ende mit der Oberleine in freien Feldern dem Winde entgegen, und wenn Feldhölzer, Remisen da sind, nach diesen hinwärts zu liegen kommt. Man legt nun am vordern Ende (Wechsel) des ersten Garns die erste Stellstange quer über das Gemäsche, und zwar dergestalt nieder, daß der Knopf gerade auf der Oberleine ruht, dagegen die zweite Stellstange in eben der Art auf das andere Ende des Garns, auf den mittlern Theil aber die dritte schwächere Stange gelegt, und so Garn für Garn fortgefahren wird, bis sämmtliche Stellstangen ihren bestimmten Platz haben. Es werden dann unten gerade da, wo die Stellstangen, ingleichen die schwächern Mittelstangen mit der Spitze liegen, mit einem Pfahleisen tiefe weite Löcher in die Erde getrieben, damit die Stangen, wenn sie aufgerichtet werden, feststehen. Man bindet darauf am Kopfe der ersten Stellstange den Anfang der Oberleine nebst der Windleine fest, befestigt am Knopf der zweiten Stellstange das andere Ende der straff angezogenen Oberleine, ingleichen die zweite Windleine, und fährt so fort bis zum Ende des letzten Garns; dagegen die schwächern Mittelstangen, welche nur vorläufig hingelegt wurden, um die Stellen, wo die Löcher hinkommen, zu markiren, vorderhand beiseitegelegt werden.

Hierauf werden die Stellstangen je zwei und zwei zugleich mit den angebundenen Garnen in die Höhe gehoben, in die für sie bestimmten Löcher gesetzt und die Erde festgetreten, damit sie nicht wanken: nun aber die schwächern Mittelstangen mit der am obern Ende befindlichen Kerbe gerade über dem für sie bestimmten Loche unter die Oberleine gestellt, dann eingesetzt und die Erde festgetreten. Hierauf werden die Windleinen, und zwar die des Endwechsels des ersten Garns, über den Anfangswechsel des zweiten, die des Anfangswechsels des zweiten über den Endwechsel des ersten u. s. w. hinaus sehr straff angezogen und hinter den Garnen mit Hefteln an der Erde angepflöckt, die Heftel aber so eingetrieben, daß das Schwanken der Stangen verhindert wird. Endlich werden die Garne mit der Unterleine an der untern 1,7 m hohen Kerbe der beiden Stellstangen, nicht aber an der dritten schwächern dergestalt festgebunden, daß das Garn unten recht busenreich ausfalle und der Busen neben der Unterleine auf dem Boden aufliege, damit, wenn die Hühner einfliegen, das Garn denen, die zuerst ankommen, keinen Widerstand leiste, weil sonst die nachkommenden gewiß nicht einfallen würden; dagegen, wenn die vordersten beim Anfluge ein busenreiches Garn vorfinden, mit dem sie eine Strecke hinausfliegen können, die nachkommenden sodann, ohne sich im Fluge stören zu lassen, ebenfalls einfallen und gefangen werden. Sobald nun sämmtliche Garne in der vorangezeigten Art gleich einer Wand dicht nebeneinander aufgestellt sind, suchen zwei, drei Jäger die Felder mit Hühnerhunden ab, nehmen auch wol einige Leute mit, die in einer Linie nebeneinander gehen, um die Hühner nach den Garnen zu treiben, dagegen sich an jedem Ende der Garne wie in der Mitte derselben ein Mann platt auf die Erde legt. Sobald nun ein Volk vor den Hühnerhunden oder den Treibern — und es versteht sich von selbst, daß das Absuchen und Treiben am äußersten Ende des Bezirks, auf dem man die Hühner vermuthet, angefangen und den Garnen gegenüber fortgesetzt wird — auffliegt und sich in den Garnen fängt, springen die neben diesen auf der Erde liegenden Leute auf, werfen mit der möglichsten Geschwindigkeit die mittlern schwächern Stangen um, heben dann die Stellstangen mit den Garnen heraus und werfen dieses mit den gefangenen Hühnern und über diese nach vorn nieder und lösen nun die Hühner aus. Die Jäger und Treiber halten, während dies geschieht, mit dem Absuchen inne, bis die Garne wiederum aufgerichtet sind, wo dann das Absuchen und Treiben auf ein gegebenes Zeichen in der vorgeschriebenen Art fortgesetzt wird.

Ungeachtet nun diese Art des Fanges, welche übrigens am besten gegen Abend in der Dämmerung von statten geht — bei nebeligem Wetter

auch den Tag über, nur darf es nicht windig oder stürmisch sein —, sowol in Hinsicht auf die Anschaffung der Garne, von denen jedes nach den jetzigen [1] Preisen leicht 4—5 Thaler zu stehen kommt, als wegen der dazu erforderlichen Leute mit einigem Kostenaufwande verknüpft ist, so bringt sie doch in Gegenden, wo es viele Hühner gibt, auch wieder das Ihrige reichlich ein, vorausgesetzt, daß der Jäger eine genaue Kenntniß von den Hühnern seines Reviers, ihrem täglichen Aufenthaltsorte, der Richtung ihres Fluges und allen dahin gehörigen Verhältnissen hat. Außerdem, daß man viele Hühner, und selbst die allerscheuesten, die nicht leicht in ein anderes Zeug gehen, mit dem Hochgarne einfangen kann, so gewährt es auch den Vortheil, daß sich die Hühner beim Fange weniger beschädigen als in den Stecknetzen; sowie es denn überhaupt bei gut getroffener Veranstaltung eine der leichtesten und sichersten Fangmethoden ist.

Von dem Fang mit dem Treibzeuge.

Diese Fangart ist ganz unbezweifelt eine der ältesten, dabei aber auch eine der künstlichsten und schwierigsten. Es gehört nicht nur eine

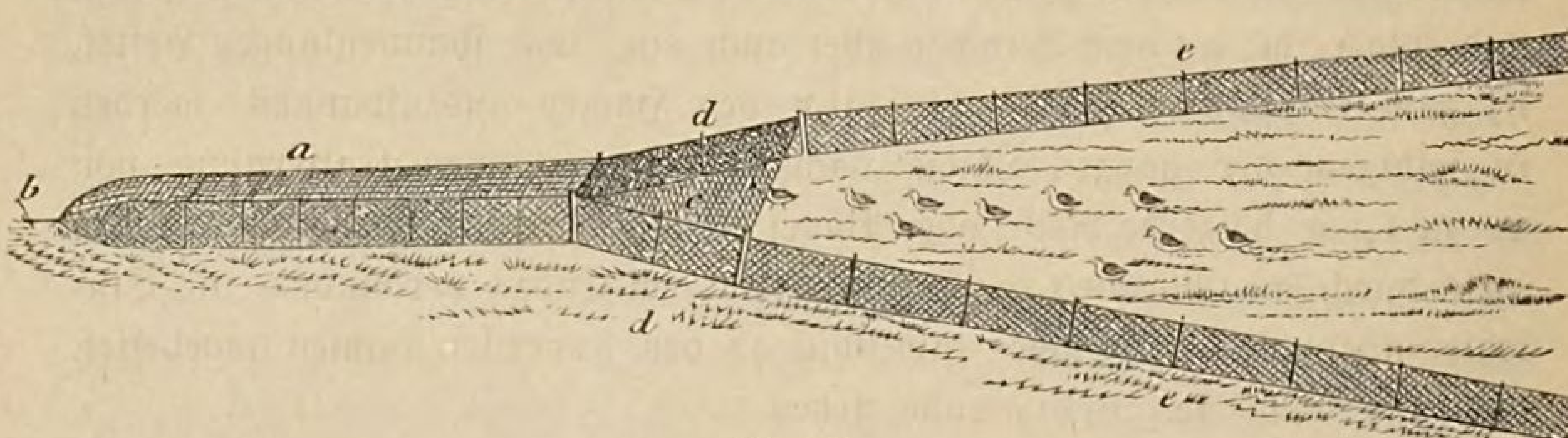


Fig. 106.

besondere Geschicklichkeit dazu, das Zeug gehörig zu stricken und aufzustellen, sondern auch viele Erfahrung und Uebung, und dann eine überaus große Geduld beim Eintreiben und Einfangen selbst. Das Treibzeug besteht aus einem von feinem Bindfaden oder vierdrahtigem Zwirn in die Runde gestrickten, vorn weiten und hinten spitz zulaufenden Sackgarn, das einem gewöhnlichen Fischer- oder Garnsack nicht unähnlich sieht, und an beiden Seiten ein Geleiter hat. Döbel gibt drei Strickmethoden an.

1.

Man fängt das Sackgarn oder den Hamen, a, von einigen auch Rebhühnerbeeren, Trommel, auch schlechthin Sack genannt, mit 24 Maschen

[1] D. h. vor mehr als 50 Jahren. (v. R.)

an, deren jede von einem Knoten zum andern fast 4 cm weit ist. Wenn man die letzte Masche hat, wirft man sämmtliche Maschen vom Strickholz ab, faßt dann die letzte auf den dritten Theil ihrer Länge mit der ersten zusammen und strickt immer rundherum so lange fort, bis man auf 4 m lang gestrickt hat. Alsdann fängt man an abzunehmen. Wenn man nämlich 3—4 mal herumgestrickt hat, nimmt man die erste Masche ab, läßt entweder 1 fallen, oder nimmt 2 Maschen zusammen, und strickt also fort bis ungefähr auf 16 oder 18 m Länge, wonach das Netz durch das Abnehmen der Maschen nach hinten hinaus immer spitziger zuläuft. Es werden zuweilen 1 oder 2 Einkehlen wie in einem Fischergarnsacke hineingestrickt. Andere, wie z. B. Naumann, tadeln die Einkehlen ganz entschieden. Um diese zu machen, muß man da, wo sie hinkommen soll, an jeder Masche 1 zunehmen und so einmal herumstricken. Wenn man alsdann zum zweiten male herumstrickt, läßt man immer 1 Masche fallen und strickt so 1 Masche um die andere den Hamen fort. Nun strickt man aber an den Maschen, die stehen geblieben sind, rundherum fort, nimmt aber dabei ab, damit die Einkehle immer enger wird, was dazu dient, daß die Hühner, wenn sie hineingelaufen sind, nicht wieder zurückkönnen. Hinten werden die Maschen an ein Leinchen gefaßt und eingereiht, an dem Leinchen aber auch ein etwa spannenlanger Heftel, b, zum Anpflöcken angebracht. Um den Hamen auszuspannen, werden in selbigem der ganzen Länge nach in einer gleichen Entfernung von 1,5 zu 1,5 m hölzerne Reife oder Bügel in abnehmender Größe angebracht, diese durch die Maschen gezogen und an den Enden verbunden, die Einkehlen aber mit 4 Bindfäden inwendig an den äußersten Hamen angeheftet, damit sie recht steif und gerade stehen.

Vor dem Hamen kommt ein Stück Garn mit einer Decke, der Himmel, c. Dieser kann nach Gefallen schmal und breit gemacht werden, doch gibt Döbel dem etwas breiten den Vorzug. Man fängt gewöhnlich mit 8 Maschen an dem Hamen an und nimmt dann auf beiden Seiten zu. Wenn er vorn hinaus weiter sein soll, so muß er auch verhältnißmäßig lang sein. Ist er 4 m lang, so hat er die gehörige Länge und Breite. An den Seiten wird nun das Geleiter, d d, gestrickt. Man fängt mit einer 4 cm weiten Masche an und nimmt zu beiden Seiten zu, bis es 12 Maschen sind. Hierauf werden die 12 Maschen fortgestrickt und auf einer Seite ab- und auf der andern zugenommen, sodaß die Seitenwände spiegelig am Himmel stehen und zu beiden Seiten ebenso lang als dieser werden. Diese Geleiter werden dann in einer Entfernung von 1,5 zu 1,5 m an fingerdicken Stäben, Spillen oder Spindeln, wozu man am liebsten Weißdorn nimmt und die Schale auf ähnliche

Art, wie bereits bei den Stecknetzen gesagt ist, am Feuer abbäht, eingebunden. Man bohrt zu dem Ende an jedem Stabe, der unten zugespitzt sein muß, 4 cm von unten herauf ein kleines Loch durch, bindet nun den obern Garnsaum gegen und durch das obere, den untern aber gegen und durch das untere Loch mit Bindfaden fest und zieht das Garn straff nach der Gleichheit des Fadens an. Alsdann wird die Decke oben auf dem Geleiter befestigt und mit Zwirn verstrickt, und zuletzt der Himmel mit dem Geleiter an den vordersten Bügel oder Reifen des Hamens befestigt. Um aber die Hühner beim Eintreiben vom Ausweichen abhalten und nach dem Treibzeug hinleiten zu können, muß man noch außerdem etwa sechs, 12 Maschen hohe und 14 m lange Geleiter haben, welche von beiden Seiten als Flügel hinausgesteckt werden, e e.

2.

Nach der zweiten von Döbel angegebenen Strickmethode fängt man den Hamen mit 1 Masche von gleicher Weite wie die vorigen an, nimmt dann auf jeder Seite mit 1 Masche zu, bis man 40 Maschen hat. Alsdann strickt man gleich fort, nimmt allezeit auf einer Seite 1 Masche ab und auf der andern wieder 1 zu. Wenn man auf diese Art 2 oder 3 m fortgestrickt hat, so läßt man an der einen Seite 1 Masche fallen, doch nur auf die andere Masche, da dann das Garn schmäler wird, und so strickt man fort, bis man noch 10 Maschen hat. Hierauf schlägt man den gestrickten Strich zusammen und strickt beide Säume aneinander. Man theilt nun die 40 Maschen in vier Theile, damit das Garn recht viereckig wird, bindet dann erst vorn auf jeder Seite eine feine starke Spindel (Spille), und dann so fort zu beiden Seiten, in einer Entfernung von 1,5 zu 1,5 m ein. Hinten werden die Maschen ebenfalls mit einem Leinchen zusammengereiht und ein Heftel daran befestigt. An diesen Hamen wird nun auf die vorhin angezeigte Art ebenfalls ein Himmel gestrickt. Da dieser Hamen sich rechtviereckig aufstellt und platt auf dem Boden liegt, so gewährt er den Vortheil, daß die Hühner meist immer ohne Scheu hineinlaufen. Es wird aber auch bei der andern Spindel des Hamens eine sogenannte Brücke eingestrickt, indem man an die untern 10 Maschen und auf jeder Seite noch an 1 Masche wieder zu stricken anfängt und 8—10 Maschen fortstrickt, dies Stückchen Garn aber wird mit einem durchzogenen Bindfaden an beiden Seiten, etwas vom Boden erhaben, straff angebunden, wodurch er das Ansehen einer Brücke erhält. Diese Vorrichtung gewährt nach Döbel den Vortheil, daß, wenn die Hühner über die sogenannte Brücke in den Hamen gelaufen sind und etwa wieder umkehren wollen, sie mit der

Brust an die Brücke stoßen, wodurch sie aufgehalten und wieder zurückzulaufen und im Hamen zu bleiben genöthigt werden. Es gibt indessen Jäger, die weder von den sogenannten Brücken noch den Einkehlen viel halten, sondern im Gegentheil der Meinung sind, daß durch diese der Fang eher erschwert als erleichtert wird. Nach meinem Dafürhalten ist die Brücke wirklich überflüssig, dagegen die Einkehlen aber von wesentlichem Nutzen. (J.)

3.

Die dritte von Döbel angegebene Strickmethode ist folgende: Man fängt den Hamen mit 1 Masche an, wirft diese vom Strickholz ab, strickt wieder die 1 Masche auf und nimmt 1 zu, und so wird allemal 1 Masche zugenommen, bis man 25 hat. Alsdann nimmt man die zuletzt gestrickte Masche und die ersten dazu, läßt aber die letzte zugenommene fallen und fängt an, rundherum zu stricken und zwar so, daß man hin- und herstrickt, die 1 Masche fallen läßt und die auf der andern dazunimmt. Wenn man nun 2 m lang immer fort rundherum gestrickt hat, so nimmt man ein kleineres Strickholz oder schneidet von ersterm etwas Weniges ab, um es zu verkleinern. Man strickt nun auf diesem kleinen Strickholz wieder fort, verkleinert es abermals durch Abschneiden, daß die Maschen immer enger und zuletzt ganz enge werden, wonach beim Verengern des Garns immer gleichviel Maschen bleiben. Ein auf diese Art gestricktes Zeug stellt spiegelig und ist doch ohne Naht. Der Hamen wird übrigens ebenfalls mit Reifen eingebunden und hinten mit einem Leinchen zusammengeschnürt, auch ein Heftel darangemacht. Hierauf strickt man vorn auch einen Himmel an, und zwar von dem vordersten Bügel an etwa 2 m lang. Er wird ebenfalls spiegelig und gleich so breit gemacht, daß er auf den Seiten die Geleiter und die Decke darüber bildet. An diesen Himmel, welcher bei dieser Art Zeug der Hinterhimmel genannt und an welchen Spindeln, womit er angestochen wird, befestigt werden, wird hernach ein Vorderhimmel gestrickt, welcher zwar an sich ebenso breit als der Hinterhimmel ist und auch spiegelig gestrickt wird. Da er aber vornheraus breit sein muß, so strickt man an denselben noch auf beiden Seiten ein Stück spiegelig, wie ein Dreieck an. Um diese Form zu erhalten, nimmt man ein kleineres Strickholz, das endlich auf $^2/_3$ kleiner wird, wodurch sich der Himmel genau spiegelig stellt. Ein auf diese Art verfertigtes Treibzeug hat zwar den Nutzen, daß es sich straffer wie die andern stellt und daß hiernach die Hühner beim Einlaufen nirgends hängen bleiben können; nur hat es den Fehler, daß der Hamen hinten hinaus wegen der immer enger werdenden

Maschen zu dunkel ist, was für den Fang den Nachtheil zu Wege bringen kann, daß die Hühner stutzig werden, besonders wenn sie bereits beim Eintreiben schüchtern geworden sind. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß zu dieser Art Treibzeug ebenfalls besondere Geleiter, die als Wehren flügelförmig angeheftet und gestellt werden, gestrickt werden müssen.

Das Eintreiben selbst ist ein so mühsames Geschäft, daß es eigentlich mehr für einen in der Geduld geübten, alten, bedächtigen Vogelsteller, als für einen jungen, feurigen Jäger paßt. Auf die Stellung der Leitern, namentlich die Entfernung der vordern Enden voneinander, auf die Wahl des Stellplatzes an sich und in Betreff seiner Umgebungen kommt es vor allem an, dann aber muß der Jäger auch rasch mit der Stellung selbst umzugehen wissen.

Da der Hühnerfänger während des Eintreibens der Hühner verdeckt bleiben muß, so bedienen sich einige zu diesem Zwecke eines sogenannten Schießpferdes, andere lassen sich einen Sack machen, der die Gestalt und Farbe einer Kuh hat, kriechen dann in diesen hinein und suchen auf diese Art die Hühner einzutreiben. Noch andere flechten vor und hinter sich einen sogenannten Schirm von belaubtem Gesträuch und treiben unter diesem verborgen die Hühner vor sich her. Die meisten bedienen sich aber zum Eintreiben eines sogenannten Schildes, was allerdings sowol dem Schießpferde und Schirme — diese sind dagegen beim Entenschießen, wo ausführlich davon die Rede sein wird, von großem Nutzen — als der unsichern und beschwerlichen Methode mit dem Sacke weit vorzuziehen ist. Dieser Schild wird von Leinwand verfertigt und auf einem 2 m breiten und 1,68 m hohen Stücke der Rumpf sammt den Füßen eines Pferdes oder einer Kuh, oder auch eines Hirsches gemalt; an dem einen Ende aber noch ein besonderes Stück Leinwand angemacht, auf dem der Hals und Kopf des Thieres abgebildet und ausgeschnitten ist. Um die gemalte Leinwand der ganzen Figur nach anspannen zu können, werden an beiden Seiten Rahmen oder Leisten angebracht und zwischen diesen ein Querstock eingesperrt, den man nach gemachtem Gebrauch wiederum herausnehmen und den Schild dann zusammenrollen kann. An der hintern Seite des Schildes muß eine Handhabe zum Tragen desselben, in der Mitte des letztern aber müssen zwei längliche Löcher sein, um durch diese die Hühner beobachten zu können. Die Farben, deren man sich zum Malen bedient, müssen übrigens blaß und nicht glänzend sein, weil die Hühner sonst bei Sonnenschein leicht scheu werden und sich nicht treiben lassen. Die Leisten, an denen die Leinwand ausgespannt wird, sind unten zugespitzt, um den Schild, wenn man während des Treibens Halt machen muß, in die Erde stecken zu können.

Beim Einfangen der Rebhühner mit dem Treibzeuge, womit man, beiläufig erwähnt, nicht eher, als bis die Felder leer sind, und nicht länger, als bis Frost einfällt, vorgehen kann, geht man folgendergestalt zu Werke. Es kommt zuvörderst darauf an, ob man den Fang in den frühern Morgen- oder spätern Nachmittagsstunden, dies sind die bequemsten Tageszeiten, unternehmen will. In beiden Fällen muß man vorher genau den Ort ausmitteln, wo die Hühner liegen. Morgens kann dies am besten durchs Verhören geschehen. Man merkt sich nun, wenn der Fang in den Morgenstunden vor sich gehen soll, den Ort, wo das Volk nach dem dritten Rufe einfällt, erforscht dann aber zuvor, ob die Hühner weiden, oder ob sie sich gedrückt haben. Um dies zu erfahren, nimmt man den Schild vor sich, die gemalte Seite gegen die Hühner gekehrt, und nähert sich den Hühnern erst im weiten, dann im engern Kreise langsam und mit Vorsicht, damit sie nicht aufgesprengt werden. Wenn man, hinter dem Schilde verborgen, gewahr wird, daß die Hühner weiden und ununterbrochen laufen, so greift man vor, damit sie sich nicht zu früh dem Orte nähern, wo das Zeug gelegt werden soll, sowie man denn, wenn sie sich im Gegentheil zu weit entfernen, dies ebenfalls durch Vorgreifen zu verhindern suchen muß. Man treibt dies so lange, bis die Hühner sich vor dem Schilde drücken und liegen bleiben. Alsdann zieht man sich, immer hinter dem Schilde verborgen, nach dem Orte hin, wo man das Zeug aufbewahrt hat. Je nachdem man beim Beobachten der Hühner wahrgenommen hat, daß die Hühner mehr oder weniger scheu und unruhig zu sein scheinen, je nachdem wird das Zeug in einer nähern oder weitern Entfernung von dem Punkte, wo sie liegen, abwärts aufgestellt. Da die Hühner sich in offenen großen Feldern nicht leicht anders als gegen den Wind treiben lassen, weil dieser ihnen sonst die Federn aufweht, was sie nicht ertragen können, so muß man hierauf beim Aufstellen (Legen) des Zeuges Rücksicht nehmen. In Gegenden, wo Feldbüsche in der Nähe sind, ist dies indessen nicht immer angänglich, weil hier wiederum der Umstand eintritt, daß die Hühner morgens gern dem Holze zu, abends aber von demselben ablaufen. Wenn daher der Fang in Gegenden dieser Art morgens vor sich geht, so muß man die Garne, wenn es nicht gegen den Wind geschehen kann, im Seitenwinde und nur im Nothfall ganz unter dem Winde stellen. Beim Legen des Zeuges verfährt man folgendermaßen. Wenn vorher das ganze Zeug ausgeschlagen ist, so wird zuerst der Hamen, und zwar so gelegt, daß er in einer Ackerfurche oder doch in einer grasleeren Vertiefung — weil die Hühner sich nicht gern quer über die Furchen treiben lassen — und wo möglich in dieselbe Furche, in der sich die Hühner gedrückt haben,

zu liegen kommt.[1] Man zieht darauf, vermittels des am hintern Hamensackende befindlichen Leinchens, das Gemäsche scharf zusammen, zieht die Leine straff an und befestigt solche vermittels des Heftels an der Erde.[2] Man zieht hierauf die Hamenbügel auseinander, und zwar dergestalt, daß sowol das äußere Garn als die Einkehlen recht fest und unbeweglich, auch gerade dastehen. Hierauf wird der Himmel vermittels der an seinen Seitenwänden befindlichen Spieße — die Seitenwände werden stark angespannt — an der Erde befestigt, und nun endlich auch das Geleiter, und zwar straff, ausgedehnt, vermittels der eingebundenen Stäbchen, die man so fest als möglich in den Boden drückt, in einer solchen Richtung aufgestellt, daß sie von da ab, wo sie an den Himmel anschließen, auf einer kleinen Strecke parallel und geradeaus laufen, dann sich aber allmählich voneinander entfernen. Das Geleiter muß übrigens, sowie das ganze Zeug, mit Häkchen an der Erde so befestigt werden, daß der Wind nicht damit spielen kann, auch unten nirgends eine Oeffnung bleibt, daher dann auch überall, wo etwa ein Stäbchen nicht feststeht, eine sogenannte Strebmücke angesetzt werden muß. Daß das Zeug in möglichster Geschwindigkeit und ohne Geräusch aufgestellt werden muß, versteht sich von selbst.

Nach dem Stellen des Zeuges schreitet man zum Eintreiben, und dies ist allerdings die schwierigste Arbeit. Man nimmt wieder den Schild vor sich und geht in einem großen Kreise um den Ort herum, wo die Hühner liegen, und zwar dergestalt, daß man in einer verhältnißmäßigen Entfernung hinter den Hühnern dem Zuge gegenüber zu stehen kommt. Man nähert sich ihnen langsam, und beobachtet sie durch die im Schilde befindlichen Oeffnungen. Sobald man gewahr wird, daß sie die Köpfe aufrichten, bleibt man stehen, bis man wahrnimmt, daß sie, ohne eben unruhig und scheu zu werden, nach dem Schilde hinsehen und dann vorwärts zu laufen anfangen, was ein Beweis ist, daß sie das Schild nach dem Jägerausdruck annehmen, d. h. nicht scheuen, sich vielmehr durch die Malerei täuschen lassen. Man folgt ihnen nun, solange sie weidend vorwärts laufen, langsam nach, und sucht sie nach dem Zeuge zu treiben, zu welchem Ende man auf den Fall, daß sie etwa seitwärts ab und nicht in gerader Richtung nach dem Zeuge hinlaufen, in gehöriger Entfernung immer so vorgreifen muß, daß sie sich nach und nach dem Zeuge nähern. Wird man gewahr, daß sie sich drücken, so steht man stille und sucht sie durch leises Husten oder Räuspern zu wecken und

[1] Wenn die Hühner sehr scheu sind, verdeckt man ihn mit grünem Reisig.

[2] Man muß den Heftel recht fest anpflöcken, weil sich sonst der Hamen hinten auseinanderzieht und die Hühner, wenn sie wirklich drinnen sind, herausgehen.

zum Laufen zu bringen, oder wartet, was allerdings mislich ist, ab, bis sie von selbst wieder zu laufen anfangen.[1] Sobald sie sich dem Geleiter nähern, muß man doppelt vorsichtig sein, und wenn man sieht, daß sie, anstatt in gerader Richtung nach dem Zeuge hinzulaufen, sich nach dem äußersten Ende der Flügel ziehen, dies durch behutsames Vorgreifen zu verhindern und sie zwischen das Geleiter zu bringen suchen. Glückt dies, so folgt man ihnen zwar langsam nach, gibt aber genau Acht, ob sie keine Unruhe äußern. Nimmt man wahr, daß sie anfangen scheu zu werden, was man vorzüglich daran erkennt, wenn eins oder mehrere die Köpfe heben und mit dem Schwänzchen schnippen, so zieht man sich augenblicklich zurück, behält sie aber fortdauernd im Auge, beobachtet ihr Betragen und nähert sich, und zwar nicht geradezu, sondern indem man sich immer langsam hin- und herwendet, nur dann erst wieder, wenn man bemerkt, daß sie zwischen dem Geleiter ruhig weiden und umherlaufen. Man setzt nun das abwechselnde Nähern, Zurückziehen, Vorgreifen nach Umständen so lange fort, bis man den Endzweck, sie dem Himmel zuzutreiben, erreicht. Sobald man gewahr wird, daß eins oder ein Paar unter demselben hinlaufen, und in diesem Falle folgt das ganze Volk ruhig nach, eilt man, jedoch noch immer hinter dem Schilde verborgen, rasch hinzu, um das Zurückprallen zu verhindern. Sobald die Hühner die letzte Einkehle des Hamens passirt haben, tritt man schnell hervor und wirft den Rock oder den Schild über den Hamen, damit die Hühner sich nicht zu Schanden schlagen, verbindet dann den Hamen dicht vor den Hühnern mit einem Leinchen, zieht den Heftel, womit die Leine am Sackende befestigt ist, aus der Erde, öffnet das Loch am Hamen so weit, daß man die Hand hineinbringen kann und nimmt ein Stück nach dem andern heraus. So umständlich nun auch die Verfahrungsart beim Eintreiben beschrieben ist, so darf der Leser doch sicher glauben, daß er solches nicht durch bloßes Lesen erlernen wird. Es gehört viel Uebung und Erfahrung und eine unglaubliche Geduld dazu, um die vielen Schwierigkeiten zu überwinden, die sich hin und wieder vorfinden. Zuweilen lassen sich die Hühner ruhig und willig treiben, und es gelingt dann wol hin und wieder, daß man in einer halben Stunde zum Zweck kommt. Es ereignet sich aber auch nicht selten, daß man Stunden, ja halbe Tage lang hinter dem Schilde ausdauern muß, ehe man sie in das Zeug bringt. Es ist dies vorzüglich dann der Fall, wenn sie sich gleich im Anfange beim Anblick

[1] Wenn die Hühner in hohem Grase liegen, so verkriechen sie sich gern und zerstreuen sich auch leicht, was beim Treiben nachtheilig ist. Döbel räth daher, daß man an Orten, wo das Gras hoch ist, sehr langsam treiben, auch vorher Steige machen soll, damit die Hühner desto besser fortkönnen.

des Schildes scheu und unruhig bezeigen, wild umherblicken und mit den Schwänzchen schnippen. Es ist dies eine böse Vorbedeutung, oft ein Beweis, daß sie entweder vorher stark beschossen, oder wol gar schon vor dem Zeuge gewesen und diesem entkommen sind, und man kann sich dann schon im voraus darauf gefaßt machen, daß das Eintreiben viel Mühe und Zeit kosten, vielleicht gar mislingen wird. Am besten, man zieht sich dann gleich anfangs langsam zurück, behält aber die Hühner im Auge, nähert sich, wenn sie wieder ruhig zu werden anfangen, zum zweiten male, und wiederholt den Versuch so lange, bis sie den Schild annehmen. Wenn man das Einfangen in den spätern Nachmittagsstunden oder höher am Tage unternimmt, so ändert sich die Verfahrungsart nur insoweit, daß man die Hühner, anstatt sie zu verhören, mit dem Hühnerhunde aufsucht, sie, sobald dieser feststeht, mit dem Schilde so lange umkreist, bis man sie liegen sieht. Ist der Hund so ferm, daß daß man sich sicher auf ihn verlassen kann, so läßt man ihn stehen, zieht sich mit dem Schilde zurück, legt das Zeug, ruft den Hund ab, nimmt ihn an die Leine oder weist ihm einen Platz zum Stilleliegen an, und geht dann auf die vorhin beschriebene Art mit dem Eintreiben vor. Besorgt man aber, der Hund werde nicht anhaltend und so lange, bis das Zeug gelegt ist, stehen, so ruft man ihn, sobald man die Hühner umkreist, und sie liegen gesehen hat, ab, legt dann das Zeug — und zwar wenn Feldbüsche in der Nähe sind, mit Rücksicht auf den vorhin erwähnten Umstand, daß sich die Hühner gegen Abend besser von demselben abwärts treiben lassen — und verfährt übrigens ganz wie vorher. Sollten die Hühner den Hund nicht halten und vor ihm aufstehen, so merkt man sich den Ort, wo sie einfallen, nimmt dann, mit Zurücklassung des Hundes, den Schild zur Hand, nähert sich ihnen langsam u. s. w. Der Fang mit dem Treibzeuge ist übrigens in Gegenden, wo Felder mit Gesträuchen abwechseln, oder Hecken mit Remisen vorhanden, auch wol größere Feldhölzer in der Nähe sind, für einen einzelnen Jäger mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, und er kann auf einem Terrain dieser Art, besonders in den Morgenstunden, ohne Gehülfen wenig ausrichten. Es ist daher bei einem Orte jener Art immer besser, wenn sich zwei Jäger zusammenthun, und noch überdies ein Paar abgerichtete Leute mit sich nehmen. Es ist dies besonders dann von Nutzen, wenn die Hühner, anstatt den Schild oder den Hund zu halten, aufstehen, und dann im nahen Holze oder am Rande der Gebüsche oder in diese einfallen. Ereignet es sich nun, daß die aufgesprengten Hühner in einem nahe gelegenen breiten und zusammenhängenden Gehölz einfallen, so beobachtet man genau den Ort, wo dies geschieht, stellt dann, während der eine

Jäger an einem schicklichen Platze das Zeug legt, die beiden mitgenommenen Leute in einiger Entfernung vom Holze, im Felde, und zwar auf jeder Seite des Holzes einen an, um Acht zu geben, ob die Hühner etwa während des Legens des Zeuges wieder in das Feld laufen. Sobald einer von ihnen die Hühner am Rande laufend gewahr wird, sucht er, ohne von der Stelle zu gehen, durch leises Husten oder auch dadurch, daß er das Blöcken eines Schafs, oder den Ruf, womit der Bauer sein Ackervieh antreibt, nachahmt, die Hühner in das Holz zurückzubringen, wogegen der zweite Jäger zu gleicher Zeit auf einem mit dem Holzrande parallel laufenden Wege oder Stege Steckgarne aufstellt.[1] Ist nun das Verlegen des Zeuges und das Aufstellen der Steckgarne bewirkt, so zieht der eine Jäger an die dem Zeuge entgegengesetzte Seite des Gehölzes zurück; dagegen verbirgt sich der zweite in einiger Entfernung vom Zeuge, um dieses beobachten zu können. Der erste Jäger sucht nun langsam mit dem Hunde vor, um die Hühner in das Zeug zu treiben. Sobald der zweite in der Gegend des Zeuges angestellte Jäger nun wahrnimmt, daß die Hühner unter dem Himmel sind, so eilt er aus dem Gebüsche, jedoch ohne Geräusch zu machen, hin, und treibt sie vollends in den Hamen ein. Am Ende werden dann auch die Steckgarne nachgesehen, und wenn sich dort ein oder mehrere Hühner gefangen haben sollten, diese ausgelöst. Fallen die aufgesprengten Hühner nun dagegen am Rande eines schmalen, zwischen Feldern und Wiesen sich schlängelnden Gebüsches oder einer Remise ein, so wird das Zeug ebenfalls an der entgegengesetzten Seite gelegt, die Hühner unterdessen von den beiden mitgenommenen Leuten beobachtet, und wenn sie in das Feld laufen wollen, in das Gebüsch zurückgetrieben, übrigens aber, jedoch mit Weglassung der Steckgarne, auf die vorangezeigte Art verfahren. Winckell gibt in seinem Handbuche für Jäger noch einen dritten Fall an, wenn nämlich ein rege gemachtes Volk in einer Remise oder Feldhecke Schutz sucht. Um den Fang unter diesen Umständen mit Erfolg zu betreiben, glaubt er, ohne jedoch selbst den Versuch gemacht zu haben, daß zwei völlig sachkundige Jäger mit zwei Schilden erforderlich sind. Von letztern gedeckt, würden die erstern, wenn das Zeug nach Maßgabe des Windes an einem oder dem andern Ende der Remise oder Hecke so verlegt worden, daß der Himmel dicht am Gesträuche, das Geleiter aber wie immer vorwärts und allmählich auseinandergezogen stände, sich am ent-

[1] Döbel, ebenso wenig Naumann, erwähnt in der von ihm angegebenen Methode der Steckgarne. Auch wir haben diese Verfahrungsart, nämlich die Verbindung der Steckgarne mit dem Treibzeuge, aus dem Handbuch des H. a. d. Winckell entlehnt, und sie scheint, obwol wir sie nicht versucht haben, sehr zweckmäßig zu sein.

gegengesetzten Ausgange der Remise, etwa 20—30 Schritte von derselben entfernt, an beiden Seiten vertheilen und das Eintreiben im übrigen auf die gewöhnliche Art bewirken müssen. Noch sicherer aber, glaubt er, würde man auf folgende Weise zum Zwecke gelangen:

Das Zeug wird so gelegt, daß der Wind von demselben auf die Hühner streicht. Dann müssen die zwei Jäger mit den Schilden sich nebst einem dritten, welcher einen fermen gelassenen Hund führt, an das entgegengesetzte Ende der Hecke begeben, und indem der letztere längs derselben langsam fortsucht, an beiden Seiten sich im Freien immer etwas vorziehen. So wird verhindert werden, daß die Hühner — was sonst leicht der Fall sein möchte — nicht unbemerkt rückwärts laufen können: steht aber der Hund an der Remise, so ist dies ein Beweis, daß sich das ganze Volk oder ein Theil desselben gedrückt hat. Die Schildführer müssen sich nun auf ein von dem, welcher den Hund stehen sieht, gegebenes verabredetes Zeichen bis gegen den Hund zurückziehen, dann sich von beiden Seiten vorsichtig der Hecke nähern und erforderlichenfalls durch Husten u. dgl. die Hühner zum Laufen zu bringen suchen, oder der dritte Jäger muß den Hund langsam avanciren lassen, während die beiden Schildführer sich wieder etwas vorhalten, bis einer oder der andere bemerkt, daß die Hühner wieder vorwärts gehen. Sollten sie ja aufstehen, so würden sie doch, im Fall es nicht ganz dicht vor dem Zeuge geschieht, woran fast immer ein Uebereilungsfehler schuld sein möchte, und wenn sie überall, besonders an diesem Orte, vorher nicht zu stark beschossen sind, vor oder zwischen dem Geleiter wieder einfallen und dann um so leichter ins Garn laufen. Es scheint dieser Vorschlag, obwol wir ebenso wenig Versuche damit angestellt haben, ganz zweckmäßig. Wenn Winckell aber am Schlusse der Beschreibung S. 313, §. 46[1] anführt, daß diese Art des Rebhühnerfanges die beste unter allen ist, so kann dieser Meinung nicht unbedingt beigetreten werden. Wenn die Hühner halten und sich willig treiben lassen, so ist der Fang mit dem Treibzeuge allerdings jeder andern Fangmethode vorzuziehen, weil der Jäger, wie der Verfasser sehr richtig bemerkt, Hoffnung hat, des ganzen Volks auf einmal habhaft zu werden. Wenn man aber an Hühner geräth, die bereits stark beschossen sind, und im Spätherbst, wo die Hühner überhaupt nicht leicht halten, dann ist der Fang mit dem Treibzeuge äußerst mislich, und es gelingt oft selbst dem erfahrensten Jäger trotz aller angewandten Mühe nicht, sie ins Garn zu bringen. Ich (Jester) für meinen Theil gestehe daher sehr gern, daß ich, anstatt dem Fange mit dem Treibzeuge den

---

[1] In der fünften umgearbeiteten Auflage, Band I, Seite 554, §. 46. (v. R.)

Vorzug einzuräumen, selbigen dem mit dem Hochgarne nachsetze. Ich habe mich über die Gründe, warum ich diese letztere Art des Fanges, nämlich die mit dem Hochgarne, für die leichteste und sicherste halte, bereits unter dem dahin gehörigen Artikel erklärt. Sie mislingt selbst dem minder geübten Jäger seltener als die mit dem Treibzeuge. Man kommt bei weitem geschwinder zum Zweck, und hat überdies den Vortheil, daß man beim etwaigen Mislingen den Versuch wiederholen, ja ihn oft an einem und demselben Tage mehrmals wiederholen kann, was bei dem Treibzeuge nicht der Fall ist.

Wenn man ein ganzes Volk fängt, so wird eine gleiche Anzahl von Hähnen und Hennen zum Aussetzen aufbewahrt, die überzähligen Hähne aber an den Flügeln gestutzt und der Küche überliefert. Um sie gleich nach dem Herausnehmen aus dem Hamen absondern zu können, ist es gut, wenn der Sack, in dem man sie nach Hause trägt, mit einem doppelten Boden versehen ist. Auch muß er Luftlöcher haben, damit die Hühner nicht ersticken. Zweckmäßiger als ein Sack ist ein besonders dazu eingerichteter Hühnerkorb, weil es sehr darauf ankommt, alle Beschädigungen der eingefangenen Hühner zu vermeiden, indem selbst leichtverletzte Hühner in der Kammer zu Grunde zu gehen pflegen. Die Kosten zur Anschaffung eines vollständigen Treibzeuges dürften nach den jetzigen (d. h. etwa um das Jahr 1830) Preisen sich leicht auf 18—20 Thaler belaufen.

Von dem Glockengarne.

Das Glockengarn besteht aus einem viereckigen Netze, welches in der Mitte so weit ist (so viel Busen hat), daß es, wenn die vier Ecken an der Erde angepflöckt werden, in der Mitte über mannshoch in die Höhe gezogen werden kann, wodurch es aufgestellt fast die Figur einer Glocke hat, daher die Benennung Glockengarn. Es wird auf folgende Art gestrickt: Man nimmt vierfachen Zwirn und ein 4 cm breites Strickholz, fängt mit 1 Masche an zu stricken, strickt fort und gibt allezeit 1 Masche zu bis man 70—80 Maschen hat, alsdann wird wieder so lange abgenommen, bis man 1 Masche bekommt. In die vier Seiten wird der Bindfaden so eingezogen, daß jede Seite nur 2,2 m lang wird, damit das Garn Busen bekommt. In der Mitte des Garns wird ein rundes Loch eingeschnitten und in solchem ein glatt gefeilter Ring von Messing, der 9 cm im Durchmesser hat, angebracht.

Beim Aufstellen werden die vier Ecken an die Erde angepflöckt, und der mittlere Theil des Garns über einem 1,72 m hohen Stellstab, Galgen genannt, in die Höhe gezogen und der Ring dort festgebunden,

wodurch auf jeder Seite unten eine Oeffnung entsteht, unter der die Hühner bequem durchlaufen können.

Die beste Zeit zu dem Einfangen mit dem Glockengarne ist in solchen Gegenden, wo Weinberge oder junge Schläge — abgeholzte Waldplätze, die zum Wiederaufwuchs gehegt werden und in denen sich die Hühner zur Sommerszeit gern halten — vorhanden sind, der Sommer; sonst auch der Spätherbst und der Winter. Man wählt einen Platz auf der Saat oder in Schlägen, wo man die Hühner oft und mehrmals angetroffen hat, und bestreut diesen mit gesottenem Weizen oder Hanf, der deshalb gesotten sein muß, um das Aufkeimen zu verhindern.

Einige Jäger pflegen um den bestreuten Platz herum einen schwarzen Faden, und zwar anderthalb Hand hoch von der Erde, zu ziehen, um dadurch die Krähen und andere Vögel — die Rebhühner scheuen den Faden nicht, und laufen unten durch — von dem Platz abzuhalten. Sobald sie die Körnung ein paarmal abgelesen haben, wird das Garn aufgestellt und vermittels des Ringes an dem Stabe, der in der Mitte in die Erde gesteckt wird, in die Höhe gezogen, der Ring oben an dem Stabe festgemacht. Der Platz wird nun unter dem Garn nochmals bestreut, und wenn die Hühner die Körnung abermals abgelesen, eine Hand voll unausgedroschener Weizenähren an einem Faden, der oben an dem Ringe befestigt wird und gerade an dem Stabe herunterhängt, angebunden. Findet man, daß die Hühner an den Aehren gepickt haben, so wird der Ring, der bis dahin oben befestigt blieb, nicht mehr angebunden, sondern nur ganz locker, und zwar dergestalt auf den rundlichen Kopf des Stabes aufgelegt [1], daß er, sobald die Hühner an den Aehren picken, an dem Stabe herabläuft und die Hühner mit dem Garn bedeckt werden. Es wird übrigens zu dieser, wie zu jeder Art des Einfangens, eine sehr große Windstille erfordert, weil, sobald das Garn vom Winde bewegt wird, die Hühner sich scheuen und nicht zugehen.

Da die Hühner übrigens gemeinhin eine geraume Zeit unter dem Garne zubringen müssen, ehe sie ausgelöst werden, so beschädigen sie sich durch anhaltendes Flattern oft so stark, daß sie selten zum Aufbewahren, größtentheils nur für die Küche taugen.

---

[1] Einige bringen an dem Stellstabe ein leise bewegliches Querhölzchen an, an welchem auf einer Seite der Faden befestigt wird, der unten durch den Stellstab geht und einen Knoten hat. Das Querhölzchen wird durch den Faden mit einem Stellhölzchen aufgestellt, wodurch das Garn beim Losschnellen des Stellhölzchens herabfällt.

Von der Steige.

Die Steige ist nichts anders als ein erdgrau angestrichenes Bret von der Größe eines mittelmäßigen viereckigen Tischblattes. Dieses wird auf vier kleine Säulen, die, um sie desto bequemer in die Erde bringen zu können, zugespitzt und mit Eisen beschlagen werden, in einer solchen Höhe, etwa 24 cm über der Erde, aufgestellt, daß die Hühner bequem und geräumig darunter stehen können. Ringsherum sind auf jeder Seite sechs von Draht geflochtene Fallthürchen, die so eingerichtet sein müssen, daß sie sich sehr leicht hineinwärts aufstoßen lassen. Die zwischen den Fallthürchen bleibenden Oeffnungen werden mit einem straff angezogenen Spiegelgemäsche bedeckt. Sowol unter der Steige, die im Winter mit Stroh bedeckt wird, und zu der man, um sie aufzustellen, ebenfalls wie bei dem Glockengarne einen Platz, wo die Hühner sich gern halten, wählt, als außerhalb derselben, werden Körner gestreut, und die Fallthüren im Anfange und so lange aufgebunden, bis die Hühner, die sodann ungehindert unter der Steige durchlaufen, sich an diese gewöhnt und die Körnung einigemal abgelesen haben. Sobald man dies bemerkt, werden die Fallthürchen niedergelassen, da sich alsdann die Hühner, die, um zu den Körnern zu kommen, die Fallthüren aufstoßen, einschließen und fangen. Man kann sich der Steige bei jeder Witterung, nur nicht wenn eben Schnee fällt, bedienen, und sie gewährt überdies den Vortheil, daß die Hühner sich beim Einfangen nicht beschädigen, ihnen auch der Raubvogel nichts anhaben kann, wenn sie etwa lange darin bleiben, und man erst spät hinzukommt, um sie herauszunehmen. Die Steige ist übrigens in Bezug auf das sichere Fangen ein sehr mangelhafter Apparat, und namentlich vergeht eine lange Zeit, ehe die Rebhühner ein solches im Felde errichtetes Trauergerüste gewohnt werden.

Vom Tyras oder dem Schneenetze.

Der Tyras ist ein aus festem Zwirn gestricktes Netz, mit dem die Hühner, wenn sie sich vor dem Hunde gedrückt haben, bedeckt werden, daher diese Art von Garn, womit man auch Wachteln, Schnepfen und Lerchen fängt, Deckgarn genannt wird. Der Hühnertyras wird aus festem Zwirn spiegelig gestrickt. Man fängt mit 1 Masche, welche 3,3 cm von einem Knoten zum andern weit ist, an, nimmt alsdann auf der einen Seite mit 1 Masche ab und auf der andern mit 1 Masche zu, und strickt so lange fort, bis er die begehrte Länge hat. Hierauf wird

auf jeder Seite wieder 1 Masche abgenommen, bis es nur wieder 1 Masche wird. Auf diese Art bekommt der Tyras auf allen Seiten einen Saum von doppelten Maschen. Einige machen das Garn kürzer, andere länger. In Frankreich, wo der Tyras mit zwei Pferden geführt wird, um ihn sehr hoch tragen zu können, wird er 19 m lang und 29 m breit gemacht. Die meisten stricken ihn aber nur 15 m lang und 13 m breit. Alsdann hat er auch nur vorn oder oben einen Saum, weil es auf den übrigen Seiten nicht nöthig ist. In die vordern Saummaschen wird eine Linie gezogen, welche eine Federspule dick und so lang sein muß, daß, wenn sie durchgezogen ist, auf jeder Seite 4—6 m übrig bleiben, um das Garn, wenn es zusammengewickelt ist, zusammenbinden zu können. Die Kosten eines solchen Garns betragen nach den jetzigen Preisen (1830) etwa 5—6 Thaler.

Man sucht die Hühner mit dem Hunde auf. Sobald er fest steht, geht man mit dem Tyras, der von zwei Personen getragen wird, jedoch ohne den Hühnern vor dem Ueberziehen zu nahe zu kommen, gegen den Hund, und zieht, indem das hintere Ende an der Erde schleppt, und man mit dem vordern, welches in die Höhe gehalten wird, schnell zuläuft, den Tyras über die Hühner und bedeckt sie. Der Hund muß äußerst gut dressirt sein, und sobald der Tyras übergezogen wird, an der platten Erde tout beau machen, auch muß man, sobald die Hühner bedeckt sind, den Rock darüberwerfen, damit sie nicht aufflattern und sich beschädigen, oder wol gar, wenn viele darunter sind, den Tyras aufheben und davonfliegen.

Viele Jäger bedienen sich dabei zugleich eines abgetragenen oder auch nur eines ausgestopften Falken, und werfen beim Ueberziehen den Falken von der Hand, oder halten ihn, wenn er ausgestopft ist, auf einer Stange in die Höhe, indem dann die Hühner sich drücken und um so besser halten. Die bequemste Zeit zum Tyrassiren ist gleich nach der Ernte auf den frisch abgemähten Stoppeln. Das Feld muß eben und flach sein. Auf höckerigen Feldern ist der Tyras nicht anwendbar. Auch auf Grundwiesen oder in einzelnen Stücken späten Sommergetreides, in Wickfutter u. dgl. ist der Tyras als eine einfache Methode zu empfehlen.

Das Schneenetz oder Schneegarn, welches zur Winterszeit, wenn es geschneit hat, gebraucht wird, unterscheidet sich von dem Tyras blos dadurch, daß es von stärkerm Zwirn und mit etwas weitern Maschen, weil die jungen Hühner zur Winterszeit schon völlig ausgewachsen und so groß wie die Alten sind, gestrickt wird. Bei dem Gebrauch des Schneegarns sucht man die Hühner, die ein irgend geübtes Auge gar leicht auf dem Schnee entdeckt, auf, und überzieht sie, wenn sie halten,

auf ähnliche Art wie vor dem Hunde. Die bequemste Zeit dazu ist des Morgens, und zwar sehr frühe, ehe sie aus ihrem Nachtlager aufstehen und das Geäse suchen, oder auch des Abends, wenn sie bereits ihr Nachtlager gescharrt haben. Die Witterung muß gelinde, der Schnee ohne Kruste sein, weil sie sonst nicht nahe herankommen lassen. Bei flachem Schnee, wo sich die Hühner nicht so tief einscharren können und ebenfalls weniger halten, und wenn es windig ist, kann das Schneenetz nicht gebraucht werden, so wie sie dann, wenn der Wind stark weht, sich ohnehin, um vor diesem Schutz zu suchen, gern nach dem Gebüsch an die Anberge, in die Feldgräben ziehen, wo ihnen mit dem Schneenetz nicht beizukommen ist. Gewöhnlich hält, wenn die Hühner im Lager beisammen sind, ein Huhn die Schildwache. Wenn sich dieses bei der Annäherung des Schneenetzes schnell unter dem Schnee verbirgt, so ist es ein gutes Zeichen, und die Hühner halten dann größtentheils, wogegen sie, wenn die Schildwache zu rufen anfängt, gewöhnlich aufzustehen pflegen. Das Wetter, wie das Betragen der Hühner paßt indessen nur selten zu dieser Fangart.

Von der Schneehaube.

Schon der Name zeigt, daß man sich dieses Garns nur im Winter bedient. Die Schneehaube ist ein Garn, welches aus 4 etwa 47 cm hohen Seitenwänden und einer spiegelig gestrickten Decke oder Himmel besteht, und aufgestellt einen Raum von etwa 1,25 m ins Gevierte einnimmt. Man strickt von vierfachem Zwirn oder mittelmäßigem Bindfaden ein Stück spiegeliges Garn, welches mit einer Masche, die 2,6—4 cm weit ist, angefangen, und bis auf 20 Maschen zugenommen wird. Alsdann wird auf einer Seite wie auf der andern immer zugenommen und in eins fortgestrickt, bis das Garnstück ungefähr vier Klafter lang ist. Dieses Garn, welches die Seitenwände gibt, wird nun an beiden Enden zusammengestrickt. Hierauf strickt man noch ein Stück spiegeliges Garn gerade so lang und breit, daß es als Decke auf die Seitenwände paßt, welches den Himmel gibt; es wird an die Seitenwände angestrickt, in jeder der vier Ecken der letztern aber ein etwa daumendicker Stab dergestalt eingebunden, daß das Garn vermittels der Stäbe[1], und wenn diese, vier an der Zahl, in die Erde gesteckt werden, im Viereck auseinandergespannt und aufgestellt werden kann. Der Himmel wird durch einen gerade in der Mitte in die Erde gesteckten

[1] Man beschlägt die unten zugespitzten Stäbe gewöhnlich mit Eisen, damit sich die Spitzen beim Frost nicht abstoßen.

Stab in der Höhe gehalten, sodaß das Garn, wenn es aufgestellt ist, einige Aehnlichkeit mit einem aufgeschlagenen Zelte hat. In den Seitenwänden werden, wenn das Garn fertig ist, einige Maschen ausgeschnitten und in die Oeffnungen Einkehlen, wie in einem Garnsacke, durch welche die Hühner zwar herein-, aber nicht wieder herauslaufen können, eingestrickt; oder noch besser, statt der Einkehlen, in die durch das Ausschneiden der Maschen gemachte Oeffnungen Fallthürchen, die sich aber äußerst leicht nach einwärts aufstoßen lassen, eingesetzt. Die Kosten belaufen sich etwa auf 7½ Mark. Man sucht nun wie beim Einfangen mit dem Glockengarne und der Steige einen Platz aus, wo sich die Hühner gern halten, körnt sie wie dort vor dem Aufstellen der Schneehaube einigemal mit Weizen, Gerste oder dergleichen; dann stellt man die Schneehaube mit aufgebundenen Fallthürchen auf den Platz hin, wobei man im Schnee Steige eintritt, die gerade auf die Einkehlen oder Fallthürchen laufen, und die man der Länge nach mit Weizen oder Gerste, so wie den inwendigen Platz, auf dem die Schneehaube aufgestellt ist, bestreut; auch wird in die letztere eine Hand voll unausgedroschener Weizenähren zum Picken hineingelegt. Sobald die Hühner ein paarmal die Körnung außerhalb und in der Haube selbst abgelesen und sich ungescheut an diese gewöhnt haben, läßt man, wie bei der Steige, die Fallthürchen lose herabhängen, da sich die Hühner dann auf ähnliche Art wie in der Steige einschließen und fangen. Bei unbeständiger Witterung und Schneegestöber ist der Gebrauch der Schneehaube, der Steige und des Schneenetzes selten zuläßig. Zu den Schneehauben kann auch der Rebhühnerkorb gezählt werden, welcher nichts weiter als eine Schneehaube von Holz verfertigt ist und zu den unpraktischen Fangapparaten gehört.[1]

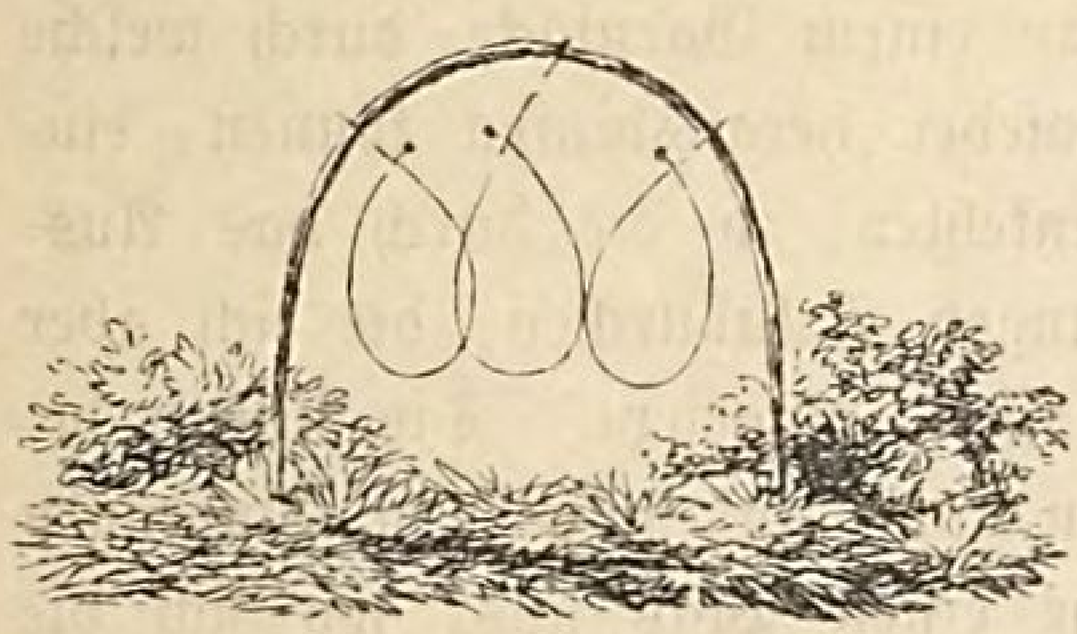
Man fängt die Hühner auch in Laufdohnen. Die Schlingen sind von 6—8 schwarzen Pferdehaaren gemacht und an einem Bügel, der in die Erde gesteckt wird, so angebracht, daß, wenn sie aufgestellt sind, ihr unterer Bogen 7—11 cm von der Erde entfernt bleibt. Das Fangen in Fußschlingen verdient mit Recht als eine Aasjägerei bezeichnet zu werden.[2]

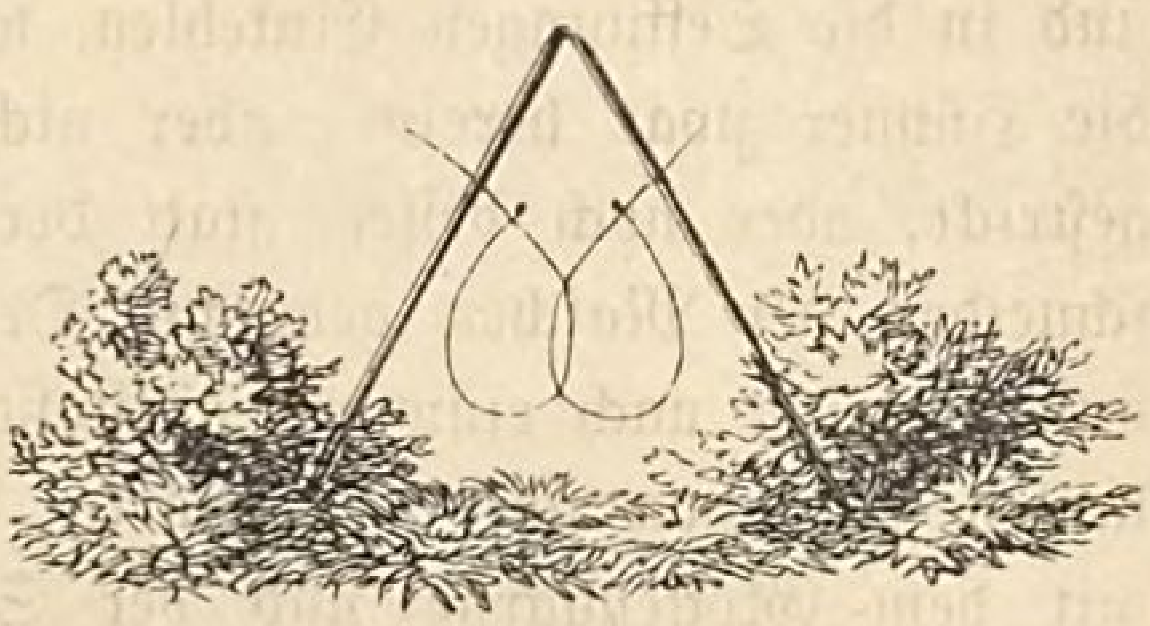
---

[1] Naumann, Naturgeschichte der Vögel Deutschlands (Bd. VI, S. 521), verdient über die Fangarten nachgesehen zu werden.

[2] Das Fangen kann nur insofern Bedeutung haben, als es das Ueberwintern von Hühnern in der Gefangenschaft behufs Aussetzens im Frühjahre ermöglicht. (v. R.)

Uebrigens verdient das Rebhühnerfangen aus finanziellen Rücksichten mehr betrieben zu werden, als es jetzt geschieht; denn wenn man die-


Fig. 107.


Fig. 108.

selben bis zum Winter aufbewahrt, wo man nur schwer mit dem Schießen etwas ausrichten kann, so wird durch den höhern Verkaufspreis eine gute Einnahme erzielt werden können.

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Von der Wachtel.

Gattung: Coturnix.

Die Wachtel, Coturnix communis *Bonap.*

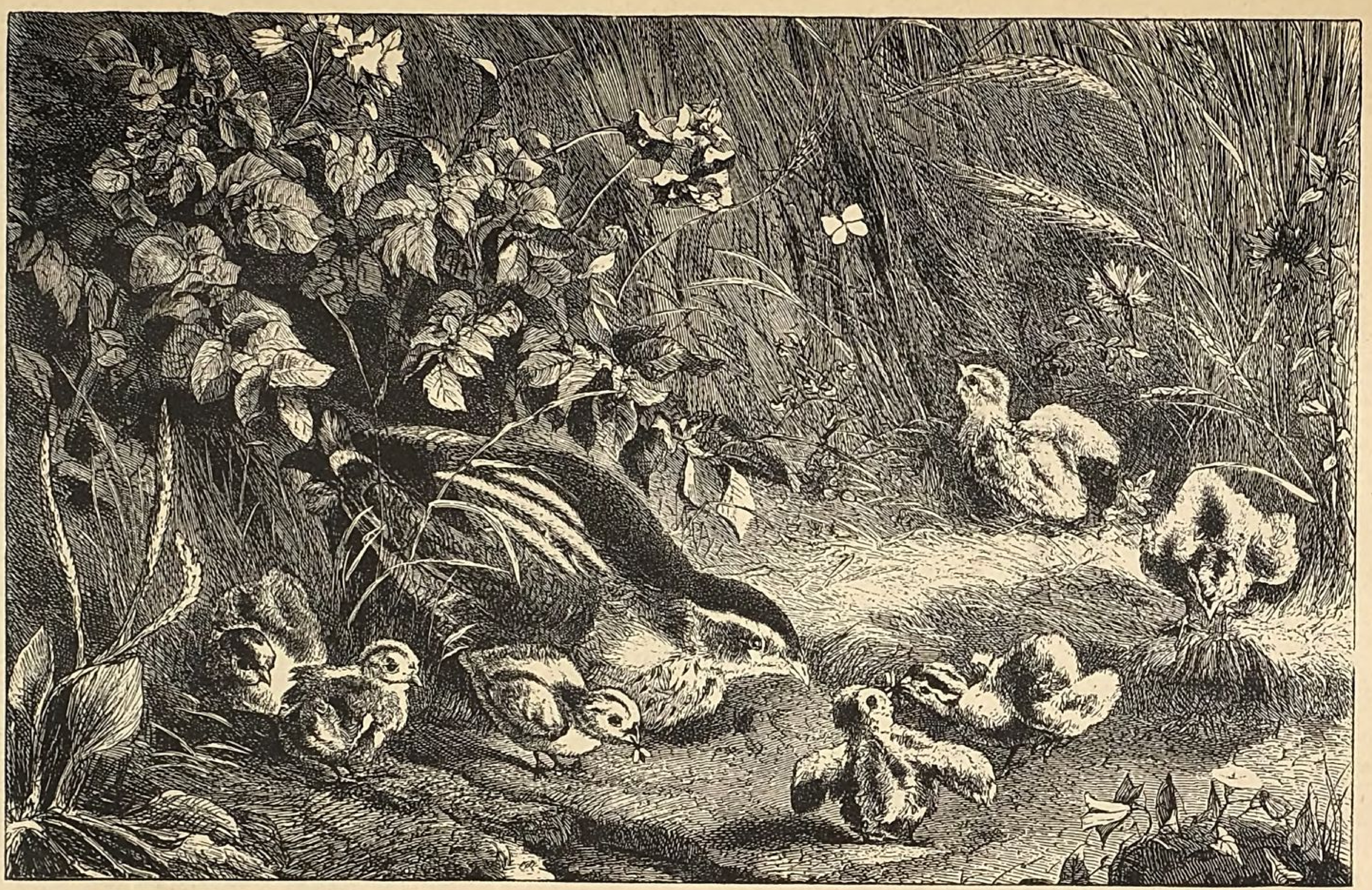
Tetrao coturnix *Linné*; Perdix coturnix, coturnix dactylisonans cet.

Waidmännische Ausdrücke wie beim Rebhuhn, nur wird gewöhnlich das Männchen Schlagwachtel und das Weibchen Sie genannt.

Naturgeschichte.

Die Wachtel, gemeine Wachtel, Schnarrwachtel, Wachtelfeldhuhn, macht unter den hühnerartigen Vögeln eine eigene Gattung aus, coturnix, und wir haben es nur mit einer einzigen Art zu thun, coturnix dactylisonans Temm. Schnabel kurz, weniger hoch als breit, Oberschnabel schwach nach der Spitze gekrümmt; Augengegend ganz befiedert, nicht nackt oder warzig, wie beim Feldhuhn; Schreitfüße ohne Sporn; Schwanz kurz, ganz unter den Bürzelfedern verdeckt.

Sie ist ein Zugvogel und kommt als solcher gewöhnlich Anfang Mai, zuweilen etwas früher hierzulande an, und zieht Ende September einzeln bei uns durch und fort nach dem Süden, wo sie, an den Küsten des Mittelmeers in größern Scharen vereinigt, noch weiter nach Süden steuert. Die südlichen Küstengegenden Europas, Spanien, Frankreich, Italien, Griechenland und die Türkei, namentlich die Griechischen Inseln sind der Hauptwinteraufenthalt dieses Vogels, welcher übrigens auch nach Afrika und Asien überfliegt, wo er oft in sehr großer Menge angetroffen wird. In Deutschland ist die Wachtel allgemein bekannt,



Die Wachtel.

in den mildern und mehr dem Ackerbau gewidmeten Lagen häufiger als in rauhern Wald- und Berggegenden. Man bemerkt bei derselben, daß sie in manchen Jahren zahlreicher vorkommt, in andern nur sehr einzeln gesehen wird. Sie macht ihre Wanderungen immer in der Nacht, geht fast immer mit Nordwestwind fort und kommt mit Südostwind an. Sie fliegt hiernach immer unter dem Winde, nie gegen denselben, eine Gewohnheit, die ihr beinahe ausschließlich von allen Zugvögeln eigen ist, die im Gegentheil gegen den Wind fliegen, weil dieser sonst ihre Federn aufsträuben und sie am Fluge hindern würde, was die kurzfederige Wachtel nicht zu befürchten hat.[1] Ihre Größe ist selbst bei Alten sehr verschieden, Länge des Hahns 20—21 cm, der Sie 17 cm, Schwanz etwa 3—4 cm, Breite 39—40 cm. Der kleine Kopf ist mit drei weißlichen Streifen besetzt. Der Schnabel bräunlich, bei den Weibchen heller, fast weißlich, in der Jugend ganz fleischfarben, dann braun, das Fleischfarbene durchschimmernd, bei alten Vögeln dunkler und schwärzlicher. Die Schwanzfedern, 14 an der Zahl, sind niederwärts gekrümmt, schwärzlich, fast schmuzig weiß und in die Quere rostfarbig gestreift. Die Schwungfedern sind an ihrem innern Rande schwarz, außerhalb haben sie weiße und bräunliche Flecken. Die Kehle ist schwarzbraun; bei den Weibchen, in der Jägersprache Sie (französisch Chanterelle), weißlich. Die Brust bei den Schlagwachteln fast weizenfarbig, mit schwarzen Flecken, bei den Sien weißlich, schwarz getüpfelt; der Bauch weißgrau, die Beine kurz und weißlich. Die Augenbrauen sind weiß. Alle Zeichnungen des Gefieders variiren sehr nach dem Geschlechte, Alter und dem Federkleide, welches sie tragen, und man unterscheidet auch mehrere Spielarten. Eine dunklere, die Mohrenwachtel, welche fast schwarze Kehle und Wangen hat; die weiße Wachtel, entweder ganz weiß mit rothen Augen oder gelblich-weiß, welche jedoch selten sind; öfter wird eine bunte gefunden und wieder selten die blasse Abart.

Unsere Wachtel mausert zweimal; im August ist die Hauptmauser, wobei sie auch die Schwung- und Schwanzfedern wechselt; die zweite Mauser fällt während ihrer Abwesenheit von uns, wahrscheinlich im Februar. Ihr Gang ist leicht, sie läuft schnell und gern, fliegt ziemlich

---

[1] Ob die Zugvögel mit dem Winde oder gegen denselben ziehen, ist eine noch keineswegs endgültig beantwortete Frage. Viele bedeutende Forscher wie A. Brehm sind der Ansicht, daß alle Vögel gegen den Wind ziehen, dies bestreitet E. F. von Homeyer in seinem Buche „Die Wanderungen der Vögel“: „Wie unrichtig die Ansicht ist, daß der in das Gefieder der Vögel hineinblasende Wind den Vögeln bei ihrer Wanderung hinderlich sein könne, ergibt sich schon einfach daraus, daß die Bewegung eines Vogels von mittlerer Geschwindigkeit im Fluge schneller ist, als ein starker Wind und schon aus diesem Grunde von einem Einblasen desselben in das Gefieder keine Rede sein kann.“ (v. R.)

schnell, schnurrend und ruckweise fortschießend, meist immer in gerader Linie. Sie nährt sich von Samenkörnern, Getreide, Pflanzen und Insekten, hält sich gern in den Feldern, weniger in Wiesen, selten in Gebüschen, nie im Walde oder in nassen Gegenden auf, fliegt niedrig, und setzt sich nie auf Bäume. Das Weibchen brütet, da die Wachtel einer der letzten Zugvögel ist, spät. Sie legt gemeinhin in der Mitte des Juni, oft erst Anfang Juli, 8 — 14 niedliche dunkel olivenbraun gesprenkelte, 29 mm : 22 mm große Eier fast auf die bloße Erde in ein sehr kunstloses Nest, indem das Weibchen eine Vertiefung scharrt und einige Halme umlegt. Die Brütezeit währt 18 — 20 Tage, alsdann schlüpfen die jungen wolligen Wachteln aus den Eiern heraus und laufen mit der Mutter davon.

Die Schlagwachtel bleibt während der Brütezeit nicht bei der Sie, wozu die der Begattung vorangehenden heftigen Kämpfe der Hähne freilich mit beitragen, sondern sucht sich als ein sehr geiler Vogel gleich eine andere Sie auf [1], ja es tritt sogar in der verliebten Raserei andere Vögel, selbst bei todten Vögeln will man es beobachtet haben. Die Wachtel lebt in Polygamie, auch findet man bei denselben gerade umgekehrt wie bei den Rebhühnern mehr Weibchen als Männchen. Die Mutter sorgt im Anfange für die Jungen, nimmt sie unter ihre Flügel und das ganze Gelege bleibt beisammen; allein bald läßt diese Anhänglichkeit nach, die Jungen, welche sehr rasch, schon in $1\frac{1}{2}$ Monaten, ausgewachsen sind, zerstreuen sich, um ihre Reise nach dem Süden anzutreten. Ganze Völker, wie bei den Feldhühnern, findet man nicht, überhaupt scheint die Wachtel keine Geselligkeit zu lieben und ihr ganzes Gehabe deutet auf einen nur geringen Grad von Intelligenz. Sie baden sich, wie alle Hühnerarten, im Sande. Das Männchen (Schlagwachtel) hat einen starken durchdringenden Ruf, den man das Schlagen der Wachteln nennt. Es läßt größtentheils des Abends und des Morgens seine Stimme hören, gewöhnlich 5—10 Rufe hintereinander.[2]

---

[1] In der Gefangenschaft geräth der Hahn, wie unter mehrern auch Winckell in seinem „Handbuch für Jäger" behauptet, in eine Art verliebter Raserei, und behandelt die ihm zugepaarte Sie, wenn sie seinen unaufhörlichen Ansprüchen, aus Uebersättigung oder Mangel an Kraft, auszuweichen sucht, mit barbarischer Grausamkeit. Nicht selten reißt er ihr alle Federn aus dem Rücken aus und kratzt sie zuweilen so stark, daß die Verwundung sie das Leben kostet. Winckell vermuthet nicht mit Unrecht, daß die kahlen Flecken, die man bei eben gefangenen Sien zuweilen wahrnimmt, Folgen solcher Mishandlungen sind.

[2] Das Männchen hat viel Muth und eine natürliche Neigung zum Streit. Es wurden daher vormals bei den Griechen und Römern öffentliche Wachtelkämpfe angestellt, die noch heutigentags in einigen italienischen Städten, ingleichen in China üblich sind. Es werden nämlich zwei Hähne jeder an das entgegengesetzte Ende einer langen Tafel gestellt und in der Mitte der Tafel einige Hirsenkörner gestreut; diese fahren dann bald sehr hitzig aufeinander, kämpfen mit den Schnäbeln und lassen oft nicht eher nach, bis einer den andern überwunden hat.

Jagd.

Da bei uns die Wachtel selten zahlreich angetroffen wird, so lohnt es sich nicht nach ihr allein zu jagen. Sie wird meist bei der Suche mit dem Hühnerhunde gelegentlich geschossen, da der Vorstehhund wie auf Rebhühner darnach arbeitet. Hunde eigens auf sie zu arbeiten, namentlich wie man aus dem Namen „Wachtelhunde" schließen sollte, ist weder Sitte noch nothwendig.

Das, was von dem Nachziehen bei den Hühnern bemerkt ist, gilt auch hier. Die Wachteln fliegen niedrig, in einer geraden Richtung, nur nicht völlig so schnell wie die Rebhühner, fallen größtentheils bald wieder ein, und liegen namentlich nach mehrmaligem Aufjagen äußerst fest.

Das Wildpret der Wachtel ist sehr zart und leicht verdaulich, vor ihrem Zuge ist es fast überall mit Fett umgeben und wird von den Gutschmeckern für ein empfehlenswerthes Gericht gehalten.

Der Fang.

Da die Wachteln selten zum Verspeisen [1], sondern größtentheils zum Verkauf an Liebhaber der Stubenvögel [2] eingefangen werden, so wird dieser Fang auch weniger von Jägern als Vogelstellern betrieben. Die letztern bedienen sich zu dem Wachtelfange gewöhnlich der Steckgarne, verbunden mit der Lockpfeife. Die Wachtel wird aber auch sonst noch in Klebegarnen, in kleinen Fluggarnen, im Treibzeuge und mit dem Deckgarne oder Tyras gefangen.

Das Steckgarn wird auf die nämliche Art verfertigt wie dasjenige, dessen man sich zum Hühnerfange bedient, nur mit folgenden Abweichungen. Das Spiegelgarn ist gewöhnlich um eine Masche niedriger als das vom Rebhühnergarne, und mithin nur $3\frac{1}{2}$ Masche hoch.

Die Spiegelmaschen sind nicht so weit, sondern nur 7,2 cm von einem Knoten zum andern. Wenn es in Eins gestrickt ist, so gibt man ihm die Länge von 180, zur Hälfte gestrickt aber von 90 Maschen. Es wird aus feinem Bindfaden oder sehr starkem Zwirn gestrickt. Das Ingarn, welches aus feinem Zwirn oder auch aus grüner Seide verfertigt wird, hat 2,6 cm weite Maschen. Um ihm hinlängliche Busen

---

[1] Versteht sich bei uns, denn im Süden kommen sie oft so zahlreich vor, daß ihre Speise eine wahre Last wird. Dort fängt man sie leicht mit Sacknetzen, und alt und jung ist dann beschäftigt, sich den Reisenden gegenüber ungastlich zu bezeigen.

[2] Als diese sind sie sehr angenehm und gewöhnen sich auch sehr bald; es ist ein niedlicher reinlicher Vogel.

zu geben, muß es, wenn das Spiegelgarn 180 Maschen lang ist, eine Länge von 800 Maschen erhalten. Zu einem Wachtelsteckgarne von der vorhin angegebenen Länge gehören 16 Steckspieße, welche von zwölf zu zwölf Spiegelmaschen eingebunden werden. Sie sind dünner und niedriger als die zu den Hühnersteckgarnen, werden aber ebenfalls aus festem Holze verfertigt und eben so wie jene zugerichtet. Um die Wachteln nicht scheu zu machen, färbt man sie gern grün und bedient sich hierzu einer aus Grünspan, Alaun und scharfem Essig gemachten Beize, mit welcher man sie einigemal anstreicht. Einige beizen die Spillen vorher in Alaunwasser, damit sie die Farbe desto besser annehmen.

Einige Vogelsteller und Jäger[1] pflegen das Garn, wenn der Wachtelfang in der ersten Kornschosse oder auf den Wiesen unternommen wird, grün, wenn die Wiesen und Felder mit Blumen angefüllt sind, bunt, wenn sich das Getreide zu färben anfängt, erdfarben, auch gelb zu färben.

Die Lockpfeife, welche man in jeder Jagdzeughandlung zum Verkauf vorräthig findet, besteht aus einer knöchernen Röhre, die in der Mitte eine Oeffnung gleich einer Orgelpfeife hat. Sie ist sowol an der obern als an der untern Oeffnung mit Wachs verklebt, an dem untern Ende aber das zum Eindringen des Windes nöthige Stimmloch mit einer Nadel durch das Wachs gestochen. Diese Röhre ist nun mit dem untern Ende in ein von starkem Leder gemachtes, längliches, fast cylinderförmiges Säckchen hineingesteckt, und dieses um die Röhre herum und zwar dergestalt festgemacht, daß die in der Mitte befindliche Oeffnung (das Schallloch) unbedeckt bleibt. Das Säckchen ist übrigens mit einigen in die Runde laufenden Falten versehen, um es durch den Druck näher zusammenbringen zu können.

Der Wachtelfänger hat aber außer dieser Lockpfeife, der Ruf genannt, mit welcher durch ein zweimaliges Zusammenstoßen des ledernen Säckchens die Stimme der Sie (Chanterelle) nachgemacht wird, gewöhnlich noch eine zweite, der Wecker[2] genannt, die ganz die Einrichtung der erstern hat, aber noch einmal so groß ist und die, dreimal zusammengestoßen, den Schlag des Hahns nachahmt. Da diese Instrumente nicht immer mit der erforderlichen Genauigkeit verfertigt, sondern oft zu hoch, oft aber auch zu tief gestimmt sind, die genaue Stimmung aber

[1] Ich erinnere hierbei an die der Wachtel gewährte gesetzliche Schonzeit. (v. R.)

[2] Diese Lockpfeife hat den Namen Wecker daher erhalten, weil man sich ihrer, wie weiter unten zu ersehen ist, blos dazu bedient, um die Wachteln, wenn sie sich nicht hören lassen, zu wecken, zum Schlagen aufzumuntern. Sie ist daher auch, um einen lauten, stärkern Ton hervorzubringen, größer als die andere, der sogenannte Ruf. Beim Fange wird blos die letztere gebraucht, weil sich die Wachteln blos mit dem leiser tönenden Rufe, nicht aber mit dem Wecker ins Garn locken lassen.

eine Hauptsache zur Sicherung des Fangs ist, so kann man diese Fehler dadurch verbessern, wenn man im erstern Fall das am untern Ende der Röhre durch das Wachs gestochene Stimmloch mit einer Nadel erweitert; wenn dagegen die Pfeife zu tief gestimmt ist, das Stimmloch mit dem Finger ganz zudrückt und mit einer kleinen Nadel ein neues engeres Stimmloch einbohrt.[1]

Der Wachtelfänger verfügt sich nun, mit beiden Lockpfeifen versehen, entweder wenn die Sonne untergehen will oder vor Tages Anbruch, in das Feld und wartet ab, bis die Wachteln laut werden.

Wenn dies nicht bald erfolgt, so nimmt er den Wecker zur Hand und lockt damit einigemal. Sobald er einen Hahn schlagen hört, schleicht er gegen den Wind etwa bis auf funfzig Schritt heran und stellt dort im Grase oder Getreide die Stecknetze winkelig und so auf, daß der untere Saum ganz genau auf der Erde aufliegt, damit die Wachtel nicht unten durchkriechen kann. Er legt sich nun in einer Entfernung von 12—15 Schritten hinter dem Garne platt auf die Erde nieder und lockt den Hahn, indem er mit dem Rufe die Stimme der Sie nachahmt, wiederholt dies jedesmal, so oft Antwort erfolgt, zieht sich aber auch, wenn der Hahn sich dem Garne nähert — wenn man eine Sie fangen will, lockt man diese durch Nachahmung der Stimme des Hahnes (Wachtelschlag) und zwar ebenfalls mit dem Rufe durch ein dreimaliges Zusammenstoßen — auf der Erde kriechend zurück. Gemeinhin läuft der auf diese Art gelockte Hahn oder auch die Sie, wenn der Fang auf diese abgesehen ist, unbefangen ins Garn. Zuweilen aber geschieht es, daß die Wachtel anstatt ins Garn zu laufen, um die Flügel herumgeht, was man bald an dem Schlage bemerkt. Für diesen Fall muß der Wachtelfänger sich eine Zeit lang ganz ruhig verhalten, dann aber leise

[1] Wenn man diese Instrumente selbst verfertigen will, so geht man dabei auf folgende Weise zu Werke. Die Einrichtung und Verfertigung der Röhre ergibt sich aus der Beschreibung selbst. Um das Säckchen zu verfertigen, nimmt man ein Stück rothes oder schwarzes Kalbleder, und zwar zu der kleinen Pfeife oder dem Ruf ein Stück von 18,3 cm lang und 7,6 cm breit; zu der größern, dem Wecker, noch einmal so groß, schneidet dieses Stück aber an demjenigen Ende, wo die Röhre hineinkommt, etwas schmaler. Man näht es hierauf mit doppelter Seide in der Form eines länglichen Säckchens zusammen und setzt unten am Boden ein dünn zugeschnittenes Stückchen Holz hinein. Hierauf schneidet man ein rundes, glattgeschabtes Stöckchen, das genau in das Säckchen paßt, macht dann das Säckchen naß oder weicht es 1/4 Stunde lang ein und zieht es auf das Stöckchen. Man wickelt nun unten, in einer kleinen Entfernung vom Boden, einen Zwirnfaden um das Säckchen und schiebt das Leder zusammen, wodurch eine Falte gebildet wird, bindet in einer kleinen Entfernung davon einen zweiten Zwirnfaden herum, schiebt das Leder wieder zusammen, um eine zweite Falte zu bilden, und fährt in dieser Art bis zum obern Ende des Säckchens fort und macht die Eintheilung so, daß das Säckchen 10—12 Falten erhält. Hierauf legt man es auf ein gerades Bret und rollt es hin und her, daß die Falten recht dicht, fest und gerade werden. Man läßt dann das Säckchen trocknen, damit es hart wird, zieht das Stöckchen heraus, schneidet die Zwirnfaden aus den Falten, setzt dann die Röhre hinein und befestigt dann das Säckchen an dieser.

aufstehen und sich auf die entgegengesetzte Seite des Garns schleichen. Er lockt dort nun abermals und der Erfolg wird nicht ausbleiben. Die Wachtel kehrt gewöhnlich um und läuft nun ins Garn. Das Locken erfordert übrigens ebenso viel Uebung als Behutsamkeit. Wenn es zu oft wiederholt oder der Wachtelschlag wie die Stimme der Sie nicht getreu nachgebildet wird, so merkt der Vogel bald Unrath und entfernt sich dann gewöhnlich, anstatt sich zu nähern. Der Fang kann aber nur bei trockenem Wetter unternommen werden. Bei nasser Witterung läuft die Wachtel nicht, sondern liegt entweder still oder fliegt, wenn sie den Ruf vernimmt, diesem entgegen, was auch der Fall ist, wenn es zur Abend- oder Morgenzeit stark thaut, daher man dann in diesem letztern Fall zwar mit dem Wecker die Wachteln verhören kann, mit dem Fange aber, wenn er zur Morgenzeit unternommen wird, nicht eher vorgehen darf, als bis der Boden von der Sonne abgetrocknet ist.

Es ereignet sich zuweilen, daß die Wachtel aller angewandten Mühe ungeachtet nicht ins Garn will, was besonders dann der Fall ist, wenn man es mit einem sogenannten verpönten oder verprellten Hahne zu thun hat, der schon einmal vor dem Garne gewesen ist. Um mit diesem zum Zweck zu kommen, bedient man sich des sogenannten Contrarufs. Dieses Instrument besteht aus einer 2—2,50 m langen hölzernen Röhre, in Gestalt eines Blaserohrs. In diese Röhre wird eine besonders verfertigte Hülse gesteckt, welche die Gestalt einer halben Granate hat, und an der eine 10,5 cm lange Zapfenröhre befindlich ist, die in das Rohr paßt. Diese Hülse, welche zum Windgeben dient, wird mit gesottenem Pferdehaar vollgestopft und an der obern Oeffnung mit ganz dünnem, geschmeidigem Leder überzogen, unter dem Rande aber so fest umbunden, daß kein Wind vorbeigehen kann, auch, wenn das 10,5 cm lange Zapfenröhrchen in das Rohr gesteckt ist, jede Ritze mit Wachs verklebt.

In das untere Ende des langen Rohrs wird die Lockpfeife hineingepaßt und die Einrichtung so gemacht, daß, wenn man mit dem Finger auf den Lederüberzug der Hülse tupft, der Ruf der Sie (Chanterelle) nachgeahmt werden kann. Wenn nun der verpönte Hahn nicht ins Garn will, so schleicht man sich mit dem Contraruf hinter denselben und lockt, hält ihm aber, wenn er seitwärts ausweichen will, das lange Instrument vor und treibt ihn auf diese Art, da er ohnehin als verpönt, anstatt auf das Gelocke herbeizukommen, vor diesem läuft, ins Garn hinein.

Einige Wachtelfänger bedienen sich anstatt der Lockpfeife einer im Käfig eingesperrten Sie (Chanterelle), wodurch allerdings der Fang im Stecknetze sicherer wird. Sie stecken nämlich da, wo sie Wachteln schlagen

hören, ein hölzernes Gabelstäbchen in das Getreide, hängen an diesem den mit grüner, aber nicht glänzender Leinwand überzogenen Käfig auf und stellen um diesen herum die Steckgarne, und zwar so, daß das Ganze ein nicht zu großes Quadrat oder Rundung bildet, die Steckgarne aber an sich winkelig gestellt werden. Der Fang wird am besten des Abends vorgenommen, weil die Hähne zu dieser Tageszeit gern schlagen. Sobald sie sich hören lassen, antwortet die im Käfig befindliche Sie gar bald und die Hähne laufen dann ins Garn. Bei feuchter Witterung fliegen sie zwar oftmals, anstatt zu laufen, dem Rufe entgegen, fangen sich dann aber wegen ihres niedrigen Flugs gemeinhin ebenfalls im Garne. Zuweilen fliegen sie zwar über das letztere in den umstellten Platz hinein, kehren dann aber, sobald sie Unrath merken, laufend zurück und fangen sich nun um so leichter. Diese Fangmethode hat den Vortheil, daß zuweilen mehrere Hähne auf einmal eingefangen werden können. Die Fangart in Stecknetzen ist leicht und sehr belustigend; es kann sie eine Person beim abendlichen Lustwandeln gemächlich verrichten und meistens ist die Sache in einer halben Stunde abgemacht.

Döbel gibt noch eine Fangmethode mit dem Steckgarne an, die aber nur dann angewendet werden kann, wenn die Felder meist leer sind und nur hin und wieder ein Stück unabgemähtes Getreide steht, in welchem dann oft mehrere Wachteln beisammen sind.

Es sind zu diesem Fange 6—8 Steckgarne erforderlich und diese werden in dem noch stehenden Getreide theils in der Mitte, theils am Ende querdurch winkelig aufgestellt. Man nimmt nun eine Leine von der Breite des Getreidestücks und befestigt an dieser mit Bindfaden mehrere herabhängende Schellen in einer gleichen Entfernung voneinander. Zwei Personen fassen dann die Leine an beiden Enden und gehen mit dieser von der Seite, wo das Getreidestück nicht mit Garnen bestellt ist, langsam gegen das in der Mitte aufgestellte Garn hin, um die Wachteln durch das Schellengeklinge in das Garn zu treiben. Die in diesem gefangenen Wachteln werden nun ausgelöst, das Treiben aber dann bis zu dem nächsten Garn und so weiter bis ans Ende fortgesetzt.

Der Fang in Klebegarnen geht am besten in der Zugzeit, und zwar im Frühjahr auf der grünen Saat, im Herbst aber auf solchen Ackerstücken, wo noch spät gesäetes Sommergetreide steht, bei feuchter Witterung von statten. Die Klebegarne, deren man sich zu diesem Fange bedient, haben ganz die Einrichtung der beim Rebhühnerfange beschriebenen Hochgarne, nur mit dem Unterschiede, daß sie engeres, aus schwächerm Zwirn gestricktes Gemäsche haben und erdfahl oder grau gefärbt sind. Zu

dieser Fangart muß man aber, wie zu den beiden nachfolgenden, einige Lockwachteln beiderlei Geschlechts vorräthig haben. Man fängt zu dem Ende im Frühjahr einige Schlagwachteln und Sien mit dem Tyras, von dem weiter unten die Rede sein wird, ein, setzt jede in einen besondern, mit grüner Leinwand überzogenen Käfig und erhält sie bis gegen den Herbst bei hinlänglichem, aber nicht zu gutem Futter immer im Dunkeln. Man hängt sie dann etwa vier Wochen vor dem Herbstzuge im Freien auf und füttert sie, um sie hitzig zu machen, abwechselnd mit in Milch geweichter Semmel, die aber vorher rein ausgedrückt werden muß, hartgesottenen, kleingehackten Eiern, auch Weizen- und Hanfkörnern, ingleichen Ameiseneiern, welche letztern ihnen aber nur zuweilen und selten gereicht werden.

Um sie zum Locken zu gewöhnen, werden sie täglich gegen Abend mit dem Rufe und Wecker aufgemuntert. Wenn man nun mit dem Fange vorgehen will, so stellt man entweder zur Abendzeit oder früh ehe der Tag graut die Klebegarne an Stellstangen, auf die nämliche Art wie die Rebhühnerhochgarne, jedoch in einem geschlossenen Viereck auf, umzieht aber dieses mit Steckgarnen und hängt in der Mitte des Quadrats die Lockwachteln mit ihren Käfigen an hölzernen Gabelstäben auf. Man ermuntert nun die Lockwachteln mit dem Rufe und Wecker. Sobald die in der Nähe befindlichen Wachteln das Gelocke vernehmen, laufen oder fliegen sie dem letztern entgegen und werden dann entweder in den Steck- oder den Klebegarnen, je nachdem sie im Laufen oder Fluge herbeikommen, gefangen. In Bechstein's „Handbuch der Jagdwissenschaft“ (Thl. 1, Bd. 2, S. 74) wird noch eine andere Art des Fangs in kleinen Flug- oder Klebegarnen — sie haben eine Länge von 24 Schritt — angegeben. Man hängt im Frühjahr zur Abendzeit oder ganz frühmorgens, im halberwachsenen Getreide, etwa 20 Schritt weit voneinander, zwei gut und eifrig rufende Sien in Käfigen, die wie Handkörbe gestaltet sind, an 0,942 m hohen Gabeln auf; jeder dieser Käfige wird in einer Entfernung von zwei Schritt im Viereck mit Klebegarnen, das Ganze aber, mithin beide Vierecke mit den Lockvögeln in der Mitte, mit Stecknetzen umstellt. Mitten in dem so umstellten Platze legt sich der Wachtelfänger auf den Rücken nieder und läßt sich von einem Gehülfen, welcher sich nachgehends außerhalb dem Garne verbirgt, mit einem Tyras bedecken. Er lockt nun abwechselnd mit dem Rufe und dem Wecker. Sobald die in der Gegend befindlichen Schlagwachteln laut werden, antworten die Sien im Käfig. Die erstern kommen dann im Laufen oder im Fluge herbei und fangen sich in den Klebegarnen oder Stecknetzen. Diese Fangart hat, da die Stellung der Garne eben

nicht mühsam ist, den Vortheil, daß, wenn man an einem Orte bereits einige Wachteln gefangen hat, man den Fang noch an demselben Abend oder Morgen an einem zweiten Orte wiederholen und mehrere in der Gegend befindliche Wachteln einfangen kann. Auch im Treibzeuge werden die Wachteln gefangen. Es hat ganz die Einrichtung des Rebhühnertreibzeuges, nur mit dem Unterschiede, daß das Gemäsche enger ist. Der Fang wird bei dem Herbstzuge im September oder Anfang October vorgenommen, und zwar auf Ackerstücken, die man vorher absichtlich spät mit Sommergetreide besäen läßt, damit es noch auf dem Stiele stehe, wenn das übrige bereits abgemäht ist. Man schneidet nun in dem zum Fange bestimmten Getreidestücke schmale Steige nach dem Ende hin, wo das Treibzeug gelegt werden soll, hängt dann in der Abenddämmerung — und es ist dies nur die Vorbereitung zum Fang — einige Lockwachteln in Käfigen da auf, wo in der Folge das Treibzeug gelegt wird, und ermuntert sie durch den Ruf und Wecker zum Gelocke, läßt sie auch die Nacht hindurch auf dem Platze, um die in der Gegend befindlichen Wachteln in das zum Fange bestimmte Getreidestück zu locken, wo sie sich dann auch, durch das die Nacht über fortgesetzte Gelocke gereizt, gemeinhin gegen den Morgen einfinden. Bei Anbruch des Tags wird nun in aller Stille das Treibzeug gelegt. Wenn man zwei dergleichen hat, so ist es um so besser, und es werden auf diesen Fall die Hamen am Ende des Ackerstücks so gelegt, daß die möglichst schräg vorwärts gestellten innern Geleiter beider Garne in der Mitte derselben zusammentreffen, die beiden äußern aber sich bis an die Ränder hinziehen. Das Eintreiben — mit dem man, wenn der Boden naß ist, warten muß, bis die Sonne ihn etwas abtrocknet — geschieht auf die nämliche Art wie bei dem Fange in Steckgarnen, mit einer mit Schellen versehenen Leine. Die Wachteln laufen vor dem Schellengeklingel auf den im Getreide befindlichen Steigen nach dem Garne hin und fangen sich dort.

Die Wachteln werden endlich auch mit dem Tyras gedeckt. Er wird auf die nämliche Art wie der Hühnertyras gestrickt, nur nicht so groß und mit engerm Gemäsche. Man sucht die Wachteln entweder mit dem Hühnerhunde auf und deckt sie, wenn er vorsteht, mit dem Tyras auf die nämliche Art, wie beim Rebhühnerfange gesagt worden ist. Oder man läßt den Hühnerhund fort und bedient sich beim Fange der Lockpfeifen. Man verfügt sich zu dem Ende mit zwei Gehülfen, die den Tyras tragen, entweder abends beim Untergange der Sonne oder früh bei Tagesanbruch ins Feld, um die Schlagwachteln zu verhören, und ermuntert sie, wenn sie nicht bald laut werden, mit dem Wecker. Sobald

Antwort erfolgt, nähert man sich behutsam im Unterwinde dem Orte, wo eine Wachtel schlug, lockt mit dem Rufe, wartet Antwort ab und gibt, wenn die Wachtel näher kommt, abermals zwei bis drei leise Stöße mit dem Rufe an, wiederholt dies aber, wenn sie etwa nahe ist oder zu schlagen aufhört, nicht weiter, weil die Absicht des Lockens nur dahin geht, um den Ort, wo die Wachtel ist, genau auszumitteln. Sobald man dies nun am Schlage wahrgenommen, oder wenn sie bei feuchter Witterung auffliegen sollte, sich den Ort gemerkt hat, wo sie einfällt, gehen die den Tyras tragenden Gehülfen langsam hin, nähern sich, den Tyras hochtragend, bis auf 30 Schritt dem Orte, wo die Wachtel liegt, lassen dann das Hintertheil des Garns fallen und überziehen, decken die Wachtel mit dem Tyras.

Diese zuletzt angegebenen Fangmethoden sind umständlicher; Mühe und Kosten der Ausrüstung stehen mit dem Erfolge in keinem Verhältnisse.

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Ordnung: Tauben. Columbae.

Schnabel gerade, etwas zusammengedrückt, die Spitze des Oberkiefers abwärts gekrümmt; an der Wurzel desselben eine wulstige Haut, unter welcher die Nasenlöcher sich spaltförmig öffnen.

Vier Zehen, welche alle den Boden berühren; Schwanz zwölffederig, Schwingen sehr hart.

Von den Tauben.

Die Tauben sind Zugvögel, leben sehr gesellig in Wäldern und felsigen Gegenden, in Monogamie und bleiben das ganze Jahr gepaart. Sie bauen ein kunstloses Nest, legen nur zwei reinweiße Eier, machen jährlich wenigstens zwei Bruten und beide Geschlechter verrichten das Brütgeschäft abwechselnd. Zur Paarzeit klatschen sie mit den Flügeln, indem sie im Fluge die Spitzen zusammenschlagen und der Täuber macht der Taube durch eigenthümliche Bewegungen, Bücklinge u. dgl. und durch einen knurrenden Ton den Hof. Beide Gatten schnäbeln sich.

Sie haben ein wohlschmeckendes Fleisch, lassen sich leicht zähmen und mausern jährlich nur einmal. „Die Tauben [1] werden den schädlichen Thieren zugezählt und haben deshalb in Preußen und andern Staaten keine Schonzeit. Das Gesetz rührt offenbar von den Forstleuten her, denn auf großen Feldern können sie dem untergeeggten Samen nur wenig thun, und von kleinen lassen sie sich leicht abhalten, auch haben sie noch

[1] Jagd-Lexikon von O. v. R., Seite 431.

keine Waldcultur in Frage gestellt, daher das Verdict als ein etwas heißsporniges anzusprechen ist. Eine Brut hätte man ihnen wol gönnen können, und der Naturfreund darf wol verlangen, daß Geschöpfe, welche des Menschen Ziele nicht in Frage stellen, trotz kleiner Ueberschreitungen soviel wie thunlich erhalten bleiben."

I. Die Ringeltaube, Columba palumbus *Linné.*

Waidmännische Ausdrücke

gibt es für die Tauben nicht besonders.

Naturgeschichte.

Auf dem Außenrande der obern Flügeldeckfedern ein großer, weißer Längsfleck; die großen Schwingen weiß gerändert; an beiden Halsseiten ein großer, weißer, halbmondförmiger Fleck.

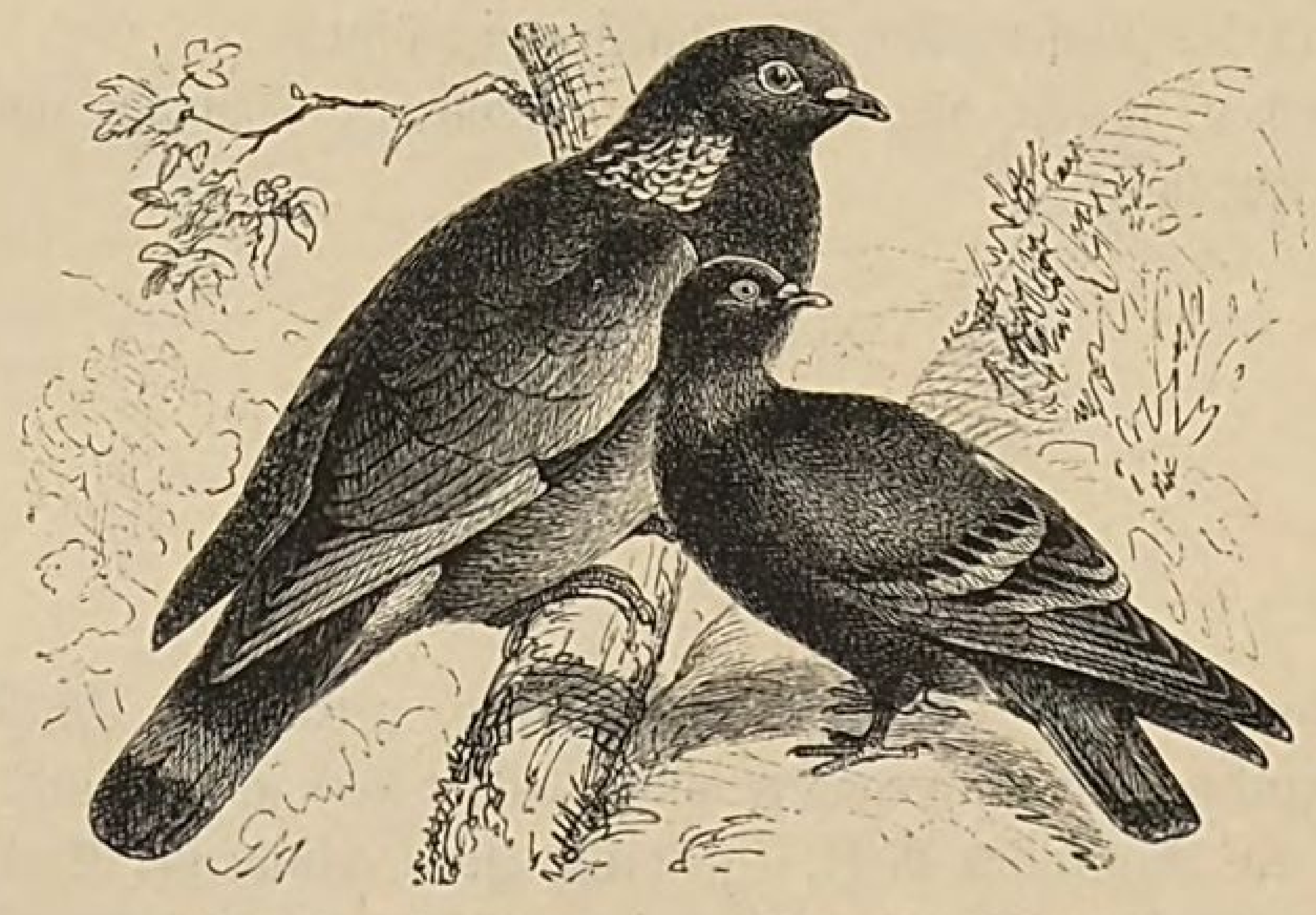


Fig. 109. Ringeltaube. Fig. 110. Felsentaube.

Die Ringeltaube, große Holztaube, Wildtaube, ist unter unsern einheimischen wilden Tauben die größte, 43—44 cm lang und 75—77 cm in der Flügelausbreitung. Der Schnabel beim Täuber hinten roth, vorn weiß und roth untereinander; bei der Taube mehr gelb; der Kopf bläulich; die Augen roth; der Hals mit schönen glänzenden bläulichen Federn und einem weißen Ringe — von dem sie den Namen Ringeltaube hat — geziert; der Oberleib aschgrau; die Schwungfedern haben einen weißen Rand; der Schwanz aschgrau, gegen die Spitze zu schwarz; der Unterleib fast braunroth, bei einigen weiß und aschfarben untermischt.

Die Ringeltaube bewohnt Asien und ganz Europa, nur den hohen Norden nicht, und kommt gewöhnlich im Monat April, bei ungünstiger

Witterung auch später zu uns und verläßt größtentheils im Monat October, oft früher, die hiesigen Gegenden. In der Zugzeit sieht man sie in größern Scharen meist auf den Feldern. Sonst wohnt und nistet sie in den größern Wäldern, auch in den Feldhölzern, sogar nahe an Gebäuden, wenn sie nicht gestört wird. Sie nistet auf den starken Aesten der Eichen und Tannen. Sie brütet ihre Jungen gemeinhin in 17—18 Tagen aus, und wie öfter behauptet wird, fast immer ein Männchen und ein Weibchen. Ihre Nahrung sind: Getreide und Sämereien, unter denen sie neben dem Fichten- und Tannensamen vorzüglich den Hanf- und Wolfsmilchsamen liebt; auch Eicheln, Bucheckern und Heidelbeeren sind häufig beliebte Nahrungsmittel. Sehr gern fliegen die Tauben auch nach den Salzlecken.[1] Sie hat einen lauten, auf eine weite Entfernung hörbaren Ruf (heult, nach dem Jägerausdruck), ist sehr scheu, und man kann ihr selten anders, als wenn man sich unter alten hohen Bäumen, auf denen sie häufig fußt, anstellt, beikommen.

II. **Die Hohltaube**, Columba oenas *Linné*.

Holztaube, Lochtaube, Blautaube.

Naturgeschichte.

Hauptfärbung aschblau, auf dem untern Rücken und den untern Flügeldecken nicht weiß.

Nasenhaut roth; Hauptfarbe aschblau; auf jedem Flügel ein doppelter schwärzlicher Fleck; Schwanzspitze schwärzlich; Länge 32—33 cm.

Verbreitet wie die Ringeltaube. Ein echter Waldvogel, nur die dichten Waldungen liebend, jedoch nicht weit vom Felde ab, wo sie ihre Nahrung holt. Sie nistet in Baumhöhlen, davon ihr Name. — Salzlecken geht sie noch lieber an als die Ringeltaube.

III. **Die Felsentaube**, Columba livia *Briss.*

Berg-, Feldtaube.

Naturgeschichte.

Hauptfärbung mohnblau; auf dem untern Rücken und den untern Flügeldecken weiß.

Es ist dies die bekannte Taube, welche man in Deutschland allenthalben unter dem Namen Feldflüchter theils im zahmen, theils im

---

[1] Die alt gefangenen Ringeltauben lernen schwer fressen und die meisten sterben lieber Hungers, wenn man sie nicht wie junge Tauben stopft. Sonst werden sie ziemlich zahm.

halbwilden Zustande antrifft. Im natürlich wilden Stande sind sie auf den Klippen der Nordsee und im südlichen Europa, namentlich auf den Inseln des Mittelmeers in großer Masse heimisch und ungezähmt sind sie Zugvögel.

Der Schnabel schwarz mit weißgrauer, wulstiger Haut; Kopf dunkelgrau; Hals ins Goldgrüne glänzend; Oberleib aschfarben; die 4 äußersten längsten Schwungfedern schwärzlich, die kürzesten röthlich, die mittelsten grau, an der Spitze schwärzlich; der Schwanz und die Füße wie bei der Ringeltaube.

Die Felsentaube nistet in ihrer Heimat in den Spalten und Höhlungen schroffer Felsen, in Höhlen und Grotten, gesellig mit mehrern Paaren, nie auf Bäumen. Sie brütet übrigens wie die Ringeltaube zweimal im Jahr, legt bei jeder Brut nur 2 Eier, nährt sich wie jene von Getreide und Sämereien und ist, wo sie häufig einfällt, dem Getreide nachtheilig. W. Thienemann [1] hält mit Recht die Feldtauben für nicht so schädlich, als sie oft genannt werden, er sagt: „Das Resultat meiner Beobachtungen ist nun dieses, daß der Nutzen, welchen die Tauben gewähren, dem Schaden, den sie anrichten, entweder gleich komme oder ihn noch übertreffe.“ Und S. 302 sagt derselbe zum Schluß: „Die Feldtauben würden sonach in der That als Vertilger massenhafter Unkrautsämereien ohne Einschränkung anzusehen sein.“ Ihr Ruf ist der nämliche, nur mit dem Unterschiede, daß sie in einem geschwindern Zeitmaß heult (ruft). Sie ist nicht völlig so scheu wie die Ringeltaube und leichter zu zähmen.

IV. **Die Turteltaube**, Turtur auritus *Ray*.

Columba turtur *Linné*.

Die Turteltaube ist unter den wilden Taubenarten die kleinste, 29—31 cm lang. Sie ist eine nahe Verwandte der Lachtaube, die von einigen Naturforschern für eine Abart von dieser gehalten wird. Der Schnabel ist schwarz, inwendig roth; der Kopf ins Bläuliche spielend; um die Augen ein rother Ring; am Halse ein schwarzer Flecken mit weißen Querstrichen; der Oberleib dunkelgrau mit untermischten schwärzlichen Federn; die Brust röthlich; der Bauch weißlich; der Schwanz, den sie im Fluge wie einen Fächer ausbreitet, braun, mit einer weißen Einfassung; die Füße roth und nach Verhältniß kürzer wie bei den andern Tauben. Sie brütet und nährt sich wie die Ringeltaube, kommt wie

[1] „Monatsschrift des Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt“, Jahrgang 1883, Seite 184: Der Feldtauben Nutzen und Schaden.

diese als Zugvogel im Frühjahr zu uns und verläßt bei dem ersten Frost die hiesigen Gegenden. Sie ist sehr weit in Europa und Asien verbreitet, geht jedoch selten im Norden bis in den Süden Schwedens. Sie ist weniger scheu wie die Ringel- und Holztaube[1], und man kann sie, wenn man vorsichtig heranschleicht, weit eher erlegen. Sie läßt sich leicht zähmen und hält sich sehr gut im Zimmer, wo sie leicht nistet.

Da sie sehr reinlich ist und man an dem Männchen eine besondere Zuneigung zu dem Weibchen wahrnehmen will, so wird sie als Sinnbild der Reinlichkeit und ehelichen Treue angeführt.

Sie fliegt außerordentlich schnell und gewandt.

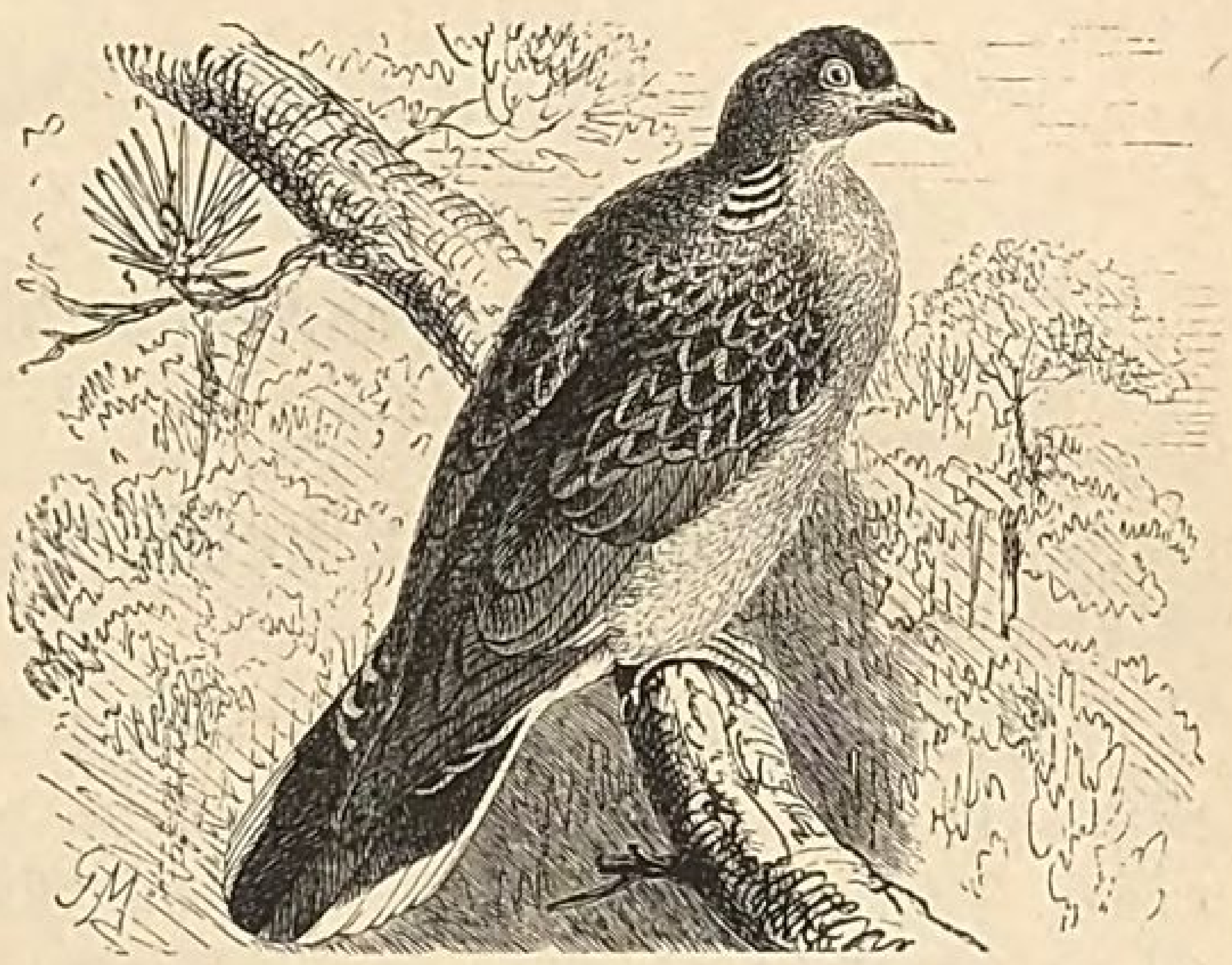


Fig. 111. Turteltaube.

Jagdarten auf Tauben.

Das Anschleichen, namentlich wenn damit das Locken (Heulen) verbunden wird, hat, mit gehöriger Vorsicht ausgeführt, oft guten Erfolg. Es ist für den jungen Jäger eine gute Uebung. Sicherer noch ist der Anstand an den Feldrändern, wo die Tauben oft, besonders wenn sie morgens vom Felde zum Walde fliegen, auf bestimmten Bäumen zu ruhen pflegen, oder neben den zum Nisten ausgewählten Bäumen, oder neben den Salzlecken, auch auf den Saatplätzen im Walde, namentlich wo Fichtensamen ausgesäet worden ist. Man kann sie auch auf dem Tränkherd fangen, und wo es viele Hohltauben gibt[2], stellt man eigene Herde auf sie. An den Tränken kann man Laufschlingen anbringen und bei den Hohltauben auch vor ihren Nesthöhlen Leimruthen.

[1] Ich habe gerade das Gegentheil beobachtet. (v. R.)
[2] Sie wird überall selten. (v. R.)

Vierundzwanzigster Abschnitt.

Ordnung: Singvögel. Oscines.

Schnabel glatt, ohne Wachshaut; 4 Zehen; zwischen Außen- und Mittelzehen eine Bindehaut. Vorderseite des Laufs getäfelt, oder mit einer Schiene versehen, wie meist die Hinterseite, mit Ausnahme der Lerchen; 9 Handschwingen, im ganzen 18—19; Schwanz zwölffederig; der Singapparat des Kehlkopfs besteht aus 5 Muskelpaaren.

Von den Schneißvögeln.

Wennngleich verschiedene Vögel in den Schneißen oder Dohnen gefangen werden, so sind es doch hauptsächlich unsere Drosseln, die lieblichen und anmuthigen Sänger unserer Wälder und Haine, daher ihnen dieser Abschnitt ausschließlich gilt.

Sie gehören zu der Ordnung: Singvögel, Oscines, und bilden die

Gattung: Drossel, Turdus.

Der rundliche Schnabel kürzer als der Kopf, fast gerade, mit schwachem Bogen auf der Firste, seitlich etwas zusammengedrückt; vor der Spitze des Oberkiefers ein schwacher Einschnitt, an den Mundwinkeln Borsten. Die eiförmigen Nasenlöcher sind zur Hälfte von einer nackten, dünnen Haut bedeckt; Ständer kräftig und hoch; Schwanzfedern lanzettlich zugespitzt. Flügel kurz, wie abgestutzt, erreichen in der Ruhe kaum die Hälfte des Schwanzes, weshalb die Drosseln nur schlechte Flieger sind.

Die wenigen waidmännischen Ausdrücke ergeben sich aus dem Nachstehenden.

Gesellige Vögel; Gang hüpfend; Gesang melodisch. Zugvögel. Bewohner des Waldes; bauen künstliche Nester und legen 5—7 Eier. Nahrung: Würmer, Insekten und Beeren.

Wildpret wohlschmeckend.

a. Ganz- oder Großvogel.

1. Art. **Die Misteldrossel,** Turdus viscivorus *Linné* (Schnärre).

Schnabel hornbraun, mitten an der Wurzel und in den Ecken gelb; Augenstern dunkel kastanienbraun; Füße schmuzig hellgelb; oben hell olivengrau; die 3 äußern Schwanzfedern an der Spitze weiß; Unterleib weiß, an der Gurgel mit dreieckigen, an der Brust mit ovalen oder nierenförmigen braunschwarzen Flecken; untere Flügeldeckfedern weiß; oben mit weißen Spitzen. Weibchen dem Männchen ganz ähnlich. Länge 27 cm.

Manche bleiben über Winter selbst im nördlichen Deutschland, andere ziehen im October und November mehr gen Süden. Im Herbste ziehen sie bei Nacht, im Frühlinge am Tage. Nistet in großen Wäldern, vorzugsweise im Nadelholze; brütet zweimal im Jahre und legt 4—5 blaß meergrüne, braun oder dunkelviolett gefleckte Eier von sehr abweichender Größe.

2. Art. **Wachholderdrossel** (Ziemer), Turdus pilaris *Linné* (Krammetsvogel, Schacker, eigentlicher Krammetsvogel).

Schnabel gelb, an der Spitze schwärzlich; Rachen gelb; Augenstern dunkelbraun; Augenlider gelb gerändert; Füße schwarzbraun; Kopf und Bürzel aschgrau; Oberrücken schmuzig kastanienbraun; Schwanz schwarz, die äußerste Feder mit einem weißlichen Rändchen; Unterleib mit länglichen und dreieckig-spitzen Flecken; untere Flügeldeckfedern weiß; Länge 27 cm.

Im Norden von Europa, durchzieht Deutschland, wo sie auch zuweilen überwintert, von Mitte October, im Hauptzuge in der ersten Hälfte des November. Bei strenger Kälte ziehen die hier zurückgebliebenen Vögel oft im Januar noch weiter südlich und ist dieser Strich für den Vogelfang dann sehr einträglich. Ziehen am Tage in großer Gesellschaft. Sie lieben die geschlossenen Wälder am wenigsten, mehr einzelne hohe Bäume, Beerenbüsche, auf Weiden und Triften. Sehr gesellig. Nisten im Norden, vorzüglich gern in Birkenwäldchen. Legen 4, 5, selten 6 Eier, welche denen der Schwarzdrossel sehr ähneln.

3. Art. **Ringdrossel** (Schildamsel), Turdus torquatus *Linné*.

Schnabel schwärzlich; Rachen gelb; Augenstern nußbraun; Füße braunschwarz; Gefieder schmuzig schwarz mit weißgrauen Federrändern; auf der Oberbrust ein großer halbmondförmiger weißlicher Fleck; Länge 27—28 cm.

Als Spielarten finden sich: die ganz weiße und die weiß gefleckte Ringdrossel.

Nisten im Norden und berühren auf ihren Zügen in die südlichen Winterquartiere vorzüglich die Gebirge, wo sie oft, meist von Mitte September an, in großer Menge vorkommen und unter den Schneißvögeln, ihres zarten Fleisches wegen und da sie meist sehr fett sind, ganz besonders geschätzt werden.

Die Ringdrossel legt im Mai oder Juni 4—7 Eier, welche denen der Schwarzdrossel täuschend ähnlich, aber größer sind.

b. Halbvogel.

4. Art. **Singdrossel** (Zippe), Turdus musicus *Linné*.

Schnabel hornbraun, unten hinten gelblich; Rachen gelb; Augenstern nußbraun; Fußwurzel blaß graugelb; oben olivengrau; unten gelblich weiß mit dreieckigen und ovalen braunschwarzen Flecken; die untern Flügeldeckfedern blaß rostgelb, die obern mit schmuzig rostgelben Spitzenfleckchen. Schwanz einfarbig; Kehle weiß: Länge 21—23 cm.

Sie ist ein echter Waldvogel, vorzüglich da, wo einzelne Wiesen und Wasser sich durch die Wälder ziehen. Nistet bei uns, geht von Mitte September an einzeln nach Süden und kehrt im März oder April wieder heim, uns durch ihren schönen Gesang zu erfreuen. „Der Drosselfang [1] hat etwas eigenartig Erhabenes: die Nachtigall, die Koloratursängerin des blühenden duftenden Hains, entzückt den Zuhörer und besonders die Zuhörerin, — der Drossel getragener Gesang erbaut den Mann. In den Fliederbusch, den Rosenhag gehört das glühende Lied der Nachtigall, in des Waldes hohen Dom das der Drossel. Jedes von ihnen ist eigenartig unübertrefflich."

Die Singdrossel baut schon im März ihr halbkugelförmiges Nest, welches innen eine ganz dichte, feste Wandung hat. Diese besteht nicht aus Erde, sondern aus faulem Holze, welches das Weibchen mit Speichel befeuchtet und sehr glatt und dicht an die bis dahin moosige Wand des Nestes aufträgt. Dieses Nest wird dadurch selbst der Kälte undurchdringlich, was bei einem so frühen Brutvogel von großer Bedeutung ist.

---

[1] Vgl. „Das Waidwerk" von v. R. (S. 431; Berlin, Parey).

Die 4—6 Eier sind spangrün mit einzelnen schwarzen Punkten gezeichnet und gehören zu den schönsten Eiern.

5. Art. **Rothdrossel** (Weindrossel, Weinvogel, Heidedrossel), Turdus iliacus *Linné.*

Weichen und Flügeldecken der Unterseite rostroth. Schnabel schwärzlich, nur die Wurzel des Unterkiefers und die Ecken hellgelb; Augenstern nußbraun; Fußwurzel blaßgrau; Zehen gelb; Oberleib olivenbraun, Unterleib weiß mit olivenbraunen Längsflecken; über dem Auge ein heller Streif, an den Seiten des Halses ein dunkelgelber Fleck; Länge 22 cm. Flugbreite 35,4 cm.

Nisten im Norden und ihr Zug beginnt bei uns von Anfang October bis in den November. Zieht bei Nacht, oft in großer Anzahl. Rückzug im März. — Sie nistet im Juni und legt 4—5 denen der Schwarzdrossel ähnliche, aber kleinere Eier. Gesang unbedeutend.

6. Art. **Schwarzdrossel** (Amsel), Turdus merula *Linné.*

Männchen: schwarz mit gelbem Schnabel und Augenrändern. Weibchen und Junge: schwarzbraun, mit weißgrauer Kehle und undeutlichen dunkeln Flecken am Vorderhalse. Länge 26—27 cm.

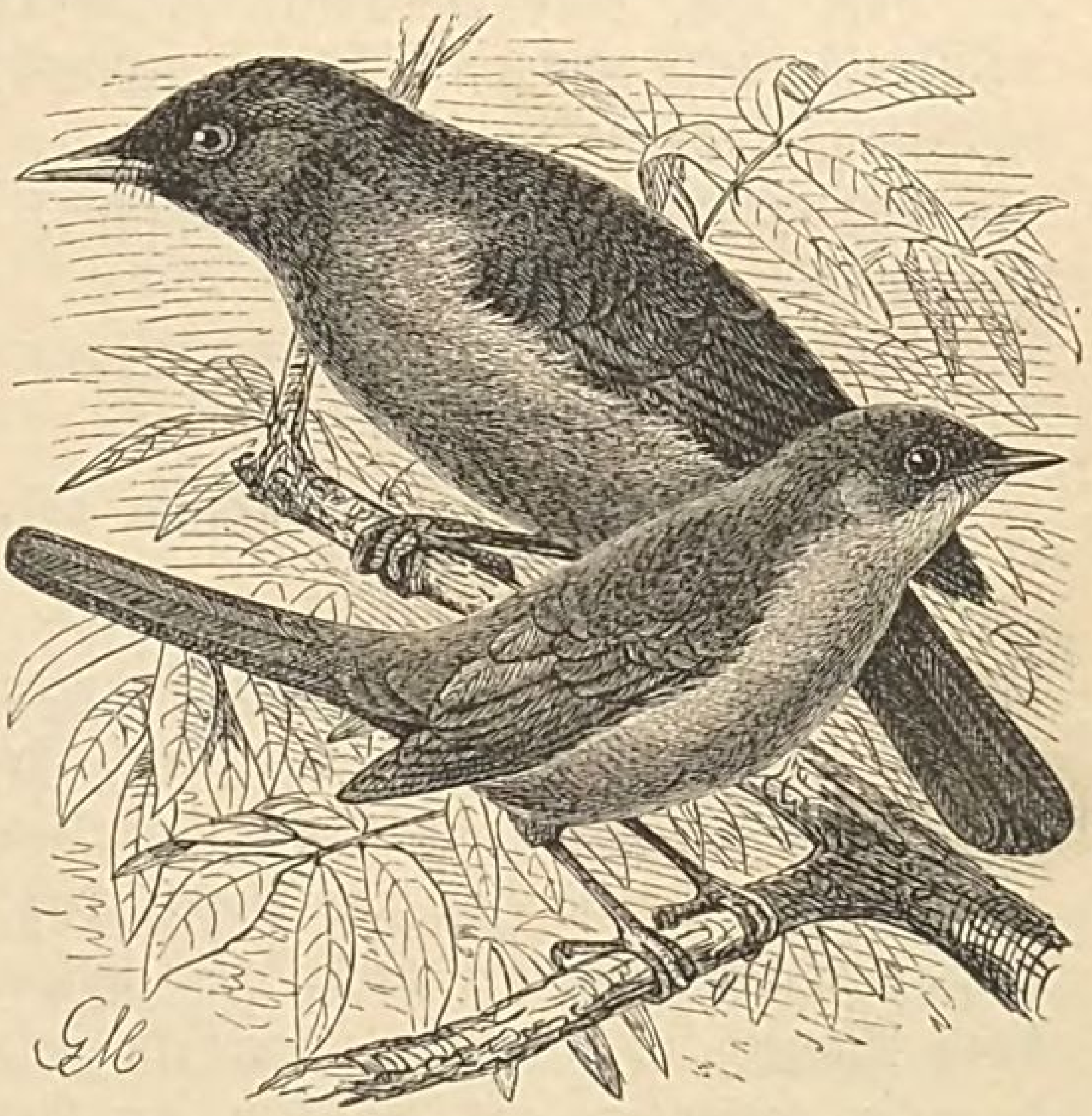


Fig. 112. Amsel. Fig. 113. Nachtigall.

Sie sind Stand-, Strich- und Zugvögel; das erste sind die, welche Nadelhölzer mit Wachholdergebüsch bewohnen, das zweite sind meist alte Vögel, welche im Laubwalde gebrütet haben, und das dritte sind meist junge Vögel, welche von Mitte September bis in den November wegziehen und Ende März wieder zurückkehren. Sie reisen bei Nacht. Ein kluger, munterer Vogel, der auch sehr angenehm in der Stube zu halten ist.

Die Amsel baut, wie die Singdrossel, schon früh im Jahre ihr großes Nest, dessen Unterbau aus Reisern, Moos und feuchter Erde besteht, während der obere Theil aus feinen Reiserchen, Wurzeln, Blättern, Haaren, Moos zusammengefügt wird. — Während das Weibchen das

Nest baut, trägt ihm das Männchen sehr fleißig das Material zu. Die 4—6 Eier sind graugrün mit vermischten rothbraunen Tupfen und Punkten bedeckt; die Jungen entschlüpfen ihnen in 16 Tagen und gern werden drei Bruten gemacht. — Wo sie geduldet oder gar gehegt wird, siedelt sie sich gern in schattigen Gärten an, bleibt dort auch über Winter und kann sehr leicht mit Fleischstückchen u. s. w. gefüttert werden, welche man in einem Näpfchen unter einen Strauch stellt oder unter die Blätter legt, welche sie täglich nach Nahrung umkehrt. — Die ganze Nachkommenschaft bleibt in der Nähe ihrer Geburtsstätte und säubert ihre Umgebung fleißig vom Ungeziefer.

Wegen ihres zänkischen Charakters lebt die Amsel weniger gesellig als die andern Drosseln; nur gar zu oft hört man ihre scheltende, schwer nachzuahmende Stimme, besonders wenn ihr etwas verdächtig erscheint; „daher verdankt ihr durch solche Alarmsignale manches Wild Leben und Freiheit, wenn man beobachtet, wie solches sogleich aufmerksam sichert, wenn die Amsel sich hören läßt.“ (v. R. „Gefiederte Freunde“.)

7. Art. **Steindrossel** (Steinamsel, Steinmerle), Turdus saxatilis *Lath.*

Kopf und Hals aschblau; Oberrücken dunkelbraun; Mittelrücken weiß; Unterleib orange; Schwanz gelbroth, nur die zwei Mittelfedern dunkelbraun; Länge 21 cm.

Gebirgsvogel des südlichen Europa, nicht selten am Rhein und Umgegend.

Außer diesen Drosseln streichen noch andere, seltenere bei uns durch.

Von dem Dohnenfange oder der Schneiß.

Der Fang der Schneißvögel in den Dohnen beruht auf der Erfahrung, daß die Drosseln im Herbste gern die Beeren mancher Bäume fressen, namentlich die der Ebereschen, Vogelbeeren, sorbus aucuparia, deren man sich daher als Lockspeise bedient, um sie in die Schlingen zu bringen. Es ist eine alte Regel, daß, wenn es viele Vogelbeeren gibt, auch der Fang gut werde, was wesentlich darin begründet ist, daß beim Mangel an Beeren die Drosseln stets gezwungen sind, ihre Nahrung an Würmern und Insekten am Boden zu suchen und dann so ungern Beeren fressen, daß sie auch die schönsten in unsern Dohnen nicht reizen. In solchen Jahren pflegt man auf den Herden gewöhnlich einen bessern Fang als in den Schneißen zu machen.

Wenn man Dohnen stellen will, so wird eine Zeit lang vorher in dem Dickicht ein Stieg aufgehauen und richtet sich die Wahl des Orts nach der Umgegend und nach der Vogelart, welche man zu erwarten hat.

Die Wachholderdrossel fängt man in den Vorbüschen am besten, dagegen die Weindrossel und die Ringdrossel im Innern großer Nadelwälder, letztere besonders in solchen Dickungen, welche auf dem Kamm der Gebirge liegen. Was die Stellzeit anbetrifft, so ergibt sich diese aus der bei der Naturgeschichte angegebenen Strichzeit. Es ist nicht zu vertheidigen, früh mit dem Stellen anzufangen, weil man dann größtentheils Standvögel fängt und dadurch das Leben im Walde, welches diese anmuthigen Sänger so reizend vermehren, wesentlich beeinträchtigt.

Am besten fangen sich in den Dohnen die Schildamsel, Weinvögel und Zippe, auch der Ziemer, letzterer aber besonders bei dem Nachzuge im Januar.

Dohnen sind von dünnen Ruthen — Weiden oder am haltbarsten zähe Nadelholzäste — in Bügelform oder dreieckig gebogen, in welche Schlingen gehängt werden, die man von Pferdehaaren verfertigt. Den Gang, worin man diese Dohnen an die Büsche oder Bäume anhängt oder sonst befestigt, nennt man Dohnensteig oder Schneißgang.[1]

Unter den vielen verschiedenen Dohnenarten sind vorzüglich die Bastdohnen, Hängdohnen, Bügeldohnen, Laufdohnen und die Sprenkel üblich.

Die Bastdohnen werden aus Lindenbast, der im Juli geschält und darauf, um ihn besser auseinandertheilen zu können, im Wasser gebläht wird, verfertigt. Es wird aus diesem eine einen halben Finger breite, 13 cm lange, dreifach geflochtene Schnur gemacht, in diese aber in einer verhältnißmäßigen Entfernung drei pferdehaarene Schleifen eingeflochten, sodaß der Knoten der Schleifen in der Bastschnur befestigt ist, die offene Schlinge selbst aber frei heraushängt. An dem einen Ende der Bastschnur wird eine $2^1/_2$ cm weite Oeffnung gemacht, dagegen an dem andern Ende lange Bastfasern zum Anbinden der Schnur hängen bleiben. Beim Aufstellen wird ein einen kleinen Finger dickes Stöckchen, und zwar ein solches, an dem ein Ast herausgewachsen ist, ausgesucht, dieses zugespitzt, ein Loch in den Baum gebohrt, das Stöckchen eingesteckt, die Bastdohne mit der Oeffnung an den Ast angehängt, das andere Ende aber mit den Bastfäden um den Baum gebunden und die in der gespannten Schnur über dem Stöckchen hängenden Schlingen aufgezogen. Die Ebereschbeeren werden in dem Stöckchen in einen eingeschnittenen Ritz eingehangen.

Die Hängedohnen (Fig. 114) haben ihren Namen daher erhalten, daß der Bügel, der die Gestalt eines Triangels hat und in dem die Beeren

[1] Da in den Dohnen außer den Krammetsvögeln auch andere große und kleine beerenfressende Vögel gefangen werden, so nennt man alle diese Vogelarten in einigen Gegenden Schneißvögel.

in der Grundlinie, die Schlingen aber an den beiden Seiten befestigt sind, mit der Spitze an einen Zweig angehängt werden. Man macht gern, auch bei den Bügeldohnen, unten noch eine Schlinge, weil namentlich die Schwarzdrossel sehr geschickt ist, die Beeren abzuschnippen und sich dabei häufig in dieser untern Schlinge fängt.

Die Bügeldohnen (Fig. 115) werden in Form eines halben Cirkels, doch etwas oval, verfertigt, in dem einen Schenkel die pferdehaarenen Schleifen, in dem andern die Ebereschbeeren eingehangen, und der Bügel sodann mit den beiden zugespitzten Enden in einen Baum, in den man Löcher gebohrt, gesteckt. Von diesem Einstecken in die Bäume heißen diese Dohnen auch Steckdohnen und sind an vielen Orten des Nachtheils wegen, welcher dadurch dem Holzbestande zugefügt wird, verboten.

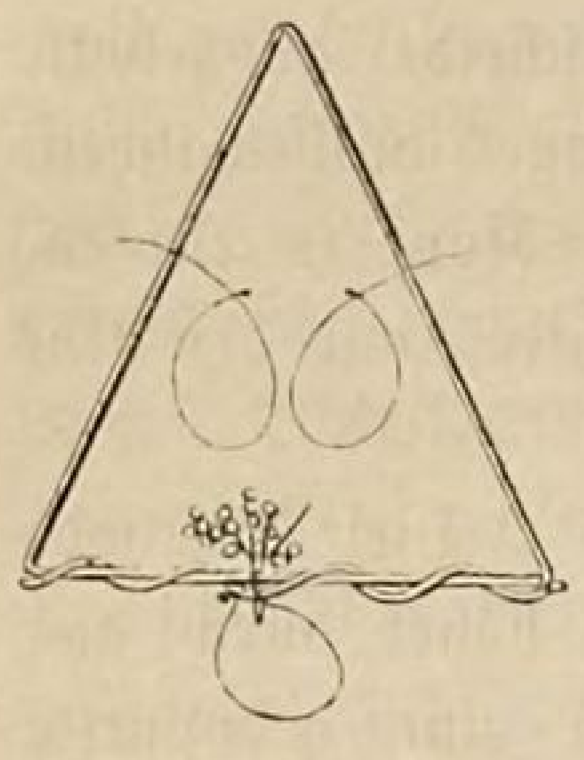


Fig. 114.

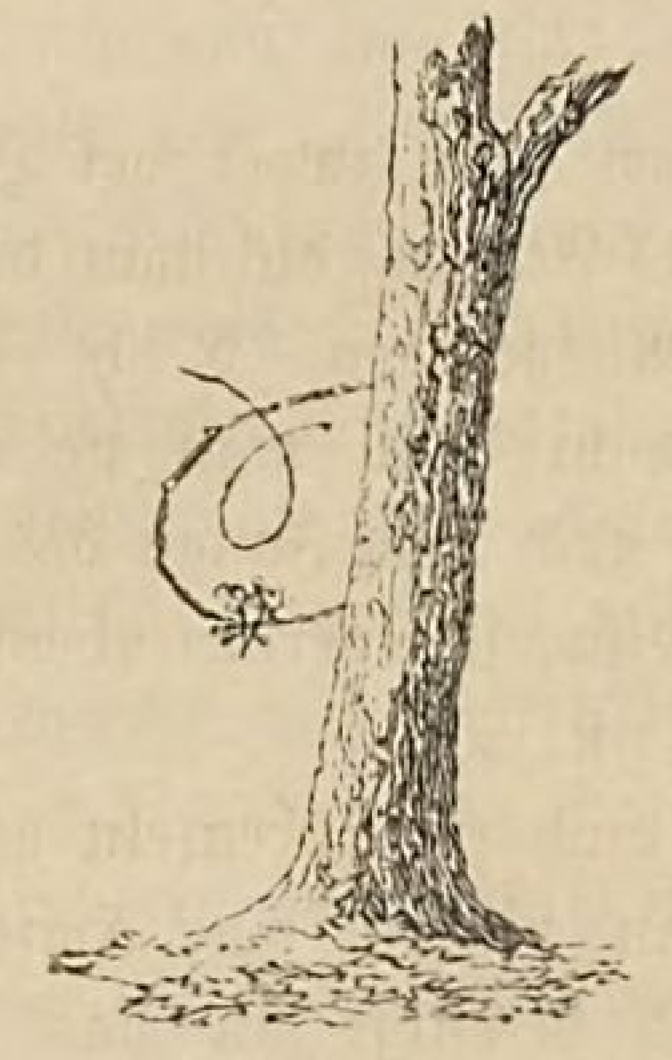


Fig. 115.

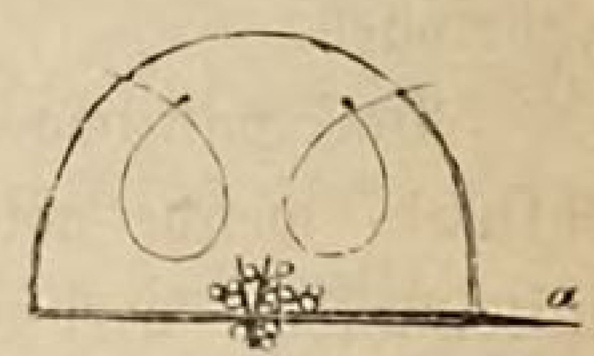


Fig. 116.

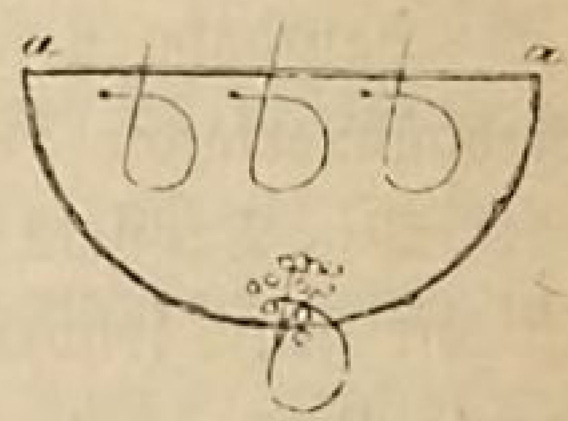


Fig. 117.

Man hat deshalb auch eine andere Methode, bei welcher man zwei Schlingen anbringt und nur an einer Spitze (Fig. 116, a) die Dohnen in einem Baum befestigt, welche überdies sicherer fängt. Zum Einbohren der Löcher bedient man sich eines Spitzbohrers; die sonst auch üblichen Stemmeisen sind durch die Forstpolizei mit Recht verbannt.

Auch hat man bei den Bügeldohnen eine Einrichtung, wodurch man das Einstecken ganz vermeidet; man befestigt nämlich die Schleifen an dem obern geraden Theile des Bügels (Fig. 117): entweder zwei Schlingen, was vollständig genügt, oder auch wol deren drei, und bringt dann um die Beere noch eine dritte, beziehungsweise vierte an. Die Befestigung dieser Bügel geschieht auf die Art, daß man eine einfache Gabel schneidet, diese bei den Punkten a a einklemmt und sie daran an die Bäume oder Büsche aufhängt. Oft wird man sie auf diese Weise auch ohne Gabel an geeignete Aeste aufhängen können.

Beim Aufhauen des Schneißenganges hat man darauf zu sehen, daß er solche Windungen hat, daß nur etwa drei Bügel auf einmal vom Vogel gesehen werden können, damit die etwa einfallenden durch das Geflatter der sich fangenden nicht verscheucht werden. Es findet öfters statt, daß die Schlingen, durch Einwirkung von feuchter Witterung, sich nicht gut fängisch stellen lassen und es ist dann nothwendig, sie eine kurze Zeit mit einem kleinen Zweige beschwert lang hängen zu lassen.

Während des Fanges muß der Stieg täglich begangen werden, die Schlingen sind nachzustellen und das Einbeeren gehörig vorzunehmen, zu welchem Zweck man sich im Frühherbste mit einer angemessenen Masse Vogelbeeren zu versorgen hat, welche auf einem luftigen Boden aufbewahrt werden. Nach der Fangzeit sind die Bügel abzunehmen und auf Stangen gereiht an einem luftigen Orte, im Trocknen, unterzubringen.

Bei Ganzvögeln rechnet man zwei, bei Halbvögeln vier auf einen Klubb, welche man mittels Federn, die man durch die Nasenlöcher zieht, miteinander verbindet. Ausgezogen, d. h. das Gescheide ausgehakt, werden die Schneißvögel nicht, will man sie aber länger aufbewahren, so ist es rathsam, sie sofort nach dem Fange bis auf den Kopf zu rupfen.

Laufdohnen auf Schneißvögel werden ebenso errichtet, wie bei dem Rebhühnerfange beschrieben ist.

Die Drosseln werden auch in Sprenkeln gefangen.[1] Diese Methode ist oft sehr lohnend. Man nimmt eine Haselruthe, bohrt durch das starke Ende ein Loch und befestigt an das dünnere eine gedoppelte pferdehaarene oder auch andere Schnur, zieht sie durch das Loch, sodaß die Ruthe gespannt wird, und versieht die Schnur mit einem starken Knoten, damit sie nicht durchfahren kann. Beim Aufstellen wird die Schnur ungefähr 7 cm zum Loch herausgezogen, länglich-rund auseinandergebreitet und zwischen die dadurch entstehende Oeffnung und Schlinge ein Stellhölzchen (Tippholz), das die Länge der Schlinge haben und mit dem einen Ende, aber nicht fest, in dem Loche stecken muß, eingesetzt; der Sprenkel wird sodann an einen Baum oder Strauch, die Ebereschbeeren aber vor dem Stellhölzchen aufgehangen. Sobald der Vogel, um nach den Ebereschbeeren zu langen, auf das Stellhölzchen tritt, weicht dieses unter seinen Füßen aus, die angespannte Ruthe fährt plötzlich zurück und der Vogel bleibt mit den Beinen in der Schlinge hängen. Es ist diese Fangart eigentlich sehr zu verwerfen, da der Vogel dabei oft elend zu Grunde gehen muß.

---

[1] Die Sprenkel gehören der Vogelstellerei an, mit welcher der Jäger nichts gemein hat. (v. R.)

Die Jagd auf alle Drosseln mit der Flinte ist mislich, dem Zufall anheimgegeben und wol nur für solche, die sehr viel Zeit haben.

Alle Drosseln sind sehr schen und lassen mithin den Jäger schwerlich schußmäßig herankommen, was freilich nicht von denen gilt, die in Parks und Gärten gebrütet haben oder ausgekommen sind.

Da sie gern auf den Ebereschbäumen an den Chausseen einfallen, um deren Früchte zu verzehren, so muß man sich in deren Nähe verdeckt anstellen und die Ankömmlinge erwarten, um sie mit Dunst zu schießen.

Fünfundzwanzigster Abschnitt.

Von den Singvögeln (mit Ausschluß der Drosseln), von deren Jagd, Fang und vom Vogelherde.

Wenngleich diese Vögel nicht zum eigentlichen Jagdbetriebe gehören, so werden doch die meisten zu den Herdvögeln gerechnet, weshalb sie in Jester's Sinne und in systematischer Ordnung hier eingereiht wurden. (v. R.)

Singvögel. Oscines.

A. Körnerfresser.

Schnabel meist stark, kegelförmig, Oberschnabel ohne Ausschnitt, bei einigen Arten an der Spitze über den untern gekreuzt.

Gattung: **Kernbeißer,** Loxia *Briss.*

Schnabel stumpf kegelförmig, oben und unten gewölbt, an der Wurzel sehr dick; untere Kinnlade am Seitenrande eingebogen; Nasenlöcher klein, rund, in der Schnabelwurzel liegend; Zunge ganz am Ende schräg abgeschnitten.

1. Familie. Kreuzschnäbel.

Beide Kinnladen kreuzen sich nach der entgegengesetzten Seite.

1. Art. **Großer Kreuzschnabel, Kiefern-Kreuzschnabel,** Loxia pityopsittacus *Bechst.*

Spitzen des Unterschnabels gehen nicht über den Rücken des obern hinaus; Schnabel braunschwarz; Füße braun; Rücken olivengrün; Scheitel, Bürzel und Kehle olivengelb; Länge 18 cm, altes Männchen. Weibchen: grau; auf dem Rücken braune Flecken. Junges Männchen: fast ganz zinnoberroth mit grau gemengt.

Er bewohnt die Nadelwälder im Norden von Europa als Strich- und Standvogel. Nahrung: vorzüglich Nadelholzsamen, welche er mit großer Geschicklichkeit aus den Zapfen zu lösen vermag. Nistet in Deutschland nicht so häufig wie die folgende Art. Nach Brehm ist seine Fortpflanzungszeit verschieden. Sie haben im Mai und Juni, bei Fichten-Samenjahren von Ende December an, im Januar, Februar, bis Ende März, Eier. Das Nest ist schön gebaut und die Materialien sehr dicht gefilzt. Wird auf dem Herde, in Sprenkeln und auf Leimruthen gefangen.

2. Art. **Kleiner Kreuzschnabel, Fichten-Kreuzschnabel,** Loxia curvirostra *Linné.*

Spitze des Unterschnabels über den Rücken des obern hinausreichend, schärfer gekrümmt als bei dem vorigen. Männchen: nach der ersten Mauser zeisiggrün; Stirn, Backen, Augengegend graugelb, weiß gefleckt; Steiß gelb; nach der zweiten Mauser wird es roth und dann mit jeder immer schöner roth, ohne Flecken; After grau mit dunkeln Flecken; Länge 16 cm. Junges Männchen: zinnoberroth, im Nacken mit grau gemischt, sonst grüngelb überflogen.

Im Norden der Alten Welt, bald Stand-, bald Strichvogel, mehr im Gebirge als in der Ebene heimisch. In Bezug auf die Paar- und Nistzeit binden sie sich an keine Jahreszeit, so daß sie in manchem Jahre in jedem Monat desselben nisten. Herdvogel. Mit Leimruthen auf Lockbüschen wird er sehr viel gefangen.

Beide Kreuzschnäbel werden häufig als Stubenvögel gehalten und sind sehr gesellig. Ihr Wildpret ist wohlschmeckend.

3. Art. **Weißflügeliger Kreuzschnabel,** Loxia leucoptera *Lath.*
Loxia taenioptera *Gloger.* (Weißbindig.)

Roth mit schwarzen Flügeln und Schwanz; auf den Flügeln einen weißen Schulterfleck; eine weiße Binde und drei weiße Federspitzen; Bauch bräunlich; von der Größe des vorigen.

Seine Heimat ist das nördliche Nordamerika. Kommt mit dem vorigen zu zeiten in größerer oder geringerer Menge vor, ist jedoch erst in der Neuzeit auf den deutschen Gebirgen gefangen. Sein Standort in der Alten Welt ist noch nicht genau bekannt.

2. Familie. Eigentliche Kernbeißer.

Mit sehr starkem, oben und unten gewölbtem, eingeschnittenem Schnabel.

4. Art. **Haken-Kernbeißer,** Loxia enucleator *Linné.*
(Fichtengimpel, Pyrrhula enucleator.)

Hauptfarbe fast scharlachroth, grüngelb; Rücken-, Schulter- und Steißgefieder schwarzbraun, orangegelb eingefaßt; Flügel und Schwanz schwarz, erstere mit zwei weißen Binden. Länge 22 cm.

Nördlicher Vogel, der auf seinen Zügen das nördliche Deutschland öfters besucht. Man fängt ihn in Schlingen, Dohnen, Leimruthen, auch auf dem Herde.

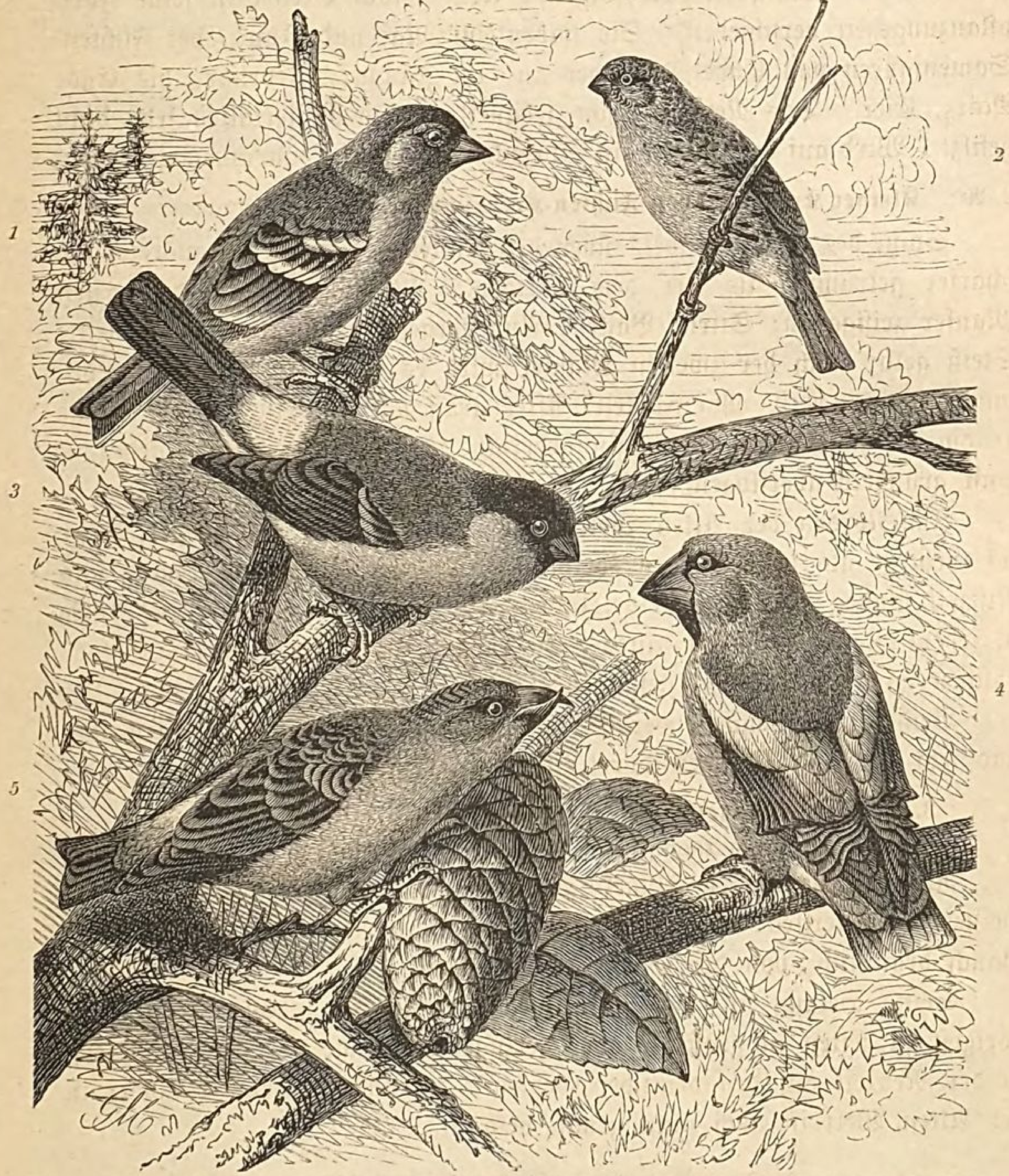


Fig. 118—122. 1 Buchfink. 2 Girlitz-Kernbeißer. 3 Gimpel. 4 Kirsch-Kernbeißer. 5 Fichten-Kreuzschnabel.

5. Art. **Karmoisinköpfiger Kernbeißer,** Loxia erythrina *Pallas.*
(Karmingimpel, Pyrrhula erythrina *Temm.*)

Rücken und Flügel grau, rosenroth überlaufen; Scheitel, Kehle, Oberbrust und Bürzel schön karminroth; Bauch und Steiß weißlich. Weibchen: fast nur grau. Länge 14 cm.

Nördlicher Vogel, seltener als der vorige in Deutschland.

6. Art. **Kirsch-Kernbeißer,** Loxia coccothaustres *Linné.* (Fringilla coccothaustres.)

Schnabel und Füße graubraun; Augenstern blaßroth; Gefiederhauptfarbe kastanienbraun; Flügel und Schwanz schwarz, auf den Flügeln ein weißer Querfleck. Länge 18 cm.

Strichvogel. Nahrung: hartschalige Samenkerne, gern Kirschkerne. Im Dohnenstiege, auch auf dem Herde und mit Leimruthen werden sie gefangen.

7. Art. **Grüner Kernbeißer, Grünling,** Loxia chloris *Linné.* (Zwuntsche, Fringilla chloris.)

Schnabel und Füße fleischfarben; Augenstern dunkelbraun; Hauptfarbe gelblich grün; Backen grau; Flügelrand, die großen Schwingen auf der Außenfahne und die meisten Schwanzfedern an der Wurzelhälfte gelb. Länge 15 cm.

Zug- oder Strichvogel. — Herdvogel.

8. Art. **Girlitz-Kernbeißer,** Loxia serinus. (Fringilla serinus.)

Hauptfarbe grüngelb; Kehle weißlich oder gelb; Rücken und Seiten des Unterkörpers schwärzlich gefleckt; über dem Flügel zwei lichte Binden. Länge 12 cm.

Zugvogel; mehr dem Süden eigen, doch nicht selten bis Mitteldeutschland kommend.

3. Familie. Dompfaffen.

Mit stark gewölbtem, sehr stumpfem, an der obern Kinnlade eingeschnittenem Schnabel.

9. Art. **Gimpel, Dompfaff,** Fringilla pyrrhula *Linné.* (Gimpel, Pyrrhula vulgaris.)

Oben aschgrau; unten roth; weißer Hinterbauch; schwarzer Scheitel. Weibchen: unten rothgrau. Länge 15 cm.

Gattung: **Fink,** Fringilla.

Schnabel kegelförmig, gerade; Ober- und Unterkiefer gleich lang. nicht ausgeschnitten; Nasenlöcher nahe an der Stirn.

Nahrung: Sämereien, Insekten.

1. Art. **Haussperling,** Fringilla domestica *Linné.* (Passer domesticus.)

Oben braun, schwärzlich gefleckt; weiße Binden auf den Flügeln. Männchen: Kehle schwarz. Länge 15 cm.

2. Art. **Feldsperling**, Fringilla montana *Linné*. (Passer montanus.)

Auf den Flügeln zwei weiße Binden; Scheitel rothbraun; Seiten des Kopfes weiß mit schwarzem Fleck. Länge 13 cm.

3. Art. **Edelfink, Buchfink**, Fringilla coelebs *Linné*.

Oben braun. Männchen: unten weißroth. Weibchen: graulich; zwei weiße Binden auf den Flügeln; weiß zur Seite des Schwanzes. Länge 17 cm.

Zugvogel, d. h. die Weibchen ziehen fort, die Männchen bleiben bei uns. Als Stubenvogel sehr beliebt. Fang auf dem Herde, mit Leimruthen auf Lockbüschen, und um Männchen zu fangen im Frühjahre das Finkenstechen. (Vgl. Lerchenstechen.)

4. Art. **Bergfink, Rothfink**, Fringilla montifringilla *Linné* (Quäker).

Oben schwarz, rostgelb getuscht; Kopf und Kehle glänzend schwarz; Brust rostrothgelb; Unterseite der Flügel schön citronengelb. Länge 18 cm.

Zugvogel, welcher oft in ungeheuern Scharen in unsern Waldgebirgen einfällt. Nisten hoch im Norden. Auf dem Finkenherde Hauptgegenstand des Fanges. Leimruthen; namentlich fallen sie gut auf die Stellbüsche.

5. Art. **Schneefink**, Fringilla nivalis *Linné*.

Oben braun, heller getuscht; Kopf aschblau; Deckfedern und fast alle zweiten weiß; Schwanz weiß, mit wenigem Schwarz am Ende und mit schwarzen Mittelfedern. Länge 19 cm.

Auf den tiroler und salzburger &c. Hochalpen.

6. Art. **Distelfink, gemeiner Stieglitz**, Fringilla carduelis *Linné*.

Oben braun; unten weißlich; das Gesicht schön roth; auf den Flügeln ein schöner gelber Fleck. Länge 15 cm.

Strichvogel. Fang auf Leimruthen und in Sprenkeln.

7. Art. **Flachshänfling, Bergzeisig**, Fringilla linaria.

Oben braun, schwarz gefleckt; zwei weiße Querbinden auf den Flügeln; Kehle schwarz. Männchen: Vorderkopf und Brust rosenroth, zuweilen auch der Bürzel. Länge 15 cm.

Ein nordischer Vogel, welcher auf seinem Zuge Anfang November, oft noch später zu uns kommt.

8. Art. **Bluthänfling, Flachsfink**, Fringilla cannabina *Linné*.

Vordere Schwungfedern und Schwanz schwarz; Ränder weiß. Männchen: Brust blutroth. Weibchen: röthlich weiß, graubraun gefleckt. Länge 14 cm.

Strichvogel.

9. Art. **Erlfink, Zeisig,** Fringilla spinus.

Männchen: Scheitel und Kehle schwarz, sonst zeisiggrün. Weibchen: blasser; Kopf und Rücken grau; Kehle und Kinn weißlich; Brust und Hals weiß, grünlich und schwarz gefleckt. Länge 12 cm. Strichvogel.

10. Art. **Citronenfink,** Fringilla citrinella *Linné.*

Grüngelb; Unterkörper ungefleckt, Hinterkopf, Ober- und Seitenhals aschgrau. Länge 13 cm.

Zugvogel, selten kommt er über die Mitte von Deutschland nach Norden zu.

11. Art. **Steinsperling, Graufink,** Fringilla petronia *Linné.*

Hat fast die Färbung der Weibchen des Haussperlings, jedoch unterschieden durch einen rostgelben Streifen über den Augen und einen großen citronengelben Fleck an der Kehle. Länge $15\frac{1}{2}$ cm.

Zugvogel, welcher vom Süden ab selten in Deutschland weiter als in Thüringen angetroffen wird.

Gattung: **Ammer,** Emberiza.

Schnabel kegelförmig, kurz, gerade; Oberkiefer schmaler, sich in den untern hineinlegend; am Gaumen eine knochenartige Hervorragung; Nasenlöcher dicht am Schnabelgrunde, rundlich oder oval; Gangfüße.

Leben von Sämereien, auch von Insekten. Baden sich im Wasser. Meist im Felde, im Rohr am Wasser oder in felsigen Gegenden. Zug- und Strichvogel.

a. Mit kurzer gekrümmter Hinterzehe.

1. Art. **Goldammer,** Emberiza citrinella *Linné.* (Fig. 124.)

Rücken braungelb, schwarz gefleckt; Kopf und unten gelb; Bürzel schön rostfarbig; die zwei äußern Schwungfedern an der Innenseite weiß. Länge 17 cm.

Stand- und Strichvogel. Sehr verbreitet, meidet aber Hochwälder und Rohrteiche.

2. Art. **Zippammer,** Emberiza cia *Linné.*

Unterscheidet sich von der vorigen durch die röthlichgraue Unterseite und die weißen dreiseitig schwarz eingefaßten Seiten des Kopfes. Länge 16,5 cm.

Südlicher Vogel, welcher auf seinen Zügen sich wol bis mitten nach Deutschland verirrt. Hält sich gern auf Wiesen, an Bächen auf und ist wie die Goldammer sehr gesellig.

3. Art. **Zaunammer**, Emberiza cirlus *Linné*.

Schnabel grau; Füße fleischfarben; Kinn und Kehle beim Männchen schwarz, beim Weibchen bräunlich; Kopf, Hals und alle untern Theile im Grunde hellgelb; Mantelgefieder kastanienbraun; Oberbrust olivengrün; Schwanz schwarz; Bürzel schmuzig olivengrün; zwei äußere Federn des Schwanzes mit keilförmigen weißen Flecken. Länge 16,5 cm.

Zugvogel wie der vorige. Gehört mehr dem südlichen Europa an.

4. Art. **Rohrammer**, Emberiza schoeniclus *Linné*.

Kopf und Kehle des Männchens schwarz, des Weibchens rostbraun schwarz gefleckt; Hauptfarbe braungrau mit schwarzen Flecken; vom untern Schnabelwinkel läuft ein weißlicher Streif neben der Kehle herab; Schwanz schwarzbraun, sonst wie bei der dritten Art. Länge 15 cm.



Fig. 123. Schneeammer. Fig. 124. Goldammer.

Zug- und Strichvogel. Bewohnt solche Gegenden, wo viel Rohr, Schilf mit Weidengesträuch und Erlen wachsen, in den Rohrgräben der Marschen. Sie lebt in ganz Europa.

5. Art. **Grauammer, großer Ortolan**, Emberiza miliaria *Linné*.

Der dicke Schnabel schmuziggelb; oben röthlichgrau mit schwarzen Flecken; Flügel schwarzbraun, unten rostgelbweiß; Oberbrust schwarzbraun gefleckt; Unterbrust und Bauch dergleichen Schaftstriche. Länge 19 cm.

Bald Strich-, bald Standvogel.

6. Art. **Gartenammer, Ortolan**, Emberiza hortulana *Linné*.

Schnabel und Füße fleischfarben; Rücken olivenbraun; Kehle, ein Streif vor der Wange und ein Kreis ums Auge schwefelgelb; unten rothbraun mit aschgrauen Federrändern; Schwanz schwärzlich; zwei äußere Federn nach innen weiß. Länge 16 cm.

Zugvogel, welcher eigentlich mehr dem Süden angehört, doch einzeln überall in Deutschland gefunden wird. Er hat ein äußerst geschätztes Wildpret und man stellte eigene Herde (z. B. in der Nähe von Dresden, wo freilich jährlich nicht mehr als 40—50 Stück gefangen wurden) auf ihn, welche die Einrichtung eines Finkenherdes hatten. Sie haben die Eigenheit, welche die vorige Art mit ihnen theilt und die schon den schwelgerischen Römern bekannt war, daß sie sich sehr schnell mästen lassen. Gibt man ihnen Hirse und Wasser und brennt bei dem Käfig während der Nacht beständig Licht, so fressen sie in einem fort und sind in zweimal 24 Stunden wie mit Fett übergossen.

b. Mit langem, fast geradem Nagel an der Hinterzehe.

7. Art. **Lerchenammer, Spornammer,** Emberiza calcarata *Temm.* (Emberiza lapponica *Nilss.*)

Scheitel, Kehle und Vorderhals schwarz; von der Schnabelwurzel aus, über die Augen, ein weißes Band, welches die Wangen fast ganz umgibt; Flügel und Schwanz dunkelbraun, jene mit zwei weißen Querbinden; Männchen: Kehle schwarz. Länge 15 cm.

Zugvogel. Im Winter in Deutschland.

8. Art. **Schneeammer,** Emberiza nivalis *Linné.* (Fig. 123.)

Schnabel gelb an der Wurzel, an der Spitze bräunlich; Füße schwarz; im Federkleide variirt sie ganz außerordentlich; im Winter fast ganz weiß; eine breite weiße Binde auf den Flügeln und ein weißer Längsfleck. Länge 18 cm.

Zugvogel, welcher nur in der kalten Jahreszeit bei uns vorkommt.

B. Insektenfresser.

Hierzu gehören außer den Drosseln, welche schon beschrieben sind:

Gattung: **Schmuckvogel,** Ampelis.

Schnabel gerade, dick, kurz, erhaben; Nasenlöcher nahe an der Schnabelwurzel eirund, offen, mit Borsten bedeckt; Zunge knorpelig, gespalten; Schreitfüße; Flügel mittelmäßig.

Nahrung: Beeren, selten Insekten.

Eine Art. **Seidenschwanz,** Ampelis garrulus *Linné.* (Der röthlichgraue Seidenschwanz, Bombycilla garrula *Temm.*)

Am Hinterkopfe einen Federbusch; Band über Augen und Kehle tief schwarz; Körperfarbe grauröthlich; untere Deckfedern des Schwanzes

kastanienbraun; Schwungfedern schwarz, endigen in einem eckigen gelben und weißen Fleck; die 8 oder 9 hintersten (beim Weibchen 4 oder 5) weiß gespießt, mit scharlachrothen, pergamentartigen Fortsätzen (fehlen bei den Jungen); Steuerfedern schwarz, bei sehr alten wie die Schwungfedern; Länge 21 cm. Weibchen heller.



Fig. 125. Seidenschwanz.

Nahrung: Beeren aller Art. Zugvogel, welcher, ein Bewohner des hohen Nordens, im Winter zu uns kommt, doch nicht regelmäßig alle Jahre. Im Februar tritt er die Rückreise wieder an. Zieht in großen Scharen und ist auf dem Drosselherde leicht zu fangen, da er im hohen Grade gegen Menschen zutraulich ist. Läßt sich deshalb auch leicht mit dem Gewehre ankommen.

Gattung: **Schwätzer,** Cinclus *Bechst.*

Schnabel zusammengedrückt, fast gerade; die Kinnlade von gleicher Höhe, fast linienförmig, spitz, die obere Spitze kaum nach unten gebogen; Nasenlöcher seitlich am Schnabelgrunde, ritzenartig; Gangfüße.

Leben an Bächen und Flüssen von Insekten.

Eine Art. **Wasserschwätzer, Wasserstaar,** Cinclus aquaticus *Bechst.*

Schnabel schwärzlich; Füße hornbraun; oben schwarzbraun; Kehle und Brust weiß; Bauch rostbraun; Länge 19,5 cm, Männchen. Weibchen: weniger weiß an der Brust; Bauch und After braungelb; Kopf und Hinterhals graubraun.

Standvogel. Mehr auf den Gebirgen als in der Ebene zu Hause.

Gattung: **Staar,** Sturnus.

Schnabel mäßig lang, gerade, eckig, an der Spitze niedergedrückt; Nasenlöcher an der Schnabelwurzel, seitlich, frei, oval; Füße mittelmäßig; ziemlich stark; Flügel mittellang.

Nahrung: Insekten. Zugvogel, reist in großen Zügen.

Eine Art. **Bunter Staar,** Sturnus vulgaris.

Schwarz, mit grünem oder violettem Schimmer; über und über weiß oder gelblich gefleckt; Länge 23 cm.



Fig. 126. Staar.

Erscheint gewöhnlich im März und reist im October wieder nach Süden.

Gattung: **Fliegenschnäpper,** Muscicapa.

Schnabel horizontal, niedergedrückt; Mundwinkel mit steifen Borsten besetzt; die Spitze hakig und ausgekerbt; Füße schwach, zum Hüpfen; 3 Zehen nach vorn, eine nach hinten.

Leben einsam in Wäldern und Gärten von Insekten. Zugvögel.

1. Art. **Grauer Fliegenfänger,** Muscicapa grisola *Linné.*

Oben grau; Kopf mit dunkelbraunen Längsstreifen; Kehle und Mitte des Bauches weiß; Seiten des Halses, Brust und Flanken graubraune Längsstreifen; Länge 15 cm.

An den Rändern der Wälder, in Gärten und Gebüschen.



Fig. 127. Grauer Fliegenfänger. Fig. 128. Weißhalsiger Fliegenfänger.

2. Art. **Weißhalsiger Fliegenfänger,** Muscicapa albicollis *Temm.* Muscicapa collaris *Bechst.*

Scheitel, Wangen, Rücken, kleine Flügeldeckfedern und sämmtliche Steuerfedern tiefschwarz; Stirn, ein breites Band über das Genick und

unten weiß; Steiß schwarz und weiß; Spiegel an der Wurzel der Schwungfedern weiß; mittlere und große Flügeldeckfedern weiß, an letztern die Spitze der innern Fahne oben schwarz; Länge 14 cm. Junge vor der Mauser: Halsband weißlich, alles schwarze Gefieder bräunlich grau.

3. Art. **Schwarzgrauer Fliegenfänger**, Muscicapa atricapilla *Linné*.

Oberseite und Schwanz tief schwarz; Stirn und unten weiß; Flügel schwarz, mittlere und große Deckfedern derselben weiß, letztere an den innern Fahnen schwarz; Länge 14 cm. Junge vor der Mauser: das schwarze Gefieder aschgrau.

4. Art. **Kleiner Fliegenfänger**, Muscicapa parva *Bechst*.

Oben aschgrauroth; Kinn, Vorderhals und Oberbrust schön gelbroth; Bauch weiß; 4 äußere Schwanzfedern weiß; Flügel ohne weiße Abzeichen; Länge 13,5 cm.

Gattung: **Bachstelze**, Motacilla *Bechst*.

Schnabel gestreckt, gerade, dünn, fast walzenförmig; Nasenlöcher dicht am Schnabelgrunde, rundlich, klein und frei; Schwanz lang, sehr beweglich; hohe, dünne Schreitfüße; Flügel mittelmäßig.

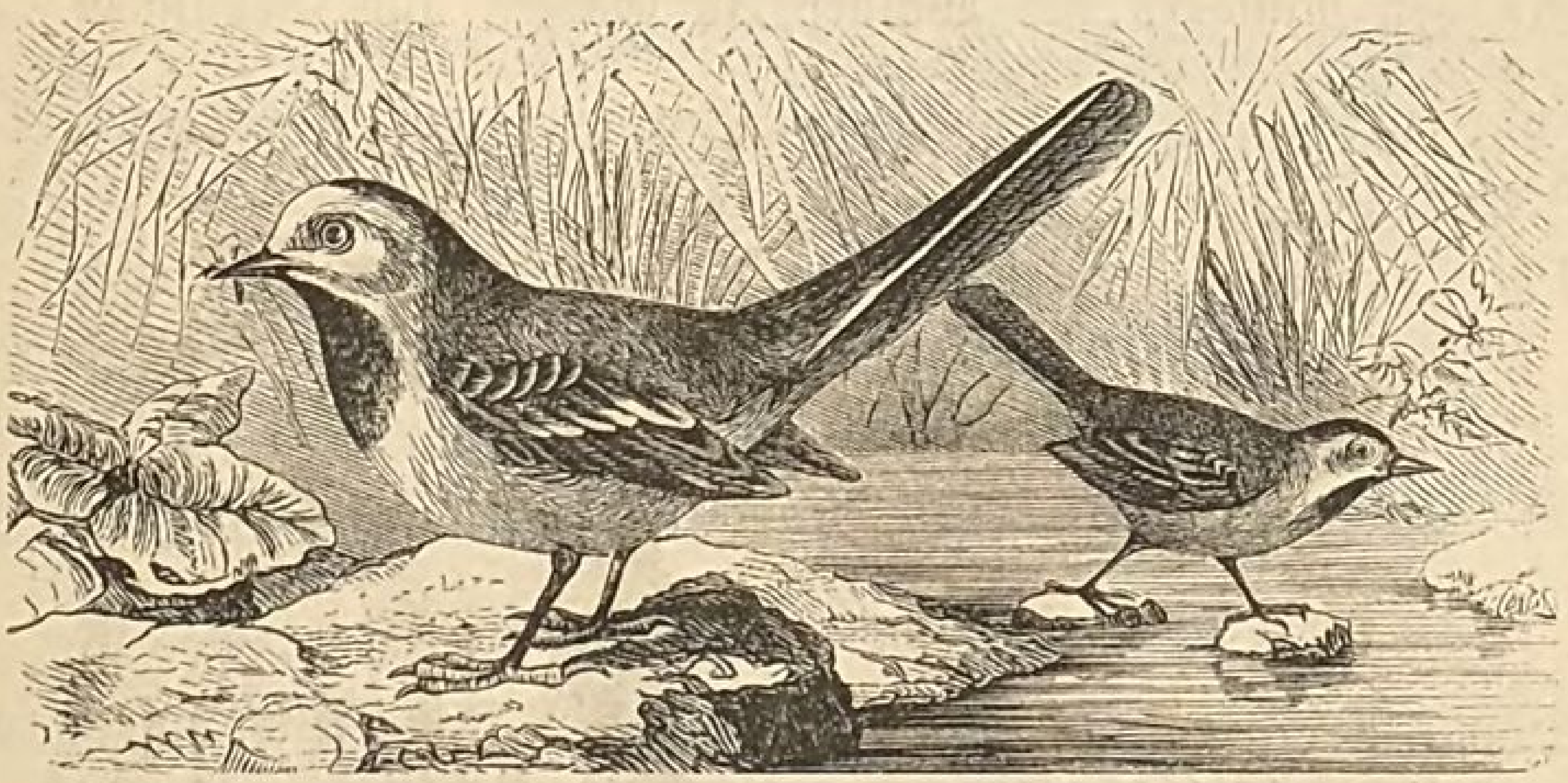


Fig. 129. Weiße Bachstelze.

Leben von Insekten; vorzüglich in der Nähe von Teichen, Bächen u. s. w. Nisten in Klüften, Höhlen. Zugvögel.

1. Art. **Gemeine (weiße) Bachstelze**, Motacilla alba *Linné*. (Ackermännchen.)

Oberseite aschgrau, unten weiß; Hinterscheitel, Brust und Kehle schwarz; Stirn, Wangen, Halsseiten und Hinterleib sind rein weiß. Länge 19 cm.

2. Art. **Gebirgsbachstelze, Schwefelgelbe Bachstelze,** Motacilla sulphurea *Bechst.* Motacilla melanope *Pall.* (Graue Bachstelze.)

Oberkörper aschgrau; Rücken olivengrün; unten schwefelgelb, ein Fleck über dem Auge und die drei äußern Schwanzfedern weiß. Sie nistet nur in Bergländern und mit Vorliebe an Gebirgsbächen. Länge 20 cm.

3. Art. **Kuhstelze,** Motacilla Boarula *L.* (flava *L.*) (Viehstelze, Goldgelbe Stelze.)

Oberseite dunkel aschgrau; Bauch gelb; Kehle schwarz, weiß eingefaßt; hinter dem Auge ein weißer Streif; Schwingen schwarzbraun, weiß gesäumt; Bürzel gelb; Schwanz schwarz, die äußere Schwanzfeder ganz, die nächste an der Außenseite weiß; Länge 16,5 cm. Kommt Mitte April und zieht im September wieder fort. Sehr scheu.

Gattung: **Sänger,** Sylvia *Lath.*

Schnabel gerade, ziemlich dünn, pfriemenförmig zugespitzt, fast rund; Nasenlöcher an der Schnabelwurzel, seitlich, eiförmig und ziemlich groß; Zunge häutig mit faserig zerrissener Spitze; Schreitfüße; Hinterzehe mit einem bogenförmigen Nagel; Flügel mittelmäßig, die erste Schwungfeder sehr kurz.

Es sind muntere, gewandte, aber ungesellige Vögel. Die Männchen haben einen Gesang. Leben in Gebüschen, Gärten und Wäldern, auch im Schilf und Rohr, am Wasser und in Sümpfen. Zugvögel, welche bei Nacht und einzeln ihre Reise nach Süden machen.

Nahrung: Insekten und deren Larven, zum Theil auch Würmer und Beeren.

Leben paarweise und nisten in Gebüschen, nahe an oder auf der Erde, auch im Rohr, in Baumhöhlen, Felslöchern oder Mauerritzen, bauen künstliche Nester, und legen ein- oder zweimal 5—7 Eier, welche von den Aeltern gemeinschaftlich in zwei Wochen ausgebrütet werden.

1. Familie. Grasmücken, Sylvia.

Schnabel stärker als bei den folgenden Familien; fast rund und bis zur Spitze gleich stark.

Die Grasmücken haben eine mehr wagerechte Körperhaltung, infolge ihres Aufenthaltes in Hecken und in niederm Gebüsch. Ihre Nahrung sind Insekten und Beeren.

1. Art. **Schwarzköpfige Grasmücke, Mönch,** Sylvia atricapilla *Linné.*

Schnabel und Füße schwarz; Oberkopf, Stirn und Nacken tief schwarz; oben grünlich braungrau, unten weißlich; Länge 17 cm. Weibchen: Scheitel rothbraun.

2. Art. **Sperbergrasmücke, Gestreifte Grasmücke,** Sylvia nisoria *Bechst.*

Schnabel braun; Oberleib aschgrau bräunlich; Schulter und Steiß durch einen braunen und weißen Streifen begrenzt; Flügel hell-, Schwanz dunkelaschgrau; Bauch rein weiß; sonst unten weißlich mit aschgrauen Querstreifen; untere Schwanzdeckfedern aschgrau, mit breitem weißen Rande; Länge 17 cm.

3. Art. **Klappergrasmücke,** Sylvia curruca *Linné.* Sylvia garrula *Bechst.* (Zaungrasmücke.)

Oberkopf rein aschgrau; unten weiß; Brust, Seiten und After mit leichtem rostbräunlichen Anfluge; Flügel braun, graubraun gerändert; Schwanz schwärzlich, erste Feder zum größten Theil weiß, zweite und dritte mit kleiner weißer Spitze; Länge 13—14 cm.

4. Art. **Dorngrasmücke,** Sylvia cinerea (Fahle Grasmücke, gemeine Grasmücke.)

Oberkopf und zwischen Schnabel und Auge aschgrau, sonst aber grau mit starkem rostbraunen Anfluge; Deckfedern und Schwingen rostfarben gesäumt, erste Schwungfeder weiß; Kehle und Mittelbauch rein weiß; Brust weiß mit schwachem rosenfarbenen Schimmer; Seiten und After graubraunroth; Schwanz dunkelbraun; Länge 14 cm.

Weibchen: Farben weniger rein.

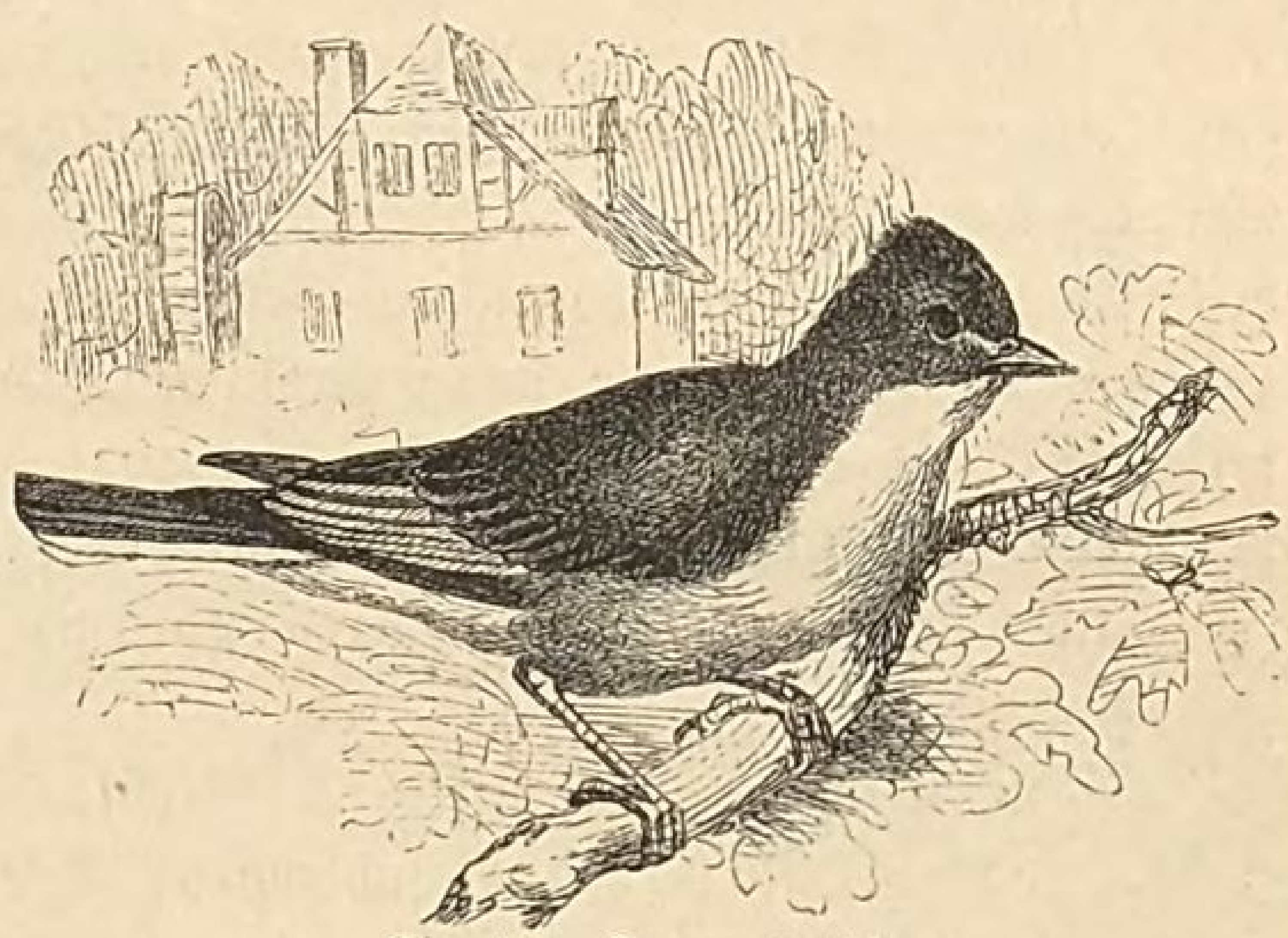


Fig. 130. Dorngrasmücke.

5. Art. **Gartengrasmücke,** Sylvia hortensis *Bechst.* (Fliegenschnäpper.)

Schnabel braun; Füße schmuzig lichtblau; Oberleib grau braunröthlich, mit schwachem olivenfarbenen Anflug; Augengegend weiß; am Seitenhalse ein aschgrauer Fleck; Kehle weißlich, Brust und Flanken rostgrau; Bauch und untere Schwanzdeckfedern grauweiß; Länge 14 cm.

6. Art. **Gelbbäuchiger Sänger,** Sylvia hypolais *Lath.* (Bastardnachtigall, Gartenlaubvogel.)

Oberseite olivenfarben aschgrau, zwischen Schnabel und Augen und ein kleiner Kreis um die Augen gelb; große Flügeldeckfedern weißlich breit eingefaßt; Schwung- und Steuerfedern braun; unten hellgelb; Füße lichtblau; Länge 13 cm.

2. Familie. Rohrsänger, Calamodyta.

Scheitel flach und niedrig; Flügel kurz; Schwanz ziemlich lang und breit; Füße kräftig und mit langen scharfen Krallen versehen, klettern daher mit großer Gewandtheit auf den senkrechten Rohrstengeln herum. Sie leben im Rohr und Schilf, an Teichen, Flüssen und Sümpfen.

7. Art. **Drossel-Rohrsänger, Großer Rohrsänger, Rohrdrossel** (Rohrsperling), Calamodyta turdoides *Meyer*. Turdus arundinaceus *Linné*.

Schnabel gelb, an der Spitze braun; Mundwinkel orangeroth; über den Augen ein rostgelb-weißer Strich; oben dunkel rostgrau; Kehle weißlich, sonst unten gelblich; Länge 19—21 cm; Männchen. — Weibchen kleiner, auf dem Rücken dunkler, die übrigen Farben heller.

8. Art. **Teichsänger (kleiner Rohrsperling)**, Calamodyta arundinacea *M. W.*

Oberleib gelblich rostgrau; sonst wie vorige Art gezeichnet; Länge bis 15 cm.

9. Art. **Binsen-Rohrsänger**, Calamodyta aquatica *Bp.* (Sylvia aquatica *Lath.*, Sylvia salicaria *Bechst.*)

Ueber jedem Auge ein weißgelblicher Streif, ein ähnlicher breiterer von der Schnabelwurzel über die Mitte des Schnabels gehend; zwischen diesen drei Streifen schwarzbraun; oben und Seiten, wie die Oberbrust rostgelb, schwarz gestreift; Unterrücken hell ockergelb; Kinn, Kehle, Bauch gelbweiß; Länge 12,5 cm. Beim Weibchen ist die Gefiederfarbe heller.

10. Art. **Schilf-Rohrsänger**, Calamodyta phragmitis *Bechst.* (Uferschilfsänger.)

Scheitel hell olivenbraun mit schwarzbraunen Flecken; Oberleib matt olivenbraun, am Oberrücken dunkelbraun gefleckt; Bürzel rostfarbig überlaufen; die hintern Schwanzfedern lichter gesäumt als die übrigen; ein Streif über dem Auge und die ganzen untern Theile gelbweiß, ohne Flecken; Länge 13 cm.

11. Art. **Sumpf-Rohrsänger, Sumpfschilfsänger**, Calamodyta palustris *Boie*. Sylvia palustris *Bechst.*

Oberseite grünlich braungrau, ein heller Streifen über dem Auge, Unterleib gelblichweiß. Rachen und Zunge orangegelb, Flügel und Schwanzfedern dunkelgraubraun mit der Rückenfarbe gesäumt, Iris kastanienbraun. Füße schlank und fleischfarben. Weibchen ist in der Farbe fast gleich aber etwas kleiner. Länge 14 cm.

12. Art. **Nachtigall-Rohrsänger**, Calamodyta luscinioides *Gr.* Calamoherpe locustella *Savi*. Sylvia luscinioides *Lewy*. (Nachtigallartiger Rohrsänger.)

Oberseite rostbraun, Unterseite weißlich, an den Seiten grauröthlich überlaufen. Schwingen und Schwanz oben dunkel, unten röthlich grau-

gelb. Kehle weiß und ungefleckt, bisweilen mit sehr kleinen grauen Lanzettfleckchen. Auge kastanienbraun, Schnabel oben schwarzbraun, Füße



Fig. 131—136. 1 Drossel-Rohrsänger. 2 Nachtigall-Rohrsänger. 3 Heuschreckensänger. 4 Fluß-Rohrsänger. 5 Schilf-Rohrsänger. 6 Cistensänger.

und Unterschnabel horngelb. Er gehört mehr dem südlichen Europa an und sieht dem Sprosser sehr ähnlich.

13. Art. **Heuschreckensänger, Busch-Rohrsänger,** Calamodyta locustella *M. et W.* Sylvia locustella *Pennant.* Motacilla naevia *Bodd.*

Oberkörper grünlich graubraun, Rücken mit großen dunkeln Längsflecken. Brust und Bauch weiß, an den Seiten rostgelb; der kleine Schnabel fleischfarben, an der Spitze braun; Rachen und Füße fleischfarben. Weibchen ist etwas kleiner und hat blassere Farben. Lebt in ganz Europa und Sibirien, hält sich sehr verborgen in feuchtem sumpfigen Wiesengesträuch, auch im tiefen Walde auf. Länge 15 cm.

14. Art. **Fluß-Rohrsänger,** Calamodyta fluviatilis *M. et W.* Sylvia fluviatilis *Meyer.*

Oberseite grünlich graubraun ohne Flecken, über dem Auge ein schmaler grauweißlicher Streifen; Kehle bis Oberbrust weiß mit kleinen olivenbraunen Flecken. Brust weißlich, an den Seiten gelblich angehaucht mit undeutlichen Längsflecken; Flügelfedern dunkelbraun mit der Rückenfarbe gesäumt; Schwanz braun mit undeutlichen Querbinden; der starke Schnabel an der Spitze schwarzbraun, Mundwinkel gelb; Füße schmuzig fleischfarben, Auge dunkelbraun.

Das Weibchen ist kleiner. In Deutschland selten, häufiger in Südeuropa. Sehr scheu, hält es sich gern in Rohr, Schilf und hohem Grase versteckt. Länge 15 cm.

15. Art. **Cistensänger,** Calamodyta cysticola *M. et W.* Sylvia cisticola *Temm.*

Nach Martin's Beschreibung: Länge 11 cm. Iris hell graubraun; Schnabel hornbraun; Unterschnabel gelbbraun; Füße röthlich; Scheitel dunkelbraun mit hellen Säumen; Mantel und Schultern rostfahlbraun; Federschäfte dunkler, ein Strich über dem Auge gelblich; Bürzel roströthlich, Unterseite gelblichweiß, in der Mitte reiner weiß; Seiten und Unterflügel rostgelb; Schwingen und Schwanzfedern dunkel-, die hintern schwarzbraun und hell gesäumt, Schwanzende mit bläulichweißem Rande und mit rundlichen schwarzen Querflecken.

Kommt nur im südlichen Europa, Afrika, China vor.

3. Familie. Erdsänger, Lusciola.

Schnabel sehr spitzig auslaufend. Nest in Löchern oder nahe dem Erdboden.

16. Art. **Sprosser,** Lusciola philomela *Bechst.* (Sprossersänger.)

Oben dunkelröthlich graubraun; Kehle beim Männchen mehr, beim Weibchen weniger weißlich; Unterleib hellgrau; Schwanz braunroth; Länge 18 cm. Im nördlichen Deutschland seltener.

17. Art. **Nachtigall,** Lusciola luscinia *Lath.* Gemeine Nachtigall. (Nachtigallsänger.)

Oberseite dunkel rostgrau; Brust hellgrau, dunkelgrau gefleckt; Kehle weiß, schwarzgrau eingefaßt; Schwanz schmuzig rostbraun; Länge 17 cm.

Der berühmte deutsche Sänger.

18. Art. **Rothkehlchen,** Lusciola rubecula *K. et B.*

Oben graubraun; Kehle und Brust rostroth; Bauch weiß; Schwanz und Flügel olivenbraun; Länge 14,5 cm.

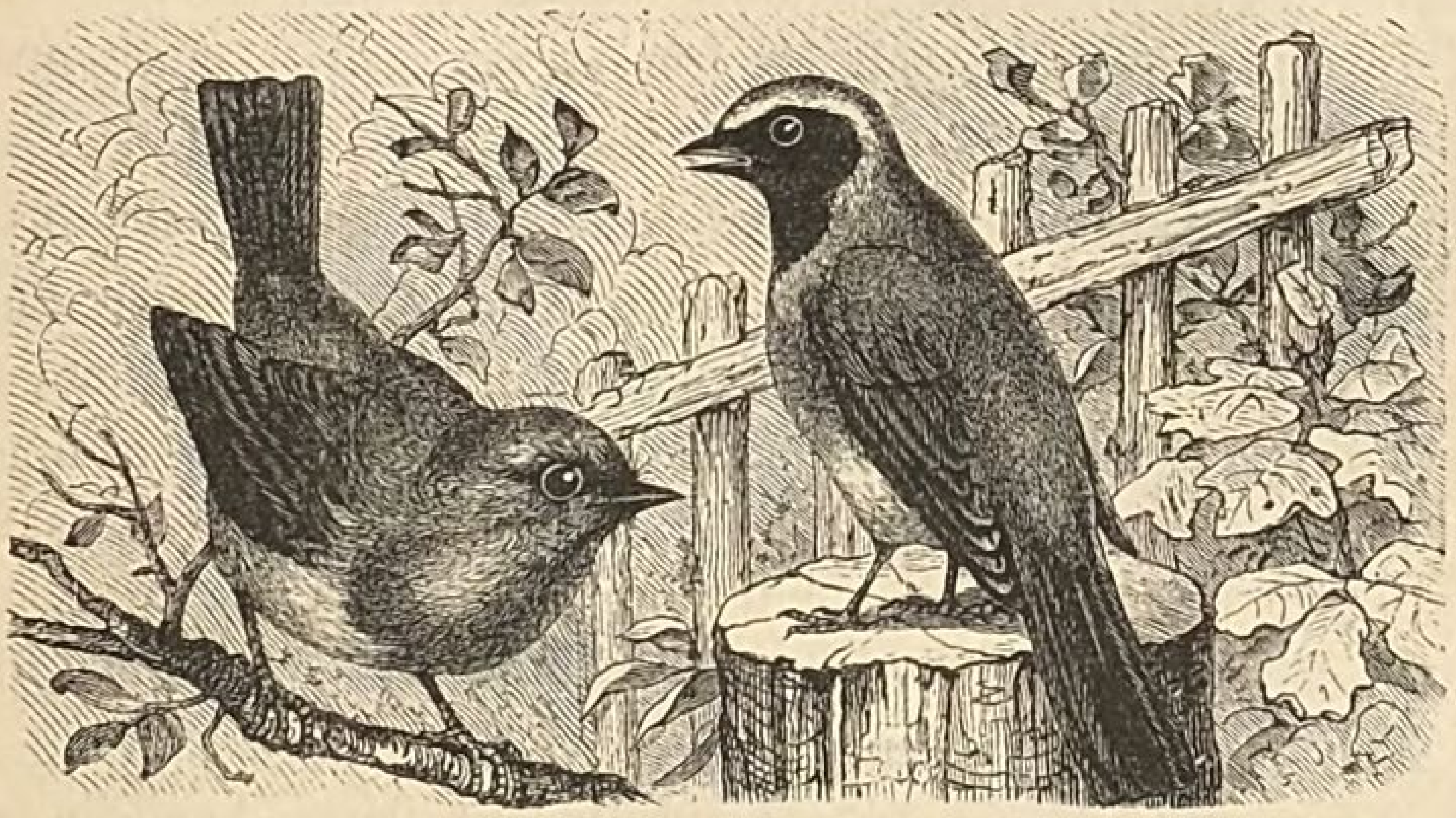


Fig. 137. Rothkehlchen. Fig. 138. Gartenrothschwänzchen.

19. Art. **Blaukehlchen,** Lusciola suecica *K. et B.*
(Sylvia cyanecula *Wolf et Meyer.*)

Oberseite graubraun; Kehle und Unterhals lasurblau; Bauch und After weiß; Schwanz an der Wurzelhälfte rostroth, übrigens braunschwarz; Länge 15 cm.

20. Art. **Gartenrothschwänzchen,** Lusciola phoenicura *K. et B.*

Oben braun; Stirn weiß; Kehle schwarz; Brust, Bürzel und Seitenfedern des Schwanzes lebhaft rostroth; Länge 15 cm.

21. Art. **Hausrothschwänzchen, Schwarzbrüstchen,** Lusciola tithys *K. et B.*

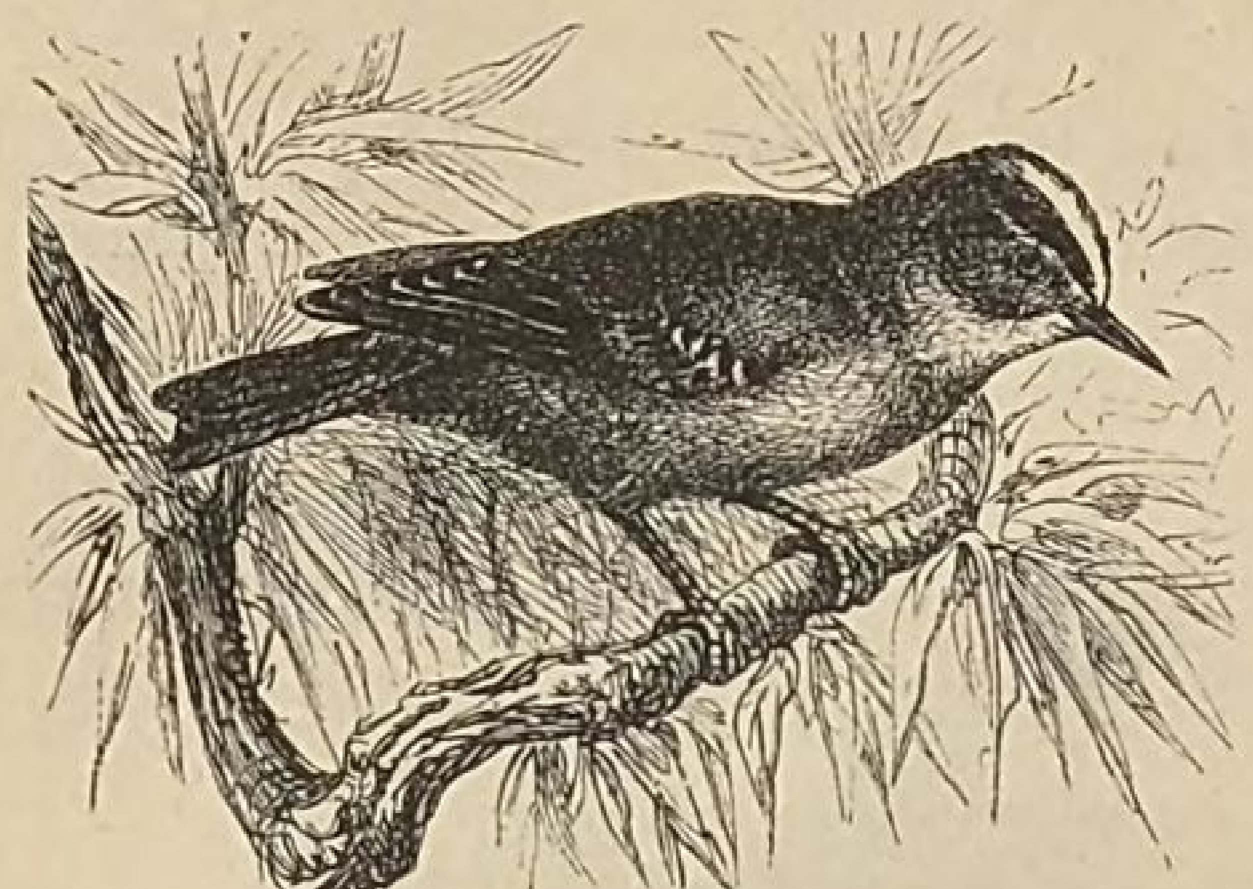
Oberseite bläulich grau; Augengegend, Wangen, Kehle und Brust sammetschwarz; Bauch graubräunlich; Steiß und Schwanz lebhaft gelbroth mit zwei dunkelbraunen Mittelfedern; Länge 15 cm.

4. Familie. Goldhähnchen, Regulus.

Mit dünnem, vollkommen kegelförmig zugespitztem Schnabel; Füße lang; sehr klein, leben von Insekten, welche sie häufig in der Luft fangen. Nasenlöcher mit Federn bedeckt. Sie sind außerordentlich nützlich durch Vertilgung der kleinen Insekten und deren Eier. Die Goldhähnchen sind die kleinsten Vögel Europas.

22. Art. **Gelbköpfiges Goldhähnchen**, Regulus cristatus *K.*

Oberseite zeisiggrün; unten schmuzig weiß; Kehle gelbweiß; Scheitel beim Männchen schön goldgelb, mit einer Holle, welche mit einem schwarzen Streif eingefaßt ist. Beim Weibchen ist der Federbusch kürzer, citronengelb; Länge 8,8 cm.


Fig. 139. Gelbköpfiges Goldhähnchen.

23. Art. **Feuerköpfiges Goldhähnchen**, Regulus ignicapillus *N.*

Etwas kleiner; Kopffleck mehr orangeroth; ein weißer Streifen geht vom Schnabel über das Auge bis ans Genick, ein schwarzer unter demselben gleichlaufend.

5. Familie. Laubvögel, Phyllopneuste.

Wie vorher; Nasenlöcher mit einer Membran bedeckt.

24. Art. **Fitissänger**, Phyllopneuste trochilus *Lath.* Sylvia fitis *Bechst.*

Ueber den Augen ein weißgelber Streif; Wangen gelblich; oben grünlichgrau; unten gelblich; auf der Mitte des Bauches weißlich; untere Flügeldeckfedern schön gelb; Schwung- und Steuerfedern graubraun, mit olivenem Rande; Füße gelblichfleischfarben; Länge 12 cm.

25. Art. **Grüner Sänger, Laubvogel**, Phyllopneuste sibilatrix *Bechst.* (Waldlaubvogel.)

Ueber den Augen ein gelber Streif, durch dieselben ein dunkelbrauner; oben zeisiggrün; Kopf, Kehle, Vorderhals gelb, sonst unten weiß; über $^2/_3$ des Schwanzes hinausreichende Schwingen; Füße schmuzigröthlichgelb; Länge 12,5 cm.

26. Art. **Grauer Laubsänger, Weidenzeisig**, Phyllopneuste rufa *Lath.*

Oben olivengrau; unten weißgrau ins Gelbe, mit gelben Längsstreifen; untere Flügeldeckfedern strohgelb; durch die Augen ein tiefgrauer Strich, über denselben graugelb; Länge 12 cm.

6. Familie. Zaunkönig, Troglodytes.

Kurzflügelig; erste Schwinge länger als die Hälfte der zweiten.

27. Art. **Zaunkönig**, Troglodytes parvulus *Koch.*

Braun, quer schwärzlich gestreift, mit etwas Weiß am Flügelrande und der Kehle; Schwanz aufgerichtet, ziemlich kurz; Länge 10 cm.

Einer der kleinsten europäischen Vögel.

Gattung: **Steinschmätzer**, Saxicola *Bechst.*

Schnabel gerade, schwach, etwas niedergedrückt und ein wenig breit an der Basis; Nasenlöcher seitlich, nahe an der Schnabelwurzel; hochbeinig; gestiefelt; lebhaft.

In bergigen steinigen Gegenden, nie in Wäldern. Zugvogel. Nahrung: Insekten. Nest auf der Erde oder in Löchern.

1. Art. **Schwarzkehliger Steinschmätzer**, Saxicola rubicola *Bechst.*

Kopf, Kehle und Schwanz tief schwarz; am Seitenhalse und auf den Flügeln ein weißer Streif; oben schwarz, mit rothgelben Federrändern; Brust rostroth, sonst unten rostgelbweiß; Länge 12,5 cm; Männchen mehr schwarzbraun, Kehle mit weiß gemengt.



Fig. 140. Europäischer Zaunkönig.

Lebt mit der folgenden Art vorzugsweise auf Wiesen, in fruchtbaren Gegenden.

2. Art. **Braunkehliger Steinschmätzer**, Saxicola rubretra *Bechst.*

Gleicht ganz dem vorigen, nur größer; Länge bis 12,5 cm; statt der Kehle sind die Backen schwarz; auf den Flügeln und dem Schwanze ein großer weißer Fleck.

3. Art. **Graurückiger Steinschmätzer**, Saxicola oenanthe *Bechst.*

Stirn über den Augen weiß; durch die Augen nach den Ohröffnungen hin ein schwarzer Streif; oben grau; Flügel schwarz; Schwanz von der Wurzel an $^3/_4$ seiner Länge weiß, sonst schwarz; unten röthlichweiß; Länge 16,5 cm. Männchen. Weibchen oben bräunlich, unten röthlich; Streif durch die Augen braun und kürzer.

Aufenthalt, wie bei den Gattungskennzeichen angegeben.

4. Art. **Weißer Steinschmätzer**, Saxicola stapacina *Temm.*

Kaum merklich kleiner als der vorige, unterscheidet er sich leicht durch die Färbung: Oberkopf und Nacken weiß, Rückenseite röthlich gelbweiß, Halsseiten und Vorderseite weiß, Kopfseiten bis etwas über dem Auge und ganze Kehle tief schwarz wie die Flügel; der schwarze Endsaum des Schwanzes schmaler. Im übrigen stimmt er mit dem vorigen überein, ist

aber ein mehr südlicher Vogel, der in Deutschland nur selten vorkommt, aber keineswegs gänzlich fehlt, wie manche glauben. (v. R. Gefiederte Freunde.)

Gattung: **Flühvogel, Braunelle,** Accentor.

Schnabel ziemlich gerade oder ein wenig aufwärts gebogen, hart; Nasenlöcher dicht an der Schnabelwurzel, frei, undurchsichtig, länglich; Füße mittelmäßig.

Leben von Insekten und Sämereien, mausern im Jahre einmal. Leben einsam in gebirgigen Gegenden.

1. Art. **Alpenflühvogel,** Accentor alpinus *Bechst.* (Alpenbraunelle.)

Schnabel gelb, dessen Spitze schwarzbraun; Kopf, Hals, Brust und Rücken aschgrau, letzterer mit großen dunkelbraunen Flecken; Kehle weiß, schwarz punktirt; Bauch und Seiten rostgelb, grau und weiß durchsprengt; Flügel und Schwanzfedern schwarzbraun, sämmtlich aschgrau gerändert; mittlere und kleinere Flügeldeckfedern mit weißen Spitzen; Länge 17 cm.

Bewohner der Alpen, selten auch in den böhmischen Gebirgen.

2. Art. **Schieferbrüstiger Flühvogel, schieferbrüstiger Sänger,** Accentor modularis *Koch.* (Heckenbraunelle.)

Oberleib hellrostfarbig, mit schwarzbraunen Längsstrichen; Deckfedern wie die erste Art; Unterhals und Brust schieferblau; Bauch weiß; Flanken und Steiß graubräunlich; untere Schwanzdeckfedern braun, weiß breitgerändert; Schwanz fast einfarbig mattbraun; Länge 14,5 cm.

Gattung: **Pieper,** Anthus *Bechst.*

Schnabel sehr dünn, fast walzenförmig, oben auf der Spitze leicht ausgeschnitten; auf den Flügeln zwei helle Bänder; laufen schnell, sind schlank, leben gern am Wasser, nur von Insekten; nisten auf der Erde.

a. Mit kurzem, merklich gekrümmtem Nagel an der Hinterzehe.

1. Art. **Baumpieper, Spießlerche,** Anthus arboreus *Bechst.*

Oberseite lerchengrau, mit Olivenbraun verwaschen, auf der Mitte der Federn (Steiß ausgenommen) in Schwarzbraun übergehend; Kehle weiß; Seiten und Vorderhals, Brust und Flanken schön rostgelb; Brust schwarz gefleckt; Flanken mit schwarzen, schmalen Längsstrichen; Bauchmitte weiß; untere Schwanzdeckfedern weißgelb; Länge 14,5 cm.

2. Art. **Brachpieper, Feldpieper,** Anthus campestris *Bechst.*

Oben grau und isabellenfarbig; auf der Mitte jeder Feder bräunlicher Anflug; über dem Auge ein breiter gelbweißer Streif; unten weißgelb, an jeder Kehlseite ein schwarzbrauner Strich; auf der Brust 8—10

kleinere schwarze Punkte; Schwanzfedern schwarzbraun, die 2 äußern gelbweiß; Länge 17 cm.

b. Mit langem, fast geradem Nagel an der Hinterzehe.

3. Art. **Wiesenpieper**, Anthus pratensis *Bechst.*

Oben olivengrün, mit großen schwärzlichen Flecken auf der Mitte der Federn; unten weißlich, braune Flecken auf der Brust und den Seiten; Schwanzfedern schwarzbraun, die äußerste über die Hälfte weiß, die nächste mit großem keilförmigen Fleck; Länge 15 cm.

4. Art. **Wasserpieper**, Anthus aquaticus *Bechst.*

Oben olivengrüngrau; unten gelblichweiß mit dunkelbraunen Längsflecken; ein weißer Streif über dem Auge; Hals rostfarbig; weiße Schwanzfedern; Länge 17—18 cm.

Gattung: **Lerche**, Alauda *Linné.*

Schnabel kürzer als Kopf, fast gerade, länglichkegelförmig; Nasenlöcher mit Federn und Borsten bedeckt; Gangfüße, Daumennagel länger

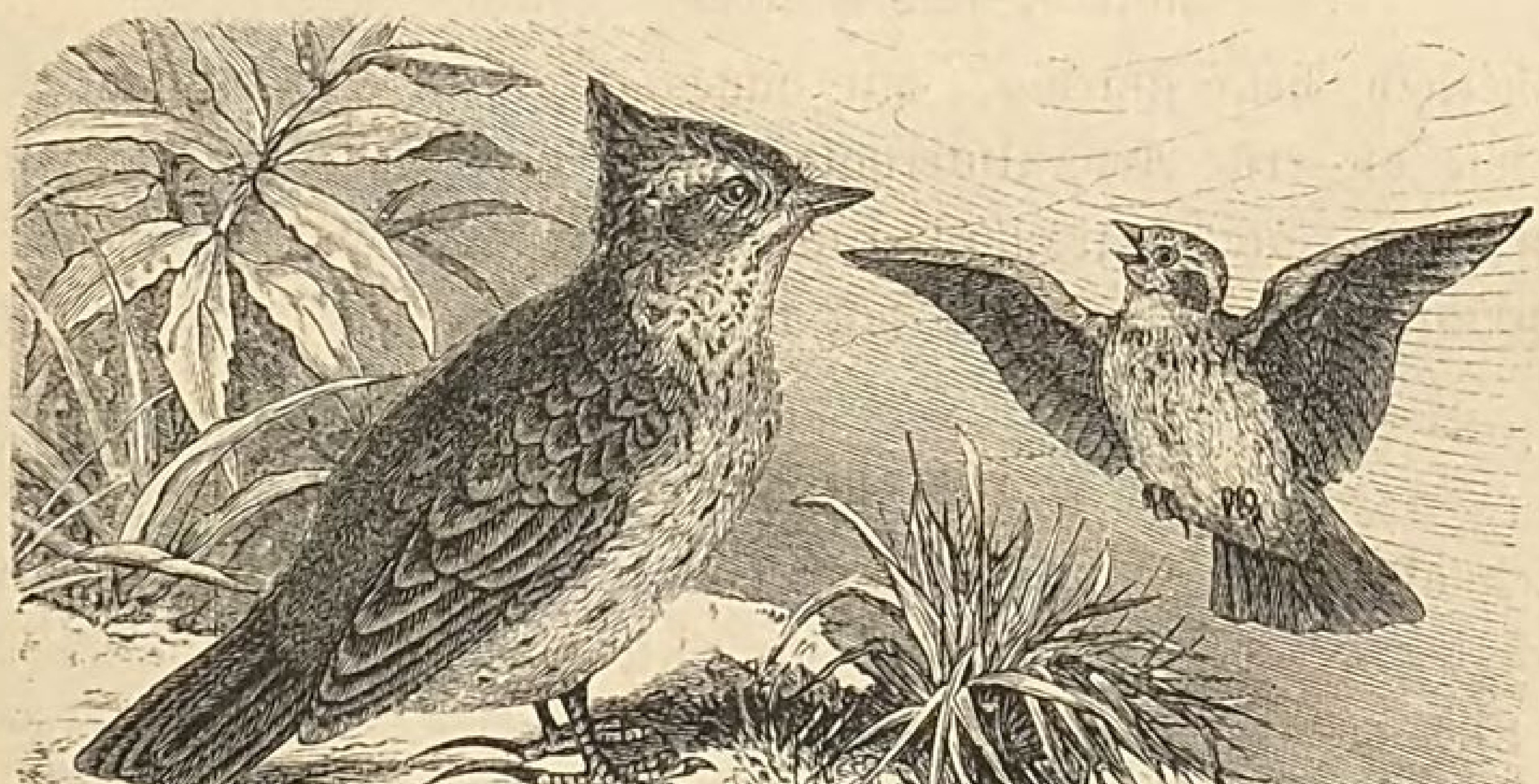


Fig. 141. Haubenlerche. Fig. 142. Feldlerche.

als die Zehe und fast gerade; Läufe vorn und hinten getäfelt; Flügel groß und breitfederig; Schwanz mittelmäßig; Gefiederfarbe lerchengrau; Kopffedern, mehr oder weniger verlängert, können willkürlich aufgerichtet werden. Die Geschlechter sind nach den Gefiederfärbungen nicht zu unterscheiden.

Sie laufen sehr gut. Senkrecht aufsteigender Flug. Baden im Sande. Körner, auch Insekten fressend. Nisten auf der Erde, bauen kunstlose Nester und legen mehreremal in einem Sommer 3—5 graumarmorirte Eier. Zugvögel.

1. Art. **Feldlerche,** Alauda arvensis *Linné.*

Lerchengrau, beide äußern Schwanzfedern außen und zum Theil an der innern Fahne weiß; Länge 18,5 cm.

Farbenänderungen: ganz weiß, mehr oder weniger weiß; mehr oder weniger dunkelbraun, selbst schwärzlich.

2. Art. **Waldlerche, Heidelerche,** Alauda arborea. Alauda nemorosa *Linné.*

Kopfgefieder verlängert; Scheitel von einem Auge zum andern weißlich umkränzt; eine weiße Linie auf den weißen Deckfedern; Länge 15 cm.

Im Walde, sitzt auf Bäumen.

3. Art. **Haubenlerche,** Alauda cristata *Linné.*

Mit einem stumpfgespitzten Federbusch; Schwanzfedern schwarz; die beiden äußern nach außen rostgelb; die Unterflügel matt gelbröthlich; Länge 18 cm.

4. Art. **Kurzzehige Lerche,** Alauda brachydactyla *Leisler.* (Isabelllerche.)

Oberkörper lerchengrau; Stirn und Steiß ungefleckt; unten gelblichweiß; große Flügeldeckfedern mit den Schwungfedern von gleicher Länge; Zehen sehr kurz; Länge 14—15 cm.

Leben mehr im Süden.

5. Art. **Kalanderlerche,** Alauda calandra *Linné.*

Farbe wie die Feldlerche, nur dunkler; das Männchen hat einen großen schwarzen Fleck auf der Brust; die Kopfgegend weiß; an den Seiten braungefleckt; von dem obern Theile des Vorderhalses durch ein breites, in der Mitte unterbrochenes schwarzes Band geschieden; das Weibchen hat dieses Band schmaler. Länge 15 cm.

6. Art. **Baumlerche,** Alauda alpestris *Linné.* (Berglerche.)

Kehle, Hals und hintere Augengegend hellgelb; Strich über die Augen, Bart und breiter Ringkragen an der Oberbrust tief schwarz. Länge 18 cm.

Heimisch in Nordamerika und Nordasien, doch kommt sie zuweilen in den östlichen Theilen Deutschlands vor.

Gattung: **Meise,** Parus.

Mit kurzem, dünnem, kegelförmigem, geradem, an der Basis mit kleinen Federn besetztem Schnabel; Nasenlöcher unter Federn versteckt nahe an der Schnabelwurzel; Flügel klein und kurz; Gangfüße.

Sind muntere, kecke, gewandte und trotz ihrer Kleinheit muthige und tapfere Vögel, klettern mit Geschwindigkeit an den Bäumen umher. Nahrung: Insekten, auch Fleisch und Sämereien. Nisten in alten Bäu=

men; die meisten machen zwei Gehecke von 8—12 Eiern. Mausern jährlich einmal.

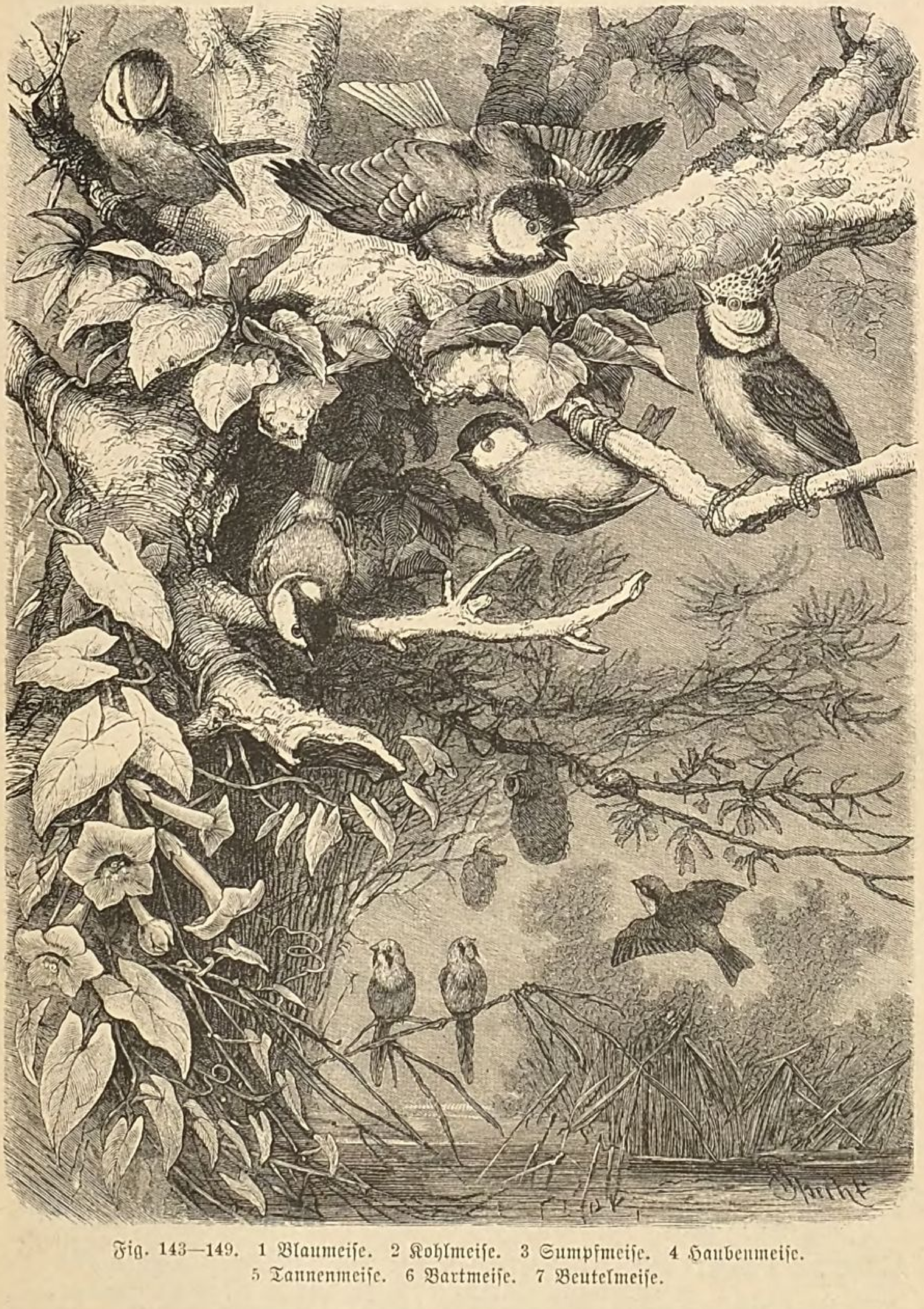


Fig. 143—149. 1 Blaumeise. 2 Kohlmeise. 3 Sumpfmeise. 4 Haubenmeise. 5 Tannenmeise. 6 Bartmeise. 7 Beutelmeise.

Sind Stand-, Strich- und Zugvögel; reisen in Gesellschaft, sowie sie außer der Brütezeit überhaupt die Geselligkeit sehr lieben.

1. Art. **Kohlmeise**, Parus major *Linné*.

Oberrücken olivengrün; unten gelb; Kopf und ein Längsstreifen auf der Brust schwarz; Schläfen weiß; Augen dunkelbraun, Schnabel schwarz; Füße graublau mit gelblichen Sohlen. Verbreitung sehr groß. Sind Stand- und Strichvögel. Länge 14 cm.

2. Art. **Tannenmeise**, Parus ater *Linné*.

Scheitel, Nacken, Kehle und Vorderhals tief schwarz; im Nacken ein großer weißer Fleck; oben aschblau; unten weiß; zwei weiße Querbänder auf den Flügeln; Länge 11 cm.

Nistet in Deutschland überall in Nadelwäldern, aber nie im Laubwalde.

3. Art. **Blaumeise**, Parus coeruleus *Linné*.

Stirn, Schläfe, Kranz am Hinterkopfe weiß; Scheitel hellblau; im Nacken ein weißer Fleck; am Seitenhalse ein weißer breiter Streifen; Flügel und Schwanz blau; Rücken grün; unten gelb; Länge 12 cm.

4. Art. **Lasurmeise**, Parus cyanus *Pallas*.

Stirn, Schläfe, großer Fleck im Nacken, Unterleib schneeweiß; Scheitel weiß, lasurfarbig angeflogen; Rücken ultramarinblau; am Nacken ein blaues Halsband; auf den schön blauen Flügeln eine weiße Binde und weiße Spitzen an den Schwungfedern; Schwanz in der Mitte blau, an den Seiten weiß. Länge 12,5 cm. Im Nordosten zu Hause und gehört zu den seltener in Deutschland vorkommenden.

5. Art. **Haubenmeise**, Parus cristatus *Linné*.

Oben bräunlich; unten weiß; Kehle und Backenkreise schwarz; mit einem kleinen, schwarzen, weiß gesäumten Federbusch. Länge 12,5 cm.

6. Art. **Sumpfmeise**, Parus palustris *Linné*.

Oberkopf bis auf den Nacken herab und Kehle tiefschwarz; oben aschgrau; Schläfe weißlich; unten weißlich; an der Gurgel schwarz besprengt; Flanken und After mit röthlichem Anflug. Länge 12 cm.

7. Art. **Schwanzmeise**, Parus caudatus *Linné*.

Obenher schwarz; Flügeldeckfedern braun; Scheitel und ganze Unterseite weißröthlich; Schwanz länger als der Körper, schwarz, weiß eingefaßt. Länge 14,5 cm.

8. Art. **Bartmeise**, Parus biarmicus *Linné*. (Bart-Rohrmeise.)

Schnabel gelb, rundlich, oben sanft abwärts gebogen, mit verlängerter Spitze; von der Wangengrenze ein schwarzer langer Knebelbart zu beiden Seiten herabhängend; Kopf aschgrau; Oberleib braungelb; große Flügeldeckfedern schwarz, an der äußern Fahne rostroth, an der innern rostgelb; Unterkörper blaß rosenroth. Länge 17,3 cm.

9. Art. **Beutelmeise,** Parus pendulinus *Linné.*

Hinterkopf und Hals hellgrau; Stirn, zwischen dem Auge und Schnabel, Band unter dem Auge und an der Ohröffnung schwarz; Rücken und Schultern grau; Steiß aschfarben; Kehle weiß; sonst unten röthlich weiß. Länge 10 cm.

Baut unter allen deutschen Vögeln das kunstreichste Nest, welches stets einige Fuß hoch über der Wasserfläche an einigen verbundenen Rohrstengeln schwebt.

Von den Jagd- und Fangarten auf die kleinern Vögel.

Das Lerchenschießen.

„Daß [1] es überhaupt eine Jagd auf solche harmlose, sogar nützliche und liebliche Vögel des kleinen Leckerbissens wegen gibt, beweist nur, wie der Mensch alle Rücksichten beiseite setzt, wenn es den Kitzel des Gaumens gilt, denn nur die Leckerei kann zur Jagd auf diese kleinen Sänger reizen."

Die beste Zeit zum Lerchenschießen ist das Frühjahr. Nur muß man einen stillen warmen Tag wählen, weil die Lerche bei kaltem windigem Wetter ungleich scheuer ist, alsdann größtentheils haufenweise unruhig hin und her streicht und nicht gern den Jäger nahe kommen läßt. Bei warmer stiller Witterung breitet sie sich dagegen mehr einzeln auseinander und ist, wenn sie singend in den Lüften schwebt, beinahe leichter, als wenn sie an der Erde sitzt, zu erlegen.[2] Der Hühnerhund muß beim Lerchenschießen durchaus wegbleiben. Ihre Witterung ist ohnehin für ihn sehr anziehend, und man hat, wenn man in seinem Beisein Lerchen schießt und sie noch dazu von ihm auftragen läßt, den Verdruß, daß er beim Absuchen der Felder nach Hühnern oder anderm Wildpret unaufhörlich Lerchen anzieht und vor ihnen steht. — Man schießt sie übrigens am besten mit Dunst.

Das Lerchenschießen wird im allgemeinen nicht lohnend sein, da überdies im Frühjahre die Lerchen meist nur mager sind. Als eine Uebung für den angehenden Jäger mag es allenfalls angehen, sonst sind wir wahrlich kein Freund davon, im Frühlinge diesen lieblichen Sängern nachzustellen und sie in ihrem Brutgeschäfte zu stören.

---

[1] v. R., Jagdlexikon (Bibliogr. Institut).

[2] Das thut aber kein richtiger Jäger. (v. R.)

Das Lerchenstreichen.

Die Hauptjagdweise auf Lerchen, das Lerchenstreichen, schädigt in hohem Grade das andere Wild z. B. die Feldhühner und Hasen, und ist schon deshalb sehr zu verwerfen. „Man kann von den Männern, welche sich mit diesem Fange abgeben (es sind meist Arbeiter), kein tief und weich angelegtes Gemüth verlangen, zumal ein guter Gewinn sie verlockt; daß aber in neuerer Zeit gar auch Frauen an diesem Morden Gefallen finden konnten, den Lerchen eigenhändig die Köpfe einzudrücken und sie in ihre Beutel wandern zu lassen, erinnert an das Fuchsprellen vergangener Zeiten und die Möglichkeit, daß sich auch heute noch Liebhaberinnen für solch eine schmähliche Thierquälerei finden würden." (v. R. Jagdlexikon.)

Diese Benennung, Lerchenstreichen, wird unter allen übrigen Arten des Lerchenfangs, von denen wir weiter unten einige anführen werden, ausschließend derjenigen beigelegt, vermittels welcher die Lerchen, und zwar vorzüglich die Feldlerche, entweder zur Nachtzeit mit den Nachtnetzen bedeckt oder in die Tagegarne eingetrieben werden. Das Nachtnetz, Nachtgarn, Streichgarn oder Deckgarn wird von starkem Zwirn gestrickt. Man gibt demselben ungefähr die Größe eines Hühnertyrasses. Es wird über ein Strickholz von 2,5 cm Breite spiegelig gestrickt. Man macht mit 1 Masche den Anfang, und wenn man herumgestrickt hat, wird 1 Masche zugegeben, bis es 12 m lang ist. Dann wird 4 m lang auf einer Seite abgenommen und auf der andern zugegeben. Ist dies geschehen, so wird auf beiden Seiten abgenommen, bis man 1 Masche behält. Das Garn ist dann 12 m lang und 8 m breit. Rings um dasselbe wird eine dünne Leine gezogen, auch wird auf jede Seite eine glattgehobelte Stange von Fichten- oder Kiefernholz, 5,2 cm im Durchmesser haltend, mit sehr starkem festen Bindfaden, der von 41,6 zu 41,6 cm allezeit eine Schlinge macht, angebunden, deren jede vermittels eines Tragriemens oder vom Seiler gestrickten Tragbandes von einem Manne mit dem Garne getragen wird. Einige stricken hinten an das Garn Zipfel, auch Schweif und Sack genannt, welches blos eine dreieckige Fortsetzung desselben ist, und diesen trägt ein dritter Mann niedrig über der Erde an einem Bindfaden; noch andere knüpfen an das hintere breite Ende Lappfedern oder 3—4 Strohwische an, Wecker genannt, welche beim Streichen mit dem Garne hinten nachschleppen und die Lerchen wecken. Gewöhnlich sind aber weder Zipfel, noch Strohwische, noch Lappfedern nöthig, weil die Lerchen schon von selbst aufsteigen, wenn nur ein Mann kurz hinter dem Garne hergeht.

Bei dem Fange, welcher am besten im Herbst, wenn die Lerche näher zusammenrückt, vorgenommen wird, verfährt man folgendermaßen: Man untersucht bei Tage das Feld, um nachzusehen, ob und wo sich die meisten Vögel finden. Sobald es dunkel wird, verfügt man sich mit dem Netze aufs Feld. Das ausgebreitete Netz wird von zwei Personen, nahe an der Erde, jedoch so, daß es den Boden nicht berührt, getragen, und sobald eine oder mehrere Lerchen unter demselben aufflattern, niedergelegt, der gefangene Vogel erwürgt und durch die Masche hervorgezogen. Der Fang wird gewöhnlich bis um Mitternacht fortgesetzt. Man muß eine dunkle Nacht wählen. Beim Mondenlicht geht der Fang nicht gut von statten. Einige lassen das Netz in einer schrägen Richtung tragen, und zwar dergestalt, daß das hintere Ende an dem Boden schleift, andere, wie schon vorhin erwähnt, hinten am Netze einen Zipfel anstricken und diesen von einer dritten Person nachschleppen.

Die erste Methode aber ist sicher die beste und bewährteste.

Die **Tagenetze**, auch Klebnetze, Klebgarne[1] genannt, sind den Hochnetzen, deren beim Rebhühnerfange erwähnt ist, ähnlich. Es werden mehrere Garne in einer Wand und mehrere Wände hintereinander aufgestellt. Einige sind mit 10—12 Wänden, die dreifach hintereinander stehen, zufrieden. Döbel will zu einem vollständigen Lerchenfange 18 Garne in eine Wand, und diese in 18 Reihen gestellt haben.

Da mehrere Garne neben- und hintereinander gestellt werden, so ist die Größe oder die Länge derselben willkürlich. Man macht sie bald größer, bald kleiner, länger oder kürzer und strickt sie auch, wenigstens dem Anfange nach, auf verschiedene Art. Das Strickholz muß von festem Holze, wo möglich von Mehl- oder Elzbeerbaum, und das Modell von Spindelbaum (Evonymus europaeus L.) sein und der Regel nach 4,4 cm Breite haben, wenn die Maschen 6,3 cm Weite[2] haben sollen. Zum Anfange und Ende nimmt man starken, dreidrähtigen, ungebleichten Zwirn, allein zum Garne selbst festes ungebleichtes Garn oder auch feinen dergleichen Zwirn. Einige machen auch die erste Reihe Garne von grauer oder grüner Seide, weil diese besser fangen, auch nicht so leicht zerreißen und verwirren.

Döbel, der die Garne größer als andere macht, nimmt 700 Maschen an. Wenn man also nach seiner Methode stricken will, so nimmt man

---

[1] Der Name Klebnetz oder Klebgarn wird ihnen deshalb beigelegt, weil die Lerche sich mit ausgebreiteten Flügeln fängt, und zwar so, daß sie gleichsam in den Netzen kleben bleibt.

[2] Man sollte glauben, die kleine Lerche könne durch Maschen von einer solchen Weite durchfliegen, was aber, da sie mit ausgebreiteten Flügeln ankommt, nicht geschieht. Sie fängt sich im Gegentheil nur um so eher. Wären die Maschen enger, so würde sie, anstatt sich zu fangen, zurückprallen.

Zwirn und fängt mit 1 Masche an, sticht in dieselbe und wirft sie sodann ab, und strickt auf diese Art immer so einzelne Maschen fort, bis man die verlangte Anzahl hat. Die 700 Maschen faßt man dann alle auf einen Bindfaden, strickt noch einmal an diesen Maschen mit dem Zwirne hin und so fort mit dem feinern Zwirn oder ungebleichten Garn 36mal herum, oder vielmehr herunterwärts, weil ein Garn, das abwärts gestrickt wird, wodurch sich die Maschen mehr zusammenziehen, besser fängt, als wenn es der Quere nach gestrickt wird. Untenan werden noch zwei Maschenreihen von dem obigen festern Zwirn gestrickt und auf diese Art ist dann ein solches Lerchentagenetz oder Tagegarn [1] verfertigt.

Andere machen die Garne etwas kleiner und beginnen auch das Stricken auf eine andere Art. Sie fangen nämlich mit 1 Masche und zwar, wie vorhin erwähnt, mit Zwirn an, ziehen das Strickholz heraus und stricken so 1034mal hintereinander fort, sodaß sie hierdurch 517 ganze Maschen erhalten. Diese 517 Maschen ziehen sie dann auf einen Bindfaden und stricken an dieselben 20 ganze Maschen mit feinerm Zwirn oder festerm Garn an, wodurch das ganze Garn 20 Maschen Höhe erhält.

Die bequemste Art, die man vorzüglich in Thüringen und Franken befolgt, ist nach Bechstein's Handbuch der Jagdwissenschaft, aus der dies entlehnt ist, folgende: Man fängt mit 492 Maschen an und strickt deren 28 Reihen und zwar oben der Reihe nach an einen Bindfaden als den Anhalt- oder Befestigungspunkt. Dreimal strickt man mit Zwirn herum und 25mal mit Garn. Auf diese Art wird es 28 Maschen hoch. Es hat den Vorzug vor dem Döbel'schen Garne, daß es seiner geringern Höhe nach zum Stellen und Ausnehmen der Vögel bequemer ist.

Am obern Ende des Garns werden 12 Maschen weit voneinander Ringe von Messing, oder besser von Horn oder Bein, an dem ein-eingezogenen Bindfaden eingeheftet, und durch diese die sogenannte Haupt- oder Hängeleine gezogen, damit sich die Garne beim Auf- und Abstellen leicht und geschwind auseinander- und wieder zusammenziehen lassen. Diese Leinen sind von der Dicke einer Federspule, 28—30 m lang. Damit sie aber nicht zusammenlaufen, müssen sie vom Seiler aus gutem Hanf und widerwindig, d. h. die Theile derselben halb rechts,

[1] Ungeachtet der Fang des Abends geschieht, wird das Netz deshalb Tagenetz genannt, weil die Stellung und Vorbereitung zum Fange schon am Tage geschehen müssen, zum Unterschied von Nachtgarnen oder Nachtnetzen, die nur des Nachts gebraucht werden.

halb links gedreht sein. An beiden Enden derselben befindet sich ein Auge (Schleife, Oer) wodurch sie beim Aufstellen geschwind über die Stellstangen geworfen und dadurch befestigt werden können. An das Ende jeder Wand kommen zwei Klafter lange Windleinen, welche durch ein Heft an den äußersten Stangen befestigt werden. Die Stellstangen (Gabeln oder Forkeln) werden von leichtem Holze, und da sie gerade sein müssen, gern von Nadelholz, vorzüglich von Fichten (Rothtannen) gemacht. Sie müssen unten 6,5 cm stark und 1—2 m hoch sein. Einige, wie z. B. Döbel, machen, wenn die Stellung der Netze auf einem ganz ebenen Terrain erfolgt, die zweite Stangenreihe 7,8 cm höher und so fort, so viel nämlich Wände vorhanden sind. Die Anzahl der Stangen richtet sich nach der Zahl der Garne und Wände. Da allezeit zwei Garne an eine Stange angeheftet werden, so hat jede Wand eine mehr nöthig, als Garne sind. Wenn man sich Döbel's ganz vollständiges Tagezeug anschaffen wollte, so würde man überhaupt 152 Stellstangen nöthig haben.

Daß das in der vorbeschriebenen Art verfertigte Zeug in mehrern Wänden hintereinandergestellt wird, ist bereits vorhin erwähnt. Es muß zwischen jeder Wand ein Raum von 10, 15—20 Schritt mehr oder weniger gelassen werden. Es wird nun solches, nachdem man zuvor das Feld untersucht hat, in der vorbeschriebenen Art etwa um 2 oder 3 Uhr nachmittags, und zwar in Hinsicht auf die Himmelsgegend am besten gegen Morgen, oder auch gegen Mittag oder Mitternacht, nie aber gegen Abend, weil es hier nicht hinlänglich verdunkelt wird, aufgestellt. An den beiden äußersten Enden der vordersten Wand wird, und zwar an jeder, ein Gestelle mit einem Haspel aufgerichtet, auf den eine sehr lange Leine, Treibleine genannt — sie ist nach Verhältniß des Terrains 1200, 1600, ja 2000 m lang —, gewunden ist. An jede dieser Leinen, die einige zum bessern Aufschrecken des Vogels mit Lappfedern, auch Strohwischen versehen, wird ein Pferd angespannt und alsdann die Leinen durch die bei dem Gestelle stehenden Personen abgehaspelt, durch die vorgelegten Pferde aber in einer geraden Richtung fortgezogen. Die zum Treiben bestellten Leute müssen neben der Leine hergehen und solche mitschleppen helfen, auch, wenn sie an den Stoppeln hängen bleibt, losmachen. Sobald die Leinen völlig abgewunden sind, rücken die Pferde in einem Bogen zusammen, um die beiden Enden der beiden Leinen aneinanderzubringen. Die Pferde werden sodann abgenommen und die Leinen zusammengeknüpft. Die Vorbereitung zum Treiben ist nun veranstaltet, und es kommt jetzt darauf an, ob man der Tageszeit nach mit dem Treiben vorgehen kann. Um dies zu be-

urtheilen, muß man auf die Größe des Feldes, das man umzogen hat, und auf die Zeit, in der man mit dem Treiben fertig zu werden glaubt, Rücksicht nehmen. Gemeinhin wird, wenn die Sonne sich zu neigen anfängt, mit dem Treiben der Anfang gemacht. Die an den Haspelstellen befindlichen Personen winden sodann die Leinen langsam und allmählich auf, wogegen die in einer verhältnißmäßigen Entfernung vertheilten Treiber der sich aufwickelnden und an der Erde schleppenden Leine ohne Lärm und Geräusch nachfolgen. Sobald man gewahr wird, daß die vor der Leine auffliegenden Lerchen, anstatt in einer kurzen Entfernung wieder einzufallen, in die Höhe gehen und unruhig zu werden anfangen, so wird mit dem Treiben halt gemacht, bis der aufsteigende Schwarm sich entweder wieder gesetzt oder auch wol, wenn einzelne Schwärme gerade nach den Netzen zufliegen, sich diese darin gefangen haben. Ueberhaupt aber muß das Treiben nicht ununterbrochen in einem weg fortgesetzt, sondern dann und wann damit innegehalten werden, um dem Vogel von Zeit zu Zeit Ruhe zu lassen. Vor allen Dingen aber muß man sich mit dem Treiben so einzurichten suchen, daß man noch vor Untergang der Sonne bis auf eine Entfernung von etwa 60—80 Schritten von dem Zeuge vorgerückt sei, damit das wirkliche Eintreiben gerade um die Zeit, wenn, wie man zu sagen pflegt, sich Tag und Nacht scheiden, erfolgen könne.[1] Alsdann werden die Leinen geschwinder abgehaspelt, die Treiber gehen rascher und die zwischen den Leinen und dem Zeuge eingeschlossenen Lerchen werden nun mit Macht aufgescheucht und in die Garne eingetrieben. Man muß übrigens zu dem Lerchenstreichen einen solchen Tag wählen, wo die Luft ruhig ist. Bei windigem Wetter geht der Fang nicht gut von statten, dagegen kann ein solcher bei günstiger Witterung, wenn anders die gehörigen Veranstaltungen getroffen werden, sehr reichlich ausfallen, und oft können einige hundert Lerchen dabei auf einmal gefangen werden.

Von dem Lerchenfange mit dem Tyras.

Das Lerchenstreichen und besonders der Fang mit den Taggarnen ist unstreitig die einträglichste Fangmethode und verdient deshalb den Vorzug vor andern; allein die Anschaffung der Garne ist kostspielig, sowie auch der ganze Betrieb des Fanges mit Kosten verbunden ist. Deshalb sind auch noch einige einfachere Fangarten aufgeführt.

[1] Dies leidet bisweilen eine Ausnahme. Es ereignet sich hin und wieder, daß der Vogel, wenngleich man noch so vorsichtig treibt, nicht halten will, sondern vielmehr unruhig aufschwärmt und sich einzeln in den Netzen fängt. Sobald dies erfolgt, muß man, ohne länger zu warten, mit dem Eintreiben vorgehen.

Um die Lerche mit dem Tyras zu decken, muß man entweder einen abgerichteten Falken haben, oder sich in Ermangelung dessen eines ausgestopften, oder auch von Holz geschnitzten Falken bedienen. Die beste Zeit zum Tyrassiren ist der Herbst, wenn die Felder völlig leer sind. Man begibt sich, mit dem Falken auf der Hand, auf Stoppelfelder, wo man Lerchen anzutreffen glaubt. Sobald eine Lerche aufsteht, merkt man sich den Ort, wo sie einfällt. Man geht langsam auf sie zu und hebt den auf der Hand sitzenden Falken schaukelnd, damit er die Flügel bewege, in die Höhe, oder schwingt, wenn man einen ausgestopften Vogel hat, diesen mittels einer Stange, an der der Vogel mittels einer Schnur befestigt ist, in der Luft herum. Die Lerche drückt sich dann fest an den Boden, und man kann sie ohne Mühe mit einem kleinen Tyras, und wenn man keinen Gehülfen hat, mit der Lerchenhaube (einem in Gestalt eines Fischhamens verfertigten und an einem mäßig langen Stecken befestigten kleinen Netze) bedecken.

Der Fang mit dem Schlaggarn.

Des Schlaggarns oder der Schlagwand bedient man sich vorzüglich bei Eintritt des Frühjahrs, wenn die Lerche soeben angekommen ist und noch etwas Schnee auf den Feldern liegt. Man läßt sodann einen hinlänglich großen Platz auf dem Felde mit einem Besen abkehren, bestreut diesen mit Hafer, stellt vorlängs der einen Seite des Platzes ein Schlaggarn auf und bleibt, die Ruckleine in der Hand haltend, in einer verhältnißmäßigen Entfernung stehen, bis sich eine hinlängliche Anzahl Lerchen auf dem Platze eingefunden hat und man diesen mit dem Schlaggarne bedecken kann. Wenn der Schnee bereits fort ist, setzt man, anstatt den Platz mit Hafer zu bestreuen, eine angebundene Lerche zum Lockvogel hin, und ruckt solche vermittels eines Fadens, daß sie in die Höhe flattert, läßt sodann durch einen Gehülfen die auf dem Felde befindlichen Lerchen auftreiben, welche dann, wenn sie die aufflatternde Lerche gewahr werden, nach dieser hinfliegen und so ebenfalls mit dem Netze bedeckt werden.

Man kann übrigens auf dem Felde einen ordentlichen Herd einstellen, welcher dieselbe Einrichtung, wie bei dem Heidelerchenherd beschrieben ist, haben muß. Auf diesen kann man auch statt der Lockvögel einen Spiegel stellen, wonach die Lerche begierig sticht.

Der Fang mit dem Stecknetze.

Die Stecknetze, deren man sich zur Herbstzeit zum Lerchenfangen bedient, werden auf ähnliche Art wie die Wachtel-Stecknetze, jedoch mit

noch engern Maschen gestrickt. Man muß aber zu einem solchen Fange wenigstens 24 Stück Garne haben, die 10 m lang sind. Sie sind vorzüglich bei windigem Wetter, wo man mit den Tagnetzen wenig ausrichten würde, gut zu gebrauchen. Man stellt sie auf den Stoppelfeldern, wo sich Lerchen aufhalten, quer den Furchen auf und treibt die Lerchen alsdann von der andern Seite entweder mit Treibleinen wie beim Tagnetze, oder auch mit einem lebendigen auf der Hand sitzenden oder ausgestopften Falken nach dem Garne hin. Man muß ihnen aber, während man sie treibt, nur immer in einer gewissen Entfernung folgen, weil sie sich, wenn man ihnen mit dem Falken zu nahe kommt, anstatt vorlängs der Furchen nach dem Garne hinzulaufen, augenblicklich niederdrücken und nicht treiben lassen.

Der Fang auf Leimruthen.

Zu dieser Art des Fanges wird im Frühjahr, wenn die Felder noch mit Schnee bedeckt sind, auf ähnliche Art, wie bei dem Fange mit dem Schlagnetze, ein hinlänglicher großer Platz mit dem Besen abgekehrt, sodann mit Hafer bestreut und mit Leimruthen besteckt, an denen die Lerchen sodann kleben bleiben.

Die Vogelsteller bedienen sich der Leimruthe zum Fangen der Pieplerche oder Gereuthlerche noch auf eine andere Art vorzugsweise dazu, um einzelne Männchen, welche lebendig gehalten werden sollen, zu fangen. Einem lebendigen Männchen werden die Flügelspitzen über dem Schwanze zusammengebunden, worauf ein kleines gabelförmiges Leimrüthchen befestigt ist, welches in die Höhe steht. Hiermit geht man aufs Feld und läßt es laufen, wenn ein Männchen sich eben singend in die Höhe schwingt. Letzteres glaubt in dem Gefangenen einen Nebenbuhler zu erblicken, schießt, um es zu vertreiben, aus der Luft auf ihn herab und bleibt an der Leimruthe hängen. Man nennt diesen Fang das Stechen oder den Lerchenstich und er hat bei seiner großen Einfachheit den Vortheil, daß man nur Männchen damit fängt, welche indessen beim Zuge sich wieder zu ersetzen pflegen.

Von dem Lerchenspiegel.

Der Lerchenspiegel, dessen sich die Vogelsteller häufig zum Lerchenfange bedienen, wird auf folgende Art verfertigt. Man nimmt ein etwa 21 cm langes, 15,7 cm breites und 5,2 cm dickes Bret und gibt diesem vermittels des Hobels die Form eines Prisma a. Man belegt es sodann ringsum mit vielen kleinen Spiegelscheiben, die sehr genau aneinander gefügt werden müssen. Bei dem Fange selbst, der aber nur bei hellem

Sonnenscheine und an einem Tage, wo der Horizont unbewölkt ist, erfolgen kann, geht man folgendermaßen zu Werke.

Man stellt auf einem bereits vorher ausgewählten und zum Fange zubereiteten Platze zwei gegeneinander schlagende Wände auf, schlägt sodann in der Mitte des Platzes zwischen die beiden Schlagwände eine Spindel b in die Erde, und zwar dergestalt, daß sie etwa 5,2 cm hoch aus der Erde hervorragt. Man steckt den Lerchenspiegel auf die Spindel und setzt sich in einer verhältnißmäßigen Entfernung in eine in die Erde gegrabene Grube, um den Fang abzuwarten. Sobald man eine oder mehrere Lerchen vorüberstreichen sieht, wird der Spiegel vermittels einer langen Schnur c immerwährend hin- und hergedreht. Die Schnur ist der Bequemlichkeit wegen an einen Kreuzbock d eingeschlungen. Die Lerchen nähern sich gar bald haufenweise dem Spiegel und werden, während sie um diesen herumflattern, mit den Schlagwänden bedeckt und gefangen. Man kann sich übrigens des Lerchenspiegels auch zum Lerchenschießen bedienen. Man muß aber dabei einen Gehülfen neben sich haben, der den Spiegel bewegt, um den Schuß zu rechter Zeit anbringen zu können. Das Lerchenschießen bei dem Spiegel ist nicht nur belustigend [1], sondern auch ganz einträglich und gewährt dabei dem angehenden Jäger eine gute Uebung. Daß die Lerchen, wie überhaupt die kleinern Vögel, mit dem feinsten Vogeldunst geschossen werden müssen, bedarf kaum einer Erwähnung.

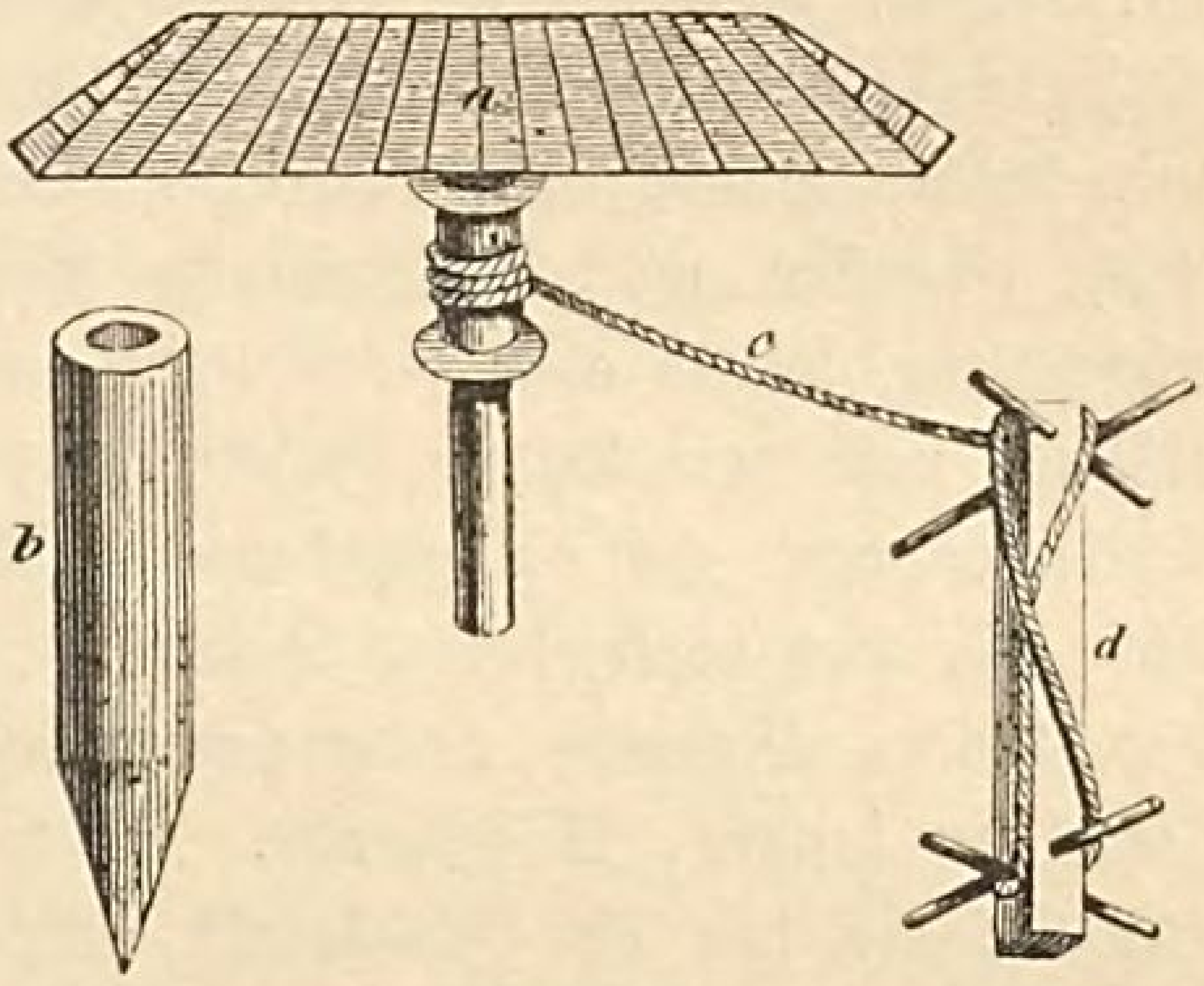


Fig. 150.

Vom Staarenfange.

In vielen Gegenden werden die Staare besonders gehegt, man bereitet ihnen an den Bäumen in den Gärten eigene Nester, indem man kleine Kästen an dieselben hängt, und pflegen diese Wohnungen immer von demselben Paare wieder bezogen zu werden. Man erhält sie da nicht nur der Vertilgung der Insekten wegen, sondern auch, um sich an ihrem muntern Wesen und schönen Pfeifen zu erfreuen; oft aber nimmt man ihnen leider auch die Jungen und betrachtet sie wie anderes Hausgeflügel.

[1] Wir wollen uns lieber an ihrem herzerhebenden Gesang erfreuen, und nicht an ihrem so kleinen Braten. (v. R.)

Der Staarenfang wird in einigen Ländern, und zwar gewöhnlich nach Johannis, häufig betrieben, und ist unter gehöriger Veranstaltung so reichlich, daß oft mehr denn tausend auf einmal gefangen werden.[1] Man fängt sie sowol bei Nacht als bei Tage.

Um sie bei Nacht zu fangen, wird in den mit Rohr und Schilf verwachsenen Teichen, wo sie des Abends häufig einfallen, ein großes mit zwei hohen Seitenwänden und einer Decke (Himmel) versehenes Netz, von etwa 25—32 m Länge und 18—22 m Breite, an 4 starken Stangen aufgerichtet, und an diesen dergestalt befestigt, daß die Stricke beim Fange in der größten Geschwindigkeit gelöst und die Staare mit dem Netze bedeckt werden können. Um das Netz desto leichter überziehen zu können, werden die durch eiserne Ringe laufenden Zugleinen mit Seife beschmiert und dadurch schlüpfrig gemacht, auch an den Enden mit starken Handgriffen versehen. Wenn die Staare zur Abendzeit im Rohr einfallen, werden sie anfangs von der Gegend, wo das Zeug steht, abgehalten, sobald aber die Dämmerung einbricht, von allen Seiten auf Kähnen nach dem Garne hingetrieben, und sodann die Decke sammt den Seitenwänden, auf ein gegebenes Zeichen, mit der größten Schnelligkeit über die hineingetriebenen Staare gezogen, diese sodann erdrosselt und des andern Morgens herausgenommen. Eine andere Art, sie bei der Nacht zu fangen, ist folgende. Es wird unweit ihrem nächtlichen Aufenthalte ein wie ein Fischhamen gestaltetes und gleich dem Rebhühnertreibzeuge mit Seitenflügeln versehenes Garn aufgestellt, auf einen hinter dem Garne eingerammten Pfahl aber eine Laterne mit einem brennenden Lichte gesetzt. Sobald es völlig dunkel ist, werden die Staare vermittels einer Schnur mit Schellen von ihrer Lagerstätte aufgescheucht und in das Garn, nach welchem sie, durch den Schein des Lichtes irregeleitet, hinziehen, hineingetrieben.

Bei Tage werden sie auf dem Herde gefangen. Es wird nämlich unweit von ihrem gewöhnlichen Aufenthalte ein hinlänglich großer Platz glatt abgegraft, Erde daraufgestreut, und wenn alles gehörig zubereitet worden, zwei wohlverdeckte Schlagwände aufgestellt. Sowol auf dem Herde als neben demselben werden die gewöhnlichen Ruhr- und Lockvögel, und zwar die ersten an der Erde ausgesetzt, die letzten aber an Bäumen oder Stangen in Käfigen angehangen. Wenn ein Schwarm ankommt, werden die Ruhrvögel angezogen (angeruhrt) und der Schwarm, sobald sich dieser gegen den Boden senkt, mit den Schlagwänden bedeckt.

---

[1] Ich habe bei Wien in Oesterreich einem Staarenfange beigewohnt, bei welchem 2731 an Einem Abend gefangen wurden. (J.)

Von den Fängen auf Meisen.

Bei dem muntern, ja possirlichen Wesen der Meisen gewährt der Fang derselben ein ganz besonderes Vergnügen, und zwar besonders die Meisenhütte oder der Meisentanz und die Leier. Die übrigen Fangmethoden in Sprenkeln, in Dohnen, mit Leimruthen und auf dem Vogelherde sind bereits früher beschrieben, sodaß wir uns hier nur mit den beiden übrigen beschäftigen werden.

Der Meisentanz.

Wenn man durch sorgfältige Beobachtung die Stelle im Walde oder in einem großen Baumgarten gefunden hat, wo der beste Zug der

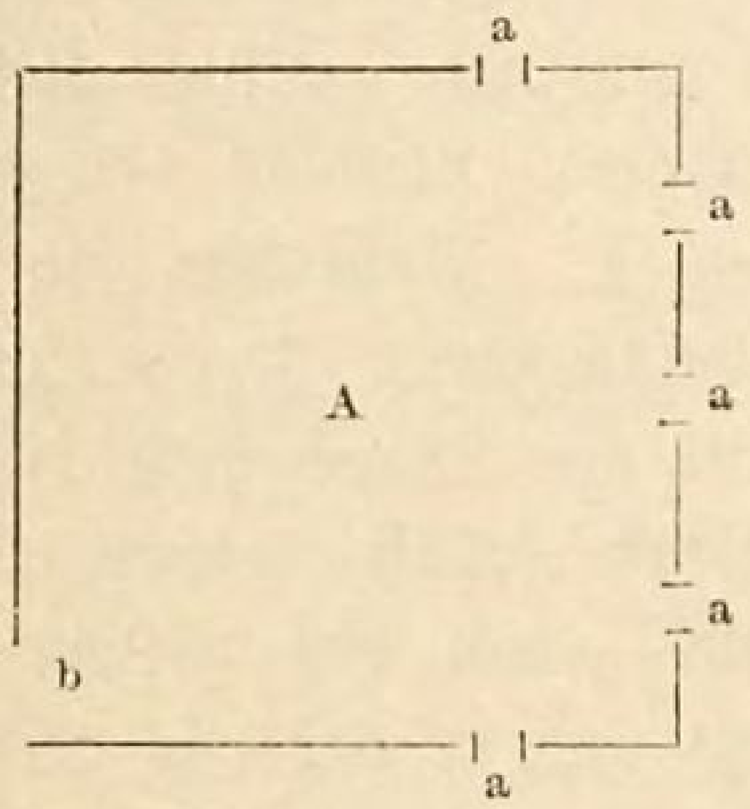


Fig. 151.

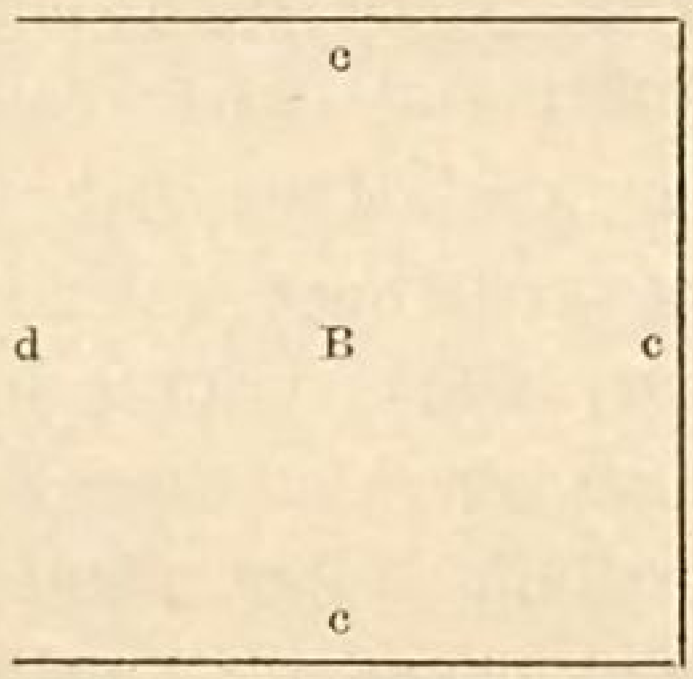


Fig. 152.

Meisen ist, so legt man da den Fang am westlichen Ende an, weil die Meisen stets in der Hauptrichtung von Osten nach Westen ziehen.

Man baut eine Hütte A (Fig. 151) von beliebiger Größe, doch nicht höher, als daß man bequem darin stehen kann, auch nicht zu groß, weil Größe und Höhe die Vögel scheuen, auch die Lockpfeife darin verhallt. Die Hütte, welche man auf beliebige Weise von Pfählen und Stangen, mit einem platten Dache errichtet, wird mit Schilf, Rohr u. dgl., in Nadelwäldern mit Tannenreisig fest zugemacht und ihr dabei ein möglichst unverdächtiges Aeußeres gegeben. Vorn und an den Seiten werden einige kleine Löcher (a a a a a) angebracht, welche zum Durchsehen und für die Kloben dienen. Der Hütte gegenüber, etwa 1,25 m von ihr entfernt, werden auf Gabeln drei Stangen, c c c, gelegt, welche das offene Viereck B (Fig. 152) bilden, von denen die Seiten 1,9 m lang sein können. Auf diese Stangen hängt man die Sprenkel etwa eine Hand breit auseinander, sodaß wechselsweise das Stellholz des einen auf der rechten, das des andern auf der linken Seite der Stangen steht. Vor

dieser Stellung wird auf dem Punkt d die Rudelstange (Ruhrstange) angebracht. Sie besteht aus einer langen, dünnen und schwanken Ruthe, an deren oberm Ende an einem 16 cm langen Faden eine todte, oder auch eine lebendige Meise aufgehängt wird, letztere indem man ihr eine zu einem Haken gebogene Stecknadel durch die Nasenlöcher sticht.[1] Diese Ruthe ist fest in der Erde, aber in der Mitte wird ein Faden angebunden, welcher in die Hütte führt, wodurch man sie bewegen kann, denn es ist die Aufgabe, daß die daran befestigten Meisen möglichst viel flattern. Auch eine Lockmeise im Vogelbauer an die Hütte gehängt thut gute Dienste, sowie auch unter jeden Kloben eine todte Meise gehängt werden kann. Eine Hauptsache beim Fange ist die Meisenpfeife, welche möglichst natürlich locken muß. Man hat sie von Silber verfertigt, kann sie sich aber leicht selbst machen, indem man den Unterarmknochen einer Gans nimmt (etwa 8 cm lang), in der Mitte das Luftloch und nächst diesem einen Kern aus Wachs anbringt. Einige Uebung auf diesem Instrument wird bald die richtigen Locktöne der Kohlmeise, welche nur zwei Töne hat, treffen lehren. Außerdem ist noch der Kloben zu verfertigen. Er ist ein halbrunder, 3 cm langer und 3 cm starker Stab, welcher in der Mitte der Länge nach durchgetheilt wird, hinten aber in einer Büchse feststeckt, sodaß er vorn etwa 3 cm auseinanderklafft. Das Ganze muß sehr genau von hartem Holz gearbeitet sein, damit alles aufeinanderpaßt und er dabei so viel Schnellkraft habe, daß er sich gleich wieder öffnet, wenn der Zug nachgelassen wird. Dieser Zug besteht aus einem Drahtringe, welcher mit einem Bindfaden so gezogen werden kann, daß sich der Kloben seiner ganzen Länge nach Zug für Zug schließen und öffnen läßt.

Mit allen diesen Apparaten wohl ausgerüstet ($1\frac{1}{2}$—2 Schock Sprenkel wird man bedürfen) zieht man frühmorgens im Tagwerden aus, stellt die Sprenkel, steckt die Kloben aus den Oeffnungen und setzt die Rudelmeisen in Stand und beginnt mit dem Pfeifen. Kommen die Meisen an den Tanz, muß man damit aufhören, aber die Rudelmeise in Bewegung setzen, bis der Fang von dem einen Zuge vorüber ist. Entweder fangen sich die Meisen in den Sprenkeln, oder sie setzen sich auf die Kloben, welche dann von dem Vogelsteller zusammengezogen und dadurch die Meisen an den Zehen festgehalten werden, worauf man die Kloben in die Hütte zieht und dort die Gefangenen befreit.

In der Mitte Septembers pflegt der Fang anzufangen, dauert etwa vier Wochen und ist bei schönem heitern Herbstwetter am besten. Die

---

[1] Was aber sehr grausam ist und streng geahndet werden müßte! (v. R.)

Tannenmeisen machen den Beschluß. Kohlmeisen sind bei diesem Fange die Hauptsache, doch fängt man auch die übrigen Meisenarten, und auch andere Vögel, als Rothkehlchen, Fitis- und Weidenzeisige, Goldhähnchen, Zaunkönige, Kleiber u. dgl. bezahlen oft ihre Neugierde mit dem Leben.

Um die Meisen auf

der Leier

zu fangen, ist eben eine solche Hütte wie beim Meisentanze erforderlich. Anstatt der Stange mit den Sprenkeln hat man an 1,9 m hohen Stützen eine horizontale Walze eingezapft und an jede der daran befestigten Handhaben eine Leine angebracht, welche der Vogelsteller in der Hütte zieht und durch diesen doppelten Zug die Walzen beständig in Bewegung erhalten kann. In dieser Walze stecken etwa 21 cm weit voneinander 94 cm lange Stäbe übers Kreuz, und an den Enden derselben sind Löcher gebohrt, in welchen Leimruthen so befestigt sind, daß sie sich einander nicht berühren und leicht herabfallen, wenn ein Vogel klebt.

Alles übrige ist wie bei dem Meisentanz. Man lockt, man läßt die Rudervögel flattern, dreht die Leier und erwartet die Beute.

Vom Vogelherde.

Wenn wir auch die ausführliche Beschreibung dieser Fangmethode mit in diese neue Auflage genommen haben, so ist dies nur im historischen Interesse geschehen, zumal der Vogelherd je nach den Ländern mehr oder weniger streng untersagt ist.

Die Drosseln sowol als auch eine große Menge anderer kleiner Vögel werden häufig auf dem Vogelherde gefangen. Wir geben hier die Beschreibung nach Naumann's „Vogelsteller", welche Darstellung am erschöpfendsten und vollständigsten ist.[1]

Das Princip des Vogelherdes ist, vermittels Lockvögel und des Ruhrvogels — eines so angepflöckten Vogels, daß er seine Flügel zu

[1] Um die Sache mehr zu versinnlichen, ist außer der Naumann'schen Beschreibung auch die dahin gehörige Zeichnung hier beigefügt. Zur bessern Verständlichkeit der Zeichnung muß noch bemerkt werden, daß auf selbiger eigentlich drei Herde abgebildet sind. A stellt den Finkenherd, B den Heidelerchenherd, C den Strauch oder Krammetsvogelherd, E aber den Platz dar, auf welchem die Hütte des Vogelstellers zu stehen kommt, aus der er sämmtliche drei Herde übersehen kann.

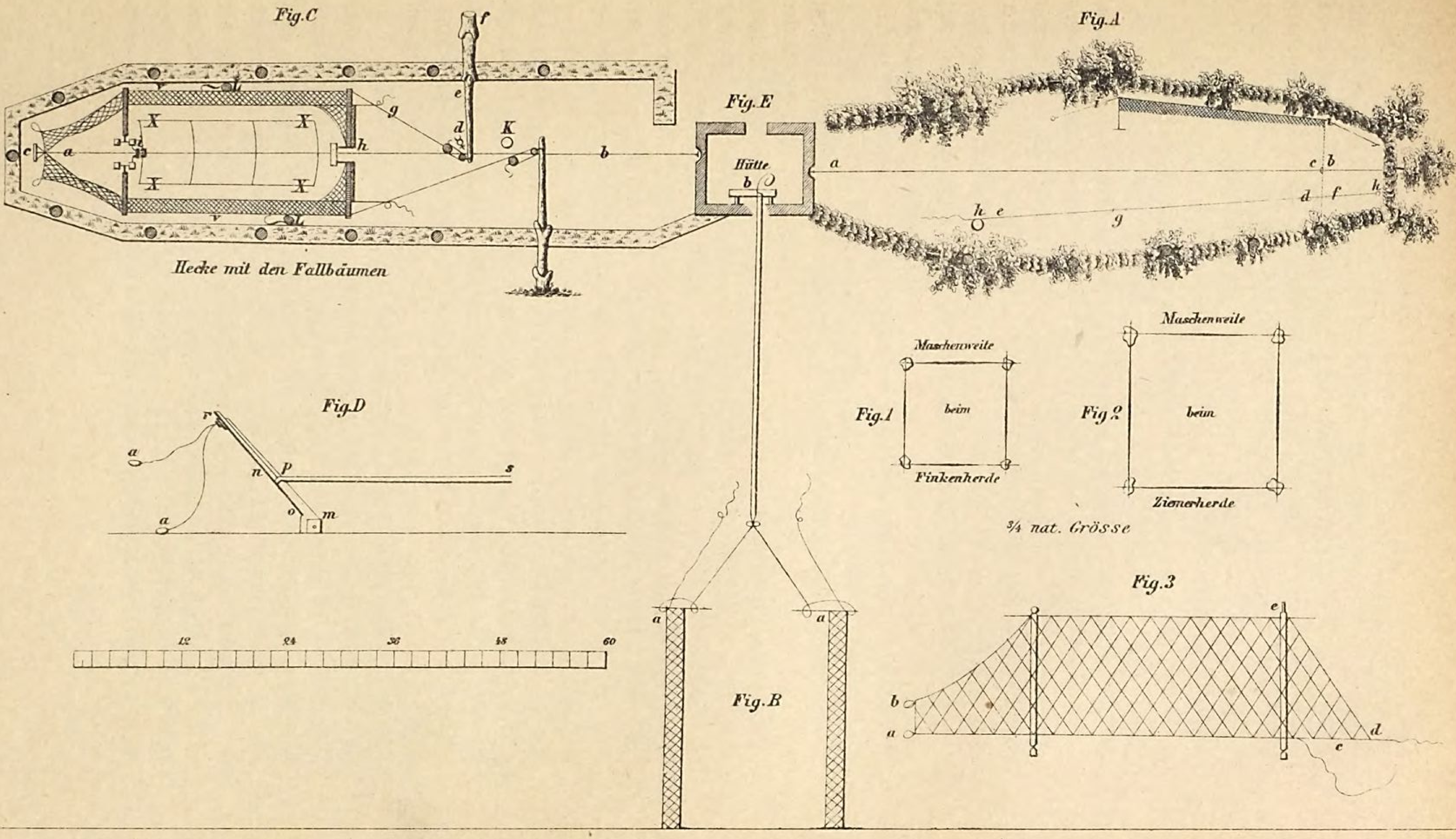
bewegen und auf der Herdstelle umherzulaufen im Stande ist — und endlich durch eingestreutes Futter die Strich- und Zugvögel auf einen bestimmten Platz zu locken und dort in über sie zusammenschlagenden Garnen zu fangen.

„Von der Zubereitung und Einrichtung eines Vogelherds."

„Einen Vogelherd kann man am füglichsten im Frühjahre anlegen, damit sich die angepflanzten Bäume und Zäune während des Sommers bewachsen und bestunden können; wollte man aber nur erst im Herbst zur Probe stellen, ob nämlich an dem auserſehenen Orte ein guter Zug vorhanden, so kann man unterdessen den Zaun von abgehauenen Gesträuchen machen. Vor allen Dingen ist es unumgänglich nöthig, daß man Bäume suche, die hoch und tränblicht sind, weil die Vögel, wenn man todte Bäume hinsetzen wollte, nicht leicht darauf anbuschen würden.

„Gesetzt nun, daß an demjenigen Orte, wo der Vogelherd angelegt werden soll, weder Busch noch Gärten, sondern nur Wiesen oder Aecker vorhanden wären, an welchen nichts als Weiden und Gesträuche stehen, so muß man alsdann einen Fleck aussuchen, wo die meisten hohen und träublichten Bäume in einer Linie stehen. Hierbei ist Folgendes zu bemerken: wenn diese Linie von Süden gegen Norden geht, so ist es sehr gut, und alsdann macht man den Vogelherd auf der Morgenseite, geht aber diese Linie von Osten gegen Westen, so macht man den Herd auf der Nordseite.

„Die Weiden sind an einem Herde die besten Bäume, weil sich die Vögel nicht nur gern daraufsetzen und das Laub auf dem Herde und in den Netzen nicht so viel Gesperre macht, sondern auch, weil dieselben, wenn etwa nicht genug dastehen sollten, ohne große Mühe angepflanzt werden können und gar bald wachsen, und wenn sie zu hoch wachsen, können sie abgeköpft werden. Kann man zugleich eine Erle an dem Herde haben, so ist dies sehr gut um der Zeisige willen, welche ihre Nahrung in dem Erlensamen suchen. Zu dem Zaune ist das härtere Holz, oder Hartriegel, wie man es zu nennen pflegt, das beste, weil man solches ziehen kann, wie man es haben will. An dem Ziemerherd darf kein solch Holz geflanzt werden, das Beeren trägt, denn sobald der Ziemer die Beeren im Zaune gewahr wird, so fällt er dahin, und wo einer hinfliegt, da folgen sie alle: sobald sie sich aber satt gefressen haben, fliegen sie davon und kommen nicht wieder. Deshalb muß man


Fig. C
Hecke mit den Fallbäumen
Fig. A
Fig. E
Hütte
Fig. D
Fig. 1
beim
Maschenweite
Finkenherde
Fig. 2
beim
Maschenweite
Ziemerherde
¾ nat. Grösse
Fig. 3
Fig. B
12
24
36
48
60

Vogelherd.

alle Beeren um den Herd herum abschlagen, und man kann sich anstatt solcher Gesträuche der Rüstern, Buchen, Haseln oder Saalweiden bedienen.

„Was die Größe des Finkenherdes anbetrifft, so ist derjenige der beste, welcher aus einer Breite von 6 m und aus einer Länge von 12 m besteht; sind sie größer, so sind die Netze sehr schwer zu ziehen und fallen daher sehr langsam zu, sodaß mancher Vogel durchwischt; sind sie kleiner, so ist der Raum des Herdes gar zu enge und die Vögel fallen nicht gern darauf. Was den Strauch- oder Krammetsvogelherd anlangt, so hat man hiervon eine doppelte Gattung; man hat ihn nämlich mit einer und sodann auch mit zwei Wänden. Die erstern nennt man Strauchnetze, weil sie von einer Seite über den ganzen Strauch bis auf die andere Seite auf die Erde schlagen; die andern nennt man Schlagnetze, weil sie oben zusammenschlagen, und diese sind die besten. Man thut sehr wohl, wenn man hier ebenfalls die mittlere Sorte wählt, so wie ich im Abrisse zeigen werde.

„Was nun endlich den Heidelerchenherd anbetrifft, so kann man selbigen so groß, oder etwas größer, als den Finkenherd machen; der Boden desselben wird entweder umgegraben oder nur schwarze Erde daraufgestreut.

„Wenn nun aber die Gegend nicht so beschaffen ist, wie ich hier beschrieben habe, so sucht man einen solchen Ort, wo nur die nöthigsten Bäume stehen, und alsdann muß der Herd zu den kleinen Vögeln so angebracht werden, daß man des Vormittags Schatten darauf hat, weil die Finken sehr gern auf einen dunkeln und schattigen Herd fallen. Es ist nicht nöthig, daß der Herd eine offene Seite habe, sondern er kann ringsherum mit Bäumen besetzt sein, jedoch dürfen die Zacken nicht über den Herd hangen und die Seite, wo der Vogel herkommt, kann mit niedrigen Weiden bepflanzt werden; wenn diese zu hoch wachsen, können sie abgeköpft werden, denn der Herd muß nicht ganz mit hohen Bäumen eingeschlossen sein, sondern nur auf einer Seite, sintemal er oben nothwendig offen sein muß.

„Der Zaun desselben muß in einer Mannshöhe gezogen werden, denn die Finken fallen alsdann sehr gut auf, weil sie mittels der umstehenden Hecken vor dem Raubvogel sicher sind. Wenn aber der Herd frei und offen ist, so fürchten sie sich, auf einen solchen kahlen Platz zu fallen, wo sie ihr Feind von ferne erblicken kann, und da sie um sich herum keine Hecken noch Bäume gewahr werden, auf welche sie sich verlassen und wohin sie ihre Zuflucht nehmen können, so fliegen sie furchtsam über den Herd hin und her, und endlich gar davon. Will man aber in einem Busche oder Garten einen Herd anlegen, so sucht man,

wenn es nämlich angeht, auf der Seite gegen Morgen, und nicht gegen Abend, einen Platz aus, wo der stärkste Strich oder Zug der Vögel geht; kann man nun an diesem Orte einen Winkel finden, der so breit in den Busch geht, als der Herd breit ist und ungefähr eine Länge von 50 oder 60 Schritten hat, so ist dies sehr gut, und alsdann macht man den kleinen Herd gegen den Mittag dergestalt, daß er hinten querüber mit Bäumen und einem hohen Zaune zugemacht ist; an dem Busche gegen Abend muß er ebenfalls mit Bäumen und einem hohen Zaune versehen sein, auf der Morgenseite hingegen, woher der Vogelzug kommt, pflanzt man nur einen ganz niedrigen Zaun von etwa einer halben Mannshöhe. In diesen Zaun setzt man abgehauene Bäume zu Fallbäumen. In dem Winkel gegen Mitternacht verfährt man ebenso mit dem Ziemerherde; und gegen Morgen auf der freien Wiese oder Acker macht man den Heidelerchenherd; dieser muß 40—50 Schritte vom Busche abstehen, der Platz desselben muß ganz leer und mit gar keinem Baume oder Strauche versehen sein. Wenn man aber gezwungen ist, den Vogelherd auf einer andern Seite des Busches anzulegen, so verfährt man ebenso wie hier, ausgenommen auf der Mittagsseite, welche nämlich zugemacht werden muß, damit man Schatten auf den Herd bekommt; dahingegen kann man den Herd gegen Morgen offen lassen, auf daß die Vögel, wenn sie sich dem Herde nähern, die Läufer und Ruhrvögel gewahr werden. Wenn sich mitten im Busche helle Wiesenplätze befinden, so kann man daselbst auch den Herd anlegen, aber mitten in einer großen Heide ist es nicht rathsam, weil daselbst der Vogel zu viel zerstreut ist; desgleichen mitten in den Baumgärten, wo die Bäume nicht so dicht stehen; an diesen beiden Orten kann man aber keinen Heidelerchenherd haben, weil sie allda nicht hinfallen und überhaupt, wo kein rechter Zug ist, verlohnt es sich der Mühe nicht, einen Heidelerchenherd anzulegen, sondern man thut am besten, wenn man selbigen alsdann gänzlich wegläßt.

„Die Hütte des Vogelstellers kann von Schilf oder Reisern von Weiden, oder anderm Holze, an welchem noch Laub ist, gemacht werden, und dies sind die besten Hütten, weil man in solchen das Gelocke der Vögel recht gut hören kann. Wenn man Holz genug vorräthig hat, so kann man sie von Palissaden machen, das ist, man macht Pfähle so hoch, als die Hütte werden soll, und gibt 0,5 m lang zu; alsdann macht man einen Graben, 31,4 cm tief, so groß, als man die Hütte haben will, setzt einen Pfahl bei dem andern hinein und scharrt es zu; oben nagelt man Stangen in- und auswendig herum, und macht ein Dach von Schilf oder Stroh darauf. Auswendig belegt man es mit

grünen Gesträuchen und nagelt Stangen darüber, damit der kalte Wind nicht so durchstreichen kann; inwendig kann man in einer Ecke etliche Mauersteine zusammensetzen, um ein Feuer anzumachen, daß man sich beim kalten Wetter wärmen kann.

„Wer es bequemlich haben will, der lasse sich ein kleines Haus bauen, jedoch darf dieses weder zu groß noch zu hoch sein, damit sich die Vögel nicht scheuen. Man lasse solches mit einer tüchtigen Thür und Schlosse verwahren und ein paar kleine Fenster machen, durch welche niemand in das Häuschen einsteigen kann; diese kleinen Glasfenster kann man noch überdies mit einem engen Drahtgitter versehen, damit, wenn das Glas von ungefähr zerbrochen werden sollte, kein Wiesel hineinkriechen kann. Inwendig kann ein Kamin oder Ofen gesetzt, und auswendig kann es mit Wintergrün belegt werden. In diesem Häuschen kann man die Lockvögel und alles, was zum Vogelfang gehört, aufbehalten, denn es ist eine sehr beschwerliche Sache, die vielen Vögel und übrigen Geräthschaften alle Tage nach Hause und sodann wieder auf den Vogelherd zu schleppen. Wenn dieses Häuschen 3,3345 m lang und 2,0007 m breit ist, so ist es groß genug; es müssen die Löcher, aus welchen man herausguckt, mit festen Schiebern wohl verwahrt sein und keine Mäuselöcher in den Wänden gelitten werden, theils weil die Netze von den Mäusen zerfressen werden, theils aber auch, weil die Wiesel gar leicht hineinkommen können und die Lockvögel erwürgen würden. Die Löcher, durch welche man hinausguckt, müssen 15—18 cm breit sein und 7,8 cm hoch, damit man mit beiden Augen gut durchsehen kann; auswendig müssen sie von allen Seiten schief ausgehen, um alle Bäume des Herdes sehen zu können. Es ist dieses sehr nöthig, damit man sehen kann, ob der Vögel viel oder wenig angebuscht seien, auf daß man nicht durch ein unzeitiges Rucken den Fang verderbe. Gegen Morgen zu, wo die Vögel herkommen, muß ebenfalls ein Loch sein, auf daß der Ruhrvogel bei Zeiten, ehe sie völlig den Herd erreicht haben, gezogen werden könne.

„Ehe wir den Herd selbst anlegen, so ist es nöthig, daß man vorher die Netze anschafft, welche folgendergestalt zubereitet und verfertigt werden: man läßt den Zwirn zu den Finkennetzen ungefähr so stark als Sackzwirn spinnen, mit welchem man Kornsäcke näht, er muß aber fein gleichgesponnen und dicht gezwirnt werden. Hierzu kann man guten Hanf nehmen, weil dieser nicht so leicht als der Flachs stockt.

„Zu den Ziemernetzen muß er etwas stärker gesponnen werden, weil die Netze öfters an dem Strauche hängen bleiben und folglich leicht zerreißen. Die Finkennetze werden mit 2 Schock Maschen angefangen,

und die Weite der Maschen ist an Fig. 1 der Tafel zu ersehen. Man strickt in der Länge fort, bis man 6 Schock Maschen in der Länge hat, alsdann ist eine Wand fertig; sodann strickt man eine ganze Masche von Hasenzwirn um das Netz herum, was deswegen geschieht, weil sich der Zwirn an den Leinen gar bald entzweireibt. Wenn nun beide Wände fertig sind, so kauft man sich zwei Leinen von Hanf in der Stärke einer mittelmäßigen Waschleine. Eine jede derselben muß 21,3408 m lang sein, diese zieht man alsdann durch die von Hanfzwirn gestrickten Maschen der einen Seite des Netzes. Auf der andern Seite zieht man eine dünnere Leine, zu welcher dreidrähtiges Sackband von Hanf genommen werden kann, und von diesen zieht man ebenfalls an beiden Seiten Querleinen durch, so lang, als die halbe Breite des Herdes ist. An der Oberleine oder großen Leine befestigt man dieselbe mit einem Oehr, das sich an der Leine schieben läßt, und unten schleift man es unterdessen an. Nach diesem muß man vier Stäbe haben von geraden Weiden oder Haseln, welche ungefähr 3,3 cm im Diameter haben. Von diesen löst man im Feuer die Schale wohl ab, und schneidet die Aeste glatt. Hiernächst läßt man sich von einem Schmied vier Hülseneisen machen, welche also verfertigt werden: erstlich läßt man die Dulde nach der Stärke des Stabes machen; unten kommt ein Eisen daran, einen Finger lang, 2,6 cm breit und drei Messerrücken stark; am Ende wird ein Loch durchgeschlagen, und zwar so groß, daß man den kleinen Finger ein wenig hineinstecken kann. Besser aber ist es, man läßt das Loch unten durchhauen und so weit voneinanderbiegen, als der Bolzen stark ist. Der Bolzen wird alsdann in der Lorse fest verkeilt, so kann man den Stab gleich mit dem aufgehauenen Loche auf den Bolzen setzen, und man hat nicht zu befürchten, daß sich der Stab aushebt. Diese vier Hülseneisen werden an dem einen Ende der Stäbe fest angeschlagen, alsdann muß man von dem Loche im Eisen an den Stab hinauf 1,5 m und 5,2 cm abmessen, daselbst bohrt man durch den Stab, auf eben der Seite des Stabes, wo das Loch durch das Eisen geschlagen, ebenfalls ein Loch so groß, daß die Leine durchgeht; 5,2 cm über dem Loche wird das übrige Holz ausgesägt, und so macht man alle vier Stäbe gleich. Ferner läßt man sich von dem Schmied vier eiserne Bolzen machen mit einem Knopfe oder rundem Oehr, eine Hand lang und ein wenig schwächer, als das Loch im Eisen weit ist. Hiernächst muß man eine Leine zum Rucken haben, welche 18—20 m oder noch mehrere Centimeter lang sein kann, je nachdem die Hütte weit oder nahe vom Herde steht. Diese Ruckleine muß nur halb so stark sein als die große in den Netzen. Zuletzt macht man die Schwibpfähle und Lorsen von eichenem Holze,

weil dieses in der Erde am dauerhaftesten ist; die Schwibpfähle selbst bestehen in vier ordentlichen Pfählen, einen Arm dick und 83,4 cm lang. Wenn aber die Gegend sumpfig ist, so müssen sie länger sein. Zu den Lorfen nimmt man 50 cm lange Pfähle, 5,2 cm dick und 7,8 cm breit. 5,2 cm von oben herunter bohrt man mitten hindurch ein Loch so groß, daß der eiserne Bolzen gemächlich durchgeht, und solcher Lorfen muß man 8 Stück haben. Von diesen werden dann zwei und zwei zusammengeschlagen, dergestalt, daß ein Raum von 5,2 cm dazwischen bleibt. Hierbei ist zu bemerken, daß man zu den Lorfen auch nur einen Pfahl nehmen kann, und in diesem Fall verfährt man folgendergestalt: man macht diesen Pfahl viereckig, sodaß er 7,8 cm in der Dicke und 7,8 cm in der Breite hält; alsdann bohrt man ein Loch hindurch, und wenn er in die Erde geschlagen worden, spaltet man ihn in zwei Theile und treibt einen Keil dazwischen, bis er 5,2 cm weit voneinander steht. Wenn man alle diese Sachen besorgt und angeschafft hat, so verfügt man sich mit denselben dahin, wo der Herd angelegt werden soll. Man bestimmt zuerst den Platz des Herdes und den Ort zur Hütte. Hierauf setzt man den Zaun einen guten Schritt von den Bäumen ab, auf daß die Zweige der Bäume nicht so sehr über den Herd hängen; ist der Platz ungleich, so muß er gleichgemacht werden. Zu dem Ende kann man die Rasen abstechen und beiseitelegen, und wenn alsdann der Platz gleich und eben gemacht worden, so werden die abgestochenen Rasen wiederum ordentlich daraufgelegt und festgestampft. Ist aber der Platz sumpfig, so läßt man um den Herd herum einen Graben aufwerfen und erhöht ihn mit der aufgeworfenen Erde, sodann zieht man denselben mit einer Harke fein gleich ab und säet entweder Heusamen darauf, oder belegt ihn mit Rasen, denn der Herd muß einen dichten, mit Gras bewachsenen Boden haben. Hierauf sucht man nach Fig. A die Mitte des Herdes und zieht die Linie a b; wo nun diese Linie in die Hütte gehet, da muß das Rucksloch angebracht werden. Alsdann legt man einen Stab mit seinem Obertheile auf den Punkt c, doch so, daß das Loch eine Querhand über die Schnur a b reicht und das Loch der Hülse an den Punkt d. Meßt auf der Schnur a b 11,304 m von c nach der Hütte zu und legt daselbst ebenfalls einen Stab hin, so wie den ersten; wenn dieses geschehen, so zieht eine Schnur e f so, daß die Hülsenlöcher der beiden Stäbe gerade unter die Schnur zu liegen kommen, zieht die Schnur steif und befestigt sie an zwei Pfählen, schlagt die Lorfen d g in die Erde 5,2 cm weit auseinander dergestalt, daß die Löcher 5,2 cm hoch über die Erde und gerade unter der Schnur stehen. Hierauf schlagt ungefähr 2,20 oder 2,52 m von

d an hinten am Zaune einen Pfahl k gerade unter die Schnur und meßt von g nach der Hütte gleichfalls 2,20 m und schlagt den Pfahl h neben der Schnur schief und ein wenig nach der Hütte neigend. Auf der Seite nach der Mittellinie schneidet einen Kerb in den Pfahl, in diesen Kerb bohrt ein Loch und schlagt einen glatten Pflock hinein, einen Finger dick, und einen Finger breit von dem Pfahle muß er einen Knopf haben, daß die Leine nicht abrutschen kann. Durch Hülfe der Schnur richtet diesen Kerb und die Löcher in die Lorfen, und das Mittel des hintersten Pfahls in eine gerade Linie, und verfahrt auf der andern Seite auf gleiche Art und Weise. Hernach breitet die Wände auf dem Herde aus und steckt an beiden Enden die Leine durch die Löcher der Stäbe; hinten an das Ende der Leine schleift einen eisernen Ring, welcher so weit ist, daß man ihn über den Pfahl stecken und an dem Pfahle drehen kann, oder laßt einen eisernen Haken machen, dessen Stiel so lang ist, daß er durch den Pfahl reicht und am Ende ein Loch hat; bohrt ein Loch durch den Pfahl, steckt den Haken hindurch und schlagt hinten einen Stift in das Loch; an die Leine schleift einen kleinen Ring und hängt ihn in den Haken, was leichter als mit den großen geht. Zieht alsdann die Leine steif an, sodaß der Stab auf c reicht, und schleift sie einmal an den Stab herum, legt die Hülse in die Lorfe und steckt den Bolzen durch; verfahrt vorn ebenso und nehmt das Ende der Leine, legt es in den Kerb des Pfahls h, nehmt es hinter dem Pflock herum und zieht sie so steif an, bis sich der hinterste Stab ebenso hoch von der Erde hebt, als der vorderste, alsdann ist es steif genug; den übrigen Theil der Leine schlagt oben um den Stab und das Ende schleift ein mal fest zu. Schlagt sodann die Wand zurück und 31,4 cm lang von der obern Leine schlagt hinter die Stäbe zwei Pflöcke i i, legt die Wand wieder zu und macht hinten an die kleine Leine ein Oehr, womit ihr sie an den Pflock i anhängt; an den vordersten Pflock i spannt sie steif an, wickelt das übrige um und steckt das Ende unter, oder spaltet den Pflock oben auf und klemmt das Ende hinein. Mit der andern Wand verfahrt auf eben diese Art und richtet es so, daß Stab auf Stab zu liegen kommt. Zieht die kleinen Querleinen nicht sehr steif an und befestigt sie an der Ober- und Unterleine mit einem Oehr, das sich an den Leinen ein wenig schiebt und nicht aufgeht. Alsdann legt die Wände zurück und lehnt den Busen des Netzes zwischen die Ober- und Unterleinen ordentlich ein. Nehmt die Rucleine, macht an beiden Enden ein Oehr so groß, daß es an den Knopf des Stabes geht. Hängt beide Oehre an einen Pflock, und meßt 5 m, schleift daselbst einen Knebel von der Länge eines halben Fingers ein, und

31,4 cm lang von des Stabes Knopfe herunter, schleift sie einmal um und hängt das Ohr oben an den Stab, wie Fig. B a a zeigen; das Ende, welches doppelt ist, zieht in die Hütte durch das Ruckloch ein (das Ruckloch muß so hoch von der Erde sein, daß es dem Vogelsteller an den Oberleib reicht); zieht sie alsdann steif an und macht einen Schleifknoten vor, steckt einen Knebel hindurch und macht an der Wand zwei Absätze, auf welchen der Knebel ruht. Dies geschieht deswegen, daß man ihn bequemlich angreifen kann, wie Fig. B b zeigt. Wenn nun alles dieses so gemacht worden, wie ich hier beschrieben habe, so müssen die Wände, wenn sie zugeruckt werden, sehr schnell und accurat zusammenschlagen; findet sich aber das Gegentheil, so ist an der Stellung etwas versehen, mithin muß man nachsuchen, wo der Fehler steckt. Wollte es aber die Lage nicht verstatten, daß man das Ruckloch auf der Mittellinie anbringen könnte, sondern vielmehr ein Paar Schuh davon abweichen müßte, so macht nur das eine Ende der Ruckleine, auf dessen Seite das Loch steht, etwas kürzer als das andere Ende und versucht das Zurucken so lange, bis beide Wände zugleich niederschlagen und alsdann müßt ihr euch bei dem Aufstellen in Acht nehmen, daß die Enden nicht wieder verwechselt werden. Wenn sich aber die Stäbe gegeneinander setzen, sodaß sie wie ein Dach stehen, so darf nur das eine Ende der Ruckleine 2,6 cm länger an dem kleinen Knebel herausgelassen werden, alsdann ist diesem Fehler abgeholfen. Bisweilen weht der Wind sehr stark auf die Seite des Herdes und wirft bei dem Zurucken eine Wand zu, die andere aber zurück; in diesem Falle muß man denjenigen Theil der Ruckleine, welchen der Wind zurückhält, so oft an dem Stabe umschlagen, bis die Wand mit der andern zugleich niederschlägt. Man bedient sich auch hier eines Mittels, welches man Windrollen nennt, weil aber die Wände dadurch sehr langsam zuschlagen, so will ich desselben nicht einmal Erwähnung thun, weil bei gar zu großen Stürmen nichts zu machen ist und man am besten thut, daß man zu Hause bleibt. Wenn nun die Stellung auf vorgeschriebene Art fertig ist, so pflanzt den Zaun an und laßt von der Stellung eine Hand breit Raum; nach der Hütte zu laßt den Zaun schief zugehen, wie auf der Zeichnung zu ersehen. Auf der Seite, wo der Zaun an den Bäumen steht, laßt ihn hoch wachsen, und auf der andern Seite, wo der Vogel herkommt, macht ihn von einer halben Mannshöhe, und setzt nicht allzuhohe, jedoch träublichte Bäume an die Oerter ● ● ● ● ●. Diese Bäume müssen keine Wurzel haben, damit sie nicht anwachsen, und wenn sie im Herbst eingesetzt werden, so muß das Laub rein abgestreift werden. Der Zaun wird nicht sowol um des Windes willen, wie einige glauben,

sondern vielmehr um der Vögel Sicherheit willen gemacht, wie ich oben gezeigt habe. Nachdem ich also den Finkenherd beschrieben habe, so wende ich mich zu dem Ziemerherd. Die Netze werden auch mit zwei Schock Maschen angefangen; die Größe der Maschen selbst erhellt aus Fig. 2 der Tafel. Die Maschen werden der Länge nach fortgestrickt, bis man drei Schock hat. Alsdann fängt man an abzunehmen und nimmt je länger je mehr Maschen ab, und wenn $1^1/_2$ Schock lang gestrickt ist, so muß es 40 Maschen breit bleiben, wonach man sich mit dem Abnehmen einrichten muß; ferner strickt man an dem andern Ende wieder los und nimmt dabei so stark ab, daß man einen Triangel über die ordentliche Länge daran bekommt, welcher ungefähr einen rechten Winkel macht, wenn das Netz ausgespannt wird, wie aus Fig. 3 zu ersehen.

„Nach diesem wird die Haupt- und Sohlmasche mit Hasenzwirn darunter gestrickt, ebenso, wie ich bei den Finkennetzen gezeigt habe. Damit verfahrt folgendergestalt: zieht nämlich die großen Leinen von 19 m, sowie auch die kleinen von 15 m lang, bei c Fig. 3, wo einer von den 3 Zipfeln anfängt, ein. An a bindet ein Oehr, und laßt 62,8 cm übrig, dieses zieht durch die Maschen querüber, und befestigt es an das Oehr der großen Leine b. Die Querleine an der großen Leine c befestigt mit einem Oehr und zieht sie durch die äußersten Maschen um den Zipfel d herum, und befestigt sie in c. Sucht hierauf 4 gerade Stäbe oder laßt den Tischler dieselben aus fichtenen Latten und 3,9 cm stark hobeln, schlagt die Hülseneisen daran und meßt sodann von dem Loche hinauf 2,20 m, schneidet daselbst einen Kerb auf derjenigen Seite des Stabes, welcher auf die Erde zu liegen kommt; 7,8 cm über dem Kerb schneidet das übrige Holz ab und meßt 3,77 m von dem hintersten Oehr der großen Leine, daselbst schlagt die Leine einmal um den Stab, und umwindet sie fest mit Bindfaden, jedoch so, daß die Leine auf die inwendige Seite des Stabes zu liegen kommt. Mit dem obersten Stabe verfahrt so: legt die Leine auf den Stab, umwindet sie mit Bindfaden und schlagt sie alsdann einmal um, wie an den Finkennetzen gezeigt worden ist. Macht die andere Wand der erstern gleich, alsdann zieht eine Schnur a b nach Figur C und setzt hinten einen starken Pfahl c, welcher in der Länge einer Hand aus der Erde hervorragt, schneidet ihn vorher breit, bohrt ein Loch hindurch und schlagt einen Pflock einen Finger dick hinein und setzt die schmale Seite gerade gegen die Schnur: der Pfahl kann oben am Loche 10,5 cm breit und 5,2 cm dick sein; schlagt sie alsdann so tief hinein, daß der Pflock so nahe auf der Erde steht, daß man nur den Finger darunterlegen kann. In der Mitte dieses Pfahls befestigt die Schnur a b und spannt sie fest

an; von dem Pfahle meßt 2,83 m, daselbst schlagt die Lorfe ein, so daß eine jede 15,7 cm von der Schnur absteht, von hier an meßt 7,85 m auf der Linie a b nach der Hütte zu, und schlagt daselbst eine Lorfe recht unter der Schnur ein, in dieser werden beide Stäbe an einen Bolzen befestigt.

„Es ist aber besser, wenn man die Lorfe breit macht und 2 Löcher hindurchbohrt, und zwar 5,2 cm weit voneinander, sodaß jeder Stab sein besonderes Gewerbe hat. Sucht hierauf 2 Bäume, die gerade und am Stammende 10,5 cm stark und 4,71 m lang sind; Rüster und Eschen sind dazu am besten, in deren Ermangelung aber kann man Weiden, Aspen oder Birken nehmen; meßt sodann 3,77 m von der vordersten Lorfe nach der Hütte zu, auf a b und legt den Baum d, daß dessen Spitze 57,1 cm über die Schnur a b reicht; hart an dem Zaun schlagt einen starken Haken vor, und hinten am Ende schlagt abermals einen starken Haken dahinter, wie e f zeigt. Oder setzt anstatt der Haken eichene Pfosten in die Erde, laßt sie 31,4 cm hoch über der Erde herausstehen; in den hintersten meißelt ein Loch, in den vordersten schneidet auf der Seite nach der Hütte zu einen tiefen Kerb ein, alsdann hauet an das Stammende des Schnellbaums einen Zapfen, stoßt ihn in das Loch des hintersten Pfostens, und vorne legt ihn in den Kerb und schlagt einen Stift vor. Diese Pfosten dauern viele Jahre, und nachgehends hat man weiter keine Mühe, als daß man die trockenen Schnellbäume herauszieht und frische hineinlegt. Zwischen beide Pfosten werft Erde auf den Schnellbaum, daß er nicht so bald verdorre, meßt von da auf a b weiter 1,26 m fort und legt den andern ebenso, und alsdann meßt an den Schnellbäumen 3 Querhände über a b nach der Spitze zu, und schlagt daselbst einen solchen eisernen Haken ein, wie an dem hintersten Schwibpfahl des Finkenherdes angezeigt worden ist, oder laßt an der Spitze des Hakens eine Schraube feilen wie ein Nagelbohr, so kann man sie nach Belieben ein- und ausschrauben. Wenn die Schnellbäume gut eingegraben werden, so bleiben sie öfters 2 ganze Jahre grün, sobald sie aber dürre werden, muß man frische legen. Alsdann nehmt die eine Wand, hängt das Oehr b Fig. 3 an dem Pfahl c Fig. C an den Pflock der andern Seite, schlagt gegenüber, so lang die kleine Querleine reicht, einen Pflock in die Erde und hängt das Oehr a daran, setzt den Stab mit seinem offenen Loche auf den in der Lorfe verkeilten Bolzen, wickelt das Netz vollends auf und setzt den vordersten Stab auch ein. Nun müßt ihr zu jeder Wand 2 kleine Kloben haben; hierzu schneidet ein hartes Holz, 7,8 cm lang und 2,6 cm dick, an beiden Enden bohrt ein Loch durch, schneidet die Ecken in den Löchern fein glatt aus, daß sich

die Leine nicht durchreibt; in das eine Loch macht von doppeltem Sackband ein Gehänke eine Querhand lang, in dasselbe schleift einen kleinen eisernen Ring, mit demselben hängt den Kloben in den Haken des Schnellbaums und zieht die große Leine durch das andere Loch des Klobens nach dem Stabe hinauf, durch den andern Kloben, welcher 1 m lang von dem Stabe herunter an die große Leine mit Bindfaden befestigt wird; an das Ende der großen Leine macht einen Knoten, daß sich dieselbe nicht wieder zurückziehen kann; nun faßt das Ende der großen Leine an und zieht die beiden Kloben zusammen, bis die Wand mittelmäßig steif ist, alsdann macht einen Schleifknoten vor, daß die Leine nicht wieder zurückrutschen kann; wenn nun die Wand wieder soll abgenommen werden, so zieht man den Schleifknoten auf und läßt es wieder auseinanderfahren, hakt den Kloben mit seinem Ringe von dem Schnellbaume ab, liest die Leinen mit den Kloben zusammen und wickelt sie sammt den Netzen wieder um den Stab. Man hat nicht nöthig, die Kloben alle Tage auf- und abzuspannen, sondern wenn sie einmal ordentlich gespannt sind, so hakt man den Ring vom Schnellbaum ab, und beim Aufstellen faßt man den Schnellbaum mit der Hand, zieht ihn an und hängt mit der andern Hand den Ring in die Haken. Und dieses kann man so lange thun, bis nach Gelegenheit der Witterung die Leinen zu steif oder zu schlaff werden. Wenn nun diese Wand gespannt ist, so legt dieselbe nieder und schlagt hinter dem Stabe einen Schuh lang von der obern Leine herunter einen daumensdicken Haken dergestalt in die Erde, daß der Haken gegen die kleine Leine steht und nicht völlig die Erde erreicht, damit die kleine Leine gemächlich untergeschoben werden kann. Vorn schlagt ebenfalls einen Pflock g, spaltet ihn oben auf und richtet sodann die Wand wieder in die Höhe, spannt die Unterleine fest, wickelt sie um den kleinen Pfahl, welcher oben aufgespalten ist, dann klemmt das Ende in den Spalt, nehmt die Querleine und hängt sie mit dem Zipfel d Fig. 3 an den Knopf des Bolzens h, zieht sie an der Unterleine steif an und befestigt sie daselbst. Nehmt hernach eine gerade Stange und richtet sie hinten auf a b in i gerade in die Höhe, setzt sie fest in die Erde und schneidet sie oben, wo die Leinen zusammenschlagen, breit; mit der andern Wand verfahrt auf gleiche Weise, hängt sie hinten über das Kreuz, auf der andern Seite des Pfahles an, und seht zu, daß Stab gegen Stab paßt. Zuletzt nehmt die Ruckleine, faßt beide Oehre zusammen, meßt 4 m und macht alsdann daselbst einen Knebel ein. Schlagt nun erstlich in h oder in 𝔊, wo es sich am besten schickt, eine weite und starke Lorse, Fig. D m, in diese befestigt eine armstarke und 2,83 m lange Stange n, welche oben eine Gabel r hat,

unten bohrt ein Loch durch und befestigt sie in der Lorfe mit einem eisernen oder starken hölzernen Bolzen auf der Seite gegen den Herd zu, schlagt einen breiten Pfahl vor die Lorfe, auf welchem die Stange ruhen muß, und also schräg gegen den Herd zu stehen bleibt, auf der Seite gegen die Hütte zu muß die Stange eine freie Bewegung haben, in der Mitte dieser Stange befestigt einen Knebel p einen Finger lang und dick. Nun nehmt die Ruckleine, hängt die Oehre a an die Spitzen der Stäbe, zieht sie oben über die Gabel r an der Stange herunter, schleift sie an den kleinen Knebel p einmal herum und führt das Ende in die Hütte. Diese Hebestange ist ein großer Vortheil in dem Zurucken, denn wenn in der Mitte der Hebestange 94,15 cm lang gezogen wird, so zieht die Gabel oder oberste Ende der Hebestange 1,89 m lang; folglich kann man auf einen Ruck von 94,15 cm lang weit schneller ziehen als auf einen Ruck von 1,89 m lang. Was die Länge der Ruckleine anbetrifft, so muß man sich damit nach der Hütte richten: insgemein wird die Hütte so weit von dem Herde gemacht, als der Herd lang ist. Bei dem Finkenherde ist dieser angegebene Abstand sehr gut; allein bei dem Strauchherde ist es besser, wenn die Hütte noch etwas entfernter von demselben ist, und überhaupt muß man sich hier nach der Lage richten. Wenn ihr nun die Wände niederlegt, so werden sich die Schnellbäume biegen und die Wände mit Gewalt zusammenziehen, sobald sie aber die Erde erreicht haben, werden sie liegen bleiben; findet ihr nun, daß sie zu fest aufliegen und sich schwer aufrücken lassen, so schlagt die Lorfen ein wenig tiefer in die Erde, die vorderste Lorfe aber muß mit den Löchern hart auf der Erde stehen. Liegen die Wände zu locker, so taugt es auch nichts, denn wenn man die Ruckleine nur ein wenig steif spannen will, so schlagen sie gleich zusammen, mithin muß man die Mittelstraße zu treffen suchen; folglich ist es ein sehr nothwendiges Stück, daß der Platz vorher recht gleichgemacht wird. Endlich sucht 2 glatte runde Steine, 1/2 Pfund schwer, näht sie in Leinwand ein, oder umstrickt sie mit Bindfaden und bindet zugleich ein doppeltes Sackband daran. Mit diesem Bande schleift die Steine an der obern Leine fest, wie L L zeigen, diese schlagen alsdann bei dem Zurucken über die Wände und ziehen die Leinen dicht zusammen. Hierauf legt die Wände nieder und legt den Busen der Netze ein; zeichnet sodann die 4 Ecken des Strauchs ab, nach XXXX, und laßt einen Raum von 66,7 cm breit zwischen dem Netze und dem Strauche nach v v herumgeben. In der Mitte, auf der Linie a b, pflanzt eine lebendige Hecke von Kreuzdorn oder Eberesch-, oder auch Wachholderbäumchen so hoch, daß die Wände gemächlich darüber zuschlagen können; ist aber kein Kreuzdorngesträuch zu

finden, so nehmt Härtern, oder Faulbaum, auch ein ander Gesträuch, das nicht so schleunig in die Höhe wächst, diese Hecke wird alle Jahr im Frühlinge verschnitten, daß sie nicht zu hoch wächst, und endlich wachsen Beeren darinnen, welche die Vögel besser zum Einfall reizen als die, welche hingemacht werden, weil diese bald welk und ungestalt werden. Auf jeder Seite von X bis wieder zu X pflanzt ebenfalls ein niedriges Gesträuch; sucht hiernächst lange und biegsame Stangen, so lang als ihr sie haben könnt, schneidet von denselben alle Aeste fein glatt ab, hauet beide Enden spitzig, biegt sie rund und setzt sie in Form eines gedruckten Bogens in die Erde, dergleichen Spriegel setzt vorn von X zu X einen, und hinten von X bis X einen, und in der Mitte 2 oder 3. Die Höhe dieser Spriegel soll von der Erde nicht höher als die halbe Länge der Stäbe der Netze sein.

„Auf diese Spriegel werden der Länge nach Stangen gebunden, etwa auf jeder Seite drei und eine in der Mitte durch die Hecke; die selbst wachsenden Gesträuche auf beiden Seiten werden mit ihren Zweigen auf die Stangen gebunden, an der Mittelhecke werden Stände gemacht, wo die Lockvögel hingesetzt werden.

„Die Beeren werden mit den Zweigen abgeschnitten und hineingethan, sodaß es als ein natürlicher selbstwachsender Zaun aussieht. Je natürlicher ihr es machen werdet, desto lieber werden die Vögel einfallen. Die mittelste Hecke dient dem Vogel zum Schirm vor dem Raubvogel, dann sitzt er ganz sicher dahinter und genießt die Beeren, und wenn er denselben vorbeifliegen sieht, so hüpft er in die Hecke und sitzt so lange still darinnen, bis er weg ist.

„Auf jede Ecke des Strauchs und vor jedes Fach zwischen die Spriegel wird eine steife Ruthe gesteckt, welche das Garn abhält, daß es nicht an dem Strauche hängen bleiben kann.

„Dieses ist nun die beste Art von Strauchherden, welche ich durch meine eigene Erfindung nach und nach so weit verbessert habe, daß ich nun nichts mehr daran zu verbessern weiß.

„Ich wohne hier an einem solchen Orte, wo nur ein geringer Vogelzug ist, deswegen habe ich allen möglichen Fleiß und List angewendet, daß auch von diesen wenigen Vögeln keine davonkommen möchten. Wo es Vögel genug gibt, da achtet man dieses nicht; wenn auch die meisten davonfliegen, so fängt man dennoch genug. Mein verbesserter Herd ist also eingerichtet, wie ihn ein armer Vogelsteller gebrauchen kann, der alle seine dazugehörigen Geräthe täglich hinaus und wieder nach Hause tragen muß; oder doch wenigstens die Garne täglich abnehmen und aufstellen muß, und in die dabei befindliche Hütte

verschließen. Deswegen habe ich alles so eingerichtet, wie es mit dem Aufstellen und Abnehmen am leichtesten und geschwindesten von statten geht. Wer aber seinen Herd in solchen Gehägen hat, wo sich kein Dieb an den Garnen vergreifen darf, sodaß man die Wände Tag und Nacht kann stehen lassen, der kann die Stellung weitläufiger machen. Einige haben anstatt der Schnellbäume Gewichte, und dieses wird auf folgende Art gemacht: man setzt in ☿ auf der Linie a b einen starken viereckigen Pfahl etwas schräg gegen die Hütte, um denselben werden die Leinen kreuzweise, wie an den hintersten Pfahl c gezogen, hinter dem Pfahl ist ein Loch in der Erde, in welchem die Gewichte hängen; um den Pfahl herum, wo die Leinen anstreichen, werden Rollen befestigt; desgleichen muß eine Schwelle über das Loch gelegt werden, an welcher auch Rollen sind, über welche die Leinen hinunter in das Loch gehen, und an welcher die Gewichte hängen. Das Netz geht an der großen und kleinen Leine bis an den Pfahl, ebenso, wie hinten, die vordersten Lorfen stehen ebenso weit auseinander als die hintersten, und an dem vordersten Spriegel wird eben auch eine solche Stange aufgerichtet wie an dem hintersten. Uebrigens kann man eben solche Hebestangen anbringen, wie ich oben gelehrt habe. Einige haben es so eingerichtet, daß der Herd wie eine Falle gestellt wird, welche durch ein Draht- oder Zugschnürchen abgezogen wird; es hat dieses weiter keinen Nutzen als diesen, daß man zusehen kann, wie die Wände zuschlagen und die Vögel berückt werden.

„Einige bedienen sich hier eines Schnellers, allein dieser ist sehr mühsam zu spannen und wird auch sehr bald lahm. Andere bedienen sich Gewichte, welche über Rollen laufen, ich muß doch aber sagen, daß alles, was auf Rollen läuft, zu langsam geht und deshalb vermieden werden muß. Ich habe hierzu eine Art erfunden, welche auf den Schwung geht, und dieses ist die schnellste Art und wird also gemacht. Macht eine Walze 13,1 cm im Durchschnitt und 94,16 cm lang, legt sie quer auf die Linie a b, 3 Schritte von der Hütte ab, befestigt sie an beiden Enden mit 2 starken Haken auf der Erde, in der Mitte meißelt ein Loch hinein und zapft eine armdicke Stange in dasselbe 2,0017 m lang, macht ferner eine kleine Leiter mit engen Spalten, 94,16 cm lang und 57,1 cm breit, zapft diese Leiter mitten an der Walze ein, sodaß sie mit der Stange einen rechten Winkel macht, und heftet die Leiter und Stange mit einem von gedrehten Weiden gemachten Strebebande zusammen, richtet die Stange gerade auf, sodaß die Leiter gegen die Hütte zu auf die Erde zu liegen kommt, daselbst grabt ein Loch 62,8 cm tief in die Erde, vor dem Loche nach der Hütte zu schlagt eine Lorfe in die Erde, und in die Lorfe befestigt mit einem Bolzen eine Latte

94,16 cm lang, 57,1 cm hoch von der Erde, schneidet einen Kerb in die Latte, sodaß, wenn ihr die Leiter aufhebt, die Latte mit dem Kerb gegen die oberste Spalte fallen kann und sich da einklinkt. Nun nehmt einen Stein, der so schwer ist, daß 2 Mann daran zu heben haben, diesen legt auf die Leiter, bindet ihn fest an, dann faßt oben an die Stange und zieht die Leiter durch Niederdrücken der Stange mit dem Stein in die Höhe, daß die Latte einklinkt, bindet die Rucleine v oben an die Stange, und oben an die Latte bindet ein Zupfschnürchen und zieht es in die Hütte. Wenn man nun die Klinke abruckt, so fällt der Stein in das Loch, und die Stange schnellt die Wände zu; will man nun die Wände wieder niederlegen, so muß man vorher den Stein erst aufheben und anklinken. Ich könnte noch mehr dergleichen Arten beschreiben, wenn sie nicht ohne Nutzen wären, und den Fang mehr verhindern als befördern hülfen. Mancher will sich damit groß machen, seinem Herd ein kunstreiches Ansehen zu geben, welches, wie gesagt, nur schädlich ist, denn der Vogel, ob es gleich eine unvernünftige Creatur ist, sieht doch, daß es nicht richtig ist, er prallt öfters wieder zurück, wenn er schon im Fallen begriffen ist; ich will hiervon ein Exempel anführen. Ich hatte zu einer Zeit meine Netze verändert, und anstatt der grünen weißgraue aufgestellt, da wurde ich bald gewahr, daß die Vögel nicht mehr so gut auffallen wollten als vorher, und dies dauerte so lange, bis ich diese Wände auch grün färbte. Noch einen Beweis will ich anführen. Ich halte meine Lockvögel alle miteinander in einer Kammer, nahe an der Stube, in welcher sie frei herumfliegen, und kommt niemand hinein als ich selbst; wenn ich sie nun füttere, welches des Tages einmal geschieht, so sind sie ganz gelassen, sehen meiner Arbeit zu, einige singen und lassen nichts Furchtsames von sich blicken; sobald aber ein Fremder hineinkommt, fliegen sie mit furchtsamem Geschrei in der Kammer umher, kommt endlich eins von meinen annoch kleinen Kindern hinein, so thun sie so ängstlich, als wenn ein Raubthier hineinkäme. Wer sagt es nun diesen unvernünftigen Creaturen, daß sie sich zu den kleinen unmündigen Kindern weniger Gutes zu versehen haben als zu einem erwachsenen Fremden, und zu diesem weniger als zu ihrem Wärter, der ihnen täglich Gutes thut?

„Gebt euch einmal die Mühe und schleicht den Krammetsvögeln nach, wenn sie in die Beerenhecken fallen, niemals werdet ihr sehen, daß sie allda so furchtsam zurückprallen als an dem Herde. Seht den Finken zu, wenn sie auf den Acker fallen, oder unter den Bäumen auf dem Grase ihre Nahrung suchen wollen, ihr werdet niemals sehen, daß sie allda so furchtsam hin- und herfliegen, öfter niederfallen wollen und

plötzlich wieder zurückprallen und davonfliegen, als auf dem Herde geschieht: dieses wird euch Beweis genug sein, alles kunstreiche Ansehen, das in unsern Augen schön aussieht, abzuschaffen, und den Herd so einzurichten, wie er in den Augen der Vögel schön und natürlich aussieht, wovon ich euch schon in vorhergehenden Blättern unterrichtet habe. Werdet ihr alles so einrichten, wie ich euch gezeigt habe, so werdet ihr sehen, wie viel an einem guten, natürlich eingerichteten Herde gelegen ist. Die meisten Vogelsteller machen ihre Strauchherde auf einem hellen Wiesenfleck, wo nicht einmal ein natürlicher Baum steht, auf welchem die Vögel anbuschen können, sondern sie umsetzen nur den Herd mit Heckbäumen und machen einen niedrigen todten Zaun darum, weil sie glauben, der Vogel müsse den Beerenstrauch von ferne sehen können, und hiermit fehlen sie weit. Wer Vögel fangen lernen will, der lerne es da, wo ein schlechter Zug ist, wo aber viel Vögel sind, da ist es keine Kunst. Der Krammetsvogel sucht seine Nahrung, die Beeren, in den Hecken, wo sie wachsen, und kennt die Gegenden und das Gesträuch, wo dergleichen zu wachsen pflegen, schon von ferne; hört er nun die Lockvögel an solchen Orten locken, so ist er überzeugt, daß allda Beeren zu finden sind, er buscht daselbst auf den natürlichen hohen Bäumen ungezwungen an, und fällt ohne Furcht auf den Herd, weil er einen sichern Schirm vor dem Raubvogel zur Seite hat, wie ich denn schon im ersten Kapitel gezeigt habe.

„Will man nun auch einen Heidelerchenherd anlegen, so muß hierzu ein großer leerer Wiesenplatz vorhanden sein, wie ich schon vorher gesagt habe, denn sonst geht es nicht an. Auf diesem Platz legt den Herd an, und bringt ihn so weit von den Gebüschen ab, als es möglich ist. Zu den Wänden könnt ihr ein paar Finkennetze nehmen, wollt ihr aber neue Wände dazu machen, so fangt solche mit 2 Schock Maschen an und strickt 6 Schock lang. Die Maschen macht so weit wie bei den Ziemernetzen. Dies geschieht um des Windes willen, weil sich der Wind nicht so sehr darin aufhalten kann, als in den engen Maschen. Der Herd selbst wird um ein gut Theil größer als der Finkenherd gemacht, damit die Lerchen durch einen kleinen Herd nicht veranlaßt werden, neben den Herd zu fallen. Die Stäbe und Leinen werden nach Proportion der Netze eben auf die Art gemacht, wie bei den Finkennetzen gezeigt worden, und mit der Stellung wird auf gleiche Weise verfahren. Der Platz zum Heidelerchenherd wird entweder umgegraben, oder mit schwarzer Erde bestreut.

„Was dann endlich die Strauchnetze anbetrifft, wovon ich oben Erwähnung gethan, so werden dergleichen nur von Pfuschern gebraucht.

Sie bestehen in einer Wand, welche wie ein Finkennetz gestellt wird, und müssen ebenso viel Maschen im Großen haben, als ein Finkennetz dergleichen im Kleinen hat. Die Stäbe werden so lang gemacht als an den Schlagnetzen, und das Netz wird so viel eingezogen, daß es 9,42 m lang stellt. Vor diesem Netze wird der Strauch gebaut, sodaß zwischen beiden ein kleiner Raum bleibt. Auf derjenigen Seite, wo die Wand niederschlägt, darf der Strauch nicht über 31,4 cm über die Lorkenlinie reichen, und von jeder Lorke bis an den Strauch muß ein Raum von 1,57—1,89 m lang bleiben, und die Höhe des Strauchs darf sich nicht über den halben Stab des Netzes erstrecken.

„Hinten, längs dem Strauche, werden Ruthen, jede 62,8 cm weit von der andern, eingesetzt, desgleichen auch mitten durch den Strauch sowol als auf der andern Seite. An dem Orte, wo bei dem Zurucken das Netz etwa hängen bleiben sollte, steckt eine Ruthe und versucht dieses so oft, bis es sich nicht mehr anhängt. Einige loben diese Netze und sagen: es koste nicht viel Mühe mit dem Aufstellen; allein sie denken nicht an die vielen Fehler, welche damit verbunden sind. Denn wenn die Oberleine ein wenig schlaff wird, so steht es auf der Erde eine Querhand hoch offen, und wenn der Wind in den hintersten Theil ein wenig stark weht, so bleibt das Netz hängen und schlägt gar nicht nieder. Endlich wischen auch die Vögel, welche auf der obersten und vordersten Stange sitzen, öfters davon, ehe sie das Netz ergreift, und überdies wird auch der Strauch zu klein und die Vögel fallen nicht gerne hinein. Bei den Schlagwänden hingegen ist man dieses Verdrusses völlig überhoben, und obgleich die Leinen, wenn sie vorher naß geworden, öfters schlaff werden, so darf man sie nur mit einem Haken zusammenziehen und den Haken so lange hängen lassen, bis die Vögel ausgenommen sind. Einen solchen Haken muß man beständig vorne am Zaune parat liegen haben. Das Netz auf der rechten Seite nennt man das inwendigste, und muß allemal zuerst aufgestellt werden, hernach richtet man das andere dagegen. Wenn alles dieses, was ich angeführt habe, wohl in Acht genommen wird, so kann kein Vogel davonkommen, und wenn er auch auf der obersten Stange sitzt; denn die Wände werden ihn eher ergreifen, als er sich herausschwingt. Ist nun alles dieses fertig, so pflanzt den Zaun ebenso, wie ich bei dem Finkenherde gezeigt habe, und setzt gute Fallbäume an die Oerter ●●●●●. An dem Eingange der Hütte macht einen Schirm, oder laßt den Zaun ebenso schief zugehen, wie am Finkenherde, damit euch die Vögel, wenn ihr aus der Hütte auf den andern Herd geht, von jenem Herde nicht gewahr werden und davonfliegen. Wenn aber ein Heidelerchenherd dabei ist, so kann man nicht anders, als daß

man allemal über einen Herd hinweglaufe, wenn man nach dem andern gehen will, es sei denn, daß man in der Hütte zwei Thüren habe. Zum Beschluß dieses Kapitels muß ich noch bemerken, daß es sehr gut ist, wenn man die Netze färbt; denn es scheint, als ob sich die Vögel vor den weißen ungefärbten Netzen scheueten. Zwar machen einige einen kleinen Graben eine Querhand tief zwischen der Ober- und Unterleine, sodaß der Busen des Netzes in diesen Graben fällt, wenn er eingelesen wird. Weil aber dieser Graben alle Jahre aufgeräumt werden muß, so wird dadurch der Platz ungleich, und alsdann kann die kleine Leine nicht aufschließen, und wenn es stark geregnet hat, so ist öfters der Graben, wenn man aufstellen will, noch mit Wasser angefüllt, mithin ist es viel besser, daß man die Netze färbe. Sie können nach eines jeden Gefallen entweder mit grüner oder Erdfarbe gefärbt werden. Zu der Erdfarbe wird die grüne Schale von Erlen oder die Knospen, welche den Samen tragen und noch grün und saftig sind, genommen; diese stößt man klein, gießt Wasser darauf und thut ein wenig Alaun und rostig Eisen dazu. Man läßt es alsdann einige Wochen stehen, daß es recht auslaugt, und setzt es sodann auf das Feuer; sobald es anfängt zu kochen, hebt man es ab und legt die Garne hinein, und nach ein Paar Stunden nimmt man sie wieder heraus. Diese Farbe ist sehr gut zu den Netzen auf dem Heidelerchenherde. Zu der grünen Farbe nimmt man blaue Brasilienspäne, thut ein wenig Alaun hinzu und gießt fließend oder Teichwasser darauf, und läßt es auf dem Feuer wohl sieden. Hernach werden die Garne hineingesteckt, und wenn sie wieder herausgenommen werden, so sind sie blau. Hierauf müssen sie wohl getrocknet werden, und wenn dies geschehen, so nimmt man Schartenkraut oder Schare, wie es die Färber nennen, und verfährt damit ebenso als mit dem Blauholze. Sobald es nun im Kessel oder Topfe überschlägt, so hat es genug gekocht und muß alsdann abgenommen werden; denn wenn es zu lange kocht, so färbt es nicht. Wenn es ein wenig verschlagen hat, so klärt die Farbe von dem Kraute in einem andern Kessel ab und thut wohlgestoßenen Grünspan hinein, oder gießt einige Tage vorher guten Essig auf den Grünspan, so löst er sich von selbst auf. Wenn nun der Grünspan hineingethan und alles wohl umgerührt worden, so steckt die Garne hinein, nehmt sie nach einer Stunde wieder heraus und legt sie auf die über den Kessel gelegten Stöcke, damit sie wohl abtriefen. Laßt sie alsdann trocken werden, und wenn ihr findet, daß sie nicht grün genug sind, so könnt ihr sie noch einmal in die übriggebliebene Farbe stecken, wodurch die Farbe dunkelgrün und ziemlich dauerhaft wird. Wenn man zu zwei Paar Wänden 1 Pfund Grünspan nimmt, so ist dies hinlänglich. Die Stäbe

kann man entweder an einem Strohfeuer schwarz sengen, oder man kocht aus dürren Nußschalen oder Kaminruß und Wasser eine Farbe, und bestreicht sie damit, und wenn sie trocken sind, so müssen sie noch einmal mit Leinöl bestrichen werden, damit die Farbe von dem Regen nicht abgewaschen werde."

„Von den verschiedenen Herden."

„Wenn ihr nun alles Nöthige beisammen habt, so wie ich es gezeigt habe, so macht um Kreuzerhöhung die Herde zurecht. Nehmt eine scharfe Sense und mäht das Gras auf dem Finkenherde glatt ab, schafft es hinweg, und wenn es noch zu lang ist, so übermäht es noch einmal, ihr müßt euch aber vorsehen, daß das Gras nicht ausgerissen, sondern glatt auf der Erde abgeschnitten wird, denn der Herd muß einen dichten Grasboden haben, sonst wird er bei nassem Wetter zu schmuzig, wodurch dann die Garne verderben, die Läufer besudelt werden und die Vögel nicht gern auffallen. Nach diesem verschneidet den Zaun mit einer Zaunschere, oder mit einem Messer, und sucht recht träublichte Fallbäume, streifet das Laub rein ab und setzt sie so, wie ich bei dem Grundrisse gezeigt habe. Laßt an einigen Aeste stehen, etwa mannshoch, oder schlagt Nägel hinein, damit die Vogelbauer angehängt werden können. Alsdann sucht mannshohe Stangen, spaltet sie oben 31,4 cm lang auf und klemmt Gesträuch oder Schilf hinein, und bindet es oben mit einer Weide zusammen. Auf der einen Seite schlagt einen Pflock oder Nagel ein, oder wenn daselbst ein Zweig ist, so laßt ihn eine Hand lang stehen, daß man einen Vogelbauer daran hängen kann. Solche Stäbe macht so viel als Lockvögel nöthig sind, setzt sie auf die Seite des Herdes, wo der Vogel herkommt, aber nicht so nahe zusammen, sondern etliche Schritte vom Herde. Der Wisch wird gegen den Herd gekehrt, sodaß der Lockvogel nicht auf den Herd sehen kann; der Wisch dient wider den Raubvogel, weil er den Lockvogel nicht so leicht gewahr wird als wenn er frei hängt. Dieses sind die Vorposten, denn die Lockvögel müssen die ankommenden Vögel anschreien, ehe sie völlig an den Herd kommen. Endlich kehrt den Herd mit einem Dornbesen rein ab und macht die Läuferfäden an. Hierzu nehmt 83,4 cm lange Zwirnfäden, bindet beide Ende zusammen und steckt einen 31,4 cm langen Bügel durch in die Erde, setzt ihn gerade den Lorfen in einer Linie, gleich weit voneinander, und zwar auf der einen Seite 4 oder 3 und auf der andern 5 oder 4. Hierbei ist zu bemerken, daß sie nicht so nahe an den Enden gemacht werden, damit die Vögel nicht veranlaßt werden, dahin zu fallen, denn

an den Enden wischen sie bei dem Zurucken leicht durch. Zuletzt macht das Klippruhr, dazu nehmt ein Holz 1 Finger dick und 31,4 cm lang. Ein paar Querfinger von den Enden bohrt Löcher ein, und in der Mitte auch eins. Zapft in der Mitte eine Ruthe ein, 94,16 cm lang und halb so dick als ein Finger; in die anderen beiden Löcher zapft einen Spriegel und bindet die Ruthe in der Mitte fest darauf. An die Spitze der Ruthe bindet einen 31,4 cm langen Faden und legt sie an das Ende, wo der fünfte Läufer hinkommen sollte.

„Nach der Mitte zu macht zwei Haken von Holz und schlagt sie über die Enden der Walze in die Erde, sodaß sich die Walze darunter drehen kann, und über der Walze macht einen glatten Spriegel, damit sich die Ruthe nicht überschlägt. Hinter diesen macht einen kleinern Spriegel und zieht einen Faden aus der Hütte unter dem kleinen Spriegel durch und über den großen, und bindet das Ende mitten an die Ruthe. An dem vordersten Theile des Fadens wird ein Vogel mit dem Schwanze angefesselt. Wenn sich nun die Vögel dem Herde nähern, so zieht den Vogel mit der Ruthe in die Höhe und laßt ihn sachte wieder herunterfliegen. Hierdurch werden die ankommenden Vögel gereizt, anzubuschen. Einige machen ein Ruhr auswendig am Herde, wo die Vögel herkommen, und dies heißt ein Schweberuhr. Man steckt eine Stange mannshoch in die Erde und bindet oben einen schwarzgefärbten Faden von Hasenzwirn daran und zieht ihn nach der Hütte zu; alsdann setzt man daselbst wieder eine Stange und bohrt oben einen Spriegel ein. Hierdurch wird die Schnur in die Hütte gezogen. In der Mitte wird ein 31,4 cm langer Faden gebunden, und daran wird ein Vogel mit dem Schwanze festgemacht. Diese Schnur läßt man so weit heruntersinken, daß der Vogel auf der Erde sitzt; wenn man nun die Vögel sieht ankommen, so zieht man den Faden steif an, und läßt den Vogel wieder sachte herunterfliegen. Wenn aber der Herd auf derjenigen Seite nicht mit Bäumen verwachsen ist, wo die Vögel herkommen, sodaß sie das Ruhr auf dem Herde sehen können, so hat man das Schweberuhr nicht nöthig. Ist nun dieser Herd fertig, so geht zum Strauchherde. Laßt alles Gras in demselben mit einer Sichel glatt abschneiden, verschneidet den Zaun, rauft das Gras unter dem Strauche hinweg und fegt es mit Dornbesen wohl aus. Alsdann sucht Kreuzdornbeeren, welche reif und voll sind, schneidet sie mit den Zweigen ab und pflückt das Laub rein ab, steckt sie in die Erde und legt sie schräg auf die Stangen der untersten Spriegel, und wo es nöthig ist, da bindet sie mit Bast oder Weiden auf die Stangen. Wenn also der ganze Strauch wohl ausgeziert ist, so schneidet hin und wieder Kerben ein und klemmt Eber-

eschenbeeren hinein, so viel ihr anbringen könnt. An solchen Orten, wo viel Ebereschenbeeren sind, da kann man sie mit den Zweigen abschneiden und einstecken, denn je mehr dergleichen Beeren hineinkommen, desto besser ist es. Die Fallbäume setzt so, wie am Finkenherde gezeigt worden. Das Ruhr wird auf verschiedene Art gemacht. Einige machen ein Schweberuhr auf die Seite des Strauchs, wo der Vogel herkommt, auf den Strauch selbst legen sie einen Rasen 31,4 cm lang und breit, wo der Vogel drauf sitzt. Der Faden wird in der Hütte in einen Kerb geklemmt, und wenn sie rucken wollen, so machen sie ihn los, daß er lang wird, wenn dieses aber unterlassen wird, so schlägt man ihn mit den Wänden entzwei, oder schnellt dem Vogel den Schwanz aus. Wem nun dieses nicht gefällt, der mache es also: setzt einen Fallbaum gerade dem ersten Spriegel über; an diesen nagelt eine Stange so hoch, daß sie die Stäbe der Netze nicht erreichen mögen. Diese Stange muß so lang sein, daß sie bis über die mittelste Stange des Strauchs reicht, am Ende bohrt ein Loch durch, und zieht den Faden aus der Hütte durch dieses Loch und auf dem Strauche herunter. An dem vordersten Spriegel legt den Rasen mit der obern Stange und Spriegel des Strauchs gleich. Am Ende des Fadens bindet den Ruhrvogel an und laßt ihn auf dem Rasen ruhen. Wenn man nun ruhrt, so zieht man den Vogel bis an die Stange hinauf und läßt ihn wieder herunterfliegen. Weil der Faden gerade in der Mitte steht, wo die Wände zusammenschlagen, so ist es im Zurucken nicht hinderlich. Es ist aber gleichwol mit diesen beiden Ruhren eine böse Sache, denn wenn man geruckt hat, so fliegt der Ruhrvogel öfters mit dem langen Faden hin und her, und bleibt am Zaune oder Strauche hängen, und fängt an zu schreien, wovon dann alle Lockvögel in Furcht und Schrecken gerathen, weil sie glauben, der Raubvogel ist da und hat einen beim Kragen. Deswegen ist es am besten, daß man ein Klippruhr macht auf dem Strauche, denn da muß der Vogel auf dem Rasen still sitzen, ob er es gleich noch nicht gewohnt ist. Dies wird also gemacht: Man nimmt eine Ruthe von 1,57 m lang, und am Stamme 1 Finger dick, da bohrt man ein Loch durch und setzt unter dem vordersten Spriegel einen Pfahl. An demselben wird die Ruthe angenagelt, sodaß sie sich am Nagel drehen kann, dergestalt, daß die Ruthe inwendig neben der obersten Seitenstange des Strauches zu liegen kommt. Mitten an der Ruthe steckt zwei gerade Stäbe in die Erde, und heftet sie zusammen, sodaß sich die Ruthe auf und ab bewegen kann. Oben an die Stäbe bindet ein Weidenrüthchen, daß die Garne nicht daran hängen bleiben; unter der Spitze der Ruthe legt den Rasen mit der obersten Seitenstange

gleich. Am vordersten Theile, wo die Wände anschlagen, setzt eben solche Stangen wie hinten, und oben auf deren Seite bohrt einen kleinen Spriegel ein. Daselbst zieht den Faden, welcher oben aus der Hütte gehen soll, hindurch, jedoch so, daß man darunter weggehen kann. Das Ende des Fadens bindet mitten an die Ruhrstange oder Ruthe, und an dessen Spitze knüpft einen Faden, der so lang ist, daß der Vogel nicht von seinem Rasen kann, und fesselt den Vogel daran, oder schlagt in die Spitze der Ruthe eine kleine Krampe von Draht, und in die Mitte der Ruthe ebenfalls, zieht sodann den Ruhrfaden, anstatt daß ihr ihn an die Ruthe bindet, durch die mittlere und durch die vorderste Krampe. An das Ende des Fadens bindet den Vogel und macht einen Knoten vor der Krampe, daß sich der Faden nicht wieder zurückziehen kann. In der Hütte zieht den Faden steif an und klemmt ihn fest ein. Dies geschieht um der Raubvögel willen, denn sobald ihr den Raubvogel gewahr werdet, so zieht das Ruhr so oft bis ihr ihn seht angezogen kommen; alsdann macht den Faden geschwind aus dem Kerb los, daß er lang wird; sobald dies der Ruhrvogel spürt, so wird er den Faden durch die Krampe durchziehen und sich in dem Beerengehecke verkriechen. Ob nun zwar gleich der Raubvogel plötzlich zufahren wird, so kann er ihn doch in dem Beerengehecke nicht gleich ergreifen, mithin könnt ihr unterdessen die Wände zurucken und ihn fangen. Hierbei ist zu merken, daß die Ruhre nur gebraucht werden, ehe die Vögel anbuschen, denn wenn sie angebuscht sind, so darf man nicht ruhren, sonst werden sie scheu. Es hilft aber das Ruhr bei weitem nicht so viel als sich einige einbilden, und weil es viel Mühe kostet, so lasse man es lieber weg und halte dafür einen guten Locker. Setzt ferner die Posten, so wie ich es beim Finkenherde gelehrt habe. Wenn alles dies in Ordnung gebracht worden, so graset den Heidelerchenherd ab und streut schwarze Erde darauf, wenn er nämlich nicht umgegraben ist. Macht alsdann ein Schweberuhr darauf, welches ihr bei dem Zurucken in der Hütte allemal losmachen müßt. Es muß aber ja nicht mitten auf dem Herde, sondern gerade den Lorsen stehen, denn sonst schlagt ihr den Ruhrvogel mit den Leinen todt. Macht ferner ein paar Läuferfäden und setzt die Stäbe zu den Lockvögeln hin. Da sich aber die Läufer sehr oft an den Fäden verdrehen, so könnt ihr kleine Wirbel von Draht machen, und zwar folgendergestalt: Nehmt Messingdraht so stark als eine Stecknadel, glüht ihn fein aus, daß er geschmeidig wird, macht beinahe am Ende einen Knoten und zieht ihn durch Hülfe zweier Zangen so weit zu, daß man eine Stecknadel durchstechen kann, klopft den Knoten ein wenig breit, bringt es in Form eines Fingerrings zusammen und befestigt die Enden

durch Hülfe einer Drahtzange mit zwei Oehren zusammen, steckt eine Stecknadel durch den Knoten, kneipt die Spitze ab und biegt an deren Statt mit der Drahtzange ein Oehr daran. In dieses Oehr schleift den Läuferfaden und steckt den Ring an den Spriegel, so ist es fertig, und der Faden kann sich an diesem Wirbel nicht so zusammendrehen.

„Damit nun der Vogelsteller die dazu gehörigen Sachen alle auf einmal hinaustragen möge, so will ich die Art und Weise angeben, wie dieses am bequemsten zu bewerkstelligen sei. Zu den Vogelbauern macht eine gerade und glatte Stange, welche so lang ist, daß ihr alle Bauer mit den Henkeln daran hängen könnt. Am Ende bindet eine Schnur, die etwas länger ist, als die Stange, reihet die Vogelbauer alle daran, sodaß die Krippen auf einer Seite stehen; mitten an der Stange laßt 62—94 cm breit Raum und zieht mit der Schnur die eine Hälfte der Vogelbauer dicht zusammen, sodaß sie nicht hin= und herklappen können. Schlagt die Schnur an der Stange einmal um, und wo der andere Theil der Vogelbauer anfängt, da schlagt sie wieder einmal um die Stange und zieht mit diesem Ende den andern Theil der Vogelbauer auch zusammen. Macht alsdann an der Jagdtasche einen eisernen Haken fest, dergestalt, daß er noch nicht völlig auf die Hüfte herunterreicht. An diesen Haken hängt die Stange in der Mitte an, wo sie die Wage hat, und haltet sie mit der Hand vor dem Schwunge. Wenn euch aber die Vogelbauer im Gehen hinderlich sind, so bindet den Haken höher; auf diese Art kann man so viel Vogelbauer tragen, als man nöthig hat, ohne daß man das Futter und Wasser verschüttet. Die Netze werden auf den Stäben dicht aufgewickelt und mit der Ruckleine zusammengeschnürt. Mit dieser Leine macht zugleich ein Trageband, wie die Riemen an einer Flinte, und hängt sie damit auf die Schulter; auf diese Art bepackt, kann ein Vogelsteller ganz allein alles auf einmal fortbringen. Wenn ihr wieder nach Hause kommt, so hängt die Stange mit den Vogelbauern in eine Kammer und gebt den Vögeln Futter und Wasser, so sind sie des Morgens gleich wieder fertig.

„Auf diese Weise muß man das ganze Jahr Ordnung halten und ihnen allemal des Mittags Futter und Wasser geben; dahingegen müssen die großen Vögel, und vornehmlich bei warmem Wetter, wo das Schrot hart und trocken wird, und wenn man überdies keine großen Krippen hat, des Tages zweimal Futter bekommen, des Morgens und des Mittags, oder weil man des Morgens allemal vor Tage auf den Herd geht, so ist es besser, wenn man ihnen des Abends ihr Futter gibt. Zu dem Trinkgeschirr kann man Ochsenklauen nehmen, denn wenn man im Winter stellt, so frieren die Büchsen entzwei. Den Läufern auf dem

Herde kann man auch Ochsenschuhe in die Erde schlagen und ihnen Wasser hineingeben; jedoch ist dieses eben so nöthig nicht, denn sie können gar wol einen halben Tag Durst leiden, aber hungern können sie nicht so lange, deswegen muß man sie gehörig mit Futter versehen. Damit man aber mit dem Futtern nicht so viel Zeit zubringen möge, so macht man in die Futtersäcke eine Röhre von Holz, oder was noch besser ist, von Blech, die vorn breit gedrückt und schräg zugeschnitten wird. Diese wird in die Säcke gebunden und alsdann das Futter durch die gelassene Oeffnung über der Krippe eingeschüttet; so ist man geschwind damit fertig. Den Krammetsvögeln gibt man mit einem kleinen Spatel das weiche Schrot in die Mulden und drückt es mit den Fingern fest ein, daß sie es nicht so leicht herauswerfen können.

„Wenn ihr nun alles im Stande habt, so macht euch, ehe es Tag wird, aus den Federn und thut Futter in die Tasche, um es auf den Herd zu streuen. Man thut am besten, wenn man hierzu Hanf und Hirsen untereinandermengt, denn dieses fressen alle Vögel gern, welche auf dem Herde gefangen werden. Ueberdies muß man auch jeglichem Läufer ein wenig Futter bei seinem Spriegel streuen, den Zeisigen aber muß man Mohn geben. Desgleichen nehmt ferner Zwirn, Messer und alles, was ihr nöthig habt, zu euch, packt alles zusammen und geht auf den Herd. Ergreift alsdann den Dornbesen und kehrt den Finkenherd ab. Hiernächst nehmt die Strauchnetze, ergreift die inwendigste Wand, hängt sie hinten an den Pfahl an, so wie ich es gelehrt habe, wickelt es auf und setzt den Stab ein; hängt die Unterleinen an ihre Haken und wickelt weiter; setzt den vordersten Stab ein und hängt die Leinen am Schnellbaum an, richtet die Wand auf und spannt sie mittelmäßig steif an; zieht alsdann die kleine Leine so steif als möglich an und hängt die Querleine in den Kopf des Bolzens, verfahrt mit der andern Wand ebenso und seht zu, daß Stab auf Stab paßt; legt hierauf beide Wände nieder und leget den Busen ein. Zuletzt hängt die Ruckleine mit ihren Oehren oben an die Stäbe und zieht sie in die Hütte. Wenn es nun noch nicht Tag ist, so laßt die Lockvögel noch in Ruhe und stellt erst die Finkennetze auf. Ergreift von diesen eine Wand und geht damit an den hintern Schwippfahl, hängt den Ring an und setzt den Stab ein, nehmt euch aber in Acht, daß er sich nicht verdrehe. Hängt das Oehr der kleinen Leine an den Pflock an und wickelt es ab, setzt den vordersten Stab ein, haltet es steif und schlagt die Wand zu. Spannt es mittelmäßig steif, die kleine Leine aber spannt so steif als möglich und sehet wohl zu, daß ihr die Leinen nicht hinter die Pfähle herumspannt, sondern vorn herum, das ist, auf der Seite, wo die Netze

zuschlagen, sowie es einmal abgepaßt ist; alsdann ergreift die andere Wand und stellt sie ebenso, daß die Stäbe wohl aufeinander passen. Spannt hierauf die kleinen Leinen, schlagt beide Wände zurück und legt den Busen ein. Nehmt die Rucleine, schlagt sie etwa 31 cm lang von des Stabes Spitze herunter einmal um den Stab und hängt das Ende mit seinem Oehr oben am Stab, tragt das Ende der doppelten Leine in das Rucloch und macht den Heidelerchenherd auf gleiche Weise.

„Endlich nehmt die Lockvögel; ordnet erstlich die großen, denn die Drosseln kommen öfters schon in der Dämmerung an. Setzt jeglichen auf seinen Posten und von jeder Art einen in den Strauch. Wenn ihr aber nur einen von jeder Art habt, so setzt sie alle in den Strauch. Bindet den Ruhrvogel an. Diesem muß man des Tages vorher den Schwanz mit einem Faden fest zusammenbinden. Die beiden Enden des Fadens werden beinahe einen Zoll lang mit einem Knoten zusammengebunden und daran bindet man den Ruhrfaden mit einem Schleifknoten an. Gegen den Rasen setzt man einen Locker, sodaß das Bauer mit der Krippe an den Rasen zu stehen kommt, damit der Ruhrvogel mit daraus fressen kann. Zuletzt zieht die Rucleine steif an, macht einen Schleifknoten davor, steckt den Knebel durch und setzt den Stab mit seiner Gabel darunter. Nehmt alsdann die Lockvögel des kleinen Herdes, ordnet einen jeden auf seinem Posten, sodaß die besten Locker auf den Vorposten zu stehen kommen, und hängt ein Paar gute Gesangfinken an den Herd. Zuletzt nehmt die Läufer, binde zuerst den Ruhrvogel und alsdann die Läufer an, steckt bei den letztern den doppelten Faden von unten auf durch die zusammengebundenen Flügel, und wenn er an die Spitzen desselben gehangen worden, so wird er fest zugezogen. Man muß aber den Faden recht hinter dem Bande der zusammengebundenen Flügelspitzen anhängen, sonst streifen sie ihn wieder ab. Bei den Aufläufern der Vögel müßt ihr dahin sehen, daß nicht jede Art allein, sondern durcheinander gesetzt wird, das ist: 1) einen Finken, 2) einen Quäcker,[1] 3) einen Schwunsch u. s. w.[2] Streuet jedem Läufer etwas Futter hin, und auch etwas auf dem Herde herum. Wenn ihr nun hiermit zu Stande seid, so ordnet die Lockvögel auf dem Heidelerchenherde und nach diesem geht in die Hütte und paßt auf, ob etwas kommen will. Es ist aber nicht genug, daß man nur auf dem Herde herumsieht und zurückt, wenn etwas darauf gefallen ist, sondern man muß fleißig nach dem Gelocke der Lockvögel hören; denn

---

[1] Bergfink: Fringilla montifringilla.

[2] Grünhänfling: Fringilla chloris.

sobald dieselben anfangen zu locken, so ist es ein gewisses Zeichen, daß Vögel ankommen. Ergreift alsdann auf dem Herde, wo sie locken, sogleich das Ruhr, zieht es ein paar mal und seht euch wohl um, ob ihr die Vögel in der Luft gewahr werdet. Uebersehr alsdann solche in der Geschwindigkeit, ob es viel oder wenig sind, damit ihr nicht etwa nach wenigen ruckt und die meisten fortjagt, daher habe ich schon bei dem Hüttenbau gesagt, daß die Gucklöcher so beschaffen sein müssen, daß man sich allenthalben umsehen kann. Wenn die Vögel angebuscht sind, so haltet mit dem Ruhre still und habt Acht, ob sie gute Lust zum Fallen haben oder nicht, wonach ihr eure Maßregeln bei dem Zurucken nehmen müßt. Solltet ihr aber weiter keine Lockvögel als nur die nöthigen Gesangfinken haben, so setzet den schlechtesten Gesangvogel mit dem Bauer auf den Herd und macht einen Spriegel darüber, auf daß ihr ihn nicht mit dem Netze umreißt. Nehmt die Decke vom Bauer ab und paßt wohl auf: sobald nun einer auffällt, so ruckt gleich zu; nehmt ihn in die linke Hand, mit dem Kopfe hinterwärts, ergreift beide Flügel, legt die Spitzen einen Querfinger lang übereinander und faßt sie mit dem Daumen und Zeigefinger zusammen; nehmt einen Zwirnfaden, der an einen Pflock angebunden ist, bindet sie damit einige mal fest zusammen, schneidet die Enden ab und rupft die kleinen Mastfedern, welche um den Hintersten herumstehen, aus, denn wenn diese stehen bleiben, so kleistert der Hinterste sehr leicht im Bauer zu, daß sie daran sterben müssen. Tragt den gefangenen Finken hinaus und läufert ihn auf, und wenn mehrere kommen, so ruckt sie immer einzeln hinweg, bis ihr Läufer genug habt. Mit den Quäckern und andern Vögeln muß man ebenfalls einen so lange mit dem Bauer auf den Herd setzen, bis man einen Läufer hat. Wenn man einen Gesangvogel hat, welcher nicht singen will, so kann man ihn so lange aufläufern, bis man mehrere fängt, er muß aber nicht blind sein, jedoch muß man dieses mit einem guten Gesangvogel gar nicht thun. Was den Ruhrvogel anbetrifft, so muß man diesem den Tag vorher den Schwanz zusammenbinden, denn sonst reißt er leicht aus, und wenn man einem Vogel, sobald als er gefangen worden, den Schwanz binden will, so hält er öfters nicht so lange, als man darüber bindet. Einige stechen ihm eine Feder durch den Steiß und binden sie mit in den Schwanz, es ist aber unnöthig, daß man dem Vogel solche Schmerzen verursacht, denn wenn man ordentlich und nicht zu ungestüm damit zu Werke geht, so wird der Schwanz sowol bei den großen als den kleinen Vögeln sehr gut halten. Hierbei ist zu bemerken, daß man nicht unnöthigerweise ruhrt, und sobald man sieht, daß der Ruhrvogel müde wird, so muß man ihn

ruhen lassen. Auf diese Art muß dann der Vogelsteller beständig auf seine Lockvögel sehen und Acht haben; nach ihrem Gelocke muß er fleißig hören, und aus demselben urtheilen können, ob Vögel fliegen oder nicht; er muß ferner aus dem Gelocke verstehen, ob sie nahe oder weit, ob es viel oder wenig sind, ob sie anbuschen werden oder nicht. Er muß ihr Gelocke und Angstgeschrei gar wohl voneinander zu unterscheiden wissen und auf das letztere sogleich hinzulaufen und sehen, was ihnen fehlt, denn die Raubvögel und Wiesel sind sehr schädliche Gäste an dem Vogelherde. Sobald die Vögel mit ihrem Gelocke plötzlich schweigen, so muß man sich gleich nach den Läufern umsehen; wenn diese sich nun alle niedergedrückt haben, so ist es ein Zeichen, daß der Raubvogel nahe am Herde ist, und alsdann muß man Acht haben, wo sie die Schnäbel hingerichtet haben, da sitzt er gewiß, und man kann ihn daselbst schießen. Hat man aber keine Flinte bei der Hand, so greift mit einer Hand nach dem Ruckknebel und mit der andern nach dem Ruhrfaden; laßt den Ruhrvogel ein wenig flattern, und sobald der Raubvogel herabkommt, so ruckt gleich zu, ehe er den Ruhrvogel ergreift, alsdann ist er gefangen. Die Wiesel sind noch weit gefährlicher, denn vor diesen kann sich der Vogelsteller und die Vögel nicht genug in Acht nehmen, weil sie alle Vögel auf dem Herde in der größten Geschwindigkeit würgen, sie laufen sogar an den Stäben hinauf, kriechen in die Bauer und erwürgen die Vögel. Hier ist nun kein anderes Mittel, als daß man die Stäbe in der Mitte etwa 31,4 cm lang mit Blech beschlage und es mit einem Sandstein fein glatt reibe, alsdann können sie nicht darüberlaufen, und ein guter Gesangvogel ist dieser Mühe wol werth. Sonst kann man sie auch mit Fallen fleißig hinwegfangen. Was nun die großen Vögel anlangt, so müßt ihr, wenn ihr gar kein Gelocke habt, so lange ohne Lockvögel stellen, bis sich etwa eine Zippdrossel von ungefähr in dem Strauch einstellt, was gar leicht geschieht, oder stellt Sprenkel auf und bemüht euch, wie ihr am ersten dazu gelangen könnt. So lange wie der Strich der Zippdrossel dauert, so lange haltet eine im Strauche, eine auf dem Posten und eine auf dem Ruhre. Wenn ihr eine Amsel fangt, so setzt sie mitten in den Strauch, um der Weindrosseln willen. Nach den Zippdrosseln stellt sich die Weindrossel ein. Setzt alsdann abermals eine auf den Posten und eine in den Strauch. Die Zippdrossel könnt ihr, wenn ihr wollt, so lange auf dem Ruhre behalten, bis die Ziemer kommen, und dann könnt ihr einen Ziemer auf das Ruhr binden. Wenn gar keine Drosseln mehr fliegen, so schafft sie ab und setzt vier gute Ziemer ein; setzt einen in den Strauch und zwei auf den Posten. Was die Anzahl der Läufer auf dem Finkenherde anbetrifft,

so hat man gemeiniglich sechs bis acht nöthig, als zwei bis drei Finken, zwei Quäcker, einen oder zwei Schwunsche, einen Grünschling und einen Zeisig. Mehrere zu halten ist unnöthig, denn der Herd wird von diesen voll genug werden. Wenn es nun Mittag ist und ihr seht, daß keine Vögel mehr fliegen, so nehmt alles fein ordentlich zusammen, macht die Läufer los, setzt sie in ihre Bauer, spannt die Netze auf, legt die Leinen am Stabe zusammen, wickelt die kleine Leine um den Stab, zieht den Busen des Netzes hinauf, und wickelt es auf den Stab; wenn ihr an das Ende kommt, so hängt das Oehr der kleinen Leine oben an den Stab und wickelt den übrigen Theil der großen Leine darum und sehet wohl zu, daß sich nichts verschleift. Zuletzt nehmt die Ruckleine zusammen, laßt davon ein paar Klafter lang übrig, und schnürt damit die Netze zusammen. Mit den Strauchnetzen verfahrt auf gleiche Weise und wickelt sie hinten so auf, wie sie liegen, wobei ihr aber Acht haben müßt, damit sich in dem Busen oder Schwanze nichts verdreht, was sehr leicht geschieht. Es ist überhaupt eine sehr nothwendige Sache, daß man alles in gehöriger Ordnung zusammennehme, denn wenn die Netze gut aufgewickelt worden, so können sie auch wieder gut aufgestellt werden; hat man aber alles durcheinander verworren, so kann man sich des Morgens, wenn es noch dunkel ist, nicht herausfinden, wodurch dann die Zeit verschwendet und mancher Strich, von welchem etwas hätte können gefangen werden, versäumt wird. Ich habe schon oben gesagt, daß man alle unnützen Dinge, welche viel Zeit zum Aufstellen erfordern, vermeiden und sich soviel als möglich der Geschwindigkeit befleißigen müsse. Wenn man dies thut, so wird man binnen einer Stunde alle drei Herde aufstellen können.

„Mit einem Anfänger geht es freilich nicht so hurtig, allein durch die Uebung wird sich alles nachgerade finden, jedoch muß man meinen vorgeschriebenen Regeln in allem genau folgen. Wenn die Netze sehr naß werden, so laufen die Leinen sehr stark ein, wodurch alles in Unordnung kommt, deshalb muß man sie wieder trocknen und die eingelaufenen Leinen an den vordersten Stäben nachlassen, bis sie wieder ausgetrocknet sind (anstatt der hanfenen Leinen kann man sich Leinen von gesottenen Pferdehaaren machen lassen, diese bleiben im nassen und trockenen Wetter unveränderlich; sie müssen aber ein ganzes Jahr auf einem langen Boden aufgespannt stehen und so gespannt durch siedend heißes Wasser gezogen werden, ehe sie gebraucht werden); alsdann werden sie wieder in vorige Ordnung gebracht. Es ist daher am besten, daß man bei starkem Regen gar nicht stellt, weil in solchem Wetter theils nichts gefangen wird, theils die Garne verdorben werden, und

die Lockvögel, wenn sie sich so sehr besudeln, umkommen. Gesetzt aber, daß nur ein kleiner Staubregen fällt, oder es regnet nur huschenweise, so kann man öfters auf dem Strauchherde einen guten Fang thun.

„Nach vollendetem Vogelstellen, was Ausgangs November ist, schafft die überflüssigen Lockvögel ab, die Ziemer aber behaltet. Sucht alsdann schwarze Traubelbeeren, die auf dem weißhärtern Holze wachsen, desgleichen auch rothe, welche auf dem Maßholder wachsen; mit diesen beiden Arten von Beeren ziert den Strauch wohl aus; denn sie sind im Winter am dauerhaftesten und halten sich bis zum Frühling. Sobald nun der Winterzug angeht, so kehrt den Herd ab, macht Ebereschenbeeren hinein und stellt auf. Da es aber öfters geschieht, daß die Krähen und Elstern die Beeren aus dem Strauche abgefressen haben, so muß man, um diesem Uebel vorzubeugen, eine todte Krähe in den Strauch hängen. Wenn die Seidenschwänze stark ziehen, so kann man im Winter seine Mühe öfters gut bezahlt kriegen. Den ersten, welchen ihr fangt, setzt zum Gelocke ein, wollt ihr zwei einsetzen, so könnt ihr es auch thun, mehrere aber hat man nicht nöthig. Ist nun der Winterzug auch zu Ende gegangen, so schafft die übrigen Lockvögel ab und behaltet nur einen, welchen ihr das Jahr lang durchfüttern könnt. Im Frühjahr kommen alle Vögel aus den warmen Ländern wieder zurück, und ein jeder sucht dann wieder seine Heckstätte, bei dieser Gelegenheit kann man sich einige Finken zum Gesange einfangen. Die Krammetsvögel versammeln sich um diese Zeit ebenfalls zu großen Scharen, besonders an denjenigen Orten, wo viele Wiesen und niedrige Gebüsche sind; daselbst suchen sie ihre Nahrung auf der Erde und fressen keine Beeren mehr, sie mögen so schön sein als sie wollen, es wäre denn, daß sie ein starker Schnee und Frost dazu zwingt. Weil ihnen nun um diese Zeit die Beeren zuwider sind und auch wenig Kraft darin ist, so werden sie davon in einigen Tagen so mager, daß sie das Fangen nicht werth sind. Sonst wissen die Vogelsteller im Frühling keine Vögel zu fangen. Ich will aber auch zeigen, wie man sie um diese Zeit fangen könne; vorher aber muß ich noch erwähnen, daß viele neben den Herd fallen, und weil sie zu dieser Zeit überall ihre Nahrung auf der Erde finden, so kann man diesem Uebel nicht abhelfen; dahingegen hat man aber auch den Vortheil, daß sie nicht sobald wieder davonfliegen, als im Herbst, auch länger still liegen und nicht so sehr mit ihrem Zuge eilen.

„Sucht euch also in dem Busche und Hecken einen leeren Platz aus, der so groß ist, daß ihr die Finkenwände darauf stellen könnt, oder wenn die Lerchenwände größer sind, so nehmt diese dazu. Diesen Platz laßt im Herbst glatt abgrasen und macht die Stellung und Hütte. Kehrt

ihn ferner rein ab und laßt ihn so bis auf das Frühjahr stehen. Das Laub, das im Herbst darauf fällt, muß darauf liegen bleiben, denn darunter begeben sich die kleinen Krautschnecken, und diese sind die Lockspeisen, womit man die Vögel auf den Herd lockt. Wollte man erst im Frühjahr das Laub darauf streuen, so würde es zu locker liegen und keine Schnecke sich darunter begeben; liegt es aber während des Winters, so saugt es sich fest auf der Erde an.

„Auf diesem Herde macht ein Klippruhr, nehmt von jeder Art einen Läufer und stellt die Locker auf ihre Posten. Auf einen solchen Herd fallen die Drosseln sehr gut, besonders wenn es etwas windig und kalt ist und des Nachts reift. Die Ziemer hingegen fallen lieber auf die freien und weitläufigen Wiesen; wem also die Ziemer lieber sind, der mag sich einen Platz auf einer Wiese hart am Busche aussuchen. Kann man allda einen solchen Winkel finden, den die Winde nicht sehr treffen können, so ist es sehr gut. Auf der einen Seite muß der Herd am Busche stehen und auf der andern muß er frei ohne alles Gezäun sein. Richtet den Herd ebenso ein wie den vorigen und macht ein Klipp- oder Schweberuhr darauf. Weil aber der Ziemer lieber nach den Regenwürmern, als nach den Schnecken geht, so müßt ihr ein Gefräß machen, womit ihr dieselben zusammenzieht. Hierzu ist am besten, wenn man allerlei Blut sammelt. Dieses gießt man auf Sägespäne und trocknet sie wohl in einem Backofen; man kann auch allerlei Fleisch, das nicht zum Essen taugt, im Backofen trocknen und auf einem Klotze zu Pulver klopfen und hacken. Dieses nun streuet öfters auf den Herd, so werden sich die Regenwürmer häufig herbeiziehen. Die Krammetsvögel sind sehr scharfsichtig und sehen es gleich von fern, wo sich dergleichen aufhalten. Wie ich denn einstmals selbst gesehen, daß ein Maulwurf einen Hügel aufstieß und zugleich einige Regenwürmer mit herausbrachte. Dies sah sogleich eine Drossel, welche wol 40 Schritte davon auf einem Baume saß, sie flog alsbald dahin und fraß die Würmer auf.“

Sechsundzwanzigster Abschnitt.

Von den Würgern.

Gattung: Lanius *Linné*.

Obgleich die Würger nur kleine, den Singvögeln zuzurechnende Vögel sind, so interessiren sie dennoch ganz besonders den Jäger, da sie zum Theil die Jagd schädigen oder doch andern angenehmen Vögeln nachstellen.

Die Würger können in Rücksicht ihrer Lebensweise ganz füglich zu den Raubvögeln gezählt werden. Sie geben diesen an Raubsucht und Gefräßigkeit nichts nach. So klein sie sind, so sind sie doch verwegen genug, Krähen, Elstern, Thurmfalken und andere Vögel, die sie an Größe und Stärke weit übertreffen, anzufallen.[1] Uebrigens ähneln sie in Lebensart und Betragen auch den Krähen und den Singvögeln und sind darnach auch von den verschiedenen Naturforschern in das System eingereiht.

Der Schnabel ist bei allen gerade, an den Seiten sehr gedrückt; an der Spitze hakenförmig gekrümmt. An den Mundwinkeln stehen sechs starre Borsten.

Die Nasenlöcher sind mit Borstenfedern bedeckt.

Die Zunge ist gespalten oder vielmehr hakig.

Die Füße sind mittelmäßig hoch, stark, unbefiedert, und ganz gespalten, den Krähenfüßen ähnlich.

Einige von ihnen haben das Eigene, daß sie von verschiedenen kleinen Thieren, vorzüglich Insekten, erst eine Anzahl auf Dornen spießen, ehe sie sie zu verzehren anfangen; es mögen dies manchmal zufällig neun gewesen sein, daher man ihnen den Namen Neuntödter beigelegt hat.

---

[1] D. h. zu necken, ernstlich können sie ihnen nichts anhaben. (v. R.)

Ungesellige zänkische Vögel, mit einem schlechten unregelmäßigen Flug und hüpfenden Gang. Beim Sitzen wippen sie mit dem Schwanze. Ihre Nahrung besteht in Insekten, Amphibien, kleinen Säugethieren und Vögeln. Zur merklichen Vertilgung aber von Insekten sind sie im allgemeinen nicht häufig genug, dagegen genügt ein Paar, die Singvögelbruten der Nachbarschaft gründlich zu vernichten. In Gärten und Parks würde ich (v. R.) sie unter keinen Umständen dulden. Sie fangen die Beute mit dem Schnabel, die größern auch mit den Fängen und sind mordsüchtige Gesellen. Wie die Raubvögel speien sie ein Gewölle aus. In Stimme und Gesang haben die Arten viel Uebereinstimmendes, ahmen auch täuschend die Sangesweisen anderer Vögel nach.

I. Der große Würger, Lanius excubitor *Linné*.

Der große Würger heißt noch: Raubwürger, großer grauer, aschfarbiger, großer blauer Würger; größter, großer, europäischer, gemeiner, blauer, aschfarbiger Neuntödter; Würg- und Worgengel, Busch- und Gebüschfalke, großer, grauer Afterfalke, Wind-, Sper-, Griegel-, Krük-, Krieck-, Winter-, Berg-, Kraus-, Busch- und Strauchelster, Wächter, wachender Würgvogel, Thornkrätzer, Thornkraser, Waldather, Neunmörder, Wildwald, bläulicher Ottervogel, Warrvogel, großer Dorndreher, Wankrengel, Warkrungel, Würgengel, Waldherr, Waldheher, Metzger, Abdecker.

Naturgeschichte.

Stirn weiß. Länge 24 cm, Schwanz 11 cm, Schnabel 1,8 cm, Lauf 2,7 cm, Mittelzehe ohne Krallen 1,6 cm.

Der große Würger ist von der Größe einer Rothdrossel. Der Oberleib ist hellaschblau, an den Steißfedern, über den Augen, an der Stirn und den Schultern ins Weißliche übergehend; von den Nasenlöchern läuft durch die Augen ein starker, schwarzer Streifen, der sich von den weißen Wangen herabsenkt; die untere Seite vom Schnabel bis zum Schwanz ist weiß, an der Brust ein wenig ins Röthliche spielend, und graulich gewässert, im Frühling reinweiß. Die Deckfedern der Flügel schwarz, die Schwungfedern schwarz, mit zwei weißen Flecken auf den Flügeln. Der keilförmige Schwanz hat das Bemerkenswerthe, daß das Schwarze desselben mit vielen dunklern, noch schwärzern Bändern durchzogen ist.

Das Weibchen ist heller auf dem Rücken, und an der Brust mit deutlichen halbkreisförmigen, blaßbraunen Wellenlinien bezeichnet, und etwas schmuziger.

Der Schnabel ist an der Wurzel des Unterkiefers schwarz, im Winter gelblichweiß, im Sommer bläulichweiß, an den Seiten sehr gedrückt. Der Haken und Zahn sehr groß und scharf; die eirunden Nasenlöcher mit Borstenhaaren besetzt; die Augen groß und schwarzbraun, die Füße schwarz.

Das, was vorhin von der Raubsucht und Herzhaftigkeit der Würger im allgemeinen gesagt ist, gilt vorzüglich von dem großen Würger. Er fällt die größern Raubvögel, besonders den Falken und Sperber, sobald sie sich seinem Revier nähern, oft mit solcher Wuth und Grimmigkeit an, daß sie vor ihm fliehen. Oft muß er aber diese Verwegenheit mit dem Leben bezahlen. Wenn der Falke oder Sperber sich von dem unvermutheten Schrecken des Anfalls erholt, so fährt er zuweilen, seiner Ueberlegenheit eingedenk, wie ein Blitz auf ihn los, fällt mit ihm zur Erde und erwürgt ihn. Für die kleinern Vögel, denen er unaufhörlich nachstellt, ist es wenigstens ein Glück, daß ihn die Natur nicht mit den scharfen Krallen und dem schnellen Fluge anderer Raubvögel versehen hat, weil er ihnen sonst noch furchtbarer sein würde. Er ist bei seinen Räubereien zugleich so eifersüchtig auf andere Raubvögel, daß er bei dem Anblicke eines Habichts, Sperbers oder Falken sogleich ein scharfes, durchdringendes Geschrei hören läßt, wodurch die kleinen Vögel gewissermaßen gewarnt werden, daher er auch den Namen Wächter (excubitor) erhalten hat. Es ist dabei bemerkenswerth, daß die kleinern Vögel, ungeachtet er ihr erklärter Feind und Verfolger ist, sich minder vor ihm als vor andern Raubvögeln scheuen, sondern oft sorglos in eben dem Baume zwitschern, auf dessen Gipfel er sitzt. In seinem Fluge hat er das Eigene, daß er weder weit, noch gerade, noch sehr hoch fliegt, sondern kurz und abwechselnd, schnell auf und nieder, aber schwankend, fast wie der Specht. Man kann ihn daher, bei einiger Aufmerksamkeit, selbst in der Entfernung an seinem Fluge erkennen.

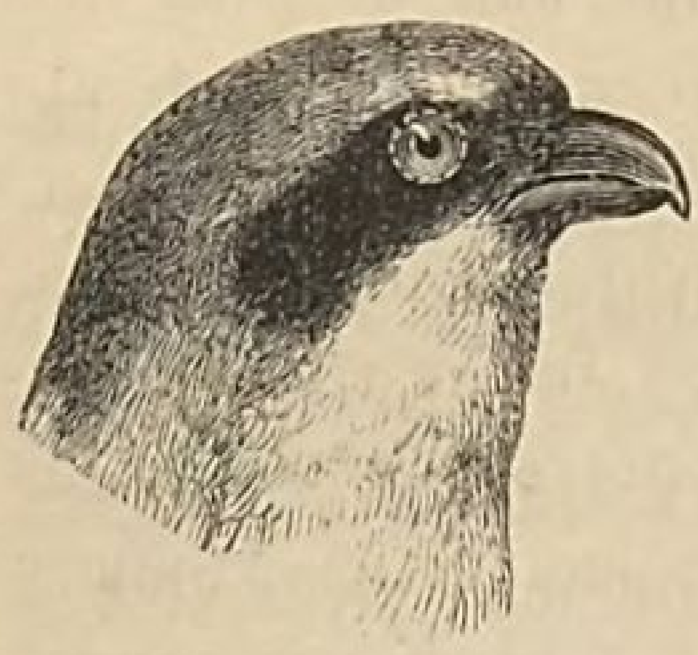


Fig. 153. Großer grauer Würger.

Der große Würger kommt zu selten bei uns vor, um den Singvögeln erheblichen Schaden zufügen zu können. Er nistet in Wäldern und gebirgigen Gegenden, auf hohen, auch auf einzelnen Bäumen, besonders auf Obstbäumen im Felde vor dem Gehölze, und zwar nie im Gipfel, sondern meist immer an den untersten Zweigen, ingleichen im Gesträuche. Das weder dicht noch regelmäßig gebaute Nest ist ziemlich groß und gemeinhin auf einem dreigabeligen Aste ausgebreitet, und meistentheils von Reisern, Grashalmen, Moos, Heidekraut, oft an den Seiten mit Heu ausgestopft, sonst inwendig mit Wolle und Haaren, unter denen sich bisweilen Hasen=

wolle befindet, gefüttert. Das Weibchen brütet seine 5—7 weißgraulichen, mit blaßolivengrün und aschgrau gefleckten Eier in 15 Tagen aus. Sie brüten zuweilen zweimal im Jahr. Die Jungen, welche in ihren Stoppelfedern grünlich aussehen, werden von den Alten mit Raupen, Heuschrecken und Käfern genährt, und selbst dann noch lange von ihnen verpflegt, wenn sie schon ausgeflogen sind, daher man die Familie oft lange beisammen findet. Die Alten sind in der Brütezeit vorzüglich grimmig, und vertheidigen ihre junge Brut gegen die Anfälle größerer Raubvögel mit vieler Herzhaftigkeit. Sobald ein großer Raubvogel in einiger Entfernung von ihrem Neste vorbeistreicht, stürzen die Alten, oft vereint, mit großem Geschrei auf ihn und nöthigen ihn zur Flucht. Sowol die Jungen als die Alten lassen sich leicht zähmen und zur Jagd auf kleine Vögel abrichten. Sie werden so zahm, daß sie sich auf die Hand setzen und das ihnen vorgehaltene Futter nehmen. Nur muß man sie nicht mit andern Stubenvögeln frei herumfliegen lassen, weil sie diese gleich anfallen und erwürgen. Sie bringen sich aber auch selbst einander um, wenn man ein Paar beisammen in einen Käfig steckt. Sie haben eine Art von Gesang, der nicht ganz unangenehm ist, und in einzelnen flötenden, schnurrenden Tönen besteht, und den sie besonders vom März bis zum Mai hören lassen. Sie machen, wie der Häher, mancherlei Stimmen nach, auch den Gesang anderer Vögel, womit es ihnen indessen nicht glücken will. Bechstein glaubt, daß man sie vielleicht zum Sprechen bringen könnte, weil sie Töne von sich geben, die der Menschenstimme nahe kommen.

Im Winter nehmen sie zwar zum Theil mit Feldmäusen fürlieb, stellen aber dann auch vorzüglich den Goldammern, Finken, Stieglitzen und Meisen nach. Im Frühjahre sind sie eine Geißel aller kleinen Vögel, die sich in ihrem Bezirke aufhalten. Da ihre Füße, der scharfen Krallen ungeachtet, nur schwach sind, so fangen sie ihren Raub allezeit mit dem Schnabel, treten mit den Füßen darauf und erwürgen ihn. Wenn sie Zeit haben, so zerreißen sie ihn in kleine Stücken, ehe sie ihn verschlucken; klemmen ihn gern hinter einen Erdkloß, in ein Fahrgleis, oder spießen ihn an einen Dorn [1], daher der Name Dorndreher, und reißen ihn mit dem Schnabel in Stücken. Werden sie aber verscheucht, so tragen sie ihre Beute mit sich fort, und wechseln dann, wenn der Vogel oder die Maus zu schwer ist, im Fluge mit Schnabel und Füßen

---

[1] Diese Gewohnheit ist vorzüglich dem rothrückigen Würger eigen, und dieser eigentlich der Vogel, der im Mai eine große Niederlage unter den Maikäfern, und im Sommer unter den Mistkäfern, Feldgrillen und Heuschrecken anrichtet und diese Insekten an die Dornen der Schwarz- und Weißdornstaude anspießt, daher man häufig im Felde solche Büsche findet, wo eine Menge dergleichen Insekten durchbohrt stecken.

ab. Wenn sie auf ihren Raub herabstoßen, so machen sie allezeit eine Schwenkung, um den Vogel oder die Maus von der Seite zu fassen, stoßen aber auch oft fehl und müssen dann, wie Bechstein sagt, mit einem Schnabel voll Federn vorlieb nehmen, weil sie sich nicht der Fänge bedienen können. Oft flattert er in der Luft, fast wie der Thurmfalke, auf einer Stelle über seinem Raube, bis er glaubt, seinen Stoß anbringen zu können. Im Winter fallen sie zuweilen auch größere Vögel, als Rebhühner, Krammetsvögel u. s. w. an, obwol meist immer ohne Erfolg. Auch finden sie sich häufig auf den Vogelherden ein, und stoßen theils auf die angebundenen Läufer auf dem Herde, theils auf die Lockvögel im Käfig. Ungeachtet sie den Vogelstellern von dieser Seite, und dann auch überhaupt, weil sie die Vögel, die sich auf dem Herde einfinden, verscheuchen, manchen Verdruß machen, so sind sie ihnen doch auch wieder in anderer Hinsicht nützlich. Sie bedienen sich der gezähmten Würger auf den Vogelherden im vollen Sinne des Wortes als Wächter. Sie stellen sie nämlich bei dem Herde in Doppelkäfigen auf, die innerhalb und außerhalb Gemeinschaft haben. Sobald der Würger, welcher sich gewöhnlich im Vorkäfige aufhält, einen Raubvogel in großer Entfernung wahrnimmt, so zieht er den Kopf ein, sieht starr nach ihm hin und drückt sich, wenn er näher kommt, immer mehr und mehr. Sobald der Raubvogel schußnahe ist, und im Begriff auf den Herd zu stoßen, schlüpft der Würger mit großem Geschrei in den Inkäfig und macht den Vogelsteller dadurch aufmerksam.

Die Jäger nützen ihn auf ähnliche Art bei den Krähenhütten. Auch die Falkoniere bedienten sich seiner bei dem Falkenfange, und zwar auf folgende Art: Sie läuferten ihn auf einem Bügel sitzend an, und beobachteten seine Bewegungen. Sobald sich ein Falke nähert, hüpft der Würger von dem Bügel in einen für ihn gemachten Rasenkäfig herab und macht durch die Bewegung seines Kopfes die Gegend bemerklich, wo der Falke ist. Sobald dieser nach der Taube stößt, stößt der Würger einen hellen Schrei, der wie „Gäh" klingt, aus. Er muß aber auf dem Fange immer etwas zu fressen haben, denn er kann nicht eine halbe Stunde Hunger leiden.

Der große Würger wird in ganz Europa, von Italien an bis über ganz Rußland, angetroffen, nur nicht in Sibirien, weil ihm dort das Klima vermuthlich nicht ansteht. In der Provinz Preußen ist er häufig, und bleibt, wie in den meisten Gegenden von Deutschland, die gebirgigen ausgenommen, Sommer und Winter dort. In den gebirgigen Gegenden soll er sich nur als Strichvogel einfinden, und der Strich, welcher von Anfang des September bis November dauert, in Familien geschehen.

Jagd und Fang.

Der große Würger ist sehr scheu, und es hält schwer, ihn anzuschleichen. Man fängt ihn dagegen auf verschiedene Art, theils auf Vogelherden, wo er, wie schon erwähnt, häufig auf die Läufer und Lockvögel stößt, theils auf Leimspindeln, wenn man nämlich einen kleinen Vogel auf einen Busch mit Leimspindeln bindet und diese in ihrer Nähe aufstellt. Einige pflegen auch, und dieser Fang glückt vorzüglich im Sommer, in der Gegend ihres Aufenthalts einen Busch mit Leimruthen zu bestecken und unter demselben ein Nest mit jungen Vögeln aufzustellen, von denen er, wenn sie durch Hunger gereizt schreien, gar bald herbeigelockt wird. Andere stellen an einem Vogelhause Schlingen von Pferdehaaren auf, noch andere setzen einen kleinen Vogel in einen Käfig, in eine Steige, welche aber größer als die Hühnersteige und so eingerichtet ist, daß die Thür, welche mit einem Stellholze offen gehalten wird, über den Vogel zufällt, sobald er auf das Stellholz tritt. Noch andere, und dies ist die leichteste und sicherste Methode, bedienen sich eines gewöhnlichen Meisenschlages, der inwendig querdurch eine von Draht geflochtene Abtheilung hat, durch die der Neuntödter den in der untern Abtheilung befindlichen Vogel gewahr wird. Sobald er auf diesen von oben herabstößt, wirft er vermittels des Stellholzes den Schlag über sich zu. Auf den Krähenhütten stößt er auf den Uhu. Er wird endlich auch in der Schneuß gefangen, wenn man Vögel vorhängt.

II. Der schwarzstirnige Würger, Lanius minor *Linné*.

Lanius italicus, nigrifrons, roseus, graecus etc.

Grauwürger, kleiner grauer und gemeiner aschgrauer Würger; kleiner, grauer und kleiner aschgrauer Neuntödter, kleine Bergelster, Stein- und Schäckelster, grauer Schäckdickkopf, Sommerkrikelster, kleine Krikelster und italienischer Würger, Dorndreher und Dorntreter.

Naturgeschichte.

Länge 21 cm, Schnabel 1,2 cm, Lauf 2,2 cm.

Er sieht zwar dem großen Würger ähnlich, ist aber kleiner als dieser und unterscheidet sich von selbigem, von welchem er selbst in seiner Lebensart abweicht, durch folgende Kennzeichen.

Der Kopf, Nacken, Hintertheil und die Seiten des Halses, der Rücken und die obern Deckfedern des Schwanzes sind aschgrau, die Stirn schwarz,

durch jedes Auge geht ein schwarzer Strich. Der ganze Unterleib ist weiß, die Brust und die Seiten rosenroth überlaufen, die Deckfedern der Flügel schwarz, die Schwungfedern schwarz mit einem weißen Flecke auf den Flügeln. Der Schwanz keilförmig, die zwei äußersten Federn weiß, die übrigen schwarz, die dritte und vierte mit einer weißen Spitze.

Das Weibchen unterscheidet sich blos dadurch von dem Männchen, daß es kleiner ist, einen kürzern und etwas schmalern schwarzen Backstreifen als jenes, und nur eine einzige weiße Seitenfeder am Schwanze hat. Der Schnabel an beiden ist 17 mm lang, sehr stark — unter allen Würgerarten der stärkste — mit einem großen Zahn, aber kleinen Haken, am Oberkiefer glänzend schwarz; Krallen schwarz und nicht so scharf, aber gekrümmter als bei andern Würgerarten.

Durch diesen Vogel grenzen die Raubvögel noch mehr wie durch den vorhergehenden an die Singvögel. Er hat das seltene Talent, nicht nur einzelne Töne anderer Singvögel, sondern ihren ganzen Gesang bis zur Täuschung nachzuahmen. Man hört ihn bald wie einen Hänfling, bald wie eine Grasmücke, bald wie eine Lerche, bald gar wie eine Nachtigall singen, je nachdem einer oder der andere dieser Vogel sich in seiner Nähe aufhält. Nur singt er leiser wie die Vögel, deren Gesang er nachahmt. Bechstein erzählt: er habe einmal in seinem Garten eine Nachtigall ganz leise singen, nach der Jägersprache dichten hören. Als er näher gegangen, habe er auf dem obersten Zweige eines Birnbaums den kleinen grauen Würger entdeckt, der den erborgten Gesang der Nachtigall so laut und schön und so vollständig, als es seine Kehle vermochte, nachgeahmt habe, daß Bechstein davon getäuscht worden. Er hatte sein Lied, wie Bechstein hinzusetzt, von etlichen Nachtigallen, die an einem in der Nähe befindlichen Berge saßen, gelernt. Als diese schwiegen und die Lerchen noch sangen, so trillerte er diesen ebenfalls vollkommen nach. Das Sonderbare hierbei ist, daß er keinen eigenen Gesang zu haben scheint, nur immer den der andern Vögel nachahmt, und zwar mit einer gewissen Auswahl. Bechstein sagt, es scheint, als wenn er nur das, was schön klingt, einer Nachahmung würdig hielt. [1]

Er nistet gern in Gärten auf einem Apfel- oder Birnbaum, sonst auch auf hohen Erlen und Weiden, und sein großes, unregelmäßiges Nest baut er von Kräutern, Wurzeln und Reisern und füttert es inwendig mit Wolle und Federn aus. Das Weibchen legt 6—7 grünlich gefleckte Eier und brütet gemeinschaftlich mit dem Männchen. Die Jungen lassen

---

[1] Naumann schätzt seine musikalischen Talente nicht ganz so hoch, und auch ich habe von ihm nur ein durcheinanderschwirrendes Geschwätz gehört. (v. R.)

sich leicht aufziehen und als Stubenvögel halten. Sie sind aber, wie der große Würger, so zanksüchtig, daß man sie nicht mit andern Vögeln zusammenbringen muß. Im gezähmten Zustande ahmen sie vorzüglich den Wachtelschlag nach. Die Elstern beunruhigen ihn oft in seinem Neste und suchen ihm seine Eier und Jungen zu rauben. Er vertheidigt diese, in Gemeinschaft mit seinem Weibchen, mit vielem Muthe, und meist immer mit gutem Erfolge. Der Grauwürger ist entschieden den nützlichen Vögeln zuzuzählen. Nur beim Regenwetter und wenn ihm die Fütterung seiner sehr gefräßigen Jugend zu viel Arbeit macht, stellt er den jungen Vögeln nach und wird dann von den Bachstelzen, die sonst friedlich neben ihm wohnen, häufig und mit großem Geschrei verfolgt. Seine gewöhnliche Nahrung besteht in Käfern, Feld- und Maulwurfsgrillen, Schmetterlingen und andern Insekten. Er hat eine eigene Art, die Insekten zu haschen. Er sitzt entweder auf einem Baumgipfel, sieht mit unverwandten Blicken auf die Erde nieder und schießt, sobald er einen Käfer oder ein anderes Insekt gewahr wird, wie ein Pfeil herab, nimmt es auf und verfügt sich wieder auf den Baum, um den Raub, den er unter die Füße nimmt, in Ruhe zu verzehren; oder er setzt sich auf ein Feldgesträuch und paßt dort seinem Raube auf. Zuweilen flattert er, wie der große Würger, auf einer Stelle, um seine Beute auszuspüren und zu erhaschen, und tödtet die Insekten oft aus bloßer Mordsucht und läßt sie liegen. Sein Flug ist leichter, sanfter und regelmäßiger als der des großen Würgers. Er schwimmt beinahe wie der Falke in der Luft.

Er ist in ganz Europa verbreitet. In Deutschland früher sehr häufig, wird er jetzt immer seltener; er hält sich weniger in Gebirgen auf; in den Marschländern, Sümpfen u. s. w. nicht zu Hause. Als ein wahrer Sommervogel zieht er schon im August fort und kehrt im Frühjahr als einer der letzten Zugvögel zu uns zurück.

III. **Der rothköpfige Würger**, Lanius rufus *Briss.*

Lanius senator, Enneoctonus ruficeps, Lanius ruficeps, pomeranus cet.
Rothkopf, Waldelster, Pommerauer, Waldkatze.

Naturgeschichte.

Länge 19 cm, Schnabel 1,2 cm, Lauf 2,4 cm.

Der Kopf stark; Stirn, Ohrengegend und Augen schwarz; Hinterkopf und Nacken rothbraun; oben schwarz, Flügel mit weißem Spiegel; Rand und Spitze der mittlern Schwungfedern und Unterleib weiß; Schwanz wenig abgerundet; zweite Schwungfeder von gleicher Länge mit der fünften. Das Weibchen blasser von Farbe.

Ein echter deutscher Vogel, der überall, wenn auch selten zahlreich, angetroffen wird. Für uns ein Zugvogel, der im Mai ankommt und im September wieder wegzieht, sich also nur so lange aufhält, um das Brutgeschäft zu vollenden. Ist in der Lebensweise, auch in seiner Gesangfertigkeit der vorigen Art sehr ähnlich.

IV. **Der rothrückige Würger**, Lanius collurio *Linné*.

Lanius spinitorquus, Enneoctonus collurio.
Neuntödter, Dorndreher, Dickkopf, Finkenbeißer.

Naturgeschichte.

Länge 18 cm, Schnabel 1,2 cm, Lauf 2,4 cm.

Die zusammengelegten Flügel ohne sichtbare weiße Flecke. Männchen: Kopf und Bürzel aschgrau, durch die Augen ein schwarzer Streif.



Fig. 154. Rothrückiger Würger, Neuntödter.

Rücken und Flügeldeckfedern schön braunroth; Brust und Bauch schwach rosenroth. Weibchen und junger Vogel: Oberleib licht rostbraun; weißlich und dunkelbraun gewässert, der Unterleib gelblich weiß, Brust und Seiten dunkelbraune Wellenlinien; Streif durch die Augen braun.

Schwanz fast gerade abgeschnitten; zweite Schwungfeder länger als die fünfte.

In ganz Europa, Nordamerika und Afrika ein allgemein bekannter Vogel. Bei uns ein Zugvogel, welcher nach der Brütezeit wieder die wärmern Klimate aufsucht. Er hat die besondere Gewohnheit, allemal seine Beute auf einen Dorn oder ein spitzes Holz zu spießen und dann nach und nach die Stücken abzubeißen und zu verzehren. Seine Lebensweise übrigens wie die des vorigen.

Ich (v. R.) stimme Schacht vollkommen bei, wenn er sagt[1]: „Ohne Zweifel ist der Neuntödter für den Land- und Forstwirth von großem Nutzen und mag man ihn in Feld, Flur und Wald ruhig hausen lassen, dagegen darf er in Gärten und Parks oder in nächster Nähe der Ortschaften nicht geduldet werden, weil er unter den Bruten der Singvögel die ärgerlichsten Verwüstungen anrichtet. Wie der Fuchs im Felde auf das Piepen der Mäuse, achtet der Neuntödter genau auf die Hungerstimmen der Nestlinge, weiß die eben ausgeflogenen Vögel von den alten zu unterscheiden, überfällt die erstern und läßt die letztern unbehelligt."

[1] Monatsschrift des deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt, 1883, Seite 205.

Siebenundzwanzigster Abschnitt.

Ordnung: Rabenartige Vögel. Corvidae.

Von den rabenartigen Vögeln.

Schnabel sehr stark, gerade und zugespitzt, seitwärts zusammengedrückt und geeignet, wuchtige Schläge zu versetzen; 4. bis 6. Schwinge die längsten und bilden daher die Flügelspitze, welche sich im Fluge gespreizt darstellt, da die Schwingen sich nach unten verschmälern; die geschilderten Ständer ziemlich stark, Zehen ohne Bindehaut, daher gänzlich frei mit mäßig starken und gebogenen Krallen.

Diese Ordnung enthält unsere gemeinsten, neben dem Sperling bekanntesten, dem Landmann wenig nützlichen, dem Jäger ausschließlich, zum Theil sehr schädlichen Vögel und um so mehr, als sie bei sehr hoher Begabung seinen Nachstellungen mit oft wunderbarer Berechnungsgabe sich zu entziehen verstehen; sie sind die klügsten, daher beziehungsweise interessantesten Glieder unserer Fauna und fast sämmtlich Standvögel.

Familie: Corvinae. (Im engern Sinne.)

Gattung: Corvus *Linné*.

Schnabel mit scharfen Schneiden, nach der Spitze hin sanft abwärts gebogen; Oberschnabel bei den meisten vor der Spitze mit einem Ausschnitt; Nasenlöcher rund von den fast bis an die Hälfte des Schnabels reichenden Bartborsten verdeckt.

I. Der Rabe, Corvus corax *Linné.*

Corvus maximus *Scrp.* — Corvus clericus *Sparm.* — Corvus leucophaeus, weißscheckige Art. — Corvus litoralis *Holböll.* — Corvus silvestris *L. Brehm.*

Kolkrabe; Kohlrabe; großer Rabe; großer Aasrabe; großer Galgenvogel; Rapp.

Beschreibung.

Länge 57—58 cm, Schnabel 6,5 cm, Flügelspitze 22 cm, Tarsus (Lauf) 6,8 cm, Mittelzehe 4,3 cm, ihre Kralle 1,8 cm, Innenzehe 2,6 cm, ihre Kralle 1,5 cm, Schwanz 25 cm.

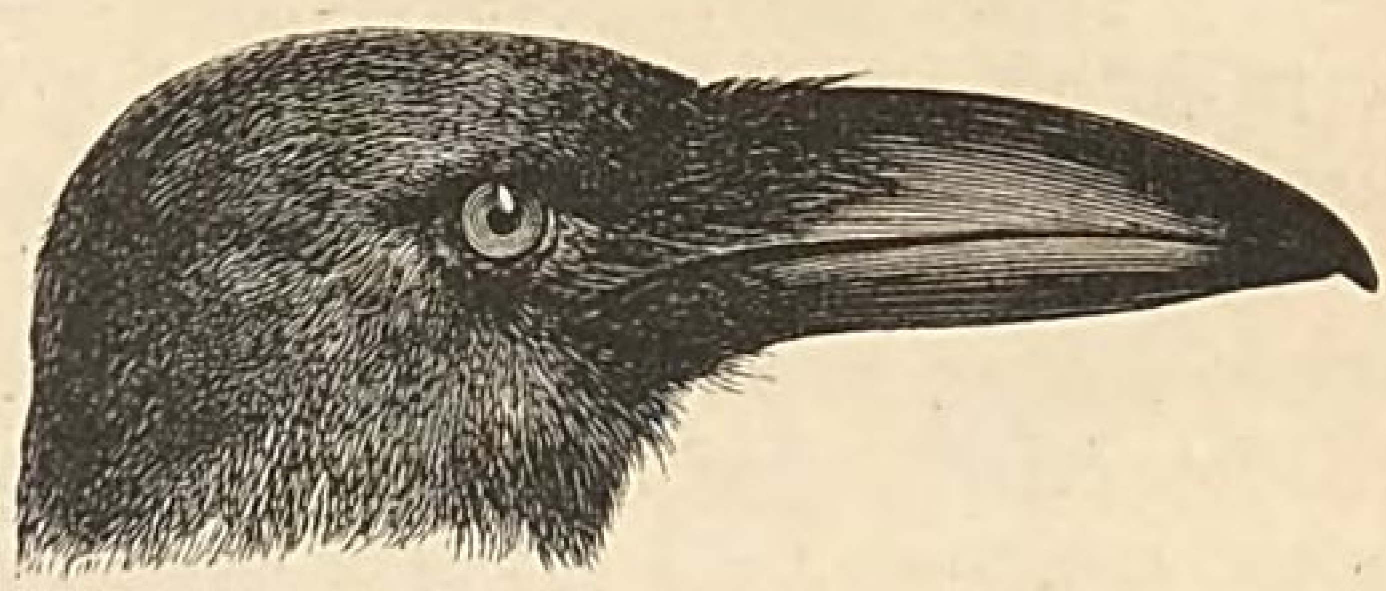


Fig. 155. Kopf des Kolkraben.

Schnabel sehr stark; der Oberschnabel läuft an der gezähnten Spitze in einem Bogen abwärts, der Unterschnabel ihm parallel. Die Schnabelränder greifen wie Scheren übereinander. Schwanz abgerundet, die Flügel schneiden in der Ruhe mit dessen Spitze ab. Schnabel und Lauf von gleicher Länge."

Naturgeschichte.

Dieser allgemein bekannte Vogel ist durchaus schwarz, oben mit einem violetten, unten und an den Schwungfedern, auf dem Schwanze, wie an den großen Rückenfedern mit einem grünen, und an der Brust mit einem purpurfarbenen Glanze oder Widerschein, den man besonders gewahr wird, wenn er in der Sonne sitzt. Der Körper ist stark und kraftvoll, wie sein ganzes Aussehen; das Weibchen ein wenig kleiner, sonst dem Männchen durchaus gleich. Die Mauserzeit ist im August.

Der glänzend schwarze Schnabel — die Schwärze geht bis in den Schlund hinab — ist stark, etwas gewölbt, gerade, an der Spitze etwas abwärts gekrümmt, mit einem kleinen, schwarzen, blauglänzenden Zahn an jeder Seite. Der Augenstern hat einen doppelfarbigen, nach außen zu weißgrauen, nach innen graubraunen Ring, die Füße sind stark geschildert.

Die Naturforscher geben als Farbenvarietäten den weißen, schwarz und weißbunten, den semmelgelben und den weißbärtigen Kolkraben an.

Dieser Vogel ist von jeher wegen mancher Eigenheiten berühmt gewesen. Der Ruf von ihm ist, wie Buffon sagt, noch viel übler, als er ausgebreitet ist. Man hat ihn jederzeit als den schändlichsten Raubvogel angesehen.

Es ist nun wol der Mühe werth, die manchen merkwürdigen Eigenschaften dieses Vogels ein wenig näher auseinanderzusetzen.

Er besitzt zuvörderst viel Muth und Kühnheit und ist verwegen genug, es selbst mit dem weit größern, stärkern Steinadler aufzunehmen, wenn dieser in seiner Nachbarschaft nistet, oder sonst seinem Neste zu nahe kommt. Ein einziger Rabe ist dem Steinadler freilich nicht gewachsen. Wenn er den letztern aber in Gesellschaft seines Weibchens anfällt, muß jener meist immer sein Heil in der Flucht suchen.

Er hat einen außerordentlich scharfen Geruch, übertrifft darin meist alle bekannten Vögel, und wittert das Aas auf eine Stunde weit. So viel ist gewiß, daß er selbst den Jäger in einer großen Ferne wittert, wozu freilich sein scharfes Gesicht viel beiträgt. Es ist aber auch unleugbar, daß er die Witterung vom Schießpulver hat; weil er den Jäger — und es ist dies auch bei andern Raubvögeln der Fall — ohne Flinte oft nahe genug herankommen läßt, dagegen er, sobald man eine Flinte mit sich führt, äußerst scheu ist.[1] Sein Hang zu Diebereien ist ebenso allgemein bekannt, wie das Sprichwort: „Er stiehlt wie ein Rabe.“ Er hat dies zwar mit allen seinen Gattungsverwandten gemein, die ebenfalls die Neigung haben, alles, was Glanz hat, besonders Geld und anderes Metall, in ihr Nest zu tragen, oder sonst zu verbergen. Der Kolkrabe ist aber, wie Goeze sagt, unter allen seines gleichen der ärgste Dieb. Man erzählt davon viele auffallende Beispiele, und unter diesen solche, wo zuweilen unschuldige Personen, besonders Dienstboten, in den Verdacht des Diebstahls gekommen sind. Hier unter mehrern Geschichten eine, die auch Goeze in seiner Fauna erzählt. In ältern Zeiten wurde einem gewissen Könige ein kostbarer Ring gestohlen und die Schuld dem Kammerdiener gegeben. Der Mensch wurde ohne weitere Untersuchung gehängt, der Ring aber eine geraume Zeit nachher in dem Neste eines Raben wieder gefunden, den sich der König zu seinem Vergnügen hielt.[2] Die Reue des Königs war nun zu spät. Indessen ließ er zum Andenken dieser Geschichte einige Dukaten mit einem Raben, der einen Ring in dem Schnabel hielt, schlagen, welche noch jetzt den Namen Rabendukaten führen.

---

[1] Er sieht in der Flinte ein auffälliges Instrument, nichts weiter! Trägt man einen langen Stock wie die Flinte und hantirt man so mit ihm, so ist er ebenso scheu; ebenso auch die Krähen. (v. R.)

[2] Während meines Aufenthalts in Wien wurde mir von mehrern glaubwürdigen Personen ein ähnlicher Vorfall, der sich dort ereignet hatte, erzählt. In einem der Häuser war ein brillantener Ring von großem Werthe verschwunden. Der Verdacht fiel auf eine Kammerjungfer. Sie wurde durch die damals noch übliche Tortur zum Bekenntniß gebracht und hingerichtet, der Ring aber hinterher in einem Schlupfwinkel gefunden und mit Ueberzeugung ausgemittelt, daß er von einem Raben, den man im Hause hielt, dorthin getragen sei. (J.)

Der Kolkrabe ist äußerst gelehrig und lernt leicht Worte sprechen, zu welchem Ende ihm das Zungenband in der Jugend gelöst wird, obwol viele behaupten, daß dies unnöthig ist[1] und zur Erleichterung seiner Redegabe wenig beiträgt. Die Geschichte vom Kaiser Augustus, den, als er von einem Siege zurückkam, ein abgerichteter Rabe mit dem Gruß empfing: Ave! Caesar, Victor, Imperator! ist sehr bekannt. Ein anderer Rabe im alten Rom war so gelehrig, daß er des Morgens den Tiberius, Germanicus, Drusus und das römische Volk begrüßte, daher denn er auch von diesen sehr geachtet wurde. Als er einmal einem Schuster seine Schuhe mit Koth bewarf und von diesem im Zorn ge-

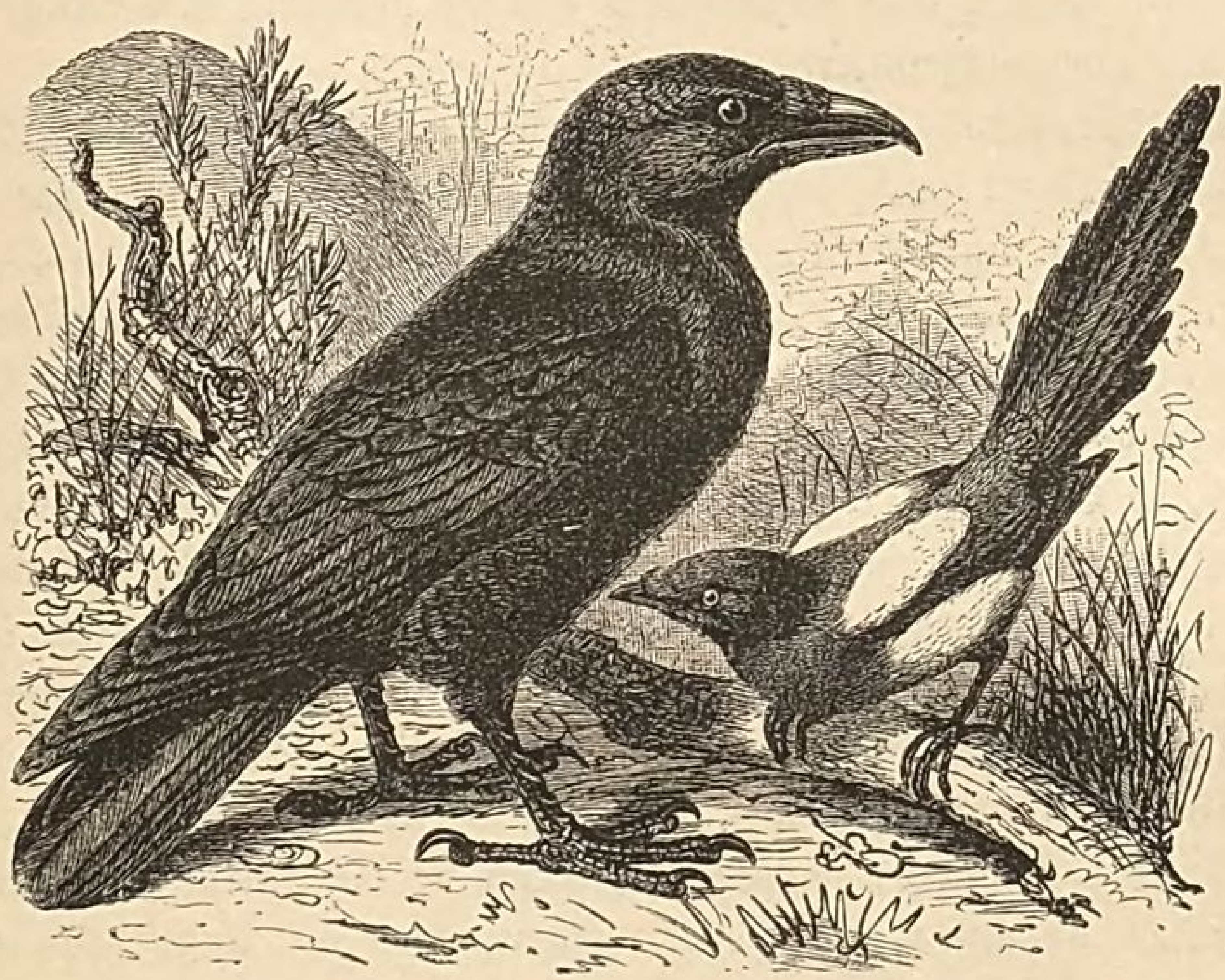


Fig. 156. Kolkrabe. Fig. 157. Elster.

tödtet wurde, so erschlug das Volk den Schuster, und dem Raben wurde ein prächtiges Leichenbegängniß gegeben.[2]

Die Rabe hat einen schönen, hohen Flug. Im Frühjahr, zur Paarungszeit, schweben Männchen und Weibchen in schönen Kreisen hoch in der Luft, besonders bei heiterm Himmel. Sie haben eine Vorempfindung von Veränderung des Wetters, wie auch die Krähen.

Gezähmt richten sie, wenn man sie frei herumgehen läßt, manchen Unfug im Hause an, stehlen und schleppen oft Sachen von Werth fort, zerreißen Papiere, Strickzeuge, leben mit Hunden und Katzen im be-

---

[1] Sicher! (v. R.)

[2] Der Rabe stand im alten Rom überhaupt in großem Ansehen. Die Wahrsager achteten besonders auf ihn. Sie beobachteten die Art seines Fluges und seiner Stimme, und richteten danach ihre Deutungen ein.

ständigen Kriege, und was der muthwilligen Streiche mehr sind. Bei der Zergliederung der Raben hat man gefunden, daß sie an ihren Luftröhren besondere Muskeln haben, vorn vier und hinten zwei, die sich mit den Spitzen in den Seitenmuskeln der Ringe verlieren, und die vermuthlich zur Bildung der Stimme dienen, weil beide Geschlechter damit versehen sind.

Der Kolkrabe nistet entweder in dem Gipfel der höchsten Bäume, besonders in Tannen und Eichen, oder in unersteiglichen Felsenklüften und Mauern alter zerstörter Bergschlösser, meist immer an unzugänglichen und nicht leicht aufzuspürenden Orten. Das kunstlose große Nest besteht aus Reisern und Rasenstücken und ist inwendig mit Gras, Moos, Wolle u. s. w. ausgefüttert.

Das Weibchen legt im März, nach Verhältniß des Klima und der Witterung früher, auch später, 4—5, selten 6 blaßgrüne, mit vielen braunen Flecken und Strichen gezeichnete Eier, und brütet gemeinschaftlich mit dem Männchen, jedoch am anhaltendsten das Weibchen, in 22 Tagen die Jungen aus. Das Männchen sorgt während des Brütens für reichliche Nahrung, und fliegt, auch wenn die Jungen ausgebrütet sind, oft in Gesellschaft des Weibchens aus, um Vorräthe einzusammeln. Im Anfange nähren sie die Jungen blos mit Insekten, Regenwürmern u. dgl., späterhin tragen sie ihnen aber auch Vögel zu. Döbel erzählt, er habe einmal einen Raben zur Brütezeit im Fluge geschossen, der einen jungen Hasen gefangen hatte, um diesen nach dem Neste zu tragen. Die Stein- und Baummarder stellen den Jungen häufig nach. Wehe aber diesen Schleichern, sagt Goeze, wenn sie die Alten dabei ertappen! Sie strafen sie auf frischer That, hacken ihnen die Augen aus und erwürgen sie für ihre Jungen. Sie vertheidigen diese ebenso herzhaft gegen die Anfälle anderer Raubvögel und jagen diese, sobald sie sich dem Neste nähern, aus dem Reviere. Die Jungen sehen im Anfange nicht so schwarz als im Alter aus. Sobald die Jungen flügge sind, fliegen die Alten mit ihnen ins Feld und weisen ihnen ihre Nahrung an, leiden sie aber dann nicht weiter um sich, jagen sie vielmehr, sobald sie sich selbst ernähren können, aus ihrem Reviere. Der Kolkrabe leidet kein anderes Nest neben dem seinigen, und wenn es auch das Nest seiner eigenen Kinder wäre. Daß sie leicht zu zähmen und sehr gelehrig sind, ist schon erwähnt worden. Sie werden unter anderm auch zum Vogelfange abgerichtet. Man zähmt sie dermaßen, daß sie dem, der sie füttert, wie die Hunde nachlaufen, oft Viertelstunden weit wegfliegen und von selbst zurückkehren. Ich (Jester) habe einen gezähmten Raben gekannt, der seinen Herrn, einen Domänenbeamten in der hiesigen Pro-

vinz, wenn dieser in die Felder ritt, beständig begleitete, sich dann immer im Fluge nahe bei dem Pferde hielt, sogar mit ihm auf die Jagd zog, dadurch aber auch so ans Schießgewehr gewöhnt wurde, daß er am Ende, als er einmal allein ausflog, von einem fremden Jäger, der ihn für einen wilden Raben hielt, und dem er sich ungescheut näherte, zum Leidwesen seines Herrn erschossen wurde.

Die Kolkraben haben eine widerliche, aashafte Ausdünstung, weshalb ihr zähes Fleisch nur von einigen armseligen Völkern im hohen Norden gegessen, die schwärzliche Haut aber zu Kleidern genützt wird.

Der Kolkrabe kann mit vollem Rechte zu den gefährlichsten Raubvögeln gezählt werden. Er raubt Hasen, junge Rehe, Rebhühner, Fasanen, holt auch wol, wenn er Junge hat, junge Hühner, Enten, Gänse vom Hofe weg, und trägt seine Beute in den Klauen, oft auch im Schnabel fort. Außerdem frißt er Heuschrecken, Frösche, Mäuse, Schnaken, Eidechsen, Mistkäfer und alles, was ihm vorkommt. In Ermangelung des Aases, welches er sehr liebt und, wie schon gesagt worden ist, in großer Ferne wittert, geht er auch nach Kirschen, Aepfeln, Birnen, Kartoffeln, und wenn diese fehlen, selbst nach Unrath und Mist. Im Norden soll er gemeinschaftlich mit dem weißen Bären, dem arktischen Fuchse und dem Adler rauben, dort dem Eidervogel und anderen Vögeln die Eier aussaufen, den Abfall vom Robben, ingleichen Uferfische und Schalthiere fressen, welche letztere er von einer großen Höhe herabwirft, daß die Schalen zerbrochen werden und er das inwendig befindliche Thier zu sich nehmen kann.

Der Kolkrabe ist in der ganzen bewohnten Welt verbreitet. In Europa bis Finnland, Island und Grönland hinauf. In Asien, Sibirien, Kamtschatka, bis Syrien herab, in Afrika bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung. Im nördlichen Amerika bis Neuspanien. In Deutschland ist er Standvogel.

Jagd.

Der Kolkrabe hält als ein äußerst scheuer Vogel dem Jäger selten Stand, ausgenommen im Winter, wo man ihm zuweilen beim Aase und auf Misthaufen beikommen kann. Selbst auf den Krähenhütten sind die Kolkraben sehr scheu und setzen sich selten auf, daher man nicht mit dem Schuß säumen darf! Wenn man beim Schnee einen Platz mit Rinderblut beschüttet und sich an einem verborgenen Orte in der Nähe anstellt, so kann man sie noch am leichtesten schießen. Einige Jäger pflegen klein gestoßene Krähenaugen — ein amerikanisches Samenkorn (Nux vomica) — auf das Rinderblut zu streuen. Sie fallen dann, wenn sie es genossen

haben, betäubt hin, und man kann sie dann erhaschen. Es muß dies aber in dem ersten Augenblick, wo sie zu taumeln anfangen, geschehen, weil sie sich sonst bald, obwol nur auf eine kurze Zeit, in so weit erholen, daß sie davonfliegen, hinterher aber sterben.

II. Die Rabenkrähe, Corvus corone *Lath.*

Die Rabenkrähe heißt auch Krähe[1], gemeine, schwarze, Haus-, Aas- und Feldkrähe, gemeiner, schwarzer Feld- und Mittelrabe, Krährabe, schwarzer Krährabe, schwarze Raubkrähe, Rabe, Krabe.

Naturgeschichte.

Länge 45 cm, Schwanz 17 cm, Schnabel 5 cm, Lauf 5,5 cm. Mittelzehe so lang als der Schnabel, dieser aber kürzer als der Lauf.

Die Rabenkrähe unterscheidet sich beim ersten Anblick von dem Kolkraben blos dadurch, daß sie kleiner, sonst aber dunkelschwarz, am Oberleibe mit violettem oder bläulichem Glanze wie jener ist. Das Weibchen ist etwas kleiner wie das Männchen, sonst aber von diesem fast gar nicht zu unterscheiden.

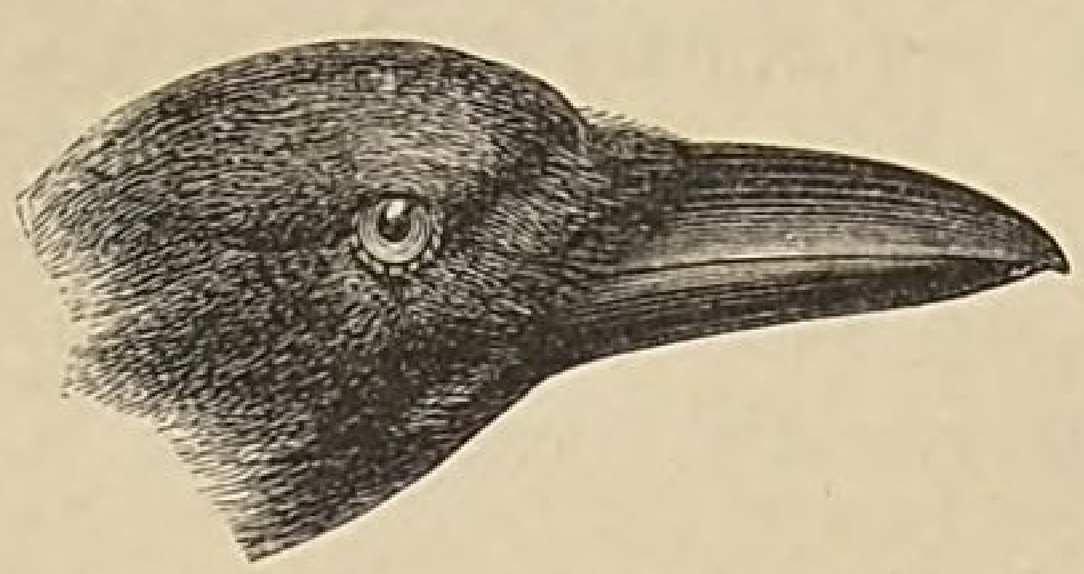


Fig. 158. Kopf der Rabenkrähe.

Der glänzend schwarze Schnabel ist stark, gewölbt, oben an der Spitze gekerbt, aber nicht so stark und auch nicht so gekrümmt wie an dem Raben. Die runden Nasenlöcher sind mit schwarzen, starken Borsten bedeckt. Der Augenstern kastanienbraun, die Füße schwarz. Der Schwanz ist fast gerade oder nur wenig abgerundet, wodurch er sich neben der Größe besonders von der vorigen Art unterscheidet.

Die Rabenkrähe hat mit dem Kolkraben sowol in ihrem Bau und Farbe, als in ihrer Lebensart viel Aehnlichkeit, aber doch manches Eigene, wodurch sie sich von diesem auszeichnet. Ihr Gang ist, wie bei allen ihren Gattungsverwandten, schreitend und hin- und herwankend, aber minder stolz und gravitätisch wie der des Kolkraben. Ihr Geschrei ist heiserer und schnarrender. Ihr Flug ist langsam, aber fest und gewiß.

---

[1] Wenn man sich hierzulande, ingleichen in Kurland, auch in Pommern, des Wortes: Krähe, ohne weitern Zusatz bedient, so wird darunter nicht die Rabenkrähe, sondern die graue Krähe, welche hier unter allen Krähenarten die gemeinste und häufigste ist, verstanden.

Sie kann den stärksten Windstoß aushalten, der andere Vögel niederwirft.[1] Ihr Geruch ist äußerst scharf und fein und sie wittert das Aas in einer großen Entfernung. Sie ist nicht völlig so scheu wie der Rabe, und nähert sich dem Ackersmann, z. B. beim Pflügen, auf eben die Art, wie die Saat- und graue Krähe, ungescheut, um in der durch den Pflug aufgewühlten Erde Regenwürmer, Käfer u. s. w. aufzusuchen. Sie soll aber, sobald sich ein anders gekleideter Mensch an den Pflug stellt, diesen gleich an der Kleidung erkennen und ihm auf 200—300 Schritte ausweichen. Ihr Schlaf ist sehr leise. Wenn sie des Nachts beunruhigt werden, so fahren sie mit großem Geschrei auf und schwärmen so lange herum, bis alles wieder ruhig ist. Sie leben mehr in Gesellschaft wie der Kolkrabe, und halten sich sowol Sommer als Winter beisammen. Von ihnen ist das Sprichwort: Keine Krähe hackt der andern die Augen aus, entlehnt.[2] In Gegenden, wo sie als Standvögel leben, begeben sie sich und bleiben über Winter zusammen. Sie werden sehr alt. Daher hieß bei den Alten ein Krähentod ein solcher, der bejahrte Leute traf. Sie führen eine treue Ehe für ihr ganzes Leben. Die Alten beobachteten sie daher, wenn sie ihr Glück in der Liebe wissen wollten, und besorgten einen Witwenstand, wenn sie eine einzelne Rabenkrähe antrafen. Die Rabenkrähe nistet gewöhnlich in Eichen- und Kieferhölzern. Aber nie baut mehr als ein Paar auf einem Baume. Die Unterlage des Nestes, in welches das Weibchen 4—6 blaugrüne, aschgrau und olivenbraun gefleckte Eier legt, besteht gemeinhin aus Dornen, die zweite aus Wurzeln, die dritte aus Borke und Schalen und die vierte aus Moos. Das Nest ist sonst mit Kuh- und Hasenhaaren, auch Schweinsborsten gefüttert. Das Weibchen brütet gemeinschaftlich mit dem Männchen in 20 Tagen aus. Sie vertheidigen ihre Jungen gegen die Anfälle der Marder und Wiesel, die den erstern häufig nachstellen, ingleichen gegen andere Raubvögel ebenso herzhaft wie der Kolkrabe. Wenn sich ein Thurmfalke oder Bussard ihrem Neste nähert, so greifen ihn die Alten muthig an, und sollen oft mit solcher Wuth auf ihn stoßen, daß sie ihm den Kopf spalten. Der große Würger gehört zu ihren gefähr-

[1] Es gilt dies indessen von allen Raben- und Krähenarten. Ihre Schwingen sind an den Spitzen wie Finger ausgespreizt, dagegen sie bei andern Vögeln aneinandergefügt und geschlossen sind. Es kann daher sich auch kein Vogel den Stürmen so aussetzen wie diese. Der Sturm wirft die Krähen oft thurmhoch, ohne daß sie ihre Richtung verlieren.

[2] Man hat von den Krähen mehrere Sprichwörter entlehnt: „Eine Krähe sitzt gern bei der andern"; welches mit dem andern bekannten Sprichwort: Gleich und gleich gesellt sich gern, überkommt. — „Es heckt keine Krähe einen Zeisig aus." Von ungesunden Aeltern werden gemeinhin ungesunde Kinder zur Welt gebracht. „Die Krähe läßt das Hüpfen nicht", böse Gewohnheiten legen sich nicht ab. „Eine Krähe über den Rhein geflogen, kommt eine Krähe wieder"; dem andern bekannten Sprichwort gleich: Eine Gans flog über das Meer, eine Gans kam wieder daher.

lichsten Feinden. Ungeachtet er kleiner ist als sie, so soll es ihm doch zuweilen glücken, sie in die Flucht zu schlagen und sich der Brut zu bemächtigen. Die Jungen sind leicht zu zähmen und lernen wie die Kolkraben Worte nachsprechen. Sie richten aber, wenn man sie gezähmt frei herumgehen läßt, ebenfalls manchen Unfug im Hause an.

Die Rabenkrähe nährt sich zwar hauptsächlich von Regenwürmern und Erdmaden, Engerlingen und Maulwurfsgrillen, und man sieht sie daher gleich der Saat- und grauen Krähe dem Pfluge folgen, um in der aufgewühlten Erde Beute zu suchen. Sie raubt aber auch, wie der Kolkrabe, junge Gänse, Enten, Rebhühner, Fasanen und Hasen. Sie besucht die Schlingen und Fallen, um sich der gefangenen Vögel zu bemächtigen. Im Frühjahr stellt sie häufig den Vogeleiern, und unter diesen vorzüglich den Rebhühnereiern nach. Außerdem frißt die Rabenkrähe Feldmäuse[1], nackte Erdschnecken, Wasserschnecken, Käfer, Krebse, ausgesäetes Getreide, grüne Saat, Graskeime und Wurzeln, Kirschen, Birnen, Eicheln, Vogelbeeren, Hagebutten u. s. w., ja sogar Pferde-, Vieh-, Menschenkoth und Aas. Wenn sie einen Krebs fängt, so beißt sie ihm, wie unter mehrern andern auch Bechstein als Augenzeuge versichert, beide Scheren ab, um sich vor Verletzung zu sichern. Auch hat sie die Gewohnheit, wenn sie Ueberfluß z. B. von Aas hat, Stücke davon unter Moos und Laub, wie die Füchse, zu verstecken, und dann fleißig nachzusehen, ob es noch da ist. In harten Wintern geht sie da, wo sie sich den Winter aufhält, in die Städte und Dörfer, um dort Nahrung zu holen, und man sieht sie dann, gleich der grauen Krähe, auf den Straßen herumwandern. Die Rabenkrähe ist zwar in allen Welttheilen verbreitet; in Europa wählt sie aber mehr die südlichen und westlichen als nördlichen Gegenden zu ihrem Aufenthalte. In der Provinz Preußen, ingleichen in Pommern, ist sie äußerst selten. Beseke versichert dies von Kurland ebenfalls und sagt, er habe noch nie eine erhalten können. In Thüringen gehört sie dagegen unter die allergewöhnlichsten Vögel, sowie sie denn auch in manchen andern Gegenden von Deutschland, z. B. am Rhein, in Sachsen und Böhmen, Sommer und Winter, besonders in den Gebirgswaldungen, in Menge angetroffen wird.

---

[1] Bechstein theilt hierüber eine artige Beobachtung mit. In Schnepfenthal hatte ein Lehrer einen Hund, der im Herbst und Winter täglich aufs Feld ging und den Mäusen nachgrub. Sobald er aus dem Hause ging, kamen allezeit zwei Rabenkrähen und setzten sich neben ihn, wenn er ein Mäusenest ausgrub. Er biß dann die Mäuse todt und reichte sie den Rabenkrähen hin. Diese Vögel suchten sich den ganzen Herbst und Winter durch schlechterdings keine Nahrungsmittel selbst, sondern ließen sie sich durch den Hund herbeischaffen. Wenn er nach Hause ging, so flogen sie in den Wald, sobald er wieder auf das Feld kam, waren auch sie sogleich bei der Hand. (J.)

Jagd und Fang.

Die Rabenkrähe wird, wie der Rabe, beim Aase, auf Misthaufen, und dann auf der Krähenhütte, wo sie sich weniger scheu als der Rabe einfindet, geschossen: sonst aber in eisernen Mäusefallen, welche Schlagbügel haben, auch da, wo sie als Standvogel ist, im Winter auf dem Vogelherde, in Finkennetzen gefangen.

III. Die Saatkrähe, Corvus frugilegus *Linné*.

Hafer-, Acker- und Feldkrähe, schwarze Acker-, Saat- und Feldkrähe, gesellschaftliche und schwarze Krähe, schwarze Kreye, schwarze Krau, Saatrabe, pommerscher, sächsischer und altenburgischer Rabe, Kranveill, Karachel, Karechel, Kurock, Rücke, Haferrücke, Rooke, Rooche, Rauhe, Rauh, Rauch, Roeck, Rouck, Nacktschnabel, Grindschnabel.

Naturgeschichte.

Länge 43 cm, Schwanz 18 cm, Schnabel 5 cm, Lauf 5 cm.

Schnabel gestreckter als bei den Gattungsverwandten, der Oberschnabel biegt sich nicht über den Unterschnabel herab.

Das Gefieder an der Brust steht meist kranzförmig ab, während es bei der Rabenkrähe stets glatt anliegt.

In der Provinz Preußen, wo man sie sehr häufig antrifft, ist sie den Landleuten und dem Jäger allgemein unter dem Namen Kareckel bekannt.

Die Saatkrähe ist, beim ersten Anblick, dem Kolkraben wie der Rabenkrähe sehr ähnlich, und man kann sie, wenn man sie von weitem erblickt, leicht mit diesen verwechseln.

Der ganze Körper ist, wie bei jenen, schwarz, fast ins Purpurrothe glänzend, die Schwanzfedern und erste Reihe Schwungfedern ausgenommen, die dunkelgrün schimmern. Sie unterscheidet sich aber von den vorigen theils durch ihre Größe, sie ist noch etwas kleiner als die Rabenkrähe, theils dadurch, daß ihr Leib gestreckter, der Kopf dünner, der Schwanz aber nicht wie bei dem Kolkraben keilförmig zugespitzt, sondern wie bei den Tauben zugerundet ist. Das auffallendste und deutlichste Kennzeichen an ihr ist die nackte, weißliche, schuppige, bisweilen räudige Haut, welche den Schnabel, an der Wurzel und über den Nasenlöchern umgibt. Das Weibchen ist von dem Männchen fast gar nicht zu unterscheiden. Nach Bechstein ist es etwas kleiner und

unterscheidet sich von dem Männchen dadurch, daß der Purpurglanz nicht so hoch wie bei jenem ist, und durch weniger Muth, Lebhaftigkeit und Glanz.

Bechstein gibt als Farbenänderung die weiße, bunte und braune Saatkrähe an.

Goeze erzählt viel von den Eigenheiten der Saatkrähen, hat aber unter diesen manches aufgenommen, das sie mit den grauen Krähen gemein haben. Wenn er z. B. von ihnen anführt, daß sie sich gern in Gesellschaft einander necken und miteinander spielen, daß, wenn eine etwas gefunden hat, die andere zuläuft, es ihr zu nehmen, und sie dann, wie ein Paar Athleten, gegeneinander stehen; daß sie im Herbst gleich nach Bartholomäi, wenn die Jagd aufgegangen ist, auf den Feldern herumschwärmen, ingleichen, daß sie oft scharenweise auf den bedüngten und gepflügten Feldern liegen, theils um des Mistes willen, aus welchem sie die Fliegen und Käferlarven ausklauben, theils um die durch den Pflug zu Tage gebrachten Maikäferlarven und Mäuse zu fangen; daß sie dem Pfluge und dem Säemann folgen, daß sie sich öfters auf die Schweine setzen, um von diesen lebendigen Warten, wie er sagt, den Mäusen aufzupassen[1]: so sind dies lauter Dinge, die die graue Krähe, und zum Theil auch die Rabenkrähe an sich hat. Sie kommen wirklich mit diesen in manchen Stücken in ihrer Lebensart überein, und es ist ihnen, unter den von Goeze beigelegten Eigenschaften, nur ihre größere Geselligkeit einzuräumen, durch welche sie sich in der That von den andern unterscheiden, und wonach man sie, besonders im Spätherbst, wo wenigstens hier die meisten fortziehen, in größern Scharen, als die graue Krähe, welche den Winter über hier bleibt, beisammen trifft.

Die Saatkrähe ist ein Zugvogel, der im mildern Klima von Europa überwintert und in manchen Gegenden Deutschlands sehr häufig, in andern wieder weniger vorkommt. Sie liebt das Feld mehr als die Wälder, sammelt sich zur Zugzeit, October und November, in ungeheuern Scharen. Wenn sie im Frühjahre ankommt, so versammelt sie sich in großer Anzahl bei den Nestern, die sie den Sommer vorher verlassen hatte, und bessert diese aus, wogegen die Jungen sich neue Nester bauen. Sie wählen hierzu gewöhnlich hohe, in Feldhölzern, an Dörfern und Kirchhöfen befindliche Bäume, und suchen unter diesen gern solche aus, die unten keine Zweige haben, und von denen mehrere beieinander stehen, wahrscheinlich deshalb, damit die Katzen und andere Thiere nicht so leicht heranklettern und ihnen ihre Brut rauben können. Wenn sie das

---

[1] Sie thun dies vielmehr, um die auf dem Rücken der Schweine befindlichen Läuse aufzusuchen.

Nest verfertigen, so brechen sie kleine Zweige von den Bäumen, sammeln Reiser, Strauchwerk und dergleichen, legen diese Materialien an mehrern Orten auf einen Baum, streiten unter vielem Geschrei um den Platz, zerreißen sich oft gegenseitig die Grundlagen der Nester, bis sie alle hinlänglich mit Baumaterialien versehen sind, und jedes die Stelle, um die es streitet, behauptet hat. Sie füttern alsdann das Nest mit Moos, Wolle, Haaren u. s. w. aus und wohnen, wenn der Bau fertig ist, ruhig nebeneinander. Man findet oft auf einem Baume zwanzig Nester, die durch kleine Zweige, Dornen und anderes Genist miteinander, oft mit den auf andern Bäumen, die nebeneinander stehen, befindlichen Nestern in Verbindung gesetzt sind. Es scheint, daß sie deshalb gemeinschaftlich beisammen nisten, um andere ihrer Brut nachstellende Raubvögel, denen sie einzeln nicht Widerstand leisten können, mit vereinten Kräften, und wo nicht mehr, so doch durch ihr betäubendes Geschrei zu verscheuchen. Das Weibchen legt 3—5 grünliche, mit braunen Flecken bezeichnete Eier. Sie hecken nur dann zweimal im Jahre, wenn die erste Brut durch einen Zufall zerstört wurde. Ob das Männchen gemeinschaftlich mit dem Weibchen brütet, ist ungewiß und schwer zu behaupten, weil Männchen und Weibchen sich so ähnlich sind, daß man sie nicht leicht unterscheiden kann. Die Jungen werden von den Aeltern gemeinschaftlich gefüttert. Sie fliegen Anfang Junius aus. Zu dieser Zeit ist das Geschrei, das die Alten und Jungen machen, so groß, daß man, des Morgens um drei Uhr, in den benachbarten Häusern nicht mehr schlafen kann. Sie verlassen nicht leicht den einmal zum Nisten gewählten Ort. Otto erzählt, er habe alle Jahre einige Saatkrähen bei den Nestern geschossen; auch wären einige Junge und Eier ausgenommen, die Nester deshalb von den Alten nicht verlassen, sondern selbige von ihnen im Frühjahre wieder bezogen worden. Ein Habicht hätte die Jungen geholt, und nach dem Geschrei, welches die letztern bisweilen in der Nacht hören lassen, zu urtheilen, wären sie von den Eulen beunruhigt worden: alles dieses habe aber die Gesellschaft nicht gestört. Als aber, am Ende, ein paar Raben sein Nest in der Nachbarschaft angelegt, so hätten die Saatkrähen ihre Nester nicht mehr in den gewohnten Bäumen errichtet, sondern alle alten Nester verlassen und eine kleine Meile davon eine neue Colonie angelegt. Sie nisten auch zuweilen auf alten Mauerresten zwischen den kleinen Säulen und Thürmen und an den Giebeln alter gothischer Gebäude.

Die Saatkrähe nährt sich blos von Getreide, Gras und Graswurzeln, Insekten, Würmern, Feldmäusen: Getreide nur, wenn sie an Insekten u. s. w. Mangel hat. Sie wird durch die Vertilgung einer

Menge Insekten, besonders der so schädlichen Maikäferlarve, sehr nützlich und es ist daher eine wahre Unvernunft, wenn die Fänge dieser Vögel, wie das hier und da zur wahren Schande unserer Zeit noch geschieht, von dem Jäger gegen Schußgeld ausgelöst werden.

Die Saatkrähe ist in ganz Europa verbreitet. In Deutschland ist sie in manchen Gegenden eine Seltenheit, in andern aber sehr häufig. Im südlichen Deutschland bleibt sie oft in milden Wintern das ganze Jahr hindurch.

IV. **Die graue Krähe**, Corvus cornix *Linné*.

Nebelkrähe, Krähe, Kräge, Holz-, Ast-, Luder-, Aas-, Schnee-, Winter-, Schild-, Mantel-, bunte, gemeine, graue Krähe, Nabelkraye, graubunte Krähe, grauer Rabe, grauer Krährabe, Mehlrabe, Graumantel, Graurücken.

Naturgeschichte.

Länge 44 cm, sonst wie die Rabenkrähe, doch etwas schlanker.

Die graue Krähe hat in ihrem Naturell und ihrer Lebensart vieles mit der Rabenkrähe und mit der Saatkrähe gemein, gehört aber, da sie dem Federwildpret und andern Vögeln, ingleichen den jungen Hasen nachstellt, mit vielem Rechte zu den Raubvögeln. Sie hat eine unangenehme heisere Stimme, die ihr, wie Bechstein sagt, sehr sauer werden muß, weil sie dabei mit Kopf und Hals eine gar tiefe ängstliche Verbeugung macht. Sie hüpft selten, setzt vielmehr einen Fuß wechselsweise vor den andern, wodurch sie sich auch von der Elster unterscheidet. Sie fliegt nicht in so zahlreichen Scharen wie die Saatkrähe und lebt den Sommer über größtentheils einzeln. Im Herbst aber sammelt sie sich in kleinern und größern Heerden und zieht in Gegenden, wo sie als Strichvogel ist, fort, in andern aber, wie z. B. in Preußen, Brandenburg u. s. w., nach den Städten und Dörfern, wo sie auf den Kirchen und auf den Dächern hoher Häuser schläft, und von wo sie des Morgens in die Felder fliegt, um Nahrung zu suchen, dagegen sie des Abends, sobald es dunkel wird, in großen Scharen zu ihrem Nachtquartier zurückkehrt. Bei strenger Winterkälte halten sich die grauen Krähen, selbst am Tage, in

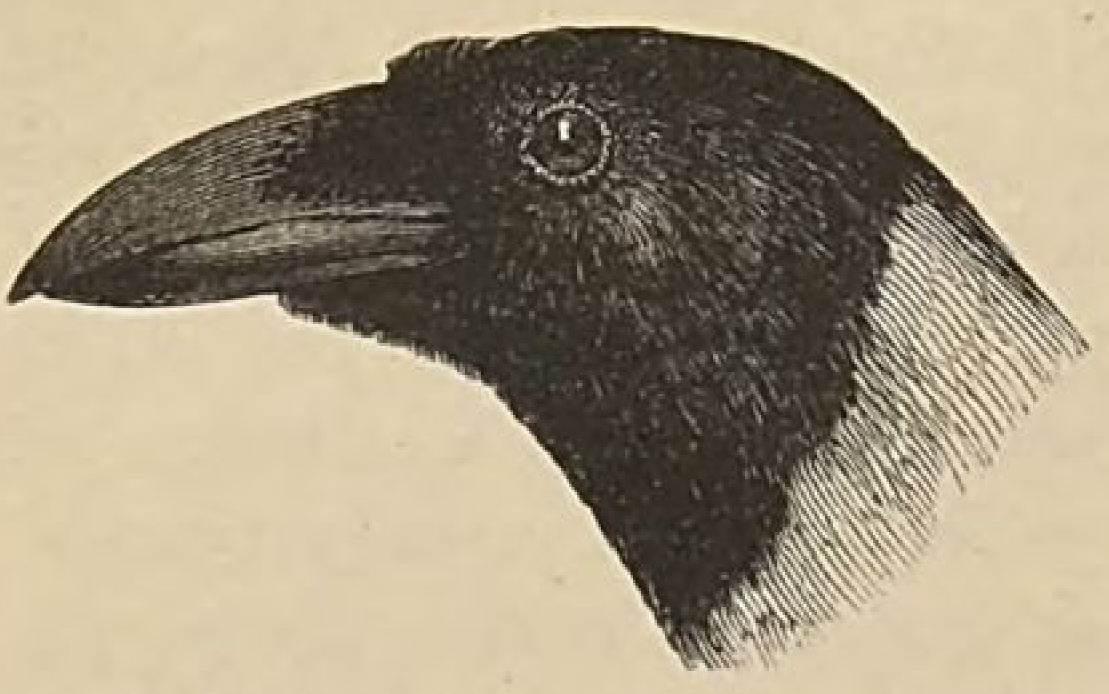


Fig. 159. Kopf der grauen Krähe.

Dörfern und Städten auf. Man sieht sie dann in den Straßen ungescheut umherwandern, Knochen und Abgänge von der Küche vor der Thür sammeln, in Dörfern, auf den Misthaufen die Getreidekörner aus dem Pferdemiste suchen, den Hühnern und Schweinen das ihnen gegebene Futter entwenden und sich mit diesen wol hin und wieder darüber herumzanken.

Ihre Gestalt ist sehr bekannt. Der Kopf, die Kehle, der Unterhals, die Flügel und der zugerundete Schwanz sind schwarz mit violettem und grünem Widerschein, die Farbe der übrigen Theile hell aschgrau.[1] Die halben Beine über dem Fußgelenke grauschwarz. Das Weibchen ist etwas kleiner, die schwarze Farbe läuft nicht so weit wie bei dem Männchen in die Brust hinein und die helle Körperfarbe fällt mehr ins Röthlich-aschgraue.

Der Schnabel ist stark, vorn gekerbt, etwas abwärts gebeugt; die kleinen runden Nasenlöcher dicht mit borstartigen Haaren besetzt, der Stern graulich; Schnabel und Füße glänzend schwarz.

Als Farbenänderungen gibt Bechstein die weiße, schwarz- und weißbunte schwarze Nebelkrähe, die Nebelkrähe mit dem Halsbande, und die Nebelkrähe mit grauem Bauche, die Nebelkrähe mit einem grauen Kopfe und die Nebelkrähe mit einem dreieckigen Flecken auf dem Rücken, sonst fast schwarz, an.

Die graue Krähe nistet gern in Feldhölzern auf Eichen, Eschen, Erlen und andern Bäumen, wählt aber nicht, wie die Saatkrähe, hohe Bäume mit einem unten astlosen Stamme, sondern baut ihr Nest, welches aus kleinen Reisern und Zweigen zusammengesetzt und inwendig mit Moos, Wolle und Haaren gefüttert ist, auf niedrigen, stark belaubten Bäumen, oft selbst in den krausen Apfelbäumen der Obstgärten, nahe bei den Häusern. Man findet nie mehr als ein Nest auf einem Baume, und sie weichen hierin ganz von der Saatkrähe ab. Das Weibchen legt 4—6 hellgrüne, mit feinen, braunen Strichen bezeichnete Eier, die größer als die Taubeneier und etwas länger als die Eier der Saatkrähe sind, aber nicht immer eine gleiche Farbe und Form haben, indem man hin und wieder ein weißes Ei unter den grünlichen, oft auch welche, die an einem Ende viel spitziger als die übrigen sind, antrifft.[2] Das Weibchen brütet gemeinhin 20 Tage. Sie hecken oft zweimal in

[1] Das Schwarze ist durch eine Art von grauem Mantel gleichsam abgeschnitten; daher der Name Mantelkrähe.

[2] Die Eier der grauen Krähe haben einige Aehnlichkeit mit den Kiebitzeiern, und werden von gewinnsüchtigen Leuten wol hin und wieder den Liebhabern für Kiebitzeier verkauft. Diese Verschiedenartigkeit der Eier spricht wol für das, was oben wegen der Verwandtschaft mit der Rabenkrähe gesagt ist.

einem Jahre, wenn die erste Brut zerstört wird. Die Alten versorgen die Jungen reichlich mit Nahrung, als Mäusen, Würmern [1], Schnecken, auch Fischen, und tragen ihnen außerdem im Mai und im Juni kleine junge Hühner, Enten und Gänse zu. Wenn die Jungen ausgeflogen sind, halten sie sich noch einige Zeit zu den Alten auf dem Felde und laufen ihnen mit einem Gepfeife nach, um von ihnen Futter zu erhalten.

Die Nebelkrähe gehört zu den gefräßigsten Vögeln ihrer Gattung. Sie ist so wenig ekel, daß sie beinahe alles frißt, was ihr vorkommt. Sie nährt sich von Raupen, Heuschrecken, Feldmäusen, Maulwürfen, Schnecken und Muscheln, welche letztere beide sie an den Flüssen und den Ufern des Meeres aufsucht, geht im Herbste die Weinbeeren, Kirschen, Birnen und Walnüsse an, liest hinter dem Pfluge in der aufgewühlten Erde Insekten, Larven und Gewürme auf, sucht in Städten und Dörfern Knochen, Kartoffeln, Ueberreste von Kraut und Rüben, Kuh- und Pferdemist auf, zupft die Aehren, die aus den Scheunen hervorragen, aus, raubt aber auch häufig junge zahme Hühner, Enten, Fasanen, Birkhühner, Rebhühner, Wachteln, Lerchen und stellt den Eiern aller Vögel nach. Bei dem angeschossenen Wildpret findet sie sich, wenn sie in der Nähe ist, gleich ein, verfolgt schwach verwundete Vögel und müde gehetzte Hasen, die ihr, wie die angeschossenen, sehr oft zur Beute werden. Aas und abgestandene oder erfrorene Fische sind ihre Lieblingskost. Sie werden daher für die unreinlichsten Vögel gehalten. [2]

Ungeachtet nun ihr Fleisch hiernach einen widrigen, unangenehmen Geschmack hat und man es für ungenießbar hält, und ungeachtet es selbst die Hunde verschmähen, so wird es doch nicht nur in einigen außerhalb Europa belegenen Ländern, wie z. B. in der Hudsonsbai, sondern selbst in der Provinz Preußen, auf der sogenannten Kurischen Nehrung, einer schmalen Erdzunge zwischen der Ostsee und dem Kurischen Haff, von den dort wohnenden armen Fischern häufig gegessen. Diese, beinahe von allen Lebensmitteln, Fische ausgenommen, entblößten Leute nähren sich, besonders im Winter, größtentheils von eingepökeltem und geräuchertem Krähenfleische, und halten es sogar für wohlschmeckend. Die

---

[1] Frisch sagt, daß sie sehr geschickt die Fischernetze auszuklauben verstehen, und wenn man die Fischhälter verläßt, sie sehr bald die am Ende derselben zurückgebliebenen Fische bemerken und herausziehen. Ich habe dies mehrmals von ihnen am hiesigen See- und Haffstrande gesehen. (J.)

[2] Die Krähe erhält von ihrer unreinlichen Nahrung eine so widrige Ausdünstung, daß sie der Hühnerhund, welcher überhaupt ungern Raubvögel aufträgt, unter diesen beinahe am meisten verabscheut. Diese Ausdünstung theilt sich sogar den Federn mit, die daher nicht sehr gebraucht werden. Der gemeine Mann hat, beiläufig erwähnt, den Aberglauben, man könne auf Betten, die von Krähenfedern gestopft sind, nicht sanft sterben.

jungen, aus dem Neste genommenen Krähen sollen übrigens, wie viele behaupten, wirklich einen nicht unangenehmen Geschmack haben.[1]

Die graue Krähe ist in ganz Europa verbreitet. Im südlichen Deutschland ist sie seltener als im nördlichen, wo sie einer der bekanntesten Vögel ist. In Asien und Amerika bewohnt sie ebenfalls mehr die nördlichen als südlichen Gegenden.

Jagd.

Die graue Krähe ist zwar nicht so scheu wie der Rabe; es gilt dies aber nur von solchen Gegenden, wo ihr wenig nachgestellt wird. Alle Krähen kommen am besten zu Schuß am Aase und vor der Krähenhütte. Wir werden uns daher über die Einrichtung der sehr oft erwähnten Krähenhütte ausführlicher auslassen. Man wählt zu dieser Anlage einen etwas erhabenen Ort im freien Felde, am besten zwischen zwei Feldhölzern, die aber mindestens 300 Schritt entfernt sein müssen. Es ist gut, wenn sich in der Nähe Wasser, z. B. ein See, befindet, da es besondere Anziehungskraft für viele Vögel hat; überhaupt da, wo man bemerkt, daß die Krähen und andere Raubvögel am meisten vorbeistreichen. Hier läßt man eine 3 m lange und ebenso breite, und etwa $1\frac{1}{2}$—2 m tiefe Grube auswerfen, und diese entweder mit Steinen ausmauern, oder mit Bohlen, die 58 cm über der Erde hervorragen, ausschürzen. Im ersten Falle wird über der Grube ein $1\frac{1}{3}$ m hohes, rundes Gewölbe, im andern aber von Sparren und Latten ein ebenso hohes Dach aufgeführt, dieses aber, wie im andern Falle das Gewölbe, durchaus mit Rasen oder Strauchwerk belegt, damit das Ganze das Aussehen eines runden Erdhügels erhält. Der Eingang zu der Hütte wird schräg in die Erde gegraben, und die Thür, um sie besser zu verdecken, ebenfalls mit Moos oder Rasen benagelt. „Die Thür muß der Seite gegenüberliegen, wo das Hauptschießloch, resp. der Uhu angebracht werden sollen, was in den meisten Fällen auf der Nordseite geschehen wird, weil in der Richtung gegen Abend oder Morgen der Sonnenschein den Jäger blendet.“ („Waidwerk“.) Auf den andern Seiten der Hütte werden zwei Reihen Schießlöcher oder Schießscharten angebracht, die 8 cm im Gevierte halten, durch den auswendigen Erdhaufen hindurch mit Holz ausgefüttert und so eingerichtet

---

[1] v. Berg versichert von jungen Krähen dieser und anderer Arten häufig Suppe gegessen zu haben, welche sehr kräftig und wohlschmeckend wäre. Bekannt ist es auch, daß in großen Städten manche junge Krähe als Taube mit durchgeht.

sind, daß man sowol die auf der Erde sitzenden als die im Fluge herbeikommenden oder die auf die in einer Schußweite von der Hütte befindlichen trockenen Bäume fußenden Krähen und Raubvögel schießen kann. Die vorerwähnten trockenen Bäume (auch Fallbäume, Krakeln oder Hackreiser genannt) werden, und zwar gemeinhin drei, den Schießlöchern gegenüber, in einer Entfernung von etwa 15 Schritt so gesetzt, daß man sie bequem übersehen und gut beschießen kann. Sie müssen wenig Aeste und gar kein Laub haben, damit man die darauf fußenden Krähen und Raubvögel desto besser ins Auge fassen kann. „Die beste Stellung für den Uhu ist die sogenannte Jule, d. h. ein ausgebohrter Pfahl, der etwa $1\frac{1}{2}$ m vom Boden aus hoch ist und 20—25 Schritt von der Hütte aus aufgestellt wird. In das Bohrloch kommt eine Krücke, auf welcher der Uhu stehen soll und die man mit Schaffell beschlägt, um ihm festes Fußen zu erleichtern. An dem rechten Lauf des Uhus wird ein mit einem Ringe versehene, sämischgare Lederschleife befestigt, an den Ring die Leine, welche durch die an der Krücke und dem Pfahle angebrachten Ringe gezogen und dicht an dem Erdboden in die Hütte geleitet wird, damit die Raubvögel sie nicht gewahr werden. Es ist somit keineswegs nöthig, den Uhu noch außerdem auf die Krücke zu schnüren, der meinige war nur an der losen Leine und einem Fange gefesselt, benutzte diese Freiheit, um nach Gefallen von der Jule auf den Boden und zurück zu springen und reizte gerade durch diese Beweglichkeit die Raubvögel und Krähen zu den heftigsten Angriffen. Auch kann sich der Uhu infolge dieser theilweisen Fesselung nöthigenfalls gegen die Angriffe starker Raubvögel vertheidigen." („Waidwerk".) Auch darf der Uhu nie, wie früher geschehen ist, auf dem Dache der Hütte gesetzt, resp. befestigt werden, da der Jäger ihn nicht beobachten und ihm deshalb nicht zu Hülfe kommen kann bei einem etwaigen plötzlichen Angriff großer Raubvögel. Man begibt sich nun mit der Flinte und einem hinlänglichen Vorrathe an gefüllten Patronen versehen, in die Hütte. Es währt gemeinhin nicht lange, so vernimmt man schon aus der Hütte das Geschrei der sich um den Uhu versammelnden Krähen. Sie stürmen anfangs heftig auf ihn, setzen sich dann theils auf die Erde, theils auf die Fallbäume, und man kann oft mehrere auf Einen Schuß erlegen. Die übrigen werden weder durch den dumpfen Knall noch durch den Rauch aus den Schießlöchern, auch ebenso wenig durch den Tod ihrer Kameraden abgeschreckt. Sie schwärmen vielmehr, anstatt davonzufliegen, um den Uhu herum, fallen ihn oft mit verdoppelter Wuth an, setzen sich aufs neue auf die Hackreiser und erleiden eine zweite, oft eine dritte Niederlage. Der Ueberrest fliegt zwar endlich davon; es stellt sich aber oft gar bald ein neuer Schwarm ein, und

man kann in zwei, drei Stunden eine große Anzahl erlegen. Nur muß man nach dem Schusse nicht aus der Hütte gehen, sondern die erlegten Krähen erst dann, wenn sich keine mehr einfindet, aufnehmen. Wenn man gewahr wird, daß die Krähen scheu zu werden anfangen, so hebt man die Stange, auf der der Uhu sitzt, in die Höhe und rüttelt ihn. Er sperrt dann gewöhnlich die Flügel auseinander, und die Krähen werden dadurch zu erneuerten Anfällen gereizt. Außer den Krähen kommen auch andere Raubvögel, als Milane und Hühnerhabichte, diese aber immer nur einzeln, und zwar ohne großes Geräusch herbei. Sie schwärmen gewöhnlich nur einigemal um den Uhu herum, fallen ihn zuweilen thätlich an und lassen sich dann auf dem Fallbaume nieder. Wenn der Sperber sich einfindet, so läßt er, wie immer, ein klägliches Geschrei hören, und man vernimmt seine Ankunft oft schon von weitem.[1]

Eine gut eingerichtete Krähenhütte gewährt wirklich viel Vergnügen. Wildungen welcher in seinem „Neujahrsgeschenke für Forst- und Jagdliebhaber", 1795, eine Beschreibung, von dieser Anlage gibt, sagt am Schluß mit seiner gewohnten Laune:

„Wirklich, meine lieben Jagdcollegen, ist es eine recht artige Sache um eine solche Krähenhütte. Sie verschafft uns in derjenigen Epoche des Jahres, wo es eben sonst nichts zu jagen gibt, manches Vergnügen und reinigt unsere Forste und Fluren von manchem listigen Raubvogel, dem man sonst nicht beikommen kann. Vom übrigen Erdengeräusche entfernt, könnt ihr in dieser kühlen unterirdischen Klause, die jeder nach seinem Geschmack ausstaffiren kann, ungestörter als in der Oberwelt philosophiren oder lesen[2], bis der Raubvögel hier sehr willkommene Ankunft euch unterbricht. Wem die Einsamkeit nicht behagt, dem ist's ja auch, dieser Jagd unbeschadet, vergönnt, von einem nicht allzu laut werdenden Gesellschafter oder einer trauten Gesellschafterin sich hinabbegleiten zu lassen. Diejenigen aber, die selbst unter der Erde ohne Spiel nicht sollten leben könnten, mögen dann die geliebten Karten auch dorthin mitnehmen."

Derselbe Verfasser hat zugleich die Einrichtung der Krähenhütte durch eine Erfindung verbessert, die nachgeahmt zu werden verdient. Um den jedesmaligen Transport des Uhus auf die Hütte zu ersparen, ließ er im Dache derselben einen kleinen, mit unbemerkbaren Luftlöchern und einer verschlossenen Thür versehenen Boden anbringen, in welchen der Uhu nach gehaltener Jagd jedesmal zurückkehren mußte und bis

[1] Nach langjährigen Beobachtungen, welche man auf einer Krähenhütte bei Sondershausen angestellt hat, ist der 14. October der Tag, wo stets die meisten Raubvögel geschossen werden. (v. B.)

[2] Durch die Schießlöcher wird das Innere der Krähenhütte hinlänglich erhellt.

zum nächsten Besuche mit der ihm vorgeworfenen Beute sich füglich behelfen konnte. [1]

Zu der vorstehenden Beschreibung der Hüttenjagd füge ich (v. R.) noch einige Bemerkungen aus meinem „Waidwerk“ hinzu:

„Wer nicht in der Lage ist, sich einen lebenden Uhu zu halten, der namentlich dem Jäger in der Stadt lästig werden kann, der schaffe sich einen gut gestopften Balg an, wie ihn der Präparator Banzer in Oehringen (Würtemberg) nach meiner Anweisung billig liefert. — Wenn er in seinen Erfolgen einem lebenden Vogel auch nachsteht, so verschafft er dennoch Resultate, die lohnend genug sind — freilich muß der Jäger statt seiner ausschauen und die Jagd beim Regen, welchen der Balg nicht verträgt, aussetzen — namentlich stoßen junge Raubvögel so heftig nach dem Balge wie nach dem lebenden Vogel.

„Das Wetter ist bei der Hüttenjagd von nicht zu unterschätzender Bedeutung; etwas windige, nicht zu warme Tage sind im allgemeinen die günstigen, da an ihnen die Vögel reger sind als an ganz stillen warmen; auch scheint Witterungswechsel bei manchen Raubvögeln eine besondere Streitlust zu erwecken, denn sie stoßen zu solchen Zeiten oft auf eine ganz unerklärlich heftige Weise.

„Bei windigem Wetter ziehen auch die Raubvögel nicht so hoch als bei stillem, was man zu beobachten hat, wie auch in gewissen Gegenden sich deutlich gewisse Zugstraßen der Raubvögel herausstellen, deren Kenntniß bei Anlage der Krähenhütte von Werth ist.

„In der Regel fliegen, nachdem der Uhu aufgestellt ist, die Krähen herbei, schwärmen unter betäubendem Gezeter um den Uhu und hacken oft in gedrängter Schar auf den Krackeln auf, wobei man reiche Beute machen kann. Hat man es aber besonders auf Raubvögel abgesehen, so verscheuche man bald diese lärmende Gesellschaft, unter welche sich ein Raubvogel, selbst der Kolkrabe, nicht leicht mischt, was man am sichersten erreicht, wenn man sich plötzlich vor der Hütte, oder an der Schießluke zeigt; wie vom Sturmwinde gepeitscht stieben dann die Krähen nach allen Seiten auseinander.

„Hierbei bemerken wir, daß die Saatkrähe den Uhu gar nicht beobachtet, also aus der Krähenhütte nur zufällig geschossen wird; ich weiß, daß man besonders gegen die zahllosen Scharen der Saatkrähen die Hüttenjagd in Scene setzte, natürlich erfolglos, weshalb hier darauf aufmerksam gemacht sei. — Kolkrabe, Rabenkrähe und Nebelkrähe sind allein mit Sicherheit aus der Krähenhütte zu erlegen.

---

[1] Allerdings mehr bequem als praktisch. (v. R.)

„Der gemeine Bussard zieht meist mit Geschrei heran, umschwärmt den Uhu ein- oder zweimal und hackt dann auf, worauf sofort Feuer zu geben ist; sowie er von den Krackeln abstreicht — wenn man nicht geschossen hat — und er den Uhu nochmals umkreist, ist der letzte Moment zum Schießen gekommen, denn er hackt nun nicht gern wieder auf, sondern zieht bald ganz ab.

„Der Rauhfußbussard stößt von allen Raubvögeln am heftigsten und anhaltendsten auf den Uhu und läßt sich selbst durch Fehlschüsse nicht leicht stören; mit lautem Geschrei heranziehend kreist er nahe um den Uhu, steht dicht über dessen Kopf, hackt auch auf kurze Zeit auf und bietet so mehrfach Gelegenheit, einen guten Schuß anzubringen.

„Der Wespenbussard kommt zwar heran, zieht aber aus mangelndem Interesse bald wieder ab.

„Der Hühnerhabicht greift den Uhu sehr gern an, läßt sich leicht herbeireizen und stürzt sich dann wüthend, sehr oft mit gespreiztem Schwanze auf ihn; steht bisweilen so nahe über dessen Kopf, daß man, ohne den Uhu zu gefährden, nicht schießen kann. Er baumt, wenn auch nur unstet.

„Der Sperber baumt nicht gern und zieht nach einigen Neckereien bald wieder ab.

„Der Milan stößt heftig auf den Uhu und läßt sich leicht heranlocken, verlangt aber die größte Vorsicht am Schießloch, da er überaus mistrauisch ist und die Hütte scharf mustert.

„Alle Weihen zeigen im ganzen wenig Interesse für den Uhu und ihre besondere Scheu vor allen Erzeugnissen menschlicher Hand läßt sie nur ungern dem Uhu, resp. der Hütte nahen. Alles Reizen ist bei ihrem Anzuge durchaus zu unterlassen, wahrscheinlich fürchten sie auch den die Flügel regenden Uhu.

„Der Wanderfalk stößt zwar auf den Uhu und baumt auch bald, ist aber wegen seiner unsteten und blitzschnellen Bewegungen im Fluge sehr schwer zu schießen, weshalb der Moment des Baumens sehr zu benutzen ist.

„Der Thurmfalk kommt laut heran und baumt nach einigen Neckereien, hält sich aber alsdann nicht lange auf.

„Mit dem Raubwürger (Lanius excubitor) verhält es sich ebenso.

„Der Steinadler kommt meist herangebraust, kesselt über dem Uhu und stößt schließlich mit angelegten Flügeln auf ihn, wodurch dieser ernstlich gefährdet ist, wenn ihm beide Fänge so gefesselt sind, daß er sich nicht wehren kann. Ein starker Uhu fürchtet sich andernfalls vor dem Steinadler nicht und man kennt Beispiele, wo er den angreifenden

Adler gründlich abgewiesen, auch wohl festgehalten und so dem Jäger überliefert hat.

„Bei Annäherung so gefährlicher Feinde wirft sich der Uhu, wenn er kann, auf den Rücken.

„Der Seeadler ist zwar auch aus der Krähenhütte erlegt worden, doch wol nur ausnahmsweise und gehört er der Hüttenjagd eigentlich nicht an.

„So wünschenswerth und nothwendig ein fleißiger Besuch der Krähenhütte auch ist, so darf man, außer der Zugzeit, doch nicht allzu oft eine und dieselbe Hütte benutzen, da sich die Vögel der Nachbarschaft sonst an den Anblick des Uhus gewöhnen und ihn nicht mehr beachten. — Daher sind, wenn Zeit und Mittel es gestatten, zwei oder mehrere voneinander entfernte Hütten sehr zweckmäßig.

„Wo, wie im Südosten, der Uhu noch keine Seltenheit ist, und er sich hauptsächlich von Ratten, Ziseln ernährt, beachten ihn die Raubvögel überhaupt wenig, wie auch auf der «Donaureise» [1] beobachtet wurde.

„Vom Ausgange des August bis in den November hinein ist die ergiebigste Jagdzeit, später sind mit Ausnahme des Rauhfußbussards nur einzelne Wanderer zu erwarten; harte Winter bringen manchen seltenen Vogel zu Schuß, besonders, wenn man in der Nähe der Hütte Luder auslegt.

„Bei der Jagd mit dem Balge merke man, daß sich alle Vögel nur kürzere Zeit aufhalten als beim lebenden Vogel, auch mehr junge als alte Vögel zu Schuß kommen und man überhaupt mit Abgabe des Schusses sich möglichst beeilen muß.

„Den Balg verwahrt man in der Hütte, wenn sie danach beschaffen ist.

„Die Hüttenjagd zählt im ganzen nicht viel Fangtage und ist oft eine harte Geduldsprobe. — Wer nicht von fester Gesundheit ist, entsage ihr, denn auch in den besten Hütten zieht es, und eine tüchtige Dosis Rheumatismus ist eine sichere Errungenschaft.

„Stoßen und kreisen die Raubvögel sehr unstet und schnell, so duckt man sich regungslos an die Schießluke mit angelegtem Gewehr und feuere, wenn der Vogel über dem Kopf des Uhu kurzen Halt macht, was immer geschieht.

„Alles Geräusch ist zu verhüten, daher der gedielte Boden mit Rasen oder einer Decke zu belegen oder Filzschuhe anzuziehen sind.

[1] „Zwölf Frühlingstage an der mittlern Donau", von Kronprinz Rudolf von Oesterreich, E. F. von Homeyer u. A. Brehm (1879).

„Die geschossenen Vögel lasse man lieber draußen liegen, als daß man sich zeigt, wenn man nicht sicher weiß, daß kein Raubvogel im Anzuge ist. Im äußersten Falle springt man durch die schnell geöffnete Thür, wenn ein anhaltend, aber sehr schnell kreisender Vogel nicht anders zu Schuß kommen will.

„Es gibt auch transportable Hütten.

„Die eine Art besteht aus einem leichten Holzgestell, über welches gedichtete und grünlichgrau bemalte Segelleinewand zeltartig gespannt wird, in die natürlich Schießlöcher eingeschnitten sind. Ein Pfahl mit spitzem eisernen Fuß dient als Standpunkt für den Uhu, und obgleich diese Vorrichtung immerhin etwas Auffälliges hat und gründliche Erfolge kaum gewährt, lohnt sie doch einen Versuch, zumal sie eben auf den verschiedensten Punkten ohne Umstände aufgestellt werden kann.

„Die andere Art ist eine hölzerne Hütte auf Rädern, ähnlich dem ambulanten Schlaflocal der Schäfer und kann nach Belieben und Bedürfniß hin- und hergefahren werden. Selbstverständlich gehört auch zu ihr ein leicht transportabler, resp. aufzustellender Stand für den Uhu.

„Die sogenannte Streifjagd oder Pürsche mit dem Uhu wird so betrieben, daß man mit dem Uhu im Arm oder Kasten umherwandert und, wo man Raubvögel bemerkt, auch die nöthige Deckung findet, diesen schnell auf einem Hügelchen oder auf bloßer Erde aussetzt mit einem Pflock die Kette oder den Riemen im Erdboden befestigt, sich verbirgt und die heranziehenden Vögel schießt, wobei ganz interessante Erfolge erzielt worden sind."

Die graue Krähe kann in Tellermäusefallen, auf die man ein Stückchen Fleisch bindet, ingleichen an einem Angelhaken, auf den man Fleisch steckt, der aber nicht größer sein darf, als sie ihn schlucken können, gefangen werden. Die Bewohner der Kurischen Nehrung stellen eine angebundene Krähe auf und fangen die durch das Geschrei herbeigelockten Kameraden mit Netzen.

Eine an sich drollige, aber in der That bewährte Methode, die Krähen zu fangen, ist folgende: Man macht aus steifem Papier, am besten aus blauem Zuckerpapier, große Düten, beschmiert diese inwendig mit Vogelleim, legt dann ein Stückchen Fleisch hinein und stellt die Düten zur Winterszeit da, wo sich die Krähen versammeln, mit dem spitz zulaufenden Ende nach unten gekehrt auf. Die nach dem Fleische lüsternen Krähen stecken den Kopf in die Düte hinein, können ihn aber, weil die Düte, vermöge des Vogelleims, an den Federn kleben bleibt, nicht wieder zurückziehen. Sie taumeln dann entweder auf der Erde

herum oder fliegen in gerader Richtung in die Höhe, fallen aber bald wieder zur Erde, und man kann sich ihrer nun bemächtigen.

Die graue Krähe wurde auch mit Falken gebeizt.

V. Die Dohle, Corvus monedula *Linné.*

Corvus spermolegus. Monedula turrium.

Thurmkrähe, gemeine und graue Dohle, Schneedohle, Thule, Tahle, auf Plattdeutsch Tahlke, Schneekrähe, Schneedahle, Dachlicke, Doole, Tole, Thole, Tahe, Doel, Zschokerl, Tugerl, Aelke, Kayke, Gacke, Schneegäcke, Schneegacke, Thalk, Klaas, Wachtel.

Naturgeschichte.

Länge 32 cm, Schwanz 13 cm, Schnabel 3,3 cm, Lauf 4,5 cm.

Die Dohle ist von der Größe einer Taube. Die Stirn, der Scheitel, der Rücken, der Schwanz sind glänzend schwarz; der an den Seiten gedrückte, keilförmige Schnabel und die Füße schwarz; die Kehle, Brust, Unterleib und Lenden grauschwarz; der Hinterkopf aber und die Seiten des Kopfes nebst dem Nacken schwarzgrau. Das Weibchen ist schwer zu unterscheiden. Nach Bechstein geht die helle Farbe des Hinterkopfes und Nackens am Weibchen nicht so weit in den Rücken hinein; der Schnabel ist nicht so schwarz, und der Unterleib mehr schwarzaschgrau.

Es gibt verschiedene Farben-Spielarten.

Die Dohle ist ein äußerst lebhafter, munterer Vogel. Er ist bei weitem gewandter als seine Gattungsverwandten, und zeichnet sich von diesen auch durch seinen schnellen Flug aus, wozu nun freilich sein schlanker Körperbau und seine zugespitzten Schwingen das Ihrige beitragen. Wenn die Dohlen in der Luft herumschwärmen, so kann man sie, selbst in großer Entfernung, durch ihre hurtigen Bewegungen und durch die mannichfaltigen Schwenkungen, die sie bald hoch, bald tief machen, und dann auch durch ihr unaufhörliches Geschrei von den Raben und Krähen unterscheiden. Wenn sie einzeln fliegen, so gehört schon ein geübtes Auge dazu, um sie von weitem zu erkennen und sie nicht mit einer Taube zu verwechseln, der sie im Fluge sehr ähneln. Sie sind sehr gesellschaftlich. Man findet sie immer in größern oder kleinern Scharen beisammen, oft auch in Gesellschaft der Raben und Saatkrähen, zu denen sie sich gern halten. Sie haben in ihrem Naturell und in ihrer Lebensweise viel Eigenes. Niemand hat sie vielleicht so genau beobachtet als Goeze. Sie sind, seinem Geständnisse nach, von Jugend auf seine Lieblinge gewesen.

Das, was er aus eigener Erfahrung über ihre Lebensart und Eigenheiten niedergeschrieben hat, verdient seinem ganzen Inhalte nach gelesen zu werden. Wir können es uns nicht versagen, eine Stelle aus seiner interessanten Beschreibung auszuheben, die in der That sehr charakteristisch ist.

„Wo sie in den Stadtthürmen wohnen, ist ihr beständiges Geschäft, den ganzen Tag um den Thurm herumzufliegen, zu schreien, sich zu jagen, und zuweilen eine Excursion über die Stadt und ins Feld mit allgemeinem Geschrei zu machen, und langsam und einzeln ohne Geschrei wieder zu kommen. Wenn sich zuweilen an dem hohen ascherslebenschen Thurme keine einzige sehen ließ, und es wurde am Sonntage mit allen Glocken geläutet, so kamen sie aus allen Löchern hervor und schwärmten so lange, als geläutet wurde, um den Thurm herum.

„Während des Schwärmens geschieht es zuweilen, daß sie ein allgemeines Geschrei machen und mit einmal über die Stadt weg und ins Feld ziehen. Kommen sie bald wieder, so sagt man, es werde ein Gewitter kommen, wie auch öfters geschieht. Nicht allezeit bedeutet dieses eine Wetterveränderung [1], sondern es wird auch durch andere Vorfälle veranlaßt. Wenn z. B. ein Raubvogel überzieht, so ist der ganze Schwarm hinter ihm her und verfolgt ihn so lange, als er ihn sehen kann. Nicht leicht wird es einer Hühnerweihe (dem rothen Milan) gelingen, in der Stadt oder in dem Dorfe, wo Dohlen wohnen [2], ein junges Huhn oder Puter zu holen. Die wachsamen Dohlen lassen ihn eben nicht dazukommen.

„Ich habe diese Jagd oft auf dem Felde mit Vergnügen angesehen. Der Raubvogel wurde zuweilen über eine Meile verfolgt. Zwischen Quedlinburg und Aschersleben liegt ein kleiner schaumburgischer Flecken Hoym, von beiden Städten eine gute Meile entfernt. Bis hierher verfolgten ihn die quedlinburgischen Dohlen. Sobald die ascherslebenschen von ihrem entsetzlichen Geschrei etwas vernahmen, so kamen sie auch von der Seite wie eine Wolke gezogen, und setzten auf den Raubvogel an. Alsdann aber zogen sich die quedlinburgischen gemeiniglich zurück, die ascherslebenschen aber, deren Armee ungleich stärker war, verfolgten ihn öfters so hitzig, daß sich das arme Thier nach Frosa, eine halbe Stunde von Hoym, in den See in das Rohr retiriren mußte, wie ich genau beobachten konnte, wenn ich eben auf der Reise nach diesem Orte war.

---

[1] Sie scheinen, wie mehrere andere Vögel, eine Vorempfindung des Wetters zu haben, wovon Goeze mehrere merkwürdige Beispiele anführt. (A. d. V.)

[2] In der Regel bewohnen sie lieber die Städte als die Dörfer. Sie ziehen große Städte den kleinen, und diese den Dörfern vor. (A. d. V.)

Alsdann zogen auch die aschersleben'schen Dohlen mit großem Siegesgeschrei wieder nach ihrem Thurme zurück.

„Versah es eine Eule und flog am Tage aus dem Thurme, so konnte man kein lustigeres Schauspiel sehen. Augenblicklich war sie von Dohlen umgeben. Ihr Geschrei verrieth den Flüchtling. Aengstlich suchte er aus dem Haufen zu kommen. Er sank, er stieg, er überwarf sich; alles vergeblich. Endlich gewinnt er die freie Luft und zieht nach dem Felde. Nun aber kommt er erst in den Schlagregen. Schwalben, Bachstelzen, Neuntödter u. s. w., alles gesellt sich dazu. Dann ist für den armen Schelm keine andere Rettung als eine sehr starke Pappel. Langsam und einzeln kehren die Verfolger als Sieger zurück."

Im Frühjahr, wenn die Paarungszeit herannaht, suchen sie sich eifrig auf und schwatzen dann unaufhörlich miteinander. „Man sieht sie dann, wie Buffon sagt, sich auf mannichfaltige Weise liebkosen und ihre Schnäbel zusammenstecken, als wenn sie sich küssen wollten." Selbst im Zustande der Gefangenschaft verfehlen sie, wie er dem Aristoteles nacherzählt, nicht, diese Liebkosungen vorhergehen zu lassen.

Sie nisten, und zwar meist immer mehrere in Gesellschaft, in den Thürmen, in alten Schlössern, auf Kirchen- und Stadtmauern, zuweilen, obwol nur selten, in Baumhöhlen, auch auf den Taubenschlägen, welches nach Goeze, Bechstein und andern insgemein nur diejenigen thun, welche von den andern abgebissen und verdrängt werden. Denn es gibt, wenn sie ihre Nester bauen, einen beständigen Zank und Krieg unter ihnen. Sie streiten und kämpfen nicht nur um den Platz, sondern auch um die Baumaterialien, nehmen einer dem andern die zur Ausfütterung zusammengetragene Wolle, Haare, Moos u. s. w. fort. Das Weibchen legt 4 bis (selten) 7, grün, dunkelbraun und schwarz gefleckte Eier, und brütet sie in 18—20 Tagen aus. Die Jungen kommen bald aus den Nestern hervor, setzen sich ins Freie und sonnen sich. Die Jungen sind leicht zu zähmen und lernen fast deutlicher und vernehmlicher sprechen als eine Elster.

Sie spielen, wie erzählt, die Rolle eines wahren Harlekins und machen die drolligsten Streiche. Goeze hat in seiner Jugend mehrmals ein Paar auferzogen und abgerichtet, die ihm, weil er sie selbst fütterte, wie Hunde nachliefen und auf die verschiedenen Namen hörten, die er ihnen beilegte. Nie kam Kasper, wenn er Hans rief, und dieser nie, wenn er jenen rief. Mit den Katzen und Hunden lebten sie sehr vertraulich, übten aber auch an den letztern zuweilen manche Neckerei aus. Wenn der Hund im Winter hinter dem warmen Ofen lag und Hans Lust hatte, seine Stelle einzunehmen, so hackte er ihn so lange in

den Schwanz oder in die Ohren, bis er brummend aufstand und ihm seinen Platz überließ. Goeze hatte an seinem Hans einen sichern Wetterpropheten. Sobald er auf die Galerie spazierte, durch das Geländer sah und Stunden lang für sich krickelte und krackelte, so erfolgte gemeinhin noch an demselben Abend oder in der Nacht Gewitter und anhaltender Regen. Selbst die Wäscherin richtete sich danach.

Sie haben, wie die Raben, einen Hang, blanke Sachen zu entwenden. In Erfurt auf dem Dome hat man in den Löchern, wo sie nisten, alte römische Denkmünzen gefunden, die sie auf den Aeckern gesammelt hatten.

Sie nähren sich größtentheils von Regenwürmen, Insektenlarven, Mistkäfern u. s. w., gehen daher, gleich den Saat- und Rabenkrähen, dem Pfluge nach, setzen sich, wie die Staare, auf den Rücken der Schafe, um ihnen die großen Schafläuse abzulesen, stellen häufig den Eiern anderer Vögel, besonders den Rebhühner- und Lercheneiern nach; fressen im Winter auch Aas und Mist.

Sie fressen Getreide, Hülsenfrüchte und grüne Saat. Man sieht sie da, wo sie sich im Winter aufhalten, zu dieser Jahreszeit gleich den grauen Krähen, obwol nicht so häufig wie diese, in den Städten auf den Straßen herumlaufen und ihr Futter suchen. Sie sind dann ebenso dreist wie die graue Krähe, die sich zur Winterzeit ungescheut in den Gärten und Höfen einfindet und in den letztern den Hühnern ihr Futter streitig zu machen sucht. Im gezähmten Zustande fressen sie Brot, Fleisch, kleine Fische, junge kahle Sperlinge, Weintrauben, Walnüsse und Obst.

Die Dohle ist in ganz Europa, in Sibirien und Persien zu Hause. Sie scheint aber mehr die kalten als warmen Länder zu lieben. Im nördlichen und mittlern Deutschland wird sie häufiger als im südlichen angetroffen. In Preußen ist sie sehr häufig, jedoch als Zugvogel, in Thüringen und auch am Harz Strich- oder auch Standvogel, der den ganzen Winter dort bleibt.

Jagd und Fang.

Die Dohle ist, ungeachtet sie nahe bei Menschen wohnt, ein äußerst scheuer Vogel, und sie läßt sich nicht leicht beikommen. Wenn man sie in Gesellschaft der Saat- und grauen Krähe antrifft, so wird man die Dohlen immer zuerst aufstehen und früher als die Krähen davonfliegen sehen. Man kann sie nicht leicht anders, als wenn man ihnen beim Aase oder beim ausgeschütteten Rinderblute auflauert, schießen, zuweilen aber auch, wenn ein Schwarm nahe genug überzieht, einen Schuß anbringen.

Man fängt sie in Schlagnetzen, besonders da, wo sie sich im Winter aufhalten, und man kann, wie Bechstein anführt, im Winter einen ordentlichen Herd auf sie stellen, wenn man ein Paar zahme Dohlen auf demselben anläufert. Sie wurden auch mit Falken gebeizt.

VI. Die Alpendohle, Corvus pyrrhocorax *Linné.*

Pyrrhocorax alpinus *Vieill.*

Bergdohle, Amseldohle, Alpenamsel, Steindohle.

Naturgeschichte.

Schnabel fast gerade, kürzer als der Kopf, goldgelb; der Augenstern braunschwarz; Füße roth, Fußsohlen schwarz; Gefieder glänzend schwarz; Schwanz fast unmerklich abgerundet. Junger Vogel: Schnabel und Füße schwarz oder dunkelbraun. Länge 40—41 cm.

Bewohnerin der Hochalpen; Strichvogel; Nahrung: Insekten, Würmer und dergleichen, auch Getreide und Beeren aller Art, welche besonders die Winternahrung ausmachen.

VII. Die Steinkrähe, Steinrabe, Corvus graculus *Linné.*

Tregilus graculus *Temm.*

Gebirgsrabe, Klausrabe, Eremit u. s. w.

Naturgeschichte.

Häufig mit der vorigen verwechselt, womit sie gleichen Aufenthalt und Lebensart hat, unterscheidet sie sich durch etwas kleinere Gestalt und durch folgende Kennzeichen von derselben: Schnabel länger als der Kopf, schlank gebogen und wie die Füße vogelbeerroth; Augenstern braun; Nasenlöcher rundlich mit bogenförmig abgestutzten steifen Federn versehen; Gefieder schwarz, violett glänzend. Länge 39 cm. Schnabel 4,9 cm, Lauf 4,9 cm.

VIII. Die Elster, Corvus pica *Linné.* Pica caudata *Keys et Bl.*

Pica europaea *Cuv.*

Gartenkrähe, Elster, europäische und gemeine Elster, Azel, Hutsche, Schalaster, Alaster, Alster, Aegerst, Agelaster, Algaster, Agerluster, Agelhetsch, Algarte, Häster, Heister (so nennt sie der gemeine Mann in der Provinz Preußen), Egester, Aster, Heste, Hetze, Alelster, Egerste, Elsterrabe, Krickelster, gemeiner Heher.

Naturgeschichte.

Länge 46 cm, Schwanz 24 cm, Schnabel 3,5 cm, Lauf 4,8 cm.

Die Elster hat im Aeußern einige Aehnlichkeit mit den Krähen: Belon meint, man habe nur nöthig, der Elster den Schwanz abzukürzen, und ihr das Weiße ihrer Federn zu nehmen, um aus derselben eine Krähe zu machen. Sie ist aber bei weitem schöner als diese. Sie ist im ganzen schwarz und weißbunt, gleichsam gescheckt. Kopf, Hals, die obern und untern Deckfedern der Flügel, Kehle und Brust sind sammetschwarz, der Rücken grünglänzend schwarz. Der Bauch, die Federn am Flügelrande und die Schulterfedern schön weiß. Durch letztere bildet sich ein großer eirunder, weißer Fleck auf den Flügeln, die Deckfedern der letztern sind schwarz; die elf ersten Schwungfedern auf ihrer äußern Seite und an der Spitze schwarz und wie die Deckfedern mit einem goldgrünen Glanze überzogen, auf der innern Seite aber stufenförmig abnehmend, schön weiß, die folgenden Schwungfedern ganz schwarz, wie die Deckfedern stahlblau glänzend. An dem langen, keilförmigen Schwanze sind die beiden äußersten Federn kaum 13 cm lang, schwarz, die zwei mittelsten ganz, und an den vier folgenden die äußere Fahne stark goldgrünglänzend, alle aber mit Spitzen, die sich aus dem Purpurrothen ins Stahlblaue sanft übergehend endigen, und mit purpurrothen Schäften versehen. Der Vogel erhält durch die vielen durchkreuzenden weißen Streifen und Flecken ein so buntes Aussehen, daß man daher von einem geputzten Menschen zu sagen pflegt: er ist geputzt wie eine Elster.

Das Weibchen ist fast gar nicht von dem Männchen zu unterscheiden. Wenn man beide beisammen sieht, so wird man, nach Bechstein, bei genauerer Untersuchung an dem Weibchen einen kleinern Kopf, weniger Schwarz an der Brust, und schwächer glänzende, weiße und schwarze Farbe gewahr.

Der lange, messerartige und nach der Seite zu abwärts gebogene Schnabel ist schwarz, die runden Nasenlöcher mit Borstenfedern, der Mundwinkel mit Borstenhaaren besetzt, die Iris hellnußbraun, die geschilderten Füße glänzend schwarz.

Bechstein gibt sechs Farbenvarietäten und unter diesen auch die ganz weiße Elster an, die von mehrern für einen Schwächling gehalten wird.

Die Elster ist ein schlauer, munterer und äußerst geschwätziger Vogel, was man besonders im Frühjahr, zur Paarungszeit, wahrnehmen kann. Bei den Römern war sie daher dem Bacchus heilig. Von ihrer Geschwätzigkeit hat man das Sprichwort: er schwatzt wie eine Elster, entlehnt. In einigen Gegenden Deutschlands sagt man auch von

einem Menschen, der nichts verschweigen kann: er habe Elstereier gegessen. Sie hat ein sehr scharfes Gesicht und eine so feine Witterung, daß sie selbst im Winter unter dem Schnee die Puppen in der Erde entdeckt und sie mit ihrem Schnabel herausholt. (?) Sie fliegt wegen ihrer kurzen Flügel und des langen keilförmigen Schwanzes sehr schwer und muß die Flügel beständig und schnell zusammenschlagen. Ihr langer Schwanz erschwert ihr aber, besonders bei starkem Winde, gar sehr den Flug, obwol er ihr sonst zum Ruder dient. Sie fliegt dann gewöhnlich nur kleine Strecken oder läßt sich vom Winde treiben, und lehnt sich dabei oft auf die Seite. Auf der Erde ist ihr Gang stets hüpfend. Wenn sie sich an Maulwurfshügeln einfindet, so springt sie oft über dieselben auf und ab. Sie trägt den Schwanz im Sitzen und Hüpfen immer hoch, um ihn nicht zu verunreinigen, und bewegt ihn beständig wie eine Bachstelze auf und ab. Sie hat eine heisere, aber scharfe, durchdringende Stimme. Ihr Gekrakel gleicht fast dem Lachen eines Menschen; daher das Sprichwort: er lacht wie eine Elster.

Die Elstern sind im gezähmten Zustande noch gelehriger wie die Dohlen und lernen fast alles nachsprechen. Sie wissen das Blöken der Schafe, das Miauen der Katze, das Bellen der Hunde und das Glucken der Henne bis zur Täuschung nachzuahmen. Sie schwatzen aber auch dann den ganzen Tag und werden dadurch oft so überlästig, daß man sie aus der Stube jagen muß. Sie werden so zahm, daß man sie zum Aus- und Einfliegen gewöhnen kann. Bechstein sagt, sie gehören unter diejenigen Vögel, die die größte Zähmung aushalten, denn andere, noch so zahme Vögel lassen sich nicht gern angreifen. Ein Bekannter von Bechstein hatte eine Elster aufgezogen, die sich so lange wie eine Katze an ihm herumschlich, bis er sie streichelte. Sie lernte das Ausfliegen von selbst, folgte ihrem Herrn oft stundenlang und gewöhnte sich so an ihn, daß er sie einsperren mußte, wenn er sie nicht mitnehmen konnte. Sie hat aber auch wie der Rabe und die Dohle die böse Gewohnheit, alles Blanke fortzunehmen und zu verstecken.

Die Elster nistet im März. Sie baut ihr Nest am liebsten auf hohen Erlen und Pappeln, sonst auch auf Weiden-, Obst- und andern Bäumen, fast immer auf solchen, die nahe bei Häusern, in Gärten und an den Säumen der Feldhölzer stehen. Das Nest ist im Verhältniß des Vogels von großem Umfange, sehr künstlich, fest von Reisig, Wurzeln und andern Materialien geflochten und mit einer Haube oder Bedachung von Dornen, zum Schutz vor Hagel, Regen und Raubvögeln, versehen.[1]

---

[1] Beseke sagt: „Das künstliche Nest der Elster gleicht einer russischen Kibitke, ungefähr wie eine Postkalesche mit halbem Verdeck.“

Der Eingang ist an der einen Seite, und an der andern ein Loch, durch welches der Vogel seinen langen Schwanz steckt, der daher oft zum Verräther an ihm wird, wenn man seinem Neste nachspürt. Oft ist es inwendig so dicht mit Koth verklebt, daß ein oder mehrere Schüsse mit Schrot nicht durchdringen. Das Weibchen legt 7—8 weißgrünliche Eier mit vielen aschgrauen und olivenbraunen Punkten und Flecken, und brütet 20 Tage. Die Jungen haben schon nach 8 Wochen den ausgewachsenen langen Schwanz, und die Alten machen dann gemeinhin Anstalt zur zweiten Brut. Ein Paar hält wie alle Krähenarten für das ganze Leben zusammen.

Die Elster nährt sich im Sommer von Regenwürmern, Larven, Raupen und Insekten, ingleichen von Kirschen, Obst und Eicheln, und im Winter von Mäusen, Graswurzeln, Getreidekörnern, Aas, Mist u. s. w. Sie stellt aber auch den Eiern und Jungen in den Vogelnestern nach, raubt junge Hühner, Puter, Gänse, Rebhühner und Fasanen, plündert mitunter die Dohnen, und ist im Winter den Sperlingen gefährlich, die sie in den Strohdächern beschleicht und dort hervorholt. Sie pflegt da, wo sie häufig ist, sich einen Vorrath von Lebensmitteln zu verschaffen, diesen zu verstecken, und bis zu einer andern Mahlzeit zu bewahren, was man selbst an den Jungen im gezähmten Zustande wahrnimmt.

Die Elster hält sich in ganz Europa, bis zum 70. Grade nördlicher Breite auf. In einigen Gegenden von Hessen, und im ganzen Waldeckschen wird sie nach Goeze und Bechstein gar nicht angetroffen, ungeachtet sie sonst in Deutschland, und zwar überall als wahrer Standvogel, nicht selten ist. In der Provinz Preußen gehört sie zu den gemeinsten Vögeln, und man findet sie oft in Menge nahe bei den Dörfern, auf den Wiesen und Feldern, auch in den Bauergärten.

Sie gehört zu den sehr schädlichen Vögeln.

Jagd.

Bechstein sagt, die Elster sei so mistrauisch und scheu, daß kein Jäger im Stande ist, sich ihr ohne Hinterhalt schußrecht zu nähern. Wir können dies nicht einräumen. Sie ist bei weitem nicht so scheu wie die Dohlen. Wir haben mehrmals Elstern geschossen [1], die recht gut standhielten, besonders nahe bei einem Dorfe. Sie finden sich auch auf den Krähenhütten ein und haken dort gern und leicht auf. Man fängt sie zuweilen auf Leimruthen.

---

[1] Das sind wol junge gewesen, oder es ist früher nie auf sie geschossen worden. (v. R.)

IX. Der Holzheher, Corvus glandarius *Linné*.

Gacculus glandarius *Vieill.*

Eichelkrähe, Häher, Nuß-, Wald-, Eichen- und Eichelheher, Heier, Nußheier, Eichelrabe, Nußbeißer, Hatzel, Hatzler, Hätzler, Haßler, Baumhazel, Jäck, Markolf, Holzschreier, Holzschrank, Hornvogel, Herrnvogel, Hayart, Markwart, Markolphus, Heerholz, Herolz, Nußhacker, Nußhecker, Eichelkehr, Bräsapter, Jäckel, in der Provinz Preußen meist immer Herold, Holzschreier und Nußhacker.[1]

Naturgeschichte.

Länge 32,5 cm, Schwanz 16,5 cm, Schnabel 2,7 cm, Lauf 4,1 cm.

Der Holzheher hat ein so schönes Gefieder, daß, wenn er ein Ausländer wäre und mit andern fremden Thieren zu uns gebracht würde, wir gewiß nicht aufhören würden, ihn zu bewundern. Der Körper ist im ganzen aschgrau, mit etwas Purpurröthlichem gemischt. Rücken und Brust sind mehr röthlichgrau, und der Hals mehr grauröthlich; der Bauch röthlichweiß; Kehle, After und Steiß weiß; der Kopf ist mit langen, an der Spitze purpurröthlichen Federn bedeckt, die wie ein Federbusch aufgerichtet werden können. Von der untersten Kinnlade liegt an jeder Seite ein länglicher, schwarzer Flecken, der fast bis zur Hälfte des Halses herunterläuft. Die Flügel sind unten grau, die ersten

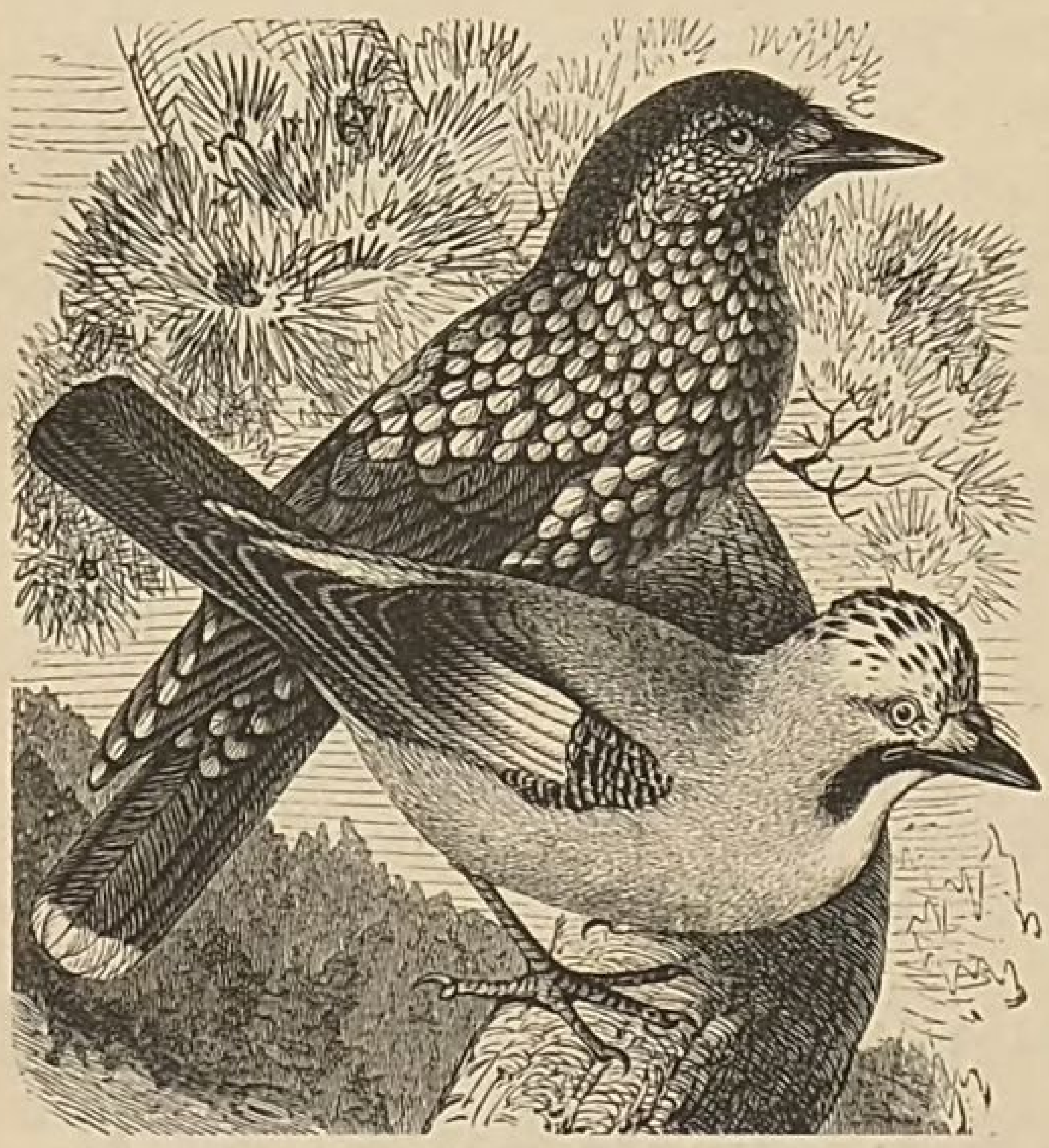


Fig. 160. Tannenheher. Fig. 161. Holzheher.

[1] Die Jäger pflegen ihn auch Planteur (Baumpflanzer) zu nennen, weil er von den im Schlunde aufbehaltenen Eicheln hin und wieder eine im Fliegen, und besonders wenn man nach ihm schießt, von sich gibt, oder auch in die Erde versteckt, und hinterher vergißt, die dann aufgehen; daher man dann zuweilen an Orten, wo weit und breit keine Eichen stehen, junge Pflänzchen antrifft. Er trägt auf diese Weise mehr zur Verbreitung der Eiche bei, als man gemeiniglich glaubt, und ist in dieser Hinsicht ein sehr achtenswerther Gehülfe des Forstmanns.

Schwungfedern braunschwarz, die der zweiten Ordnung glänzend schwarz, die letzte ausgenommen, welche kastanienbraun und schwarz gerändert ist. Die Deckfedern der ersten Schwungfedern haben auf ihrer Außenseite schöne, weißliche, himmelblaue und schwärzliche Vierecke, deren Farben, wie beim Regenbogen, sanft ineinanderfließen. Die Schwanzfedern sind beim Ursprunge grau, im übrigen schwarz, die beiden äußern auf der untersten Seite schwarzgrau. Alle kleinen Federn sind wie Daunen und Seide anzufühlen.

Das Weibchen ist blos durch die weniger glänzende Farbenzeichnung und den minder hohen Federbusch vom Männchen zu unterscheiden.

Der schwarze Schnabel ist stark, gerade, an der Spitze der obern Kinnlade etwas gebogen; an der obern Schnabelwurzel liegen lange, schwarze Borstenhaare vorwärts; die runden Nasenlöcher sind mit röthlichweißen Borstenfedern bedeckt; die Iris fällt ins Nußbraune — die Füße bräunlich, ins Fleischfarbene fallend; die Nägel lang, krumm und braun.

Der Holzheher ist ein äußerst lebhafter, munterer, lustiger Vogel, nimmt oft überaus spaßhafte Stellungen ein und ist der Harlekin unter den Vögeln. Er sitzt fast nie still, ist immer in Bewegung, hüpft auf dem Baume von einem Zweige auf den andern, nimmt dabei mannichfaltige Stellungen an, sträubt die Federn am Leibe und Kopfe, wirft den Schwanz in die Höhe, streckt den Kopf bald vor, bald niederwärts u. s. w. Wenn er im Gehölze einen Menschen kommen sieht, so fliegt er, obwol er eben nicht scheu ist, mit großem Geschrei auf, aber nie weit, meist immer von einem Baume zum andern. Wenn man ihn aus dem Gesicht verloren hat, so verräth er sich bald wieder durch sein Geschrei. Erblickt er einen Fuchs, oder ein anderes Raubthier im Walde, so erhebt er ein lautes Geschrei und ruft seine Kameraden herbei, die sich dann gleich versammeln und in sein Concert einstimmen. Es ist dies für den Jäger oft sehr angenehm, besonders auf Treibjagden, und wenn man mit Jagdhunden auszieht. Sobald man die Holzheher plötzlich schreien hört, darf man sich zum Schuß bereit halten. Es währt nicht lange, so kommt der Fuchs oder anderes Wildpret herbei. Auf eben die Art verräth er auch dem Jäger gar oft die Stelle, wo sich das angeschossene Wildpret niedergethan hat oder nach dem Schusse gefallen ist.[1] Er kann zwar als Nestling gezähmt werden — die Alten werden nie zahm — er wird aber

[1] Döbel sagt: „Man kann diesen Vogel wol mit Recht den Holzschreier nennen, wegen dieser seiner Eigenschaft, daß, da er etwa ein verwundetes oder ein geschossenes wildes Thier findet, oder ein junges Wildkalb, Reh oder Hasen gewahr wird, derselbe ein über die Maßen vielfältig und starkes Geschrei macht, und seine Geschlechtvögel zusammenruft.“

nie so kirre als der Rabe, die Elster oder die Dohle. Auch darf man ihn nicht im Hause frei herumlaufen lassen, weil er alles zerhackt, besonders Blumen, und unter diesen vorzüglich die Nelke, von der er die Blätter abrupft, um zu dem Samen zu kommen, den er gern frißt. Er treibt aber auch sonst manchen Unfug und hat wie der Rabe die Gewohnheit, Sachen zu entwenden und zu verstecken. Man kann ihn zwar im Käfig aufbehalten, er ist aber so unruhig, daß er seine schönen Federn durch seine heftigen Bewegungen und durch das Reiben am Käfig abnutzt, ja oft zerreißt und zerbricht. Er ist übrigens sehr gelehrig und hat eine so große Biegsamkeit der Kehle, daß er nicht nur sprechen, sondern alle Töne und das Geschrei aller Vögel, auch anderer Thiere nachahmen lernt. Das Wort Richard soll er, wie Buffon sagt, am leichtesten und deutlichsten aussprechen. Die männlichen Jungen haben eine vollere Stimme und lernen das sogenannte Trompeterstückchen und andere kurze Strophen pfeifen. Daß sein natürliches Geschrei, wie Goeze und andere behaupten, wie das Gemaue der Katze klingen sollte, ist nicht richtig.[1] Er hat vielmehr eine krätschende, dabei durchdringende Stimme. Sein Flug ist schwer und langsam. Wenn mehrere beisammen fliegen, so fliegt gewöhnlich jeder einzeln hinter dem andern. Der Holzheher nistet in Wäldern und Vorhölzern, vorzüglich auf Eichen und Fichten, auch Buchen, Birken u. s. w. Sein Nest hat die Gestalt einer offenen Halbkugel und ist von dürren Reisern, Moos und Heidekraut geflochten. Das Weibchen legt 6—8 grünlich-graue Eier mit kleinen braunen Pünktchen bezeichnet. Das Brüten währt 16—18 Tage. Die Jungen bleiben oft bis zum Frühling des folgenden Jahres bei den Alten. Der Holzheher zieht die Eicheln jeder andern Kost vor. Er verschluckt sie zwar ganz, erweicht sie aber erst in seinem Kropfe, sammelt auch Vorräthe davon und verbirgt diese im Moose und abgefallenen Laube, wo er sie, wie schon vorher in einer Anmerkung gesagt ist, zuweilen vergißt. Er nährt sich aber außerdem von Buch- und Haselnüssen, Kastanien, Kirschen, Birnen, Vogelbeeren, Erbsen, Bohnen, ingleichen von Würmern und Insekten. Er raubt Eier[2] und junge Vögel aus den Nestern, ist deshalb den Fasanerien sehr gefährlich, besucht

---

[1] Die naturhistorischen Schriftsteller suchen gewöhnlich die Stimmen und das Geschrei der Vögel durch artikulirte Töne oder irgendein zu diesem Behuf gewähltes Wort, wie z. B. bei dem Heher durch Gä, äck: Aetsch u. s. w. zu versinnlichen. Es gibt aber nur immer einen unvollkommenen Begriff. Wenn man das Geschrei der Thiere selbst hört, wird man finden, daß es mit dem gewählten Worte wenig oder gar keine Aehnlichkeit hat. Es läßt sich nun einmal nicht durch Worte versinnlichen.

[2] Bechstein führt an, daß, wenn man im Frühjahr einen zur Heckzeit schießt und ihn unter dem Schlunde drückt, man gewöhnlich den verschluckten Eierdotter aus dem Rachen laufen sehen wird. Es ist dies sehr wahr und ich kann es aus eigener Erfahrung bestätigen. (J.)

häufig die Dohnen, theils um diese auszubeeren [1], theils um sich der gefangenen Vögel zu bemächtigen, denen er dann wenigstens das Gehirn aushackt. Die erste Näscherei, nämlich das Ausbeeren, muß er oft mit dem Leben bezahlen, indem er sich nicht selten in den Dohnen fängt.

Er ist beinahe in allen Welttheilen verbreitet, in ganz Europa, bis Sandmar hinauf. In Preußen ist er in zahlreicher Menge anzutreffen. Für den größten Theil von Deutschland ist er Strichvogel und sein Streichen richtet sich meist nach dem Gedeihen der Eicheln und Buchen.

Uebrigens gibt der junge Heher eine ganz vortreffliche Suppe, auch hat das Wildpret durchaus keinen unangenehmen Geschmack.

Jagd und Fang.

Der Holzheher hat zwar ein sehr gutes Gesicht und einen feinen Geruch; daß er aber so scheu und schwer zu schießen ist, wie Bechstein anführt, können wir nicht einräumen. Er bleibt freilich nicht lange auf einer Stelle, und fliegt bei Annäherung des Jägers von einem Baume zum andern, läßt sich aber oft nahe genug beikommen, und wir haben ihn oft im Sitzen geschossen. Im Fluge ist er, weil er schwer und langsam fliegt, leicht zu schießen. Man kann ihn, wie Bechstein sehr richtig sagt, durch das nachgeahmte Geschrei des Vogels herbeilocken. Er bleibt, wenn man es irgend nachzuahmen versteht, und es ist dies leicht, selten die Antwort schuldig. Wenn er angeschossen ist, erhebt er ein entsetzliches Geschrei.

Die Holzheher werden auf den Vogelherden, und hin und wieder zufällig in den Dohnen gefangen.

In Thüringen fängt man sie, wie Goeze und auch Bechstein anführt, mit Leimruthen auf folgende Art: Man wählt eine Tanne oder Fichte, die isolirt steht, schneidet einige Zweige kahl, und befestigt die Leimruthen des Morgens frühe, damit der Leim nicht fließe, in Kerben. Um den Stamm herum wird eine Hütte von dichten Aesten errichtet, in der der Vogelsteller sitzt, oben auf der Hütte aber eine Eule angebunden, die man aus der Hütte mit einem Faden anregen kann. Der Vogelsteller setzt sich vor Aufgang der Sonne, oder vor Untergang derselben in die Hütte, und ahmt, durch ein gewisses Instrument, die Eulenpfeife, auch Wichtel genannt, mit der man allerhand Töne der Vögel hervorbringen kann, das Geschrei der Eule nach. Die Holzheher kommen dann

[1] Im Herbste findet man fast immer Ebereschbeeren in seinem Magen.

gar bald mit großem Geschrei herbei, setzen sich auf die Leimspindeln und fallen mit diesen in die Hütte herab, die zu dem Ende oben ganz dünne belegt ist. Bechstein, in dessen Naturgeschichte man die ausführliche Beschreibung dieser Fangmethode nachlesen kann, versichert, daß außer dem Holzheher noch eine Menge andere Vögel herbeikommen, und daß man oft in einigen Stunden bis 60 große und kleine Vögel, als Holzheher, Spechte, Elstern, Rothkehlchen, Drosseln u. s. w., und wenn man den Fang des Abends anstellt und bis in die Nacht fortsetzt, auch oftmals Eulen fangen kann.

Der Holzheher wurde mit Falken gebeizt.

X. **Der Tannenheher**, Corvus caryocatactes *Linné*. (Fig. s. S. 594).
Nucifraga caryocatactes *Temm.*

Schwarzer Nußheher, Nußrabe, Tannenelster, Bergheher, schwarzer Holzschreier.

Naturgeschichte.

Mit gestrecktem, fast geradem, rundlichem, schwarzem Schnabel; Augenstern braun; Hauptfarbe dunkel rußbraun mit tropfenartigen weißen Flecken; Schwungfedern schwarz mit weißer Spitze. Länge 30 cm, Lauf 3,8 cm, Schwanz 11,3 cm, Schnabel 4,5 cm.

Ueber ganz Europa, das nördliche Asien und einen Theil von Nordamerika verbreitet. In Deutschland zwar überall zu Hause, nirgends gemein, in manchen Gegenden aber eine Seltenheit. Er liebt die stillen Gebirgswaldungen, ist im Süden mehr Strich-, im Norden Zugvogel und zwar einer von denen, welche nicht alle Jahre ziehen, sondern zeitweise, aus noch nicht bekannten Ursachen, ihre Heimat verlassen, um in südlicheren Gegenden zu überwintern. Am Harze haben wir sein zeitweises Erscheinen öfters zu beobachten Gelegenheit gehabt. Er hat in seinem Betragen manches mit dem Würger und dem Nußheher gemein, wie letzterer sucht er seine Nahrung, doch ist er begieriger auf Fleisch. Im Frühjahre geht er dem ausgeflogenen Nadelholzsamen sehr nach.

Das Nest steht in dichten Nadelholzbäumen, 4—10 m hoch, und enthält 3—5 Eier, welche denen der Dohlen sehr ähnlich sind; der Vogel brütet schon im März.

Achtundzwanzigster Abschnitt.

Ordnung: Sumpfvögel. Grallae.

Ständer meist sehr lang und stets bis über die Ferse hinauf unbefiedert, mit weicher, flach geschuppter oder geschilderter Haut überzogen. Zehen bald frei, bald mit Schwimmhäuten, Schwimmlappen oder kurzen Spannhäuten versehen. Flügel mäßig lang, Schwanz meist kurz. Schnabel in Form und Länge sehr veränderlich.

Familie: Schnepfen, Scolopacidae.

Schnabel meist viel länger als der Kopf, biegsam, an der Spitze weich und stumpf, oder hart und spitz; Flügel schmal, rund zugespitzt, Schwanz kurz. Läufe ganz getäfelt, oder vorn und hinten genetzt; meist 4 Zehen.

Von der Waldschnepfe.

Gattung: Scolopax.

Gattungscharaktere: Kopf von beiden Seiten zusammengedrängt, mit sehr hoher, langer Stirn, kleinem, abgeplattetem Scheitel, an dessen Rande die großen Augen stehen. Die anatomische Bildung des Kopfes ist sehr merkwürdig und wird in der Weise bei keinem Vogel wiedergefunden. Sie bewirkt es, daß die Ohröffnung unter dem Auge steht. Der Schnabel, fast zweimal so lang als der Kopf, ist gerade, weich, glatt (im Tode mit höckerigen Erhabenheiten), Nasenrinne bis fast an die Spitze gehend. Zunge sehr lang, schmal, spitz, am Hinterrande gezähnelt. Nasenlöcher zur Seite, nahe an der Schnabelwurzel klein,

schmal, nicht durchsichtig, in einer weichen Haut liegend, die ein Rändchen um die Oeffnung bildet. Füße nicht hoch, schwach, und weich, wenig über die Knie nackt; unverbundene Zehen. Der kurze Nagel der Hinterzehe schneidet mit dieser ab. Flügel mittelmäßig, etwas breit. Schwanz kurz, breit, zugespitzt oder abgerundet, 12federig.

Mausert zweimal im Jahre, doch sind das Hochzeits- und Herbstkleid in der Färbung nicht verschieden.

Die Waldschnepfe, Scolopax rusticula *Linné.* [1]

Nur eine Art.

Gemeine Schnepfe, Eulenkopf, Dornschnepfe, Langschnabel, Buschschnepfe, Schnepphuhn, Wasserrebhuhn.

Waidmännische Ausdrücke.

Die Zeit, in welcher die Waldschnepfe im Frühjahr und Herbst bei uns durchwandert, heißt der Schnepfenzug; fliegen sie des Abends und Morgens im Frühling umher, so streichen sie, im Herbst dagegen ziehen sie; kämpfen sie im Frühling miteinander, so stechen sie aufeinander; wenn sie sich auf den Erdboden niederlassen, so fallen sie ein und liegen dort; suchen sie mit dem Schnabel im Erdboden oder Dung nach Würmern, so stechen oder wurmen sie; die Spuren ihres Ganges am Boden heißt Geläuf.



Fig. 162. Kopf der Waldschnepfe.

Naturgeschichte.

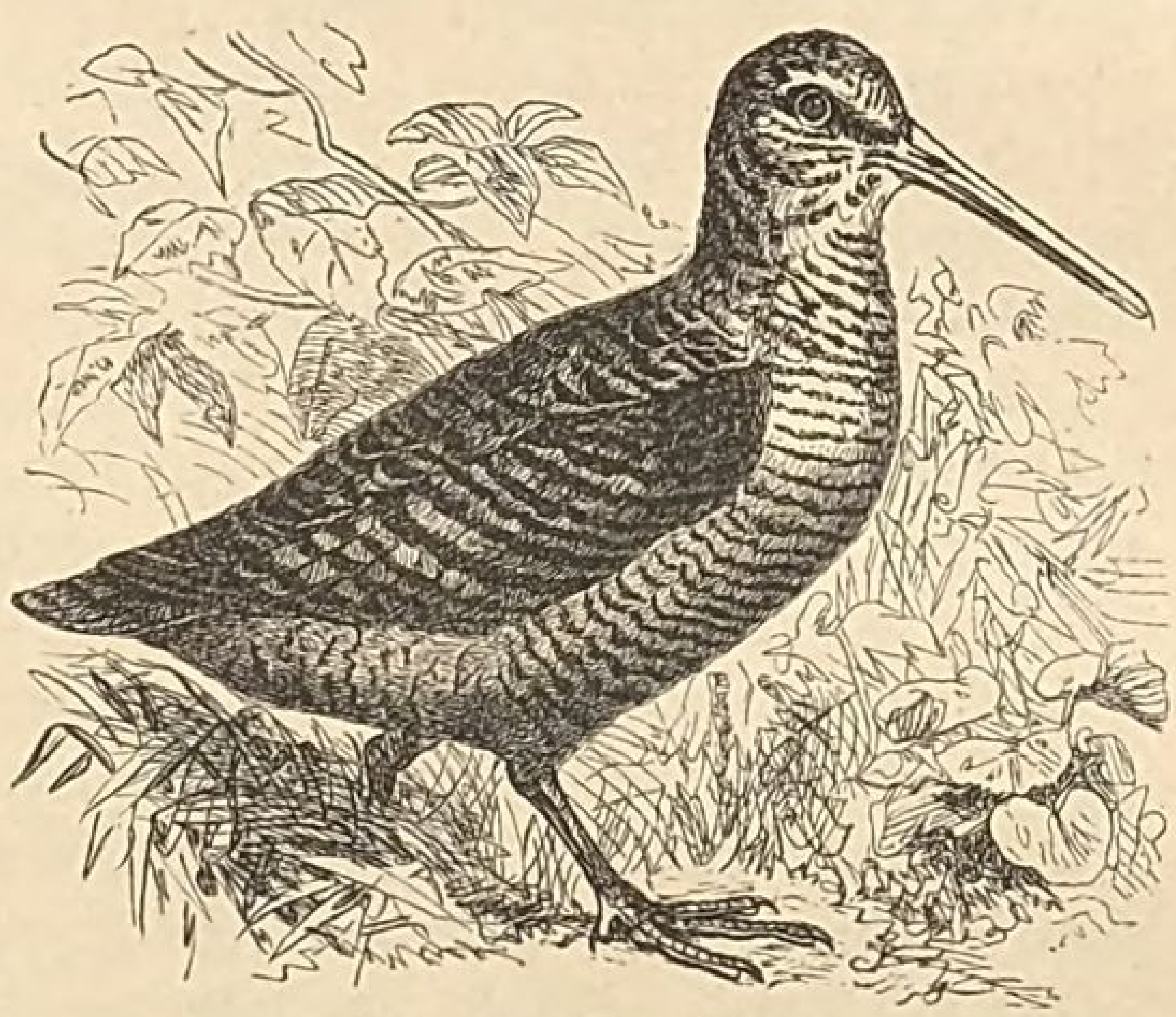
In Europa gibt es keinen Vogel, der mit der Waldschnepfe zu verwechseln ist. Ihre Größe kommt ja der eines Feldhuhns gleich, doch gibt es größere und kleinere, welche von manchen für verschiedene Arten gehalten wurden, obwol sie nur individuelle Abänderungen sind. Die großen heißen meist Eulenköpfe, die kleinen Dornschnepfen.

Der Schnabel ist gerade, länglich rund, über 7 cm lang, an der Spitze abgestumpft, an der Wurzel fast röthlich, der übrige Theil schwärzlich. Der Kopf ist klein und schmal. Die Augen liegen hinten nahe

---

[1] Vgl. Dr. J. Hoffmann, „Die Waldschnepfe“ (Stuttgart, Thienemann); v. Riesenthal, „Waidwerk“ (Berlin, Parey).

beisammen. Der Hinterkopf hat vier breite schwarze Querbänder. Die Ständer sind bei ganz jungen Schnepfen fleischfarbig gelblich, bei etwa einjährigen bläulich, bei alten fleischfarbig aber bräunlich; die Schenkel befiedert; über den Knien wie bei allen Stelzenläufern kahl, vier Zehen, von denen die drei vordern lang, die Mittelzehe viel länger, die hintern, die aus zwei Gelenken bestehen, klein sind. Der Oberleib ist kastanienbraun, schwarz, grau und weißlich gefleckt, die Brust grauröthlich, mit schwärzlichen Wellen, die Kehle und der Bauch etwas heller, die dunkeln Deckfedern mit einem weißlichen Saume eingefaßt; die Zeichnungen sind sehr niedlich, Männchen und Weibchen aber in der Gefiederfarbe und Zeichnung nicht zu unterscheiden. Der Schwanz hat 12 Federn, ist kurz und schwarz, mit weißen Spitzen.


Fig. 163. Waldschnepfe.

An Farbenvarietäten sind zu bemerken:

1. Weiße, entweder rein weiß oder gelblich weiß, zuweilen auch ganz strohgelb (selten).

2. Häufiger: weiß gescheckte, auch mit weißen Flügeln oder weißem Schwanz.

Sie hält sich gern in jungen schattigen Holzungen, an buschreichen, feuchten Orten auf, nie auf ganz nassem Boden. Graswuchs liebt sie nicht, sondern junge Stangenorte mit dichten Laubdecken; sehr gern liegt sie in Schwarzdorn in den Wäldern und hat immer ihre besondern Lieblingsplätze, welche alle besuchen, die die Gegend passiren. Sie ist ein Nachtvogel und nährt sich von Insekten und den Larven und Würmern, welche sie im modernden Laube und häufig im Mist der Thiere aufsucht, indem sie mit ihrem langen Schnabel darin umhersticht. An diesen Löchern, z. B. auf den alten Kuhfladen, kann man ihre Anwesenheit leicht erkennen.

Das Weibchen macht sein Nest, welches eine bloße aufgescharrte Vertiefung ist, mit einigen Reisern und Halmen umlegt, gern im Grase und Moose. „Eine [1] ausgesprochene Liebhaberei für gewisse Holzarten

[1] „Waidwerk", Seite 803.

hat sie nicht, denn ich (v. R.) habe sie in den Fichtendeckungen des Thüringerwaldes ebenso angetroffen, wie in den Kieferheiden Westpreußens und den gemischten Laubwäldern des Rheinlandes, eine Bedingung aber stellt sie stets: feuchten Boden, der ja nur allein ihr Aesung bieten kann mit Humus- und Laubdecke und Unterwuchs, um sie vor ihren vielfachen Feinden zu schützen." Das Weibchen legt nie mehr als 4 Eier. Diese sind stumpf, schmuzig blaßgelb, am obern Rande blaßviolett, braunroth gefleckt. Die Brütezeit währt gewöhnlich 16 Tage. Die Jungen laufen, sobald sie aus den Eiern geschlüpft sind, der Mutter nach und man findet immer die leeren Schalen im Neste. Sie leben in Monogamie, das Weibchen besorgt das Brutgeschäft allein, doch übernimmt nach dem Auskommen auch der Vater einen Theil des Schutzes für die Familie. Die Füchse, Marder, Iltisse und Wiesel stellen häufig der jungen Brut nach. Die Raubvögel verfolgen auch die Alten und begleiten sie auf ihren Wanderungen.

Die Waldschnepfe kommt im Herbst, wenn sie aus den nördlichen Gegenden nach ihrem Winteraufenthalt hinzieht, im Monat September, gewöhnlich nach dem ersten mit Schneeflocken vermischten Regen und der Zug dauert durch den October bis in den November hinein. Die zuletzt Ankommenden sind gewöhnlich sehr fett und reisen sehr gemächlich, immer bei Nacht. Bei Sturm und Unwetter pflegen sie auszuruhen. Im Frühjahre, bei ihrem Wiederzuge, erscheinen zwar einige, aber selten, schon im Februar, die Hauptzeit aber beginnt im März und dauert oft bis in den April. Sobald im Frühjahre die Wachholder- und Rohrdrosseln in lärmenden Scharen gegen Norden durchreisen, sobald die ersten Schneeglöckchen, Leberblümchen u. s. w. blühen, gibt es auch Schnepfen, wogegen, wenn die Rauchschwalben sich einzeln zeigen und die Knospen der Laubbäume schwellen, für diesmal der Zug sein Ende hat. [1] Fällt aber ein später Nachwinter ein, so kommen sie mit den Kibitzen, Regenpfeifern, Lerchen, Tauben, sind dann aber sehr eilfertig, sodaß ihr Durchzug nur wenige Tage dauert. Der Jäger hat also Ursache, auf alle diese Anzeichen genau zu achten, wenn er nicht um die Freude der Schnepfenjagd betrogen sein will. Uebrigens sind sie ungesellig, ziehen allein, höchstens paarweise, nur auf einzelnen Punkten finden sie sich bei ihren Wanderungen in größerer Masse zusammen, wie z. B. auf der Insel Rügen.

---

[1] Ein alter Jägerreim sagt in Bezug auf den Schnepfenzug:

Oculi, da kommen sie!
Laetare, das ist das Wahre!
Judica, sind sie auch noch da!
Palmarum, gehen sie Tralarum!

Die Schnepfe vermag den Oberkiefer vom zweiten Drittel ab aufwärts und ∼förmig zu biegen, was ihr bei dem Tasten im Boden und Erfassen der Regenwürmer von großem Vortheil ist.

Vor der ersten Handschwinge befindet sich das bekannte, kleine unter dem Namen „Malerfeder" bekannte Federchen, welches früher zum Malen benutzt wurde.

Jagd und Fang.

Die Schnepfenjagd wird von den meisten Jägern für eins der größten weidmännischen Vergnügen gehalten und zu den angenehmsten Stunden zählt gewiß jeder Jäger

den Anstand auf Waldschnepfen,

wenn an einem schönen Frühlingsabend der Gesang der Vögel und die balsamische Luft das Wiedererwachen der Natur anzeigt und den Freund derselben in die wonnigste Stimmung versetzt. Der Anstand wird mit Erfolg nur beim Frühjahrszuge betrieben, wenn die Waldschnepfe bei Sonnenuntergang oder des Morgens, wenn der Tag zu grauen anfängt, aus den Holzungen nach den Feldern, Sümpfen und Quellen hin- und herzieht, wobei auch die balzenden Laute des Männchens gehört werden. Man stellt sich kurz vor Sonnenuntergang in den Vorhölzern, und zwar vorzüglich an solchen Orten, wo Oeffnungen oder Durchgänge sind, auf Wegen, Waldwiesen, Grenzen u. dgl. an, weil die Schnepfe fast immer dergleichen Oeffnungen sucht und während des Ueberstreichens verfolgt, wobei man aber auch hauptsächlich solche Plätze wählen muß, wo das Holz niedrig ist und man beim Ueberstreichen die Schnepfe erreichen kann. Wenn der Abend kalt und unfreundlich ist, zieht sie selbst in niedrigen Holzungen gewöhnlich sehr hoch und oftmals ohne einen Laut zu geben, dagegen sie an einem warmen Abend, namentlich bei einem sanften, warmen Regen, niedrig und minder schnell zieht, sich auch von weitem durch ihren Ruf ankündigt. Da die Waldschnepfe sich bei ihrem Durchzuge oft nur einige wenige Tage aufhält, so ist diese Jagd größtentheils auch nur von kurzer Dauer. Im Frühjahr reist sie öfters langsamer, doch hängt dies vorzüglich von der Witterung ab, wenn dagegen bei ihrer Ankunft die Holzungen noch mit Schnee und Eis belegt sind oder sie spät eintrifft, ist ihr Aufenthalt nur kurz. Diejenigen, welche im Frühjahr zum Brüten hier bleiben, ziehen nach einigen Tagen in die großen Holzungen, wo der Hahn bis Johanni laut, nach Johanni aber still zieht und daher in solchen Gegenden zuweilen noch im Monat Juni

des Abends auf dem Zuge geschossen wird. Man kann bei der Schnepfenjagd ziemlich feinen Hagel führen, da dieser Vogel nicht viel vertragen kann. Ein guter Hund ist aber unentbehrlich dabei, weil die getroffene Schnepfe mit dem dürren Laube eine solche täuschende Aehnlichkeit hat, daß sie sehr schwer zu finden ist, zumal da der scheidende Tag diese Schwierigkeiten noch vermehrt.

Der Anstand paßt nur für den Frühling, wo die Schnepfe des Abends und Morgens balzend und laut umherstreicht, was sie im Herbst nicht thut, sondern in stiller Beschaulichkeit für die lange Reise in die Winterquartiere Kräfte sammelt, übrigens auch, meist sehr gut an Wildpret, erst spät auf Aesung auszieht.

Der Abendanstand ist dem am Morgen entschieden vorzuziehen; der Strich am letztern dauert nur sehr kurze Zeit und erfolgt meist schon so früh, daß man kaum Licht genug hat, und steht mithin das Vergnügen kaum im entsprechenden Verhältniß zu der Strapaze, vor der Dämmerung schon am Stande sein zu müssen, für den Jäger, welchen das Tagewerk ernst in Anspruch nimmt. — Dagegen gibt der Morgenanstand Aufschluß, ob und wo Schnepfen liegen, dient also gut zum Verhören.

Man wird sich am Abend nur mit Aussicht auf Erfolg anstellen, wenn am Tage dort nicht auf Schnepfe gesucht, diese also nicht beunruhigt worden ist; in diesem Falle erhebt sie sich überhaupt erst sehr spät und streicht still der Aesung zu.

Eine gewisse Deckung auf dem Stande ist zwar nicht nothwendig, aber doch wünschenswerth, weil man eventuell auch nebenbei anderweitige Beobachtungen machen kann; selbstverständlich muß man nach allen Seiten hin schnell schießen können, daher man sich lieber ganz frei hinstellt, wenn es nicht anders zu machen ist; dann muß man aber still stehen und hastige Bewegungen vermeiden, wenn man die Schnepfe kommen hört oder gar sieht; besonders hüte man sich vor schnellem Aufnehmen des Gewehrs, ehe sie schußmäßig heran ist, sonst macht sie gern einen Haken und verschwindet in den Büschen; steht man aber, wenngleich ganz frei, doch ruhig, so kommt sie heran, trotzdem man an der Stellung ihres Kopfes oft deutlich erkennen kann, daß sie auf den Jäger sieht.

Ueber ihr Benehmen nach dem Schuß habe ich im „Waidwerk" Folgendes mitgetheilt: „Ruckt die Schnepfe nach dem Schuß heftig zusammen oder überschlägt sie sich gar, oder läßt sie die Flügel wie gelähmt hängen, so ist sie meist verendet, ehe sie die Erde berührt; dann hört man sie hart auffallen.

„Zwitschert sie ängstlich und kommt sie schräg herab, manchmal sich drehend, so ist sie geflügelt und läuft, sowie sie den Boden berührt,

sogleich davon, weshalb der Hund ihr unverzüglich nachgeschickt werden muß. — Läßt sie beide Ständer schwer herabhängen und zittert sie eigenthümlich krampfhaft mit den ausgebreiteten Flügeln, so ist sie tödlich ins Rückgrat getroffen und verendet bald; auch wenn sie nur hoch geständert ist, kann sie nicht mehr fort, da sie sich ohne Hülfe der Ständer nicht erheben kann.

„Ist sie nur an einem Ständer verletzt, oder weidwund geschossen, so senkt sie sich schnell herab, nachdem die ausgebreiteten Flügel einen Moment wie gelähmt erschienen, streicht aber über der Erde fort, um nach 100—200 Schritt in einem kleinen Bogen einzufallen. Hat man Tageslicht genug, so mag man sie alsbald aufsuchen, im andern und zwar gewöhnlichen Falle läßt man sie lieber krank werden und sucht sie am andern Morgen in der Frühe, wobei freilich Fuchs, Marder, Eule, Iltis u. s. w. schon zuvorgekommen sein können.

„Ist die Schnepfe in den Kopf getroffen, so steigt sie meist (nicht immer) steil auf, taumelt im Kreise umher und fällt dann senkrecht herab, d. h. wenn die Verwundung tödlich war; ist sie nur gestreift, so senkt sie sich etwas schräge herab und streicht noch mehr oder weniger weit ab.

„Ein Hund, der solcher Schnepfe nachgeschickt wird, muß das Geschäft verstehen, d. h. besonnen und schnell zu gleicher Zeit handeln; unerfahrene galopiren der Witterung nach, überschießen sie und irren dann im Kreise umher — die haben meist verspielt, ebenso wie die zu langsamen, welche sich die Schnepfe entkommen lassen. Merkwürdig ist, daß selbst zuverlässige Hunde eine verendete Schnepfe schwer finden."

Ein erfahrener Hund kennt übrigens den Lockton der Schnepfe sehr genau und wendet den Kopf nach ihr, wenn er das den Jäger elektrisirende „pswst—pswst!" hört; kommt die Schnepfe recht behaglich angestrichen, so murkst sie wie: „kworr—kworr!" und die von den Männchen getrennte Schnepfe läßt ein schnelles: „swit — swit — swit!" hören.

Die Suche nach Waldschnepfen.

Wenn man sie vor dem Hühnerhunde sucht, so muß man vorzüglich, sowie immer, wenn man im Holze und in Gesträuchen sucht, darauf sehen, daß der Hund kurz und behutsam suche und sich nie weiter von dem Jäger entferne, als dieser ihn sehen und beobachten kann. Um einen jungen Hund deutscher Rasse (die englischen Vorstehhunde sind zur Schnepfenjagd gar nicht zu gebrauchen, weil sie zu weit vom Jäger absuchen, was im Walde nicht geduldet werden kann) gleich anfangs,

wenn man ihn abrichtet, an eine kurze Suche im Gesträuche zu gewöhnen, darf man nur, wenn man ihn zum ersten mal in diese bringt, immer, so oft er sich rechts oder links wendet, ohne ihm zuzurufen, nach der entgegengesetzten Seite abgehen. Der Hund pflegt dann gewöhnlich, sobald er den Jäger nicht mehr gewahr wird, ihn schnell und ängstlich aufzusuchen, und es hat dies, besonders wenn man ihm jedesmal, so oft er von selbst zurückkehrt, lobt und recht gibt, die gute Wirkung, daß er aufmerksam wird und den Jäger immer im Gesicht zu behalten sich Mühe gibt. Ist er aber dessenungeachtet zu wild und sucht er zu weitläufig, so muß freilich Strafe erfolgen, bis er den Fehler ablegt.

Ist die Witterung gelinde und der Tag warm, so hält die Waldschnepfe, besonders wenn sie bereits ein paar Tage geruht hat, gewöhnlich den Hund und liegt oft fest. Sie fliegt schwer und mit einem großen Geräusch auf, an offenen Orten niedrig, dagegen sie im hohen Gesträuche und in Holzungen erst gerade und oft schnell in die Höhe steigt, dann aber auch, weil man sie, wenn das Gesträuch dicht ist, gleich aus dem Gesicht verliert, schwerer zu schießen ist. Sie fällt gewöhnlich, wenn sie nicht etwa schon einigemal beschossen worden oder auch vielleicht erst angekommen ist, und dann ist sie scheuer, in einer kurzen Entfernung wieder ein[1]; daher man, wenn man sie entweder gefehlt hat, oder weil das Gesträuch zu dicht war, nicht zum Schuß gekommen ist, immer in der Richtung, in der sie abflog, weiter vorsuchen muß, da ein guter Schnepfenjäger die einmal gefundene Schnepfe nicht im Stiche lassen darf. Wenn man sie an solchen Orten, wo wenig Unterholz ist, findet, so trifft es sich nicht selten, daß man sie, wenn der Hund kurz steht, gewahr wird und im Sitzen schießen kann, was, wenn es vor einem jungen Hunde geschieht, sehr gut ist, weil ihn nichts so ferm macht, als wenn das Wildpret, vor dem er steht, im Sitzen vor ihm geschossen wird.[2] Sie hält übrigens den Hund am besten, wenn die Sonne schon ein wenig hoch am Himmel ist, weniger in den ersten Morgenstunden und gegen Abend, und ganz schlecht bei scharfem Ostwinde.

Es ist gewiß nicht unvortheilhaft, wenn sich mehrere Jäger zum Schnepfensuchen oder zum „Buschiren“ vereinigen; jedoch müssen sie durchaus in möglichster Fühlung miteinander verharren; denn durch das Vorhasten oder Zurückbleiben des einen oder andern wird nicht nur

---

[1] Besonders in kleinen, mit Feldern umgebenen Holzungen, aus denen sie nicht gern herauszieht.

[2] Man muß aber in solchen Fällen so abzuhalten suchen, daß man nicht auf der kurzen Entfernung das Wildpret zu Schanden schießt. Weiter zurückzutreten, ist, besonders wenn der Hund vor einem Hasen steht, nicht rathsam, weil er sonst unfehlbar aufspringt.

die Suche in Unordnung gebracht, da man nicht weiß, was abgesucht ist und was nicht, oder wo die aufgestoßene Schnepfe geblieben ist, sondern auch ganz besonders gefährdet man sich gegenseitig oder schießt nicht, aus Besorgniß, den Nachbar zu treffen. Auch darf kein vorwitziger Hund geduldet werden, der die andern, von vornherein ruhigen, zuletzt neidisch und hitzig macht.

Wenn die Schnepfe aufsteht, so ähnelt das Geräusch ihres Flügelschlages täuschend dem eines die Behänge schüttelnden Hundes; ist sie noch nicht beschossen, so fällt sie auf ihr passender Oertlichkeit wol in etwa 200 Schritt wieder ein, oder sie macht einen Haken und kommt in die Nähe ihrer Lagerstätte zurück; immer aber liegt sie dann mit dem Gesicht nach der Richtung hin, aus welcher die Störung kam und ist sehr aufmerksam; dennoch hält sie wol den Hund wieder aus, wird sie aber auch dann nicht erlegt, so streicht sie gewöhnlich weit fort. — Hält die Schnepfe überhaupt nicht recht und ist erfolglos aufgestoßen worden, so suche der Jäger, nachdem er sich die Stelle, wo sie eingefallen ist, gut gemerkt hat, sie zu umgehen und von hinten heranzukommen; die Schnepfe steht dann unsicherer und unentschlossener auf, was dem Schuß zugute kommt.

Der Schuß auf die Schnepfe muß schnell und entschlossen abgegeben werden, daher die leichte Flinte sehr gut liegen und mit thunlichst schwachem aber vielem Schrot geladen sein muß, damit der Streuhagel recht groß ist. — Langes Zielen ist vom Uebel, meist hat man nur einen Augenblick zum Abkommen, besonders in höherm Holz, wo man den Moment benutzen muß, wenn die Schnepfe sich über den Wipfeln zeigt; sie streicht dann außerordentlich schnell ab.

Die Schnepfe liegt nicht immer genau da, wo man sie einfallen, d. h. sich herablassen sah, meist macht sie über dem Boden noch eine Schwenkung oder läuft auch, um den Verfolger zu täuschen, eine Strecke fort und drückt sich dann; es ist dies bei der Beurtheilung des Hundes zu beachten; unerfahrene Jäger geben nämlich oft dem Hunde Unrecht, wenn er von der vermeintlichen Einfallsstelle der Schnepfe fort will; sie machen den Hund durch Zurufe und Zurechtweisen nur kopfscheu und veranlassen die Schnepfe wol gar zum Abstreichen.

Treiben nach Schnepfen.

Man schießt sie auch vor Treibern und läßt diese, nachdem man sich vorher an solchen Orten, über welche sie streicht, angestellt hat, in einer Linie mit Klappern gegen sich durchtreiben, wobei man jedoch, wenn die Treiber sich nähern und die Schnepfe niedrig zieht, sehr vor-

sichtig beim Schießen sein muß. Diese Jagd ist oft einträglich, doch muß es windstill sein, weil sonst die Schnepfe nicht gut fliegt, bei Wind aber ist immer beim Anstellen zu beachten, daß sie nicht gern gegen denselben streicht.

Fangen der Schnepfen.

Der Fang der Waldschnepfen wird in manchen Gegenden in Stoß- oder Klebgarnen, mit Stecknetzen, und endlich auch in Laufdohnen betrieben.

Eine der angenehmsten und ergiebigsten Fangarten ist der Schnepfenstoß, der durch Stoß- oder Klebgarne bewirkt wird. Ein solches Klebgarn wird nach Döbel's Anweisung von grobem rohen Zwirn auf folgende Art gestrickt. Man fängt mit 300 Maschen an, wovon jede von einem Knoten zum andern 8,5 cm weit ist, und strickt gerade fort, bis das Garn eine Höhe von 6 m bekommt, welches durch 24maliges Herumstricken bewirkt wird. Oben und unten wird einmal mit feinem Bindfaden herumgestrickt, was man Verhauptmaschen nennt. Nun werden die obern Maschen alle auf mittelmäßigem Bindfaden aufgefaßt, dann zwischen jeden 12 Maschen ein Ring von Horn oder Messing in den Bindfaden so zusammengezogen eingeschleift, daß die Maschen busenreich zwischen die Ringe fallen. In diese Ringe wird dann eine Leine, die Hängeleine, eingezogen, welche einen kleinen Finger dick von gutem Hanf widerwindisch verfertigt und 24 m lang ist. Zum Aufstellen solcher Garne hat man etwas dicke, 20 m hohe, feste Stangen nöthig, die bei der gewöhnlichen Art, wo man die Garne, wie die Hochnetze beim Rebhühnerfange, im Liegen aufstellt und in weite, durch Pfahleisen gemachte Löcher einsteckt, nicht beschlagen sind, sondern oben nur eine Kerbe zum Anbinden der Hochleinen haben. Bei einer andern, etwas kostbarern Art, die Garne zu stellen, sind sie auch mit Eisen beschlagen, haben über dem Boden etliche Fuß hoch einen Haken zum Einhängen des Garns und oben zwei Kloben oder Rollen, in welchen gezwirnte Leinen zum Auf- und Abziehen des Garns laufen, die noch einmal so lang als das Garn selbst sind und einen hölzernen Knebel haben. Dann müssen auch zu beiden Enden der Hängeleine Schleifen sein, in welchen die Knebel eingeknüpft werden können. Eine solche Stange ist 26,2 cm höher als die gewöhnlichen. Zu einer solchen künstlichen Stellung gehören auch mehr Windleinen als zu der ersten gewöhnlichen Art. Dort sind nur zwei derselben, die gewöhnlich fingerdick gemacht und mit Hefteln im Boden befestigt werden, nöthig; denn es wird nur an der ersten und letzten Stange der ganzen Wand oder Garnreihe eine solche

Windleine angebunden, sodaß sie mit der Oberleine ganz straff angezogen steht. Bei der andern Art aber ist an jeder Stange, auf der rechten und linken Seite jeder Wand, eine Windleine angebracht, und die Leinen am Anfange und Ende jeder Wand, die solche der Länge nach befestigen, dürfen auch nicht fehlen.

Diese Garne, deren Anzahl durch die Größe des Terrains bestimmt wird — Döbel rechnet 10—12 Stück dazu — werden in einiger Entfernung von solchen Holzungen gestellt, wo ein guter Schnepfenstrich ist, d. h. wo die Waldschnepfen des Abends, ihrer Nahrung wegen, aus dem Holze auf die Brachen und jungen Saaten, auf Brüche, Quellflecke, Triftplätze, junge Schläge u. s. w. heraus- und des Morgens wieder zurückziehen, und wo sie dann beim Aus- und Einstreichen in das Garn stoßen und sich fangen oder darin gleichsam kleben bleiben. Wir glauben indessen, daß im mittlern Deutschland selten so viele Schnepfen sind, um solche große Anstalten durch den Erfolg zu rechtfertigen, überdies pflegen sie meistens so hoch zu ziehen, daß man danach unmöglich die Garne stellen kann.

Mehr Vertrauen haben wir zum Fange in Steckgarnen, wozu man sich der gewöhnlichen Rebhühner-Stecknetze bedienen kann. Die Anzahl wird durch die Größe des Reviers bestimmt. Mit 30—40 Stecknetzen kann man schon ein ziemlich großes Terrain bestellen. Man stellt sie da, wo die Schnepfen gern liegen, in einer Reihe, so weit sie reichen, mitunter aber auch hin und wieder winkelig, besonders da, wo Steige sind.

Ziemlich sicher ist auch der Fang in Laufdohnen, Laufbügeln, wovon oben schon geredet ist, welche man, wo die Schnepfen liegen, besonders aber da, wo man Steige findet, 20,9 cm hoch über der Erde querdurch stellt, dabei aber die Vorsicht braucht, zur Seite der Dohnen die Steige mit dürrem Gesträuch zu verblenden, wie in der Zeichnung S. 461 angedeutet ist. Es ist nicht undienlich, den Boden zuvor mit einem stumpfen Besen zu kehren, damit die Erde unbedeckt und bloß bleibt, weil die Schnepfe gern solche Stellen aufsucht, um dort zu stechen.

Neunundzwanzigster Abschnitt.

Von den Sumpfschnepfen.

Gattung: Telmatias *Boie*.

Drei Arten.

Schnabel schwach, vor der Spitze platt; Augen nicht so groß und hochstehend wie bei der Waldschnepfe. — Der Nagel der Hinterzehe ist gekrümmt und ragt über diese hinweg.

I. Die große Sumpfschnepfe, Telmatias maior *Boie*.

Scolopax major *Linné*.

Pfuhlschnepfe, große Bekassine, Mittelschnepfe, Dornschnepfe, große Schnepfe.

Naturgeschichte.

16 Schwanzfedern.

Sie ist kleiner wie die Waldschnepfe und ungefähr von der Größe einer Turteltaube, fast 26 cm lang (ohne Schnabel) und 53—55 cm breit. Scheitel schwarz, durch einen rostgelben Streif getheilt; über und unter den Augen ein rostgelber und schwarzbrauner Streif. Die Schläfen sind weißlich, unter den Schläfen ein schwarzbrauner Streif; der Hals ist gelblich und schwarzbraun melirt. Der Schnabel ist 6,5 cm lang [1], länglich rund, an der Spitze etwas abgerundet und platt, zwei Drittheile von der Wurzel an gelblich, das übrige schwarz. Die Schenkel sind über den Knien nackt, die Schenkelfedern grau, schwarz melirt; die Füße schmuziggelb, mit drei Vorder- und einer kleinen Hinterzehe versehen. Die mittlere Vorderzehe länger als die andern; die Nägel schwarz. Der Rücken ist dunkelbraun, mit vielen hellbraunen Querbinden und Flecken,

[1] Bei einigen länger oder kürzer.

auch einigen blaßgelben, der Länge nach herunterlaufenden Streifen. Die Brust und ein Theil des Bauchs grauweiß, mit vielen braunen Querstreifen. Die Schwungfedern schwärzlich, fast fahl, die kleinern weiß gesäumt; die Deckfedern der Flügel schwarzbraun, mit hellbraunen Querbinden versehen. Die Unterflügel wie die Seitenfedern weiß, mit braunen, fast schwarzen Querbinden; die Schwanzfedern an der Wurzel schwarz, an der Spitze orangenfarbig, oben mit schwarzen Querstreifen und weißen Spitzen; 16 Federn. (Die Zahl der Schwanzfedern ist eine constante Unterscheidung der Arten.) Die Geschlechter sind im Federkleide nicht zu unterscheiden. Sie nährt sich von Gewürmen, Insekten und kleinen Schnecken, nistet in den großen baumleeren Brüchen, z. B. im Oldenburgischen, in Ostfriesland, auf den sogenannten Kaupen oder Bulten, trockenen Hervorragungen von geringem Umfange, sich ein kunstloses Nest bauend, in das sie nie mehr als 4 Eier legt. Die große Sumpfschnepfe ist überhaupt nicht so zahlreich als die übrigen Bekassinenarten. Zugvogel, der aber nicht sehr hoch nach Norden geht und im Winter in den Süden Europas, auch nach Afrika zieht; sie wandert bei Nacht und kommt in unsern Gegenden Mitte August bis Mitte September, im Frühjahr, bei dem Wiederzuge, wo sie aber eilig und ohne sich aufzuhalten durchzieht, im Monat April oder Mai, früher oder später, nach Verhältniß der Witterung, an. Wenn sie im Herbst ankommt, so fällt sie in feuchten Wiesen in das Grummet, außerdem aber auch, und wenn dieses entweder noch zu niedrig, oder später hinaus zu hoch und zu dick ist, in die Viehweiden, und zwar in solche ein, die von dem Vieh ausgetreten, und wo kleine Erdhügel, und zwischen diesen Vertiefungen sind.[1] Ungeachtet die Sumpfschnepfe vorzüglich feuchte Orte, wo sie stechen und zu ihrer Nahrung gelangen kann, aufsucht, so liebt sie im ganzen weniger die Nässe als die Bekassine.

Jagd.

Die Sumpfschnepfen-Suche mit dem Hühnerhunde ist unstreitig eine der angenehmsten. Sie hält den Hund gut und liegt besonders später hinaus, wenn sie fett ist, außerordentlich fest, fliegt schwer und in einer geraden Richtung, ist leicht zu schießen und fällt größtentheils, wenn sie auffliegt, auf einer kurzen Entfernung wieder ein. Ihre starke Witterung nimmt der Hund bald und gern an, und pflegt sie, sobald nur ein paarmal vor ihm geschossen ist, auf einer weiten Entfernung anzuziehen

---

[1] Man findet zwar zuweilen schon im Monat Juli Pfuhlschnepfen in den Wiesen. Es ist dies aber blos der Brütvogel, der in diesen Gegenden jung geworden ist, daher er denn auch nur sparsam und in geringer Anzahl getroffen wird. Der eigentliche Zug kommt später.

und ungleich fester zu stehen als vor der Bekassine. Sie ist oft auch selbst, wenn sie gelaufen ist, wegen ihrer vielen Hin- und Hergänge nicht leicht auszumachen, und der Hund hat hierzu viel Uebung und Erfahrung nöthig. Junge Hunde pflegen daher, wenn sie auf solche Plätze kommen, wo sie gelaufen ist, fast immer auf einer Stelle mit der Nase hin- und herzufahren, dagegen geübte Hunde sich gewöhnlich dadurch helfen, daß sie, wenn sie der Spur nicht bald nachfinden, von dieser abgehen und in großen Kreisen bald rechts bald links gegen den Wind herumschlagen; hierbei kommen sie, wenn sie dies einigemal wiederholt haben, oft plötzlich unter Wind und bleiben oft kurz vor der Schnepfe stehen. Man muß auf jeden Fall den Hund nicht übereilen, am wenigsten aber, wenn der Hund die Schnepfe nicht bald ausmacht, ihn aus Ungeduld, weil man nun glaubt, die Schnepfe sei bereits aufgestanden, abrufen.

Einem erfahrenen, gebrauchten Hunde muß man Zeit lassen, bis er sie entweder ausmacht, oder nach einigen wiederholten fruchtlosen Versuchen von selbst abgeht und man sich überzeugt hat, die Schnepfe ist fort; dagegen man einem jungen Hunde, der mit dem Ausmachen noch nicht Bescheid weiß, zu Hülfe kommen, ihn zuvörderst, wenn er immer auf einer und derselben Stelle vergebens hin- und herfährt, zum raschern Suchen ermuntern, das Stocken und Aufhalten nicht gestatten, und wenn er der Schnepfe nicht nachfindet, ihn von der Spur abnehmen, mit ihm eine Strecke zurückgehen, und ihn auf eben die Art, wie geübte Hunde von selbst thun, aufs neue unter Wind bringen muß, bis er entweder durch diesen an die Schnepfe herangebracht wird, oder er neue und zwar solche Spur findet, wo die Schnepfe soeben gelaufen ist, was man dadurch gewahr wird, wenn der Hund sehr langsam und behutsam oft Fuß für Fuß auf der Spur nachzieht, und hin und wieder, wenn die Schnepfe kurz vor ihm ist, stehen bleibt. Die Sumpfschnepfe fliegt oft sehr niedrig und dicht an der Erde vor dem Hunde ab. Junge lebhafte Hunde pflegen dann am ersten nachzuprellen, und man muß dann nicht schießen, sondern vielmehr den Hund bestrafen. Das Nachprellen ist ein Fehler, der, wenn er nicht dem Hunde bei der ersten Feldarbeit abgewöhnt wird, sehr schwer herauszubringen ist. Junge Hunde nehmen diesen Fehler vorzüglich dann an, wenn mehrere beisammen sind, man vermeide mit diesen also alle Gesellschaft.

Da die große Sumpfschnepfe sehr fest liegt, so kann man dem Hunde, den man ohnehin auf offenen Wiesen leichter beobachten kann, vorausgesetzt, daß er nicht zu wild ist und Appell hat, bei der Suche schon etwas mehr Feld lassen, als wenn man nach Hühnern oder nach

der Bekassine sucht. Jedoch muß er sich nie so weit entfernen, daß er aus dem Gehör kommt. Wenn er zum ersten mal vor die Pfuhlschnepfe kommt, muß man ihn lange stehen lassen, ihn dabei loben und recht geben, ihn zwei- oder dreimal abrufen und wieder heranlassen, welches man auch in der Folge hin und wieder wiederholt, um die Geduld des Hundes zu üben und ihm Fassung beizubringen, sowie es denn auch dazu dient, ihn mit der Witterung recht genau bekannt zu machen. Wenn die Schnepfe sparsam, das Terrain aber, auf dem man sucht, weitläufig ist, so muß man sehr kurz und sehr genau absuchen, weil der Hund, besonders bei Windstille und heißer Witterung, an der einzeln und zerstreut liegenden Schnepfe sehr leicht vorbeigeht. Die Wiesen sind gewöhnlich mit Gräben durchschnitten. Man sucht hiernach die dadurch formirten Quadrate Stück für Stück ab. Um dem Hunde aber die Suche zu erleichtern und nichts liegen zu lassen, ist es am besten, wenn man, anstatt gerade gegen den Wind vorzusuchen, mit halbem Winde absucht. Die Art und Weise, wie man mit einem Hunde vorsucht, ist ein so wesentlicher Umstand, daß er alle Aufmerksamkeit verdient, obwol er von vielen Jägern außer Acht gelassen wird. Nicht wenige stehen in dem Wahn, es sei bei der Suche hinlänglich, wenn man nur immer gegen den Wind hinzieht. Es ist dies aber so gewiß ein Irrthum, als es bei einigem Nachdenken in die Sinne fällt, daß, wenn ein Hund nur immer gerade gegen den Wind geführt wird, er sodann nur immer das, was er in dieser Richtung zuerst in die Nase bekommt, der junge Hund gar oft eine Lerche anzieht, und das, was neben der Linie ist, liegen läßt; dagegen man, wenn man mit halbem Winde sucht, sicher sein darf, daß der Hund an nichts vorbeigehen wird. Die Pfuhlschnepfe fällt gewöhnlich paarweise nebeneinander ein, und man darf, wenn man eine findet, beinahe sicher sein, daß die zweite nicht weit davon liegt. Zuweilen findet man mehrere auf einer Stelle nebeneinander, und man muß, wenn zwei oder mehrere auf einmal aufstehen, sobald man auf eine geschossen hat, augenblicklich nach den andern hinsehen und die Stellen beobachten, wo sie einfallen. Wenn der Tag schwül und der Hund sehr erhitzt ist, muß man hin und wieder abbrechen und den Hund eine Zeit lang ruhen, ihn, wenn Wasser in der Nähe ist, frischen und auskühlen lassen; gerade an solchen Tagen aber auch jeden einzelnen District sehr kurz und genau absuchen. Man muß die Sumpfschnepfe kennen, um sich zu überzeugen, wie leicht an ihr der Hund an einem sehr heißen Tage vorbeigeht. Es ist aber auch, und zwar nicht nur bei heißen Tagen, sondern auch sonst gut, wenn man den Hund um ihn zu schonen, beim jedesmaligen Passiren eines Districtes, in welchem man der Lage nach nichts anzutreffen

glaubt, zurückruft und nicht durch unnützes Suchen abmattet. Wenn man früh des Morgens ausgeht, so muß man, wenn etwa ein starker Thau oder Regen gefallen ist, abwarten, bis die Sonne das Gras etwas abgetrocknet hat, weil der Hund, wenn es sehr naß ist, wegen des Wassers, das ihm in die Nase kommt, keine Witterung hat. Zuweilen nehmen die Hunde die Sumpfschnepfe, wenn sie sehr fett ist, beim Apportiren ungern auf, rupfen sie vielmehr, und halten sich lange auf, ehe sie sie bringen, worauf man aufmerksam sein und dies eben so wenig wie das Drücken und Quetschen gestatten muß. Man schießt sie am besten mit Dunst.

II. **Die Bekassine**, Telmatias gallinago *Boie*.

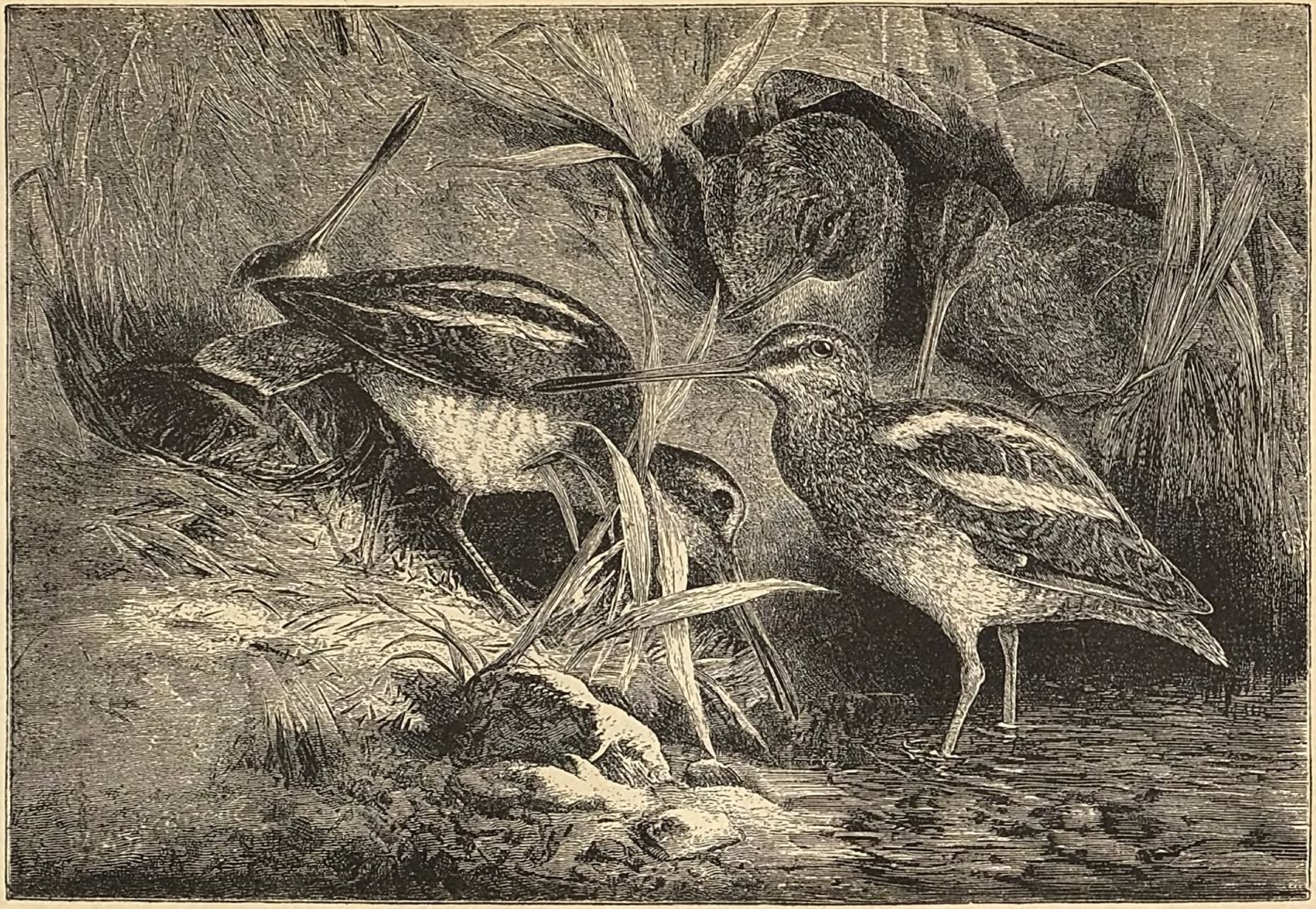
Scolopax gallinago *Linné*. Heerschnepfe, Herdschnepfe, Himmelsziege, gemeine Sumpfschnepfe, Grasschnepfe, Haberziege, Haberbock.

Naturgeschichte.

14 Schwanzfedern; über den Oberrücken 4 rostgelbe Längsbinden.

Die Bekassine ist erheblich kleiner als die vorige, ungefähr von der Größe des Krammetsvogels. Die mittlern Flügeldeckfedern haben schmale, graugelbliche, meistens in der Mitte getheilte Spitzenflecken; 14 Schwanzfedern, nur der Außenrand und die kurze Spitze der äußern Seitenfeder weiß. Bauchmitte und After weiß; im übrigen ist sie gezeichnet wie die große Sumpfschnepfe. Der Schnabel ist 6,6 cm lang, und mithin länger wie bei der vorigen Art, in Farbe und Gestalt dem Schnabel derselben ähnlich; nur hat er das auffallende Unterscheidungszeichen, daß er vorn, wo er platt und schwarz ist, viele kleine Höcker und Reife hat, anstatt daß der Schnabel jener durchaus platt ist. Länge 21,6 cm.

Die Ständer dünner und grünlich gelb. Die Bekassine verdient mit Recht auch den Beinamen „gemein“, denn sie ist nicht nur so ziemlich über die ganze Erde verbreitet, sondern kommt auch in sehr großer Menge überall vor. Zugvogel, welcher jedoch im mittlern Deutschland, noch mehr aber in den Mooren des nördlichen sehr häufig nistet. Sie überwintert schon häufig im mittlern Italien (Pontinischen Sümpfen, an den dalmatischen Küsten u. s. w.), lebt ungesellig und zieht einzeln. Ende März und Ende August sind die Zugzeiten. Sie hält sich in sumpfigen, morastigen Orten, in nassen Wiesen, an den mit Schilf und Rohr verwachsenen Teichen u. s. w., vorzugsweise in lichtgrünen Stellen in den nassen Sumpfwiesen und Brüchen auf, namentlich wenn der Boden dort vom Vieh durchtreten ist. Ihre Nahrung sind Gewürme



Becassinen.

und Insekten, nackte Schnecken und dickschalige Conchylien.[1] Das Weibchen macht sein Nest von Gras und Strohhalmen in die vom Wasser ausgespülten Erdhöhlen, wo es 4 grünliche mit braunen Flecken besetzte Eier legt, und diese in 15—17 Tagen ausbrütet. Fährt die Bekassine heraus, so läßt sie einen eigenthümlichen heisern Laut „Kähtsch" hören, anders sind die Laute bei dem Nachtzuge „Greckgreckgäh" und ein hohes heiseres „Zipp", wie Naumann die Töne bezeichnet. In der Balz dagegen, wenn das Männchen die im Grase weilende Geliebte hoch in den Lüften umschwebt, erfolgt durch die starke Bewegung mit den Schwingen, besonders mit den fächerförmig ausgebreiteten Schwanzfedern der Ton, welcher dem fernen Meckern einer Ziege gleicht, wovon sie auch den Namen Himmelsziege hat. In der Begattungszeit verleugnet sie ihre Natur so sehr, daß sie nicht selten auf den dürren Aesten alter einzeln stehender Eichen sitzend, angetroffen wird.

Jagd und Fang.

Die Bekassine ist ungleich scheuer wie die Sumpfschnepfe, besonders im Anfange und wenn man sie scharenweise beieinander antrifft, wo sie den Hund nicht leicht halten, sondern größtentheils alle zusammen auf einmal mit einem hellen lauten Geschrei oft weit vor dem Hunde aufstehen, und oft lange herumschwärmen, ehe sie wieder einfallen, was auch dann geschieht, wenn sie in nassen Wiesen liegt, wo sie das Plätschern des Hundes im Wasser von weitem hört, und dann ebenfalls meist immer sehr weit aufsteht. Später im Herbst, und wenn sie erst fett wird, hält sie den Hund besser und liegt dann oft sehr fest, fliegt auch alsdann langsamer und gerader als bei ihrer Ankunft und ehe sie fett wird, wo sie wegen ihres schnellen und schwankenden Flugs schwer zu schießen, und es gewissermaßen das non plus ultra des Flugschützen ist, wenn er einige nacheinander, ohne fehlzuschießen, erlegt.[2] Hiernach muß denn aber auch der Hund sehr kurz und behutsam vor dem Jäger suchen. Ein junger Hund nimmt die Bekassine im Anfange nicht leicht an. Sie hat aber eine feine Witterung, der Hund wird sie bald kennen lernen, sobald sie nur häufig vor ihm geschossen wird. Wenn sie fett ist, und dann weniger unruhig herumschwärmt, sich länger an einer Stelle aufhält, läuft sie ebenfalls wie die Sumpfschnepfe hin und her, und ist dann oft ebenso schwer auszumachen und zum Aufstehen zu

---

[1] Findet man zuweilen Gewurzel und Sämereien mit in dem Magen, so sind diese sicher nur zufällig mit verschluckt.

[2] Wird heutzutage wol nicht mehr so hoch angerechnet. (v. R.)

bringen. Im Spätherbst, wenn die Wiesen kahl sind, hält sie sich vorzüglich im Rohr und Schilf, in den Feldbrüchen, sowie überhaupt an solchen morastigen Orten auf, wo sie Decke und Schutz vor dem Raubvogel findet, der ihr dann, weil sie fett und schwer ist, gefährlicher wie bei ihrer Ankunft ist. Zur Bekassinenjagd muß es warmes, windstilles Wetter sein, um mit gutem Erfolge zu jagen. Ist es windig, so suche man demselben entgegen, denn die Bekassine fliegt immer gegen den Wind. Rathsam ist es immer, dieselbe erst etwas ausstreichen zu lassen, da sie beim Aufstehen sehr rasch im Zickzack fliegt und dann leicht zu fehlen ist. Das Gewehr muß mit Dunst und einem schwachen Pulverschusse geladen sein.

Wasserschnepfen sowie die übrigen schnepfenartigen Vögel fängt man auch auf einem Wasserherde mit einem Lockvogel, welcher im wesentlichen dieselbe Einrichtung wie ein anderer Vogelherd hat.

Wenn die Bekassine aufsteht, so wirft sie sich im Fluge von einer Seite zur andern, fliegt im Zickzack und schlägt etwa nach 30 Schritt einen Haken, worauf sie gerade und sehr schnell abstreicht; entweder fällt sie nach einigem Umkreisen wieder ein, oder aber, wenn sie nicht bei Laune ist, z. B. bei frostigem Winde, streicht sie einem andern Bruch zu.

Manche Jäger behaupten, man solle erst den Haken abwarten, den die Bekassine immer schlägt, und dann erst auf sie schießen; andere schießen auf sie, sowie sie selbige bei gutem Anschlage eben zwischen den Hähnen haben und ich (v. R.) schließe mich dieser Erfahrung unbedingt an.

Liegt die Bekassine sehr fest, so mag man ja immerhin den Haken abwarten, sowie das aber nicht der Fall ist, so schieße man sobald als möglich, denn sonst ist sie, ehe sie den Haken schlägt, schon zu weit, um mit Dunst und schwacher Pulverladung noch sicher erreicht zu werden; sie fliegt eben zu schnell, man muß dann zu weit vorhalten — kurz es stimmt dann mit dem Haken nicht so recht.

Ein Bekassinenschütze muß sehr schnell schießen und thun, als koste die Munition nichts! „Nicht geschossen ist auch gefehlt!“ ist eine goldene Regel auf der Bekassinenjagd!

III. **Die Stummschnepfe**, Telmatias gallinula *Boie.*

Scolopax gallinula *Linné.*

Stumme Bekassine, Haarschnepfe, Fledermaus, Moorschnepfe, Stumme, Haberbock.

Naturgeschichte.

Schwanz 12federig.

Die stumme Bekassine, auch schlechthin die Stumme genannt, ist die kleinste Art dieser Gattung, etwa wie eine Haubenlerche, 18 cm lang,

40—41 cm breit. Der Scheitel ist schwarz, rostfarbig überlaufen, die Backen schwärzlich: über den Augen ein blaßgelber, von den Nasenlöchern bis zum Auge ein dunkelbrauner Streifen; der Schnabel ist 4 cm lang, an der Wurzel braun, gegen die Spitze schwarz, scharf vertieft, vorn etwas platt und höckerig, an der Spitze scharf. Der Oberleib ist dunkelbraun, mit einem goldgrünen, fast violetten Glanz überzogen, alle Federn mit rostfarbigen Längsflecken. Ueber den Rücken laufen 4 blaßgelbe Linien der Länge nach hin. Der Unterleib ist weiß. Die Deckfedern sind zum Theil fein und haarig, daher der Name Haarschnepfe; der Schwanz 12federig, spitz zugerundet. Die Ständer sind dünn und bräunlich, über den Knien kahl. Die Zehen wie bei der Bekassine. Die stumme Bekassine scheint nicht so weit verbreitet als die vorige, doch wird sie alljährlich in Deutschland, in den Niederungsländern nach den Seeküsten hin angetroffen. Zugvogel. Zugzeit Mitte März bis Anfang Mai und im August und September. Sie reist bei Nacht und einzeln. Sie hält sich größtentheils im Schilf, im Riedgras, in Binsen, an den Teichen, in tiefen Sümpfen und Morästen auf. Ihre Nahrung besteht aus Insekten und Gewürmen. Sie nistet meist in den Binsen, wo sie 4 grün-gelbe, dunkelbraun gefleckte Eier legt. Ueber die Fortpflanzungsgeschichte ist noch wenig bekannt. Sie kommt im Frühjahr zum Theil mit der Bekassine zugleich, im Herbst weit später als diese, und erst dann, wenn die Sumpfschnepfe bereits fort ist, die Bekassine sich aber zum Theil reisefertig macht. Man findet sie gewöhnlich einzeln, sie ist wenig scheu und liegt außerordentlich fest, steht oft nicht eher, als bis man sozusagen mit dem Fuß auf sie tritt, auf, fällt auch größtentheils auf einer kurzen Entfernung wieder ein. Sie fliegt zwar nicht schnell, ist aber dessenungeachtet, da sie klein ist, leicht zu fehlen, besonders wenn man sich übereilt.

Die Jagd

wird wie auf die übrigen Sumpfschnepfen mit dem Hühnerhunde betrieben, welchen sie sehr gut aushält. Die Ladung des Gewehrs muß wie bei der vorigen Art sein. Wenn sie in großer Menge da sind, würde bei ihrem außerordentlichen Halten das Tyrassiren anwendbar und lohnend sein.

Man muß sich übrigens zu der Schnepfenjagd sowie zu allen Wasserjagden mit wasserdichten, hoch hinaufgehenden Stiefeln versehen, welche immer sorgfältig geschmiert sein müssen.

Die Kleidung ist, wie überall, besonders bei der Sumpfjagd, von Bedeutung. — Ein luftiger Kittel mit leichter, hoch aufgeschnallter

Tasche oder ein bloßes Netz und ein Patronengürtel, sowie ein breitkrempiger Hut sind zu empfehlen.

Hat der Morast festen Boden, resp. steht das Wasser stellenweise nicht hoch, so thun hohe Krempstiefel recht gute Dienste; in den meisten Fällen aber werden sie mehr hinderlich als förderlich sein; wo man irgend befürchten muß, Wasser zu schöpfen oder bis an den Leib in den Morast zu sinken — und gemeinhin wird sich dies ereignen —, da lasse man die hohen Stiefel ruhig zu Hause, ziehe alte defecte kurze Stiefel oder Schuhe mit Kamaschen an, oder binde diese an den Füßen fest und wate muthig drauf los; — man wird so viel weniger ermüden und die Feuchtigkeit viel eher los werden als im hohen Krempstiefel, in welchem schließlich die Moorbrühe wie in einem Fasse klickert, und den man nicht wieder ankriegen kann, wenn man ihn behufs Entleerung auszuziehen leichtsinnig genug gewesen ist. — Beinkleider und Fußbekleidung können zur Sumpfjagd nicht schlecht genug sein.

Dreißigster Abschnitt.

Die für den Jäger minder wichtigen Sumpfvögel.

In der zweiten Auflage dieses Werks hatte der Verfasser eine geringe Anzahl Vögel aus den oben angeführten Ordnungen beschrieben und dabei eine ziemlich willkürliche Auswahl vorgenommen. Fast alle der noch übrigen hierher gehörigen Vögel sind weniger das Object eines besondern Jagdbetriebes, als daß sie gelegentlich geschossen werden, obwol manche eine gute Speise gewähren; nichtsdestoweniger aber scheint es uns für den Jäger und Jagdliebhaber von Interesse, vorkommendenfalls die erlegten Thiere classificiren und benennen zu können....

Ich (v. R.) bin zwar mit dieser Auffassung einverstanden und habe deshalb die aufgeführten Vögel beibehalten, gleichwol umgearbeitet und nach den Ansichten der Jetztzeit anders geordnet. — Besonders habe ich auf die Angabe der sichersten Kennzeichen, zu denen die Kleider keineswegs immer gehören, Werth gelegt.

Dem Jäger im Sinne dieses Buchs werden diese naturgeschichtlichen Angaben genügen, wer eingehendere Studien machen will, muß ein specielles Werk über die Vögel zur Hand nehmen.[1]

Familie: Schnepfen, Scolopocidae.

Naturgeschichte.

Gattung: **Brachvogel, Grüel,** Numenius.

Schnabel viel länger als der Kopf, schlank, kräftig, abwärts bogig gekrümmt, seitwärts zusammengedrückt; Oberkiefer länger als Unterkiefer.

---

[1] Zu empfehlen sind: Friedrich, „Naturgeschichte der Vögel"; Fritsch, „Naturgeschichte der Vöge Europas".

Flügel lang, zugespitzt. Ständer lang, die Hinterzehe berührt den Boden nicht; Vorderzehen durch eine Spannhaut fast bis ans erste Gelenk verbunden.

Zugvogel in sumpfigen Gegenden, an den Küsten. Laute pfeifende, oft flötentonartige Stimme. Nahrung: Schalthiere, Land- und Wasser-



Fig. 164. Kopf des Regen-Brachvogel.

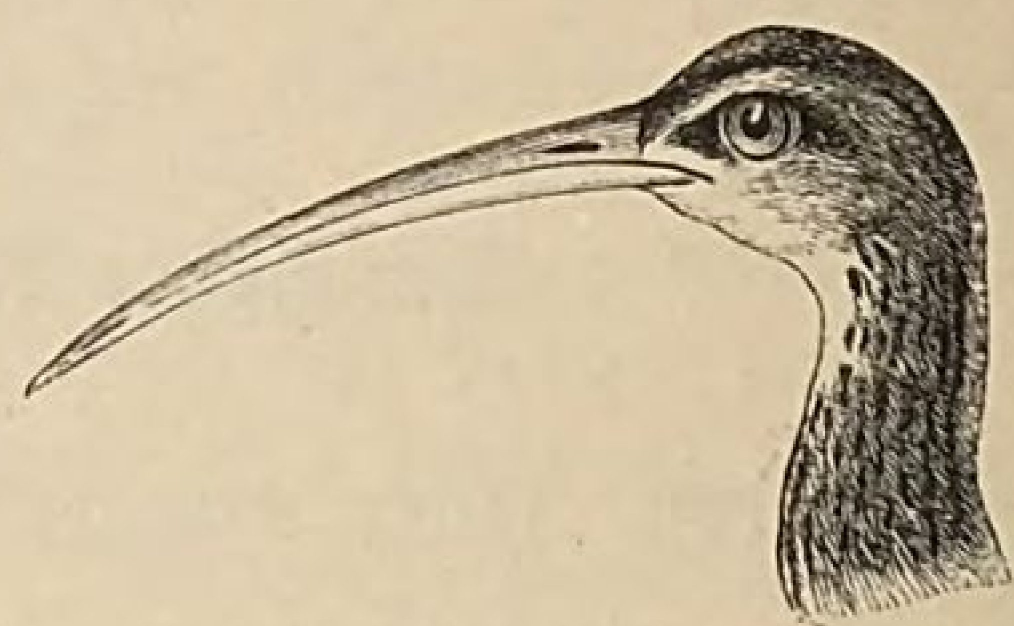


Fig. 165. Kopf des Großen Brachvogel.

insekten, Würmer, zuweilen auch Vegetabilien. Baut ein kunstloses Nest im Rasen u. dgl. und legt 4 Eier. Leben in Monogamie.

1. Art. **Großer Brachvogel,** Numenius arquatus *Lath.*
Kronenschnepfe, Keilhaken, große Brachschnepfe u. s. w.

Kopf rostgelblich, dunkel gefleckt, ohne Mittelstreifen; Schwanz weiß mit schwarzen Querbinden: Brustseiten und Weichen weiß, graubraun gefleckt; Befiederung des Unterkiefers erstreckt sich weiter als die des Oberkiefers. Länge 60 cm, Schnabel 11,6 cm, Mittelzehe (ohne Nagel) 4 cm.



Fig. 166. Großer Brachvogel.

Bei bevorstehender Wetterveränderung ist er unruhig und schreit viel, worin die folgende Art ihn noch übertrifft, weshalb beide vom Landmann als Wetterpropheten angesehen werden. Wildpret wohlschmeckend. Er ist jedoch ein sehr scheuer Vogel, welcher sich nicht leicht schußmäßig ankommen läßt. Kommt, wenn der Jäger gut versteckt ist, auf die Lockstimme. Der Anstand ist da, wo die Brachvögel täglich öfter zum Wasser kommen, ziemlich sicher, wenn sich der Jäger in einem Loche verbergen kann. Hat man geschossen, so darf man nicht gleich das

Versteck verlassen, weil die gesunden oft wieder umkehren und sich neben ihrem kranken oder todten Kameraden niederlassen. Man fängt sie auch auf dem Wasserschnepfenherd und da, wo sie häufig sind, hat man auch eigene Brachvogelherde.

2. Art. **Kleiner Brachvogel**, Regen-Brachvogel, Numenius phaeopus *Lath.*
Kleiner Brachvogel, kleine Kronenschnepfe.

Kopf schwarzbraun, ungefleckt, mit hellem Mittelstreifen; Befiederung des Unterkiefers erstreckt sich nicht weiter als die des Oberkiefers. — Länge 43 cm, Schnabel 7,5—8,8 cm, Mittelzehe 3,1 cm.

Nistet nicht auf deutschem Boden, sondern mehr nordwärts.

Gattung: **Kampfläufer**, Machetes *Cuv.*

Schnabel gerade, so lang als der Kopf und kürzer als der Lauf; Spitze des Oberkiefers seitlich erweitert, weich, gegen die Spitze härter, mit einer Furche etwa $^2/_3$ der Schnabellänge; Nasenlöcher ritzförmig mit häutigem Rande; Ständer hoch, flach geschildet, zwischen Mittel- und Außenzehe eine Spannhaut; die bogig ausgeschnittenen Flügel überragen den Schwanz. Schwanz 12federig, abgerundet.

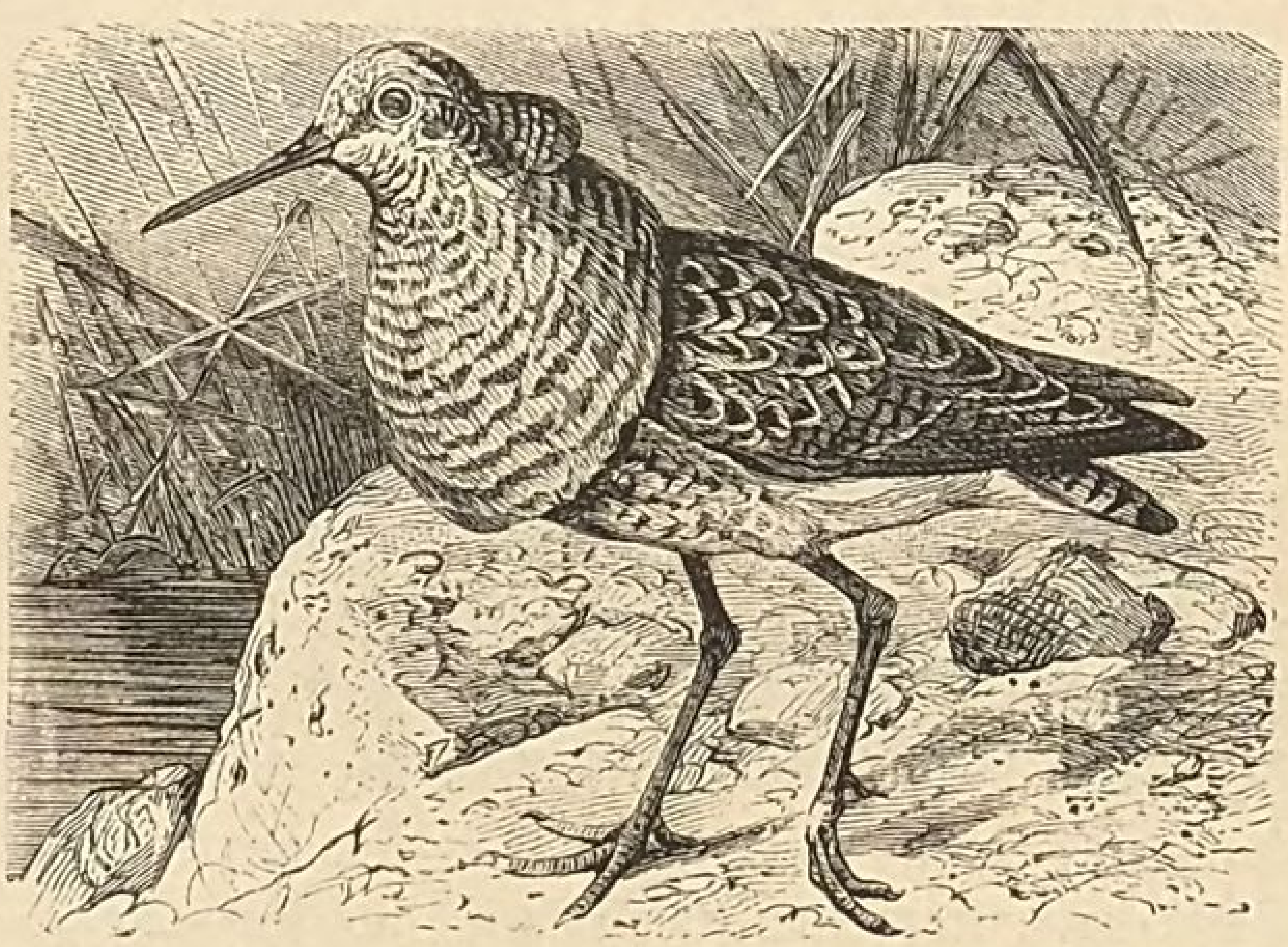


Fig. 167. Kampfläufer.

Eine Art. **Der Kampfläufer**, Machetes pugnax *Cuv.* Tringa pugnax *Linné.*
Kampfhahn, vierfarbiger Kampfläufer, Streitvogel.

Gesammtbefiederung braun, außerordentlich veränderlich; mit großem, aufrichtbarem Halskragen, welcher nach der Brutzeit ausfällt. — Die Männchen bekämpfen sich unablässig.

Länge des Männchens 29,6 cm, Schwanz 6,4 cm, Schnabel 3,8 cm, Mittelzehe ohne Nagel 3,2 cm. — Weibchen 20,4 cm lang.

Weit verbreitet, doch nicht über Island hinaus.

Gattung: **Strandläufer, Knelle,** Tringa *Temm.*

Schnabel in der Regel nicht länger als der Kopf, sehr schwach gekrümmt oder gerade, weich, biegsam, an der Wurzel zusammengedrückt, Ober- und Unterkiefer gefurcht. Nasenlöcher nahe an der Stirn, klein, schmal, hinten etwas weiter als vorn; Füße ziemlich hoch, schlank, schwach und weich, über der Ferse ein Stück hinauf nackt; Flügel mittellang, sehr spitz; Schwanz abgerundet, 12federig; Zehen ohne Bindehaut.

Zugvögel; leben an den Ufern großer Sümpfe, Gewässer und auch am Meeresstrande, gesellig, in Monogamie, legen 4 Eier und bauen ein kunstloses Nest an der Erde. Nahrung: Würmer und Insekten.

Das Wildpret der meisten Arten ist im Herbste sehr wohlschmeckend; sie sind nicht scheu, daher Jagd und Fang leicht einträglich werden kann.

1. Art. **Rothbäuchige Knelle,** Tringa subarquata *Temm.*
Bogenschnäbliger Strandläufer.

Schnabel schwach gebogen, länger als der Kopf; die 2 mittelsten Schwanzfedern abgerundet; Winterkleid: Schnabel schwarz; Füße schwarzgrau; oben schwärzlich, grau gewellt, unten weißlich (rein weiß). Sommerkleid: schwarz und gelbbraun gefleckter Rücken, graue Flügel, rostrother Hals und Unterseite. Länge 16,9 cm, Schnabel 3,5, Mittelzehe 2,2 cm.

Nistet im hohen Norden.

2. Art. **Veränderliche Knelle,** Tringa variabilis *M. et W.* Tringa alpina *Linné.*
Alpenstrandläufer.

Schnabel fast gerade, an der Spitze wenig gebogen, etwas länger als der Kopf; die 2 mittelsten Schwanzfedern länger als die übrigen. Winterkleid: Kehle, Strich vom Oberschnabel bis ans Auge, unterer Theil und die drei äußern Federn der obern Schwanzdecke weiß, Brust grauweiß, oben graubraun. — Sommerkleid: Kehle weiß, Gesicht, Vorderhals, Kopf und Brust weiß, ins Rostfarbige, auf allen Federn ein schwarzer Längsstrich; Bauch und After schwarz, mit breiter rostrother Einfassung. Länge 18 cm, Schnabel 2,9 — 3,1 cm; Mittelzehe 2 — 2,4 cm.

3. Art. **Plattschnäblige Knelle,** Tringa platyrrhyncha *Temm.* Zwergstrandläufer. Numenius pygmaeus *Lath.* Der kleine Sumpfläufer, Limicola pygmaea *Koch.*

Schnabel schwach gekrümmt, an der Wurzel sehr plattgedrückt; Seitensteuerfedern abgestuft, alle bis auf die 2 mittelsten braungrau; jung: oben graubraun, weißlich gescheckt; am Kopfe heller; Unterseite weiß; Hals und Brust braun gestrichelt; zwischen Schnabel und Auge ein weißer Streif; alt: oben schwarzbraun, unten weiß, mittlere Schwanzfedern schwarz. Länge 15 cm, Schnabel 3,3 cm, Mittelzehe 2 cm.

Nördlicher Vogel, der wahrscheinlich in Deutschland nistet.

4. Art. **Temmink'sche Knelle,** Tringa Temmingkii *Leisler.*
Der Temmink's Strandläufer.

Schnabel an der Spitze nur wenig gekrümmt, kürzer als der Kopf; Steuerfedern abgestuft, die 3 äußern rein weiß; Winterkleid: oben erdbraun, ins Schwärzliche; Federn dunkel rostbraun gebändert; das Braun auch um den Hals herum, Stirn, Kehle und sonst unten weiß; die Backen etwas gestrichelt. — Sommerkleid: oben schwarz, mit rostfarbigem breiten Rande, nur Unterrücken und Steiß ganz schwarz; Stirn, Vorderhals und Brust grauröthlich, mit kleinen schwarzen Längsflecken; unten weiß. Länge 13,5 — 15 cm, Schnabel 1,6 cm, Mittelzehe 1,6 — 1,7 cm.

Nordischer Vogel; auf dem Zuge überall in Deutschland nicht selten.

5. Art. **Hochbeinige Zwergknelle,** Tringa minuta *Leisler.* Zwergstrandläufer.

Schnabel gerade, kürzer als der Kopf; die 2 mittelsten Schwanzfedern die längsten; an dem doppelt ausgeschnittenen Schwanz sind die 3 Randfedern einfarbig hellgrau; die meisten Schwingen mit weißen Schäften; Winterkleid: oben aschfarbig, längs der Federschäfte schwarzbraun, Seiten der Brust röthlich, unten weiß. — Sommerkleid: Scheitel schwarz mit rostfarbenen Flecken, Oberseite schwarzbraun mit hellen rostrothen Federspitzen, unten weiß. Länge 13,2 cm, Schnabel 1,8 cm, Mittelzehe 1,7 cm.

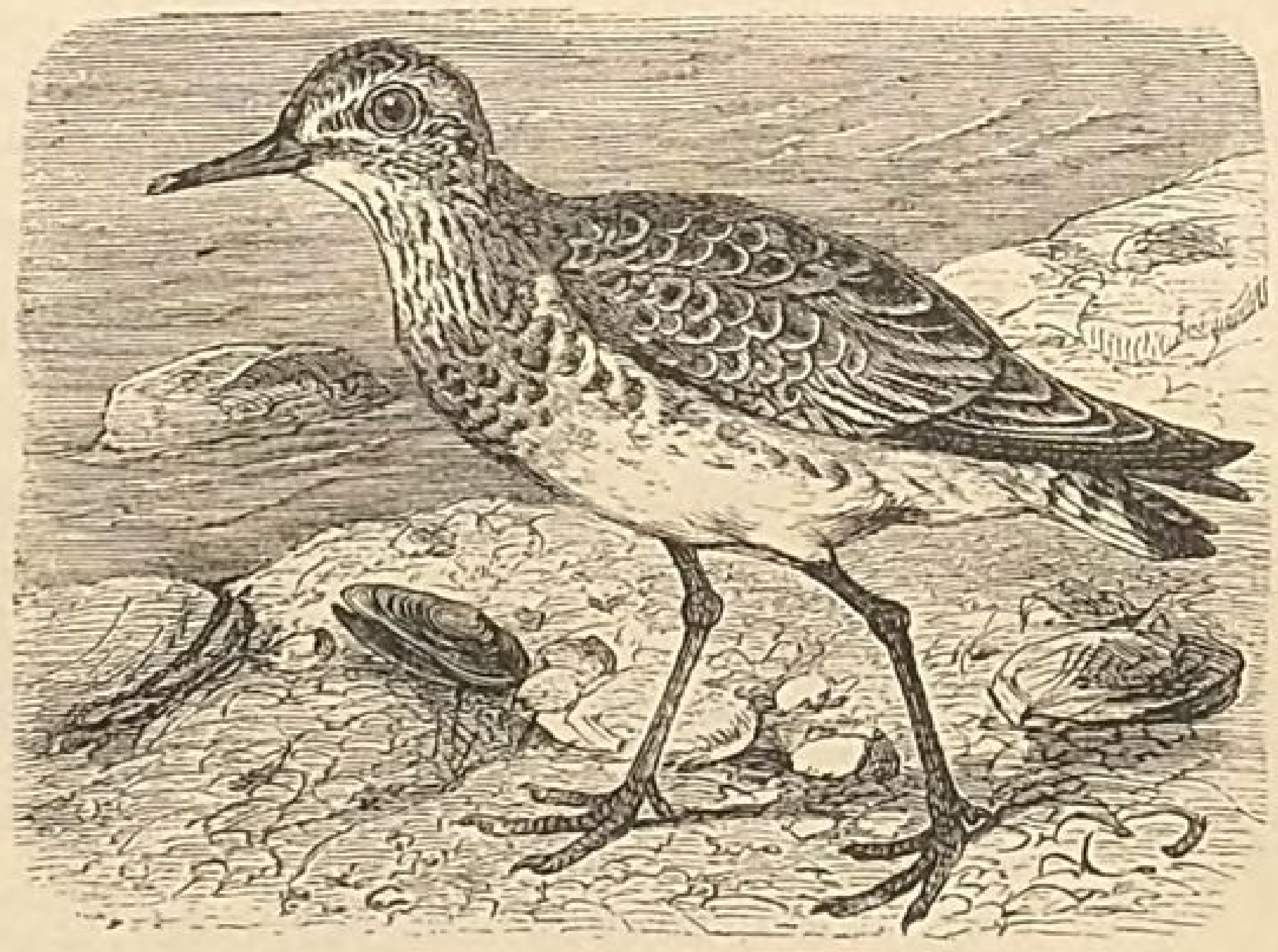


Fig. 168. Aschgraue Knelle.

In Norddeutschland auf dem Zuge in großer Menge.

6. Art. **Aschgraue Knelle,** Tringa cinerea *Temm.* Tringa islandica *Gmel.*
Isländischer Strandläufer.

Schnabel gerade, wenig länger als der Kopf, gegen die Spitze hin bedeutend aufgetrieben und ausgebreitet; Winterkleid: oben aschgrau, unten weiß, Vorderhals und Brust schwärzlich gefleckt. — Sommerkleid: oben braungelb, schwärzlich gefleckt, unten rostfarbig; stets sind die Schwanzfedern weiß, schwarz gebändert und die Steuerfedern grau.

Nordischer Vogel. Zahlreich beim Zuge an den holsteinischen und norddeutschen Küsten. Länge 23,4 cm, Schnabel 3,3 cm, Mittelzehe 2,5 cm.

Gattung: **Sanderling**, Calidris *Illig.*

Hinterzehe fehlt; die 3 Vorderzehen ohne jede Verbindung; erste Schwinge die längste und die hintersten Armschwingen in eine Spitze verlängert. Schwanz 13federig, doppelt ausgeschnitten.

Eine Art. **Der Ufersanderling**, Calidris arenaria *Illig.* Tringa arenaria *Bechst.* Grauer Sanderling.

Schnabel und Ständer schwärzlich; Winterkleid: oben grau, unten und an der Stirn weiß; mit schwärzlichen, weißgescheckten Flügeln. — Sommerkleid: braungelb und schwarz gefleckt; Brust schwärzlich punktirt; Länge 16,8—18 cm, Schnabel 2,4 cm, Mittelzehe 1,9 cm.

Der Ufersanderling läuft schnell, aber in Absätzen, fliegt sehr schnell und gewandt und ist an dem vielen Weiß bald zu erkennen. — Sehr vertraut, läßt er sich nahe ankommen.

Gattung: **Wasserläufer**, Totanus *Bechst.*

Schnabel lang, schwach, allmählich verdünnt, etwa $1\frac{1}{2}$ mal so lang als der Kopf; Spitze theils gerade theils etwas abwärts gekrümmt; Nasenlöcher seitlich, unfern der Stirn; ritzförmig, ohne Scheidewand, nahe der Stirn mit einer Randhaut verschließbar, bis etwas über die Mitte mit einer Furche; Füße sehr lang, schwach und schlank, hoch über die Fersen hinauf nackt; die äußere und mittlere Zehe an der Basis eine dünne Spannhaut; Hinterzehe schwächlich, kurz.

Mausern zweimal. Zugvögel, welche im Norden nisten. Lieben die flachen Ufer, seichte Gewässer und sind scheue Vögel. Nahrung: Insekten und deren Larven, Würmer u. dgl.

1. Art. **Dunkelbrauner Wasserläufer**, Totanus fuscus *Leisler.*

Unterschnabel ganz gerade an der Wurzel röthlich; Steiß weiß; obere Deckfedern des Schwanzes weiß und schwarzbraun in die Quere gestreift; Winterkleid: oben aschgrau, unten weiß, Flanken grauweiß, Band zwischen dem Schnabelwinkel und Auge schwärzlich. — Sommerkleid: oben schwarzbräunlich, Rücken, Schultern und Deckfedern mit kleinen weißen Flecken an den Barträndern, unten dunkel schiefergrau, an Brust und Bauch alle Federn in weißen schmalen, sichelförmigen Flecken sich endigend.

Auf dem Zuge in Deutschland, aber nicht sehr gemein.

Länge 27,4 cm, Schnabel 6 cm, Mittelzehe 3,9 cm.

2. Art. **Gambett-Wasserläufer**, Totanus calidris *Bechst.* Rothfüßiger Wasserläufer. Rothschenkel.

Schnabel gerade. Innere Zehen durch ein schmales Häutchen mit der mittlern verbunden; Schwungfedern zweiter Größe, von der Mitte weiß;

Winterkleid: oben gleichfarbig graubraun, etwas dunklere Schaftstriche; Steiß, Bauch und After weiß, sonst unten weißgrau, mit feinen braunen Schaftstrichen; Steuerfedern mit weißen Querstreifen und breiten schwarzen Zickzacks. — Sommerkleid: oben graubraun, olivenfarbig mit schwarzen Flecken und etwas weiß an den Federrändern, unten weiß, in der Mitte jeder Feder ein brauner Fleck, Füße lebhaft roth. Länge 24 cm, Schnabel 4,2 cm, Mittelzehe 3,2 cm.

Der häufigste seiner Gattungsverwandten. Nistet in den großen norddeutschen Brüchen.

3. Art. **Teich-Wasserläufer,** Totanus stagnatilis *Bechst.* Sandschnepfe.

Schnabel etwas aufwärts gekrümmt. Auf den zwei äußersten Steuerfedern ein Längsband im Zickzack; Winterkleid: unten weiß, Mantel einfarbig grau, Schwanz weiß mit schiefen Querstreifen, die mittlern röthlich, grau angeflogen, am Ende mit einem Pfeilfleck. — Sommerkleid: Rücken braun mit unregelmäßigen schwarzen Flecken, unten weiß, jede Feder mit einem kleinen schwarzen Längsflecken. Die Flügel überragen den Schwanz; Hinterzehe überragt den Zehenballen. Länge 19,2 cm, Schnabel 4,2 cm, Mittelzehe 3,1 cm.

Nistet selten bei uns, mehr im Süden.

4. Art. **Punktirter Wasserläufer,** Totanus ochropus *Temm.*
Grünfüßiger Wasserläufer.

Schnabel wie vorher. Winterkleid unten weiß; Vorderhals graubraun gestrichelt; oben dunkelbraun mit olivengrünem Schimmer, weiß und schwärzlich punktirt; Schwanz weiß, schwarz gebändert. — Sommerkleid: ebenso, nur mit mehrern kleinen Punkten auf den Obertheilen. Länge 21,6 cm, Schnabel 3,5 cm, Mittelzehe 2,6 cm.

Häufig. Nistet bei uns.

5. Art. **Trillernder Wasserläufer,** Totanus hypoleucos *Temm.*
Actilis hypoleucos *Brehm.* Der Flußuferläufer.

Flügel kürzer als Schwanz. Oben olivenfarben, bräunlich mit schwärzlichen Schaftstrichen; alle Flügeldeck- und Rückenfedern schwarzbraun, in die Quere zackig, fein gestreift; Seitenhals und Brust weiß, braun der Länge nach gestreift, sonst unten weiß; Schwanz sehr gestuft, zwei mittlere Steuerfedern graubraun, schwarz gestreift, die übrigen weiß und braun mit weißen Spitzen; Länge 18 cm, Schnabel 2,4 cm, Mittelzehe 2,1 cm.

Häufig in Deutschland.

6. Art. **Grünfüßiger Wasserläufer,** Totanus glottis *Bechst.*
Hellfarbiger Wasserläufer, Uferschnepfe.

Schnabel stark, sehr zusammengedrückt, an der Wurzel höher als breit; untere Flügeldeckfedern gestreift; oben und an den Seiten aschbraun, mit braun punktirten Federrändern; Schwanz mit schmalen, unregelmäßigen, grauen und weißen Binden; im Sommer am Halse und auf der Brust braune Flecken; im Winter unten ganz weiß; Füße grün; Länge 28 cm, Schnabel 5,3 cm, Mittelzehe 2,8 cm.



Fig. 169. Kopf des hellfarbigen Wasserläufers.

Ueberall in Deutschland ziemlich häufig.

Gattung: **Sumpfläufer,** Limosa *Bechst.*

Schnabel sehr lang, 2—3 mal so lang als der Kopf, sanft aufwärts gebogen; beide Kiefer ihrer ganzen Länge nach befurcht; der löffelartige Oberkiefer überragt den Unterkiefer; Nasenlöcher seitlich, oval, durchsichtig; Füße sehr lang, schlank, hoch über die Ferse hinauf nackt; zwischen der Basis ihrer äußern Zehe eine Zehenhaut; Schwanz etwas kurz, ab- oder zugerundet, 12federig; Füße höher, Wuchs schlanker als bei den Schnepfen.

Würmer, Insekten, Fisch- und Froschlaich verzehrend. Auf sumpfigen Wiesengründen, im Herbste am Meere. Zugvögel.

1. Art. **Schwarzschwänziger Sumpfläufer,** Limosa melanura *Leisler.*
Schwarzschwänzige Uferschnepfe.

Ober- und Unterkiefer an den Spitzen löffelförmig; Füße schwarz; Mittelzehe lang, mit kammartigen Einschnitten, Spiegel (weiß); Winterkleid: Schnabelwurzel orange; aschgrau, auf dem Rücken braun, am Bauche weiß; Schwanz an der Wurzel schwarz, an den Seiten weiß, Mittelfedern mit weißen Spitzen. — Sommerkleid: Kopf, Hals und Brust rostroth; der Mantel braun rostfarbig gefleckt; unten mit braunen, rostfarbenen und weißen Bändern gestreift; Schwanz wie im Winter. Länge 36,4 cm, Schnabel 3,8 cm, Mittelzehe 3,6 cm.

Bei ihrem Federwechsel sehr viele Farbenverschiedenheiten.

Zuweilen in den norddeutschen Marschen nistend.

2. Art. **Rostrother Sumpfläufer,** Limosa rufa *Briss.* Rostrothe Uferschnepfe.

Steuerfedern weiß- und schwarzbraun, regelmäßig in die Quere gestreift; Mittelzehe kurz, ohne kammartige Einschnitte; Winterkleid: dunkelgraubraun, Federn weißlich eingefaßt, Brust graubraun, unten

weißlich; Bürzel weiß, braun gebändert. — Sommerkleid: rostbraun mit braunem Rücken; Schwanz stets weiß und schwärzlich gebändert. Länge 32,4 cm, Schnabel 7,2—9,4 cm, Mittelzehe 2,6—2,8 cm.

Ueberall nicht sehr häufig. Nordseeküsten.

Gattung: **Säbler**, Recurvirostra *Linné*.

Schnabel lang, säbelförmig aufwärts gebogen, in eine feine Spitze auslaufend, schwach, schmal, durchaus abgeplattet; Nasenlöcher nahe an der Stirn ein länglicher durchsichtiger Ritz; Füße sehr lang, schwach, nackt hoch über die Ferse hinauf. Vorderzehen bis an die Nägel mit tief bogenförmig ausgeschnittenen Bindehäuten; Flügel mittelgroß, lang, spitz; Schwanz kurz, zugerundet, 12federig, von den Flügeln bedeckt.

Meerstrandbewohner; er liebt besonders große feuchte Wiesenflächen.



Fig. 170. Säbelschnäbler.

Eine Art. **Avosett-Säbler**,
Recurvirostra avocetta *Linné*.
Blaufüßiger Säbelschnäbler.

Schnabel schwarz; Füße blaßblau; Hauptfarbe weiß; Oberkopf und Genick bis auf den Hinterhals hinab schwarz; Länge 36,6 cm, Schnabel 7,4 cm, Mittelzehe 3,6 cm.

Ziemlich weit in der Alten Welt verbreitet. Zugvogel; in Deutschland an der Nordküste, selten im Innern. Nistet an der Küste von Holstein und weiter nördlich. Nahrung: Weichthiere, Fischrogen u. dgl.

Er ist sehr scheu und schwimmt infolge seiner Bindehäute recht gut.

Gattung: **Strandreuter**, Himantopus *Brisson*.

Schnabel lang, dünn, cylindrisch, an der Wurzel platt gedrückt, an der Seite zur Hälfte gerieft; Nasenlöcher lang, linienförmig; Füße mit nur 3 Zehen sehr lang, dünn; Mittelzehe mit der äußern durch eine breite Membran, mit der innern durch ein schmales Häutchen verbunden; Flügel sehr lang, stark ausgeschnitten, schmal und spitz, überragen den Schwanz.

Eine Art. **Schwarzflügeliger Strandreuter,** Himantopus rufipes *Bechst.* Hypsibates himantopus *Naum.* Stelzenläufer.

Schnabel schwarz; Augenstern carmoisinroth; Füße blutroth; Stirn und ganzer Unterkörper weiß; an Brust und Bauch (lebend) ins Röthliche spielend; Hinterkopf und Nacken schwarz oder schwärzlich mit weißen Flecken; Oberrücken und Flügel schwarz, grün schillernd; Länge 33 cm, Schnabel 6,6 cm, Mittelzehe 4 cm.

An den Meeresküsten, doch überall nicht häufig; Zugvogel, und als solcher zuweilen mitten im Lande. Nahrung: Insekten, Würmer und Conchylien.

Gattung: **Wassertreter,** Phalaropus *Briss.*

Schnabel gerade, mittellang, sehr schwach, an der Wurzel wenig niedergedrückt; Nasenlöcher länglich, vorn schmal; Füße nicht sehr hoch, schwach, bis über die Fersen nackt; Vorderzehen bis zum ersten Gelenk mit Schwimmhäuten verbunden, der übrige Theil mit gezähnelten Lappen besetzt; Hinterzehe mit schwachem Hautsaum; Flügel ziemlich lang, sehr spitz, Hinterrand mondförmig ausgeschnitten.

Nahrung: Wasserinsekten, Würmer u. s. w. Sehr geschickter Schwimmer. Hochnordische Vögel, welche an den deutschen Küsten selten erscheinen.

1. Art. **Der schmalschnäblige Wassertreter,** Phalaropus angustirostris *Naum.* Phalaropus hyperboreus *Bechst.* Odinshenne.

Schnabel schwarz; Füße graugrünlich; Scheitel, bis einige Linien unter den Augen, Nacken, Brustseiten, Zügel, nebst einem kleinen Streif hinter den Augen dunkel aschgrau; unten rein weiß; Rücken, Schulter, Flügeldeckfedern und die 2 mittlern Schwanzfedern schwarz; Oberrücken und Schultern mit breiter rostfarbiger Einfassung; auf den Flügeln eine weiße Querbinde; Größe einer Haubenlerche. Länge 18 cm, Schnabel 2,1 cm, Mittelzehe 1,7 cm.

2. Art. **Der plattschnäblige Wassertreter,** Phalaropus platyrhynchos *Temm.*

Schnabel seiner ganzen Länge nach platt, an der Spitze schwarzbraun, im übrigen rostgelb; Füße schwarzgrün; oben schwarzbraun mit orangerother Einfassung; auf den Flügeln ein weißes Querband; Steiß weiß, schwarz gefleckt; unten ziegelroth; Größe eines Staars. Länge 19,2 cm, Schnabel 2,1 cm, Mittelzehe 2,1 cm.

Gattung: **Ibis**, Ibis *Cuv.*

Gesicht und Kinn nackt; Schnabel lang, bogig pfriemenförmig, sichelförmig abwärts gebogen; an der Wurzel dick, mit niedergedrückter, abgerundeter Spitze; Oberschnabel seiner ganzen Länge nach tief gefurcht; am Unterschnabel eine sackförmige Haut; Daumen lang; die äußern Finger mit einer Membran an der Basis. — Schwanz kurz, 12fedrig.

Nahrung: Gewürm, Insekten u. dgl. Zugvogel.

Eine Art. **Sichelschnäbliger Ibis**, Grüner Ibis, Ibis falcinellus *Linné.* Tantalus falcinellus *Linné.*

Schnabel und Füße braungrün; Kopf schwarzbraun; Hals, Brust, Oberrücken, Handgelenk am Flügel und unten lebhaft kastanienbraun; Unterrücken, Flügeldeckfedern, Schwung- und Schwanzfedern stahlgrün mit purpurfarbigem und bronzenem Schiller; Länge 52,8 cm, Schnabel 14 cm, Mittelzehe 7,8 cm.

Ein Bewohner der südlichen Klimate; einzeln in Deutschland an den Ufern der großen Flüsse, Landseen u. s. w.

Familie: Regenpfeifer, Charadriidae.

Schnabel kürzer, oder nur so lang als der Kopf, gerade; von der Wurzel ab, etwa $^2/_3$ weich, das letzte Drittel hart. Die Nasenlöcher bilden bei einigen einen bis zur Mitte des Schnabels reichenden Ritz. — Flügel lang, schmal und spitz; Tarsen meist genetzt.

Gattung: **Steinwälzer**, Oedicnemus *Temm.*

Schnabel so lang als der Kopf, gerade, in der Endgegend zusammengedrückt; Nasenlöcher in der Mitte des Schnabels durch eine hornartige Membran der Länge nach getheilt; Füße lang, schlank mit einem dicken Knie; Zehen bis zum zweiten Gelenk mit einer Membran vereinigt; Hinterzehe fehlt; Nagel der Mittelzehe am Innenrande erweitert, schneidend und ausgehöhlt. Schwanz stark abgestuft; zweite Schwungfeder die längste.

Aufenthalt: An flachuferigen Flußstellen und auf armen, unbeackerten Fruchtfeldern, auch junge Kieferculturen. Zugvogel.

Nahrung: Würmer, Insektenlarven und vollkommene Insekten.

Eine (europäische) Art. **Der lerchengraue Steinwälzer**, Oedicnemus crepitans *Temm.* Dickfuß, großer Regenpfeifer, Triel. Der europäische Triel.

Lerchengrau; die 2 ersten Schwungfedern in der Mitte weiß, im übrigen schwarz; über und unter den Augen, über den Flügeln ein

weißlicher Streif; Füße und Schnabel gelb; Größe einer Haustaube. Länge 38—42 cm, Schnabel vom Nasenloch bis zur Spitze 2 cm, Mittelzehe 3 cm.

Gattung: **Kiebitz**, Vanellus *Bechst.*

Schnabel kürzer als der Kopf, dünn, verdickt sich plötzlich an der Spitze; Nasenlöcher gleichlaufend dem Schnabelrande, schmal und lang. Am Handgelenk eine Warze; Schwanz kurz und gerade; Läufe vorn getäfelt, hinten genetzt.



Fig. 171. Kiebitz.

Würmer und Insekten fressende Zugvögel.

1. Art. **Gefleckter, schwarzbunter Kiebitz**, Vanellus varius s. melanogaster *Bechst.* Charadrius squatarola *Naum.* Squatarola helvetica *Cuv.* Nordischer Kiebitz-Regenpfeifer.

Winterkleid: Stirn, Augenbrauen und untere Theile weiß; am Vorderhalse und Seiten der Brust mit aschfarbigen und braunen Flecken; oben braunschwärzlich mit gelben Flecken; Schwanz weiß, gegen das Ende rostfarbig. — Sommerkleid: oben schwarz und weiß gefleckt, unten von der Kehle bis zum Schwanz schwarz; Hinterzehe verkümmert. Länge 28—30 cm, Schnabel 3 cm, Mittelzehe 2,8 cm.

Beim Zuge an den Küsten, selten im Innern Deutschlands.

2. Art. **Gemeiner oder gehäubter Kiebitz**, Vanellus cristatus *Meyer.* Charadrius vanellus *W.* Tringa vanellus *Linné.*

Schwanz metallisch glänzend, mit einem langen Federbusch am Hinterkopfe; Seitenhals, Bauch, After weiß; Schwanz weiß, schwarz endend; Länge 31 cm, Schnabel 2,5 cm, Mittelzehe 2,5 cm.

Nistet Anfang April in den nördlichen Bruch- und Heidegegenden Deutschlands. Seine Eier werden als eine Delicatesse besonders geschätzt. Legt nie mehr als 4 Eier und wenn das Gelege geraubt ist, nochmals 4, dann aber 3 und endlich 2; werden auch die genommen, so hört die Legekraft für das Jahr auf.

Gattung: **Regenpfeifer**, Charadrius *Linné*.

Schnabel kurz, kaum halb so lang als der Kopf, schwach, gerade, mit einer Nasenrinne, auf $^2/_3$ der Länge; Nasenlöcher seitlich, der Länge nach durch eine Membran getheilt; Füße mittler Länge, schlank, äußere und mittlere Zehe durch eine kleine Haut verbunden, innere Zehe frei; auf der Vorderseite grob genetzt mit 5—6 Täfelchen in einer Querreihe; Flügel mittelgroß, schmal, spitz, die erste Schwungfeder die längste; Schwanz etwas kurz, abgerundet oder fast gerade, 12federig, gebändert

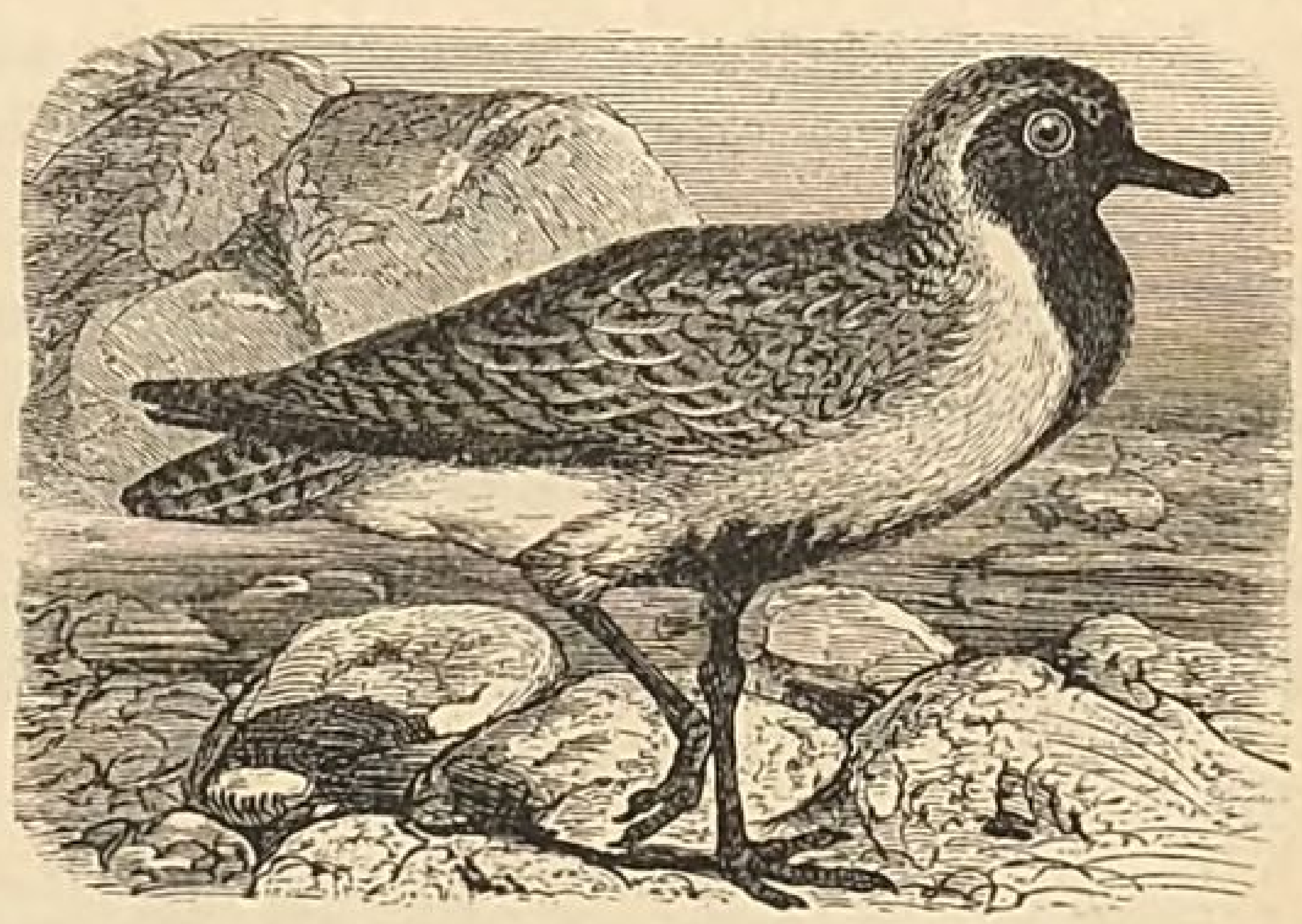
Zugvögel. Die zwei ersten Arten wie der vorige; die andern an den Küsten des Meeres und an den Hauptströmen.

Nahrung: Insekten, Würmer und Conchylien, selten Vegetabilien.

Scheue Vögel mit einem raschen und leichten Flug. Ihre Stimme ist ein helles Pfeifen und eine Art von Gesang bei der Paarung. Leben in Monogamie und legen stets nur 4 Eier.

1. Art. **Gold-Regenpfeifer**, Charadrius pluvialis *Linné*.
Charadrius auratus *Sucow*. Gemeiner Regenpfeifer.

Die beiden ersten Arten sind die eigentlichen Saat- oder Brachvögel der Jäger. An der Nordseeküste unter dem Namen Tüte, Tütvogel, wegen seines Geschreies bekannt. Winterkleid: Oben rußschwarz mit großen goldgelben Flecken; Kopfseiten, Vorderhals und Brust aschfarbig, braun und gelb gefleckt; sonst unten und Kehle weiß; Schwungfedern schwarz, an der Spitze mit weißen Schäften; Länge 23,5 cm, Schnabel 2,5 cm, Mittelzehe 2,5 cm. —Sommerkleid: Oben tief schwarz, mit kleinen goldgelben, sehr lebhaften Flecken; Stirn und über den Augen weiß, am Seitenhalse große schwarze und gelbe Flecken wechselnd; unten schwarz.


Fig. 172. Gold-Regenpfeifer.

Wildpret wohlschmeckend.

2. Art. **Mornell-Regenpfeifer**, Charadrius morinellus *Linné*.
Kleiner Brachvogel. Eudromias morinellus *Boie*.

Winterkleid: Scheitel und Hinterkopf schwarzbraun, über den Augen ein breiter weißgelber Streif; Gesicht weiß, schwarz punktirt; oben

schwarzgrau, alle Federn gelbgrau eingefaßt; Brust und Flanken bräunlich, erstere mit einem breiten weißen Bande; unten weiß; Länge 21,5 cm, Schnabel 1,5 cm, Mittelzehe 1,8 cm, einer Schwarzdrossel gleich. — Sommerkleid: Gesicht und Streif über den Augen ganz weiß, Gefieder dunkel rostroth eingefaßt; Bauchmitte schwarz; After braunrothweiß. Schwanz ohne Bänderung; Vorderseite der Läufe zweireihig längs getäfelt.

Wildpret sehr zart und wohlschmeckend.

Diese beiden Regenpfeifer sind nicht sehr scheu und lassen sich gut schußmäßig anschleichen. Man fängt sie auch wol auf dem Brachvogelherde.

3. Art. **Halsband-Regenpfeifer,** Charadrius hiaticula *Linné.* Sand-Regenpfeifer. Pluvialis hiaticula *Briss.*

Gegend zwischen Schnabel und Auge, Kranz über dem Auge, Binde auf der Brust, schwarz; unter dem schwarzen ein weißes Stirnband; untere Theile weiß; Hinterkopf und die nicht bebänderten obern Theile aschgraubraun; äußerste Steuerfeder weiß, die folgenden, bis auf die 2 mittelsten, weiß, in der Mitte einen dunkelbraunen Fleck; Länge 19 cm, Schnabel 1,5 cm, Mittelzehe 1,6 cm.

Wildpret wohlschmeckend, auch die Eier geschätzt.

4. Art. **Weißstirniger Regenpfeifer,** Charadrius albifrons *M. et W.* Charadrius cantianus *Linné.* See-Regenpfeifer.

Stirn, Augenbrauen, Band im Nacken und alle untern Körpertheile weiß; zwischen Schnabel und Auge, ein dreieckiger Fleck auf dem Kopfe, ein Fleck an jeder Seite der Brust, schwarz; ein großer schwarzgrauer Fleck hinter dem Auge; Scheitel und Genick hellrostfarbig, sonst oben aschgraubraun; 2 äußere Steuerfedern weiß, dritte weißlich, übrigen braun; Länge 16,5 cm, Schnabel 1,4 cm, Mittelzehe 1,6 cm.

Wildpret wohlschmeckend.

5. Art. **Kleiner Regenpfeifer,** Charadrius minor *Linné.* Seelerche. Fluß-Regenpfeifer. Pluvialis fluviatilis *Briss.*

Oben erdgrau, ins Bräunliche; Gesicht, Hals und Unterseite weiß; auf dem Scheitel ein schwarzes Stirnband; von einem Auge zum andern ein schwarzer Streif, welcher über dem Auge und durch dasselbe senkrecht herabwallt, sich unten verlaufend; schwarzes Brusthalsband; Schwingen dunkelaschgrau mit einem schmalen weißen Bande; zwei äußern Schwanzfedern weiß; Länge 15,5 cm, Schnabel 1,2 cm, Mittelzehe 1,3 cm.

Fern vom Meere, an Strömen, Seen u. dgl.; Wildpret wohlschmeckend; der Kleinheit wegen selten Gegenstand einer besondern Jagd.

Gattung: **Steindreher,** Strepsilas *Temm.*

Schnabel kürzer als der Kopf, sehr hart, an der Wurzel stark und breit, an den Seiten etwas zusammengedrückt, pfriemenförmig, beide Kiefern etwas nach oben gebogen; Kopf klein; Augen groß; Hals und Leib kurz; Füße mittelmäßig; Zehen unverbunden; Daumen tief sitzend.

Nahrung: Insekten und Gewürm. Zugvogel. An den Küsten der Meere.



Fig. 173. Steinwälzer.

Eine Art. **Halsband-Steindreher,** Strepsilas collaris *Temm.* (interpres *Cuv.*) Mornell-Steinwälzer, Strepsilas interpres *Naum.*

Schnabel dunkel grauschwarz; Füße zinnoberroth; Kniegelenke schwärzlich; Gefiederhauptfarbe weiß, mit schwarzen und braunen Bändern und Flecken; Schwanz abgerundet, oben grau mit schwarzem Bande vor dem weißen Ende, unten weiß mit schwarzem Bande; äußere Feder weiß; Länge 51,5 cm, Schnabel 2,1 cm, Mittelzehe 2 cm.

Wohlschmeckendes Wildpret.

Gattung: **Giarol,** Glareola *Briss.*

Schnabel kurz, an seinem obern Theile abwärts bogenförmig, in eine scharfe, wenig längere Spitze auslaufend; Nasenlöcher seitlich am Schnabelgrunde; Füße über der Ferse wenig nackt; Hinterzehe berührt den Boden; zwischen der erheblich längern Mittelzehe und der äußern eine kurze Bindehaut; Nagel der Mittelzehe inwendig gezähnelt. — Schwanz schwalbenartig ausgeschnitten. — Flügel schwalbenartig, lang und spitz.

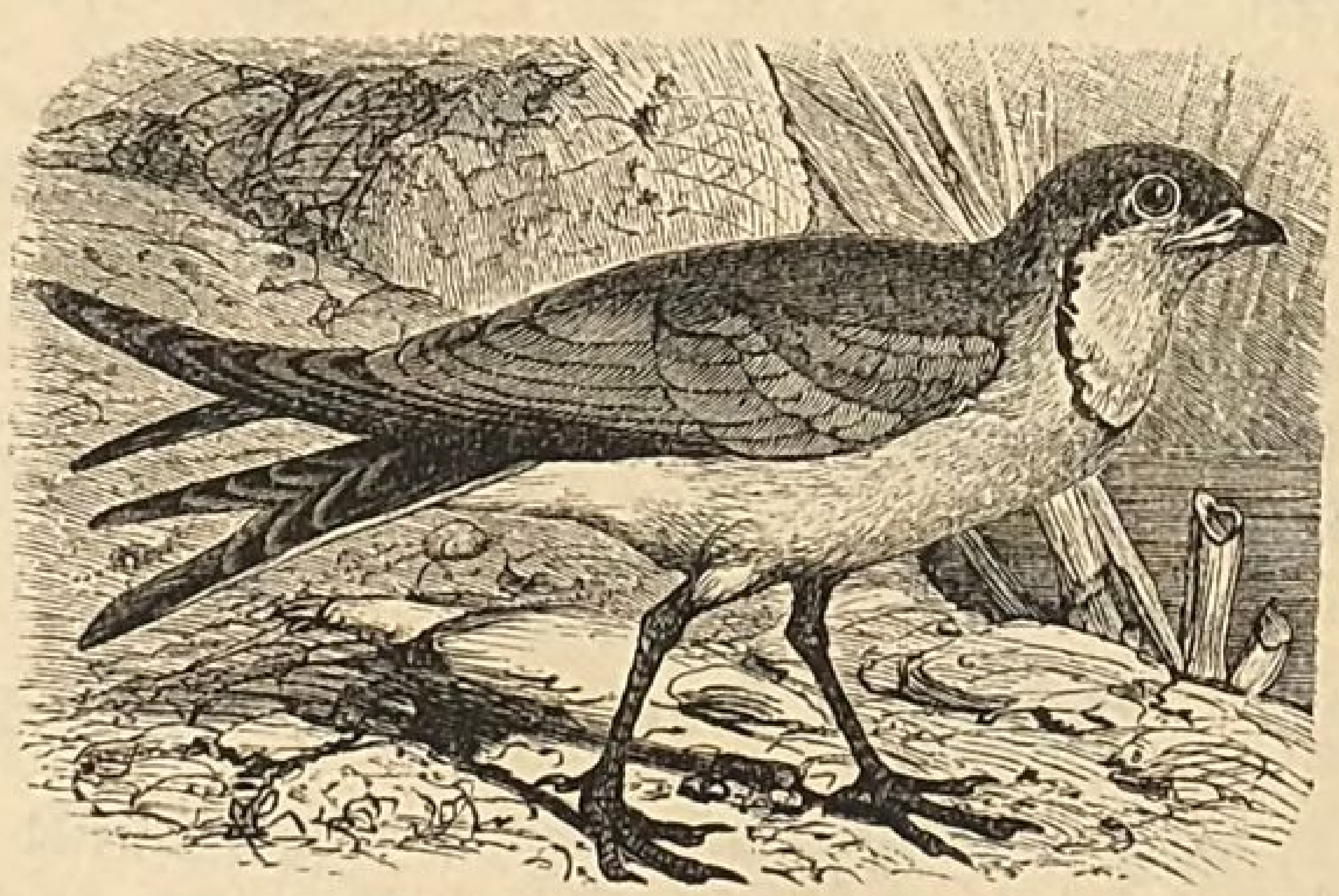


Fig. 174. Brachschwalbe.

Eine Art. **Halsband-Giarol,** Glareola pratincola *Linné.* Brachschwalbe.
Glareola torquata *M. et W.*

Schnabel schwarz; Füße röthlichgrau; nackter Ring um die Augen zinnoberroth; Oberkörper graubraun; Kehle und Bauch weiß, mit röthlichem Anfluge; erstere mit einem schmalen schwarzen Bande eingefaßt; zwischen Schnabel und Auge schwärzlich; Gurgel und Brust rostgrau; die größten Deckfedern unter den Flügeln rostroth; Schwanz tief gegabelt; Länge 25 cm, Schnabel 1,5 cm, Mittelzehe 2,6 cm.

Gattung: **Austernfischer,** Haematopus *Linné.*

Nur 3 Zehen; Schnabel viel länger als der Kopf; gerade, stark, von den Seiten sehr zusammengedrückt, sehr hart; Nasenlöcher seitlich,

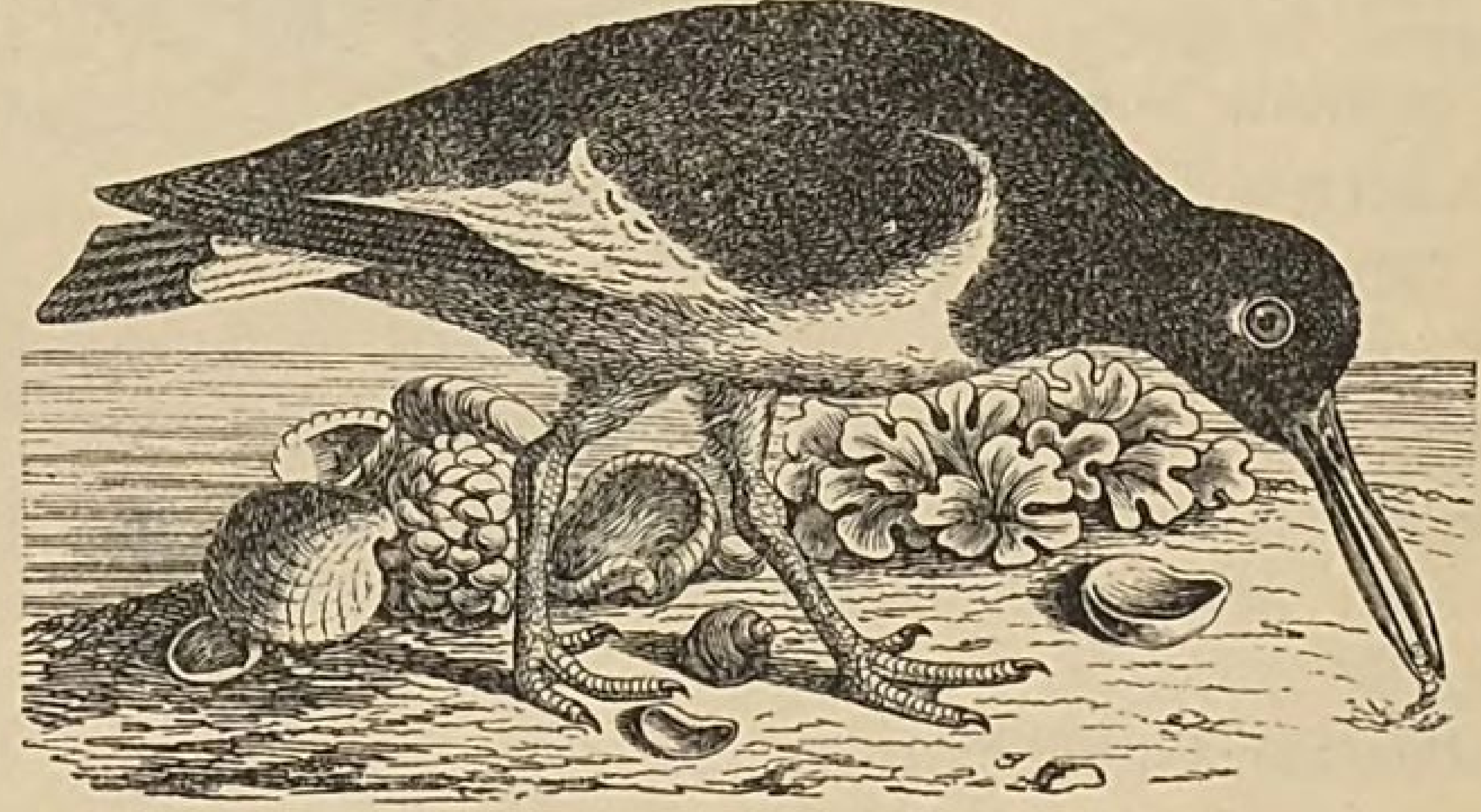


Fig. 175. Austernfischer.

unfern der Basis schmal, ritzartig, durchsichtig; Füße dreizehig, stark, kaum mittelhoch, über der etwas dicken Ferse nicht hoch hinauf nackt; die Zehen kurz; Flügel groß, lang und spitz; Schwanz kaum mittellang breit, am Ende gerade, mit 12 Federn.

Eine Art. **Der rothfüßige Austernfischer,** Haematopus ostralegus *Linné.*
Europäischer Austernfischer, Seeelster.

Schnabel und Füße roth; oben schwarz; Steiß-, Schwung- und Steuerfedern, ein Querband über die Flügel und unten weiß; Länge 42 cm, Schnabel 7 cm, Mittelzehe 3,2 cm. Im Gefieder braun, das Weiße schmuzig.

Familie: Sumpfhühner, Gallinulidae, auct.

Stirn befiedert oder nackt; Schnabelfirste geht spitzwinkelig in die Stirnbefiederung hinein; Schnabel an der Basis viel höher als breit;

— Vorderzehen glatt oder an den Rändern mit Häuten versehen, bei einigen Arten erstere von auffallender Länge.

Gattung: **Hurbel, Wasserhuhn,** Fulica *Linné.*

Schnabel stark, kegelförmig, dick, zusammengedrückt; Stirnplatte groß; von der Wurzel des Oberkiefers zieht sich eine nackte Haut über die Stirn bis auf den Scheitel hin; Hinterzehe mit abwärts gerichtetem Hautsaum. Zehen an der Wurzel gefiedert-belappt (Flossenfüße).

Schwimmen und tauchen geschickt und leben viel im Wasser. Nahrung: Insekten, Schnecken, Gewürm, Wasserpflanzen u. s. w.

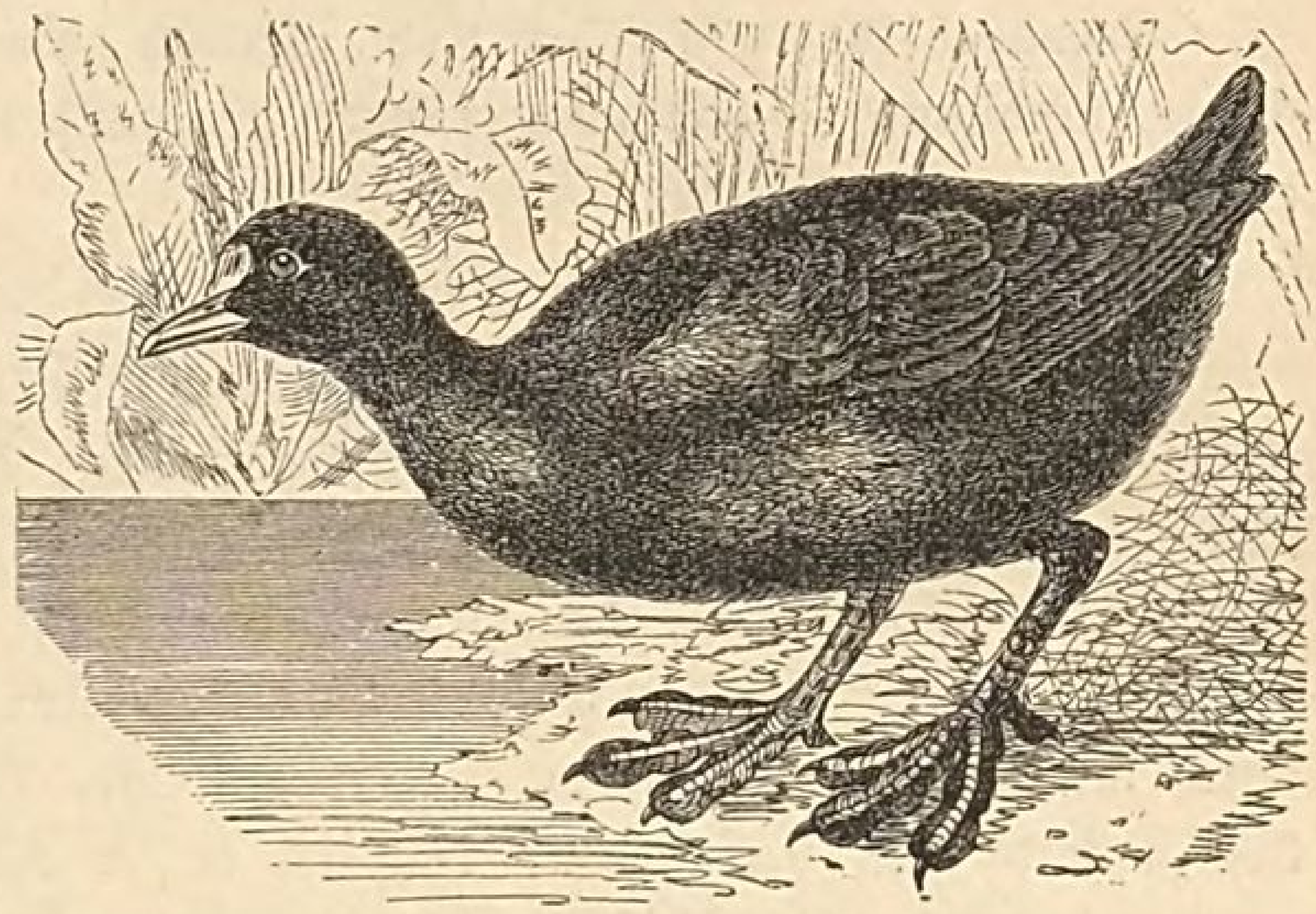


Fig. 176. Wasserhuhn.

Eine Art. **Schwarzes Wasserhuhn,** Fulica atra *Linné.* Bläße, Hurbel, Bläßente.

Schnabel und Stirnplatte weiß; Kopf und Hals tiefschwarz; oben schieferschwarz, unten aschblau; Länge 40 cm; Mittelzehe 9 cm.

Zugvogel, in Deutschland überall gemein.

Gattung: **Rohrhuhn,** Gallinula *Lath.*

Schnabelfirste tritt in die Stirn hinein; Federgrenze an den Schnabelseiten wenig vortretend, vorn abgerundet; Nasenlöcher seitlich, über der Mitte der Mundspalte. — Zehen ohne Randsäume, von auffallender Länge, ohne Bindehaut.

Eine Art. **Grünfüßiges Rohrhuhn,** Gallinula chloropus *Lath.*
Gemeines Teichhuhn. Fulica chloropus *Linné.*

Blöße und obere Schnabelhälfte hochroth, untere gelblich; Ständer grünlich, über dem Fersengelenk ein gelbrother Fleck. Oberseite dunkel olivenbraun; Kopf, Hals, Brust dunkel schiefergrau; Mitte der letztern und Bauch weiß; Steiß schieferschwarz; untere äußere Schwanzdecken weiß, die mittlern schwarz. Die weißen Spitzen der Seitenfedern bilden längs der Flügel ein weißes Band. — Länge 30,5 cm, Schnabel 2,7 cm, Mittelzehe 5,3 cm.

Ueber ganz Europa als Strich-, Zug- oder Standvogel verbreitet; bewachsene, tiefe Teiche und Weiher, auch ganz kleine, sind sein Aufenthalt; obgleich nicht scheu, ist ihm wegen seiner Verborgenheit und seines Klettervermögens an den Rohrstengeln nur schwer beizukommen.

Gattung: **Sumpfhuhn**, Porzana *Vieill.*

Schnabel kürzer als der Kopf, seitlich zusammengedrückt, nach der Spitze verdünnt. — Schwanz kurz, abgerundet mit schmalen, spitzen, etwas gebogenen Federn.

1. Art. **Das punktirte Sumpfhuhn**, Porzana maruetta *Gray*.

Das punktirte Rohrhuhn (gesprenkelte Sumpfhuhn, Crex porzana Lichtenst.), auch kleines Wasserhühnchen, die mittlere Wasserralle, kleine europäische Wasserralle, Winkernell, Grashuhn, Makosch genannt; Hauptfarbe olivenbraun, der Hintertheil und die Seiten des Halses auf dunkelm Grunde weiß punktirt. Von den übrigen Rohrhühnern leicht durch die Größe unterschieden, welche die einer Wachtel ist. Die Federkleider sind sehr verschieden, doch ist es in allen durch die zahllosen weißen Punkte und Spritzflecken unterschieden, welche sämmtliche sehr dunkel gefärbten obern Theile des Vogels gleichsam übersäen. Der Schnabel ist im Verhältniß kleiner als beim Wachtelkönige, 2 cm lang; ganze Länge 20,5 cm, Mittelzehe 3,4 cm. Die Füße sind groß, mit langen Zehen. Die Farbe, bei den Alten ziemlich lebhaft grün, meist ins Gelbliche, an den Gelenken ins Bläuliche ziehend; bei den erwachsenen Jungen matter und schmuziger. Das Nestkleid der Jungen ist ein durchaus kohlschwarzer Flaum. Das gleichalte Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch eine im allgemeinen mattere Färbung und durch weniger zahlreiche weiße Zeichnung.

Das punktirte Rohrhuhn ist zwar wie die große Wasserralle überall in Europa zu Hause, in Deutschland allenthalben in ebenen sumpfigen Strichen ein gemeiner Vogel; Zugvogel, der bei Nacht reist und im südlichen Europa überwintert. Er hält sich wie jene in größern und kleinern Brüchen, Sümpfen, Wiesen und Teichen auf, ist ein geschickter Schwimmer, aber sehr scheu, weshalb er immer die bewachsenen Stellen hält. Am Tage verhält es sich ruhig; nährt sich auf ähnliche Art von Insekten, kleinen Schnecken und Kräutern und verschluckt ebenfalls Sand und kleine Steine. Es nistet im Schilfe und in Binsen und baut von diesen sein niedliches und sorgsam gegen das Auge des Feindes geschütztes Nest. Das Weibchen legt 9—12 lichtschmuzig rostgelbe mit violetten Schalenflecken und Punkten gezeichnete Eier. Die Mutter

brütet drei Wochen und es scheint ihr die Sorge für die Nachkommenschaft allein obzuliegen.

Jagd.

Sie fliegen ungern und schwerfällig, sodaß auch der ungeübteste Schütze mit ihnen fertig wird. Auf der Bekassinenjagd werden sie häufig geschossen. Auch im Wachtelsteckgarn oder in Laufdohnen sind sie zu fangen. Das Wildpret ist zart und wohlschmeckend.

2. Art. **Das kleine Sumpfhuhn,** Porzana minuta *Bonap.* Kleines Rohrhuhn, kleine Ralle. Gallinula pusilla *Bechst.*

Schnabel an der Wurzel hochroth, in der Mitte grün, an der Spitze gelb, Iris hochroth. Oberseite olivenbraun, auf der Mitte des Körpers schwarz mit weißen Flecken; Seitenfedern blaugrau. Vorderkopf, Hals, Brust und Schenkel hell schieferblau; Bauch dunkelaschgrau mit weißen Flecken. Steißfedern rostbraun, der Oberhals heller, ins Grünliche fallend; die vordern Schwungfedern sind dunkelbraun, rothbraun gesäumt und bogenförmig aufwärts gekrümmt, die hintern sowie die Deckfedern olivenbraun, in der Mitte schwarzbraun gefleckt, die Deckfedern der Unterflügel graubraun, der zugespitzte Schwanz von der nämlichen Farbe wie die hintern Deckfedern. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen dadurch, daß es an der Kehle weißlich, Brust, Vorderhals und Bauch rostgrau ist, Augenbrauen und Wangen rein aschblau. Der Scheitel ist rostfarben, mit schwarzen Strichen, der Oberleib ebenso, jedoch mit weißen Flecken, der Unterleib schwarzgrau mit grauen Binden. Die Farbe der Füße ist angenehm grün, bei den Jungen schmuzig gelblich, fleischfarbig.

Länge 18 cm, Schnabel 1,8 cm, Mittelzehe 3,6—4 cm. Mausert sich im Juli. Zugvogel, erscheint erst Mitte Mai und zieht im August schon wieder fort. In ganz Deutschland in Sümpfen und Sumpfwiesen, selbst in bergigen Gegenden. Nahrung wie das vorige. Im Anfang Juni findet man 8—10 Eier in einem Neste, welches fast immer auf einer sehr nassen Stelle sich befindet. Es läuft und fliegt weit schneller als die andern Rohrhühner, immerhin aber noch schwerfällig genug. Sein Geschrei, welches größtentheils des Nachts gehört wird, ist hell und durchdringend. Als Stubenvogel sehr angenehm.

Jagd und Fang.

Dieses Rohrhuhn wird beiläufig vor dem Hühnerhunde geschossen, da besondere Jagden auf dasselbe nicht lohnend sein würden, auch in Laufschlingen gefangen.

Gattung: **Wiesenralle**, Crex *Bechst.*

Lauf vorn und hinten quer getäfelt, an den Seiten genetzt; Hinterzehe etwa $^1/_4$ des Laufs.

Eine Art. **Die Wiesenralle**, Crex pratensis *Bechst.* Rallus crex *Linné.* Gallinula crex *Lath.*

Wachtelkönig, Schnarrwachtel, Grasläufer, Wiesenläufer, Grasschnarcher, Wiesenknarrer, Schnerf, Schnarcher, alte Magd, faule Magd, alter Knecht, Feldwächter, Schnärz, Schrecke, Eggenschär, gemeine Ralle, Wiesensumpfhahn.

Der Kopf ist bräunlich, gelb und schwarz gefleckt. Der Oberleib ist dunkelbraun und fahl gefleckt, der Oberflügel braunroth und rostfarbig. Die Augen sind nußbraun. Es zieht sich durch diese ein bräunlich gelber Strich, über denselben aber ein aschgrauer, welcher sich bis zum Nacken ausdehnt. Ein anderer gleichfalls aschgrauer läuft vom Schnabel aus nach den Seiten des röthlich braunen, schwarz gesprenkelten langen Halses hin. Die Deckfedern der Flügel rothbraun, und zwar die kürzern weißlich gesprenkelt. Die Seitenfedern gelb, mit weißen Querstreifen. Der untere Hals aschgrau, fast bläulich; die Brust sehr schmal und grau; der Bauch weißlich. Der Schwanz ist sehr kurz, zugerundet und besteht aus 12 schmalen, schlaffen, am Ende zugerundeten Federn. Die langen Ständer haben einen geschilderten, bleifarbenen Hautüberzug. Der Schnabel ist 1,8 cm lang, an der Wurzel ziemlich dick, an den Seiten zusammengedrückt spitz zulaufend, und gleicht im Kleinen einem Storchschnabel. Er ist oben graubraun, unten fleischfarben, an den Seiten bräunlich. Die ritzenförmigen, dünn behäuteten Nasenlöcher liegen in einer auf dem Oberschnabel befindlichen Vertiefung dicht beisammen. Seine Länge beträgt 25 cm, Schnabel 2 cm, Mittelzehe 3,2 cm. — Die Männchen etwas stärker.

Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen dadurch, daß der Strich über den Augen grauweiß und die Brust hellaschgrau gefärbt ist. Uebrigens sind die Färbungen in den verschiedenen Federkleidern sehr variirend und deshalb gehört schon eine große Uebung dazu, um die Geschlechter, ohne anatomische Hülfe, unterscheiden zu wollen, um so mehr, da im Laufe des Sommers die Gefiederfarben sehr verbleichen. Der Wachtelkönig hat einen dumpfen, schnarrenden Ruf, der von dem Schlagen der Wachtel ganz verschieden ist und den er vorzüglich in den Abendstunden häufig und beinahe ununterbrochen hören läßt. Er ist Zugvogel und auch schon im mittlern Deutschland einer der am spätesten

wiederkehrenden, sodaß er oft, bei ungünstiger Witterung, erst im Anfang Juni vorkommt. Gegen Ende August, nach beendigter Mauser, fängt ihr Wegzug schon wieder an und ist bis Mitte October auch von den durchziehenden beendigt. Er wählt bei seiner Ankunft im Frühjahr vorzüglich die in fruchtbaren Feldern und an Flüssen belegenen Wiesen zu seinem Aufenthalt, wo man ihn theils im hohen Grase, theils in den mit niedrigem Schilf verwachsenen Gräben antrifft, jedoch dürfen die Wiesen nicht zu naß sein. Späterhin, wenn das Grummet gehauen ist, fällt er in die Getreidestücke ein. Wenn die Zeit des Wegzugs herannaht, findet man ihn häufig in Gesellschaft der Wachteln unter den Haferschwaden. Er ist mehr Tag- als Nachtvogel und in der Morgen- und Abenddämmerung am beweglichsten. Die Paarungszeit erfolgt bald nach seiner Ankunft und die Wachtelkönige nisten nächst der Wachtel unter allen Landvögeln am spätesten. Sie leben paarweise; die Männchen kämpfen öfter heftig um den Besitz des Weibchens. Das letztere brütet im hohen Grase auf der platten Erde in einer mit Grashalmen umlegten Vertiefung, und legt in diese 8—12 grünlichgraue, hellbraun gefleckte Eier. Die Brütezeit währt drei Wochen. Der Hahn unterstützt seine Gattin bei diesem Geschäft mit vieler Treue. Die Jungen sind, wenn sie aus den Eiern schlüpfen, kohlschwarz. Sie haben eine wollenartige Bedeckung, die sich aber in Zeit von drei Wochen in Federn verwandelt. Bis zur ersten Mauserung, die aber erst nach ihrem Wegzuge erfolgt, sind sie an der Brust röthlich grau, die Ständer hellaschgrau. Nach dieser Zeit sind sie von den Alten wenig oder gar nicht zu unterscheiden. Sie sind scheue, ungesellige Vögel und die Glieder der Familie trennen sich, sobald die Jungen, kaum halbwachsen, die Pflege der Aeltern nicht mehr bedürfen.

Die Nahrung des Wachtelkönigs besteht in Würmern, Erdkäfern, Heuschrecken, seltener nach Bechstein auch in kleinen Sämereien und Kräutern. Groben Sand, kleine Steinchen bis zur Erbsengröße, auch ganz kleine Schneckenhäuser wird man bei Untersuchung des Magens immer finden.

Er ist in ganz Europa, Asien und Amerika verbreitet. In allen Theilen Europas, selbst in Norwegen bis zum arktischen Kreise wird er im Sommer bald häufiger, bald in geringerer Zahl angetroffen, doch sagen ihm die wärmern Landstriche mehr zu.

Jagd.

Der Wachtelkönig hat eine scharfe Witterung, die Hühnerhunde nehmen ihn gern an und er wird vor denselben geschossen. Sein Flug ist schwerfällig, immer geradeaus, daher er leicht zu treffen ist; dagegen

aber läuft er vor dem Hunde ungleich anhaltender wie die Wachtel und ist, wenn das Gras hoch und dick ist, oder wenn er in schilfigen Gräben liegt, oft gar nicht zum Aufstehen zu bringen, weshalb er denn auch den Hund, besonders wenn dieser etwas langsam ist, sehr ermüdet und ihm viel zu schaffen macht. Bei raschen Hunden trifft es sich zuweilen, besonders im Herbst, wenn er fett ist und dann um so ungerner aufsteht, daß sie ihn lebendig greifen und dem Jäger bringen; daher die Hunde denn auch, wenn es ihnen einigemal, ihn lebendig zu fangen, geglückt ist, sobald sie ihm in dem hohen Grase nahe kommen, ungewöhnliche plötzliche Sprünge bald nach einer, bald nach der andern Seite zu machen pflegen, was vorzüglich dann geschieht, wenn sie zwar die Witterung in der Nase haben, die Stelle aber, wo sich der Wachtelkönig unter dem dicken Grase oft unter den Füßen des Hundes verborgen hat, nicht ausmachen können.

Die beste Zeit, sie zu schießen, ist der Morgen und der Abend, weil man sie dann häufiger rufen hört, sie auch alsdann eher als in der übrigen Tageszeit auffliegen. Einen jungen Hund an Schnarrwachteln zu bringen, ist nicht rathsam; er gewöhnt sich, da sie immerwährend läuft und er fast beständig auf der Spur nachziehen muß, eine niedrige Suche, und zum Theil auch, wenn er sie hin und wieder greift, das Nachprellen an und wird hitzig. Mit fermen, gebrauchten Hunden hat es weniger auf sich. Wenn sie flügellahm geschossen werden, laufen sie gleich dem Rebhuhn ungewöhnlich stark, und es ereignet sich dann sehr oft, daß der Hund, der ihnen in dem hohen, dicken Grase nicht folgen kann, sie nicht auffindet, sowie er dann, wenn sie sich unter dem dicken Grase verbergen, zuweilen keine Witterung vor ihnen hat und sie wol gar oft, wenn sie ihm unter den Füßen sind, übergeht.

In der Paarzeit kann der Jäger den Wachtelkönig, wenn er seinen schnarrenden Laut auf einem mit Papier durchflochtenen Kamm nachzuahmen versteht, oft sehr nahe heranlocken, besonders in den Abendstunden, wo er sich, wie schon erwähnt worden, am häufigsten hören läßt.

In Laufdohnen ist er sehr leicht zu fangen, welche man in seine glattgelaufenen Gänge steckt. Sie müssen etwas niedriger als für Rebhühner gestellt werden. Sie in Garnen fangen zu wollen, ist ganz unpraktisch, da es nie lohnend sein kann.

Gattung: **Wasserralle**, Rallus *Linné*.

Schnabel länger als der Kopf, ohne eintretende Schnabelfirste, höher als breit, die seitlich stehenden Nasenlöcher reichen nicht bis an

die Schnabelmitte; Flügel und Schwanz kurz; Läufe hinten und vorn quergeschildet, an den Seiten genetzt; Hinterzehe kurz.

Eine Art. **Die Wasserralle,** Rallus aquaticus *Linné.*

Schwarzer Kaspar, schwarze Wasserstelze, schwarzer Wassertreter, Sammethuhn, Miethuhn, Thauschnarre.

Naturgeschichte.

Die große Wasserralle ist größer als eine Wachtel, Länge 24 cm, Mittelzehe 4,2 cm, Schnabel 3,5—4 cm, bei alten Vögeln lebhaft gelbroth. (Wird wegen des schnepfenähnlichen Schnabels wol für eine Schnepfe gehalten.) Kehle weißlich, Seiten des Kopfes und Unterbrust dunkel bleifarbig. Oben dunkel olivenbraun, in der Mitte tiefschwarz, Flanken und After schwarz, weiß in die Quere gestreift. Augenstern fast zinnoberroth. Die Zügel schwarz. Die Stirn schieferfarbig, doch mit kurzen, straffen, rückwärts stehenden Haaren dicht besetzt, welche genau wie Fischotterhaare aussehen.



Fig. 177. Wasserralle.

Junge Vögel mausern spät im Herbst, alte dagegen im August und September.

Die Wasserralle hat weichere Federn als der Wachtelkönig, fliegt aber ebenso ungern und noch weniger als jener, läuft dagegen äußerst schnell, und zwar mit ausgebreiteten Flügeln über die niedergedrückten Blätter der Wasserpflanzen weg, schwimmt mit Leichtigkeit und Anmuth. Sie hat einen hellschnarrenden, zischenden Ruf, der nicht unangenehm klingt. Sie wird in ganz Europa überall, wo es Sümpfe, schilfreiche Seen und Teiche gibt, angetroffen. Zugvogel, welcher mit Annäherung der kalten Jahreszeit aus dem Lande zieht.

Ihre Nahrung besteht in Wasserinsekten, Würmern und Wasserkräutern, letztere jedoch nur in der späten Jahreszeit, wenn die Insekten u. s. w. anfangen zu mangeln. Sie liebt vorzüglich die kleinen Wasserschnecken und verschluckt diese sammt ihren Gehäusen. Auch nimmt sie Kiesel und Quarzkörner zur Verdauung zu sich.

Die Ralle ist mehr Nacht- wie Tagvogel, sehr furchtsam und versteckt lebend. Sie nistet in Sümpfen und an Teich- und Seeufern und sucht sich dort eine Stelle stets über dem Wasser oder doch auf morastigem Boden auf. Das schwer aufzufindende Nest ist ein loses Geflecht von Binsen, Grashalmen u. dgl. Das Weibchen legt gewöhnlich 6, 8—12 fast weiße, braun gefleckte Eier.

Die schwarzwolligen Jungen verlassen das Nest, sowie sie abgetrocknet sind, und laufen sehr geschickt durch das Pflanzengestrüpp.

Jagd und Fang.

Das Wildpret ist zart und wohlschmeckend. Man schießt die Wasserralle auf eben die Art wie den Wachtelkönig vor dem Hühnerhunde; auch in Laufdohnen sind sie zu fangen, wogegen die Anwendung von Garnen sich nicht der Mühe verlohnen würde.

Familie: Störche, Ciconiidae.

Nasenlöcher von einer kurzen Furche eingeschlossen; ritzförmig, nahe der Stirn, welche mit der Schnabelfirste in einer Linie liegt. — Ständer lang und stark; Zehen mit breiten Sohlen; zwischen der äußern und mittlern eine Bindehaut.

Gattung: **Storch**, Ciconia *Cuv.*

Schnabel lang, stark, gerade, walzenförmig, spitz, schneidend; Oberkiefer mit dem Kopf von gleicher Höhe; unter dem Schnabel an der Kehle eine häutige Ausdehnung, woraus sie die Jungen füttern. Augenumgebung nackt; Schwanz abgerundet, 12federig.

Nahrung: Reptilien, Frösche, Mäuse u. dgl. Zugvogel. Leben gepaart und bauen große, sperrige Nester auf Häusern u. s. w.

1. Art. **Weißer Storch**, Ciconia alba *Bechst.*

Schnabel und Füße roth; weiß; Schulter- und Schwungfedern schwarz; Länge 89 cm, Schnabel 16,3 cm, Mittelzehe 7,4 cm.

In den gemäßigten Ländern Europas häufig, geht bei seinem Zuge nach Süden bis zum Wendekreise hinab.

2. Art. **Schwarzer Storch**, Ciconia nigra *Bechst.*

Schnabel und nackte Haut um die Augen karminroth; Füße dunkelroth; Schwanz mit purpurfarbenem und grünlichem Schiller; unten weiß; Länge 86,5 cm, Schnabel 18,7 cm, Mittelzehe 7,9 cm.

Lebt mehr in Wäldern. Nicht so gemein als der vorige.

Der weiße Storch gehört keineswegs zu den dem Jäger gleichgültigen Vögeln und der Glaube an seine Nützlichkeit ist reiner Aberglaube. Ich (v. R.) habe mich im „Waidwerk“ wie folgt über ihn ausgesprochen: „Bekanntlich hat es der Storch ja zunächst auf Frösche abgesehen, ferner auf Schlangen, alles mögliche Gethier des Sumpfes, Blutegel, Schnecken u. s. w., und wenn wir ihm schon deshalb das Nützlichkeitsprädicat nicht vindiciren können, da die Mehrzahl dieser von ihm gefressenen Thiere zu den nützlichen gehört und selbst wenn wir ihm sein gelegentliches Vertilgen von Mäusen zugute rechnen wollen, worin er gelegentlich auf dem Zuge sehr Erhebliches leistet, so vergreift er sich doch an so vielen nützlichen Thieren, resp. deren Bruten, daß der Jäger sein Thun keineswegs gleichgültig betrachten darf.

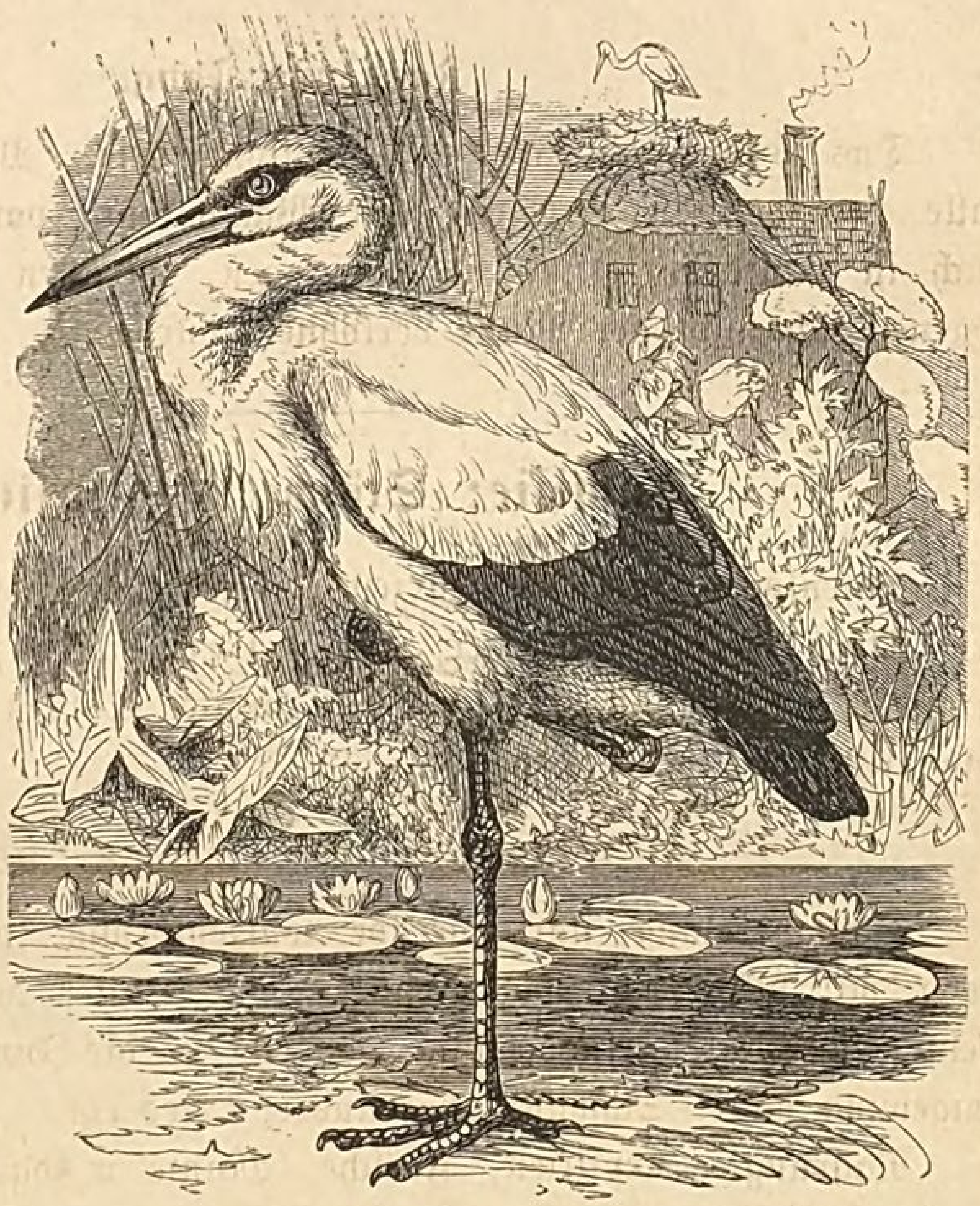


Fig. 178. Weißer Storch.

„Jedes auf dem Boden stehende Nest ist ihm sicher verfallen, jedes trätable Hühnlein verschlingt er zuverlässig und kommt er unter ein Völkchen Hühner, so schluckt er die Thierchen mit größtem Wohlbehagen hinunter. . . . . . Kröten tödtet er ohne sie zu fressen, — kurz, mit Ausnahme seines Mäusefanges ist kein gutes Stück an dem äußerlich sehr schönen Vogel. . . . . . Der Jäger möge nach Vorstehendem dem Storch gegenüber die ihm entsprechend dünkende Stellung nehmen; zu schießen ist er auf dem Zuge am Nachtstande, wo er auf Bäumen aufhockt, aber in den meisten Fällen einen Büchsenschuß erfordert.“ — Ihn vom Dache oder aus nächster Nähe der Landleute wegzuschießen, ist nicht rathsam, wenn man verdrießliche Erfahrungen vermeiden will; — Gesetz und Tradition stehen auf seiner Seite.

Der schwarze Storch lebt vornehmlich von Fischen, ist aber zu selten bei uns, um deshalb schädlich genannt zu werden, wogegen er eine große Zierde des Waldes ist, in welchem er ausschließlich haust.

Familie: Löffler, Plataleidae.

Schnabel platt, an der Basis so hoch als breit, an der Spitze fast doppelt so breit als in der Mitte, etwas umgebogen; Innenseite der Kiefer am Rande mit 2 Höckerreihen. — Nägel schmal, kaum gebogen, spitz. — Nasenlöcher geradlinig.

Gattung: **Löffler**, Platalea.

Im Bau dem Storche ähnlich; Schnabel lang, platt, breit, erweitert und verbreitert sich nach der Spitze hin zu einem Löffel (daher der Name), welcher an dieser zu einem kleinen Nagel umgebogen ist; von der Basis 2 flache Rinnen, bis ans Ende; an der Kehle ein Sack. Nahrung: kleine Fische, Fischbrut u. s. w. Zugvogel; selten an den größern Flüssen Deutschlands; Heimat das südliche Europa.

Eine Art. **Weißer Löffler**, Platalea leucorodia *Linné*.

Schnabel 18—19 cm lang, schmuziggelb; Ständer schwarz; Kehle gelblich, unten roth; weiß, an der Brust eine rostgelbe Binde; am Hinterkopf ein dicker Federbusch; Länge 72 cm, Mittelzehe 7,5 cm.

Familie: Kranich, Gruidae.

Schnabel lang, ungefähr wie der Kopf, stark, gerade, zusammengedrückt; Nasenlöcher seitlich, in der tiefen Furche des Oberschnabels linienförmig durchgehend; Füße sehr lang, stark, weit über die Ferse hinauf nackt, mit starken Gelenken; Zehen mittelmäßig, die äußere mit der mittlern durch eine schmale Membran verbunden, innere frei, hintere kurz; Flügel groß, lang, breit; Schwanz ziemlich kurz ab- oder zugerundet, mit 12 Federn.

Nur eine deutsche Art, indem der

Jungfernkranich, Grus virgo *Cuv.*,

welcher im Süden der Alten Welt zu Hause ist und einmal auf Helgoland gefangen sein soll, deshalb wol kaum zu den deutschen Vögeln zu rechnen sein dürfte.

Gattung: **Kranich**, Grus.

Eine Art. **Der gemeine Kranich**, Grus cinerea *Bechst.*

Naturgeschichte.

Sein eigentliches Vaterland ist Afrika und Asien, von wo er sich in die übrigen Welttheile zerstreut hat; er ist ein Zugvogel, der blos in der wärmern Jahreszeit zu uns herüberkommt und sich bis zur kalten Zone hinauf-, im Herbst aber nach den heißen Himmelsstrichen zurückzieht. Er wird beinahe in allen europäischen Ländern angetroffen, in England und Holland selten. Der Kranich ist zwar, seinem langen Halse und hohen Beinen nach, ein großer Vogel, jedoch sehr schmal und klein am Leibe. Länge des Hahns 130—140 cm, Schnabel 11,5 cm, Mittelzehe 8,9 cm, Gewicht 5—8 kg, das Weibchen kleiner. Er hat einen langen, vorn mit einer schwärzlichen Hornhaut überzogenen, grünlichen Schnabel. Der Wirbel des Kopfes ist mit einigen wenigen haarigen oder seidenartigen schwarzen Federn besetzt, der Kopf fast kahl, mit rothen Wärzchen und einigen einzelnen dünnen Haaren



Fig. 179. Kranich.

bedeckt; die Backen weiß, der obere Theil des Halses mit einem dreieckigen Fleck von aschgrauen Federn geziert; der übrige Theil und die Kehle dunkelbraun, der Oberleib, Brust und Bauch aschgrau. Die Flügel bestehen aus 24 großen schwarzen Schwungfedern, die kleinern fallen ins Röthliche; Flügelausbreitung über 2 m. Ueber den Schwingen jedes Flügels sind an den Spitzen gekräuselte Federbüsche, die der Vogel nach Gefallen aufheben und niederdrücken kann. Der Schwanz besteht aus 12 herabhängenden theils aschgrauen, theils schwarzen Federn. Die Ständer sind schwarz. Die Luftröhre dieses Vogels ist von einem äußerst merkwürdigen Bau und Einrichtung. Sie unterscheidet sich sowol ihrer Gestalt als ihrem Gange nach von den Luftröhren der übrigen Vögel dadurch, daß sie, anstatt sich in der Brusthöhle wie gewöhnlich in zwei

Röhren zu theilen, erst innerhalb des Brustknochens der Länge nach fortgeht, alsdann in der Höhlung desselben einige Krümmungen und Beugungen macht[1], dann wieder nach der Brusthöhle zurückgeht und sich nun endlich in zwei Lungenflügel theilt. Da sie beinahe 132 cm lang und über 1,3 cm weit ist und hiernach ungemein viel Luft fassen kann, so trägt dies viel zum hohen und langen Fluge des Vogels bei, dagegen die vielen Krümmungen und Beugungen, deren man blos in der Höhlung des Brustknochens 10 an der Zahl antrifft, und wonach die aus den Lungen gestoßene Luft hier allein zehnmal anprallt, die äußerst starke und zum Theil fürchterliche Stimme dieses Vogels[2] erklärbar machen. Sie besteht aus mehr als 300 knöchernen Ringen. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen dadurch, daß der Hinterkopf nicht kahl, sondern mit Federn bedeckt ist, sowie denn die Luftröhre des Weibchens nur bis zur Hälfte des Brustknochens und nicht die ganze Länge desselben heruntergeht.

Die Kraniche sammeln sich im Herbste in großen Scharen und halten bei ihren Zügen nicht nur große Ordnung, sondern auch die Zeit ziemlich genau ein, namentlich im Herbst; auch ihre Reiseroute und Lagerplätze werden eingehalten. Sie halten sich theils in großen sumpfigen Gegenden, theils aber und vorzüglich des Nachts in den Kornfeldern auf, wo sie große Verwüstungen anrichten und das Getreide zu Boden treten. Der Kranich ist Tagvogel, schläft also bei Nacht, was jedoch nicht ausschließt, daß er auch zuweilen des Nachts reist. Seine Nahrung besteht außer Saat und Körnern, die er am liebsten frißt, in Kräutern, Würmern, Insekten, Fischen, Schnecken, Eidechsen u. s. w. Er nistet schon im nordöstlichen Deutschland ziemlich häufig, an sumpfigen einsamen Orten, wo das Weibchen zwei graugrüne, hellbraun gesprenkelte Eier von der Größe der Hausgans legt. Jedes Paar hat seinen Bezirk, worin es kein anderes duldet, und gewöhnlich wird der Brutort vom Jahre zuvor wieder aufgesucht. Die Jungen haben kleine Schnäbel, röthliche Farbe, laufen außerordentlich schnell und lernen sehr bald fliegen. Man behauptet, daß die Kraniche ihr Alter bis auf 40 Jahre bringen und ihre Federn im Alter schwarz werden. Man findet sie selten einzeln, größtentheils in großen Scharen von 40—50 beisammen. Die Kraniche sind ausgezeichnet kluge, scheue und wachsame Thiere. Wenn sie fort-

---

[1] Der Brustknochen hat zu dem Ende keine scharfe Kante, wie der Brustknochen anderer Vögel, sondern ist rund, um der Luftröhre zu den vielen Umbeugungen Raum zu verschaffen.

[2] Ihr Geschrei ist unter allen Vögeln das lauteste. Man hört es oft hoch in den Wolken, wenn man sie gleich nicht sehen kann. Sie können aber auch, vermöge der Einrichtung ihrer Luftröhre, mancherlei verschieden modificirte Töne hervorbringen, auch mit dem Schnabel ein klapperndes Geräusch machen.

ziehen, versammeln sie sich in großen Scharen und treten in keilförmiger Figur, die ihnen das Durchschneiden der Luft erleichtert, ihre Reise an. Sie ziehen unter immerwährendem Geschrei und wehren sich, wenn sie auf der Reise von Adlern und Geiern angefallen werden, auf die nämliche Art wie die Reiher, mit aufgerichtetem Schnabel. Der gemeine Mann hält den Kranich für einen Propheten der Jahres- und Witterungszeit. Aus seinem frühern Abzuge, und wenn er in großen Haufen zieht, pflegt er auf einen nahen Winter, wenn die Reise spät und in kleinen Scharen erfolgt, auf einen späten Winter zu schließen. Wenn er hoch und still zieht, soll es eine schöne Witterung, wenn er niedrig und mit vielem Geschrei zieht, sich auch dabei oft auf die Erde senkt, soll dies Regen und Gewitter anzeigen. So soll auch ihre frühe Ankunft im Frühlinge einen fruchtbaren Sommer und angenehmen Herbst, ihr längeres Ausbleiben ein unfreundliches Frühjahr ankündigen. Der Kranich steht, wenn er schläft oder ausruht, auf einem Beine. Der Kranich läßt sich, ungeachtet er im Zustande der Freiheit äußerst wild und scheu ist, sehr leicht zähmen, besonders wenn er aus dem Nest genommen wird. Zur Lustigkeit aufgelegt, kommt er, wenn man ihm zupfeift, oder auch sein Geschrei nachahmt, hüpfend und tanzend herbei. „Er hat", wie Buffon sagt, „einen sehr ernsthaften bedächtigen Gang, doch wechselt seine Ernsthaftigkeit mit allerlei lustigen Possen ab. Bisweilen springt er herum, wirft Steine in die Luft und stellt sich, als ob er sie mit dem Schnabel wieder auffangen wolle. Oft pflegt er auch mit andern Kranichen einen Wettlauf anzustellen."

Das Fleisch des jungen Kranichs ist sehr zart und wohlschmeckend und wurde bei den alten Römern nur auf großen Tafeln vorgesetzt. Das Fleisch der Alten ist dagegen hart und zähe und hat dabei die sonderbare Eigenschaft, daß es durch Einwässern noch härter und ungenießbarer wird. Klein gehackt und gekocht, soll es eine äußerst kräftige Brühe geben. Der Schaden, welchen sie auf frisch besäeten Aeckern anzurichten im Stande sind, ist bei ihrer großen Anzahl[1] in der That sehr beträchtlich, sodaß es vielorts den Einwohnern der Dorfschaften gestattet ist, gegen sie selbst mit Schießgewehren zu Felde zu ziehen, wobei jedoch, ausgenommen, daß man sie verscheucht, selten etwas ausgerichtet wird.

Jagd und Fang.

Die Kraniche sind noch scheuer als die Trappen und wilden Gänse und halten selten irgendeinen Menschen auf Büchsenschußweite aus. An-

[1] Mag früher so gewesen sein, jetzt ist er ziemlich selten geworden. (v. R.)

sitz in einem Erdloche neben ihrer Weide, oder wo sie sich tränken, wird auch zuweilen von Erfolg sein, ebenso auch das Aufstellen starker Laufschlingen auf ihren Weideplätzen oder neben den Tränken. Im allgemeinen hat der Jäger von Glück zu sagen, wenn ihm zuweilen solche Beute zutheil wird. Bei nebeligem Wetter kann man gelegentlich ankommen.

Früher wurde auch der Kranich mit Falken gebeizt.

Familie: Reiher, Ardeidae.

Schnabel länger oder ebenso lang als der Kopf, ziemlich stark, gerade und sehr spitz, von beiden Seiten sehr zusammengedrückt, daher viel schmaler als hoch; Zügel oder Raum zwischen Schnabel und Auge nebst den Augenlidern nackt; Nasenlöcher ritzartig, schmal, unfern der Schnabelwurzel; Füße lang oder mittellang, über der Ferse mehr oder weniger nackt, mit bedeutend langen, schlanken Zehen; der äußere mit dem mittlern durch eine kleine Membran verbunden; Flügel lang, mittelmäßig breit; Schwanz abgerundet, 10—12federig; Körper auffallend klein; meistens mit einer besondern Federzier am Hinterhaupte versehen.

Mausern nur einmal im Spätsommer. Zugvögel, die jedoch nicht hoch nach Norden gehen. Leben an Gewässern verschiedener Art: Sumpf, fließende Gewässer und Meeresstrand. Nahrung: Fische, Frösche, Eidechsen, Schlangen, Conchylien, Insekten, auch Mäuse und sonstige kleine Säugethiere. Sind sehr gefräßig. Leben in Monogamie, horsten im Rohr und dergleichen, auch auf hohen Bäumen und legen in einem kunstlosen Horste 3—6 Eier.

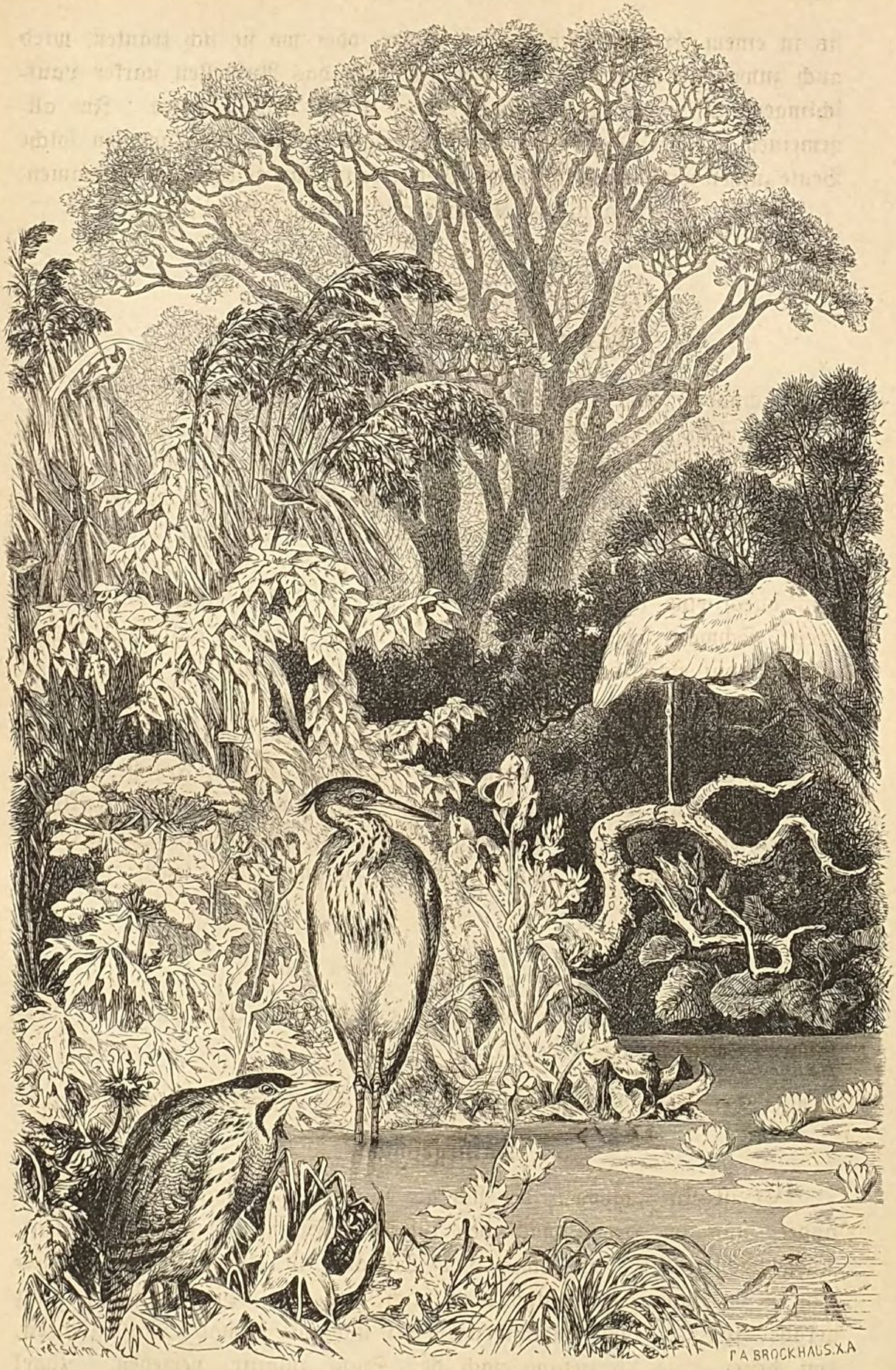
Gattung: **Reiher**, Ardea *Linné*.

Hals sehr lang und schlank, kurz befiedert. Am Hinterkopf verlängerte, aufrichtbare Federn.

1\. Art. **Der graue Reiher**, Ardea cinerea *Lath.* Fischreiher, aschgrauer Reiher.

Naturgeschichte.

Er ist ein Zugvogel, der sich als solcher im Frühjahr bei uns einfindet, und im Herbst nach den südlichen Himmelsstrichen zurückzieht. Ausgewachsen 90—100 cm. Der Schnabel ist etwa 12 cm, Mittelzehe 8 cm lang, größtentheils gelblich, an der Spitze schwarz, ganz gerade, spitzig, etwas zusammengedrückt und mit schmalen Nasenlöchern, von denen eine Vertiefung nach der Spitze zuläuft, versehen. Zügel



Große Rohrdommel. Grauer Fischreiher. Großer Silberreiher.

und Augenstern goldgelb. Der Kopf ist bläulich grau, von dem Scheitel bis zum Nacken hängen lange schwarze Federn herab[1], der Hals und Rücken aschgrau. Der Unterleib weiß, an der Brust wie am Unterhalse mit länglichen schwarzen Streifen, die Schwungfedern schwarz ins Blaue glänzend. Die sehr langen Füße sind grünlich und weit über den Knien kahl. Das Weibchen unterscheidet sich vorzüglich dadurch, daß die am Kopfe herabhängenden schwarzen Federn bei weitem kürzer sind. Der Reiher hat einen langsamen, schweren Flug, kann sich aber sehr hoch schwingen. Ehe er sich in die Höhe schwingt, fliegt er gewöhnlich zuvor in einem Kreise herum. Er fliegt mit zurückgelegtem Halse, daher er im Fluge aussieht, als ob er einen Kropf hätte. Der Fischreiher hat eine ziemlich weite Verbreitung und gehört in Deutschland zu den allgemein bekannten Vögeln, hält sich vorzüglich an einsam gelegenen Teichen und Waldseen auf, besucht diese besonders beim Auf- und Niedergange der Sonne und nährt sich dort von Fischen, Fröschen, Krebsen, Schnecken, Schlangen u. s. w., daher er den fischreichen Teichen, besonders aber den Karpfenteichen, sehr vielen Schaden zufügt. Als Tagvogel geht er seinen Fischereien am Tage, am wenigsten an den heißen Mittagsstunden, nach. Der Reiher fliegt zu seiner Fütterung sehr weit, und es sind uns Fälle bekannt, wo er das Futter für die Jungen mehr als 5 Stunden entfernt geholt haben mußte.

Im April kommen die alten Reiher an ihren bestimmten Horstplätzen an, treiben sich dann paarweise umher, suchen die alten Horste wieder auf und repariren sie. Sie horsten auf den Wipfeln der höchsten Bäume, auf Eichen, Buchen und hohen Kiefern, oft in großer Anzahl an einem und demselben Brutplatze, sodaß man oft 3—4 Horste auf Einem Baume wahrnehmen kann. Das Weibchen legt seine 3—4 grünlichen Eier in einen aus Reisern, Gras und Wolle verfertigten Horst, und brütet die Jungen größtentheils in Zeit von 3 Wochen, und zwar ohne Unterstützung des Männchens aus, welches dasselbe jedoch nicht verläßt, sondern fleißig mit Futter versorgt. Die Aeltern füttern die Jungen im Horste und tragen ihnen in dem unter der Zunge befindlichen Sacke kleine Fische zu. Sobald die Jungen fliegen können, zerstreuen sie sich bald einzeln, um ihrer Nahrung nachzugehen. Kurz vor ihrem Abzuge rücken sie indessen wie alle Zugvögel näher zusammen und treten dann ihre Reise meist am Tage scharenweise an. Das Fleisch der jungen Reiher soll sehr schmackhaft sein. Die Fischreiher sind in größerer Anzahl der Fischerei sehr schädlich und

[1] Die Kopffedern der andern hierzulande nicht gekannten Reiherarten, von denen einige mit weißen, andere mit braunen oder auch purpurfarbigen Federbüschen geziert sind, werden in Persien und der Türkei sehr hoch gehalten und von den großen Herren an den Mützen und Turbanen getragen.

man stellt ihnen jetzt um so mehr nach, da sie des Vergnügens der Reiherbeize wegen, welche früher für das edelste Jagdvergnügen gehalten und besonders von Fürsten und großen Herren getrieben wurde, nicht mehr gehegt werden.

Jagd.

Sie sind außerordentlich scheu und schlau, und man muß, wenn man sie mit dem Schießpferde oder dem Wisch anzieht, sehr behutsam zu Werke gehen, um ihnen beizukommen. Auch in dem Kahne lassen sie sich ankommen. Die sicherste Methode ist der Anstand in einer Hütte von Rohr oder Schilf am Wasser neben ihren Futterplätzen. Zur Zeit, wenn die Jungen zu fliegen anfangen, treten sie auf den Stand der Horste, oder schweben, um sich zu üben, um dieselben, wobei man sie dann mit starkem Hagel aus der Luft herabholen, aber auch bei dieser Gelegenheit die Schußweite des Gewehrs prüfen kann, weil, wenn die Bäume sehr hoch sind, ein vorzügliches Gewehr dazu gehört, um sie herabzuschießen. Wenn man sich an den Horstplätzen zur Zeit, wenn sie flügge sind, anstellt, wird man oft eine gute Jagd machen können, und selbst die Alten verlieren ihre Furcht durch die Liebe zu den Jungen und kommen zur Futterzeit so nahe, daß man sie mit der Büchse recht gut abreichen kann. Unweit Oldenburg, wo in einem schönen Buchenbestande eine solche Reihercolonie regelmäßig alle Jahre horstete, haben wir mehreremal Reiherjagden mitgemacht, bei welchen über 100 Reiher in Einem Tage erlegt wurden.

2. Art. **Der Purpurreiher,** Ardea purpurea *Linné.* Bergreiher.

Oberschnabel dunkelbraun; Unterschnabel, Zügel und Augenstern gelb; vorn Füße und Zehen braungrün, hinten und Schenkel schmuziggelbgrün; Scheitel schwarz mit zwei langen Federn; Oberleib aschgrau, mit olivengrünem Anflug; Unterleib rothbraun, purpurfarbig überlaufen; Länge etwa 80 cm.

Ein mehr südeuropäischer Vogel, welcher jedoch im südwestlichen Deutschland alle Jahre vorkommt.

3. Art. **Der große Silberreiher,** Ardea egretta *Linné.* Edelreiher. (S. Sep.-Bild.)

Länge 1 — 1,11 m.

4. Art. **Der kleine Silberreiher,** Ardea garzetta *Linné.* Seidenreiher.

Länge 58 — 62 cm.

Beide Arten glänzend weiß, kommen nur als Seltenheiten in Deutschland vor, sie sind Bewohner des Südens. Vom letztern liefert das alte Männchen die als Schmuck so gesuchten Reiherfedern.

Außer diesen eigentlichen oder dünnhalsigen Reihern gehören zu dieser Gattung noch die

dickhalsigen Reiher.

Kürzerer, messerförmiger Schnabel; Füße kürzer, stämmiger, nicht hoch über die Ferse hinauf nackt; Hals rund, die Federn des Vorderhalses weit über den Hinterhals reichend und letzterer mit einem wolligen Flaum in einem langen Streifen bedeckt.

Nächtliche Vögel, welche sich am Tage tief in Röhricht oder sumpfigem Gebüsch verstecken. An ihren Ruheplätzen überrascht, nehmen sie eine sonderbare, steife Gestalt an, daß man sie eher für einen alten Stumpfen oder Pfahl[1] und dergleichen ansehen kann, als für einen lebenden Vogel.

5. Art. **Der Nachtreiher (Focke),** Ardea nycticorax *Linné.*
Nycticorax griseus *Stricke.*

Schnabel schwarz, am Grunde gelblich; Zügel schwarzgrün; Augenstern hochroth; Füße grüngelb; am Hinterkopf 3 horizontal liegende, 15—18 cm lange weiße Federn; Kopf, Oberrücken und Schulterfedern schwarz mit stahlblauem und grünem Glanz; Unterrücken, Steiß, Flügel und Schwanz rein aschgrau; übrige Theile weiß; Länge 52 cm, Schnabel 7,3 cm, Mittelzehe 6,5 cm.

Zugvogel, der selten nördlicher als Deutschland geht.

6. Art. **Die Rohrdommel,** Ardea stellaris *Linné.* Große Rohrdommel.
Botaurus stellaris *Boie.* (S. Sep.-Bild.)

Oberschnabel braun, am Rande gelbgrün, wie auch der Unterschnabel, die Zügel und die Füße; Augenstern gelb; Kopf glatt, schwarzbraun gezeichnet; Halsfedern stark, am Unterhalse vorzüglich stark und aufgeschwollen; Rücken, lange Schulter- und Flügeldeckfedern rostgelb, mit schwarzbraunen Flecken und Querstreifen; Bauch blasser, schwärzlich geflammt; Länge 66 cm, Schnabel 7 cm, Mittelzehe 8,7 cm.

Horstet in Deutschland in schilfreichen, wenig bewohnten Gegenden als ein sehr heimlicher, sich immer verbergender Vogel. Das Männchen hat einen sehr starken Paarungsruf, welcher ein furchtbares Gebrüll ist und dem eines Ochsen wenig nachgibt. Selten geworden.

7. Art. **Der Zwergreiher,** Ardea minuta *Linné.* Kleine Rohrdommel.
Ardeola minuta *Bp.*

Schnabel so lang als der Kopf, an der Spitze schwarz, sonst, wie die Zügel, gelbgrün; Augenstern gelb; Füße gelbgrün; Kopf glatt und wie der Rücken; vordere Schwungfedern und Schwanz schwarzgrün

---

[1] Das thut der graue Reiher auch. (v. R.)

schillernd; Vorderhals und Flügeldeckfedern rein lehmfarben; Hals stark und verkürzt, auf der Hinterseite unbefiedert. Länge 36 cm, Schnabel 4,3 cm, Mittelzehe 3,7 cm.

8. Art. **Der Rallenreiher,** Ardea ralloides *Scopoli.* Schopfreiher, Mähnenreiher. Buphus ralloides *Bp.* Ardea comata *Pallas.*

Schnabel hinten blau, vorn schwarzbraun; Zügel graugrün; Augenstern gelb; Füße gelbgrün; Hinterkopf mit langem herabhängenden Federbusch; rostgelb, die Feder auf dem Kopfe und Hinterhalse, auf jeder Seite mit einem schmalen schwarzbraunen Längsstreifen; Unterrücken, Bürzel, Schwung- und Schwanzfedern weiß; Länge 42—44 cm.

Südlicher Vogel. Kommt selten über das mittlere Deutschland hinaus.

Familie: Trappen, Otididae.

Die langen, starken Ständer genetzt, lang und stark, über den Fersen nackt; Zehen dick und kurz mit Bindehäuten und seitlich mit faltigen Häuten; Schwanz kurz, von den Flügeln bedeckt; Schnabel abschüssig, an der Spitze gewölbt und gekrümmt. — Die Trappen stehen zwischen den Sumpf- und Hühnervögeln; die Fußbildung reiht sie den erstern, die Schnabelbildung den letztern an; da die erstere maßgebender ist, werden sie meist den Sumpfvögeln zugezählt.

Gattung: **Trappe,** Otis *Linné.*

Zwei Arten.

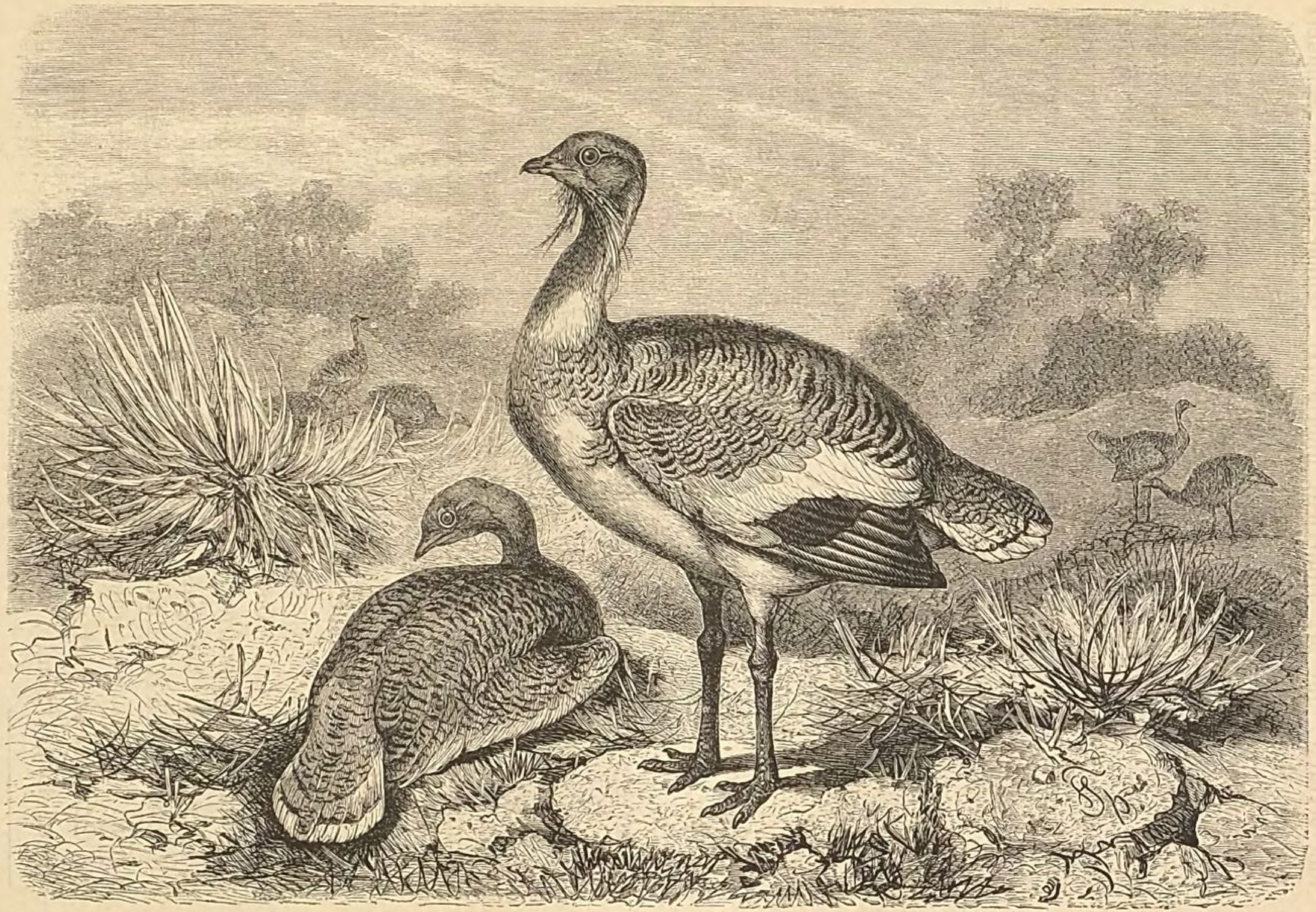
Hinterzehe fehlt; Schnabel kürzer als der Kopf, stark vorn seitlich zusammengedrückt, an der Spitze ein Einschnitt. Nasenlöcher vertieft. Dritte Schwinge die längste; Schwanz 20federig.

1. Art. **Der große Trappe,** Otis tarda *Linné.* Großtrappe, Trappgans, Ackertrappe.

Der große Trappe ist unter den europäischen Vögeln einer der größten. Länge 1 m, Schnabel vom Nasenloch bis zur Spitze 3 cm, Mittelzehe 5,5 cm. Gewicht 10—18 kg. Er hat einen länglichen, eben nicht wohlgestalteten, aschgrauen, zur Seite mit weißlichen Federn versehenen Kopf; der Hals ist nach hinten zu rothbraun, an der Seite mit schwarzen Wellenlinien, vorn aber grau gefleckt; die Ohrlöcher weit geöffnet; die Augen groß, der Augenring weiß, der Regenbogen gelb; der Schnabel ist stark und sehr hart; an beiden Seiten des Unterkiefers hängen lange schmale, weißliche Bartfedern [1] herab; die Zunge ist von

---

[1] Die jungen Trappen erhalten die Bartfedern nicht eher als nach der ersten Mauserung. Wenn der Vogel böse wird, ingleichen wenn er balzt (sich begattet), bläst er die Bartfedern auf und sieht dann um so ansehnlicher aus.



Großtrappen.

außen fleischig, inwendig hat sie einen knorpeligen Kern, der am Zungenbande festsitzt. Seine Ränder sind mit spitzigen Hervorragungen versehen. Unter der Zunge, neben dem Schlunde, liegt, aber nur bei dem Männchen, der höchst merkwürdige Wasserbeutel, eine taschenförmige Oeffnung, die 31,4 cm lang und so groß ist, daß sie über 6 Pfund Wasser fassen kann. Der Oberleib ist röthlich mit untermengten schwarzen Federn; die Brust, Bauch und Schenkel weiß. Die zehn ersten Schwungfedern sind schwarz, die sieben folgenden weiß, die zwei folgenden von der nämlichen Farbe, nur mit dem Unterschiede, daß diese gegen die Spitze schwarz und röthlich gelbgefleckt, dagegen die übrigen schwarz, röthlich, weiß und braun gemischt sind. Der etwa 17 cm lange, mit zwanzig Schwungfedern versehene Schwanz ist röthlich mit schwarz- und weißgesprenkelten Querbinden. Die Füße sind hoch, stark, mit schmuziggrauen Schuppen bedeckt, und mit drei Vorderzehen (statt der Hinterzehe ist eine Art von Sohle an den Füßen vorhanden) versehen. Die Nägel an den Zehen sind stumpf, wenig gebogen und hornfarbig. Das Weibchen, kleiner als das Männchen, unterscheidet sich aber von diesem auch dadurch, daß der Unterleib mehr aschgrau als weiß, das Gefieder von nicht so lebhafter Farbe wie bei jenem ist, und daß ihm die Bartfedern fehlen. Die Mauser fällt in den Juli und August, geht aber sehr langsam von statten, sodaß viele noch im September im Federwechsel stehen.

Der Trappe bewohnt die gemäßigte Zone der Alten Welt, mehr nach Süden als nach Norden zu. Weite, völlig ebene Flächen zieht er dem wellenförmigen Lande vor, Holz und Gebüsch vermeidet er, in Gebirgen und Waldungen findet man ihn nie. In Deutschland in den Ebenen Sachsens, der Mark, in Schlesien u. s. w. Stand- und Strichvogel. Sammelt sich im Herbste zu großen Scharen zu den Reisen, welche beim Eintritt des Winters und bei Nahrungsmangel vorgenommen werden.

Der Trappe lebt in der Polygamie. Während des Balzens breitet der Hahn die Schwanzfedern aus und bläst sich gleich dem Trut- und Auerhahne auf, gibt aber keinen starken Laut, sondern blos ein dumpfes Knurren von sich, was er auch thut, wenn er zornig wird. Die Weibchen sondern sich nach der Begattung ab und legen 2, selten 3 ins grünliche spielende, mit kleinen dunkel olivenbraunen Flecken gesprenkelte, sehr hartschalige Eier, die etwas größer als die Gänseeier sind. Sie brüten gewöhnlich in den jungen Roggenfeldern und meist und gern in sehr großen Breiten, wo das Weibchen eine Grube mit den Füßen scharrt und die Eier ohne andere Vorbereitung hineinlegt. Die Brütezeit, welche in die zweite Hälfte des Mai fällt, währt 30 Tage und während der-

selben ist das Weibchen im hohen Korne sorgfältig verborgen. Es wacht mit großer Aufmerksamkeit für die Sicherheit der Jungen, welche, nachdem sie ausgekrochen und abgetrocknet sind, das Nest verlassen, doch anfänglich sehr unbeholfen laufen. Das Weibchen verfügt sich mit seiner Familie nicht eher als im Herbst, wenn die Felder leer sind, zu dem Männchen und lebt bis dahin abgesondert von diesem. Ihre Nahrung besteht aus Getreidesamen, Mohrrüben, Kräutern, Insekten, Gewürmen u. s. w., auch verschlucken sie kleine Steine und sogar Metallstücke. Der Trappe ist ein Tagvogel, welcher bei Nacht ruht und den Tag über seiner Nahrung nachgeht, deren er bei seiner großen Gefräßigkeit viel bedarf. Der Trappe läuft sehr selten, sondern geht meist ganz gemächlich, fliegt aber, indem er einige rasche Sprünge als Anlauf macht, schnell und ohne sonderliche Anstrengung. Im Fluge streckt er Hals und Beine von sich, fliegt immer gerade aus, selten sehr hoch, nur wenn er über Bäume und dergleichen weg muß. Er ist äußerst scheu, in hohem Grade mistrauisch und aufmerksam, hat ein sehr scharfes Gesicht, weniger scharf aber scheint sein Gehör und Geruch zu sein. Pferde scheut er, wie beinahe jedes Wildpret, ungleich weniger, auch läßt er sich zuweilen von Bauern, Hirten und besonders Frauen ziemlich nahe ankommen, wenn diese, ohne auf ihn zu achten, still ihres Weges ziehen. Sowie ihn aber ein Mensch, stecke er auch in dem unverdächtigsten Gewande, irgend aufmerksam beobachtet, wird er nie sich schußmäßig nahen können.

Die Trappen haben einen eigenthümlichen starken Geruch ihrer Ausdünstung, welcher auch dem gebratenen Wildpret noch bleibt und der viele Aehnlichkeit mit dem der Raben und Nebelkrähen hat.

Jagd.

Um die Trappen zu erlegen, muß man im Monat September, wo sie sich häufig auf den Feldern einfinden und sehr fett sind, tiefe Gruben in die Erde graben und sich in diese hineinstellen, alsdann aber jemand zum Treiben abschicken, da man sie dann im Vorüberziehen schießen kann. Es bedarf jedoch diese Jagd der größten Vorsicht. Man schießt die Trappen mit den gröbsten Schroten oder mit der Büchse. Anschleichen wird man sie nur in der Kleidung eines Landmanns, am besten als Bauerfrau mit einem Korbe auf dem Rücken und das auch nur, wenn man sich so bewegt, als ob man sie gar nicht sähe. Der Anstand ist wol die sicherste Jagd, wenn im Herbst und Winter die Trappen ihren Zug nach bestimmten Weidefeldern, namentlich nach dem Raps, halten, und man Schießlöcher in die Erde gräbt, worin sich der

Jäger verbirgt und ihnen dann im Vorüberziehen öfters einen Schuß beibringen kann. Noch sicherer wird der Anstand, wenn man auf den Weideplätzen selbst eine Erdhütte baut, welche nur so hoch über der Oberfläche erhaben ist, daß die Schießlöcher angebracht werden können, und deren Dach, mit strohigem Dünger belegt, den Trappen unverdächtig ist und es noch weniger wird, wenn man im voraus auf einem solchen Acker die Hütte anfertigen und das Dach mit Erde bedecken und mit Raps besäen läßt. Uebrigens muß man sich sehr ruhig in der Hütte verhalten und so zeitig hinein und so spät herausgehen, daß die Trappen nichts davon merken. Einige Jäger pflegen ihnen Tellereisen, und noch besser Schwanenhälse, aufzustellen und sie in diesen zu fangen, auch Schlingen soll man anwenden, doch ist das alles sehr unsicher. Als Abzugsbissen beim Schwanenhalse wählt man das Herz einer Krauskohlstaude. Das Eisen muß von der größten Sorte und mit starken Federn versehen sein. Daß man die Trappen mit Windhunden hetzen könne, ist durchaus unwahr und muß in das Reich der berüchtigtsten Jagdgeschichten verwiesen werden.[1]

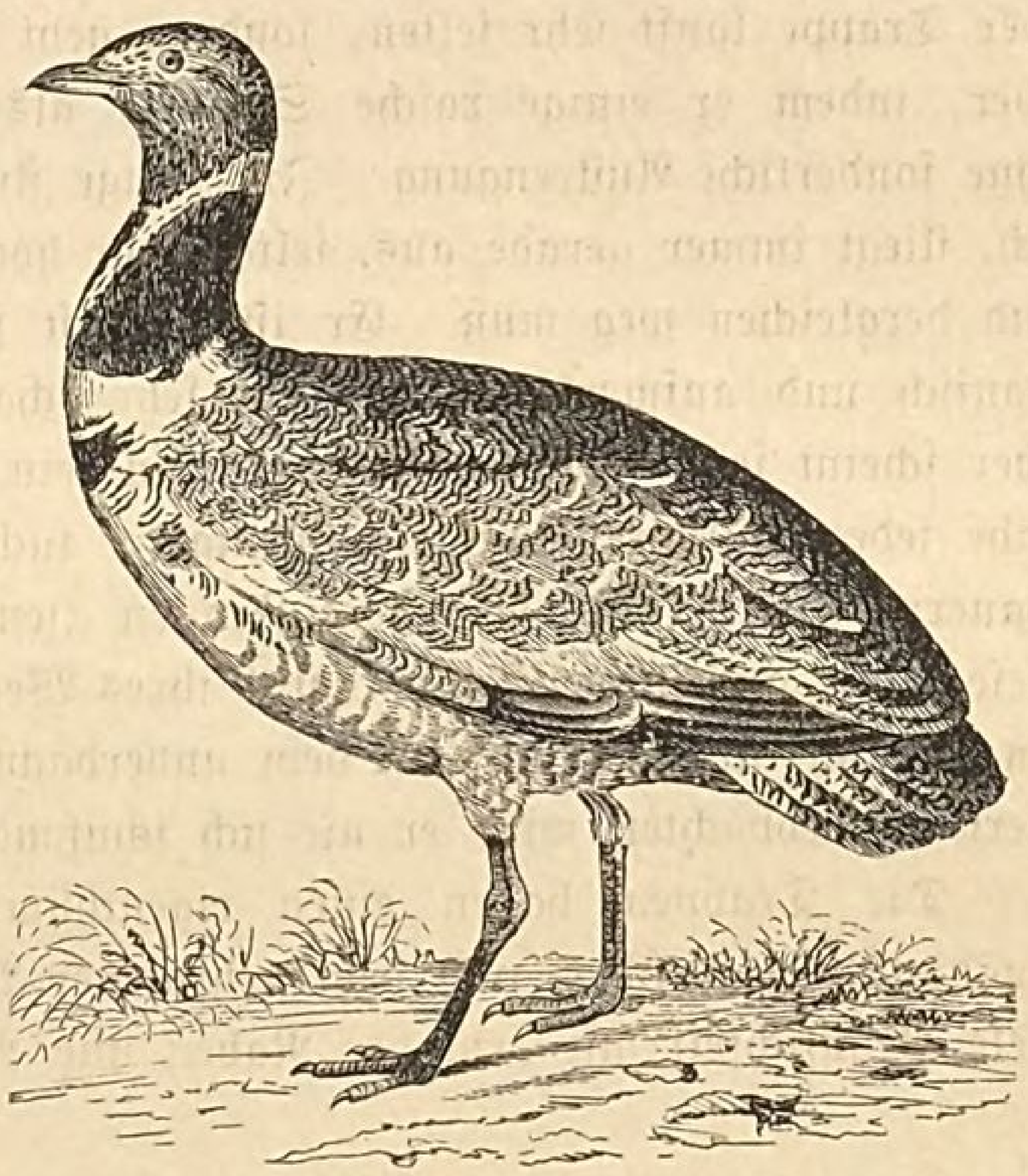


Fig. 180. Zwergtrappe.

2. Art. **Der Zwergtrappe,** Otis tetrax *Linné.*

Er ähnelt in der Gesammtfärbung dem vorigen, doch ist beim Hahn der Hals bis über den Kropf hinunter tief schwarz, durch eine vom Hinterhalse schräg abwärts gehende weiße und eine breitere, über den Kopf nur bis an die Halsseite reichende, ebenfalls rein weiße Binde, ausgezeichnet. Am Hinterkopf verlängern sich die Federn über den Hinterhals hinab.

Die Henne ist auf Kopf, Hals und Rücken rostgelb und schwarz gefleckt und gebändert, aber viel gröber als der Hahn und hat weiße

[1] Doch nicht so ganz; der gefährlichste Feind der Großtrappen ist das Glatteis, welches sie durch Anfrieren der Federn sowol am Auffliegen als schnellen Laufen hindert, sodaß sie sogar todtgeschlagen oder weggetrieben werden konnten. Bei solcher Gelegenheit mögen wol hier und da Hunde zum Fangen verwandt worden sein. (v. R.)

Schaftflecke; Unterseite weiß mit schwarzbraunen lanzett- und pfeilförmigen Schaftflecken und Strichen. — Die verlängerten Hinterhaupts- und Nackenfedern fehlen.

Länge 48,6 cm, Schnabel vom Nasenloch ab 1,5 cm, Mittelzehe ohne Nagel 2,9 cm. — Die Henne ist etwa um 6 cm kürzer. Die Verbreitung des Zwergtrappen ist groß und seine Heimat der Süden und Südosten Europas; er gehört aber doch zu den deutschen Brutvögeln, da er sich seit einigen Jahren bei uns angesiedelt und besonders in Thüringen gebrütet hat.

Der um unsere Vogelwelt sehr verdiente Ornithologe Herr Pastor Thienemann lenkte die Aufmerksamkeit auf diesen unsern neuen Mitbürger und wußte auch seine Schonung so energisch durchzusetzen, daß sich der Zwergtrappe mehr und mehr verbreitet.

Die Aesung des Zwergtrappen ist der des vorigen gleich, besonders liebt er die Blätter des Löwenzahns (Leontodon taraxacon), des Raps u. s. w., ist aber ein gänzlich harmloser, keineswegs schädlicher Vogel, der alle Schonung verdient.

Die Henne legt im Mai höchstens 6, auf grünlichem Grunde braun gefleckte, sehr glänzende Eier, 55,36 mm groß.

Ueber die Jagd auf diesen ziemlich scheuen Vogel ist wenig zu berichten, zumal dessen Schonung nach den angegebenen Umständen Ehrensache jedes Jägers und Naturfreundes sein sollte.

Einunddreißigster Abschnitt.

Ordnung: Schwimmvögel. Natatores.

Von der Ente und den übrigen Wasservögeln.

Die meist kurzen Füße stark und seitlich zusammengedrückt; die 3 langen Vorderzehen mit Schwimmhäuten verbunden oder nur mit Schwimmlappen versehen. — Entweder fehlt die Hinterzehe oder sie ist nur kurz und höher gestellt als die vordern, oder mit diesen durch eine gemeinschaftliche Schwimmhaut verbunden.

Familie: Entenartige Vögel. Anatidae.

Beide Schnabelränder regelmäßig gezahnt (mit Lamellen versehen); nur die Vorderzehen mit einer Schwimmhaut verbunden, die Hinterzehe frei. — An der Spitze beider Kiefer des abwärts gedrückten Schnabels je ein hornartiger Nagel; Schnabel mit weicher Haut überzogen; Unterkiefer meist vom Oberkiefer bedeckt. An den Seiten des Oberkiefers und an der Wurzel des Unterkiefers Federschnebben.

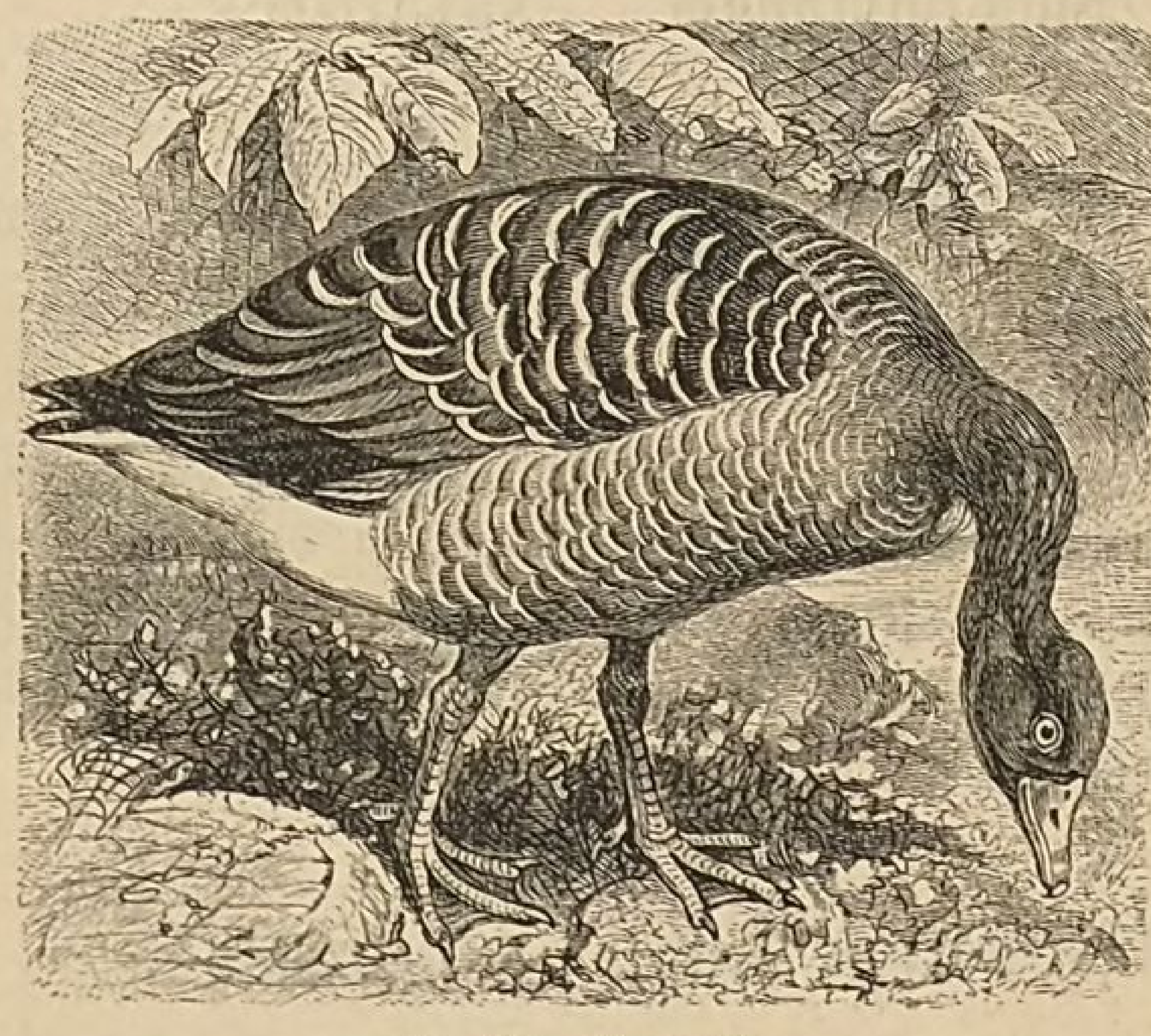
I. Abtheilung. Gänse.

Waidmännische Ausdrücke für alle Schwimmvögel der Niederjagd: die Füße heißen Latschen oder Ruder, wenn sie ganze Schwimmhäute haben, sonst Ständer. Kette ist die aus Alten und Jungen bestehende Familie, vereinigte Ketten bilden einen Flug, größere Massen zur Zugzeit eine Schar.

Gattung: **Gans**, Anser *Briss.*

Schnabel etwa von der Länge des Kopfes, an der Wurzel höher als breit; Lamellen (d. h. kegelförmige zugespitzte Zähnchen) des Oberkiefers ragen über die Ränder desselben hervor, die des Unterkiefers greifen zwischen diese ein; am Gaumen eine Reihe kurzer Zähne; Mundspalte nur bis an den Kopf; Nasenlöcher ohne Scheidewand; Ruder stark mit vollen Schwimmhäuten, Hinterzehe klein, frei; am Flügelbug ein Schlagknoten, Schwanz kurz, 14—20 federig. — Alle Gänse gehen und fliegen gut.

Sie leben fast allein von Vegetabilien und deshalb mehr auf dem Lande, gehen besser als die Enten, schwimmen aber nicht so gut und tauchen niemals ganz. Beide Geschlechter haben eine Färbung und kein besonderes Hochzeitskleid. Männchen ist etwas größer und stärker. Die Gänse sind weit verbreitet, besonders über die kalte Zone. Sie reisen gesellig, oft in Scharen von Tausenden.


Fig. 181. Graugans.

Tagvögel. Leben in Monogamie und die Ehen dauern für die Lebenszeit. Die Weibchen brüten allein, aber die Männchen beschützen die Jungen. Sie bauen große kunstlose Nester, oft (im hohen Norden) viele Paare dicht nebeneinander, welche sie mit einem Kranze von Daunen, die sie sich ausrupfen, ausfüttern (Brutfleck) und legen 6—12 Eier, worauf sie etwa 4 Wochen brüten.

1. Art. **Graugans**, Anser cinereus *Meyer*. Anas anser *Linné*. Wilde Gans. Heckgans, Stammgans.

Die Flügel reichen nicht bis an das Schwanzende.

Schnabel orangenfarbig; das nackte Augenlidrändchen und die Füße blaß fleischfarbig; Unterrücken, Unterflügel und ein sehr breiter oberer Rand des Oberflügels hell aschfarbig; im Alter die Brust schwarzgefleckt; Größe einer mittelmäßigen Hausgans, wahrscheinlich deren Stammmutter.

Ziemlich verbreitet und nicht selten bis im mittlern Deutschland; überwintert südlicher. Sie ist die einzige Art, welche in Deutschland in den nördlichen Brüchern nistet. Länge 80 cm, Schnabel 6,1 cm, Mittelzehe 6,8 cm.

2. Art. **Saatgans**, Anser segetum *Bechst.*

Die Flügel überragen den Schwanz.

Schnabel schwarz mit einem orangenrothen Ringfleck zwischen Nagel und Nasenloch; Füße orange; unten hellaschgrau; oben aschgraubraun, weiß gekantet; Steiß schwarzbraun, After weiß; Länge 67 cm, Schnabel 6,1 cm, Mittelzehe 6,6 cm.

Vom Herbst bis Frühjahr in Deutschland in großen Massen, bringt den Winter im südlichen Frankreich und Italien zu, geht aber bei strengerer Kälte bis nach Afrika. Mitte September erscheint der Zug im mittlern Deutschland in großen Scharen, mit großem Geschrei sich ankündigend.

3. Art. **Bläßgans**, Anser albifrons *Bechst.*

Die Flügel schneiden mit dem Schwanzende ab.

Schnabel und Füße orangegelb, Nagel weißlich; Stirn und Kehle weiß, letztere mit schwarzbrauner Umgebung; Kopf und Hals aschgraubraun; oben mattbraun; Brust und Bauch weiß, mit schwarzen Federn. Länge 64,5 cm, Schnabel 4,4 cm, Mittelzehe 5,6 cm.

Nordischer Vogel, welcher nur an den Küsten Deutschlands vorkommt.

Gattung: **Meergans**, Bernicla *Boie.*

Die Kieferränder verdecken die Lamellen; Schnabel kürzer als Kopf, dieser und die Ruder schwarz; Schaftschwingen dunkel; Schwanz 16federig.

4. Art. **Weißwangige Gans**, Bernicla leucopsis *Steph.* Anser leucopsis *Bechst.* Brandgans. Bernikla.

Schnabel und Füße schwarz; Stirn, Wangen, Kehle und Bauch weiß; Scheitel, Nacken, Oberbrust, Schwanz und Schwingen schwarz; Mantel grau; Länge 60 cm, Schnabel 2,9 cm, Mittelzehe 5,5 cm.

Hochnordischer Vogel. Hält bei den Wanderungen die Seeküsten und kommt in manchen Gegenden, z. B. in Holstein, alljährlich häufig vor.

5. Art. **Ringelgans**, Bernicla brenta *Pall.* Anas bernicla *Pall.* Brentgans, schottische Gans.

Schnabel und Füße schwarz; Kopf, Hals und Schwanz schwarz; die weißen obern und untern Schwanzdeckfedern sehr lang; an den

Seiten des Halses ein weißgeschuppter Halsring, welcher nur dem Jugendkleide fehlt; Länge 57 cm, Schnabel 3,6 cm, Mittelzehe 4,6 cm.

Hochnordischer Vogel. Norddeutsche Küste. Ueberwintert in großer Zahl in Holland und Nordfrankreich.

Jagdarten auf Gänse.

Von Jagd kann wol nur auf die Graugans und Saatgans die Rede sein. Beide haben jung ein schmackhaftes Wildpret, von allen Gänsen aber sind die Federn sehr geschätzt.

Die Gänse sind scheu, vorsichtig und schlau, es ist deshalb mit Anschleichen selten viel zu machen, es sei denn, daß man sich in Frauenkleider oder Bauerntracht steckt, oder es mit einem Schießpferde versucht; allein lange werden alle diese Kunstgriffe nicht helfen. Der Anstand ist sicherer, zu welchem Ende man sich an den Punkten, wo sie auffallen, oder (die Graugans) nisten, Hütten baut, von welchen ab man einige Wege durch das Schilf hauen lassen muß. Gut ist es, wenn man gegen Abend die Hütte besetzt und, um auch den Morgenanstand zu benutzen, in derselben übernachtet. Beim Anstand ohne Hütte hat man den Wind gehörig zu beachten, überhaupt aber alle Ursache, sehr vorsichtig zu sein. Wo Graugänse gebrütet haben, kann man kurz zuvor, ehe sie flügge werden, mit Vortheil eine Treibjagd veranstalten. Die Schützen verstecken sich in den Hütten und gegen diese wird der See oder Teich, welcher mit Schilf bewachsen sein wird, durch Männer, welche theils in Kähnen fahren, theils im Wasser und Schlamm waten, abgetrieben. In der Nähe des Meeres begeben sich die Gänse zur Zeit der Mauser auf dasselbe, und dann kann man oft mit einem guten Segelboote mitten zwischen dieselben gelangen und eine gute Jagd machen. Auch mittels angepflöckter Lockgänse soll man sie zu Schusse bringen können, doch glauben wir kaum, daß bei dem scheuen und listigen Wesen der Gänse diese Täuschung auf die Länge erfolgreich sein wird, wenigstens dürfte es gerathen sein, oft mit dem Platze zu wechseln.

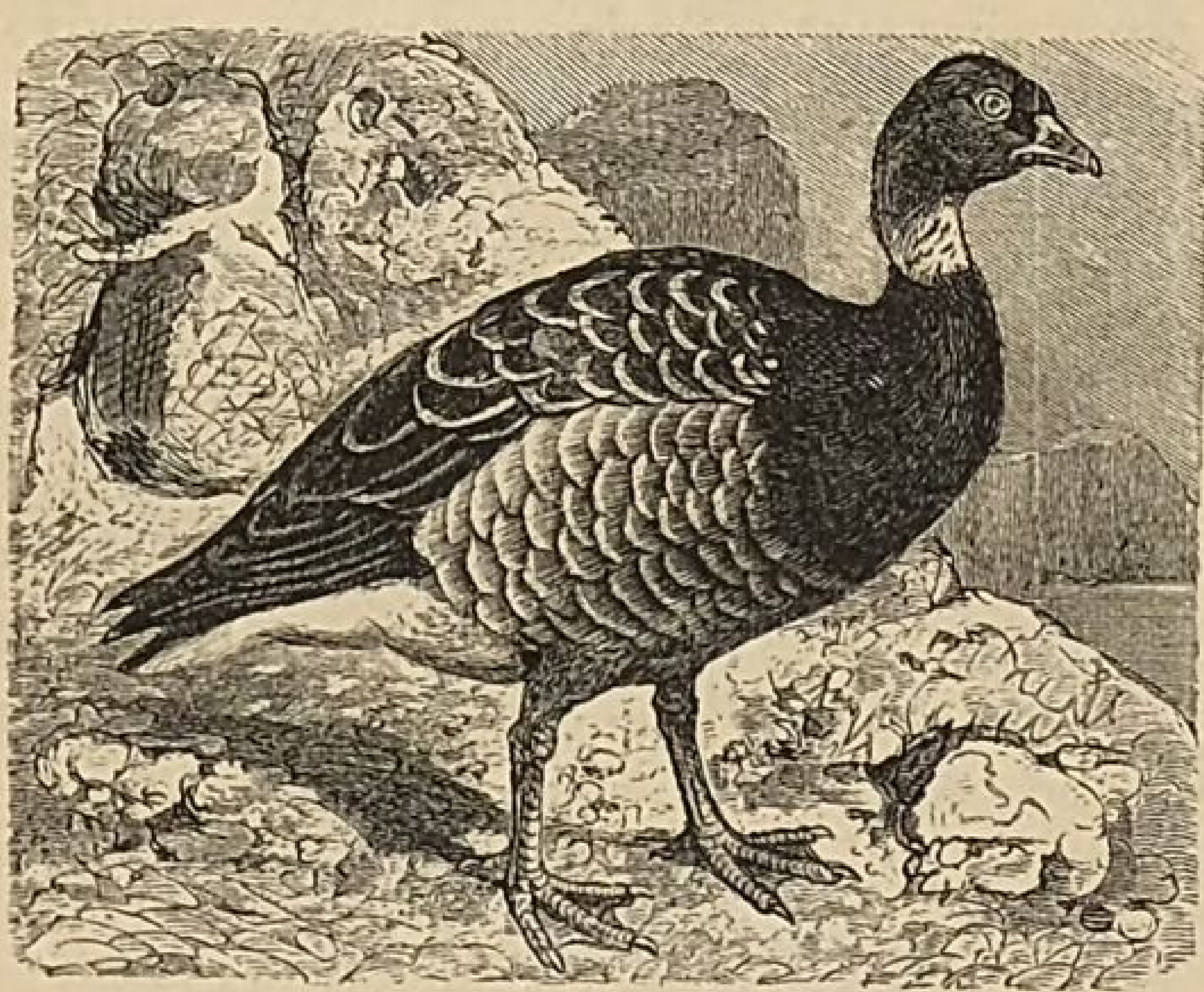


Fig. 182. Ringelgans.

Bei dem dichten Gefieder, und da man doch oft etwas weiter wird zuschießen müssen, sind nur gröbste Schrotnummern anzuwenden.

Döbel empfiehlt das Fangen in Wassergarnen, welche wie die Hühnersteckgarne eingerichtet sind. Auch auf dem Tellereisen wird man sie fangen können, wenn man dieselben auf die Aecker legt, welche die Gänse häufiger besuchen, im Winter z. B. die Rübsamenfelder. Mit Hals- und Trittschlingen, welche ebenfalls zum Fange auf Gänse empfohlen werden, wird man selten viel ausrichten.

II. Abtheilung. **Enten.**

Schnabel sehr plattgedrückt, an der Spitze am breitesten; Randzehen lang und abgeplattet, Hinterzehen frei, ohne oder mit einer Flügelhaut versehen, welch letztere die ganze Abtheilung in zwei große Gruppen spaltet; Schwanz aus 14—20 Federn zusammengesetzt; das kleine Gefieder bildet eine sehr dichte weiche Bedeckung, liegt immer glatt und fühlt sich wie Seide an.

Die verschiedenen Arten haben ein sehr verschiedenes Gefieder. Die meisten zeichnen sich durch den auffallend, oft prächtig glänzend gefärbten, deutlich umgrenzten Spiegel aus, welcher durch die Schwungfedern zweiter Ordnung auf dem Flügel gebildet wird. Immer ist das Männchen größer als das Weibchen. Erst im zweiten Jahre bekommen die Jungen ihr vollkommenes Federkleid. Die Enten sind über alle Zonen unserer Erde verbreitet, und manche sind in ungeheuern Scharen zur Zeit ihrer Wanderung versammelt. Die meisten leben den Sommer in kältern Klimaten und wandern gegen Eintritt des Winters, wegen Mangels an Nahrung, in die südlichen, wenn eine allgemeine Eisdecke ihnen die Gewässer verschließt. Sie leben größtentheils im Sommer auf stehendem Süßwasser und suchen die Flüsse und endlich das Meer, wenn jenes zufriert; nur wenige leben immer am Meere. Der Hauptzug geht im Herbst nach Südwesten, im Frühjahr nach Nordost; sie reisen gewöhnlich bei Nacht, doch sieht man auch zuweilen die großen Scharen in regelmäßigen Reihen bei Tage fliegen. Ihr Gang ist schwerfällig, aber sie schwimmen behende; die nichttauchenden (mit unbelappter Hinterzehe) freier, die Taucher (Hinterzehe belappt) geduckter und mehr im Wasser. Alle fliegen leicht, schnell mit raschen Flügelschlägen, wovon die scharfen, pfeifenden Laute beim Fliegen kommen. Die Enten gehören im allgemeinen zu den sehr schlauen, listigen Geschöpfen, wittern sehr fein, weniger fein ist das Gesicht. Sie nähren sich von allerlei vegetabilischen

Stoffen, auch von Insekten, Würmern, Conchylien, Fröschen, Fischen und deren Laich. Sand und kleine Steine zu verschlucken ist ihnen nothwendig. Fast alle nisten am süßen Wasser, wo viel Binsen, Rohr, Schilf und dergleichen wächst, auch Waldumgebung sagt ihnen zu. Sie leben in Monogamie. Einige bauen ein sehr kunstloses Nest, in öden versteckten Gegenden, wenige nisten in Erdhöhlen. Sie legen von 6—16 Eier, brüten 21—24 Tage, und zwar das Weibchen allein. Ueber ihre Verminderung, selbst in den nördlichen Gegenden, wird in der Neuzeit sehr geklagt.

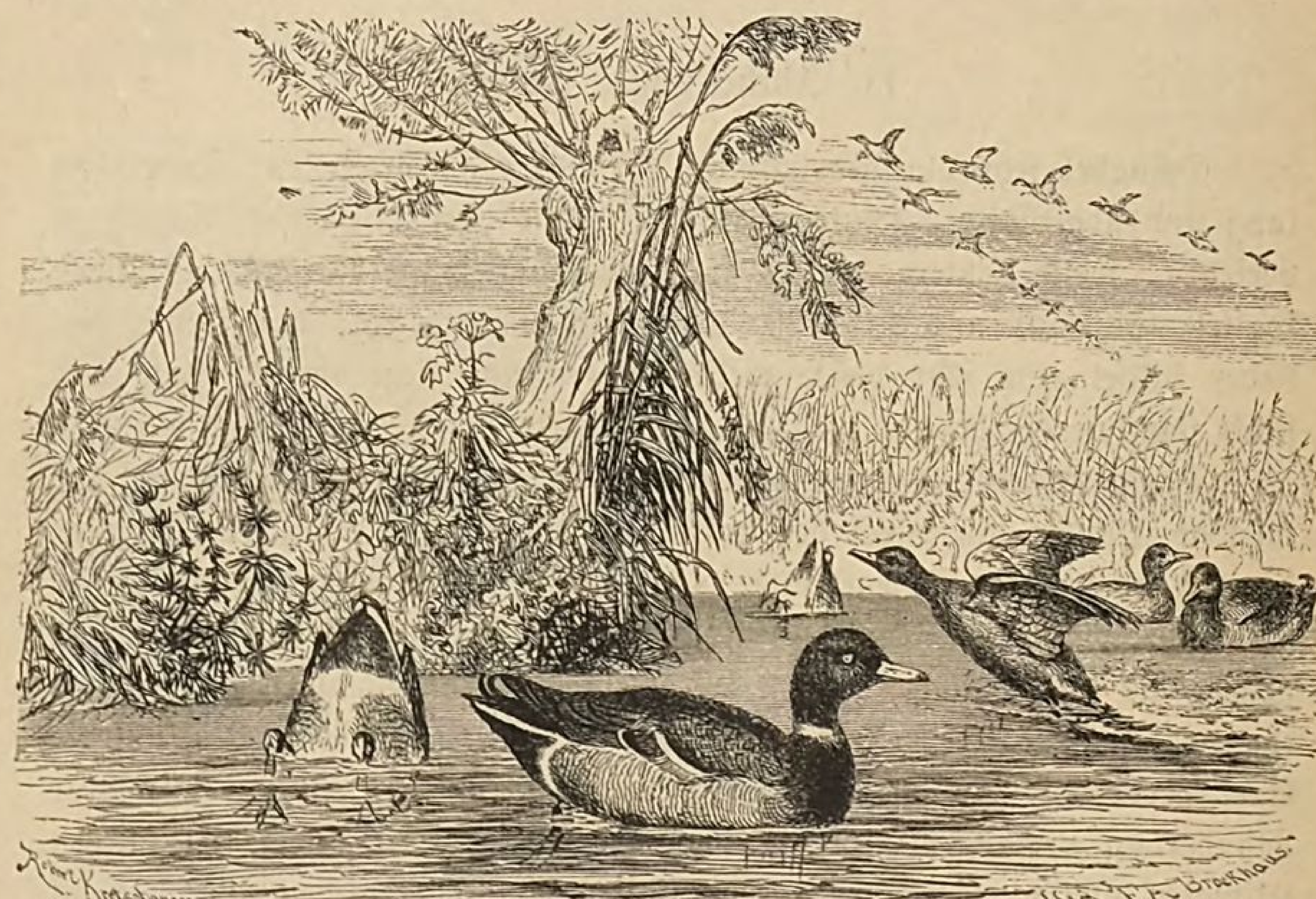


Fig. 183. Wildenten.

I. Schwimmenten.

Hinterzehe ohne Lappen.

Gattung: Anas *Linné.*

Schnabel gleich breit, Schwanz 14federig; Lauf kürzer als Mundspalte.

1. Art. **Die Stockente, Märzente, gemeine wilde Ente,** Anas boschas *Linné.*

Diese und die folgende (Krikente), welche im Innern Deutschlands am meisten vorkommen, werden wir specieller betrachten, dann die Charakteristik der übrigen Entenarten angeben und diesen die der übrigen wichtigern Wasservögel folgen lassen, und erst dann zu den Jagdarten auf Enten übergehen.

Spiegel blau mit grünröthlichem Schimmer, ober- und unterseits schwarz, vorn und hinten mit weißen Binden eingefaßt.

Die Stockente hat nach Gestalt, Größe und Lebensart mit der zahmen Ente viel Aehnlichkeit, weshalb man auch die Abstammung der zahmen Ente von dieser wilden herleitet. Der gelblich grüne Schnabel ist an der Wurzel etwas erhaben, vorn flach und gerade; der Kopf und Hals schwarz, ins Goldgrüne glänzend, am untern Theile des Halses ein zur Hälfte um denselben laufender weißer Streif; der Oberleib vom Halse bis zur Mitte braun, von da ab grau mit braunen Querbinden; die Schwungfedern mit einem schönen violettgrünen Spiegel geziert; die Brust rothbraun; der Bauch grau mit schwarzen Querlinien; der Schwanz

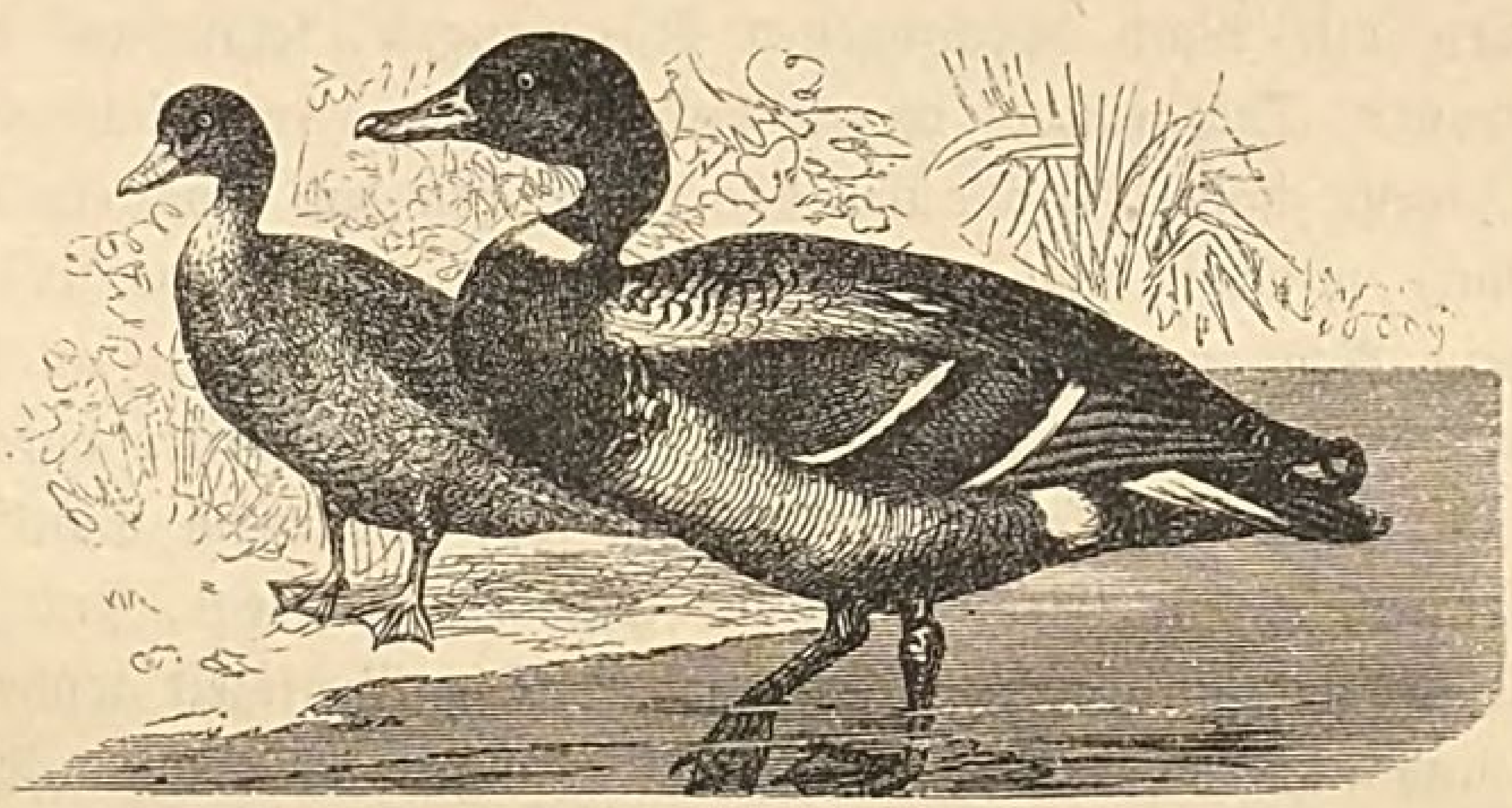


Fig. 184. Gemeine Wildente. Fig. 185. Stockente.

graubraun; die vier mittelsten Schwanzfedern schwarz und wie bei dem zahmen Enterich aufgekräuselt, eine Eigenheit, welche außer beim zahmen Enterich, bei keiner bis jetzt bekannten Entenart beobachtet worden ist; die Füße gelbgrün, Hinterzehe frei. Das Weibchen kleiner und unterscheidet sich außerdem von dem Männchen, welches in der Jägersprache, und zwar bei allen Entenarten, Entrich, Erpel, Rutsch, Antrach genannt wird, dadurch, daß es am Kopf, Hals und Oberleib braun und schwarz gesprenkelt, an dem Bauche schmuzig weiß ist. Der violettgrüne, prächtig lasurblaue, oben und unten mit Sammetschwarz und dieses mit Weiß eingefaßte Spiegel ist beiden eigen. Das Männchen hat eine heisere dumpfe Stimme, das Weibchen einen hellen starken Laut, der dem Geschrei der zahmen Ente gleichkommt. Männchen, Länge 52,5 cm, Schnabel 5,4 cm, Lauf 6 cm, die Ente ist um etwa 10—11 cm kleiner. Ihre Nahrung besteht theils in Fischen[1], unter denen sie vorzüglich der jungen

[1] In Gegenden, wo sie sich nur von Fischen nähren, ist ihr Fleisch eben so unschmackhaft, als es dagegen, wenn sie andere Nahrungsmittel zu sich nehmen, wohlschmeckend ist.

Karpfenbrut gefährlich sind, theils in Froschlaich, Wasserinsekten, Wasserkräutern, reifem Getreide, Obst u. s. w. Sie wühlen gleich den zahmen Enten mit ihrem Schnabel in Schlamm, Sumpf und Morästen, wo sie sich sicher dünken, den ganzen Tag; sonst aber halten sie sich versteckt und gehen nur bei Nacht ihrer Nahrung nach. Mit dem Grauen des Morgens rufen sich die Haufen zusammen und streichen dem Versteck gemeinschaftlich zu. Die gemeine wilde Ente ist sehr verbreitet, in Deutschland überall auf dem Süßwasser bekannt. An sich Zugvogel, ist sie in gelinden Wintern Strichvogel, selbst unter günstigen Umständen Standvogel. Zugzeit im October und November; oft schon im Februar, mehr jedoch im März kehrt sie wieder zurück, und zwar in sehr großen Scharen.

Brütet in Deutschland allenthalben, an Landseen, großen Teichen, wasserreichen mit Wald durchzogenen Niederungen, selbst auf den Gewässern weiter Thalgründe im Gebirge. Schon im November und December, wenn nach der Mauser das Männchen das Hochzeitskleid angezogen hat, werben diese um die Weibchen, und Ende März baut dasselbe sein Nest in Feld und Waldbrüchen, in Wiesen, an Teichen, Seen, im Schilfrohr u. s. w., oft 1000 Schritt und weiter vom Wasser entfernt, auf eine einfache kunstlose Weise von trockenem Schilf, Gras und dergleichen.[1] Die Eier, deren die Ente 8—14 legt, sind grünlich und etwas kleiner als die der Hausente. Die Brütezeit währt 24—28 Tage, und nach einem Tage laufen die Jungen schon aus. Wenn die Ente früh um ihr erstes Gelege kommt, so macht sie noch ein zweites, weshalb man öfters Spätlinge findet. Die Mutter leitet die Jungen sorgsam, bis sie flügge sind, welches bei uns meist Ende Juli der Fall ist, doch bleiben sie auch dann bis zum Herbstzuge familienweise beisammen. Die Männchen ziehen sich Ende Mai, bei der beginnenden Mauser, in größern Scharen zusammen und um Johanni pflegen sie die Schwungfedern zu verlieren, sodaß sie dann nicht fliegen können (sogenannte Mauser- oder Rauherzeit), und deshalb nimmt das Männchen keinen Theil an dem Erziehungsgeschäfte der Jungen.

2. Art. **Die Krikente,** Anas crecca *Linné*. Querquedula crecca *Steph.*
Krikente, Krichente, Kricke, Grauentchen.

Spiegel schön goldgrün, hinten ohne Querbinde; vorn oberhalb eine rostbraune, unterhalb eine weiße Querbinde.

Länge 32 cm, Schnabel 3,6 cm, Lauf 3 cm.

---

[1] In sehr wasserreichen Gegenden, wo die Ente zum Brüten auf der Erde keine Gelegenheit findet, brütet sie in hohlen Bäumen, auf Bäumen, in Raben- und Elsterneſtern, alten Kopfweiden und trägt ihre Jungen im Schnabel herunter. Es ereignet sich hierbei gar oft, daß die Jungen aus den Nestern fallen, daher dann hin und wieder junge gelähmte oder todtgefallene Enten angetroffen werden.

Die Krikente ist in Europa die kleinste, gleicht einer etwas großen Haustaube. Kopf, Hals und Kehle sind braunroth, der erste bei den Männchen ins Bläuliche spielend, über und unter den Augen eine weiße Linie; die Schläfe grün; der etwas ausgebogene Schnabel schwärzlich; die Füße grau; der Oberleib dunkelbraun; die Brust röthlichweiß, schwarzbraun gefleckt; der Bauch schmuzigweiß mit röthlichen Wellen gewässert; die Schwungfedern röthlichbraun, der Spiegel groß, hinten prächtig grün, vorn sammtschwarz, unten schmal weiß, oben breit weiß und rostfarbig eingefaßt; der sehr zugespitzte Schwanz ist dunkelaschgrau, die untern Deckfedern des Schwanzes schwarz, 16federig. Das Weibchen unterscheidet sich von dem Enterich durch seinen röthlich gesprenkelten Kopf, durch seine röthlichgelbe, schwarzgefleckte Brust, und durch seine schwarzen, auf der innern Fahne graubraunen Schwungfedern. Die Kricke hat eine weite Verbreitung, geht hoch nach Norden hinauf und ist in Deutschland sehr häufig, im Winter geht sie auch ins südliche Europa hinab. Süßwasserente, mit gleichem Aufenthalte wie die vorige. Sehr gesellig. Unter ihresgleichen so ziemlich die am wenigsten vorsichtige. Sie fliegt schnell und ist ein geschickter Taucher. Ihre Nahrung besteht ebenfalls in Wasserkräutern, Binsensamen, Sumpfgräsern, Wasserinsekten, Süßwasserschnecken und seltener kleinen Fischen. Sie leben in Monogamie. Das Pärchen hält sich mehr beisammen wie die Märzente. Das Weibchen macht sein Nest gern zwischen den Binsengräsern und dem Schilf, und füttert solches gewöhnlich mit seinen eigenen Federn aus. Es legt 9—14 mehr runde als längliche, ins Gelblichröthliche spielende Eier. Die Brütezeit währt meist immer nur 21 Tage. Ihr Fleisch ist zarter wie das der Märzente.

3. Art. **Knäkente**, Anas querquedula *Linné*. Querquedula circia *Bp.* Große Krikente.

Spiegel grau mit grünlichem Glanz, oben und unten weiß gesäumt.

Länge 35 cm, Schnabel 4 cm, Lauf 3,2 cm.

Schnabel braunschwarz; Füße aschgrau; über den Augen ein weißer Streif; Kehle tief schwarz; Kopf und Oberhals dunkel rothbraun mit kleinen weißen Punkten; Unterhals und Brust bandförmig braun gesprenkelt; Flügeldeckfedern bläulich; Bauch weiß, an den Flanken schwarze Zickzacke. Weibchen: hinter und unter den Augen ein weißes, braun geflecktes Band; Kehle und unten weiß; oben schwarzbraun, hellbraun eingefaßt; Spiegel mattgrün.

In Deutschland überall auf dem Zuge, auch nistend, überwintert jedoch immer südlicher.

4. Art. **Pfeifente**, Anas penelope *Linné*. Mareca penelope *Steph.* Rothente.

Spiegel dunkelgrün, oben und unten tiefschwarz, nach hinten weiß begrenzt.

Länge 45,5 cm, Schnabel vom Nasenloch ab 2,7 cm, Lauf 3,7 cm.

Schnabel hellblau; Füße aschgrau; Stirn weiß; Kopf und Hals braunroth; Kehle schwarz; Brust weinroth; Rücken, Flanken und Bauch weiß; After schwarz; Spiegel nicht groß, dunkelgrün glänzend, oben und unten schwarz eingefaßt; Weibchen: Kopf und Hals grau, hellrostgelb überflogen und schwarzbraun gefleckt, Rücken schwarzbraun, Spiegel aschgrau mit weiß gemischt.

Häufig in Deutschland vorkommend, selten jedoch hier brütend.

5. Art. **Schnatterente**, Anas strepera *Linné*. Chaulelasmus strepera *Gray*. Mittelente.

Spiegel vorherrschend weiß oder halb weiß, halb grau, hinten und vorn dunkel eingefaßt.

Länge 47 cm, Schnabel 4 cm, Lauf 4 cm.

Schnabel schwarz; Füße orangegelb, fein schwärzlich gewellt; Flügel rostbraun; Spiegel weiß; oben schwarzbraun, unten röthlichbraun schwarz gefleckt.

Aufenthalt und Lebensart, mit der Stockente viel Aehnlichkeit, nur nicht so weit verbreitet und nicht in so großer Anzahl vorkommend.

6. Art. **Spießente**, Anas acuta *Linné*. Dafila acuta *Leach*. Spitzente, Fasanente.

Spiegel dunkel metallgrün, oben und unten schwarz, vorn roströthlich, hinten weiß eingefaßt, daneben eine schwarze Querbinde.

Länge 47,5 cm, Schnabel 5 cm, Lauf 5 cm.

Schnabel aschblau; Füße grauröthlich; oben und an den Seiten aschgrau, fein schwarz gewellt; unten weiß; Kopf braun und schwarz gewellt; Spiegel kupferfarben, grün glänzend, oben mit einem gelbrothen, unten mit einem weißen Bande eingefaßt. Weibchen: oben einfach braun, unten rostgelb, hellbraun gefleckt, Spiegel gelb oder braunröthlich, oben mit einem gelblichen, unten mit einem weißschwärzlichen Bande eingefaßt.

Vaterland und Verbreitung wie die Stockente, mit welcher sie in der Lebensart sehr viel Aehnlichkeit hat.

Gattung: **Fuchsente**, Vulpanser *Keys et Blas.*

Schnabel schaufelförmig, an der Wurzel mit aufgetriebenem Höcker, bogig aufgeschwungen; Nagel sehr schmal, kaum $^1/_4$ der Schnabelbreite.

Bei uns nur eine Art.

7. Art. **Brandente,** Vulpanser tadornus *Pall.* Anas tadorna *Linné.*
Erd-, Berg-, Fuchs-, Wühlente.

Spiegel stahlgrau, hinten rostroth.

Länge 58 cm, Schnabel 4,5 cm, Lauf 4,8 cm.

Schnabel etwas schaufelförmig und wie der Stirnhöcker blutroth; Füße fleischfarben; Kopf und Oberhals dunkel stahlgrün glänzend; Unterhals, Flügeldeckfedern, Rücken, Flanken, Steiß und Schwanzwurzel rein weiß; After, Schwingen und Vordertheil der Steuerfedern schwarz; um die Brust ein zimmtbraunes Band; Spiegel sehr groß, stahlgrün, purpurfarbig glänzend.

Lebt eigentlich nur am Salzwasser. Nistet vorzugsweise in engen Höhlen oder Röhren unter der Erde, welche man auch künstlich an den Küsten Holsteins und Schleswigs, wie neben gezeichnet, anlegt.

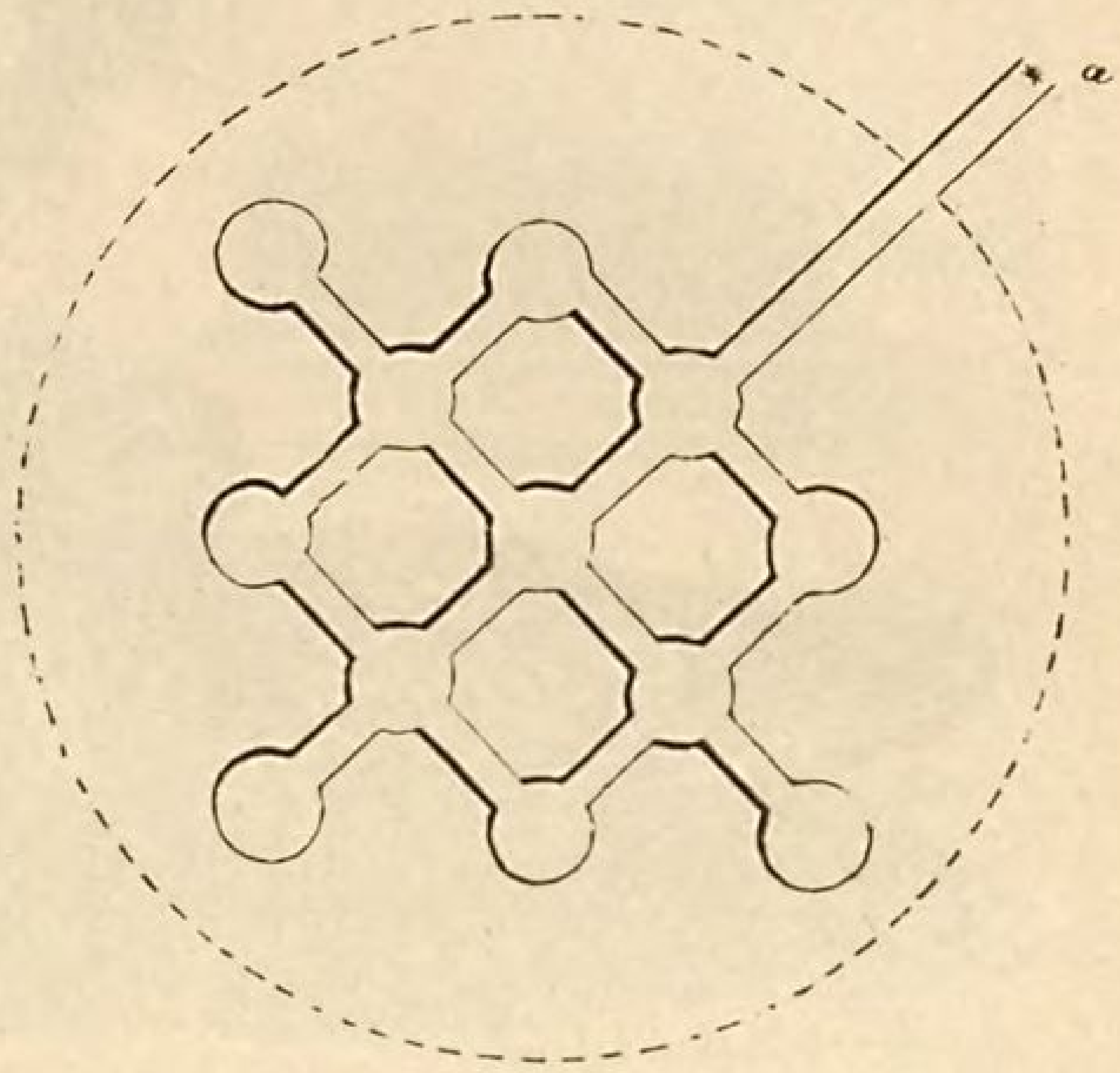


Fig. 186. Gemeinschaftlicher Brüteplatz für die Brandente, wo bei a der Eingang ist und jedes Rundtheil ein besonderes Nest darstellt.

Gattung: **Löffelente,** Rynchaspis *Leach.*

Eine Art.

Der große Schnabel nach der Spitze hin fast doppelt so breit als an der Wurzel; die Lamellen im Oberkiefer stehen senkrecht; nach der Spitze hin nach unten gerichtet. Schwanz überragt die Flügel.

8. Art. **Löffelente,** Rynchaspis clypeata *Leach.* Anas clypeata *Linné.*
Schildente, Spatelente, Breitschnabel.

Spiegel schön goldgrün, vorn von einem breiten, hinten von schmalern weißen Streifen begrenzt.

Länge 44 cm, Schnabel 6,5 cm, Lauf 3,5 cm.

Schnabel löffelförmig (einzige deutsche Art mit dieser Schnabelbildung); oben schwarz, unten gelb; Füße orange; Kopf und Hals schwarzgrün glänzend; Brust weiß; Bauch und Flanken kastanienbraun; Rücken schwarzbraun; Oberflügel glänzend himmelblau; Schultern weiß, mit schwarzen Flecken und Punkten. Weibchen: oben schwarzbraun, röth-

lichweiß eingefaßt, unten röthlichweiß mit großen braunen Flecken; Spiegel schwarzgrün.

Ziemlich weit verbreitet, zuweilen auch in Deutschland nistend.

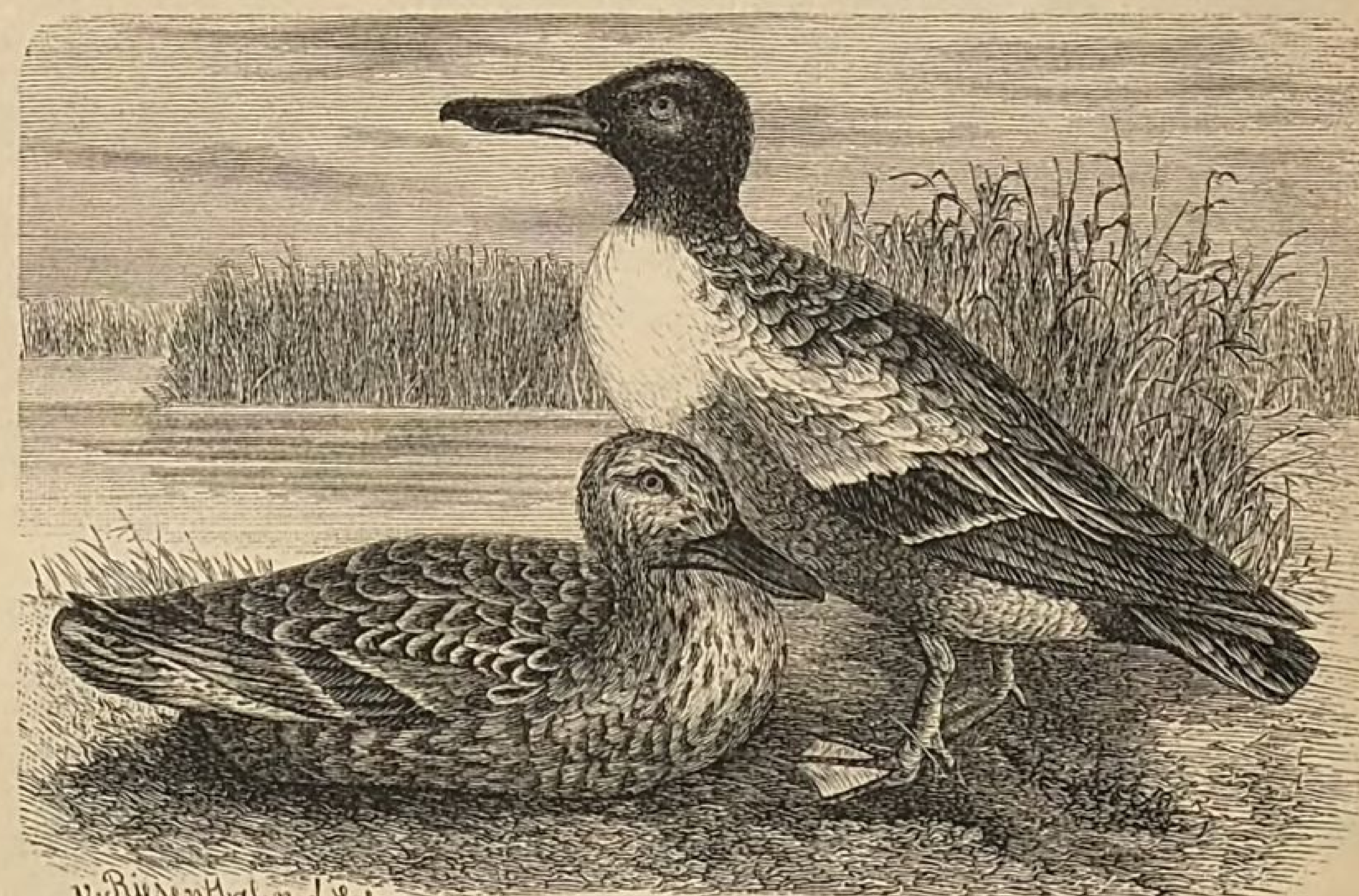


Fig. 187. Löffelente.

II. Tauchenten.

Hinterzehe mit Lappen.

Sie tauchen nach der Nahrung; die Ständer stehen weiter nach hinten als bei den vorigen Enten, ähnlich den Tauchern, sodaß die Tauchenten, wie diese, mehr aufrecht, aber noch ungeschickter gehen als die Schwimmenten; Ruder mehr zusammengedrückt, Zehen länger; der Körper sehr massig, der Kopf dick, Hals kurz und eingezogen; sie leben von Thier- und Pflanzenstoffen.

Gattung: **Moorente**, Fuligula *Steph.*

Leben gern in Sümpfen und Mooren.

Schnabel länger als der Lauf; Nagel schmal, länger als breit; Mittelzehe fast von doppelter Länge des Laufs; Stirnbefiederung bogig; Schwanz 16federig, abgerundet.

9. Art. **Kolbenente**, Fuligula rufina *Steph.* Anas rufina *Pall.* Rothkopfente.

Spiegel grauweiß, an der Unter- und Hinterseite mehr grau.

Länge 53 cm, Schnabel 5 cm, Lauf 4,5 cm.

Schnabel lang und wie die Füße schön roth; Kopf mit einer Holle und wie Wangen, Kehle und Oberhals braunroth; untere Theile schwarz; oben hellbraun; Schwungfedernwurzel weiß. Weibchen: Holle kleiner, wie Hinterkopf und Nacken dunkelbraun; Wangen, Kehle und Seitenhals weißgrau; Brust und Flanken braungelb; Bauch und After grau; oben und Schwanz braun; Spiegel halb weißgrau, halb hellbraun.

Seltener im Innern des Landes.

10. Art. **Bergente**, Fuligula marila *Steph.* Aythia marila *Bp.*

Spiegel weiß; keine Holle oder Schopf.

Länge 44 cm, Schnabel 4,4 cm, Lauf 3,7 cm.

Der starke, ziemlich breite Schnabel hellblau; Füße hellaschgrau; Kopf und Oberhals schwarz mit grünlichem Schiller; Unterhals und Brust tief schwarz; Oberrücken und Schultern weißlich, schwarz gewellt; Flügeldeckfedern schwarz und weiß marmorirt; Spiegel (ein kleines Flügelband vorstellend), Bauch und Flanken weiß. Weibchen: Kopf und Oberhals schwarzbraun; unten dunkelbraun; oben die schwarzen Querlinien enger.

Nordischer Vogel, welcher an der Küste von Holstein, Mecklenburg u. s. w. überwintert.

11. Art. **Tafelente**, Fuligula ferina *Steph.* Anas ferina *Linné.* Rothhalsente.

Spiegel hellaschgrau mit weißlichen Säumen.

Länge 40 cm, Schnabel 4,8 cm, Lauf 4,2 cm.

Schnabel schwarz, mit einer breiten hellblauen Querbinde; Kopf und Hals glänzend rostroth; Oberrücken, Brust und Steiß matt schwarz; übrige obere Theile, Flanken und After aschgrau, fein schwärzlich gestreift; Bauch weißlich, Streifen kaum sichtbar; Schwingen und Schwanz dunkelaschgrau. Weibchen: Scheitel, Seitenhals, Oberrücken und Brust rostbraun, letztere schmuzig gelb berändert und gewölkt; Kehle und Vorderhals weiß, rostfarben gefleckt; Bauch weiß, an den Seiten braune Flecke; die Wellenlinien überall weniger deutlich.

In Deutschland überall einzeln nistend, im Winter mehr nach Süden gehend. Von den Tauchenten das wohlschmeckendste Wildpret.

12. Art. **Reiherente**, Fuligula cristata *Ray.* Anas fuligula *Linné.* Zopfente.

Spiegel klein und rein weiß, am untern Ende ein schwarzer Saum; am Hinterkopf ein Federbusch.

Länge 38 cm, Schnabel 5 cm, Lauf 3 cm.

Schnabel vorn breiter, hell aschblau; Füße bleifarben; langer Federbusch; Kopf, Hals und Brust schwarz, grünlich schillernd; Rücken, Flügel und Steiß schwarzbraun mit bronzenem Schiller und braunen Punkten;

Bauch, Flanken und Querband auf den Flügeln weiß. After schwarzbraun. Weibchen: Federbusch kürzer, nebst Kopf, Hals, Brust und Oberrücken matt schwarz, dunkelbraun überflogen; Unterrücken und Flügel matt schwarz mit kleinern hellern Punkten; Brust und Bauch weißlich, rostbraun untermischt.

Häufig in sehr großen Scharen vorkommend; im nördlichen Deutschland zuweilen nistend.

13. Art. **Moorente,** Fuligula nyroroca *Güld.* Anas leucophthalmos *Bechst.* Weißäugige Ente.

Spiegel schmal, oberer Theil weiß, am untern Ende ein schwarzer Saum; am Hinterkopf ein Federbusch.

Länge 37 cm, Schnabel 4,8 cm, Lauf 4 cm.

Schnabel und Füße schwarzgrau; der dick befiederte Kopf, Hals, Brust und Flanken kastanienbraun, kupferglänzend; dunkelbrauner Halsring; unter dem Kinn ein dreieckiger weißer Fleck; oben schwarzbraun; unten weiß. Weibchen: Kopf, Hals (Ring fehlt), Brust und Flanken braun; oben schwärzlich mit hellbraunen Spitzen.

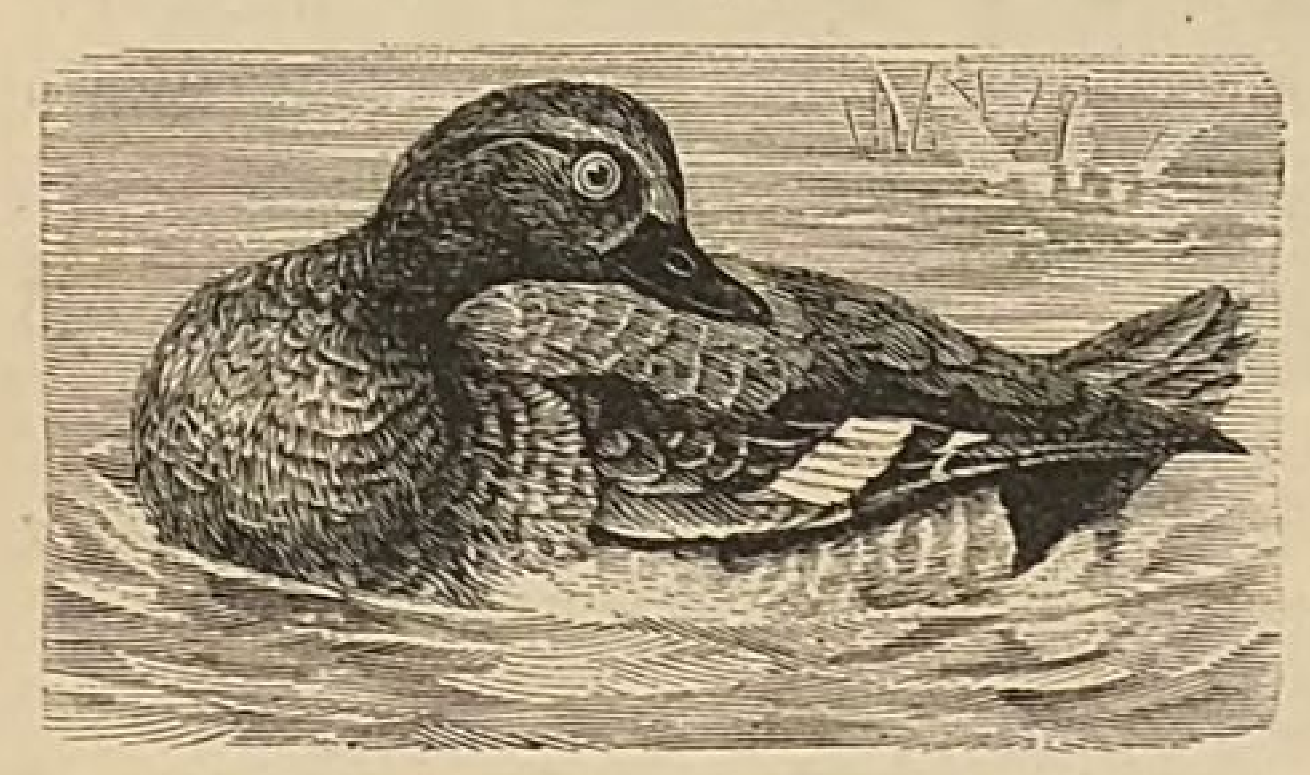


Fig. 188. Moorente.

Mehr Süßwasserente, welche zuweilen in Deutschland nistet, oft in Baiern und Oesterreich schon überwintert.

Gattung: Schellente, Clangula *Flemm.*

Eine Art.

Schnabel sehr kurz, nach vorn abfallend, höher als breit, ohne Höcker, kurzer Nagel. Befiederung an der Stirn im spitzen Winkel, an den Schnabelseiten Bogen bildend, Zehen lang, Schwanz abgerundet.

14. Art. **Gemeine Schellente,** Clangula glaucion *Boie.* Anas clangula *Linné.* Brillenente, Dickkopf, Schelltauchente.

Spiegel weiß, bei den Weibchen mit grauen Querlinien.

Länge 43 cm, Schnabel 3,6 cm, Lauf 3,8 cm.

Schnabel schwarz; Füße roth; Kopf, Holle, Oberhals dunkelgrün, purpurglänzend, an jedem Mundwinkel ein großer weißer Fleck; unten weiß; Rücken und Steiß schwarz; Schulterfedern theils weiß, theils schwarz. Weibchen: Kopf und Oberhals dunkelbraun; Unterhals, Bauch und After rein weiß; Brust und Flanken dunkel aschgrau.

Nordischer Vogel, welcher jedoch in mildern Klimaten häufiger als andere Enten ihrer Heimat nistet. Im Winter bleibt sie theils an den deutschen Küsten, theils geht sie südlicher nach Ungarn, Italien u. s. w.

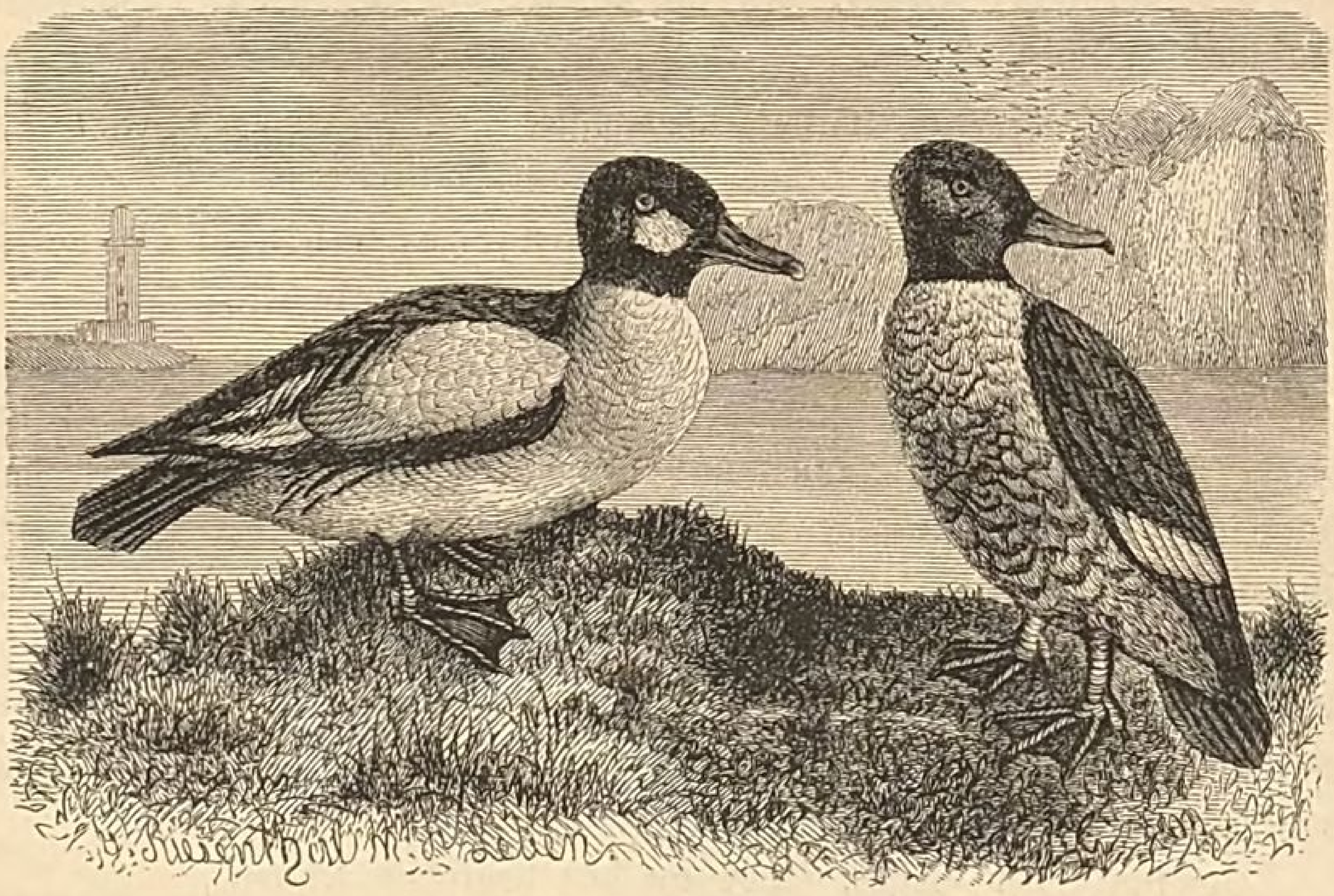


Fig. 189. Schellente.

Gattung: **Eisente,** Harelda *Leach.*

Schnabel kurz, nach vorn stark verschmälert; Nagel so breit als die Schnabelspitze, länger als breit; Schwanz zugespitzt, mit sehr verlängerten Mittelfedern.

15. Art. **Eisente,** Harelda glacialis *Leach.* Anas glacialis *Linné.* Eistauchente.

Spiegel braunröthlich, kaum erkennbar.

Länge 55 cm, davon 24 cm auf die langen Schwanzfedern; Lauf 2,9 cm.

Schnabel sehr kurz, schwarz mit orangerothem Querbande; Füße gelb; weiß, ein rothgelber Fleck auf den Backen und Halsseiten; Brust, Rücken, Schwanz und ein Theil der Flügel schwarz; zwei mittlere Schwanzfedern sehr verlängert, mit diesen, welche in der Länge sehr wechseln. Weibchen:

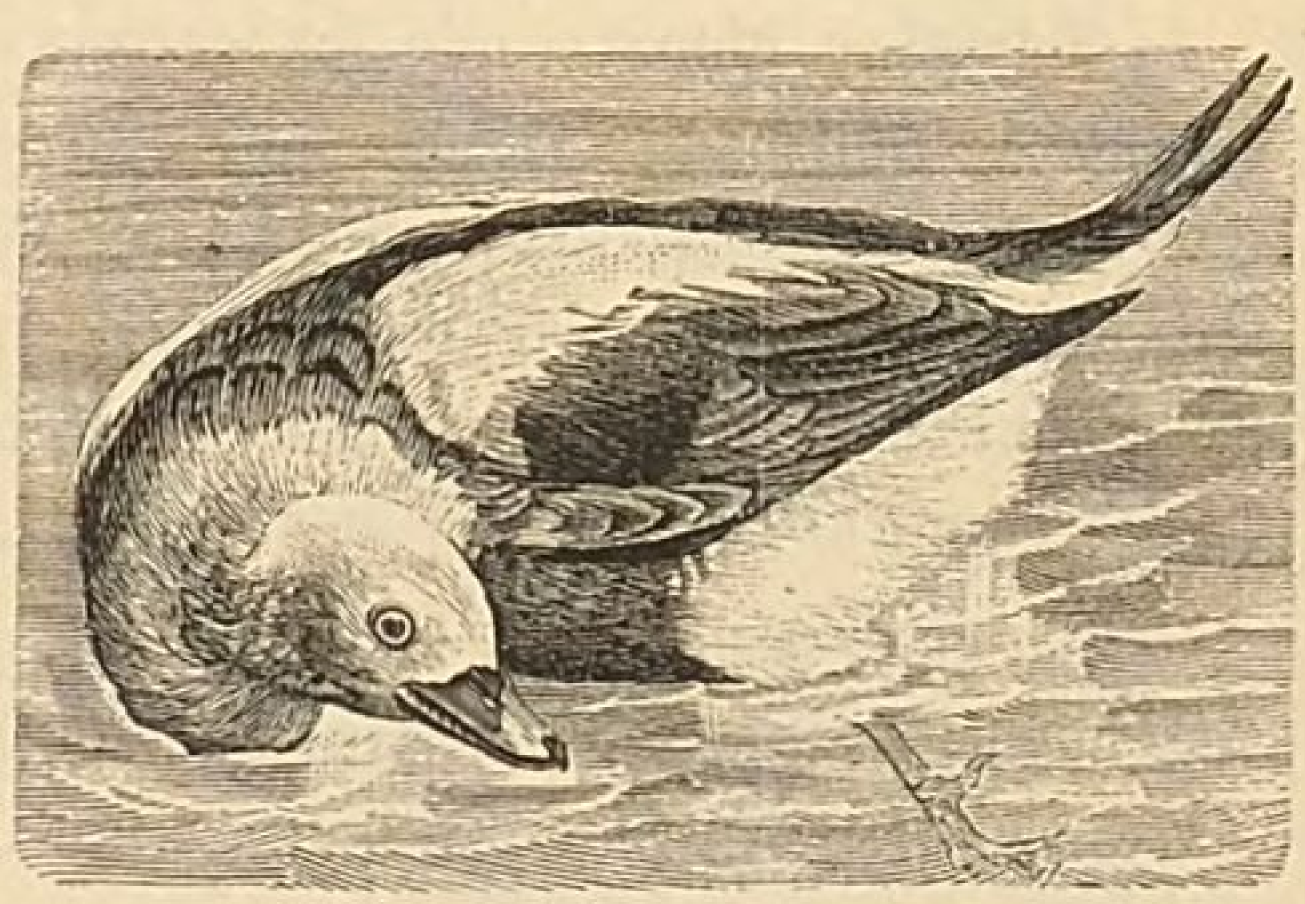


Fig. 190. Eisente.

Schwanzfedern nicht verlängert; die schwarze Farbe des Männchens hier dunkelbraun; beide Geschlechter sehr verschiedene Federkleider in den Altersstufen.

Hochnordischer Vogel, oft im Winter in ungeheuern Scharen an den norddeutschen Küsten.

16. Art. **Kragenente,** Harelda histrionica *K. et Bl.* Anas histrionica, torquata *Linné.* Stromente, Harlekinsente.

Spiegel schwärzlich, violett glänzend, dahinter ein weißer Streifen auf den Schwingen, schwarz eingefaßt.

Länge 43 cm, Schnabel 2,6 cm, Lauf 3 cm.

Schnabel und Füße schwarz; Kopf und Hals violettschwarz; dreieckiger Fleck zwischen Schnabel und Auge, Längsstreifen am Seitenhalse, Halsring, halbmondförmige Binde an beiden Seiten der Brust weiß; Unterhals und Brust aschblau; Flanken rostroth; Steiß braun; oben schwarz, blau schillernd. Weibchen: oben dunkelbraun, aschgrau überflogen; Stirn braun; Flecken vor dem Auge, an der Schnabelwurzel und hinter dem Ohre weiß; Kehle schmuzig weiß; Brust und Bauch weiß, lichtbraun überflogen.

Hochnordischer Vogel, selten an den deutschen Küsten.

Gattung: **Trauerente,** Oidemia *Flemm.*

Farbe tief schwarz oder doch stets dunkel; Schnabel an der Wurzel mit Höcker, platt, Nagel so lang als breit und so breit als der Schnabel. Stirnbefiederung bogig; Schwanz zugespitzt, 14federig.

17. Art. **Trauerente,** Oidemia nigra *Flemm.* Anas nigra *Linné.* Schwarze Seeente, Rabenente.

Spiegel nicht erkennbar.

Länge 46,5 cm, Schnabel 4,8 cm, Lauf 4,2 cm.

Schnabel schwarz mit hochgelben Längsstrichen, vor der Stirn ein rundlicher Höcker; Federkleid sammtschwarz. Weibchen: Scheitel, Hinterkopf und Nacken tief braunschwarz; Wangen und Kehle hell aschgrau mit braunen Spitzen; Rücken, Flügel und Bauch dunkelbraun mit hellen Federrändern; Brust graubraun mit braunweißen Federspitzen.

Hochnordischer Vogel; im Winter an den Nord- und Ostseeküsten.

18. Art. **Sammtente,** Oidemia fusca *Flemm.* Anas fusca *Linné.* Anas fuligirosa *Bechst.* Anas carbo *Pall.* Sammttrauerente, Turpane.

Spiegel rein weiß.

Länge 53 cm, Schnabel 6,6 cm, Lauf 4,6 cm.

Schnabel schwarz, Nagel rothgelb; Füße hochroth; tief schwarz mit einem weißen Halbmondflecken unter dem Auge und einem kleinen weißen Spiegel. Weibchen: oben nußfarbig; unten grauweiß mit schwarzbraunen Flecken.

Hochnordischer Vögel, im Winter auf der Nord- und Ostsee.

Gattung: **Eiderente,** Somateria *Leach.*

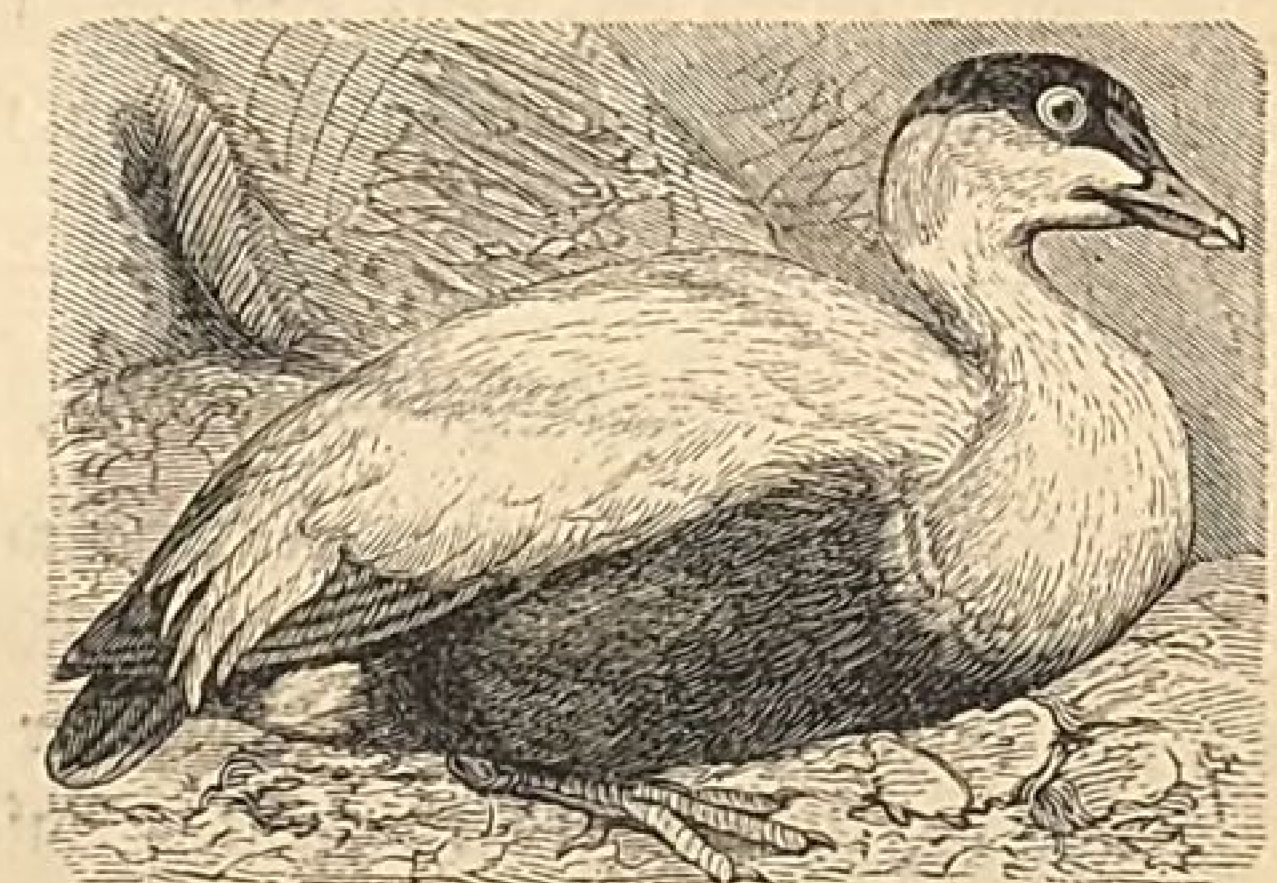
Eine Art.

Befiederung an den Schnabelseiten tritt bis unter die Nasenlöcher vor; Nagel so breit als Schnabelspitze.

19. Art. **Die Eiderente,** Somateria mollissima *Leach.* Anas mollissima *Linné.*
Eidergans. Eidervogel.

Spiegel dunkelbraun, nicht hervortretend.

Länge 58,5 cm, Schnabel 7 cm, Lauf 4,7 cm.


Fig. 191. Eiderente.

Schnabelwurzel zu beiden Seiten hoch in die Stirn hinaufgehend; Schulterfedern sichelförmig; Männchen: Schnabel und Füße mattgrün; über den Augen ein breites, schwarz violett schillerndes Band; Scheitel dieselben Farben; Genick und Seiten des Oberhalses blaßgrün; Bauch, After und Steiß schwarz, sonst weiß. Weibchen: Gefiederhauptfarbe rostgelb, schwarz in die Quere gestreift; Flügeldeckfedern in der Mitte schwarz; Bauch und After dunkel aschgrau mit schwarzen Streifen.

Hochnordischer Vogel. Im Winter häufiger an den Ostsee- als den Nordseeküsten. Brüten in ungeheuern Scharen. Liefern die bekannten Eiderdaunen, welche entweder aus dem Neste des Vogels, und das sind die besten, genommen oder dem todten Vogel ausgerupft werden.

Gattung: **Ruderente,** Undina *Naum.*

Eine Art.

Der nach vorn abfallende, schaufelförmige Schnabel ist an der Wurzel breit und hoch; der breite Rand des Oberkiefers überragt den Unterkiefer; der Nagel länger als breit; Nasenlöcher oval auf dem

obersten Drittel des Schnabels; Stirnbefiederung spitzwinkelig vortretend; Ständer kurz, stark, langzehig, mit großen Schwimmhäuten; Schwanz keilförmig zugespitzt mit spitzen, harten Federn; Flügel klein und gewölbt.

20. Art. **Ruderente,** Undina mersa *Pall.* Anas leucocephale *Lath.*
Weißköpfige Ente.

Spiegel nicht erkennbar.

Länge 41,2 cm, wovon 10,7 cm auf den Schwanz gehen; Schnabel 5 cm, Lauf 3,9 cm.

Schnabel etwas schaufelförmig, blau; Füße braun; Scheitel schwarz; Wangen, Kehle und Hinterkopf weiß; Unterhals und Nacken schwarzbraun; Oberrücken, Brust und Flanken schön dunkelrostroth mit feinen schwarzbraunen Zickzacklinien; Steiß rostfarbig mit Purpurschiller; Schwanz schwarz; Bauch und After rostgelbweiß. Weibchen: Scheitel braun, Unterhals schwarzbraun; alles Rostfarbige grünbraun überflogen.

Mehr im Osten von Deutschland zu Hause, auf dem großen asiatischen Binnenmeere. Zuweilen in Schlesien und den Ländern Oesterreichs.

Gattung: **Sägerente,** Mergus *Linné.*

Der Schnabel lang gestreckt, dünn, an der Spitze mit einem rückwärts gekrümmten Haken. An den Rändern beider Kiefer rückwärts gerichtete Zähne und zwar im Oberkiefer eine Doppelreihe, in welche die einfache des Unterkiefers eingreift. Nasenlöcher länglich rund und durchsichtig, erreichen nicht die Mitte des Schnabels; Fußwurzel kurz; Füße wie bei den Tauchenten; Zehen lang, die vordern 3 durch eine Schwimmhaut bis an die Nagelwurzel verbunden, die innern an der inwendigen Seite belappt; Hinterzehe frei mit häutigem Flügel; Flügel mittelmäßig; Schwanz kurz, breit, 16—18federig; die ausgewachsenen Vögel haben ein buschiges Gefieder, eine oft ziemlich starke Holle am Hinterkopf.

Stand-, Strich- oder Zugvögel; lieben die Gesellschaft ihrer Art; sind lebhaft, vorsichtig und scheu; leben meist auf dem Wasser (Meer und großen Flüssen). Nahrung: lebende Fische, Amphibien, Conchylien, Wasserinsekten, auch wol Frösche und Gewürm.

21. Art. **Gänsesäger,** Mergus merganser *Linné.* Mergus castor *Linné.*
Großer Säger. Biberente.

Spiegel weiß.

Länge 70 cm, Schnabel 6,9 cm, Lauf 4,9 cm.

Schnabel und Füße roth; Kopf nebst dickbuschiger Holle und Oberhals schwarzgrün mit violettem Schiller; Mantel schwärzlich, mit einem

großen weißen Fleck auf dem Flügel; Hals und unten weiß mit einem schönen, rosenrothgelblichen Anfluge (geht bald nach dem Tode fast ganz verloren); Unterrücken und Schwanz bräunlich aschgrau. Weibchen: Federbusch länger, nebst Kopf und Oberhals rostbraun; unten weiß, sonst aschgrau; Spiegel weiß ohne Querband; der häufigste unter den Sägern.

22. Art. **Langschnäbliger Säger,** Mergus serrator *Linné.* Merganser serrator *Bp.* Mittlerer Säger.

Der helle Spiegel des Erpels mit 2, der Ente mit einer dunkeln Querbinde.

Länge 54,5 cm, Schnabel 7 cm, Lauf 4,5 cm.

Schnabel zinnoberroth; Füße orange; Kopf, der lange Federbusch und Oberhals schwarzgrün glänzend; weißer Halsring; Brust rothbräunlich, schwarz gefleckt; am Flügelgelenk 5—6 schwarz eingefaßte Flecken; Oberrücken und Schultern tief schwarz; Bauch weiß. Weibchen: Kopf, Federbusch und Hals rostbraun; Kehle und Bauch weiß; Brust und Vorderhals tief aschgrau, weiß marmorirt.

23. Art. **Weißer Säger,** Mergus albellus *Linné.* Mergulus albellus *Kemp.* Kleiner Säger. Möventaucher, Nonnentaucher.

Spiegel schwarz mit weißer Einfassung.

Länge 40,5 cm, Schnabel 3,8 cm, Lauf 3,1 cm.

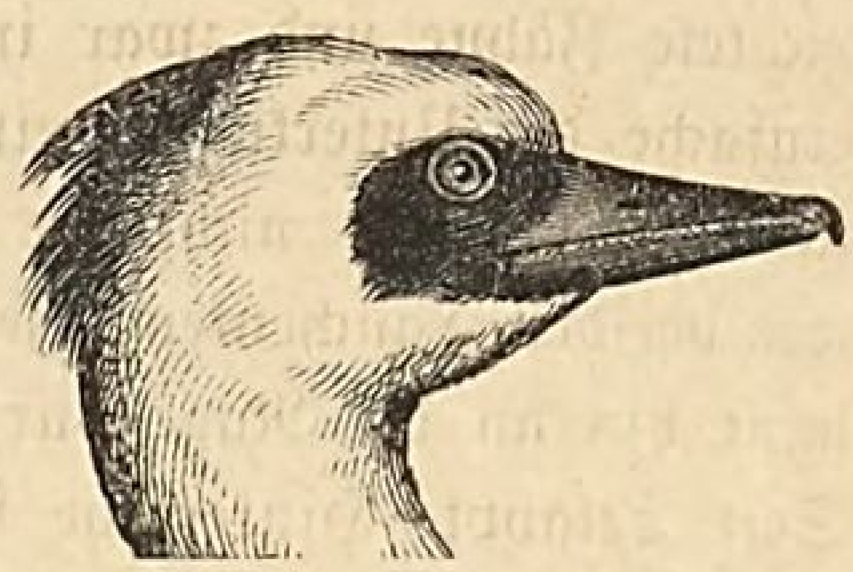


Fig. 192. Kopf des weißen Sägers.

Schnabel und Füße blau; weiß, auf dem Mantel streifig schwarz gescheckt; Schläfe nebst einem Längsflecken am Hinterkopf schwarzgrün glänzend; Schwanz aschgrau; Flanken und Schenkel mit solchen Zickzacken. Weibchen: Kopf und Wange rostbraun; Kehle, Oberhals, Bauch und After weiß; Unterhals, Brust, Flanken und Steiß hell aschgrau; Rücken und Schwanz dunkelgrau; Flügel weißgrau, schwarzbunt.

Jagdarten auf Enten.

1. Anschleichen mit dem Schießpferde[1] oder hinter dem Wisch.

Da die Enten so äußerst schlau und scheu sind, ist beim Anschleichen große Besonnenheit und Sachkenntniß nöthig, und man bedient sich da-

[1] Mir scheint die Geschichte vom Schießpferde eine Erbschaft zu sein, welche sich aus einem Buch in das andere fortpflanzt; ich habe nirgends ein Schießpferd gesehen. (v. R.)

bei noch einiger Blendmittel. Zuerst das Schießpferd. Daß man zu diesem Behuf vorzüglich fromme Pferde wählen muß, versteht sich von selbst. Es kommt aber auch die Größe und Farbe des Pferdes in Betracht. Es muß so groß sein, daß der Schütze sich ohne Unbequemlichkeit hinter demselben verbergen kann. Braune Pferde sind die tauglichsten, weil diese Farbe sehr gemein, die Ente solche häufig auf den bei Teichen und Seen belegenen Vieh- und Pferdehütungen zu erblicken gewohnt ist und sich mithin weniger scheut. Man legt dem Pferde, wenn man es abrichten will, eine Halfter um, befestigt an dem Nasenbande, das mit einem Ringe versehen wird, eine gedoppelte Leine (Schießleine), zieht mit dieser, die zwischen den Vorderfüßen des Pferdes durch genommen und über dem Rücken [1] zusammengebunden wird, den Kopf des Pferdes zur Erde und gibt demselben dadurch eine Stellung, als ob es graset. Man gewöhnt das Pferd in dieser Stellung langsam neben dem Schützen herzugehen, bei dem leisesten Anhalten der Leine stillzustehen, sich auf einen gelinden Antrieb zu wenden u. s. w. Es muß aber auch an das Abfeuern der Flinte, die auf den Rücken des Pferdes aufgelegt wird [2], gewöhnt werden. Und nun die Verfahrungsart beim Anschleichen (Anziehen). Der Schütze reitet gewöhnlich in den ersten Frühstunden nach den Teichen oder Seen, wo er Enten zu finden vermuthet. Sobald er eine Kette (Schar) gewahr wird, die auf einer schußmäßigen Entfernung vom Ufer liegt, sattelt er das Pferd, dem er bereits zu Hause den Schießhalfter umgelegt hat, ab, und kuppelt solches auf die vorbeschriebene Art. Der Hund, dessen Dienstleistung sich bei dieser Jagd einzig und allein auf das Apportiren aus dem Wasser einschränkt, bleibt so lange, bis der Schuß fällt, zurück, und wird in dieser Absicht durch Dressur dahin gebracht, daß er sich neben dem Sattel hinlegt und dort den Schuß abwartet. Der Schütze zieht hierauf mit dem Schießpferde, erst in einer weiten Entfernung, und zwar gegen den Wind, an den Enten vorbei, wendet sodann das Pferd, indem er zu gleicher Zeit auf die andere Seite tritt, nach einer entgegengesetzten Richtung und sucht sich solchergestalt den Enten, an denen man jedoch einigemal und so lange, bis sie sich an den Anblick des Pferdes gewöhnen, vorbeiziehen muß, bis auf die gehörige Schußweite zu nähern, da alsdann das Pferd leise angehalten und die Flinte behutsam auf dem Rücken aufgelegt wird, um zu Schuß zu kommen. Sobald der Schuß fällt, eilt der Hund herbei, um die erlegten Enten aus dem Wasser zu holen. Daß der

---

[1] Einige Schützen fesseln die Schießpferde an den Vorderfüßen und binden an jede Fessel einen Bügel der Schießleine, welches jedoch für das Pferd bei weitem unbequemer ist.

[2] Wobei man wahrscheinlich fehlschießen wird. (v. R.)

Schütze sich übrigens sehr sorgfältig hinter dem Pferde verbergen, sehr langsam hin- und herziehen, öfters anhalten und alle Behutsamkeit anwenden muß, bedarf wol keiner Erinnerung. Fromme und von Natur geduldige Pferde gewöhnen sich leicht an das Anziehen und grasen zuletzt, ohne daß man sie ängstlich kuppeln darf, ungestört fort. Um den Hund zum Zurückbleiben zu gewöhnen, legt man ihm anfangs die Dressirleine um und läßt ihn neben dem auf der Erde hingelegten Sattel tout beau machen. Man entfernt sich und bedroht ihn, sobald er aufzustehen und dem Jäger zu folgen Miene macht, läßt ihn erst eine kurze Zeit, dann länger liegen, geht auf eine weitere Entfernung von ihm, straft, wenn er nachkommt, lobt, wenn er liegen bleibt und bringt ihn dadurch endlich so weit, daß er selbst dann, wenn er den Jäger nicht mehr erblickt, an der angewiesenen Stelle so lange zurückbleibt, bis er den Schuß hört oder der Jäger zurückkommt. Man nimmt gern eine scharf- und weitschießende Flinte, welche man mit Schrot von Nr. 2 und 3 ladet. Schützen, die nicht mit einem Schießpferde versehen sind, ziehen die Enten gewöhnlich mit dem Wische an. Es ist dieses ein aus Strauchwerk verfertigter Schirm, den man vor sich herträgt und hinter dem man sich auf ähnliche Art wie hinter dem Schießpferde verbergen kann. Auf Seen, Teichen und andern Gewässern, die keine jähen Ufer haben, und in die man auf eine mäßige Strecke hineinwaten kann, ingleichen auf überstauten Wiesen ist der Gebrauch des Wisches besonders deshalb vortheilhaft, weil man sich den Enten selbst dann, wenn sie weit vom Ufer ab liegen, nähern kann, was mit dem Schießpferde nicht der Fall ist. Indessen hat diese Art, die Enten anzuschleichen, außer dem, daß sie sehr mühsam ist und beinahe noch mehr Geduld und Behutsamkeit wie die mit dem Schießpferde, das die Enten weniger scheuen, erfordert, überdies die Unbequemlichkeit, daß der Schütze oft bis über den Gürtel ins Wasser hineinwaten muß, was freilich für jemand, der die Jagd blos aus Liebhaberei treibt, eben nicht sehr anziehend ist. Wenn man die Enten mit dem Wische anzieht, bleibt der Hund ebenfalls zurück. Man legt zu dem Ende die Schießtasche ab und läßt ihn neben dieser tout beau machen, bis der Schuß fällt. Man bedient sich übrigens des Schießpferdes sowol als des Wisches[1] selten anders, als wenn man ganze Scharen von Enten beisammen antrifft, wenn man einige auf Einen Schuß zu erlegen Hoffnung hat, und wenn mithin die Mühe mit dem Gewinn in Verhältniß steht.

---

[1] Es wird mit dem transportabeln Wisch wol dieselbe Bewandtniß haben wie mit dem Schießpferde. (v. R.)

Daß man sich den Enten, wenn man coupirtes Terrain hat, sodaß man sich zu verbergen im Stande ist, ebenso ohne solche Vorrichtungen anschleichen kann als bei anderm Wilde, bedarf kaum einer Erwähnung und ist dasselbe für junge Jäger eine sehr gute Uebung. Im Winter, wo die Enten auf die einzelnen offenen Stellen der Flüsse und Bäche fallen, ist das Anschleichen oft sehr lohnend.

2. Entenschießen vom Kahne ab.

Auf Gewässern, die auf eine große Strecke vom Ufer ab mit Rohr und Schilf verwachsen sind, ist das Anschleichen nicht möglich. Wer hier Enten schießen will, muß ihnen auf Kähnen beizukommen suchen. Manche Jäger bedienen sich der Kähne vorzüglich während der Mauser der Entriche, die sich zu dieser Zeit größtentheils im Rohr und Schilf verbergen, um dort vor den Raubvögeln Schutz und Decke zu suchen. Der Schütze muß jemand zum Rudern bei sich haben, um nicht am Schießen verhindert zu werden. Wenn man den Kahn anstatt zu rudern mittels einer langen Stange schieben lassen kann, so ist es um so besser, weil das letzte weniger Geräusch macht. Man muß sehr langsam und immer gegen den Wind fahren. Wenn man an Oeffnungen kommt, läßt man stillhalten, um, wenn vielleicht mehrere Enten beisammen liegen, auf diese einen Schuß anzubringen. Sobald eine Ente aus dem Rohr herausfliegt, hält der Ruderer ebenfalls inne. Der Entrich, der zur Mauser wegen der ausgefallenen Federn ungern aufsteht, fliegt oft dicht vor dem Kahne heraus, und es gehört eben keine große Fertigkeit im Flugschießen dazu, um ihn zu erlegen. Wenn man große, mit Schilf und Rohr verwachsene Seen und Teiche in Gesellschaft mehrerer Schützen mit mehrern Kähnen befährt, so müssen diese stets in einer Linie und gleichweiten Entfernung voneinander bleiben, die Schützen aber der Vorsicht wegen nie anders, als wenn die Ente in gerader Richtung vor dem Kahne, nicht aber wenn sie zur Seite fliegt, schießen. So oft ein Schuß fällt, halten sämmtliche Kähne so lange an, bis der Hund, welcher mit im Kahne sein muß, die erlegte Ente gebracht und der Schütze wieder geladen hat.

Auf dem Kahne wird man sich mit besserm Erfolge eines Wisches bedienen, als wenn man ihn vor sich hertragen und dabei auch noch schießen soll, und besonders auf die sehr scheuen Taucher ist ein Versuch mit ihm der Mühe werth. Die Beschreibung lasse ich (v. R.) aus meinem „Waidwerk“ (S. 967) folgen: „Dieser Wisch ist ein mit Schilf oder Stroh so weit verkleideter Kahn, daß ein Jäger und ein Ruderer dürftig Raum zum Schießen, resp. Rudern haben; um die Taucher an den An-

blick dieser Kähne zu gewöhnen, verkleidet man auf diese Weise einen oder mehrere, legt sie fest oder läßt sie auch, da wo sie nicht verloren gehen können, treiben, bis man bemerkt, daß die Taucher in ihrer Nähe vertraut bleiben, dann benutzt man sie zur Jagd. — Die Bewegung des Ruders muß aber gleichwol möglichst verborgen werden, um die scharfsichtigen Vögel nicht von neuem mistrauisch zu machen."

Auf der internationalen Jagdausstellung in Cleve vom Jahre 1881 machte eine zur Entenjagd bestimmte Schrotspritze (Mitrailleuse) nicht geringes Aufsehen, deren Erfinder der Fabrikant des „Diana-Gewehrs" H. Pieper in Lüttich ist. — Dieses Massenmord-Instrument kann natürlich nur da anwendbar sein, wo Wildenten zu Hunderten einzufallen pflegen, andernfalls Umstände und Kosten sich nicht lohnen würden.

Folgendes ist die Beschreibung: „Der Lauf, aus einem einzigen Stück Stahl gearbeitet und 75 cm lang, ist siebenschüssig für Kaliber 12 mit choke rifled (Würgezügen).

Die Wirkung des choke rifled bei grobem Schrot ist geradezu erstaunlich, von der ganzen, aus 500 Schroten N. BB (englisch) bestehenden Ladung saßen auf 100 m Entfernung, 490 Schrote in der 2 qkm großen Scheibe. — Man kann behaupten, daß selbst noch auf 150 m die Wirkung eines solchen Schusses, welcher einen Flächenraum von 3 m deckt, für einen Zug wilder Enten oder Gänse von wahrhaft verheerender Wirkung sein muß. — Die bewegliche Kammer, außerordentlich einfach und solid construirt, wird durch eine Handhabe und einen Hebel bequem geöffnet und wieder geschlossen. Die abgeschossenen Hülsen wirft ein Extractor beim Oeffnen der Kammer heraus und man führt die geladenen Patronen wie bei einem Gewehre ein. Dann wird die Kammer geschlossen und da die Schlagfedern durch die Oeffnungsbewegung schon gespannt wurden, so ist die Waffe zum Schuß fertig.

Der Abzug ist unter einem sehr handlichen Pistolengriff angebracht, der sich zu einem Gewehrschaft verlängert, sodaß der Schütze die Waffe wie ein Gewehr an die Schulter und in die Visirlage bringen kann. — Die Waffe selbst bewegt sich ohne die geringste Schwierigkeit auf einem sinnreich construirten Fuß nach allen Richtungen hin und her (Nußbewegung), sowie auf und nieder. — Die Schüsse können durch rasches Abdrücken alle miteinander oder durch langsamen Druck nacheinander in beliebiger Schnelligkeit abgegeben werden."

Diese Mitrailleuse erinnert an die ultima ratio alter Jagdschriftsteller, die Karrenbüchse, sie kostet 1200 Mark.

3. Vom Anstande auf Enten.

Um die Enten auf dem Anstande zu erlegen, stellt man sich, wohl verborgen, entweder vor Sonnenuntergang an dem Ufer der Seen und Teiche an, wo die Ente um diese Zeit einfällt, oder man fährt, wenn die Gewässer an den Ufern mit Schilf und Rohr verwachsen sind, auf einem Kahn hin und sucht sich eine Stelle im Schilf aus, wo man offenes Wasser vor sich hat. Um sich desto sorgfältiger zu verbergen, beugt und bindet man das Schilf über dem Kahne bis auf eine kleine Oeffnung zum Schießen zusammen, und setzt in einer schußmäßigen Entfernung eine zahm erzogene wilde, oder in Ermangelung dieser eine zahme graue Ente, und noch besser zwei oder drei dergleichen als Lockenten auf das Wasser hin. Damit sie nicht fortschwimmen, wird ihnen ein Bindfaden an die Füße gelegt und sie mit diesem, wenn wilde Enten ankommen, angezogen (angeruhrt), um sie zum Schreien (Locken) zu vermögen. Da die wilden Enten und besonders die Erpel sich gemeinhin nahe bei der Lockente niederlassen, so schießt man, um die letztere nicht zu verletzen, gewöhnlich im Fluge.

Besonders lohnend ist der Anstand vom August bis October auf solchen Stellen in den Brüchen, welche reichlich mit Manna oder Schwadengras (Festuca fluitans L.) bewachsen sind, wenn die Enten nach dem reifen Samen desselben, ihrer Lieblingsnahrung, kommen, was gewöhnlich mit Eintritt der Abenddämmerung geschieht. Auch an Gersten- und Haferäckern zur Erntezeit ist mit dem Abendanstande etwas auszurichten. Der Morgenanstand, wenn man sie da erwartet, wo sie von der Aesung zurück nach dem Wasser streichen, ist besonders in der Zugzeit auf alle Arten Enten oft sehr erfolgreich.

4. Von der Jagd auf junge Enten.

Es kommt bei dieser Jagd hauptsächlich auf die Lage und Beschaffenheit der Brütungsorte an, die man auf seinem Reviere hat. Je nachdem diese mehr oder weniger beschränkt, je nachdem sie mehr oder weniger zugänglich sind, je nachdem sind auch mehr oder weniger Veranstaltungen nothwendig. Auf kleinen beschränkten Feldbrüchen, ingleichen auf Wiesen kann man diese Jagd allenfalls allein, oft mit einem einzigen Hunde — und auch dies hat seine Annehmlichkeiten —, auf großen mit Schilf verwachsenen Seen, Teichen und Waldbrüchen dagegen nicht leicht anders als mit Zuhülfenahme mehrerer Jäger und Hunde betreiben. Obwol sie nun in diesem letzten Fall allerdings mit einigem Aufwande verknüpft ist, so ist sie doch auch in guten Brütejahren und unter ge-

höriger Veranstaltung bei weitem reichhaltiger und angenehmer. Man nimmt gewöhnlich die Zeit wahr, wenn die junge Ente, und wo mehrere Ketten sind, der größte Theil fluchtbar zu werden anfängt. Später hinaus ist die Jagd, aus leicht einzusehenden Gründen, mislich. Man muß zu dem Ende einige Zeit vorher öfters nachsehen lassen, auch, wenn man Gelegenheit hat, die alten Enten wegzuschießen suchen, weil diese sonst die junge Kette gern fortführen, welches besonders auf Wiesen, die an Flüsse grenzen, der Fall ist. Wenn die alte Ente kurz vor dem Hunde mit Geschrei aufsteht und nahe am Boden unruhig umherschwärmt, so ist dies ein Beweis, daß die Jungen noch sehr klein sind. Solange diese noch nicht völlig fluchtbar sind, tauchen sie bei Annäherung des Hundes plötzlich und sehr schnell unter, und kommen oftmals erst in einer großen Entfernung wieder zum Vorschein; daher sie unter diesen Umständen dem Hunde viel zu schaffen machen. Mit fermen, zum Vorstehen gearbeiteten Hühnerhunden auf Enten Jagd machen zu wollen, würde geradezu zwecklos sein. Nicht zu gedenken, daß man mit diesen offenbar weniger ausrichtet, so verdirbt man sie noch überdies. Sie werden hitzig, verlieren Dressur und Gehorsam, leiden auch bei öfterm Gebrauch im Wasser nicht selten an der Nase. Am besten, man hält sich einen oder mehrere Hunde zu diesem besondern Gebrauch, und richtet diese einzig und allein zum Apportiren ab. Die rauhhaarigen Hühnerhunde, ja selbst die Pudel sind zu diesem Behuf die tauglichsten. Je feuriger, lebhafter der Hund ist, je anhaltender und eifriger er im Wasser, Schilf und Rohr arbeitet, desto mehr wird er dem Endzweck entsprechen. Was die Art und Weise, wie man bei der Jagd selbst zu Werke geht, anlangt, so muß ein jeder die Beschaffenheit der Brütungsorte in Betracht ziehen und hiernach seine Veranstaltungen bald so, bald anders treffen. Wenn man nun z. B. auf seinem Revier entweder beträchtliche Waldbrüche oder große mit Schilf und Rohr verwachsene Seen und Teiche, und mithin die Jagd im Großen zu betreiben Gelegenheit hat, so muß man auch für eine hinlängliche Anzahl von Jägern und Hunden sorgen. Auf Waldbrüchen kommt es nun hinwiederum darauf an, ob diese mit hohen oder niedrigen Gesträuchen bestanden, ob sie durchaus oder vielleicht blos an den Rändern zugänglich sind, und ob sich hiernach die Schützen während der Zeit, daß einige Jäger mit den Hunden durchziehen, an den Rändern vorstellen, oder ob sämmtliche Schützen in Einer Linie und verhältnißmäßiger Distanz mit durchgehen können. Daß man den Wind dabei in Acht nehmen und beim Schießen äußerst vorsichtig sein muß, bedarf wol kaum einer Erinnerung. Wie man auf großen, mit Schilf und Rohr verwachsenen Seen und Teichen

zu Werke geht, ist schon vorhin erwähnt. Wenn man auf diesen einige 1—2,50 m breite und in gerader Linie bis zum Ufer heranlaufende Oeffnungen durchs Rohr durchhauen lassen kann[1], so ist dies deshalb gut, weil man auf diesen die vor den Hunden schwimmend herziehenden Enten um so leichter erlegen, oftmals unter eine ganze beisammen schwimmende Kette einen Schuß anbringen kann. Während der Zeit, daß die Hunde im Wasser arbeiten, müssen einige Jäger vorlängs dem Ufer hinziehen, um die Hunde anzutreiben. Wenn sich unter den Brütenten eine und die andere noch nicht völlig ausgewachsene Kette befindet, so werden diese verschont und zu einer zweiten Jagd aufgespart.

Auf Feldbrüchen von geringem Umfange, die oftmals von einem Schützen allein beschossen werden können, bedarf es nun weniger Umstände. Man geht während der Zeit, daß der Hund den Bruch durcharbeitet, längs dem Rande, bis die Ente entweder schwimmend zum Vorschein kommt oder herausfliegt, wobei man jedoch auf den ersten Fall beim Schießen sehr behutsam sein muß, weil die Ente oft nahe vor dem Hunde herzieht und man diesen leicht verletzen kann, wenn man sich übereilt. Auf Wiesen, wo die Ente sich vorzüglich in den mit Schilf verwachsenen Gräben aufhält, müssen diese abgesucht, hier aber der Hund sehr kurz gehalten werden, weil man sonst nicht zu Schuß kommt, und die Ente, oftmals die ganze Kette, entweder in einer zu großen Entfernung herausfliegt, oder auch wol ohne aufzustehen vor dem Hunde herschwimmt, hin und wieder untertaucht, von einem Graben in den andern, wenn ein Fluß anstößt, nach diesem herüberzieht, ja zuweilen in die Wiesen ausläuft und sich hier einzeln zerstreut.

Bei keiner Jagd ist es so nothwendig, daß von den Theilnehmern mit größter Vorsicht geschossen wird, als bei der Entenjagd, weil die Schrote beim Aufschlagen auf das Wasser nach den verschiedensten Richtungen abprallen. Angeschossene Enten verbeißen sich oft unter Wasser. Wenn man sie in Ruhe läßt, so pflegen sie sich späterhin aufs Trockene zu begeben, wo der Hund sie leicht greifen kann.

Die Jagd auf die andern Sumpf- und Wasservögel ist meist Gelegenheitssache; man sucht sich anzuschleichen, baut unauffällige Hütten aus dem Material der Umgebung, gräbt Erdlöcher zum Ansitz aus und sucht sich ihnen eben auf die der Oertlichkeit und dem geschilderten Charakter der zu jagenden Vögel entsprechende Weise zu nähern.

Bei fliegenden größern Wasservögeln beachte man, daß ein Schuß

---

[1] Das Schilf darf aber nicht glatt gehauen werden, oder noch besser, man haut die Schneusen so früh, daß sie etwa eine Hand hoch wieder zuwachsen, denn über kahle Flächen lassen sich die Enten oder Gänse nicht treiben, sondern tauchen unter. (v. R.)

von vorn durch die sehr dichte Federlage stark geschwächt, auf größere Entfernungen sogar wirkungslos wird, weshalb man ihnen am besten so schnell als möglich nachschießt.

Auf dem Wasser sowie auf weiten ebenen Dünen unterschätzt man sehr leicht die Entfernung.

Vom Entenfangen.

Die Enten werden auf dem Entenherde, in dem Entenfange, mit Hamen, Stecknetzen, Angeln und Schlingen gefangen.

1. Der Entenherd.

Der Entenherd wird entweder nahe am Ufer eines Teiches oder Flusses, oder auch wol im Teiche oder Flusse selbst angelegt. Sowol zum Entenherde als Entenfange hat man Lockenten nöthig. Man erhält diese am besten dadurch, daß man die Eier einer wilden Ente durch eine zahme ausbrüten läßt, alsdann aber die Jungen mit andern zahmen Enten aufzieht. Es wird nun, wenn der Entenherd auf dem Ufer angelegt werden soll, der Platz dazu gehörig geebnet und zubereitet, und dann die Schlagwände [1] eingepaßt und zugerichtet.

Die Hütte des Entenfängers wird in einer verhältnißmäßigen Entfernung von dem Herde angebracht und mit Schilf und Rohr, weil die Enten an diesen Anblick gewöhnt sind, bekleidet. Wenn der Herd völlig eingerichtet ist, werden die Enten zuvörderst einige Tage mit Hafer und aufgequellter Gerste oder Malz gekirrt, bis sie ungescheut einfallen. Die Lockenten werden während der Kirrung auf dem Herde angefesselt. Sobald man gewahr wird, daß die Enten die Kirrung annehmen und der Wind gut ist (es muß dieser von dem Herde gegen die Hütte des Entenfängers zu stehen), kann man mit dem Fangen vorgehen. Die beste Tageszeit sind die Morgen- und Abendstunden, wenn sich Tag und Nacht scheidet. Die Garne werden fängisch gestellt und wenn eine angemessene Zahl Enten auf dem Herde ist, zugezogen. Man muß, wenn man einen Tag gestellt hat, den Herd wiederum einige Tage hintereinander frei lassen, ehe man wieder stellt. Die Ente ist auf dem Herde scheuer wie jeder andere Vogel, und es ist viel Behutsamkeit nöthig, wenn man zum Zweck kommen will.

---

[1] Schlagwände oder Schlaggarne sind nichts anderes als Netze, deren man sich auf den Vogelherden bedient, um mit diesen die auf dem Herde einfallenden Vögel zu bedecken, über deren Einrichtung bei Gelegenheit der Beschreibung von den Vogelherden das Nöthige gesagt ist. Zum Entenfange sind Netze von 80—100, ja 120 Fuß Länge erforderlich.

Die Entenherde, die in den Teichen oder Flüssen selbst angelegt werden, erfordern einen ungleich größern Kostenaufwand und viele zum Theil mühsame Zubereitungen. Da die ganze Einrichtung sich ohne beigefügte Zeichnungen nicht deutlich beschreiben und versinnlichen läßt, so wird auch blos das Hauptsächlichste berührt werden. Wenn sich in dem Teiche oder Flusse eine Insel vorfindet, so ist dies zur Ersparung der Kosten um so besser; wo nicht, so muß, und dies ist allerdings mit Kosten verknüpft, eine künstliche Anlage aufgeführt werden, die aber nicht leicht anders als in Teichen, die man ablassen kann, stattfindet. Es wird eine Art von Insel oder vielmehr Hügel, denn der Platz zu dieser Gattung Entenherde muß in der Mitte erhaben sein und von dem Wasser und den Schlagwänden wie ein Gewölbe nach der Mitte hinaulaufen, aufgeführt und mit Rasen bedeckt. Die Länge und Breite des Hügels muß ganz genau nach der Länge und Breite der Schlagwände, die Höhe nach dem höchsten Wasserstande des Teichs abgemessen werden. Wer die Kosten nicht scheut, thut wohl, wenn er zwei Hügel und mithin zwei Herde nebeneinander errichten läßt, was jedoch, so wie überhaupt die ganze Anlage nur da, wo die Ente in überaus großer Menge einfällt und man auf einen sehr reichhaltigen Fang rechnen kann, gerathen ist. Die Netze bestehen zwar ebenfalls aus Schlagwänden, die aber ungleich mehr Busen als die gewöhnlichen haben, und zu dem Ende mit 180 Maschen, die sämmtlich 6,5 cm weit sind, angefangen, 120 mal herumgestrickt und rund herum mit starkem Bindfaden verhauptmascht werden müssen. Zu jedem Herde sind zwei gegeneinander aufschlagende Wände nöthig. Die Hütte des Entenfängers wird, wo möglich, vom Herde gegen Südost aufgerichtet und ihr eine solche Stellung gegeben, daß der Entenfänger beide Herde übersehen kann. Von dem Stellen und Zurichten der Netze, was ausführlich zu beschreiben wegen der vielen dabei vorkommenden Handgriffe und Geräthschaften zu weit führen würde, wird nur bemerkt, daß die Schlagwände unter dem Wasser gestellt und von diesem bedeckt sein müssen. Die Lockenten werden entweder auf dem Herde angefesselt, oder noch besser auf dem Teiche ausgesetzt, in welchem Falle sie aber an den Flügeln gelähmt und ihr Futter auf dem Herde zu nehmen gewöhnt werden müssen. Ehe man mit dem Fangen vorgeht, werden die Enten ebenfalls auf dem Herde mit Hafer und Malz gekirrt.

2. Von dem Entenfange.

Durch diese Benennung, die hier im engern Sinne des Worts gilt, bezeichnet man eine gewisse zum Entenfangen errichtete Anlage, die nur

in solchen Gegenden, wo die Ente sich in zahlreicher Menge aufhält, lohnend ist. Der Entenfang wird nahe am Ufer eines Flusses oder Landsees angelegt, und zu dem Ende hier in einer etwa 80—100 Fuß langen und 8 Fuß breiten Strecke eine sehr dichte Anpflanzung von Werftweiden gemacht, von diesen aber eine Art von rundem Strauchgewölbe[1] oder vielmehr Bogengang verfertigt, dessen Seitenwände sowol an der Ufer- als der gegenüberstehenden Wasserseite so dicht sein müssen, daß keine Ente durchkriechen kann. Auf Flüssen, wo das Grundeis stark geht, wird zur Sicherung der Anlage unweit derselben ein Faschinendamm aufgeführt. An den beiden Oeffnungen oder Eingängen des Fanges sowol als an der Seitenwand nach dem Strome zu, in der man ebenfalls zwei bis drei Oeffnungen zum Hineinschwimmen der Enten machen muß, werden Fallthüren, die jedoch so eingerichtet werden müssen, daß sie sehr schnell niedergelassen werden können, angebracht, in der Wand nach der Unterseite aber zwei bis drei runde Löcher gemacht, und vor diesen kleine, von Weiden geflochtene Thüren, und zwar nicht Fallthüren, sondern sogenannte Zusetzthüren, deren Gebrauch in der Folge erklärt werden soll, vorgesetzt. Die Hütte des Entenfängers wird in einiger Entfernung vom Fange, wenn ein Baum in der Nähe ist, auf diesem, sonst auf Pfählen, aufgesetzt, und gehörig mit Schilf oder Weiden bekleidet. Die Lockenten werden theils außerhalb des Fanges, und zwar unweit der Oeffnungen, theils innerhalb derselben auf kleinen Schilfskaupen angefesselt. Der der Hütte zunächst ausgesetzten Lockente wird gewöhnlich ein Faden (Ruhrfaden) angelegt, um solche mit diesem, wenn sie sich zu wenig bewegt, aus der Hütte anziehen (anruhren) zu können. Vor der einen Oeffnung werden einige Stangen in das Wasser gestoßen, und diesen eine solche Stellung gegeben, daß man hier ein mit Seitenwänden und einer Decke versehenes Garn aufhängen kann. Um die Enten zu körnen, wird innerhalb des Fanges, sowol auf dem Wasser als auf einer quer durchgezogenen und an beiden Seiten befestigten breiten Bohle Hafer und Malz ausgestreut, vor der auf dem Wasser ausgestreuten Körnung aber einige Schilf- und Rohrkaupen angebracht, damit die Körnung nicht wegschwimmen kann. Die beste Jahreszeit zum Fange ist der Spätherbst. Der Entenfänger muß sich vor Tagesanbruch in der Hütte einfinden. Die Enten werden einige Tage vorher auf die nämliche Art, wie auf dem Herde, gekörnt. Sobald der Entenfänger gewahr wird, daß eine hinlängliche Anzahl Enten in den Fang hinein-

---

[1] Das Gewölbe muß wenigstens so hoch sein, daß man, obwol gebückt, im Kahne sitzend hineinfahren kann.

geschwommen ist, läßt er die Fallthürchen mittels der Zugleinen plötzlich nieder und begibt sich sodann zuvörderst nach den an der Uferseite des Fanges in diesem angebrachten Löchern, und stellt vor diesen, nachdem er zuvor die Thüren weggenommen, Hamen oder Garnsäcke, die auf ähnliche Art, wie die Garnsätze der Fischer, jedoch mit etwas weitern Einkehlen, gemacht sind, vor, und pflöckt solche bis an das Ufer hinaus. Sodann fährt er in einem Kahne nach der andern Seite des Fanges und sucht die Enten in die Garnsäcke hineinzutreiben. Hierauf fährt er nach derjenigen Oeffnung, wo die Stangen stehen, und hängt hier das Garn, welches jedoch ganz genau an die Oeffnung anschließen und tief in das Wasser herabgehen muß, auf. Nun begibt er sich mittels Aufhebung der Fallthüren in den Fang hinein, um die etwa noch umherschwimmenden Enten ebenfalls in die Garnsäcke hineinzutreiben oder zu tödten.

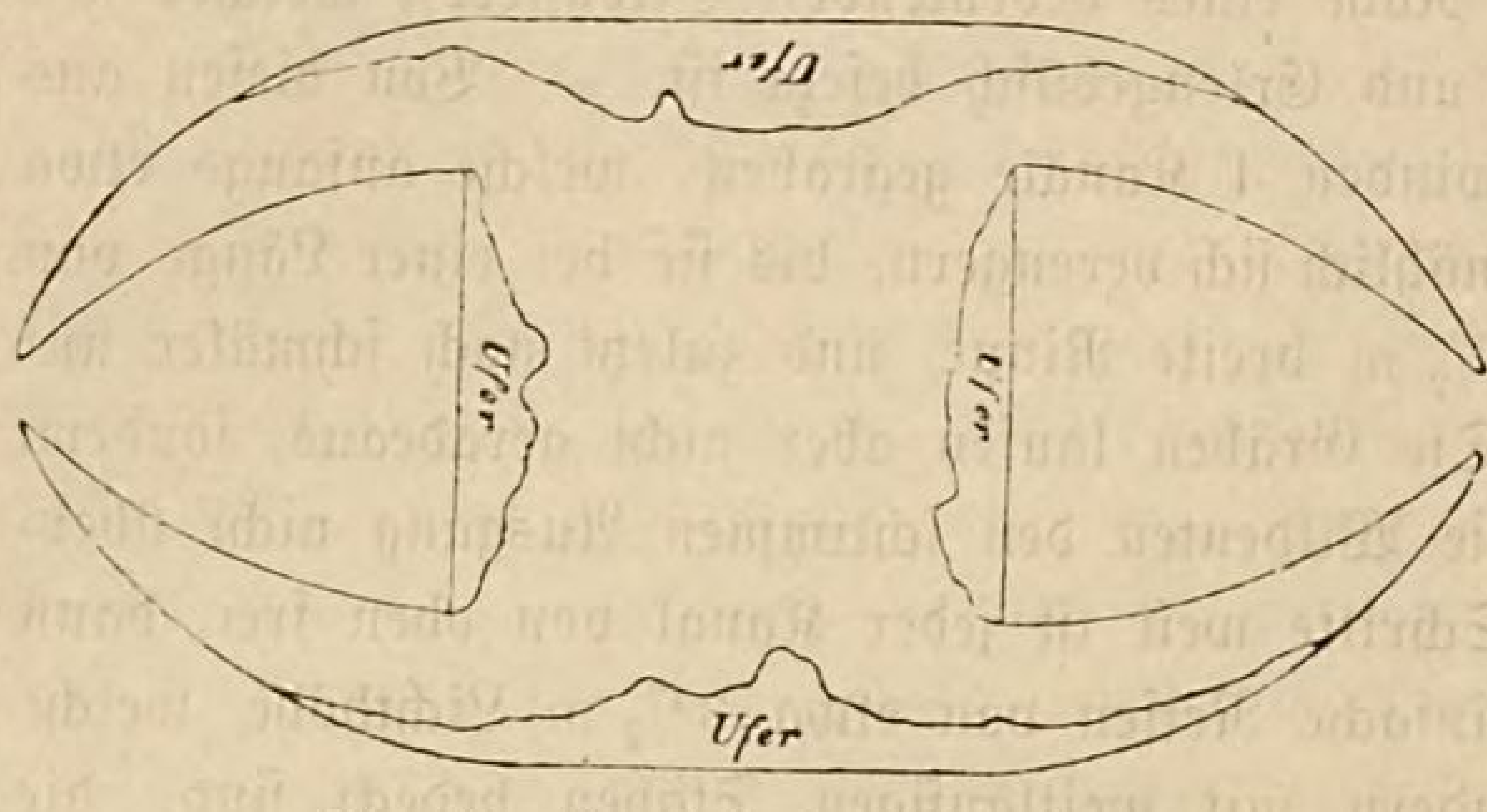


Fig. 193. Grundriß eines Entenfangs.

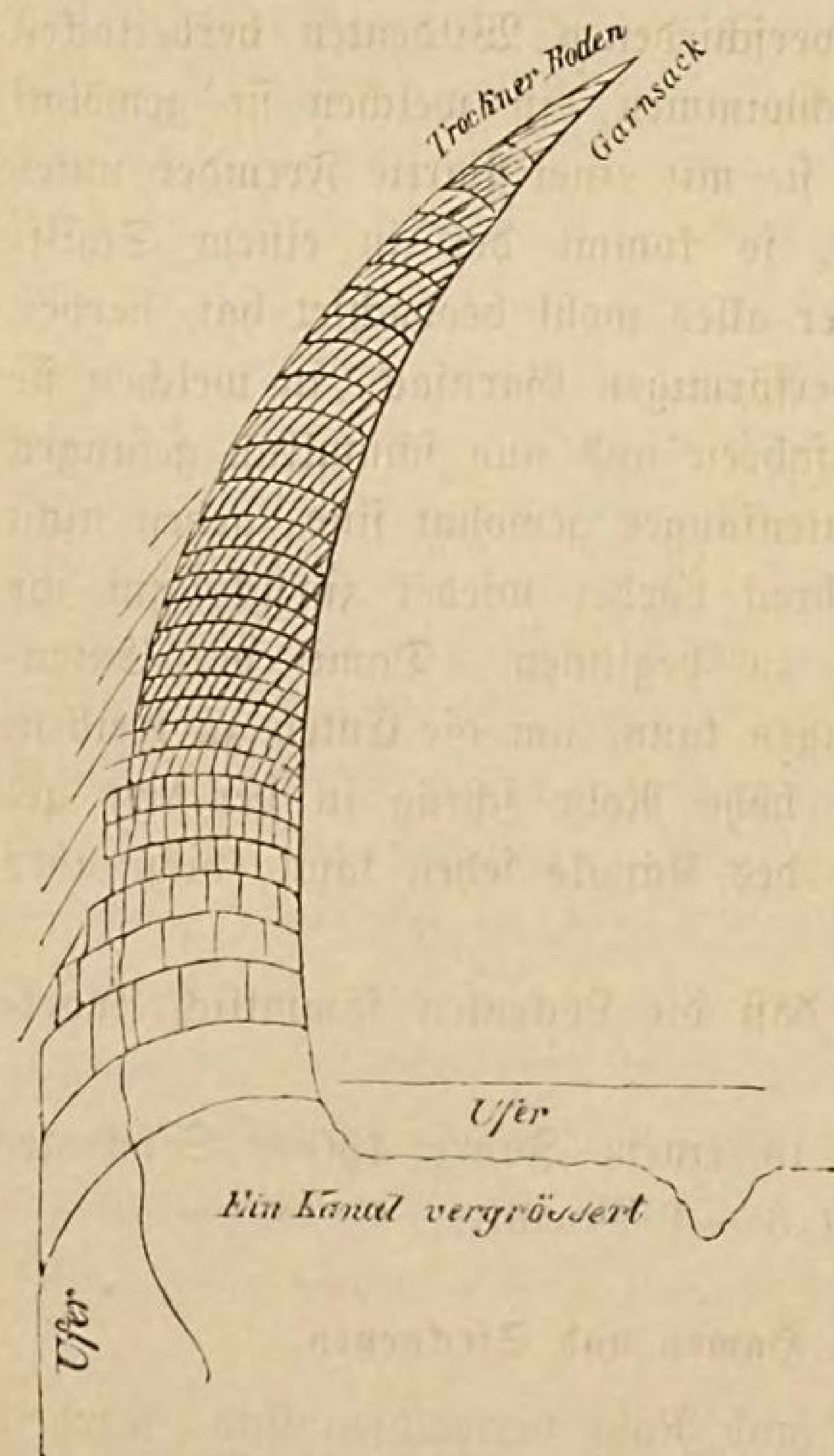


Fig. 194.

Großartige Anstalten zum Fange der Süßwasserenten sind die sogenannten Enten- oder Vogel-Kojen, welche man früher, wo die Enten noch häufiger waren, vielfach in Deutschland hatte, welche aber fast überall eingegangen sind und wol nur mit Vortheil noch auf den dänischen Inseln betrieben werden.

Die Entenfänge sind mit der Verminderung der Enten seltener geworden und werden wol nur noch auf einigen Nordseeinseln betrieben; wo die Enten nicht tausendfältig durchziehen, lohnt solche

theuere und mühselige Anlage nicht. Ich (v. R.) lasse hier die Schilderung einer Vogelkoje auf Sylt aus dem „Waidwerk" (S. 937) folgen, die Friderich sehr faßlich gegeben hat.

„Der sogenannte Entenfang ist ein kleiner Teich von etwa 100 m im Durchmesser (in der Nähe eines bedeutenden Gewässers), welcher mit Rohr, Schilf, Weiden- und Erlengebüsch besetzt ist. — Von diesen aus sind nach den 4 Hauptwinden 4 Kanäle gegraben, welche anfangs etwa 7 m breit sind, aber allmählich sich verengern, bis sie bei einer Länge von 50 Schritten in eine 1½ m breite Rinne, und zuletzt noch schmäler auf dem Trocknen enden. Die Gräben laufen aber nicht geradeaus, sondern im Halbmond, damit die Wildenten den schlimmen Ausgang nicht übersehen können. Zwölf Schritte weit ist jeder Kanal von oben frei, dann aber überspannen ihn einfache Reifen von etwa 3½ m Lichthöhe, welche je von einem zum andern mit weitläufigen Stäben bedeckt sind, die eine Art Laube oder ein weites Gitterwerk bilden; dieser wird im Verlauf immer enger und niederer, wie der Kanal an Größe abnimmt, und zuletzt ist er nur noch mit einem weitmaschigen Bindfadennetz überspannt, welches endlich in einem langen Garnsack endet. Auf dem Teiche sind nur dressirte Lockenten, welche die verschiedenen Wildenten herbeilocken und mit ihnen nach den Kanälen schwimmen, in welchen sie gewöhnt sind, ihr Futter aufzunehmen. Sind sie mit einer Partie Fremder unter das weite Gitterwerk geschwommen, so kommt der in einem Schilfhäuschen versteckte Entenfänger, welcher alles wohl beobachtet hat, herbei, und treibt sie vollends in den cylinderförmigen Garnsack, in welchen sie auch in der Angst blindlings hineinfahren und nun sämmtlich gefangen sind. Die Lockenten, welche den Entenfänger gewohnt sind, gehen nicht mit in den Cylindersack, sondern kehren vorher wieder zurück, um ihr verrätherisches Gewerbe von neuem zu beginnen. Damit der Entenfänger bequem zu den Kanälen gelangen kann, um die Enten zu treiben, sind schmale Lücken durch das 2 m hohe Rohr schräg in der Art gebahnt, daß er zwar nach der Spitze des Kanals sehen kann, nicht aber nach dessen Mündung."

Es sei dem noch hinzugefügt, daß die Lockenten sämmtlich flügellahm sind.

In einer Koje auf Sylt sind in einem Jahre 45000 Stück gefangen worden. — Der Fang dauert 3—4 Monate.

3. Vom Entenfangen mit Hamen und Stecknetzen.

Auf Gewässern, die mit Schilf und Rohr verwachsen sind, werden die Enten mit den nämlichen Hamen, von denen vorhin die Rede war,

auf folgende Art gefangen. Man läßt zu diesem Behuf 6—8 Hamen, außerdem aber auch einige Prellnetze verfertigen, welche letztere nach Art der Geleiter des Rebhühnertreibzeugs mit 7,8 cm weiten Spiegelmaschen gestrickt werden. Die Hamen oder Garnsäcke sowol als die Prellnetze werden quer durch das Schilf gestellt, und zwar in der Art, daß zwischen zwei Hamen immer ein Prellnetz, auf den beiden Flügeln aber, sowol nach dem Wasser als dem Ufer, blos Prellnetze zu stehen kommen und das Ganze ein einziges zusammenhängendes Zeug ausmacht. Sobald alles eingerichtet ist, werden die im Rohr befindlichen Enten mit einigen in einer Linie fahrenden Kähnen allmählich und ohne Geräusch, weil die Enten sonst auffliegen, nach den Hamen zu getrieben. Sobald man dem Zeuge nahe kommt, hält man mit Treiben inne, weil sonst diejenigen Enten, die gerade auf die Prellnetze oder Geleiter stoßen, auffliegen, dagegen sie, wenn man nicht zu stark antreibt, vorlängs den Prellnetzen fortschwimmen, und wenn sie an die Garnsäcke kommen, in diese hineinschlüpfen. Wenn man vorsichtig zu Werke geht, kann der Fang oft sehr reichhaltig ausfallen.

Der Entensteckgarne, welche wie die Hühnersteckgarne eingerichtet sind, bedient man sich vorzüglich auf junge Enten. Das Ingarn muß von starkem festen Zwirn, das Geleiter aber von starkem Bindfaden verfertigt werden. Das erstere hat runde, etwa 7,8 cm weite Maschen. Es muß sehr busenreich gestrickt und etwa 180 m lang und 18 Maschen hoch, das Geleiter dagegen, welches Spiegelmaschen hat, 100 Klafter lang, 4 Maschen hoch und jede Masche 31,4 cm weit sein. Das Geleiter wird wie bei den Rebhühnernetzen in Eins gestrickt, beim Gebrauch aber zur Hälfte zusammengelegt, und das Ingarn zwischen demselben eingebunden. Das Garn wird, nachdem vorher unten Stein- oder Bleigewichte angehangen werden, was auch bei den Hamen und Prellnetzen geschehen muß, auf ähnliche Art wie diese vermittels langer Stangen quer durchs Schilf und Rohr gestellt. Es muß 3 Spiegelmaschen hoch über dem Wasser stehen. Das Treiben geschieht, wie vorhin bei dem Entenfangen mit Hamen gezeigt worden. Man kann sich übrigens zu diesem Behuf auch der Hasengarne bedienen, die aber schlaffer wie bei dem Hasenfangen gestellt werden müssen, damit sie mehr Busen erhalten.

4. Vom Entenfangen mit Angeln.

Es werden einige von Pferdehaaren gedrehte Schnüre verfertigt und diese mit gewöhnlichen Angelhaken versehen; man läßt nun einige Pfähle von mäßiger Stärke in das Wasser stoßen, bindet an jede Schnur einen Stein, diesen aber hinwiederum sammt der Schnur mit einem bis

auf den Boden des Wassers hinabreichenden Bindfaden an den Pfahl, an dem er jedoch unter dem Wasser angebunden werden muß. Um den Angelhaken nicht tiefer, als erforderlich ist, sinken zu lassen, wird, wie bei jeder Angelschnur, ein Federkiel aufgesteckt. Zum Köder bedient man sich entweder kleiner Fische, oder noch besser einer Kalbs- oder Rehzunge. Beim Aufstellen wird der an den Pfahl angebundene Stein auf diesen gelegt, die Schnur mit dem Köder aber, nachdem solche vermittels des Federkiels gehörig gestellt worden, in das Wasser gesenkt. Der Erfolg ist nun, wie leicht einzusehen, kein anderer, als daß die Ente, die, sobald sie den Köder unter dem Wasser gewahr wird, nach diesem untertaucht und ihn verschlingt, durch den beim Anziehen der Angelschnur von dem Pfahl herabfallenden Stein in den Grund gezogen wird, von wo man sie demnächst, wenn man die ausgestellten Angeln auf einem Kahne befährt, mittels des an dem Pfahle festgemachten Bindfadens in die Höhe zieht und von dem Angelhaken losmacht. Die ausgestellten Angelhaken müssen übrigens öfters untersucht und mit frischem Köder versehen werden.

Nach einer Bemerkung Naumann's sollen indessen die Enten sehr geschickt verstehen den Köder loszumachen, ohne sich zu fangen, sodaß das Angeln auf Enten nicht als praktisch bezeichnet werden kann.

Familie: Taucher, Colymbidae.

Lamellen fehlen; der spitze Schnabel hart, scharfschneidig, mit ritzförmigen, verschließbaren Nasenlöchern; Hinterkopf an den Seiten verschmälert; die Ständer so weit hinten, daß die Vögel aufrecht gehen und stehen. Schwanz kurz oder fehlt.

Gattung: **Lappentaucher, Steißfuß,** Podiceps *Lath.*

Die 3 Vorderzehen sind bis zum ersten Gelenk mit einer Bindehaut, von da ab mit bogigen gefransten Lappen versehen; an der Hinterzehe häutige Säume. Der Lauf scharfkantig zusammengedrückt. Zügel nackt. Statt des Schwanzes ein Federpinsel. Gefieder pelzartig dicht. — Tauchen vorzüglich und fliegen ziemlich schnell.

Zugvögel; leben an Seen und Teichen von Fischen, Wasserinsekten u. s. w.

1. Art. **Gehäubter Steißfuß,** Podiceps cristatus *Lath.* Colymbus cristatus urinator *Linné.* Großer Lappentaucher.

Gesicht weiß, mit rostfarbenem Anflug; Scheitel, platte zweitheilige Holle am Hinterkopfe, wie der breite Backenkragen, glänzend schwarz;

an den Seiten des Kopfes rostroth; unten silberweiß, oben schwarzbraun; Länge 55 cm, Schnabel 4,8 cm, Lauf 6 cm.

An den nördlichen Küsten Deutschlands häufig. Nistet auch auf den größern Landseen.

2. Art. **Graukehliger Steißfuß,** Podiceps rubricollis *Lath.* Colymbus cucullatus, naevius *Pall.* Rothhalsiger Lappentaucher.

Federbüschel kurzfederig; ohne Kragen; Stirn, Scheitel und kurzer Federbüschel glänzend schwarz; Wange und Kehle mäusegrau; längs des Nackens ein breites, schwarzes Band sich herabziehend; Vorderhals und Oberbrust lebhaft rostbraun, sonst unten weiß; Spiegel und Flügelrand weiß; Flanken und Schenkel schwarzbraun gefleckt; Länge 42,4 cm, Schnabel 2,4 cm, Lauf 5,4 cm.

Kommen wie die vorige Art vor, nur nicht so häufig.

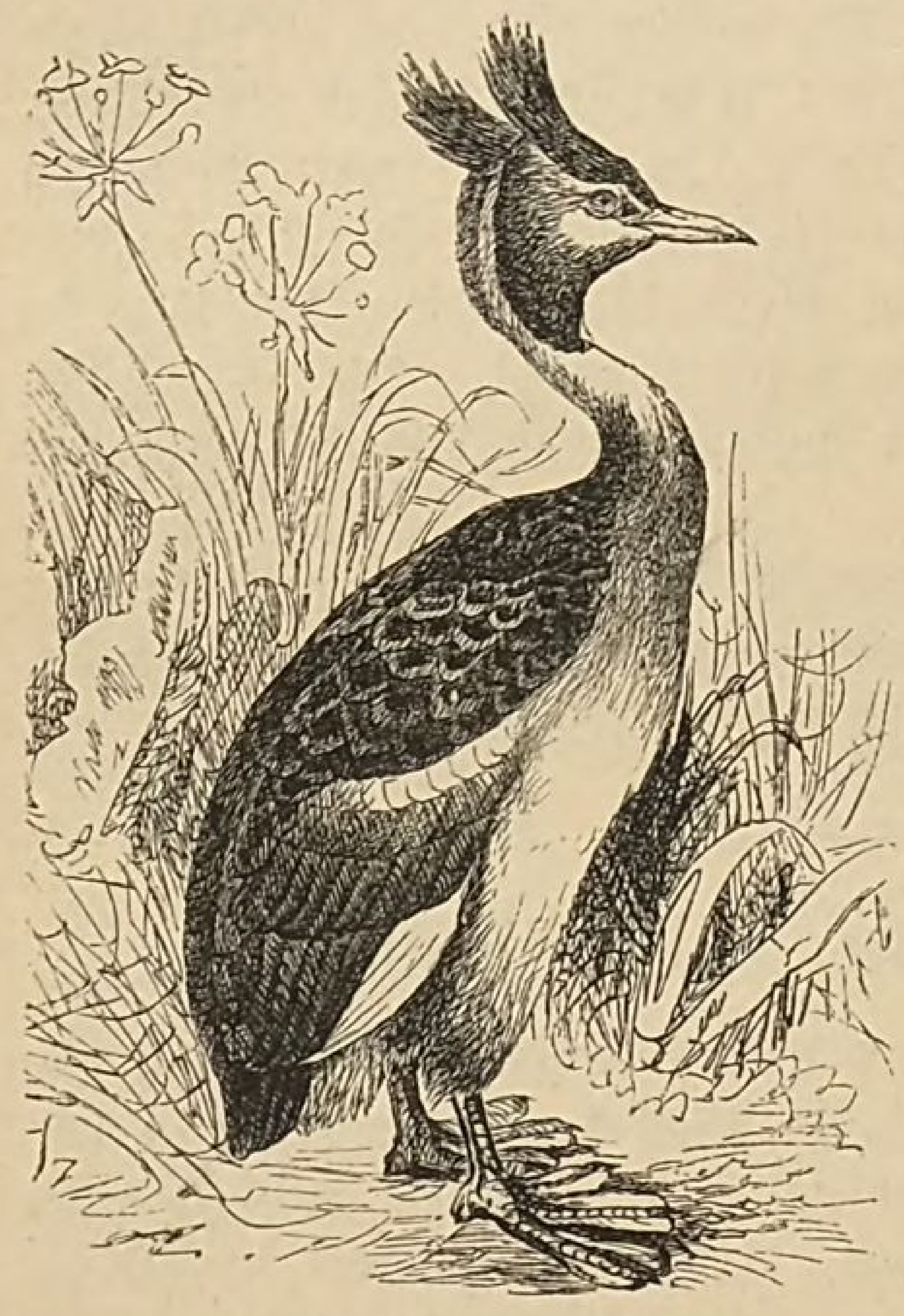


Fig. 195. Gehörnter Steißfuß.

3. Art. **Gehörnter Steißfuß,** Podiceps cornutus *Lath.* Gehörnter Lappentaucher, kleiner Kronentaucher, großes Goldohr.

Nackte Zügel; Schnabelwurzel und Spitze pfirsichroth; Scheitel und Kragen tief glänzend schwarz; hinter jedem Auge ein großer rostfarbener Federbüschel; zwischen Oberschnabel und Augen, Hals und Brust glänzend rostroth; unten weiß; oben schwärzlich; Länge 32,2 cm, Schnabel 2 cm, Lauf 3,6 cm.

Nordwestlicher Vogel. In Deutschland selten.

4. Art. **Geöhrter Steißfuß,** Podiceps auritus *Lath.* Colymbus nigricollis *Brehm.*

Gesicht, Scheitel, Holle und kleiner Kragen tief schwarz; hinter den Augen lange, pinselartige, rostfarbene Federbüschel; Kehle, Hals, Seiten der Brust und Oberkörper schwarz; Flanken und Schenkel dunkel kastanienbraun, unten weiß; Spiegel weiß. Länge 30 cm, Schnabel 2,2 cm, Lauf 4,2 cm.

Einzeln an den norddeutschen Landseen.

5. Art. **Kleiner Steißfuß**, Podiceps minor *Lath.* Colymbus minor *Linné.* Käferentchen.

Kehle, Scheitel und Nacken tief schwarz; Wangen, Schläfe und Vorderhals hoch rothbraun; Brust und Flanken schwärzlich, im übrigen unten grünschwärzlich, hier und da weißlich, Schenkel und Steiß rostfarbig; oben schwarzbraun; Länge 23,5 cm, Schnabel 1,7 cm, Lauf 3,2 cm. In Deutschland überall bekannt.

Gattung: **Seetaucher**, Colymbus *Linné.* Eudytes *Ill.*

Zwischen den Vorderzehen ganze Schwimmhäute. Läufe und Zehenwurzeln ringsum genetzt; Oberseite der Zehen getäfelt; Nagel der Mittelzehe viel länger als breit; Schwanz 20federig, kurz und abgerundet; Zügel befiedert; Schnabel pfriemenförmig zugespitzt. — Erste Schwinge die längste.

Große Vögel mit ausgezeichnetem Schwimm- und Tauchvermögen. — Heimat der hohe Norden, im Winter an unsern Küsten.

1. Art. **Nordseetaucher**, Colymbus septentrionalis *Linné.* Eudytes septentrionalis *Illig.* Rothkehliger-rothhalsiger Seetaucher.

Schnabel wenig aufwärts gebogen, Kehle roth, in der Jugend weißlich. Im Hochzeitskleid sind Kopf und Hals aschgrau, an letztern ein kastanienbrauner Streifen, die Oberseite schwarzbraun mit weißlichen Tupfen. Das Herbstkleid hat die ganze Oberseite schwarzbraun mit weißlichen Flecken; Kehle, Wangen, Halsseiten und Gurgel weiß. Tragfedern schwarzbraun, weiß gesäumt, am Steiß eine weiße Binde. Ruder matt fleischroth; Lauf dunkelgrün. Schnabel schwarz, Iris dunkelbraun.

Er ist auf allen nördlichen Meeren, besonders auf den Nordseeinseln, zu finden, zieht südwärts bis nach Italien und wird im mittlern Europa gar nicht selten gesehen. Länge 57 cm, Schwanz 5 cm, Lauf 6,8 cm.

2. Art. **Schwarzhalsiger Seetaucher**, Colymbus glacialis *Linné.* Eudytes glacialis *Illig.* Eis-Seetaucher.

Oberkiefer fast ganz gerade; Unterkiefer etwas nach oben gekrümmt, in der Mitte am breitesten, unten gefurcht; Kopf, Kehle und Hals schwarz mit grünlichem Schiller; unter der Kehle ein schmales, schwarz und weiß gestreiftes Querband, auf dem Hinterhalse ein breiter, schwarz und weiß der Länge nach gestreifter Halbring; oben schwarzbraun, weiß viereckig gefleckt; unten rein weiß; Länge 85 cm, Schnabel 10,7 cm, Lauf 9 cm.

3. Art. **Polar-Seetaucher,** Colymbus arcticus *Linné.* Eudytes arcticus *Illig.* Schwarzkehliger Seetaucher.

Oberkiefer sehr wenig gekrümmt; Unterkiefer überall von gleicher Breite, unten ohne Furche; Oberkopf und Hinterhals aschgrau; Stirn und Gesicht schwarz; der Rücken mit viereckigen weißlichen Flecken; Kehle weiß mit einem unterbrochenen schwarzen Streif; Vorderhals schwarz gestreift; Mittelbrust und Bauch weiß; Länge 64,5 cm, Schnabel 7 cm, Lauf 6,5 cm.

Die bisher beschriebenen Taucher pflegt man Fußtaucher zu nennen, da sie die Ruder zu dieser Verrichtung brauchen; die folgenden nennt man Flügeltaucher, indem sie ihre kurz befiederten Flügel zum Tauchen verwenden. — Sie sind sämmtlich nordische Vögel, die bei uns sehr seltene Erscheinungen sind. Zu ihnen gehören unter andern die folgenden.

Gattung: **Lumme,** Uria *Briss.*

Schnabel mittellang, gestreckt, gerade und zugespitzt; Füße neben dem Bürzel und fast bis zur Ferse in der Bauchhaut verwachsen; ohne Daumen; sehr kurze Flügel; Schwanz ungemein kurz, abgerundet, wenig gewölbt, 12federig; Flug sehr schwerfällig, aber schwimmen und tauchen sehr geschickt.

Echte Seevögel, Bewohner der Polargegenden; doch auch an unsern Küsten. Nisten auf steilen Felsen in ungeheuerer Anzahl zusammen; jedes Paar, welches gemeinschaftlich sitzt, brütet nur 1 Ei aus. Leben von Fischen, Schalthieren u. s. w.



Fig. 196 u. 197. 1 Trottellumme. 2 Gryllumme.

1. Art. **Schmalschnabel-Lumme,** Uria lomvia *Brünn.* Colymbus uria troile. Troillumme.

Flügel bis auf die weißendigen kleinen Flügelfedern einfarbig; Füße dunkel; Kopf, ein Theil des Vorderhalses und der ganze Hinterhals sammtartig braungrau; übrige untere Theile weiß; oben schwarzbraun; Länge 42—45 cm.

2. Art. **Gryllumme**, Uria grille *Lath.* Cepphus gryle *Cuv.*
Die Gryl-Teiste.

Spiegel weiß; Füße roth; Gefiederfarbe schwarz; im Winter unten weiß; Länge 32—34 cm.

Gattung: **Alk**, Alca *Linné.*

Schnabel groß, sehr zusammengedrückt, senkrecht stehend, auf dem Rücken schneidend, meist quer gefurcht; Auge ein nacktes Lid; Füße nicht groß, vollständige Schwimmfüße, ohne Daumen.

Bewohner der nordischen Meere, im Winter an unsern Küsten. Nahrung: kleine Crustaceen und Fische. Leben in Monogamie, nisten und brüten wie die Lummen.

1. Art. **Tordalk**, Alca torda *Linné.* Lunda arctica *Pallas.*
Der arktische Lund. Lundvogel, arktischer Alk.

Flügel bis an den Steiß; Schwanz kegelförmig; Schnabel schwarz mit drei oder vier Querfurchen; ein schmales Band rings um den Hals, der Scheitel wie alle obern Theile des Körpers braunschwarz; Kehle und Gesicht weißgrau: ein deutlicher dunkelgrauer Streif, vom Mundwinkel aus, neben der Kehle herab; der Unterrumpf weiß; Länge 32—35 cm.

2. Art. **Riesenalk**, flugloser Alk, Alca impennis *Linné.*

Länge 80 cm; ist völlig ausgerottet.

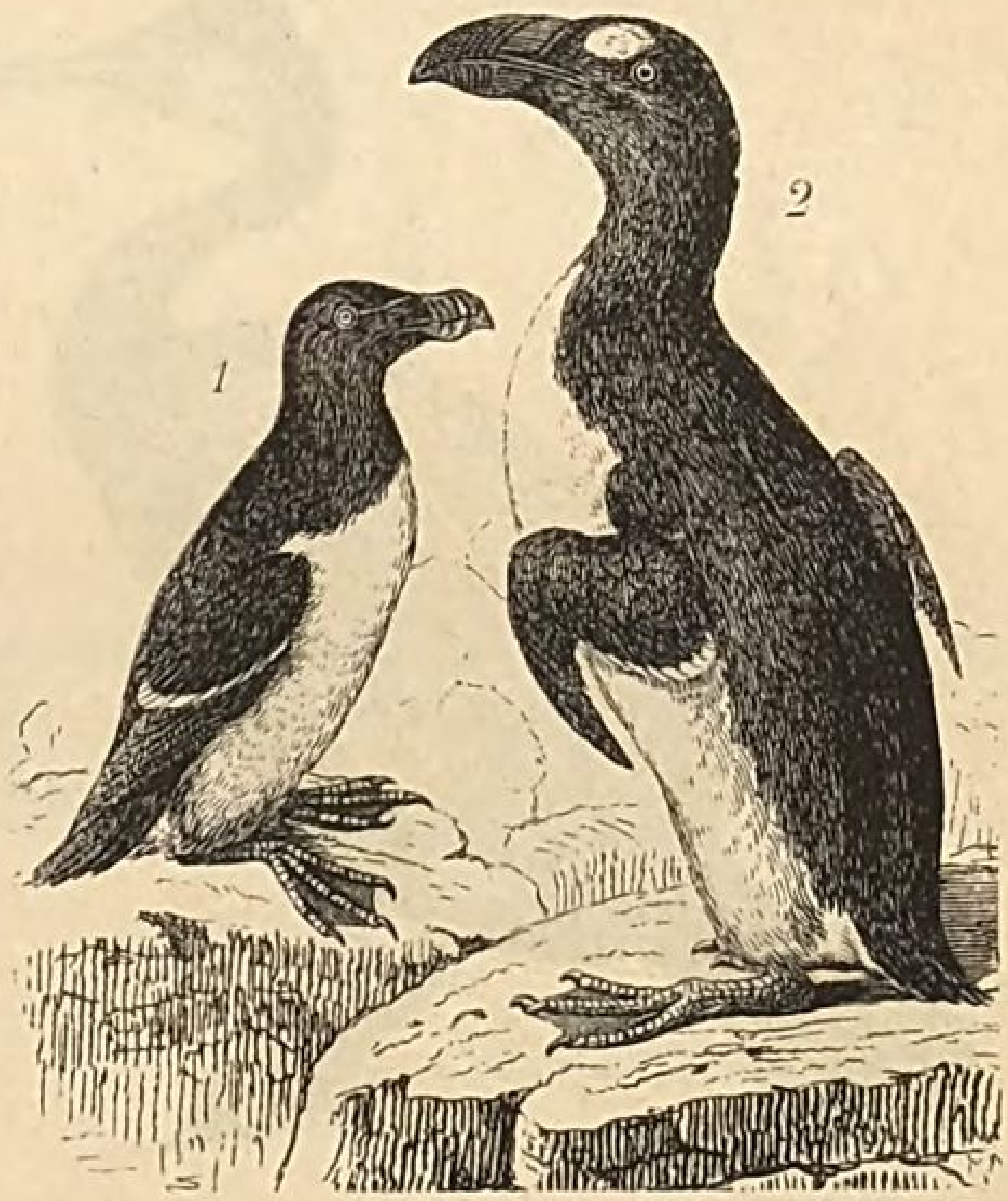


Fig. 198 u. 199. 1 Tordalk. 2 Riesenalk.

Familie: Ruderfüßler, Steganopodes *Brehm.*
Pelecanidae auct.

Alle 4 Zehen mit einer Schwimmhaut verbunden; Flügel lang und spitz. An der Kehle eine nackte, dehnbare Haut; Schnabel gegen die Spitze hakenförmig verdickt; Gefieder kurz und straff.

Gattung: **Scharbe, Kormoran,** Phalacrocorax *Briss.* Halieus *Illig.*

Schnabel kaum so lang als der Kopf, höher als breit; Firste abgerundet; an der Kehle ein Hautsack; Nasenlöcher äußerlich nicht sichtbar; Zügel und Augengegend nackt; 2. und 3. Schwinge die längsten; Schwanz 12—14federig.

Tauchen sehr gut. Nahrung: Fische, wodurch sie bei ihrer Gefräßigkeit auch im süßen Wasser oft empfindlichen Schaden verursachen.

Die Scharben sind fast über alle Meeresgegenden der Erde verbreitet. Zug- oder Strichvögel, als solche auch auf dem Süßwasser. Nisten auf Klippen u. s. w. oft in großer Gemeinschaft.

Geschickte Schwimmer.

1. Art. **Kormoran-Scharbe,** Phalacrocorax carbo *Briss.* Halieus cormoranus *N.* Kormoran, Seerabe.

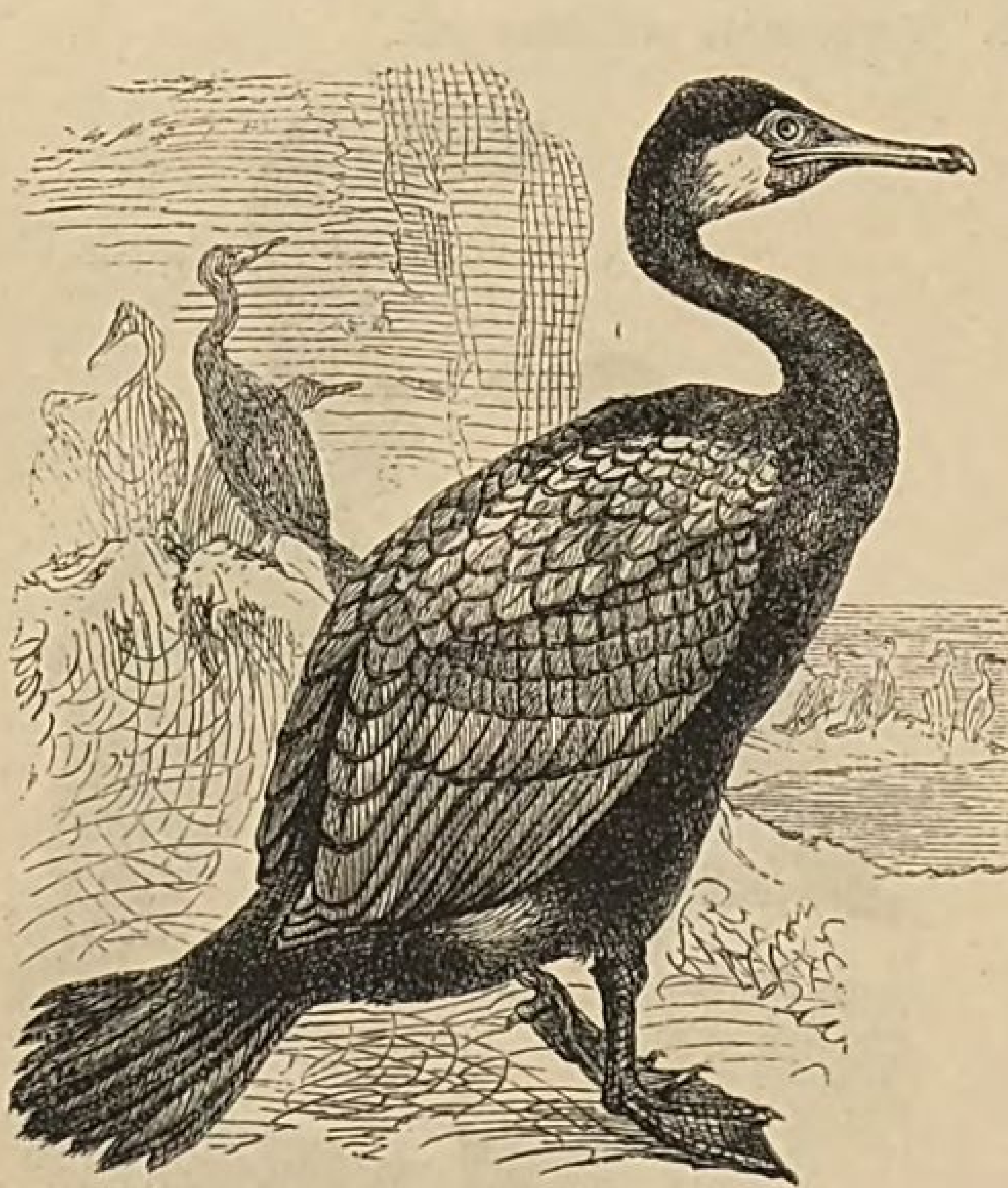


Fig. 200. Kormoran.

Schwanz 14 Federn, schwarzbraun, auf dem Rücken dunkelschwarz gewellt, nach vornhin mit Weiß gemischt; am Hinterkopf eine dunkelgrüne Mähne; Länge 81 cm, Schnabel 7,3 cm, Lauf 5 cm.

2. Art. **Krähen-Scharbe,** Phalacrocorax graculus *Dum.* Halieus graculus *Ill.* Wasserkrähe.

Schwanz 12 Steuerfedern; schwarzgrün, am Halse einzelne kleine weiße Flecken; Oberrücken und Flügelfedern dunkelaschgrau; Holle dunkelgrün glänzend; Länge 68 cm, Schnabel 6,5, Lauf 5,5.

Gattung: **Tölpel,** Sula *Briss.*

Schnabel stark, lang, verlängert kegelförmig, an der Basis sehr dick, am vordern Ende zusammengedrückt; ohne Nagel; Gesicht und Kinnhaut nackt; 12 Steuerfedern.

An felsigen Meeresufern der nördlichen Küstenländer als Strichvögel. Schwimmen selten; geschickt im Fliegen; taucht gern, doch meist aus

dem Fliegen. Nistet auf gemeinsamen Brüteplätzen in großer Anzahl. Nahrung: Fische.

Eine Art. **Weißer Tölpel**, Sula alba *Meyer*. Dysporus bassanus *Illiger*. Baßtölpel.

Weiß; die ersten Schwungfedern, Füße, Gesichts- und Kehlhaut schwarz; Schnabel grünlich; Länge 90 cm, Schnabel 10,5 cm, Lauf 5,8 cm.

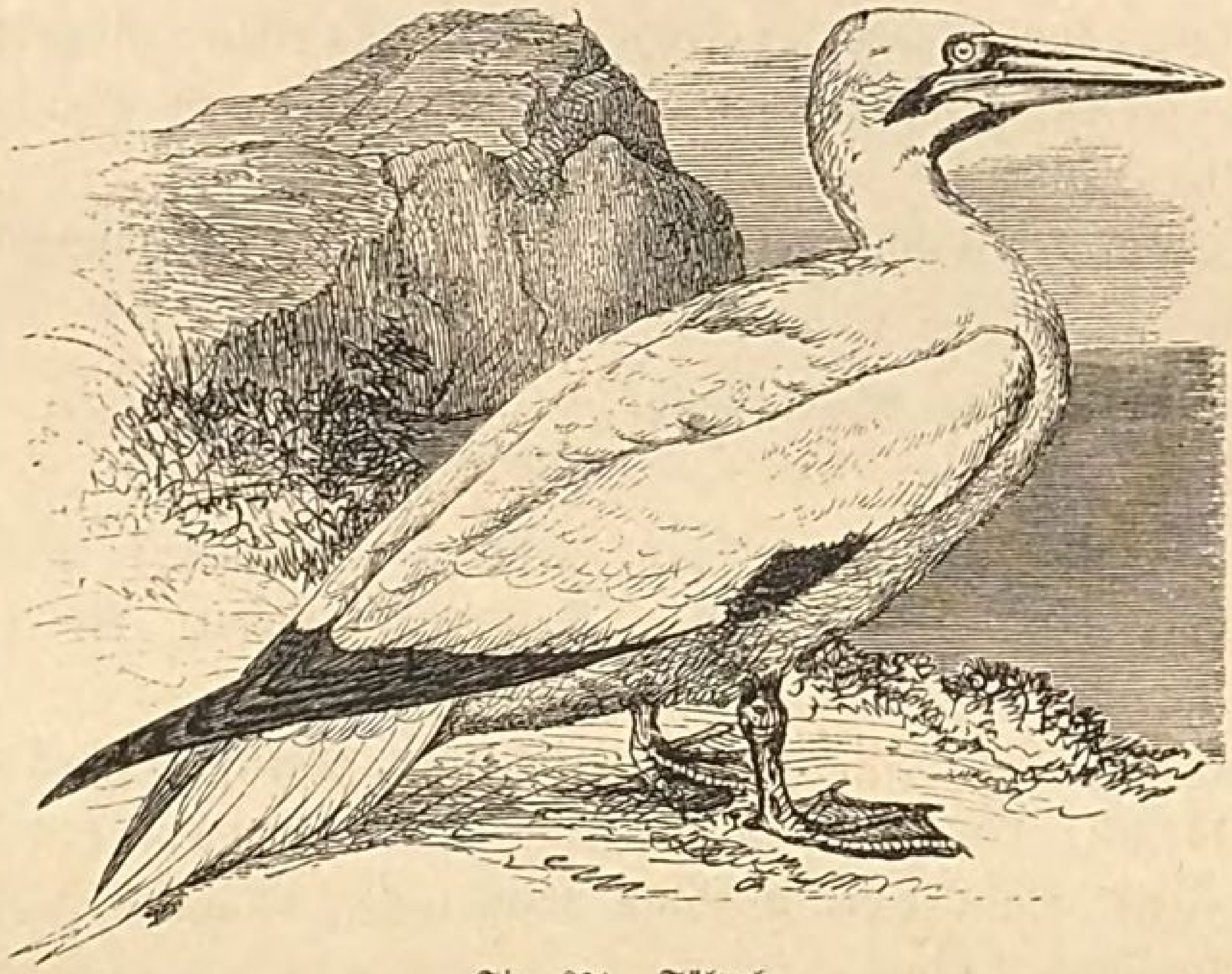


Fig. 201. Tölpel.

Familie: Langflügler, Longipennes auct. Seeflieger *Brehm*.

Flügel sehr lang und spitz, überragen meist den Schwanz; Hinterzehe klein und frei, Vorderzehen durch eine Schwimmhaut verbunden; die Ständer stehen ziemlich in der Mitte des Leibes; am harten Schnabel einen Haken. — Die Langflügler erhaschen ihren Fraß durch Stoßen und werden daher auch wol Stoßtaucher genannt; daß sie dabei gelegentlich tauchen müssen, ist natürlich; gleichwol ist das Tauchen nicht ihr Element. — Sie fliegen und schwimmen sehr gewandt und sind bei ihrer großen Gefräßigkeit viel unterwegs; wo sie Beute erhoffen, rütteln sie, stoßen schnell herab, überschlagen sich spielend im Fluge, jagen sich die Beute ab und beleben so aufs interessanteste das Meer, dem sie vorzüglich angehören.

Es gibt Raubschmarotzer unter ihnen, welche den schwächern nicht nur den Fang abjagen, sondern sie sogar nöthigen, das Verschlungene auszuspeien, worauf sie es gierig fressen.

Sie enthalten die möwenartigen Vögel, Laridae.

Gattung: **Seeschwalbe, Meerschwalbe,** Sterna *Linné.*

Schnabel kaum so lang als der Kopf, spitzig, gerade, zusammengedrückt, ohne Vorsprung und Krümmung; Nasenlöcher an der Basis länglich und theilweise durchbrochen; Füße sehr klein, über der Ferse nackt; Schwanz gegabelt; Flügel sehr lang, schmal, gespitzt; fliegen anhaltend und schnell.

Nahrung: kleine lebendige Fische, Frösche, Insekten. Zugvögel. Echte Seevögel. Scheu; gesellig, auch beim Nisten. Leben in Monogamie und beide Gatten brüten.

Die Länge der Fußwurzel ist ein treffendes Unterscheidungskennzeichen der Arten.

1. Art. **Weißgraue Meerschwalbe,** Sterna canescens *Meyer.* Sterna cantiaca *Gmel.* Die Brand-Meerschwalbe.

Schnabel lang, an der Spitze gelb, bis doppelt so lang als der Lauf; Ruder schwarz mit gelben Sohlen, Schwanz bis zur Hälfte gegabelt.

Stirn, Oberkopf weiß; letzterer mit kleinen, schwarzen Flecken; Hinterkopf mit langen, schwarzen, weißgefransten Federn; vor den Augen ein schwarzer Fleck; Mantel hell aschblau, sonst weiß; Länge 37,5 cm, Schnabel 5,6 cm, Lauf 2,6 cm.

2. Art. **Rothfüßige Meerschwalbe,** Fluß-Meerschwalbe, Sterna hirundo *Linné.*

Schnabel und Ruder hochroth; ersterer mit schwarzer Spitze; auf der Innenfahne der 1. Schwinge ein 7 cm breiter dunkler Streifen; Lauf länger als Mittelzehe ohne Nagel.

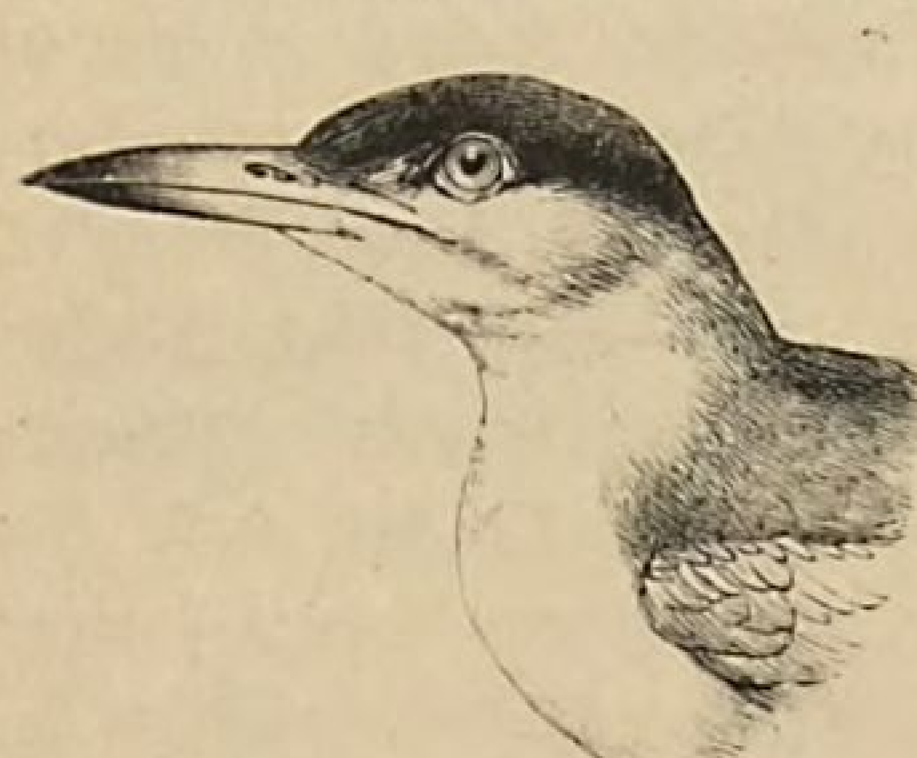


Fig. 202. Kopf der Raubseeschwalbe.

Weiß; Mantel hell aschgrau; Scheitel schwarz; Füße und Schnabel roth. Länge 37,5 cm, Schnabel 3,3 cm, Lauf 2 cm.

3. Art. **Schwarzgraue Meerschwalbe,** Sterna nigra *Linné.* Sterna fissipes *Boie.* Schwarze Seeschwalbe.

Die Schwimmhäute fast zur Hälfte ausgeschnitten; Mittelzehe ohne Nagel so lang als der Lauf; Schwanz schwach gegabelt; Schnabel schwarz, lang und sehr gestreckt; Ruder dunkelbraun.

Oben bleifarbig; unten schwarzgrau; After weiß; Kopf und Kehle schwarz; Schwimmhaut bis zur Hälfte ausgeschnitten; Fußwurzel 7—8 cm; Länge 21,5 cm, Schnabel 7,9 cm, Lauf 1,5 cm.

4. Art. **Raubseeschwalbe,** Sterna caspia *Pallas.* Sterna megarhynchos *Meyer.* Großschnäblige Meerschwalbe.

Schnabel sehr stark und groß, Ruder schwarz oder bräunlich; Schwanz kurz, wenig ausgeschnitten.

Weiß mit aschgrauem Mantel; Hinterkopf weiß und schwarz gemischt; Schnabel roth; Füße schwarz; Länge 84 cm, Schnabel 7 cm, Lauf 5 cm; die größte unter allen.

Einzeln an den deutschen Seeküsten.

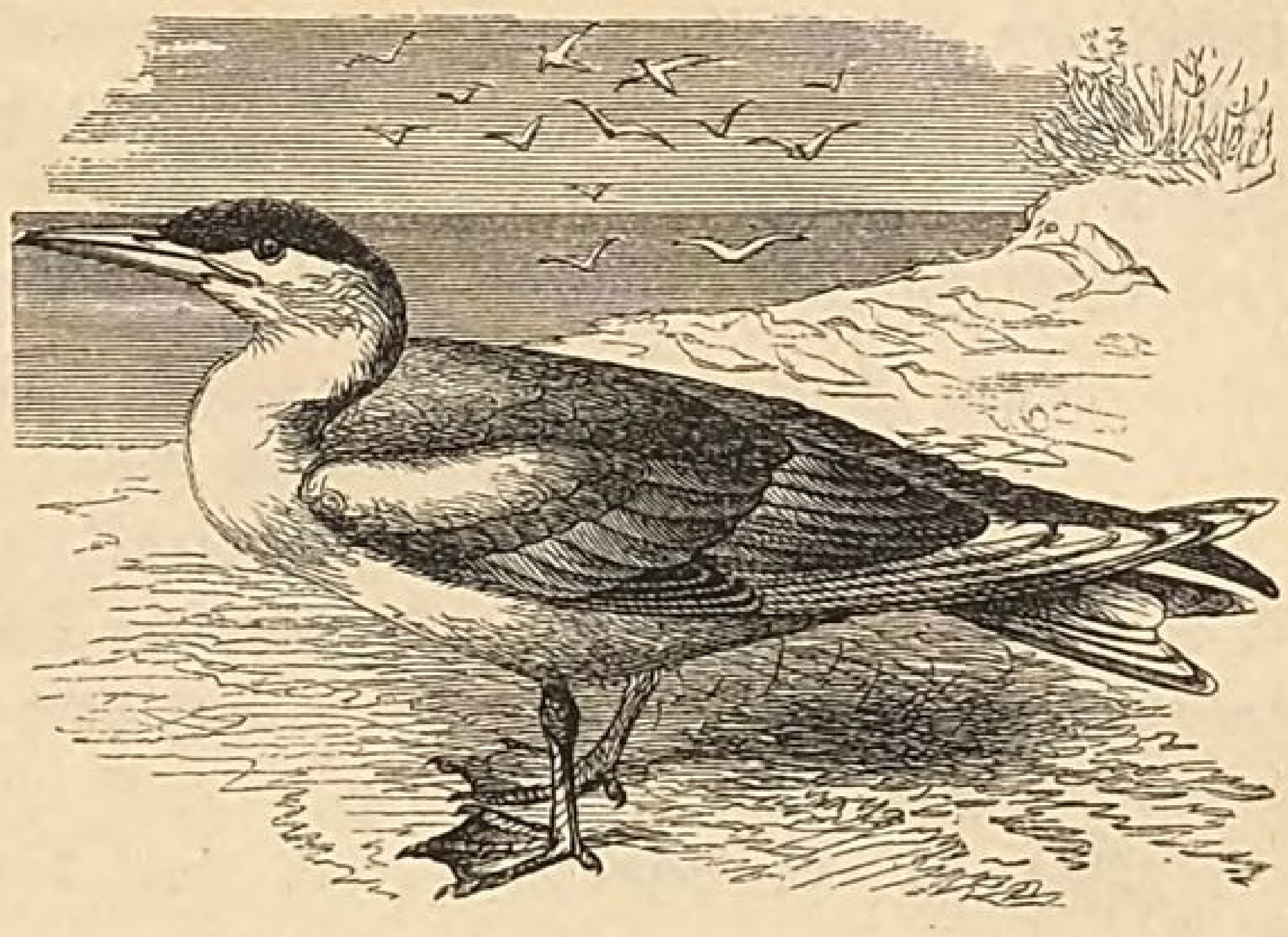


Fig. 203. Raubseeschwalbe.

5. Art. **Kleine Meerschwalbe,** Sterna minuta *Linné.*

Schnabel doppelt so lang als der Lauf, gelbroth, wie die Ruder; die 3 ersten Schwingen schwarzgrau, auf den Innenfahnen mit breiten weißen Kanten; Schwanz $^1/_3$ gegabelt, kürzer als die Flügel.

Stirn und Augenbrauen weiß; Strich vom Schnabel durch die Augen; Ober-, Hinterkopf und Nacken schwarz; Rücken und Flügel hell graublau; im übrigen weiß; Füße orangeroth; Länge 20,5 cm, Schnabel 2,3 cm, Lauf 1,5 cm.

Gattung: **Möve (Meve),** Larus.

Mit zusammengedrücktem, zugespitztem Schnabel; Oberkinnlade mit hakenförmiger Spitze, die untere nach unten einen vorspringenden Winkel bildend; Nasenlöcher seitlich, fast in der Mitte des Schnabels; Füße ziemlich hoch, 4zehig, die hintere frei; Fußwurzel lang; Daumen kurz; Flügel groß, lang, breit; Schwanz mittellang, breit, 12federig; weiße Farbe durchgehends vorherrschend.

Sehr gesellig, beleben sie in großen Flügen die Küsten des Meeres und streichen oft auch tief ins Land zu den Binnengewässern. Sie leben von Fischen, Aas, Gewürm, Schalthieren u. s. w. Die Gefiederfarben der Jungen sind sehr verschieden von denen der Alten. Ist der Schwanz einfarbig, ist der Schnabel ohne alle schwarze Flecken: so haben sie das Alter erreicht, in welchem das Federkleid constant bleibt. Länge der Fußwurzel ist ein unwandelbares Kennzeichen. Weibchen kleiner als das Männchen. Zugvögel.

1. Art. **Mantelmöve**, große Seemöve, Larus marinus *Linné.*

Mantel und Schwingen alter Vögel grauschwarz; Ruder fleischfarbig; die Flügel überragen nur wenig den Schwanz. Der sehr starke Schnabel mit großem Haken, im Alter gelb mit rother Spitze, in der Jugend grauschwarz. Iris braun bis hochgelb.

Länge 65,5 cm, Schnabel 9 cm, Lauf 6,3 cm. Nordischer Vogel.

2. Art. **Weißgraue Möve**, Burgemeister, Larus glaucus *Brünn.* Larus consul *Boie.*

Oberseite und Schwingen bläulichgrau; Unterseite weiß; die Flügel kaum länger als der Schwanz; 2. Schwinge länger als die 1., Schnabel hakenförmig, schwarz bis gelb mit rother Spitze am Unterschnabel, Iris braun bis gelb, Ruder fleischfarbig.

Länge 82 cm, Schnabel 6,8 cm, Lauf 7 cm. — Nordischer Vogel.

3. Art. **Heringsmöve**, Larus fuscus *Linné.* Große Haffmöve, Rathsherr.

Im Alter sind Mantel und Schwingen vorherrschend grauschwarz; Schnabel hochgelb mit rother Spitze; Iris gelb, Augenlider röthlich; Jugendkleid düster braun mit hellen Säumen. Schwingen überragen den Schwanz fast um dessen Länge.

Länge 51,5 cm, Lauf 6 cm. — Heimat der hohe Norden.

4. Art. **Silbermöve**, Larus argentatus *Brünnich.*

Die 2 vordersten Handschwingen stumpf schwarz, ebenso die Spitzen der folgenden 8 Schwingen. Schnabel stark, Spitze flach gebogen, je nach dem Alter bräunlich bis gelb mit rother Spitze, Ruder ebensolche Farbe. Mantel bläulichgrau, Schulterfedern und Schwingen mit weißen Spitzen, alles übrige weiß. Im Winterkleide vor dem Auge ein dunkler Fleck; Kopf und Nacken grau; Sommerkleid oberseits braun mit hellen Säumen, unterseits weiß mit vielen dunklen Flecken. Länge 58 cm, Schwanz 16,5 cm, Lauf 6 cm. Heimat das nördliche und nordwestliche Europa, bei uns selten und dann meist im Jugendkleide. Eier 2—3 Stück.

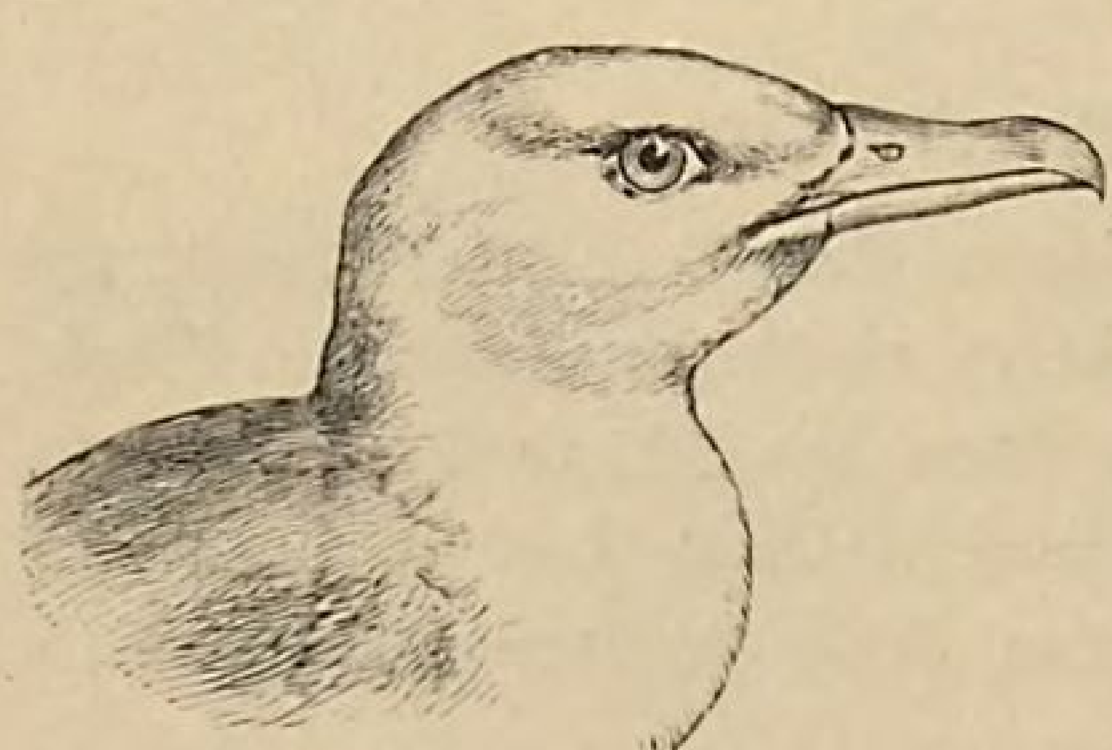


Fig. 204. Kopf der Silbermöve.

5. Art. **Sturmmöve, graue Möve**, Larus canus *Linné.* Wintermöve, Sturmvogel.

Die Schäfte der beiden vordersten Handschwingen schwarz. Schnabel stark, etwas hakenförmig, an der Vorderhälfte gelb, an der Wurzelhälfte bei Alten grünlichgelb, bei Jungen bläulich; Rachen hochgelb.

Länge 40,5 cm, Schnabel 3,7 cm, Lauf 5 cm. — An den Ost- und Nordseeküsten.

6. Art. **Dreizehige Möve,** Larus tridactylus *Lath.* Haffmöve, Isländische Möve.

Hinterzehe zu einer Warze mit kleinem Nagel verkümmert, sonst der vorigen ähnlich.

Länge 39 cm, Schnabel 3,5 cm, Lauf 3 cm. — Auf den Nordseeinseln.

7. Art. **Lachmöve,** Larus ridibundus *Linné.* Hutmöve, Kapuzinermöve.

Schnabel schwach, an der Spitze wenig gebogen, trüb fleischfarbig bis hochroth, je nach dem Alter; Nasenlöcher ritzförmig in der Wurzelhälfte; Schwingen viel länger als Schwanz, Kopf schwarz oder braun.

Länge 54 cm, Schnabel 3,5 cm, Lauf 5 cm. — Im Binnenlande die häufigste Möve.

8. Art. **Zwergmöve,** Larus minutus *Pall.* Kleine Möve.

Außenfahne der 1. Schwinge schwarz, alle Schwingen grau mit weißen, schwärzlich geränderten Spitzen; Unterseite der Flügel dunkler als die Oberseite; Schnabel dunkelbraun bis schwarz, kürzer als die Mittelzehe ohne Nagel. Ruder roth.

Länge 28 cm, Schnabel 2,4 cm, Lauf 2,6 cm.

Im östlichen Europa, nistet bei uns an schlammigen Gewässern.

Gattung: **Raubmöve, Labb,** Lestris *Illig.*

Schnabel nicht lang, nicht groß, aber stark, dick, vorn mehr zusammengedrückt, scharfe Schneiden und weiter Rachen; eine etwas harte Wachshaut am Oberschnabel bedeckt die Nasenhöhle bis über die Mitte; Nasenlöcher am Ende dieser Wachshaut ritzenartig; Füße nicht groß, weder sehr hoch noch stark, über der Ferse nackt; die Krallen stark gekrümmt, spitz und scharf; Flügel groß, lang, schmal und spitz; Schwanz mittellang, 12federig.

Gehören den höhern Polargegenden an, sind eigentlich Strichvögel, welche zuweilen an den norddeutschen Küsten erscheinen, übrigens den größten Theil ihres Lebens auf dem Meere zubringen. Nahrung: Fische, welche sie selbst fangen oder andern Vögeln abjagen; ferner Seegewürm, Schalenthiere u. dgl. Leben paarweise, brüten in großer Gesellschaft; legen nie mehr als 2 Eier, welche gern gegessen werden.

1. Art. **Schmarotzer-Raubmöve,** Lestris parasitica *Briss.*

Die beiden mittelsten Schwanzfedern sehr verlängert, erst vom letzten Drittheil an allmählich in die schmale Spitze auslaufend; Hautfarbe ruß-

braun; Seiten des Kopfs, Nacken, Kehle und Vorderhals gelblich weiß; Brust und Bauch weiß, zur Seite schwarzbraun gewellt; Schnabel hell olivenfarbig, Füße schwarz, stark beschuppt; Länge ohne die vorragenden Schwanzfedern 39 cm, Schnabel 3 cm, Lauf 4,4 cm.

2. Art. **Große Raubmöve**, Lestris catarrhactes *Illig.* Lestris skua *Brehm.*

Düster erdbraun, etwas licht an der Stirn, Kehle, Wangen und unter dem Bauche; am Halse die Federn schmale hell ockergelbe Schaftstriche; an der Wurzel der großen Schwungfeder des in Ruhe liegenden Flügels ein großer viereckiger weißer Fleck; die beiden mittlern Schwanzfedern kaum länger als die übrigen; Länge 55 cm, Schnabel 5,2 cm, Lauf 7 cm.

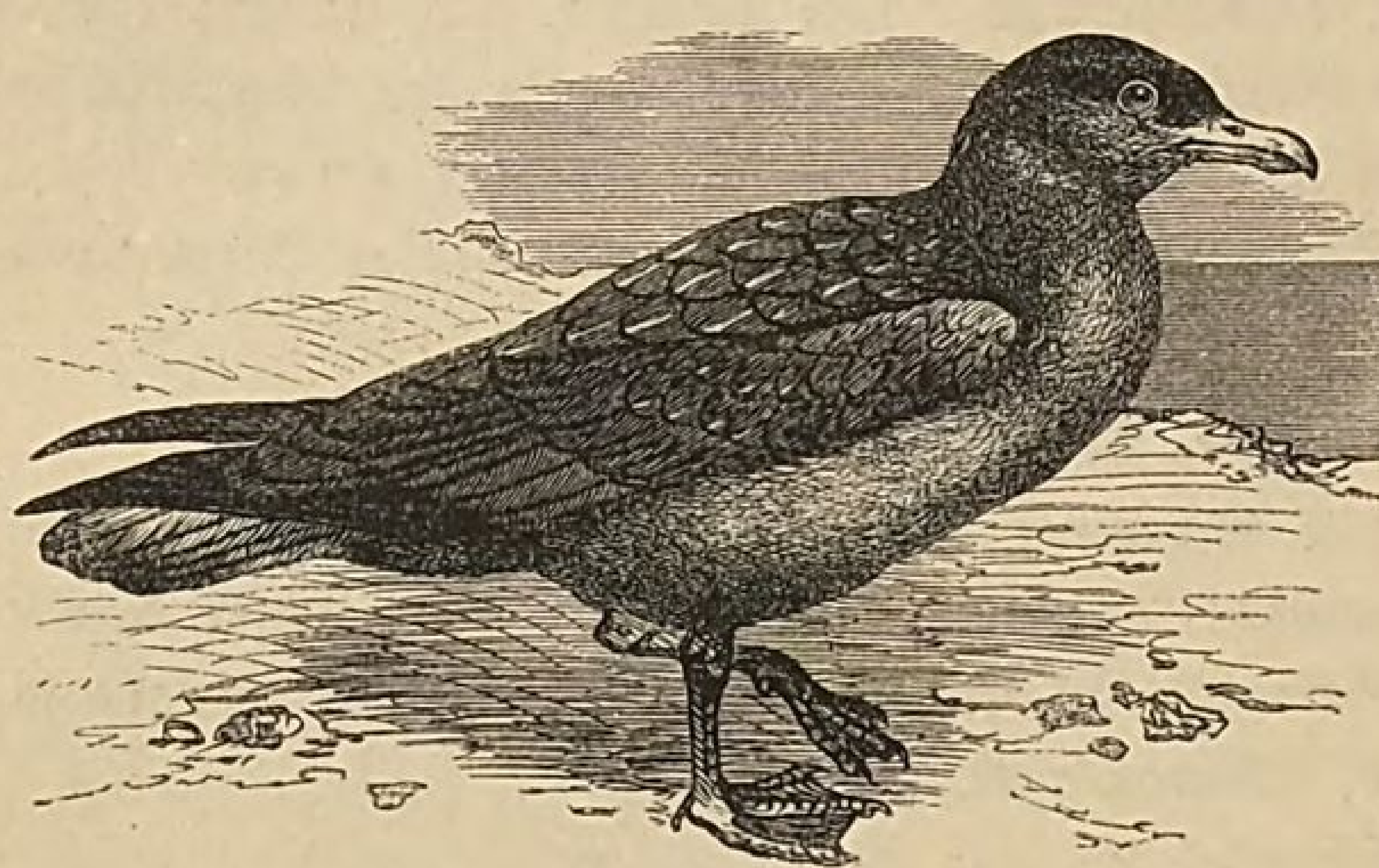


Fig. 205. Große Raubmöve.

3. Art. **Die mittlere Raubmöve**, Lestris pomarina *Temm.*

Schnabel bläulich, Fußwurzel bleifarbig, wenig rauhwarzig; Hinterzehe sehr kurz mit weißem Nagel; Oberkörper fleckenlos kirschbraun; Unterkörper einfarbig heller braun; Schwungfedern an der innern Wurzel, Steuerfeder auf der obern Seite weiß; die beiden mittlern Schwanzfedern wenig länger; Länge 42 cm, Schnabel 3,6 cm, Lauf 5,5 cm.

4. Art. **Kleine Raubmöve**, Lestris crepidata *Brehm.*

Schnabel matt braun; Fußwurzel dunkelgrün; Oberkörper graubraun; Unterkörper etwas heller; übrigens wie der vorige; die beiden mittlern Schwanzfedern sehr verlängert, in lange, sehr schmale Schwanzspieße auslaufend; Länge 36 cm, Schnabel 2,6 cm, Lauf 4 cm.

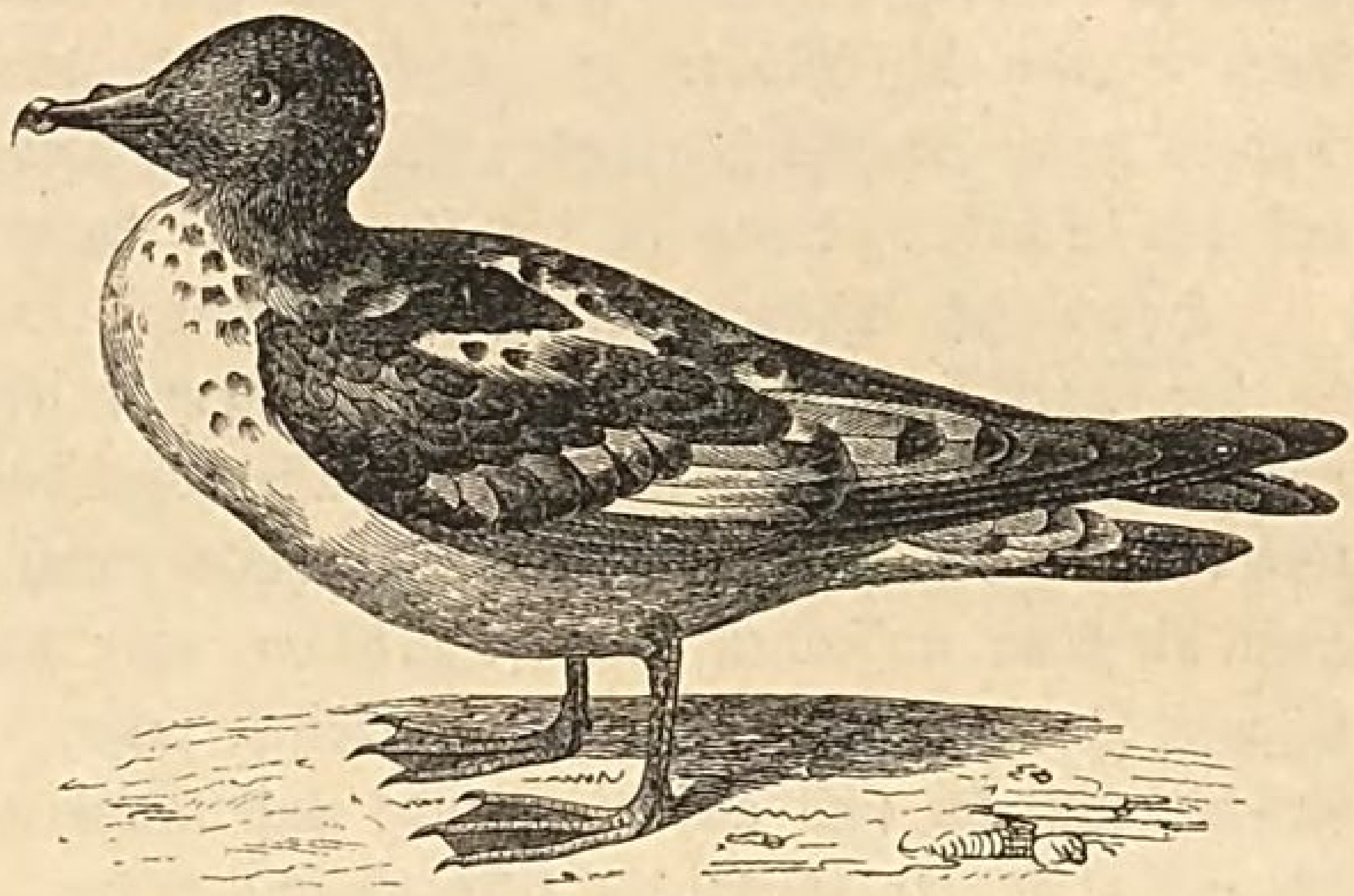
Gattung: **Sturmvogel**, Procellaria *Linné.* **Mövensturmvogel.**

Schnabel hakig, kürzer als der Kopf, stark und hart; Nasenlöcher in einer einfachen Röhre auf der Oberfläche des Schnabels; Schwimmfüße mittelmäßig, dünn, über der Ferse nackt; statt der Hinterzehe einen Sporn; Flügel groß, lang, doch weniger als bei Larus; Schwanz mittellang, 12= oder 14federig; ähnelt in Gestalt den Möven.

Echter Meervogel; in allen Breiten, selten die Ufer besuchend. Fliegen lange und sehr geschickt. Leben vom Fleische todter Seethiere, Mollusken, Würmern u. dgl.

1. Art. **Großer Sturmvogel,** Procellaria glacialis *Linné.* Eismöven-Sturmvogel.

Schnabel goldgelb; Füße gelb; Kopf, Hals, Unterkörper, Steiß und Schwanz weiß; oben bläulich aschgrau; Schwungfedern erster Ordnung hellbraun; Länge 45 cm, Schnabel 3,8 cm, Lauf 5 cm.


Fig. 206. Großer Sturmvogel.

2. Art. **Zwerg-Sturmvogel,** Procellaria pelagica *Linné.* Thalassidroma pelagica Vigors. Der kleine Schwalben-Sturmvogel.

Schnabel und Füße schwarz; Kopf, Rücken, Flügel und Schwanz mattschwarz; unten rußfarbig; auf dem Steiß ein breites weißes Querband; Schulter und hintere Schwungfedern mit weißen Spitzen; Länge 14,5 cm, Schnabel 1,2 cm, Lauf 2,5 cm.

Jagdarten.

Die Jagd auf alle Taucher ist ein ziemlich mißliches Unternehmen, hat aber insofern ihren Reiz, als sie unberechenbar ist, weil man zwar diese Vögel nur zu bald tauchen sieht, aber nie weiß, wo sie wieder erscheinen werden und sie daher den Jäger in steter Spannung erhalten, dem nichts übrig bleibt, als sie solange mit einem Kahne zu verfolgen, bis ein Schuß glückt. Da sie bei Gefahren sehr tief im Wasser liegen, daß nur der lange Hals wie ein Stab sichtbar ist, so muß man eine Handbreit unter sie halten, um sie nicht zu überschießen, daher scharf zu laden ist. Am besten bedient man sich eines „Wisches", wie er bei der Entenjagd beschrieben ist (S. 677). Die Kormoranscharbe ist erfolgreich am Neste zu schießen, da sie aus Liebe zu ihren Jungen auf Schußnähe herankommt. Auch die Möven lohnen einen geregelten Jagdbetrieb nicht. Kann man sich verdeckt und unter Wind anschleichen, so glückt wol ein Schuß, doch erhebt sich sofort der ganze Schwarm und streicht ab. Und selbst dieses Anschleichen ist sehr schwierig, weil unter den sehr unruhigen

Seglern stets einige herumflattern und ein einziges Warnungsgeschrei genügt, um die andern zu vertreiben. Auch die angegebenen Fangmethoden versprechen nicht viel. So soll man aus zwei dünnen, 50 cm langen Spänen einen Kranz machen, in der Mitte ein Fischchen anbinden, rundherum Leimruthen stecken und diese Vorrichtung, an einen Bindfaden befestigt, schwimmen lassen; die herumschwärmenden Möven sollen nun, wenn sie nach dem Fischchen stoßen, an den Leimruthen kleben bleiben... Auch werden die Möven oft geangelt, und zwar die großen Arten besonders durch Speckstückchen oder kleine Fische, namentlich von den Matrosen auf den Schiffen, wenn sie die Langeweile dazutreibt.

Haben sich Möven an Binnengewässern angesiedelt und will man sie von dort vertreiben, was wol begründet sein kann, da Enten und andere angenehmere und nutzbarere Wasservögel durch sie vertrieben werden, theils durch die permanente Unruhe, theils durch directe Angriffe, so muß man die Eier aufsuchen und wegnehmen, oder noch besser, die noch nicht flüggen Jungen von den Hunden greifen lassen. Die Alten fliegen und stoßen dicht um und auf die Hunde und kommen dabei zu Schuß. Aber jedenfalls ist und bleibt die lebensfrische Möve eine schönere Zierde der blauen Woge, als die todte an der Jagdtasche ihres Erlegers. (v. R., „Jagdlexikon“).

Zweiunddreißigster Abschnitt.

Ordnung: Raubvögel. Raptatores.

Waidmännische Ausdrücke für alle Raubvögel.

Der Fuß heißt Ständer; die Zehen mit den Krallen: Fänge; die Falkoniere nannten die Fänge der Falken: Hände; die Federn am Schienbein heißen Hosen; das Nest heißt Horst, daher die Raubvögel horsten; sie fliegen nicht weg, sondern streichen ab und hocken auf einem Baum, Stein u. s. w. auf oder haken an; lebend gefangene Thiere heißen Raub, auf welche sie stoßen, resp. fangen oder schlagen. Die Raubvögel fressen nicht, sondern kröpfen ihren Raub; Aas aber, sowie jede nicht lebend ergriffene Nahrung heißt Fraß. Die meisten würgen nach etwa 12 Stunden unverdaute Körpertheile des Raubes wie Federn, Haare, Krallen, Knochen u. s. w. nicht ohne Beschwerde heraus, welche Auswürfe Gewölle heißen und ausgeworfen werden; ihr Koth heißt Geschmeiß, daher schmeißen sie.

Die Raubvögel bilden eine streng gesonderte Ordnung der Landvögel, daher nur von ihnen hier die Rede ist, und mit welchen andere, auch raubende Vögel, z. B. Krähen, Raben u. s. w. nicht zu verwechseln sind.

Die Kennzeichen der Raubvögel liegen in ihren Füßen, Schnäbeln und Flügeln, welche zusammen ihre Waffen sowol zum Angriff als zur Vertheidigung ausmachen. — Die Fänge sind die Hauptwaffen (mit Ausnahme der Geier); mit den starken, spitzen und gebogenen Krallen erfassen sie die Beute, wobei die auf den Zehensohlen befindlichen Auswüchse, Zehenballen genannt, behülflich sind und weshalb den Krallen auch eine solche Muskulatur eigen ist, daß sie beim Gehen den Boden nur wenig berühren, um nicht abzustumpfen.

Der Oberkiefer ist gekrümmt und endet in einem starken, abwärts gebogenen Haken, welcher zum Zerfleischen der Beute dient, weniger als Angriffswaffe, der Unterkiefer ist rinnenförmig.

Die Flügel sind ebenso Angriffs- als Vertheidigungswaffen, indem die Raubvögel mit heftigen Schlägen ihre Beute betäuben oder Angriffe abschlagen.

Alle Raubvögel fliegen gut, viele ganz vortrefflich; je spitzer der Flügel, desto schneller und reißender der Flug, je abgerundeter, desto schwebender oder segelnder ist er; an den spitzen Flügeln (der Falken) ist die zweite Schwungfeder die längste, an den abgerundeten die dritte oder vierte.

„In geistiger Begabung stehen die Raubvögel andern Ordnungen bedeutend nach, was wir an der geringen Gelehrigkeit und Anhänglichkeit eingefangener Individuen beobachten und die Falkoniere zu ihrem Verdrusse bestätigen können; alt eingefangene bleiben stets mürrisch, hocken in gänzlicher Theilnahmlosigkeit auf ihrer Sitzstange oder trotzen sich zu Tode.“ [1] —

Die Tagraubvögel (im Gegensatz zu den Nachtraubvögeln oder Eulen) haben einen Kropf, in welchem der Fraß erweicht wird und nach und nach in den Magen zur Verdauung hinabgleitet.

Die Weibchen sind größer und stärker als die Männchen, diese dagegen lebhafter, oft schöner gefärbt, bei manchen sind die beiden Geschlechter in den Farben gar nicht zu unterscheiden.

Ihre Verbreitung ist unbemessen.

Alle Raubvögel leben in einweibiger, für das ganze Leben abgeschlossener Ehe und halten treu zusammen.

Einige leben ausschließlich oder mit Vorliebe von Aas und werden dadurch nützlich, andere nur von warmblütigen Thieren oder von Fischen, von Insekten und Gewürm, woraus ihre Nützlichkeit oder Schädlichkeit für den Menschen hervorgeht.

I. Gruppe.

Tagraubvögel. Raptatores diurni.

Die Augen stehen seitlich, sind gewimpert und nur mäßig groß.

Die Tagraubvögel haben einen Kropf, in welchem der Fraß erweicht und demnächst in den Magen zur eigentlichen Verdauung übergeht.

---

[1] v. R., „Waidwerk“.

Familie: Geier, Vulturidae.

Kopf klein, theils ganz, theils theilweise nackt; Auge klein und hervorquellend, der überstehende Augenbeinknorpel fehlt; Schnabel so lang als der Kopf, fast zur Hälfte mit einer Wachshaut bedeckt, bis über diese hinaus gerade, worauf er sich halbkreisförmig in langem, etwas rückwärts gekrümmtem Haken herabbiegt. — Schnabelschneiden sehr scharf, stumpf ausgeschweift; Unterkiefer fast gerade, rinnenförmig auslaufend. — Nasenlöcher quer elliptisch, theils mit, theils ohne Scheidewand. — Mittelzehe auffallend länger als die andern, an allen die Krallen schwach und wenig gebogen. Vierte Schwinge die längste.

Das Gesicht der Geier ist überaus scharf, ihr schwebender Flug sehr schön, doch weniger schnell.

Die Geier greifen niemals (mit Ausnahme des Bartgeiers) ein gesundes, lebendes Thier an, wohl aber ein wehrloses, verwundetes, welches unter ihren furchtbar zerfleischenden Schnäbeln bald verendet.

Gattung: **Geier,** Vultur.

1. Art. **Der graue Geier,** Vultur cinereus *Linné.* Vultur monachus *Linné.*

Kuttengeier, aschgrauer Geier, Mönchs-, Arriangeier, Kahlkopf.



Fig. 207. Der graue Geier.

Länge 125 cm, Flügelspitze 37 cm, Oberflügel 42 cm, Schnabel 8,8 cm, Lauf 13,2 cm, Mittelzehe 9,3 cm, Nasenlöcher rundlich. Er zeichnet sich aus durch einen im Nacken befindlichen kahlen bläulichen Fleck, durch den mit wolligen röthlichen Federn stark besetzten Hals, durch einen von der Halswolle gebildeten und vorn nach der Brust zu herzförmigen lichtgrauen Kragen, und durch die auf den Schultern zwischen den Flügeln auf beiden Seiten in die Höhe stehenden langen lichtgrauen, an den Seiten dunklern Federbüsche, die sich

aber, wenn der Vogel sich stark bewegt oder unruhig und im Affect ist, an den Hals legen, und nur dann, wenn der Vogel ruhig sitzt, bemerkbar werden; der Oberleib ist dunkelgrau, bei einigen dunkelbraun, mit hellern Spitzen, die Federn des Oberleibes haben einen schillernden Glanz; Brust, Bauch, After und Schenkel sind heller als der Oberleib, die Schwung- und Ruderfedern fallen ins Graue; der schwarze lange Schnabel ist fast bis zur Spitze gerade, die letztere stark gekrümmt, die Wachshaut dunkelblau; der Augenkreis und die Wangen dunkelbraun; die Füße oder vielmehr die Fußwurzel halb befiedert, der untere kahle Theil mit den Zehen schmuzig fleischfarben, bei einigen citronengelb; die schwarzgrauen Krallen wenig gekrümmt.

Der graue Geier lebt fast ausschließlich von Aas, ist im Südosten Europas heimisch und verfliegt sich gelegentlich zu uns, wo er dann meist vor Hunger umkommt. Er horstet im März auf hohen Bäumen und legt nur 1 Ei. — Beim Aase oder am Horste kann man ihn anschleichen und mit der Kugel oder ganz grobem Schrot erlegen.

2. Art. **Der weißköpfige Geier,** Vultur fulvus *Gmel.* Fahlgeier, Gänsegeier.

Länge 130—135 cm, Schnabel 7,5 cm, Lauf 10 cm, Mittelzehe 10,5 cm, ihre Kralle 3,8 cm. Kopf klein, länger als breit; Nasenlöcher gestreckt, fast senkrecht; Kopf und Hals flaumig bewachsen, vom Ende des Nackens nach dem Kropf ein weißer, fein geschlissener Federkragen. — Oberrücken fahlbraun, isabellfarbig, Unterrücken dunkler, mit hellen Federsäumen; Schwanzdecken und Schwanz dunkelbraun; Handschwingen schwarz, Armschwingen fahlbraun mit hellen Säumen. Schnabel dunkelgrau; Wachshaut und Ständer fleischfarbig. Heimat wie der vorige; er horstet meist in Felshöhlen, seltener auf Bäumen, und legt schon im Februar nur 1 Ei.

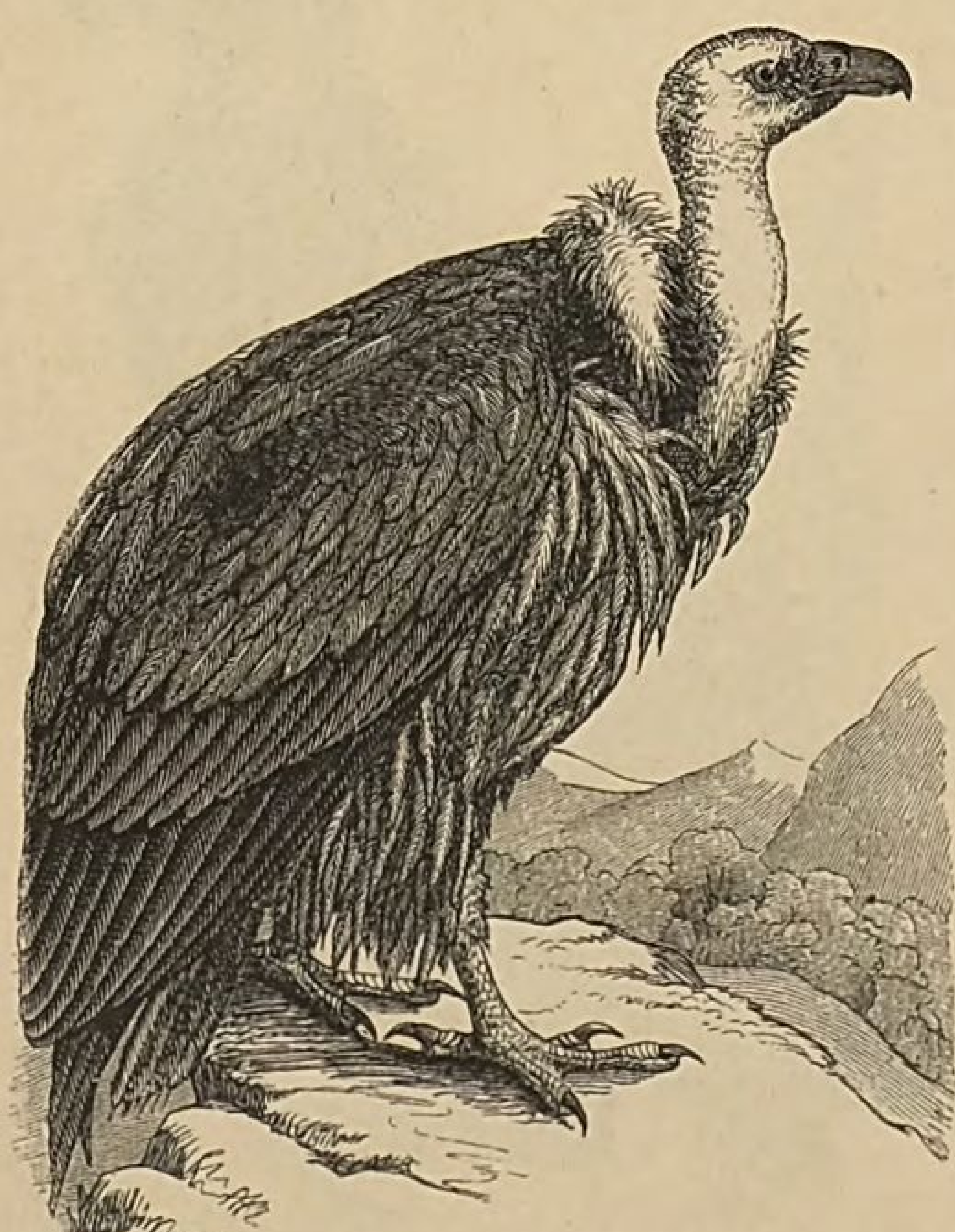


Fig. 208. Der weißköpfige Geier.

Auch er verfliegt sich gelegentlich zu uns. — Im übrigen ist er dem vorigen ganz ähnlich.

Gattung: **Aasvögel**, Cathartes *Illig.* Neophron *Savigny.*

Kopf länglich und wie der Hals nur mit Flaum bedeckt; Schnabel lang, ziemlich dünn, zusammengedrückt, gerade und gegen die Spitze gekrümmt; Wachshaut bis zur Schnabelmitte; Nasenlöcher nahe am Rande des Oberkiefers, in der Mitte des Schnabels länglich gespalten, offen; Füße bis über die Hälfte behost; Kropf nackt und vorstehend; Flügel etwas zugespitzt, die dritte Schwungfeder die längste. (Die Länge der Schwungfedern, d. h. in welcher Stellung sie am längsten sind, ist als besonders constantes Kennzeichen bei den Raubvögeln wohl zu beachten.)

Der schmuzige Aasvogel, Cathartes percnopterus *Temm.* Schmuzgeier, Maltesergeier, Pharaonshenne.

Länge 74 cm, Schnabel 6,3 cm, Lauf 10 cm, Mittelzehe 6,9 cm, ihre Kralle 2,6 cm.

Die ganze Figur des Vogels hat ein eigenthümliches, widerliches Aussehen. Gesicht und Kehle nackt, der Nagel der Mittelzehe lang und wenig gekrümmt, der der Hinterzehe groß und sehr krumm; Ständer ziemlich hoch, bei den Alten schön ockergelb, bei den Jungen schmuzig graugelb; die nackte Haut am Kopfe und Halse safrangelb, mit feinen, einzeln stehenden weißen Härchen besetzt; Hinterkopf etwas lichter; die Daunenfedern, die Deckfedern der großen Schwingen und diese selbst sind schwarz; die Schwingen zweiter und dritter Ordnung an der äußern Fahne, Wurzel und Spitze braunschwarz, im übrigen lichtgrau, Schwanz und das übrige Gefieder weiß.



Fig. 209. Schmuzgeier.

Lebt in den warmen und heißen Zonen und wird nur durch Zufall zu uns verschlagen. Seine Nahrung ist Aas und Unrath aller Art.

Weite Ebenen mit schroffen Felsen, auf welchen er sich aufhält, sind von ihm bevorzugt; den Wald meidet er gänzlich; in den Monaten

Februar und März brütet er in schroffen Klippen 1—2 Eier aus. — Im Orient, besonders in Aegypten, ist er durch Wegräumung unzähliger Auswurfsstoffe überaus nützlich, daher ihm dort nicht nachgestellt, er vielmehr geschützt wird.

Gattung: **Geieradler**, Gypaëtos.

Kopf mit wolligen länglichen Federn, Hals mit spitzen Adlerfedern bedeckt; Schnabel stark, lang, Oberschnabel an der Wurzel aufgetrieben, hakenförmig; an der Wurzel des Unterkiefers steife Borsten oder ein bartartiger Federbüschel; Nasenlöcher länglich mit steifen Borsten besetzt; Füße kurz, bis an die Zehenwurzel dicht behost, alle drei Vorderzehen durch eine schmale Bindehaut vereinigt, die mittelste sehr lang; Flügel lang, die erste Schwinge auffallend kürzer als die zweite, diese gegen die dritte, welche die längste ist, kaum merklich kürzer.

Der bärtige Geieradler, Gypaëtos barbatus *Cuv.* Vultur barbatus *Briss.*
Bartgeier, Lämmergeier, Jochgeier, Alpengeier.

Länge 120 cm, Schnabel 10 cm, Hackengelenk 8,4 cm, Mittelzehe 7,8 cm, ihre Kralle 2,8 cm, Innenzehe 4,1 cm, ihre Kralle 3,4 cm.

Im Jugendkleide sind Kopf, Nacken und Kehle schwarz, Brust rostgelb, die übrige Vorderseite inclusive Hosen und Tarsen lehmgelblich. Rücken und Flügeldecken trüb gelblichweiß. — Zehen, Wachshaut und Mundwinkel graublau; Iris gelbbraun mit rothem Außenrande, um das Auge ein bläulicher Kreis.

Im Alter sieht der Vogel wie folgt aus[1]:

„Schnabel schwarz, die Nasenlöcher von gleichfarbigen Borsten verdeckt, nach dem Auge hin und dasselbe umfassend ein starker, glänzend schwarzer Streifen, welcher in schmalem Fortsatz über den Scheitel hinweg sich mit dem der andern Seite verbindet und die Stirn vom Scheitel trennt. Am Unterschnabel ein starker, schwarzer Bart. Auge hochgelb mit blutrothem Rande, sobald der Vogel aufgeregt ist. Stirn, Scheitel und Wangen weißlich. Nacken und Halsseiten gelb, Kehle bis an die Oberbrust röthlichgelb, alsdann von schwarzen Federspitzen eine durchbrochene halbrunde Binde; Bauch, Flanken, Hosen und Tarsenbefiederung ockergelb mit etwas rostfarbenem Anfluge; untere Schwanzdecken gelblich mit dunkeln, breiten Schaftflecken. Oberrücken und Flügeldeckfedern schwarzbraun mit weißen Schäften und weißen Spitzen, am meisten ausgeprägt bei den erstern; bei den letztern gehen sie ins Gelbliche über; nach den Schwingen hin verlieren sie sich gänzlich.

---

[1] v. Riesenthal, „Raubvögel".

Die Schwingen aschgrau mit weißen Schäften und dunkelbraunen Rändern. — Die Flügeldecken der Unterseite braun, Flügelrand rostgelb. Unterrücken und obere Schwanzdecken schwarzbraun, mit bräunlichem Schimmer, nach den Rändern hin allmählich dunkler bis schwarzbraun; Schäfte weiß, Spitzensäume ganz schmal weißlich. Unterseite des Schwanzes fahl grauschwarz, Schäfte dunkel mit grauen schuppenartigen Zeichnungen."

Viele Exemplare haben eine gelblichweiße Unterseite statt der rostrothen Färbung, von welcher der schwedische Ornithologe Meves in Stockholm behauptet, daß sie von äußern Einwirkungen, wie Baden in eisenhaltigem Wasser, Liegen auf eisenhaltigem Gestein u. s. w. herrühren, und nehmen Säuren die rostrothe Färbung der Federn gänzlich hinweg.

Die hochgelbe Iris ist von einem 2 mm, in den Augenwinkeln 4 mm breiten, brennend rothen Ringe eingefaßt, welcher sich bei Erregung des Vogels verbreitert und blutroth anfärbt und ihm einen wahrhaft dämonischen Ausdruck verleiht.

„Die vierte Schwinge ist die längste und mißt etwa 78 cm, die Flugbreite beträgt bei sehr alten Weibchen bis 4 m, die breitesten Schwanzfedern messen in der Mitte 10 cm in der Breite."

Der sehr keilförmig zugespitzte Schwanz besteht aus 12 Federn, deren beide äußern 40 cm lang sind.

Der Bartgeier gehört in Europa zu den seltensten Raubvögeln und ist in den Alpen vielleicht schon ausgestorben. Er stößt ebenso auf lebendes Wild, als er Knochen in Menge, selbst die härtesten Schädelknochen, verschlingt und verdaut. Er horstet in unzugänglichen Felsenlöchern und legt stets nur 1 Ei und zwar im Februar oder März.

Daß er selbst Menschen gefährdet, beweist sein Angriff auf den Knaben Joh. Betschen bei Aris in der Schweiz am 2. Juni 1870, welcher ihm unterlegen wäre, wenn nicht noch rechtzeitig eine Frau ihm zu Hülfe geeilt wäre.

Familie: Falkenartige Raubvögel, Falconidae.

Unterfamilie: Adler, Aquilinae.

Kopf und Hals sind mit lanzettförmigen spitzigen Federn besetzt, ersterer mit plattem Scheitel; der Schnabel an der Wurzel gerade, dann sehr gekrümmt, mit langer und sehr scharfer Spitze; die Füße (Fußwurzeln) befiedert oder nackt — sie haben nach der Jägersprache Hosen —

die unbefiederten Stellen an den Füßen sind mit starken rauhen Schildern und Schuppen bedeckt, die mittlere Kralle ist auf der innern Seite mit einer scharfkantigen Rinne versehen; im Sitzen ist der ganze Umriß der Flügel sichtbar und nicht von Tragfedern bedeckt; Flügel lang und groß, erste Schwinge sehr kurz, die zweite und dritte länger, vierte und fünfte die längste. Die Adler haben ein überaus scharfes Gesicht. Sie sind sehr raubgierig, bekämpfen meistentheils solche Thiere, die ihnen Widerstand leisten können, mit offenbarer Gewalt und ergreifen meist ihren Raub im Laufen oder Sitzen.

1. Gattung: **Echte Adler,** Aquila.[1]

„Der Tarsus bis an die Zehen rundum befiedert. Die Außenzehe nach hinten nicht wendbar. Schnabel länger als der halbe Kopf, vom Ende der Wachshaut ab stark gekrümmt, mit langem Haken. Tarsen sehr kräftig, theils lang, theils mäßig lang. Krallen sehr stark, die hintere am längsten und stärksten, dann die innere, stark gekrümmt, unterseits gerieft. Bindehaut vorhanden; nur das unterste Zehenglied mit 3—5 starken Schildern, sonst genetzt.

Die ziemlich spitzen Flügel haben meist 27 Schwingen, von denen die dritte und vierte fast gleich lang, die letztere in den meisten Fällen die

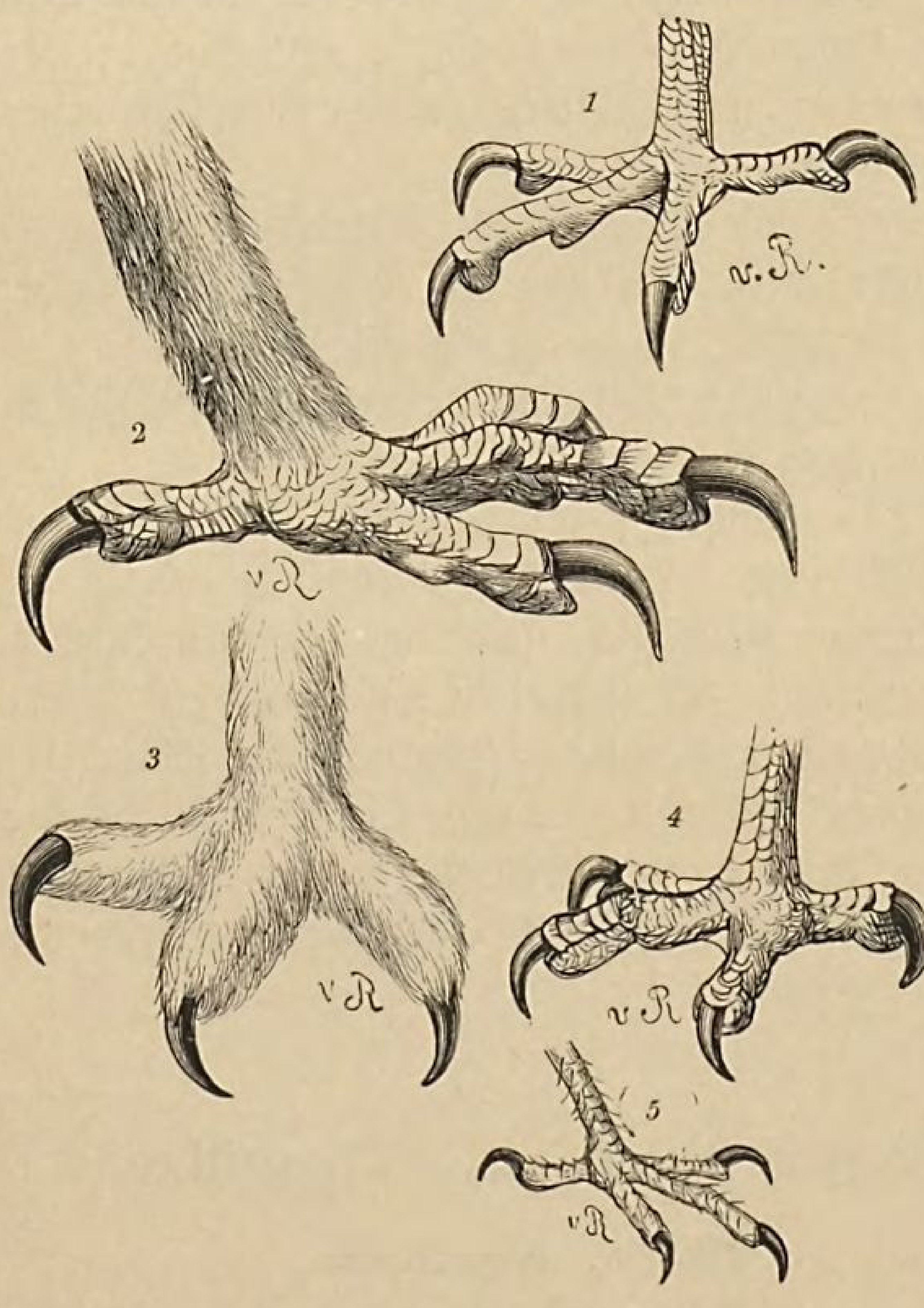


Fig. 210—214. Fänge: 1 Falke. 2 Steinadler. 3 Uhu. 4 Bussard. 5 Steinkauz.

[1] Die nachstehenden Schilderungen unter Anführungszeichen sind theils meinem Werk: „Die Raubvögel Deutschlands“, entnommen, theils meinem „Waidwerk“. (v. R.)

längste ist. Außenfahne der 2.—7. Schwinge nach der Spitze hin verengt. Die Flügel erreichen fast oder gänzlich das Schwanzende oder überragen es."

1. Art. **Der Stein- oder Goldadler** [1], Aquila fulva, chrysaëtos *Linné*.

„Länge 90 cm, Flügelspitze 36 cm, Oberflügel 30 cm, Schnabel 5,5 cm, Lauf 10 cm, Mittelzehe 7 cm, ihre Kralle 3,7 cm.

Schnabel stark gekrümmt, an den Seiten abgeflacht; Rachen bis unter das Auge gespalten; Schwanz abgerundet, bald rein weiß mit breitem schwarzen Saum, bald schwarz und grau geflammt oder marmorirt, namentlich bei alten Vögeln, oder dunkel gebändert. Oberkopf und Nacken mit goldgelben, starren zugespitzten Federn, die ganze Oberseite braun bis schwarzbraun, ebenso vom Kinn abwärts der ganze Leib und die Hosen, letztere auch grauweiß melirt; Läufe weißlich oder staubfarbig, untere Schwanzdecken mehr oder weniger weiß; Unterseite der Flügel bald buntscheckig, bald dunkel; oben am Anfang der Schultergegend im hohen Alter, doch nicht immer, ein dreieckiger, rein weißer Fleck. Schnabel horngrauschwarz; Krallen schwarz; Wachshaut und Zehen gelb; Iris braunroth, in der Aufregung blutroth.

Die Nestjungen haben ganz weißen, am ganzen Körper sammtartigen, nur am Kopf etwas längern, borstenartigen Dunenflaum. Tarsus rundum befiedert, an der Ferse eine kleine, nackte, mit feinen Netztäfelchen besetzte Stelle.

Je älter der Steinadler wird, desto dunkler färbt sich sein Gefieder. Die in der Jugend und im Mittelalter gelblichweißen Kopf- und Nackenfedern mit röthlichen Schaftstrichen, sind im Alter brauner und nur an den Spitzen röthlich goldgelb; die beim jüngern Vogel obere rein weiße Schwanzhälfte wird aschgrau, zuletzt gebändert oder unregelmäßig geflammt; Tarsen und untere Schwanzdecken hellbraun.

Das alte Weibchen, wie bei fast allen Raubvögeln bedeutend größer als das Männchen, ist heller, Kopf und Nacken goldfarbiger, das Weiß der Schwanzwurzel bleibt größer.

Daß die Könige und Herrscher sich den Adler zum Sinnbild ihrer Macht wählten, lag nahe: denn seine außerordentliche Flugkraft, Schnelligkeit und Gewandtheit, die furchtbare Gewalt im Stoß mit Flügeln und Krallen, kurz, die ungebändigte, wilde Kraft, welche aus dem blitzenden, im Zorn sich blutroth färbenden Auge sprüht, machen den Steinadler zum Beherrscher, aber freilich auch zum furchtbarsten Feinde der Thierwelt vom Reh bis zum Kaninchen und Murmelthier, vom Schwan und

---

[1] Vgl. v. R., „Raubvögel", resp. „Waidwerk".

Trappe bis zur Lerche hinab. — Er kröpft das geschlagene Thier oft schon an, ohne es ganz getödtet zu haben und steht wie berauscht von dem dampfenden Blute seines Schlachtopfers mit gesträubtem Gefieder, kröpft sich auch oft so voll, daß er sich kaum erheben kann.

Seine Stimme ist ein gedehnter Pfiff, dem des Bussards ähnlich, nur viel schneidiger.



Fig. 215. Steinadler.

Zwar vermag der Steinadler nicht, einen schnell fliegenden Vogel zu schlagen, aber ihn doch so zu ermatten, daß er vor Erschöpfung ihm verfällt, auch entgeht ihm kein noch so schnell laufendes Thier. Wassergeflügel nimmt er gern vom Wasserspiegel auf, selbst Füchse schlägt er und würgt nicht allein mit seinen furchtbaren Krallen die Opfer ab, sondern betäubt und stößt sie auch mit dem starken Fittig nieder, der im schnellen Fluge ein ehernes Brausen verursacht.

Mit sehr feinen Sinnen ausgerüstet, versteht er einer Gefahr rechtzeitig auszuweichen, sich aber auch, in die Enge getrieben, kräftig zu widersetzen und wehe, wer die Bekanntschaft mit seinen Fängen machen muß! Seine Haltung hat viel Gebieterisches und imponirt wesentlich durch das schöne, fast stets gesträubte Nackengefieder; aufrecht, mit abgelegten Flügeln und etwas lose aufgeschütteltem Gefieder mustert er mit seinem stechenden Auge stolz seine Umgebung, welches nur geringer Anreizung bedarf, um im tödlichsten Hasse blutroth aufzusprühen.

Im Fluge trägt er den Kopf etwas über dem Niveau seines Körpers und ist an einem halbmondförmigen Fleck auf jedem Unterflügel und durch den längern abgerundeten Schwanz bald zu erkennen; gewöhnlich fliegt er mit ziemlich gehobenem Flügelschlag, beim Stoß legt er die Flügel an und schießt wie ein Pfeil brausend herab und heran. — Stets greift er mit den Fängen an, gleich darauf mit Flügelschlägen und dem starken Schnabel."

Verbreitung. Aufenthalt.

„Der Steinadler ist über den größten Theil von Europa und einen großen Theil von Asien und Afrika verbreitet, ob Gebirge oder Ebene macht wenig Unterschied.

Das große, gefährliche Thier verlangt viel Raub und Ruhe, daher ein großes, wenig bevölkertes, nicht wildarmes Revier, und wo ihm dies geboten ist, wird er sich niederlassen. In den Gebirgen bieten ihm die Klippen mit ihren Schluchten und Nischen hinreichenden Schutz, in den Ebenen große Hochwaldmassen, wo beide fehlen, kann er nicht bestehen. Daher findet er sich ebensowol in den Hochgebirgen Skandinaviens als in den Pyrenäen, Alpen, Karpaten, und weiter ostwärts in den böhmisch-schlesischen Gebirgen und in den ebenen Waldmassen Norddeutschlands, und wenn er auch als Brutvogel, sowie überhaupt selten geworden ist, so streicht er doch überall in diesen Ländern umher, wie die Nachrichten von geschossenen Steinadlern darthun, wenngleich ein großer Theil von diesen fälschlich als solche bezeichnet werden, in der Wirklichkeit junge Seeadler sind, worüber bei diesen mehr."

Lebensweise. Horsten.

„Ein Steinadlerpaar hält für das ganze Leben zusammen und an seinem Horste fest, den es auch über Winter nicht vernachlässigt und verfallen läßt, sondern bessert und aufbaut, sodaß er zuletzt, — wenn er

auf Bäumen steht, — ungeheuerliche Dimensionen annimmt. Der Steinadler ist und bleibt somit Standvogel, solange er Schutz und Raub findet, tritt Mangel an beiden Factoren ein, so muß er natürlich sich anderswo ansiedeln. —

Er schlägt alle Vögel und Säugethiere, die er bewältigen kann, und das sind ihrer viele, ist mithin der Wildbahn unsäglich gefährlich und daher nicht zu dulden; er schlägt Wild- und Rehkälber, selbst schwächere Rehe, Hasen, Kaninchen, auch Raubwild, Eichhörnchen, in Gebirgen Gemsen, Murmelthiere, Alpenhähne; ferner Auer-, Birkwild, sowie alle Wald- und Feldhühner, die er erhaschen kann, Wassergeflügel, wenn es sich nicht durch schnelles Tauchen rettet, fällt im Hunger auch aufs Aas. — Vom Hunger gequält wird er überaus frech, streift an menschliche Niederlassungen, wobei Kinderraub nachgewiesen ist; in einem Dorfe bei Helsingfors schlug er ein großes Schwein, durch einen Bauer verjagt, sogleich einen starken Kater, und als der Bauer nochmals zur Hülfe erschien, diesen selbst, sodaß auf das Triogeschrei des Schweins, Katers und Bauers das ganze Dorf zusammenlief und ihn endlich erschlug.

Im März beginnt die Paarung — etwas eher oder später, denn man findet frische Eier Ausgang März und im April; gelegentlich wird ein Bussard- oder Milanhorst als Fundament weiter ausgebaut und aus ziemlich starken Knüppeln mit Wurzeln und Zweigen durchflochten, mit Moos und Grasfilzen gedichtet ein Bau aufgeführt, der nach längerm Gebrauch nicht selten 2 m Höhe, einen äußern Durchmesser von 120—130 cm und einen innern von 60—70 cm aufweist.

Steht der Horst dagegen im Felsen, so genügt eine geringe Unterlage, die lediglich den Schutz der Eier bezweckt und dienen die oft massenweise herbeigeschleppten Reiser nur zur Schutzwehr gegen Witterungsungestüm und das Herunterstürzen der Jungen in die Tiefe.

Die 2 Eier sind groß, 72 : 59 mm, von rauher, starker Schale, gleichmäßig eiförmig, auf trübweißem Grunde mit braun-violetten Schalenflecken und braunen Punkten und Flecken mehr oder weniger dicht besetzt; oft fast ganz trübweiß mit einigen schwachen wolkigen Färbungen, wechseln also in der Färbung ganz ungemein.

Das Weibchen brütet 4 Wochen und wird vom Männchen abgelöst; nach 5 Wochen sind die Jungen flügge, — meist kommt jedoch nur eins aus, welchem junges Wild, namentlich Rehkälbchen, Gemskitze, junge Häschen, Murmelthiere u. a. reichlich zugetragen und stückweis vorgeworfen werden. — Sind sie ausgeflogen, so halten sie sich nur noch kurze Zeit beim Horst auf; denn die Alten vertreiben sie, nicht gewillt, die Fresser in dem ohnehin stark ausgeraubten Revier noch weiter zu ver-

pflegen. — Diese Jungen streichen dann weit umher, um Fraß und Stand zu suchen und werden dabei leichter geschossen als die gewitzigten Alten.

Ein Adlerpaar duldet in seinem Bereich kein anderes, und werden etwaige Eindringlinge in wüthenden, blutigen Kämpfen zurückgewiesen, wie auch zur Horstzeit die Männchen heftige Raufereien bestehen, wobei sich einst zwei in der Luft so verkrallten, daß sie wirbelnd zur Erde niederfielen und erschlagen werden konnten.

Vögeln rupft der Steinadler vor dem Kröpfen die Federn und wirft viel Gewölle aus.

Es sind Steinadler in der Gefangenschaft über 100 Jahre alt geworden."

Jagd.

„Die große Gefährlichkeit des Steinadlers erheischt unbedingte, nie rastende Verfolgung, wenn man die Wildbahn nicht zu Grunde gerichtet wissen will; im allgemeinen ist ihm freilich schwer anzukommen wegen seiner Scheu, doch am Horste ist er zu beschleichen und die Brut zu vertilgen; kann der Horst nicht erstiegen werden, was wegen seines Baues auch auf Bäumen wol vorkommt, so verwüste man ihn so viel als möglich: oft kann man nämlich wol bis an den Horst steigen, aber wegen seiner Größe nicht über denselben hinweg.

Was es heißen will, den Horst in den Klippen zu ersteigen, hat uns unter anderm Girtanner in seinem «Ornithologischen Streifzug durch Graubünden» und Graf Arco sogar in Versen klar gemacht.

Der Adler streicht vom Horst sehr schnell ab, daher ein Kugelschuß oft fehlgeht, und bleibt tagelang weg, wenn er die Gefahr kennt, stellt also den Jäger auf die härteste Probe.

Dagegen kann man ihn vor dem Uhu aus der Krähenhütte erlegen, da er heftig auf ihn stößt, auch gern zerreißt, wenn dieser ganz gefesselt ist, aber auch hier ist ein schneller Schuß mit grobem Schrot Nr. 2—3 geboten.

Am Luder kann man verdeckte Tellereisen stellen, wenn man ihn dort beobachtet hat und auf seine Wiederkehr schließen darf.

R. Brehm in Spanien hat den Horst mit durch Bindfäden verbundene Leimruthen beziehen lassen und den in dieses verwickelte Klebezeug gerathenen Adler lebendig gefangen.

Vielleicht glückt es, ihn auf seinem Nachtstande mit der Büchse zu beschleichen, was an dem Wandervogel freilich nur Zufall sein wird, da er sich nirgends lange aufhält, d. h. wo er eben nur auf der Durchreise ist.

Die Asiaten tragen ihn noch heute zur Beize auf stärkeres Wild ab. Seine Federn sind groß und schön, jedoch von keiner besondern Verwerthung, als auf den Hut des glücklichen Jägers."

2. Art. **Der Kaiseradler,** Aquila imperialis *Bechst.*
Aquila chrysaëtos *Leisler;* Aquila heliaca *Savigni;* Aquila mogilnik *Gray.*

Königsadler, Sonnenadler, schwarzer Adler, kurzschwänziger Steinadler.

Beschreibung.

„Der Kaiseradler hat durch die Verschiedenheiten seiner Alterskleider zu den mannichfaltigsten Verwechselungen Veranlassung gegeben, von denen auch von den neuesten Autoren noch manche nicht frei sind.

Die Nestjungen sind denen des Steinadlers ganz ähnlich, haben länglichrunde, fast senkrechte Nasenlöcher.

Im Jugendkleid finden wir röthlich gelbe, braun gestrichelte Kopffedern, auf dem Nacken und den Halsseiten roströthlich mit hellen Schaftstrichen, wie auf dem braunen Oberrücken; Unterrücken röthlich weiß mit dunkeln Säumen. Oberseite des Schwanzes braun mit hellen Spitzenknoten; die Flügeldecken braun, am Gelenk theilweise mit weißen Spitzen. Die Unterseite der Flügeldecken röthlich weiß und braun gefleckt, die der großen Schwingen braun, über der Einschnürung auf der Innenfahne grau und dunkel gewässert. Kinn trüb gelblich weiß, Vorderseite röthlich weiß mit breiten, braunen, nach der Spitze schmälern Kanten; Hosen und untere Schwanzdecken hell gelblich weiß mit röthlichen Kanten.

Iris graugelb, Wachshaut und Zehen grünlich gelb.

Mit dem dritten Jahre trägt der Kaiseradler das Uebergangskleid, welches vorherrschend dunkelbraun und zwar oberhalb und am Bauch am dunkelsten, auf der Oberseite der Flügel einige gelbliche Kanten hat. — Im Nacken ein charakteristischer röthlich gelber Fleck mit dunkeln Schäften, Kopf und Kehle heller braun als die allgemeine Färbung, Schwingen auf den verdeckten Stellen mit grauweißen Querzeichnungen. — Schwanz dunkel schwarzgrau, tief schwarz geflammt und gebändert, die unterste Binde die breiteste. Unterseite des Schwanzes fahlbraun. Iris graubraun.

Etwa im fünften Lebensjahre ist das Kleid des alten Vogels ausgefärbt, welches oft ganz schwarz ist. Auf dem Scheitel ein schwarzer Fleck, sonst Kopf und Genick mit gelblich goldschimmernden Federn geziert, Hals, Rücken und Schulterfedern mit röthlichem Metallschimmer. Schwinge schwarz, Innenfahne wie vorher, Wurzeln weiß.

Auf den Schultern je ein großer, ovaler, rein weißer Fleck, der bei den Weibchen sich schon nach der ersten Mauser zeigen soll, bei den

Männchen mit der zweiten hervorwächst und dem Kaiseradler zu seinem schwarzen Gefieder zur außerordentlichen Zierde gereicht. Die langen Hosen schwarz, Tarsen bald röthlich weiß, bald dunkel; der gewässerte Schwanz mit breiter dunkler, schwach hell gesäumter Binde und 6—8 schwächern, unterbrochenen Bändern.

Bei allen Kaiseradlern ist der Rachen bis hinter das Auge gespalten, der Schnabel von sehr dicker, abgerundeter Firste und der aus 12 Federn bestehende Schwanz ganz gerade, ohne jede Abrundung, da alle Federn gleich lang sind.

Schnabel bläulich mit hornschwarzer Spitze, Wachshaut und Zehen goldgelb, Krallen schwarz; nur auf dem untersten Zehengliede meist nur 5 Schilder, sonst genetzt. Das Weibchen ist größer und heller.



Fig. 216. Kopf des Kaiseradlers.

Länge 75 cm, Flügelspitze 28 cm, Oberflügel 280 cm, Schwanz 32 cm, Schnabel 5,40 cm, Mundspalte 6 cm, Hackengelenk von der Beuge bis an die Wurzel der Mittelzehe 11 cm, Mittelzehe 6,30 cm, ihre Kralle 3 cm.

Halten wir die so oft verwechselten Steinadler und Kaiseradler, von den täuschenden Farben abgesehen, gegeneinander, so unterscheiden sie sich sicher folgendermaßen.

Der Schwanz des Kaiseradlers ist gerade, wie mit der Schere beschnitten, der des Steinadlers abgerundet; der Rachen des erstern bis hinter das Auge gespalten, der des letztern nur bis an das Auge; die Schnabelfirste des ersten ist dick abgerundet, die des letztern dachförmig abgeflacht.

Der Kaiseradler kann nur seinem wirklich vornehmen Kleide den Namen zu verdanken haben, dem Wesen nach kommt er dem Steinadler zu, dem entschieden edlern von beiden. Der Kaiseradler ist schwächer, hält sich mehr vornüber gebeugt und zeigt bei weitem nicht den Muth und die Kraft beim Angriff auf seine Beute wie jener.

Seine Stimme ist dem Bellen eines mittelstarken Hundes sehr ähnlich, klingt etwa wie rau rau! im Affect aber, z. B. wenn er Hunger hat, wie ein schnelles: «kak kak kak kak!»

Immerhin ist er aber ein geschickter und schneller Flieger und vom Steinadler durch den geraden, viel kürzern Schwanz bald zu unterscheiden."

Verbreitung. Aufenthalt.

„Der Kaiseradler ist ein Bewohner des südöstlichen Europa, des angrenzenden Asien und Afrika und in Deutschland wenig beobachtet worden. — In Ungarn, Siebenbürgen, Griechenland, Bosnien, der Türkei, auf den Donauinseln ist er keineswegs selten. — Er zieht die Ebenen dem Gebirge vor und liebt den Wald nicht, steht gern auf freigelegenen Hügeln, Felsen und baumt nur zur Nachtzeit der Sicherheit wegen.“

Lebensweise. Horsten.

„Sie ähnelt der des Steinadlers gänzlich in Betreff des Zusammenhaltens eines Paars und des Raubes, nur daß der Kaiseradler mehr auf kleinere Thiere vom Fasan abwärts stößt, sehr gern thut er dies auf die Wasservögel, soll auch Fische fangen; daß er die Abfälle aus den Fischerhütten kröpft, ist gewiß. Weniger scheu als der Steinadler, horstet er, wo ihm weniger nachgestellt wird, in der Nähe solcher Hütten, wird er aber verfolgt, ist er so scheu wie jener. — In baumlosen Gegenden horstet er sogar zwischen Gestrüpp auf ebener Erde und hält da seinen Stand wegen der vielen, leicht zu fangenden Ratten, Ziseln und ähnlichen Thiere. — Der Horst ist in seinem Umfange dem des Steinadlers ähnlich. Je nach der rauhern Lage seines Aufenthalts verspätet sich die Brütezeit bis in den Mai; das Gelege besteht aus 2, seltener aus 3 Eiern, von grünlicher oder grauer Grundfarbe, mit ganz hellvioletten, verwaschenen Schalenflecken und darauf dunklern graubraunen oder grünen Punkten und Flecken, die im ganzen matt aussehen und von 70 : 55 mm bis 74 : 57 mm groß sind. Ob beide Alten brüten, oder nur das Weibchen allein, ist nicht bekannt. Die Jungen werden von beiden Alten mit den genannten Thieren gefüttert und, wenn sie flügge sind, sich selbst überlassen.

Ob der Kaiseradler bei uns wirklich so selten vorkommt oder nur falsch bestimmt oder ganz übersehen wird, läßt sich schwer feststellen, bleibt jedoch nicht unwahrscheinlich.“

Jagd.

„Er fällt gern aufs Aas, an dem er gefangen oder geschossen oder an seinem Nachtstande beschlichen werden kann. Wie allen Vögeln, kann man ihm durch Vernichten des Horstinhalts, wobei die Alten wol auch gelegentlich zu Schuß kommen, Abbruch thun.“

3. Art. **Der Schreiadler,** Aquila naevia *M. et W.*

Falco naevius *Naum.* Aquila pomarina *Chr. L. Brehm.* Aquila clanga *Degl. et Gerbe.* Aigle criard *Temm.* Spotted eagle *Lath.*

Schreier; klingender Schellenadler; kleiner, hochbeiniger Adler; Rauhfußadler; Entenadler.

Beschreibung.

„Der Schreiadler ist sehr viel kleiner als die vorigen, seine Länge beträgt nur 65 cm, Breite 160 cm, Flügelspitze 23 cm, Oberflügel 25 cm, Schwanz 25 cm, Schnabel 3,90 cm, Mundspalte 4,5 cm, Hackengelenk von der Beuge bis an die Wurzel der Mittelzehe 8 cm, Mittelzehe 5 cm, ihre Kralle 2,5 cm, Innenzehe 3 cm, ihre Kralle 2,6 cm.

Die Nestjungen denen der vorigen Arten sehr ähnlich.

Die jungen Vögel haben dunkelbraunes Gefieder mit rostgelben Spitzen, nach dem Rücken mehr hervortretend; auf den Flügeldecken sind diese Spitzen am Bug ganz fein, nehmen abwärts an Stärke zu und bilden zuletzt an den hintern Schwingen große röthlichweise oder gelbliche Tropfenflecke. Im Nacken ein rostbräunlicher Fleck, auch am Kopf, Vorderhals rostbraun, wie die ganze Vorderseite, jedoch mit gelblichen Schaftstrichen, auf Bauch und Flanken am breitesten, auf den Hosen lanzettlich schmal. Mittlere Schwanzfeder grau mit brauner Bänderung, die andern braun mit gelben Spitzen der Innenfahnen und schmaler Bänderung nach oben. Die großen Schwingen schwarzbraun, mit dunkel gebänderten Innenfahnen, oberhalb weiß mit weißen Schäften, die kleinen graubraunen mit etwa 12 schwachen Querbändern.

Der stark zusammengedrückte, hornfarbige Schnabel mit schwarzem langem Haken und einer Ausbuchtung am Oberkiefer sanft gebogen, Bartborsten schwarzbraun, Wachshaut und Mundwinkel gelb, Iris grau, Krallen schwarz, unterseits scharf gerandet, Zehen graugelblich.

Der alte Schreiadler ist braun ohne bunte Abzeichen; charakteristisch ist die helle graubraune Färbung an Kopf und Hals, um die Augen und auf den Säumen der obern Flügeldecken, welche gegen das dunkelbraune Gefieder grell absticht, auch nach der Mauser, wo der Vogel überhaupt dunkler erscheint, immer deutlich bleibt.

Die großen Schwingen fahlschwarz, die andern braun mit hellen Säumen. Schwanz fahl schwarzbraun und nur ganz undeutliche Bänderung, auf der Unterseite noch mehr kenntlich als auf der obern. — Vorderseite rostbraun mit hellern Spitzenflecken.

Es ist erklärlich, daß durch Alter und Mauser so verschiedene Kleider die vielfachsten Verwechselungen hervorriefen.

Der Schreiadler ist ein mittelgroßer, schlanker Vogel, der durch seine hohen Tarsen und den etwas gebogenen Rücken auffällt; still und scheu, mit scharfen Sinnen gerüstet, entgeht er leicht der Beobachtung und nur zur Paarungszeit hört man sein lautes «psiek—psiek!» und nur gelegentlich den eigenthümlich kläffenden, an einen jagenden Dachshund erinnernden Ton, wenn er über den Erdboden hinstreicht. — Er fliegt sehr schnell und versteht, im Walde deckende Gegenstände gut zu benutzen, ist daher nicht leicht zu schießen.

Er ist im ganzen der Jagd weniger gefährlich, da er zwar wol einen jungen Hasen mitnimmt, aber doch vorzugsweise von Amphibien, Mäusen und Ratten lebt, auch todte Fische aufnimmt und offenbar zu schwach und wenig muthig ist, einen gesunden starken Hasen oder ein Thier ähnlicher Schwere anzufallen; kleine Wasservögel, solange sie unbeholfen sind, fallen ihm auch wol hin und wieder zum Opfer."

Verbreitung. Aufenthalt.

„Jetzt durch unablässige Nachstellungen, namentlich durch übertriebene Sammelwuth der Eier, seltener geworden, war er früher in Deutschland verbreiteter, wo er stille, gemischte Wälder, auch dichte Feldhölzer in der Nähe von Wasserflächen oder sumpfigem Terrain fand, um mühelos seinen Fraß zu beschaffen. — Gleichwol kommt er noch jetzt allenthalben vor, sicher in Pommern, Mecklenburg, überhaupt in diesem ganzen nördlichen Strich bis über die Weichsel, in der Mark, in Sachsen, Schlesien, auf dem Böhmerwald, — kurz, von Lappland und Finland nach Südosten bis Griechenland und hinüber nach Asien und besonders Afrika."

Lebensweise. Horsten.

„Der Schreiadler ist für Deutschland und angrenzende Gebiete ein Zugvogel, der im April zu uns kommt und alsbald den Horstbau beginnt. — In mit hohen Bäumen und möglichst vielem Unterwuchs wenig zugänglichen Orten steht der Horst, etwa 14 m hoch, bald in der Stammgabel, bald auf einem starken Seitenaste; er ist von Reisern, Moos und ähnlichem Material erbaut, innen flach und mit trockenem Grase und Dunen ausgelegt. — Das Weibchen legt niemals mehr als 2 Eier, welche auf grünlichem Grunde dichter oder spärlicher rothbraun gefleckt, doch auch nur trüblila verwaschen und in einem Gelege oft merklich verschiedener Größe und Form sind, rund und gestreckt, z. B. 60 : 55 mm, 59 : 47 mm und 65 : 55 mm messen. — Das gefleckte Ei ist zuerst gelegt.

Der Brutvogel streicht erst ab, wenn der Kletterer dicht am Horste ist, legt jedoch nochmals in demselben Horste.

Die Jungen werden mit dem erwähnten Raub aufgefüttert, oft kommt nur eins aus.

Im September zieht er südostwärts von uns, überwintert schon in Griechenland, meistens in Afrika."

Jagd.

„Auf Flintenschußweite läßt er Keinen heran, nur zufällig überrascht, kann er solchem Schuß erliegen. — In Fallen geht er selbstverständlich nicht, da er Fraß genug findet, er muß daher am Horste gejagt werden, doch streicht er sehr schnell ab. — Ob er auf den Uhu stößt, weiß man nicht."

4. Art. **Der Schelladler,** Aquila clanga *Pallas.*

Aquila naevia *Brisson;* Aquila fusca, bifasciata, unicolor *Chr. L. Brehm;* Falco naevius, maculatus *Gmelin.*

Großer Schreiadler.

Beschreibung.

„Man glaubte lange nur an eine Art Schreiadler und hielt größere, dunklere Exemplare also nur für locale Abweichungen; ein bei Köthen in den vierziger Jahren erlegter Adler zeigte aber so deutliche Abweichungen, die sich bei spätern, namentlich von der Wolga importirten als so constant herausstellten, daß man die neue Art Aquila clanga *Pall.* aufstellte und festhielt.

Länge 69—70 cm, Flügelspitze 27 cm, Oberflügel 25 cm, Schnabel 4,3 cm, Hackengelenk &c. 11 cm, Mittelzehe 5,5 cm, ihre Kralle 2,6 cm, Innenzehe 4 cm, ihre Kralle 2,9 cm.

Der Vogel ist etwas größer, constant dunkler, besonders auf Kopf, Hals und Flügeldecken, auch ohne die Rostflecken, die Tarsen sind länger und die Nasenlöcher rundlicher, stets mit narbenartiger Erhöhung am obern Rande. Flügel länger, Schnabel stärker, die Ausbuchtung fehlt.

Er hat im übrigen ein dem Schreiadler ganz ähnliches Jugendkleid, das Gefieder des alten Vogels ist nur dunkler, sonst ebenso gezeichnet, Schwanz meist ungebändert.

In Deutschland ist er selten, obgleich er wahrscheinlich meist als «Schreiadler» nicht zur richtigen Bestimmung gelangt, im Südosten Europas und in Afrika ist er häufig.

Näheres ist über ihn nicht bekannt."

2. Gattung: **Seeadler,** Haliaëtos.

Lauf von der Zehenwurzel aufwärts 4 cm, unbefiedert. Bindehaut fehlt.

„Der sehr große und starke an die Geier erinnernde Schnabel so lang als der Kopf; in der Jugend dunkel horngrau, im Alter wachsartig gelblich weiß. — Der keilförmige Schwanz mit abgerundeter Spitze. Nasenlöcher breit elliptisch, schräg. Außenzehe nach hinten nicht wendbar. Die kräftigen Krallen stark gekrümmt und sehr spitz. — Läufe an der Vorderseite mit 6—7 Schildern besetzt, im übrigen grob genetzt. Die auf der Oberseite fast gänzlich mit Schildern besetzten Zehen sind unterseits sehr rauh und mit starken Zehenballen versehen, zum Fischfang geeignet.

Der weißschwänzige Seeadler, Haliaëtos albicilla *Linné.*

Falco albicilla, ossifragus, Vultur albicilla *Gmel., Lin.*; Aquilla albicilla, *Pall.*; Falco albicilla *Naumann.*

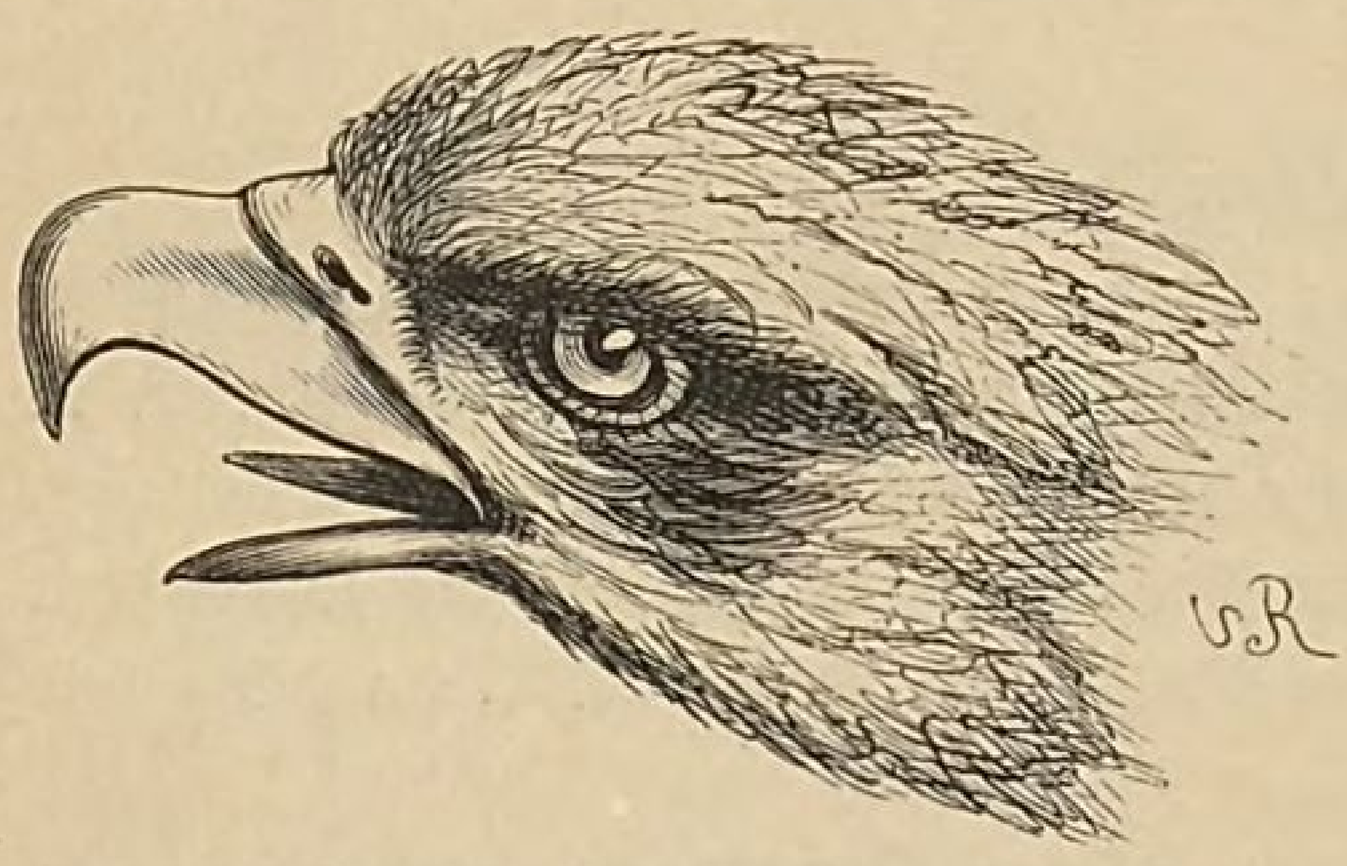


Fig. 217. Kopf des Seeadlers.

Meeradler, großer Fischadler, Weißschwanz, Gelbschnabel, Fisch- und Steingeier, Gänseadler, Hasenadler, Beinbrecher; schwarzbrauner, bärtiger Adler.

In den meisten Gegenden: Steinadler.

Beschreibung.

„Länge 90—96 cm, Flugbreite 230—240 cm, Flügelspitze 33 cm, Oberflügel 30 cm, Schnabel 6,5 cm, Hackengelenk 10,2 cm, davon unbefiedert 4 cm, Mittelzehe 6,5 cm, ihre Kralle 3,2 cm, Innenzehe 3,5 cm, ihre Kralle 3,8 cm.

Im Dunenkleide sind die Jungen an den unterhalb unbefiederten Tarsen und dem auffallend starken Schnabel kenntlich.

Der Seeadler im Jugendkleide unterscheidet sich wesentlich vom alten Vogel.

Die sehr langen Kopf- und Nackenfedern dunkelbraun, alle übrigen, soweit sie unbedeckt sind, fahlbraun mit dunkeln Spitzen und dunkeln Schäften, soweit sie bedeckt sind, weiß mit weißen Schäften. — Schulterfedern einfarbig schwarzbraun; obere Schwanzdecken fahlbraun, äußere Schwanzfedern auf der Außenseite fahlbraun, auf den Innenfahnen weiß und schwarzgrau gespritzt und gewässert, und zwar die mittelsten Federn

am meisten, an den Außenrändern dunkler, der übrige Theil in nach unten keilförmig zugespitzter Form gespritzt und gewässert, alle Schäfte weiß.

Die Oberseite der Flügeldecken wie der Rücken, die untersten Reihen dunkelbraun, Handschwingen schwarz, Schäfte ebenso mit einigen weißen Punkten, oberhalb der Einschnürung auf beiden Fahnen graubraun, alle übrigen Schwingen fahlbraun mit dunkeln Schäften und heller Punktirung.

Der dunkle, horngraue Schnabel endet in schwarzer Spitze, Iris grau-gelb, Wachshaut und Zehen trüb gelblich. Ganze Vorderseite dunkelbraun, überall machen die durch Verschiebung hervortretenden weißen Wurzelhälften der Federn den Vogel scheckig. Untere Schwanzdecken vorherrschend weiß mit dunkeln Spitzen und Schäften, hier und da bräunlich gesprenkelt; Unterseite des Schwanzes fahler als die Oberseite und undeutlicher gezeichnet.

Die obern Deckfedern des Unterflügels stumpf dunkelbraun, die übrige Flügelpartie unterseits fahler als oberseits.

Im 3.—4. Jahre sind Kopf, Hals und Brust trüb bräunlichweiß, auf letzterer mit fahlbraunen an der Spitze verbreiterten Schaftflecken; Oberrücken fahlbraun, Unterrücken dunkler; obere Schwanzdecken geschmitzt, mit dunkeln Spitzen, der Schwanz im ganzen weißer.

Im übrigen herrscht fahlbraune Färbung mit weißer Sprenkelung vor.

Hosen dunkelbraun, Tarsenbefiederung heller.

Der alte Vogel, also etwa vom 7.—8. Jahre ab, vielleicht noch älter — zumal der Seeadler sehr alt wird und ich einen sah, der sich nach mehr als dreißigjähriger Gefangenschaft noch sehr wohl befand —, hat Kopf, Hals und Brust fast weiß, das übrige Gefieder ist einfarbig braun, wenn verblichen, erdfarbig und stets fahler als das dunkler braune Gefieder des Steinadlers; der Schwanz rein weiß und oft noch der Unterrücken. Schnabel wachsgelblich mit wenig dunkler Spitze; Wachshaut, Tarsus mit den Zehen und Iris citrongelb, Krallen glänzend schwarz.

Die Flügel erreichen das Schwanzende.

Der Seeadler ist ein gewaltiger Recke, aus dessen stechendem, tückischem Auge trotziges Selbstvertrauen, bei Aufregung wilde Kampfeslust blitzen; zwar wol an Gewandtheit, aber keineswegs an Kraft dem Steinadler nachstehend, hat er eine weniger edle, compactere Gestalt als dieser, wozu die kürzern Fänge und der weit kürzere Schwanz beitragen. Hierdurch unterscheidet er sich auch im Fluge vom Steinadler, auch dadurch, daß er den Kopf hängen läßt, was der Steinadler nicht thut, welcher durch seinen gestrecktern Fittich und langen abgerundeten Schwanz und der Kaiseradler durch seinen ganz geraden Schwanz eine Verwechselung mit dem kurzen, keilschwänzigen Seeadler nicht zulassen.

Seine weit schallende Stimme ist rauhes «krau, kra-au-krau!» dem Raben nicht unähnlich. Das größere Weibchen unterscheidet sich sonst vom Männchen nicht."

Verbreitung. Aufenthalt.

„Wo Gewässer sind, die dem Seeadler Fraß spenden und der Mensch ihn nicht vertreibt, darf man ihn von Lappland bis nach Afrika, von Frankreich bis nach China erwarten, er ist mithin Kosmopolit wie nur einer.

Nur die Nahrungssorgen vertreiben den gegen Winterkälte wenig empfindlichen Vogel aus seinem Standquartier, welches er in Ehren hält und in Wäldern mit hohen Bäumen, oder in schroffen Klippen am Meeresgestade, oder im Nothfall in großen Röhrichten aufschlägt. — Von Wasserflächen entfernt er sich jedoch auf Dauer nie weit.

Das Erscheinen eines so gewaltigen Seglers und Beherrschers der Lüfte in Gegenden, die im allgemeinen weniger zu seinen bevorzugten gehören, darf nicht wundernehmen, kaum auffallend erscheinen, zumal solche seltenen Gäste meistens ein- bis zweijährige Vögel sind. — Sind sie flügge und aus der älterlichen Obhut entlassen worden, so streichen sie im heimischen Gebiet wol noch einige Zeit umher, weiterhin jedoch werden die an ihrem Standort verharrenden Aeltern wol eine Ausdrucksweise finden, die dem jungen Volk den Wunsch kundgibt, sich die weite Welt näher zu besehen und die Alten in ihrem Jagdrevier nicht ferner zu beeinträchtigen. Dazu kommt, daß Entenscharen, die ihnen nachhaltige Beute versprechen, und andere Wasservögel anfangen, hin- und herzustreichen und sie zur Nachfolge auffordern.

Da finden die jungen Wanderer die großen Ströme und ziehen ihnen entgegen, aus schwindelnder Höhe sehen sie Binnenseen und ähnliche Wasserflächen blinken und sie zu näherer Besichtigung einladen, sie finden dort reichliche Nahrung, in den angrenzenden Feldern und Wäldern finden sie Hasen, Kaninchen oder Vögel, die ihnen wohlschmeckend scheinen, oder gefallene Thiere: da schlagen sie ihr Quartier bereitwillig auf und verbleiben, solange die Vorräthe dauern oder sie nicht gestört werden. — Eine Recognoscirungsreise ins Land hinein von 20—30 Meilen ist dem Flugvermögen eine kleine Spazierfahrt, und so erscheint der Seeadler plötzlich zur höchsten Verwunderung der Laien und Zeitungsreporter in Gegenden, die ihn vorher niemals sahen.

Es liegt daher im Grunde genommen beim Seeadler und bei andern Vögeln von großer Verbreitung wenig Werth in einer speciellen Nach-

weisung der Oertlichkeiten, wo er gesehen oder erlegt worden ist, am allerwenigsten an den Gestaden der Meere, wo er überall vorkommt; eine solche Nachweisung bleibt auch immer Stückwerk; denn wer möchte bei einem nicht seltenen, weit wandernden Vogel auch nur annähernd erschöpfend die Oertlichkeiten seines dauernden oder vorübergehenden Aufenthalts nennen wollen? Anders ist es mit einem seltenen Vogel, bei dem die specielle Ortsangabe seines Erscheinens mehr Interesse erregt und zu weitern Forschungen Veranlassung gibt, ob er in der That wirklich so selten sich zeigt, als man bisher angenommen hat, ob er richtig erkannt wurde, irgendwo sich anzusiedeln versucht hat und dergleichen Momente mehr.

Die jungen, zu längerer Wanderschaft ausziehenden Seeadler bieten den willkommenen Stoff zu Zeitungsberichten, in denen sie meist als Steinadler figuriren, zumal ihnen der weiße Schwanz noch fehlt, was den Laien in seinem Irrthum bestärkt."

Lebensweise. Horsten.

„Der Seeadler ist der Fischerei ebenso gefährlich als der Jagd, denn er lebt von Säugethieren ebenso wie von Vögeln und Fischen, ganz der ihn umgebenden Oertlichkeit entsprechend. Haarwild schlägt er im vollen Lauf, stellt den Kälbchen des Hochwilds und der Rehe nach und greift selbst den Fuchs an, wie man beobachtete, daß er einen solchen länger als eine Stunde verfolgte und geschickt vom schützenden Walde abzudrängen versuchte, bis der Schuß eines Jägers der Sache ein Ende machte.

Werden die Enten ihren Feind rechtzeitig gewahr, so schwingen sie sich schnell auf, weil er sie im Fluge nicht schlagen kann, überrascht dieser sie jedoch auf dem Wasserspiegel, so suchen sie ihr Heil im Tauchen mit mehr oder weniger Erfolg, denn das scharfe Gesicht des Adlers erkennt besonders die hell gefärbten auch unter dem Wasserspiegel, folgt ihnen und ermüdet sie, bis sie zum Tauchen Kräfte und Luft verloren haben.

Fische schlägt er mit großer Gewandtheit, obgleich er sie freilich lieber seinem schwächern Nachbar, dem Fischadler abjagt. «Solange die Donau nicht mit Eis bedeckt ist», erzählt Brehm in «Zwölf Frühlingstage u. s. w.», «wird es ihnen nicht schwer sich zu ernähren: man sieht sie dann nach Art des Flußadlers (oder Fischadlers) oft gemeinschaftlich über dem Strome und seinen Armen schweben, auf Beute spähend und, wenn sie einen Fisch ins Auge gefaßt, ins Wasser hinabstürzen, ähnlich wie Homeyer dies oft gesehen, selbst in der Ostsee, wenn dieselbe nicht zu stark vom Winde bewegt war. . . . Beim Stoßen auf einen Fisch

verschwinden sie nicht allein, ebenso gut wie der Flußadler, zeitweilig vollständig unter dem Wasser, sondern dringen wol tiefer in dasselbe wie dieser, arbeiten sich auch mit Hülfe einiger kräftigen Flügelschläge rasch wieder empor, schütteln die Wassertropfen von ihrem glatten, fettigen Gefieder und fliegen davon.»

Ich habe diese Beobachtung zu machen nicht Gelegenheit gehabt.

Sie nähern sich den Fischerhütten und nehmen die Abfälle schnell weg, und Förster Ruzsovitz (Donaureise) versichert, «mehrfach gesehen zu haben, daß auch alte Seeadler in einer Entfernung von kaum 50 Schritten rings um die Fischerhütten aufbäumten, vertrauensvoll das Treiben der Fischer beobachteten und im rechten Augenblick erschienen, um sich ihre Beute zu holen, die ihnen die Fischer mit einer gewissen Gutmüthigkeit zum Theil zuwerfen».

Bei einem ausgelegten Aase oder Stück Fallwild erscheinen sie bald und kröpfen es in Gesellschaft, nach Art der Geier, mit denen die Seeadler überhaupt viel Aehnlichkeit haben.

Die zur Fortpflanzung noch nicht geeigneten, also etwa unter drei Jahre alten Vögel treten mit Beginn des ersten Winters ihre Wanderzeit an und erscheinen, wie schon erwähnt, ganz unerwartet in verschiedenen Gegenden.

So geschah es denn auch auf dem Westerwald, auf welchem sich ein solcher Bursche wol vom Rhein her niederließ und von zwei Mitgliedern des Westerwälder Jagdvereins zu Altenkirchen flügellahm geschossen und im Triumph ins Städtchen lebendig gebracht wurde.

Das Interessante für mich lag darin, daß dieser wenig verletzte Vogel auch nicht die geringste Scheu oder Bösartigkeit zeigte; ich sah ihn eine Stunde nach seiner Ankunft im erleuchteten Zimmer eines der Schützen, wo er ungenirt umhertappte und sich ganz ungestraft anfassen und untersuchen ließ, sodaß die Annahme, er sei aus der Gefangenschaft entflohen, begründet scheinen konnte, wenn nicht das gänzlich unbestoßene Gefieder diesem Glauben entschieden widersprochen hätte. — Er nahm auch sehr bald Fraß an und befindet sich jetzt im kölner Thiergarten.

«Von den neunzehn Horsten, welche wir besuchten» (Brehm, «Donaureise»), «standen nur zwei frei auf den höchsten Wipfelzweigen, alle übrigen auf Queräften, mehr oder minder nahe am Stamm, drei auf Seitenästen, sechzehn unmittelbar am Stamme selbst. . . . Nur sechs von ihnen bestanden zum Theil aus sehr starken Knüppeln, alle übrigen aus verhältnißmäßig schwachen Zweigen, d. h. solchen von Daumenstärke, etwas darüber und darunter. Auffallend große Horste fanden wir in der Minderzahl . . . . dann aber mindestens von 2 m im Durchmesser. Diese letz-

tern, wie überhaupt alle großen Horste, waren von den ältesten Seeadlern besetzt.»

Die meisten Horste dienten ganzen Colonien von Feldsperlingen zum sichern Asyl; «um schwache und wehrlose Vögel» (Brehm) «bekümmert sich der Seeadler nicht und bekundet ihnen gegenüber Gleichgültigkeit. Wiederholt wurden kleinere Vögel, Falken, Turteltauben u. s. w. unter dem Horste gesehen, ohne daß die Adler Miene gemacht hätten, sie zu beunruhigen.»[1]

Ein Männchen, dem das Weibchen weggeschossen war, fütterte die Jungen getreulich allein auf.

Steht der Horst im Felsen, wie in den Klippen der Nordsee, so genügt, wie beim Steinadler, so viel Unterlage, als eben zur Schonung der Eier und Jungen unbedingt nothwendig ist. In großen Röhrichten knickt er die Halme zur festen, trockenen Unterlage um und baut auf diese seinen Horst.

Bei uns legt der Seeadler im März seine 2, seltener 3 Eier, im Süden wol schon 4 Wochen früher. Sie sind in den meisten Fällen weiß, gelegentlich mit ganz hellgelben Leberflecken, höchst selten mit röthlichbraunen Punkten gezeichnet, sind unten etwas zugespitzt, von mehr oder weniger Rundung, mäßig grobem Korn, glanzlos, inwendig gelbgrünlich und messen 70 : 50 mm, 66 : 56 mm, also verschieden.

Der Horst gleicht einer — salva venia — Schinderei, und birgt vom frischen Fleisch bis zum verwesten und zum Skelet alle Uebergänge. Die Alten schleppen ein Opfer nach dem andern heran, oft noch lebendig, und hat man 5—6 Enten in einem Horste gefunden.

Ebenso tragen sie fleißig Fische herbei, oft zwei zugleich. Ein Paar hält treu bis zum Tode zusammen und fest an seinem Horst, den es alljährlich vergrößert, hat auch meist deren zwei, die es abwechselnd benutzt.

Um die Weibchen kommt es zu den blutigsten Kämpfen, wobei sich zwei Männchen in der Luft so fest verkrallten, daß sie wirbelnd zur Erde herabsausten und eins von einem Waldwärter erschlagen wurde, das andere aber eine so drohende Haltung annahm, daß der sonst beherzte, aber waffenlose Mann von ihm abließ.

Es wird dem Seeadler Kinderraub auf der Färöern nachgesagt, was ich zu glauben keinen Anstand nehme; einem im Boot beschäftigten Fischer riß er die Haare vom Kopfe und stahl ihm einen Fisch, vielleicht von übermäßigem Hunger tolldreist gemacht; daß er aber sonst erwachsene Menschen angreife, scheint mir nicht thatsächlich erwiesen.

Wie viele Landvögel ruht er gelegentlich auf dem Wasser."

---

[1] Würde freilich auch keine Erfolge gehabt haben. (v. R.)

Jagd.

„Ich habe in ihm einen sehr scheuen Vogel erkannt, der stets außer Büchsenschußweite abstrich. — Junge Seeadler halten wol besser aus, auch vielleicht die Alten, wenn sie sich sehr vollgekröpft haben. — An einen zweijährigen segelte ich auf 50 Schritte heran, der mit abgelegten Flügeln, aufgeblasenem Gefieder, welches er oft schüttelte, auf einem Stein am Strande der Binnensee auf dem Dars stand. Im höchsten Grade des Wohlbehagens spritzte er in kurzen Zwischenräumen sein Geschmeiß weg und gewährte im Vollgefühl der Kraft und Freiheit ein äußerst lebendiges Bild, im Gegensatz zu seinen in der Gefangenschaft halb zahmen, verdummten Brüdern.

Am Horste kann man, wo die Adler überhaupt wenig beunruhigt werden, wie an der Donau, die Alten nicht schwer schießen, bei uns sitzt er aber recht lose auf dem Horst und sucht sich rechtzeitig zu salviren.

In der Regel haben sie beim Horste einen Baum, auf dem das Männchen an bestimmter Stelle fußt, was nach vorheriger Beobachtung beim Anschleichen oder verdeckten Anstellen zu beachten ist.

Eine Hütte, Erdloch und ähnliche Vorkehrung in der Nähe von ausgelegtem Aase wird gute Dienste leisten, auch wird er sich nicht schwer in einem starken, gut verankerten Tellereisen fangen.

Von Krieger führt ihn unter den vor dem Uhu aus der Krähenhütte geschossenen Vögeln auf.“

---

3. Gattung: **Fischadler**, Pandion *Savigny*.

Eine Art.

„Schnabel sehr stark mit langem Haken, im Halbkreis gebogen, Nasenlöcher fast der Schnabelfirste gleichlaufend schmal; Ständer sehr stark, verkehrt dachziegelförmig geschuppt, grob genetzt, nur 2 cm befiedert; Zehen dick ohne Bindehaut, daher die Außenzehe nach hinten wendbar; mit sehr rauhen Sohlen, am vordern Gelenk die Warze wie ein Dorn nach hinten geformt; auf dem untersten Zehengliede 3 große Schilder. Krallen auffallend groß, scharf, halbkreisförmig gekrümmt, unterseits glatt. — Hosen nicht vorhanden. Schwanz meist von den Flügeln überragt, nie länger als diese. — Wachshaut, Tarsus und Zehen graublau.“

Der Fischadler, Pandion haliaëtos *Linné.*

Falco haliaëtos *Gmel.*; Aquila haliaëtus; marina *Briss.*; Accipiter haliaëtos *Briss.*; Pandion leucocephalus *Gould.*

Flußadler; Karpfenschläger; Fischaar; kleiner Meer-, Fluß- und Fischadler; Russischer Adler; Fischgeier; Weißbauch; Weißköpfiger Blaufuß; Weißkopf; Balbussard.

Beschreibung.

Länge 65—70 cm, Flügelspitze 22 cm, Oberflügel 31 cm, Schnabel 4,1 cm, Hackengelenk 4,8 cm, davon nur der obere Theil der Vorderseite 2 cm lang befiedert; Mittelzehe 5,3 cm, ihre Kralle 2,8 cm, Innenzehe 3 cm, ihre Kralle 3 cm.

„Das Weibchen ist etwa 5 cm länger und verhältnißmäßig stärker als das Männchen.

Im Dunenkleide unterscheiden sich die Vögel durch den gänzlichen Mangel der Bindehaut, die stark genetzten Zehen und Tarsen, die nur auf einer kleinen Spitze der Vorderseite befiedert sind, durch drei umfassende Quertafeln auf dem untersten Zehengliede, die länglichen, querliegenden, nach oben verbreiterten Nasenlöcher, sowie durch den auffallend krummen Schnabel und die bogigen Krallen. Der alte ausgefärbte Fischadler hat auf dem Scheitel und über den Augen schwarz und weiß gestreifte Federn, von der Wachshaut an den Augen vorbei nach hinten einen starken schwarzen Streifen, die starren, stets wie ein Kamm aufgerichteten Nackenfedern weiß, mit schwarzen Schaftstrichen, Rücken und Oberflügel braunschwarz mit metallischem Schimmer; die großen Schwingen glänzend schwarz, auf den Innenfahnen oberhalb der Einschnürung weiß und braun gesprenkelt und geschmitzt, die kleinen, soweit sie bedeckt sind, weiß gefleckt. — Obere Schwanzdecken braun, ebenso der Schwanz mit 6—7 dunkeln Binden.

Kinn rein weiß, Brust mit einigen bräunlichen Federn, die in sehr hohem Alter fast gänzlich verschwinden, die übrige ganze Vorderseite, incl. der untern Schwanzdecken, welche einige bräunliche Flecke und Schaftstriche zeigen, wie die Brustfedern, sowie die Hosen, denen die lange Befiederung der andern Raubvögel gänzlich fehlt, rein weiß. — Unterseite des Schwanzes weiß mit breiter, dunkelgrauer Endbinde und grauen Querbinden, von der Oberseite durchscheinend.

Iris lebhaft hochgelb mit röthlichem Rande, Wachshaut, Tarsen und Zehen graublau, Krallen und Schnabel tiefschwarz, glänzend, sehr stark gekrümmt und gespitzt; Schnabelhaken auffallend lang.

Der junge Vogel unterscheidet sich von diesem Kleide durch bräunlicheres Gefieder der Oberseite, dessen Spitzen hellbraun breit gesäumt

sind, durch trüberes Weiß und namentlich stärker hervortretende braune Färbung der Brust und untern Schwanzdecken, endlich durch stärkere Fleckung des Nackens.

Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen nur durch fahlere Färbung und hellere Federränder."

Wenn das Gefieder bei andern Raubvögeln durch Abnutzung oft abweichende Farben annimmt, so ist dies beim Fischadler um so augenfälliger und erklärlicher, als er den größten Theil seines Lebens den heißen vom Wasser scharf abprallenden Sonnenstrahlen ausgesetzt ist und durch das ofte, gewaltsame Untertauchen sein Gefieder ungemein abnutzt, weshalb es sich abstößt und in der Färbung sehr verschießt.

Stets machen ihn aber seine blaugrauen Ständer mit der rauhen Bekleidung kenntlich.

Die Außenzehe mit dem Dorn kehrt er beim Schlagen nach hinten, sodaß stets 2 Krallen von vorn und 2 von hinten eingreifen und die Kralle der Mittelzehe hat an der der Innenzehe zugekehrten Seite eine Schneide.

Sein etwas unsteter Flug mit hochgehobenem Flügelschlage im Verein mit dem sehr langen Fittich und dem scharfen Bug am Handgelenk, sowie der kurze, etwas herabsinkende Schwanz sind untrügliche Kennzeichen.

Gewöhnlich läßt er ein nicht unangenehmes „kai-kai" hören, selten einen krächzenden, rabenartigen Ton oder ein Kickern.

Verbreitung. Aufenthalt.

„Die Verbreitung des Fischadlers ist nahezu unbegrenzt, denn vom hohen Norden Europas bis zum Cap der guten Hoffnung und vom Westen Europas bis nach Japan hinein und vom Norden Amerikas bis nach Brasilien, auch auf der Inselwelt Polynesiens kommt er vor und zwar in ganz unveränderter Gestalt und Lebensweise wie bei uns, und ist überall Standvogel, wo und solange er seinem Fischergewerbe nachgehen kann. Nach Mittheilungen von Droste's ist er auf Island nicht beobachtet, dagegen in Grönland erlegt worden.

Er ist Waldvogel, scheint jedoch, wo er nicht beunruhigt wird, auch in größern Feldhölzern zu horsten, die ihm freie Umschau und Abstreichen nach den Gewässern erleichtern."

Lebensweise. Horsten.

„Vor der zweiten Hälfte des April geht er bei uns mit dem Horsten nicht vor, kommt allerdings aber auch erst spät im März zu uns zurück.

In der sehr geläufigen Bezeichnung «Flußadler» liegt seine Vorliebe für Binnengewässer ausgedrückt im Gegensatz zur offenen See, deren Anwohner mehr der Seeadler ist. Große Ströme mit starkem Gefälle liebt er weniger als große Seen und Teiche, weil er in erstern schwierigere Arbeit hat.

Den Horst legt der Adler gern so an, daß er nicht am Waldrande, aber doch diesem nahe genug steht, um das Wasser beobachten und bequem erreichen zu können.

Wie eine echte Warte thront der Horst in der Spitze möglichst hoher Bäume, sodaß die Aeste in ihn hineingebaut sind, welche wahrscheinlich infolge dessen und durch das unablässige Bespritzen mit dem scharfen Geschmeiß vertrocknen, nicht aber immer schon trocken sind, ehe sie der Adler dazu benutzt.

Die oft über 25 m hoch stehenden Horste sind meist schwer zu ersteigen, da solche Bäume selbstverständlich sehr stark und langschäftig zu sein pflegen und der Horst mit der Zeit sehr groß wird, der meist aus morschen, astlosen Reisern erbaut und mit Moos, Wurzeln, selbst Fischgräten ausgeflochten ist, wenn nicht etwa letztere zufällig hineingerathen.

Zwei Eier sind die gewöhnliche Zahl des Geleges, nicht selten drei, nur ausnahmsweise vier. Sie gehören zu den schönsten Eiern, sind auf trüb grünlich weißem Grunde sehr dicht gefleckt, zuerst wolkig violettgrau, dann kaffeebraun oder röthlich mit bald gleichmäßiger Fleckung über das ganze Ei, bald mehr am obern Pole, in seltenem und schönstem Falle kranzförmig auf der Mitte.

Die gestreckte Form ist die gewöhnliche, doch sind sie auch rundlich, und fehlt ihnen meist die typische Form der Adlereier. Ihre Maße sind: 62 : 44 mm; 60 : 45 mm.

Der Fischadler horstet stellenweise gesellig und fand Borggreve in einem kaum 50 ha großen Wäldchen 5 besetzte Horste, was auch E. von Homeyer bestätigt. Die Jungen werden ausschließlich mit Fischen gefüttert und bleiben lange im Horst hocken, ehe sie ihr beschwerliches Gewerbe beginnen können.

Beim Schlagen nach der Beute wendet er die Außenzehe stets nach hinten und trägt den Fisch längs, mit dem Kopf nach vorn, verkrallt sich dabei so fest, daß er von zu starken Fischen gelegentlich in die Tiefe gezogen und ertränkt wird, und alte Hechte und Karpfen mit den Krallen in ihrem Rücken gefangen wurden; die Baschkiren nennen den Adler daher sehr treffend: «eiserne Kralle».

Das Männchen füttert das brütende Weibchen getreulich, beide Aeltern thun dies an den Jungen und schleppen Fische von über 2 kg Schwere herbei; den Geruch in und um solchen Horst kann man sich denken.

Andere Thiere, vornehmlich die auch in seiner Umgebung brütenden Wasservögel schlägt er niemals, daher diese ihn auch gar nicht beachten.

Der Fischadler schädigt die Jagd also keineswegs, ist aber der zahmen Fischerei ungemein gefährlich, die er unter Umständen gänzlich ruinirt, was bei großen Gewässern mit wilder Fischerei weniger zu befürchten ist."

Man glaubte früher, der Fischadler horste ausschließlich auf Bäumen, bis die unermüdlichen Forschungen des der Wissenschaft zu früh entrissenen Heuglin, der ihn in Afrika in Felsen horsten sah, das Gegentheil nachwiesen. — Obgleich ich den Fischadler vielfach beobachtet habe, lasse ich doch lieber Heuglin's[1] Schilderung folgen.

„Dem Fischadler begegnet man im Winter längs des Nils, südwärts bis zum Kir- und Gazellenfluß, häufiger ist er im Delta, aber auch hier wol nicht Standvogel, längs des Rothen Meers und der Somali-Küste dagegen das ganze Jahr über. Jedes Paar hat übrigens seinen gewissen Bezirk inne, in welchem es auch sein Brutgeschäft verrichtet; dies geschieht im Golf von Suez zwischen Februar und April, südlich vom Wendekreis mit Beginn der Sommerregenzeit, an der Somali-Küste fanden wir die Eier im October. Der Horst, welcher sicherlich durch viele Jahre benutzt wird, steht gewöhnlich auf der Erde, meist auf einem erhabenen Platz auf Klippen, ferner auf Mimosenbüschen, Quoodel- und Schorabäumen, mehrere fanden wir auf den Dächern alter Cisternen, einen auf den Ruinen von Debir und einen andern auf dem fast platten Dach einer verlassenen Fischerhütte. Er ist sehr solid gebaut und besteht aus ziemlich starken Aesten und Zweigen, dazwischen häufig Seetang und Fischgräte. Am Fuße eines solchen Nestes fand ich die Haut einer großen Schlange; die Unterlage dient nicht selten kleinern Vögeln zur Behausung. Die Form des Horstes ist meist ziemlich regelmäßig cylindrisch oder schwach konisch, oben platt mit geringer Vertiefung in der Mitte; die 2 Eier gleichen sehr den europäischen, sind aber merklich kleiner und intensiver gefärbt. Zur Paarungszeit namentlich hört man oft das Geschrei der Alten, aber auch sonst halten Männchen und Weibchen treu zusammen. Da der Fischadler auf dem Rothen Meere keiner Art von Verfolgung ausgesetzt ist, zeigt er sich im allgemeinen gar nicht scheu und argwöhnisch. Auch hier fängt er oft Fische, die ihm an Gewicht wenig nachstehen können. In den Vormittagsstunden zieht er über seichten, ruhigen Stellen hin, um eine Beute zu erspähen, und stürzt sich aus hoher Luft, nachdem er oft eine Zeit lang ruhig über seinem Ziel geschwebt hat, plötzlich auf den Seespiegel herab, daß das Wasser hoch

---

[1] „Ornithologie von Nordost-Afrika u. s. w.", I, 1, S. 55.

aufspritzt, taucht ganz unter, erhebt dann zuerst einen, dann den andern Flügel und gewinnt, nachdem er das Wasser abgeschüttelt, wieder den Flug; dann geht es niedrig, sodaß er die Wogen oft streift, dem Horst oder einer benachbarten Klippe zu, wo der Fang alsbald verzehrt wird. — Nach genossener Mahlzeit hält der Flußadler eine lange Siesta; in den kühlern Nachmittagsstunden zieht er wieder auf Raub aus und erscheint regelmäßig mit der Dämmerung auf seinem Nachtstande."

Jagd.

„Die Mittheilung Heuglin's, daß der Fischadler im ganzen wenig scheu sei, bestätigen die Berichte über die «Donaureise», doch wohlverstanden bezüglich von Oertlichkeiten, wo ihm nicht nachgestellt wird; bei uns, wo auf alles geknallt wird, habe ich ihn so scheu wie jeden andern verfolgten Raubvogel und nur am Horste, den er mit ängstlichem Kickern umkreist, aus Liebe zu seiner Brut dreister gefunden.

Nach einer brieflichen Mittheilung des Kürassieroffiziers Grafen Bismarck fischte ein geschonter Fischadler regelmäßig die Peene bei Pasewalk ab, unbekümmert um die badenden Kürassiere.

Früher stellte man auf ihn Schlaggarne über dem Wasser auf, den sogenannten Wasserbömsch, Tellereisen in seichtem Wasser mit lebendigem Fisch beködert, doch glaube ich versichern zu dürfen, daß alle diese Apparate sich mehr in den Büchern erhalten, als in der Praxis bewährt haben. — Der Fischadler ist nur während die Gewässer offen sind bei uns, bestreicht fischarme Gewässer nicht und hat in fischreichen keine Veranlassung in die Nähe solcher ihm immerhin bedenklicher Köder zu kommen.

Da er ziemlich regelmäßigen Strich hält, so sucht man ihm dabei anzukommen und habe ich ihn auf den westpreußischen Seen mehrfach erlegt, indem ich mir auf einem Kahn bei den Fischern zu thun machte oder doch deren Thun nachahmte. Der langsam daherziehende, oft rüttelnde Adler schießt sich leicht, verträgt aber einen derben Schuß.

Wie gesagt, ist wie bei allen Raubvögeln das Schießen am Horste oft freilich mit der Büchse und die Wegnahme der Brut das geeignetste Vertilgungsmittel.

Ich möchte jedoch vom Standpunkte des Naturfreundes aus zur Erwägung anheimstellen, ihn nicht überall rücksichtslos zu verfolgen, da sein Gewerbe an großen Gewässern mit wilder Fischerei kaum ins Gewicht fällt, er den Jäger durchaus nicht beeinträchtigt, dagegen eine überaus anmuthige und imposante Erscheinung unserer Waldseen ist.

Vor seinem und anderer Vögel Ueberhandnehmen sorgt ohnehin schon der mehr als je blühende, für die Wissenschaft gänzlich zweck- und ruhmlose Eierschacher."

---

4. Gattung: **Schlangenadler**, Circaëtos *Vieill.*

„Besonderes Kennzeichen: heller, wolliger Flaum um die großen Augen, was ihm einen eulenartigen Ausdruck gibt. — Kopf dick, Zehen kurz, Mittelzehe gleich der Hälfte des langen Tarsus; dieser und die Zehen sehr grob geschildet und geschuppt. Bartborsten dicht, Nasenlöcher quer, fast gleichlaufend mit der Grenzlinie der Wachshaut.

Nur eine Art."

Der Schlangenadler, Circaëtos gallicus *Gmel.*

Falco gallicus *Gmel.*; Falco brachydactylus *Temm.*; Falco leucopsis *Bechst.*; Accipiter hypoleucus *Pall.*; Aquila brachydactyla *M. et W.*

Natternadler; Bussardadler; Blaufüßiger Adler.; Weißer Hans.

Beschreibung.

„Länge 70—75 cm, Flügelspitze 31 cm, Oberflügel 27 cm, Schwanz 33 cm, Schnabel 4,1 cm, Mundspalte 5,3 cm, Hackengelenk 10 cm, davon unbefiedert 7 cm, Mittelzehe 5 cm, ihre Kralle 2,5 cm, Innenzehe 3,3 cm, ihre Kralle 2,4 cm.


Fig. 218. Schlangenadler.

Die Dunenjungen sind lediglich an den langen, grob genetzten Läufen zu erkennen, die nur von der Beuge ab etwas befiedert sind, und an der fast weißen, ein glotzendes Auge bewirkenden Iris.

Vor der ersten Mauser sind Kopf und Oberseite am dunkelsten, ganze Vorderseite hell rostbraun und weiß gefleckt, die Hosen quer gebändert.

Der jüngere Vogel hat Kopf und Hals graubraun mit hellen Säumen, Stirn, Zügel und Kinn weiß, dunkel gestrichelt; auf der hellbraunen Brust dunkle Schäfte und helle Säume, die übrige Unterseite und die Hosen weißbraun wellenförmig, heller als beim alten Vogel. Iris hellgelb.

Beim alten Vogel sind Scheitel, Nacken und Halsseiten dunkel graubraun mit schwarzen Schäften, über den Augen ein schwarzer Streifen von lichtem wolligen Flaum umgeben. Oberseite braun, je nach Frische des Gefieders heller oder dunkler, Schwanzdecken hell gesäumt; mittlere Schwanzfedern heller braun mit dunkler weißgesäumter breiter Spitze, weiter oben mit einer Querbinde und an den Schwanzdecken je 2 Querflecke. Innenfahnen der äußern Schwungfedern zum größten Theil weiß, Handschwingen schwärzlich mit weißen Innenfahnen, Armschwingen braun mit 4 dunkeln, am Schaft absetzenden Querbinden; Innenfahnen etwa zur Hälfte weiß, die hintersten fahlbraun, alle Schwingen hell gesäumt.

Kinn und Kehle weißlich mit dunkeln Schaftstrichen, auf der Brust ein halbrundes Schild mit weißen Flecken, übrige Unterseite weiß mit braunen Binden, untere Schwanzdecken und Hosen rein weiß. Unterseite des Schwanzes grauweiß mit durchscheinender Zeichnung der Oberseite.

Unterseite der Flügel trüb weiß mit einigen braunen Flecken und Binden.

Iris lebhaft hochgelb, Wachshaut gelb, die nach vorn aufwärts gekrümmten schwarzen Bartborsten stark und zahlreich.

Der kräftige, horngraue Schnabel, vom Ende der Wachshaut an stark gekrümmt mit sehr langem Haken und fast geradlinigen Schneiden; Tarsen mit Schildern, unterstes Zehenglied mit 2—3 Quertafeln, grau; Krallen dunkelgrau, wenig gekrümmt und schwach.

Der Schlangenadler hat mehr Aehnlichkeit mit einem Bussard als mit einem Adler und ähnelt in seiner Färbung sehr den hellen Wespenbussarden. Die 1. Schwinge ist kürzer als die 7. und um 13 cm kürzer als die 2., dann folgen die 3. und 4. die längste, alsdann die 5. und 6.

Sein Ruf klingt wie hi-äh-hi-äh, ähnlich dem Bussard, doch etwas rauher."

Verbreitung. Aufenthalt.

„Der Schlangenbussard ist überall selten und sein stilles, harmloses Treiben entzieht ihn außerdem noch der Aufmerksamkeit seiner Umgebung. Wie das südöstliche Europa mit seinen dünn bevölkerten Wäldern und Sümpfen so vielen Vögeln ein gastliches Heim bietet und für manchen in nicht langer Zeit ausschließlich bieten wird, so auch für unsern Schlangenadler, wenngleich er jetzt noch sehr vereinzelt in den rheinischen Gebirgen, in Schlesien, Ostpreußen und andern Ländern vorkommt, deren Aufzählung hierher nicht gehört.

In Nordafrika und Arabien überwintert er ziemlich häufig.

Fast ausschließlich lebt der Schlangenadler von Amphibien und Reptilien und ist daher an sumpfige Oertlichkeiten gebunden, in deren Nähe er seinen Horst begründet. Als echter Waldvogel zieht er dunkle Orte lichten Beständen vor, der Horst aber muß freie Ausschau und bequemes Abstreichen gestatten, obgleich auch er sich in die Umstände schicken muß."

Lebensweise. Horsten.

„In der Regel trifft der Schlangenadler gegen Ende des März in Deutschland ein, umkreist den Horstplatz unter lautem, erregtem hi-äh, hi-äh, hi-äh, und beginnt den Horstbau.

Der Horst steht meist hoch — einer am Rhein 20 m auf einer starken Buche hatte etwa 1 m im Durchmesser, 50 cm Höhe, 6 cm innere Tiefe und 30 cm innere Breite — ist von ziemlich starken Reisern erbaut mit grünem Ruthenwerk durchflochten und wird während der Brütezeit mit grünen, öfter erneuerten Reisern ausgelegt.

Mitte April ist das eine Ei gelegt, aus welchem das Gelege immer und ausschließlich besteht und welches nur durch viel gröberes und dichteres Korn von dem gleich großen und ihm sonst fast gleichen Seeadlerei zu unterscheiden, mithin im Verhältniß zum Brutvogel sehr groß ist: es mißt 71 : 58 mm.

Horstet der Schlangenadler im Felsen, so besteht die Ausstattung lediglich in einigem Reiserwerk und weichem Material zum Schutz des Eies.

Männchen und Weibchen brüten abwechselnd und sitzen gleich fest, besonders wenn der junge Sprößling bald zu erwarten ist.

Wird das Ei genommen, so wird ein neues gelegt und erst, als einem Weibchen das dritte Ei auch genommen wurde (sie stehen nämlich sehr hoch im Preise!), verließ das ausgeraubte Paar die Gegend, kein Wunder, daß weniger Beobachtungen vorhanden sind als Eischalen in den Kästen der Sammler!

Der Schlangenadler entnimmt seinen Fraß fast ausschließlich den Thieren des Sumpfs, verschmäht auch große Insekten und Fische nicht, langt sich Ratten und Mäuse, möglich auch wol ein kümmerndes, schutzloses Häschen und ist ein durchaus nützlicher Vogel, der mit seinen schwachen Krallen und unbehendem Fluge größere Thiere nicht schädigen und eine größere Schlange manchmal kaum bewältigen kann, sodaß sie ihn umwickelt und am Auffliegen verhindert.

Seinen Raub verzehrt er, nachdem er ihn weit fortgeschleppt hat; Schlangen stets am Kopfe zuerst und wenn es geht, mehrere hintereinander.

Es ist beobachtet worden, wie er sein gefährdetes Junges einem andern Horste zugetragen hat. Unverdauliche Theile wirft er als Gewölle aus. Im October, oft schon früher, zieht er fort."

Jagd.

„Als überhaupt sehr träger, düsterer Vogel ist ihm nicht anzukommen, besonders am Horste, da er sehr fest sitzt, auch bald zurückkehrt.

Im übrigen ist die Jagd auf diesen nützlichen Vogel durchaus zwecklos und kaum zu billigen."

Unterfamilie: **Falken, Falconinae.**

Der ausgeschnittene scharfe Zahn im Oberkiefer paßt genau in einen Einschnitt im Unterkiefer; Nasenlöcher kreisrund mit einer Erhöhung in ihrer Mitte; Umkreis um das stets nußbraune Auge nackt; zweite Schwungfeder die längste.

Alle Falken haben einen starken, sehr kurzen Schnabel, der einen großen, scharf eingeschnittenen Zahn hat, Nasenlöcher rund, mit einem hervorstehenden Hügelchen in der Mitte, einen kurzen Hals, starke Füße und Zehen, sehr feste Sehnen und Knochen, und ein so scharfes Gesicht, daß es zum Sprichworte geworden ist, von einem Menschen, der weit in der Ferne sieht, zu sagen: Er hat Augen oder sieht wie ein Falke. Umgebung des Auges nackt und diese Stelle von gleicher Farbe mit der Wachshaut; Iris dunkelbraun; Flügel lang und schmal, erste und dritte Schwungfeder gleich lang, die zweite die längste. Ihr ansehnlicher Körper hat wenig Fleisch, aber desto mehr Sehnen und Nerven. Der ganze Körperbau ist so beschaffen, daß sie mit unglaublicher Schnelligkeit fliegen, sehr hoch steigen und sich sehr lange in der Höhe aufhalten, aber infolge ihrer spitzen Flügel nicht schweben oder segeln können. Sie eignen sich sowol wegen dieser Eigenschaften als wegen ihres vorzüglichen Muthes am besten zur Jagd, wozu sie denn auch abgerichtet und gebraucht werden. Sie unterscheiden sich aber auch dadurch von den andern Raubvögeln, daß sie blos lebende Thiere, nie Aas anfallen[1], daher sie denn auch zu den edeln Raubvögeln gezählt werden, fangen

---

[1] Es ist aus Erfahrungen bekannt, daß kein Falke einen starken Geruch ertragen kann. Man befleißigt sich daher bei Wartung der Falken der größten Reinlichkeit. Die Falkeniere wollen bemerkt haben, daß der Falke sich nie an einen Menschen gewöhnt, der eine starke Ausdünstung hat, daher sich denn auch die Falkeniere sorgfältig hüten, starkriechende Sachen bei sich zu tragen. Es wird aber auch hieraus begreiflich, warum er das Aas verabscheut.

meist die Vögel im Fluge, indem sie von oben auf sie herabstoßen, ja lassen die sitzenden unangetastet. Sie lieben das freie Feld, halten sich nur zur Begattungszeit in waldigen und felsigen Gegenden auf. — Waidmännische Ausdrücke bei den Falken sind: der Falke fliegt nicht, sondern steigt in die Höhe; er senkt sich, wenn er aus der Höhe herabkommt; er reißt den Raub; sein Nest wird nicht wie bei andern Raubvögeln Horst, sondern Gestäude genannt; er sitzt nicht, sondern er steht auf der Stange oder auf der Hand, wenn man ihn auf die Beize oder Jagd führt; er wird nicht zahm gemacht, sondern berichtet; er wird im Anfange, wenn er gefangen ist, mit der Rauschhaube bedeckt, wenn er abgetragen, ausgelernt (berichtet) ist, erst recht gehaubt; er schlägt den Reiher, liegt unter, verliert das Feld; er fällt in ein ander Land, wenn er sich auf der Jagd verirrt; er wird nicht losgelassen, sondern geworfen; er blockt, wenn er sich mit seinem Raube auf einen Baum setzt; er hat nicht Flügel, sondern Schwingen, nicht Füße, sondern Hände, nicht Krallen, sondern Fänge.[1]

I. Gruppe. Edelfalken.

Schlagen ihren Raub nur wenn er fliegt.

1. Art. **Der Wanderfalke,** Falco peregrinus *Linné.* Falco gentilis, nobilis, montavarius etc.

Taubenfalke, Stein-, Wald- und Tannenfalke. Taubenstößer, Schwarzbacken, gefleckter Falke, gefleckter Habicht, Blaufuß, Schlachtfalke, Baizfalke, Fremdling, Pilgrimsfalke.

Beschreibung.

„Die Flügel erreichen das Ende des Schwanzes, welcher kürzer ist als der Oberflügel. Mittelzehe ohne Kralle länger als der Tarsus.

Bartstreifen stets dicht braun oder schwarz.

Länge 47 cm, Flügelspitze 20 cm, Oberflügel 18,5 cm, Schnabel 3 cm, Hackengelenk 5 cm, davon unbefiedert 3,3 cm, Mittelzehe 5,70 cm, ihre Kralle 1,80 c,m Innenzehe 3,5 cm, ihre Kralle 2,3 cm.

---

[1] Die französischen Falkeniere belegten den Falken im ersten Jahre mit fünf verschiedenen Benennungen. Sie nannten ihn: 1) Niais, wenn er aus dem Neste genommen wird, weil er alsdann noch sehr dumm und einfältig ist; 2) Gentil, wenn er im Juni, Juli und August gefangen wird; 3) Passagier, vom September bis zum December; 4) Antannaire, wenn er jährig wird; 5) Hagard, wenn er zum ersten male vermausert hat. Die deutschen Falkeniere nannten ihn, wenn er einmal seine Federn verwechselt, vermausert, wenn dies mehrmals geschieht, madrirt oder madrirter Herr.
Mir sind diese Ausdrücke nicht bekannt. (v. R.)

Das Männchen ist oft auffallend kleiner als das Weibchen, mißt oft nur 37 cm bei 100—105 cm Flügelspannung, während die des Weibchens bis 120 cm beträgt.

Die Nestjungen sind auf der Hinterseite des Laufes ganz nackt, dessen Vorderseite 1/3 befiedert in nach unten zuspitzendem Streifen; Tarsus und Zehenwurzel genetzt, auf der Innenseite gröber als auf der Vorderseite. Hinterkopf sehr stark; alle übrigen Kennzeichen mit der vorigen gemein.

Beim Wanderfalken sind Jugend- und Alterskleid so gänzlich verschieden und auch das letztere variirt ab und zu, daß man aus diesen verschiedenen Färbungen die verschiedensten Arten schuf, wie die Synonymie zeigt.

Im Jugendkleide sind Stirn, Kehle und Backen weiß oder gelblichweiß; Scheitel graubraun, dunkel gestrichelt, Nacken graubraun und weiß gefleckt. Der ganze Oberkörper grau- oder dunkelbraun mit hellen rostfarbenen Federsäumen; Handschwingen dunkelbraun mit hellen Spitzensäumen und feinen, schmalen Kanten an den untern Innenfahnen; auf diesen, oberhalb der Einschnürung anfangend, rostrothe, ovale Querflecke. Obere Schwanzdecken mit breiten weißlichen Spitzensäumen, Schwanz den Schwingen gleichfarbig mit 7—8 Querstreifen, bald regelmäßig auf beiden Fahnen der mittlern Federn, bald nur auf der linken, an den Randfedern nur auf den Innenfahnen.



Fig. 219. Kopf des Wanderfalken.

Wachshaut, Augenkreis und Ständer bläulich grau, Bartstreifen dicht, breit, dunkelbraun, nur selten etwas weißlich melirt; ganze Vorderseite weiß oder gelblichweiß mit breiten röthlichbraunen oder dunkelbraunen Schaftstreifen, lanzettlich zugespitzt, welche auf Bauch und Flanken am größten, auf Brust und Hosen am kleinsten, je nach Größe der Federn sind.

Die Brustfedern des Wanderfalken auffallend klein. Unterseite des Schwanzes grauweiß mit durchscheinender Zeichnung der Oberseite, Unterseite der Flügel braun mit hellen Bändern, unterste Deckfederreihe unregelmäßig oder rundlich gefleckt.

Die Männchen sind fahler als die Weibchen.

Nach der im August beginnenden, oft mehrere Monate dauernden Mauser ist der Wanderfalke schon als ausgefärbt anzusehen, wenngleich sich sein Gefieder von Jahr zu Jahr mehr klärt und verschönert.

Am alten Vogel sind Wachshaut, Augenkreis und Ständer rein gelb, Schnabel hornblau mit schwarzer Spitze, Iris nußbraun. Kinn und Kehle weiß, Brust öfters, namentlich bei den Weibchen gelbröthlich angeflogen mit feinen schwarzen Schaftstrichen; Bauch weiß oder gelblichweiß mit schmalen, schwarzen Bändern oder Querflecken; ebenso Flanken und Hosen, deren schmale Querbänder auf dem Schaft zugespitzt sind. Flügeldecken unterseits weiß und dunkelgrau gebändert, wie die Schwingen, der ganze Kopf und Nacken mit den breiten, dichten Bartstreifen schieferschwarz; es gibt Exemplare, wo Bartstreifen und Nacken fast zusammenlaufen; Oberrücken graublauschwarz, die übrigen Theile der Oberseite schiefergraublau mit dunkeln Querbinden und Schäften; Handschwingen grauschwarz, auf den Innenfahnen oberhalb der Einschnürung helle Querflecken, obere Schwanzdecken lichtgrau, dunkel gebändert wie der Schwanz, welcher 11—12 dunkle Binden und helle Spitzensäume zeigt.



Fig. 220. Wanderfalke.

Die Männchen sind reiner weiß und, wie gesagt, viel kleiner als die Weibchen, aber auch diese in der Größe so veränderlich, daß man die Art F. obietivus aus solchen kleinen Exemplaren schuf, daher man bei der Bestimmung die im Eingange angegebenen sichern Kennzeichen festhalten muß.

Was man am Falken rühmt, vereinigt sich in seltener Vollkommenheit im Wanderfalken; sein außerordentlicher Muth, unterstützt von starken

Waffen und blitzschnellem, gewandt berechnetem Fluge, — die langen Zehen mit den sehr scharfen, starken Krallen und Warzen; der krumme, scharf gezahnte Schnabel und zu dem allen das sprichwörtlich blitzende Falkenauge, welches die ganze Gegend beherrscht, fesseln den Naturfreund unwiderstehlich, wie sie der Schrecken der ganzen Vogelwelt sind. — Blitzschnell hoch aufsteigend, überschlägt er sich im Fluge und wer ein Paar in seinen verliebten Neckereien in der Luft beobachtete, wie der Verfasser so häufig die Falken auf den schroffen Klippen des Hammerstein am Rhein aus unmittelbarster Nähe, mit welcher stürmischen Leidenschaft das blitzende Auge auf dem Weibchen ruht, welches in spröder Verstellung plötzlich sich hoch aufschwingt, um mit dem Männchen im wirbelnden Knäuel sich zum Horst herunterzuwerfen, der wird diesen wilden Naturkindern die vollste Bewunderung nicht versagen.

Das Gefieder der Unterseite erscheint aus einiger Entfernung grau und läßt den Falken daher schwieriger erkennen, doch helfen die langen spitzen Flügel und der kurze Schwanz bald auf den Weg richtiger Erkenntniß.

Sein Schrei klingt wie kozek, kozek, kozek! oder giek—giek! in der Ruhe wie ein kreischendes Zirpen, mit dem sich die Ehegatten zärtlich locken.

Der Wanderfalke ist der Vogel auf der Faust des Ritters oder dem seidengestickten Handschuh des Edelfräuleins der alten Bildwerke, daher er französisch auch nur schlechtweg «le faucon» heißt, woher die deutsche Bezeichnung «Schlechtfalke» rührt, die nur sein häufiges Vorkommen, keineswegs aber schlechte Eigenschaften bezeichnen soll."

Verbreitung. Aufenthalt.

„Der Wanderfalke ist über den größten Theil der Welt verbreitet, — von China bis England, vom Polarkreise bis über Nubien hinaus ist er bekannt und der amerikanische Farmer kennt in ihm einen ebenso gefährlichen Nachbar als der Pfleger eines deutschen Jagdgeheges.

Sein Lieblingsaufenthalt sind hochgelegene, wenig zugängliche Oertlichkeiten, steile Klippen, wenn möglich an entenreichen Wasserflächen oder starke hohe Bäume in der Ebene; im Sommer liebt er den Wald, besonders, wenn er einzelne, recht aufragende Horstbäume bietet, zur übrigen Jahreszeit liebt er jedoch möglichst freien Stand, von dem er die Jagd überblicken kann."

Lebensweise. Horsten.

„Der Wanderfalke ist für das nördliche und centrale Europa ein Zugvogel, welcher den in die Winterquartiere ziehenden Entenschwärmen folgt und mit ihnen wieder eintrifft; trifft man ihn zur späten Jahreszeit an, so ist er ein Zuzügler aus dem Norden.

Er lebt nur von lebendem Geflügel, welches er wie die vorigen Falken stößt, und würde für sich allein schon schädlich auftreten, um so mehr aber noch durch seine unbegreifliche Schwäche, den lungernden Bussarden und Milanen seinen Raub ohne weiteres zu überlassen, wenn sie ihn begehren. Die Gründe hierfür sind bisjetzt Probleme geblieben.

Die Angst treibt die gejagten Vögel zu den unnatürlichsten Rettungsversuchen: eine Hohltaube warf sich auf das ganz stille Wasser des Stralsunder Boddens, von dem sie der Falk nicht aufnehmen konnte; entfernte sich dieser, so flog die Taube auf und warf sich bei seinem erneuten Stoß wieder auf die Flut, welchen Kampf ums Dasein E. von Homeyer wohl 20 Minuten beobachtete, bis der Falk gänzlich abließ.

Aeltere Weibchen legen in günstigen Frühjahren schon im März, jüngere im April; werden die Eier genommen, so legt das Weibchen nochmals, daher es noch im Mai frische Gelege geben kann.

Die Eier ähneln denen der vorgehend beschriebenen Falken gänzlich, messen 53,5 : 38,5 mm, 47 : 37 mm, wechseln also erheblich in Größe und Gestalt und sind auf fast verschwindendem, gelbröthlichem Grunde mit braun- oder blutrothen Flecken und Punkten dicht bedeckt.

Das Weibchen sitzt sehr fest auf den Eiern und weicht nur der unmittelbarsten Gefahr, wird während der dreiwöchentlichen Brutzeit vom Männchen reichlich verpflegt und die Jungen verlassen schon eher den Horst als sie flügge sind, flattern umher und gerathen so leicht in Gefangenschaft; die 4 Eier kommen selten alle aus.

Der Horst ist wie der des Sakerfalken construirt, in großen Mooren steht er der Aehnlichkeit entsprechend auf flacher Erde.

Alle genießbaren, von ihm zu bewältigenden Vögel, auch Krähen, schlägt er und ist ein dem Wildgehege überaus schädlicher Vogel."

Jagd.

„Als ein außerordentlich scheuer und kluger Vogel hält er seine Nachtruhe, wo ihm nicht leicht anzukommen ist, und überhaupt meist im Freien seinen Stand; auf Bäumen wählt er die höchsten Aeste nahe am Stamme und kommt, wo es ihm nicht geheuer scheint, erst spät heran-

gestrichen, im sichern Felsgeklüfte dagegen bald nach Sonnenuntergang mit meist wohlgefülltem Kropfe.

Es kann daher nur die Jagd am Horste von Erfolg sein, wenn er nicht unnahbar, wie dies häufig genug der Fall ist.

In die gewöhnlichen Fangapparate geht er nur selten, weil der Köder sich in diesen zu unbeweglich verhalten muß, und vom Falkenstoß werden wir später berichten. Bei Kassel wurde ein Weibchen derart gefangen, daß man die Eier aus dem Horst nahm, zwei ähnlich bemalte Hühnereier in denselben auf einem Tellereisen befestigte und dieses mit Blätterwerk gut, aber nicht auffällig verdeckte. Nach einer Stunde hing das Weibchen mit einem Fange im Eisen, wo es herabgeholt und getödtet wurde."

2. Art. **Der Lerchenfalke,** Falco subbuteo *Linné.*

Falco arborealis *Alb. M.*; Dendrofalcus *Gessn.*; Hypotriorchis subbuteo *Belon*; Dendrofalco subbuteo *Brisson.*

Baumfalke, Steinfalke, kleiner Wanderfalke, Weißbacken, Lerchenhabicht, Schmerl, Lerchenstößer.

Beschreibung.

„Länge 32 cm, Flügelspitze 15 cm, Oberflügel 13 cm, Schnabel 1,5 cm, Hackengelenk 3,7 cm, davon unbefiedert 2,3 cm, Mittelzehe 3,30 cm, ihre Kralle 1,2 cm, Innenzehe 1,5 cm, ihre Kralle 1,1 cm.

Die Flügel überragen den Schwanz; Mittelzehe doppelt so lang als Außenzehe.

Der junge Vogel unterscheidet sich sehr wesentlich vom alten: Kinn, Kehle, Wangen und Halsseiten gelblich weiß, Bartstreifen schwarz und stark hervortretend; am Ende des Nackens ein kranzförmiger Streifen heller Federn.

Die ganze Vorderseite rostgelblich mit breiten, nicht immer in der Mitte liegenden, schwarzen Schaftstreifen, die auf der Brust am kleinsten, auf den Hosen am schmalsten und zierlichsten sind.

Die Oberseite ist schwarz mit lebhaftem grauen Anfluge, und da sämmtliche Federn rostgelbe Säume haben, so sieht der Vogel sehr zierlich aus. Auf den Innenfahnen der äußern Schwanzfedern sind 7 nicht bis an den Schaft reichende Querflecke, auf den Schwingen 4—5.

Unterseite der Flügel dunkelgrau mit rostgelben, rundlichen oder querliegenden Flecken. Untere Schwanzdecken einfarbig rostgelb; Unterseite des Schwanzes matter als die obere.

Augenkreis, Wachshaut und Ständer grünlichgelb.

Beim jungen Vogel erreichen die Flügel zwar das Schwanzende nicht, indessen ist er an seinem Kleide und besonders neben den langen Zehen an den starken Bartstreifen zu erkennen.

Der alte Vogel gehört zu unsern schönsten Raubvögeln. Ganze Oberseite schieferschwarz, an der Stirn und über den Augen einige weiße Federchen, Bartstreifen schwarz und stark, schon aus der Entfernung von dem weißen Halse sich abhebend; Kinn, Kehle, Wangen, Halsseiten und obere Brust rein weiß, auf der untern schmale Schaftstriche, die in den Flanken sich zu breiten schwarzen Streifen ausdehnen. Hosen, Hinterleib und untere Schwanzdecken lebhaft rostroth mit einigen schwarzen Tupfen, welche ganz alten Vögeln öfters fehlen. Bei mittelalten Vögeln bemerkt man auf der Vorderseite rostgelben Anflug.



Fig. 221. Lerchenfalke.

An der Halsseite vom Nacken her ein schwarzer Streifen. Innenfahnen der großen Schwingen mit 11—12 röthlichen Querflecken, die bis an den Schaft reichen, auf den kleinen Schwungfedern 5—6, welche Zeichnung sicher auf der Unterseite grauröthlichweiß ist. Die Unterseite der Flügel gelblich mit schwarzen Tupfen und Flecken. Auf der Oberseite des Schwanzes 10—12 ganz schwache Bänder, auf der untern röthlich grau und weiß durchschimmernd. Augenkreis, Wachshaut und Ständer hochgelb; Krallen in jedem Alter glänzend schwarz, stark gekrümmt und scharf; an den langen Zehen starke Ballen, erstere durchweg getäfelt, auf den Tarsen vorderseits 12—14 Schilder, hinten und seitswärts genetzt. Die Nestjungen haben außer den langen Zehen keine besondern Kennzeichen, Tarsen und Zehen sind wie die der andern Falken getäfelt und genetzt.

Der Lerchen- oder Baumfalke ist mit einem andern Falken oder Raubvogel gar nicht zu verwechseln; wie bei seinem größern Vetter, dem Wanderfalken, fällt sein starker Bartstreifen sehr auf; im Fluge ähnelt er sehr den Mauerseglern, doch tritt sein Flügelbug etwas mehr hervor

und überhaupt kennzeichnet ihn sein herrlicher bald schaukelnder, bald wie der Blitz dahinstürmender Flug mit den langen spitzen Flügeln vor allen andern, selbst auch vor dem untersetzten Merlin.

In der Ruhe mustert er blitzenden Auges und aufrechter Haltung, wenngleich mit eingezogenem Kopf, sodaß der Bart bis auf die Flügel zu stoßen scheint, und wenig hängendem Schwanz seine Umgebung von einem Hügel oder vom trockenen Ast eines hohen Baumes aus.

Seine Stimme ist ein helles, angenehmes kik kik kik kik! oder ein sanftes köth—köth! — namentlich wenn die Gatten scherzen.

Verbreitung. Aufenthalt.

„Ohne gemein zu sein, fehlt er nirgends, wo er die Bedingungen seiner Existenz findet. Zur Horstzeit liebt er Feldhölzer mit hohen, schlanken Bäumen oder doch die Ränder größerer Wälder, Feld muß aber stets in der Nähe sein, damit er den Lerchen nachjagen und sich überhaupt nach Herzenslust tummeln kann, wozu ihm im beengten Walde der Raum fehlt.

Im nördlichen Skandinavien und denselben Breitegraden fehlt er, am häufigsten ist er im südöstlichen Europa, dem ungestörtesten, gastlichsten Heim der Raubvögel.

Nach der Horstzeit pflegt er ganz aus dem Walde zu gehen und im Felde zu hausen, nachts auf einzelnen Baumgruppen oder solchen Randbäumen.“

Lebensweise. Horsten.

„Der Lerchenfalke ist ein Zugvogel, welcher erst im Mai, also spät, bei uns einkehrt, um alsbald die ehelichen Sorgen und Freuden sich aufzuladen, zu welchem Zweck geeignete Krähennester einer Musterung unterzogen werden, oder der alte Horst, oder ein neuer erbaut werden. Das aus 3—4, selten 5 Eiern bestehende Gelege ist im Juni fertig, sieht in der Färbung den andern Falkeneiern sehr ähnlich, hat aber einen meist bräunlichgelbern Ton und die Eier sind verhältnißmäßig groß, messen 42 : 32 mm, 38 : 31 mm. Während des Brütens versorgt das Männchen sein Weibchen reichlich mit Futter, und fliegt ihm ersteres freudig entgegen, um den Fraß auf dem Horstrande zu kröpfen. Später kehren sie jedoch eine so zänkische Seite heraus, daß ihnen nicht selten beim Streit um die Beute diese selbst entkommt.

Die Jungen werden mit Insekten und kleinen Vögeln aufgefüttert, wobei die armen Lerchen am meisten herhalten müssen, die an dem sonst

sehr scheuen Vogel einen so hartnäckigen Verfolger haben, daß er den suchenden Hühnerhund umkreist, um die auffliegenden Lerchen mit Gedankenschnelle zu schlagen. Die kreisende Lerche schwingt sich bei seinem Anblick sogleich zur Höhe auf, emsig singend, als wolle sie damit die Angst in dem kleinen Herzen beschwichtigen oder wirft sich schnell zur Erde herab dem Landmann vor den Pflug, selbst in marschirende Colonnen.

Der Lerchenfalke ist unser schnellster Flieger, er fängt die schnelle Schwalbe und überholt selbst den so schnell fliegenden Mauersegler, wie Verfasser beobachtet hat; den Jungen wirft er die Beute aus der Luft zu und lehrt sie so ihre Gewandtheit üben.

Er übernachtet nur auf den höchsten Aesten hoher Bäume, nahe am Stamme, kommt spät zur Ruhe und umfliegt erst mehreremal den Standpunkt, wohingegen die Morgensonne ihm schon manche Zeit die Federn erwärmt hat, ehe er seinem Geschäft entgegenfliegt.

Er schlägt selbst nach Turteltauben und Drosseln. Obgleich er also ausschließlich dem menschlichen Haushalt nützliche Vögel schlägt, kann er dennoch zu den jagdschädlichen Vögeln kaum gerechnet werden.

Wie jeder edle Falke horstet auch er gern in Felslöchern und treibt jeden Concurrenten, der es sich gefallen läßt, aus seinem Jagdrevier heraus.

In der Gefangenschaft wird er zwar bald zahm, geht jedoch bald ein, wenn er nicht besonders verpflegt wird, daher er in den zoologischen Gärten, deren Pferdefleisch ihm nicht zusagen kann, kaum angetroffen wird, hauptsächlich aber stirbt er am Heimweh nach der Freiheit."

Jagd.

„Sie muß sich auf die Verfolgung am Horste beschränken, denn es ist ihm nur zufällig auf seinem, stets freien Stande oder im Fluge bei der Hühnersuche beizukommen.

Den Uhu greift er kräftig an und bäumt auch auf, den Nachtwandler mit zornblitzenden Augen musternd.

Auch wird er auf den Lerchenheerden berückt, obgleich er oft mit dem Lockvogel auf und davon ist, ehe der Vogelfänger das Netz zuzog.

3. Art. **Der Merlin**, Falco aesalon *Linné*.

Falco lithofalco *Gmel.*; Hyportriorchis aesalon *Bonap.;* Tinnunculus aesalon *Rupp.;* Falco caesius *Meyer et Wolf*; Falco regulus *Pallas;* l'Emérillon *Buffon*.

Zwergfalke, Steinfalke, Blaufalke, kleiner Sperber, Schmerl, Schmierlein, Sprenzchen, Spring, kleiner Rothfalke, kleiner Lerchenstößer.

Beschreibung.

„Länge 27 cm, Flügelspitze 10 cm, Oberflügel 10 cm, Schnabel 1,5 cm, Hackengelenk 3,5 cm, davon unbefiedert 2 cm, Mittelzehe 3 cm, ihre Kralle 1,1 cm, Innenzehe 1,7 cm, ihre Kralle 1,2 cm.

Die Flügel in der Ruhe sind um etwa 3 cm kürzer als der Schwanz; die 2. Schwinge, nur wenig länger, als die 3., ist wie die erste auf der Innenfahne tief eingeschnitten, die 2. und 3. Schwinge mit schwachem Einschnitt auf der Außenfahne; 1. und 4. gleichlang. Mittelzehe nicht ganz doppelt so lang als Außenzehe.

Man kannte in der Vorzeit nur eine Art Merlin; Albertus M. wollte dies besser wissen, und so nahm man fünf Jahrhunderte lang zwei Arten an: Falco parvus, Mirle, Smirlin und Falco lapidarius (Steinfalke). Geßner nannte ihn Aesalo und Lithofalcus.

Die Ornithologen Meyer und Wolf haben sich das Verdienst erworben, diese beiden Pseudoarten als Mauserstände einer einzigen Art zu erkennen, was sie in ihren «Vögeln Deutschlands» klar nachwiesen.

Die Nestjungen haben die Vorderseite des Laufs zur Hälfte befiedert, über der Zehenwurzel 5—6 Quertafeln, denen 2—3 Netztafeln folgen; die Mittelzehe hat 18—22 Quertafeln, die Außenzehe 7—10, die Innenzehe 7—9, die Hinterzehe 5—6, sämmtliche Zehen sind an der Wurzel genetzt.

Der junge Vogel ist auf der hellen Stirn und dem braunen Scheitel dunkel gestrichelt, von den weißen Halsseiten um den Nacken ein hell und dunkel gefleckter Ring, Bartstreifen durch dunkle Strichelung kenntlich, über den Augen ein heller Streifen mit dunkler Längszeichnung. Der ganze Oberkörper fahlbraun mit dunkeln Schäften, braunen Binden und hellen Spitzensäumen; die Schwingen mattschwarz, auf beiden Fahnen mit aufwärts vergrößerten rundlichen, hellroströthlichen Querflecken und schwarzen Schäften. Auf dem dunkeln Schwanz 6—7 durchgehende hellere Binden. Wangen rostgelblich mit feiner Strichelung, Kinn und Kehle weiß. Auf der rostgelben Brust schwarzbraune, sich auf dem weißen Bauche und den Flanken verbreiternde Schaftstreifen; Hosen gelblichweiß mit lanzettförmigen Schaftstrichen. Die Unterseite ist matter und trüber, die Zeichnung der Oberseite scheint durch.

Augenkreis, Wachshaut und Ständer trüb gelblich bläulich, Iris graubraun, Schnabel hornfarbig mit schwarzer Spitze, Krallen schwarz.

Das alte Weibchen klärt dieses Federkleid durch reinere Färbung nach und nach aus; Augenkreis, Wachshaut und Ständer werden hochgelb, Iris nußbraun.

Das alte Männchen hat dagegen ein ganz verschiedenes, sehr schönes Kleid angethan; die ganze Oberseite ist schön aschblau mit starken, schwarzen Schäften, über der schmalen, weißen Schwanzspitze ein 3 cm breiter schwarzer, wellenförmiger Saum, über dem durch Fleckung ein anderer, aber undeutlicher sichtbar wird. Auf den Innenfahnen der mattschwarzen Schwingen aschblaue Querflecke. — Kehle, Brust, Bauch und Flanken weiß mit dunkeln, rostroth gesäumten Schaftstreifen, in den Flanken gebändert. — Bartborsten schwarz, Bartstreifen rostbraun und schwarz gestrichelt, der rostgelbliche Nacken schwarz gefleckt. Je älter der Vogel, desto intensiver die Färbung.

Von dem Lerchenfalken unterscheidet er sich im Fluge außer durch untersetztere Gestalt durch den längern Schwanz und den stärker hervortretenden Flügelbug, von dem Sperber besonders durch die langen, spitzen Falkenflügel.

Der Merlin ist ein außerordentlich verwegener und rauflustiger Gesell, dem es Vergnügen macht, selbst den großen Milan und die Wildgans anzugreifen, um sie zu ärgern, sehr sicher in seinem Stoß wurde er von den Falkonieren höher geschätzt als der oft überschießende Lerchenfalke."

Verbreitung. Aufenthalt.

„Die erstere ist eine sehr große, da er vom hohen Norden bis zum Mittelländischen Meere beobachtet wurde, doch ist er ein nordischer Vogel, denn seine Brutstätte findet man etwa vom 55. Grade aufwärts: auf Island und den Färöern, in Norwegen, Schweden, Finland und Lappland, Rußland, Sibirien, in den schottischen Mooren, aber nicht in Dänemark; er mag auch wol vereinzelt in Norddeutschland brüten, ist jedoch nicht sicher beobachtet. Um so vielfacher dagegen als Zugvogel im ganzen centralen Europa, sodaß wir einzelne Fundorte nicht anzugeben brauchen, er gehört aber keineswegs zu den gemeinen Raubvögeln.

Wie der Lerchenfalke liebt auch er freie Gegenden, und haust daher nur zur Horstzeit im Holze; jede Gegend, die ihm Raub gewährt, ist ihm recht, sodaß er besondere Liebhabereien bei der Wahl seines Aufenthalts nicht zeigt."

Lebensweise. Horsten.

„Gewöhnlich streicht der Merlin dicht über dem Erdboden hin, um die Vögel, als Ammern, Lerchen, Sperlinge, Hänflinge zum Auffliegen zu verleiten, denen er als rechter Edelfalk im Sitzen nichts anhaben

kann; er stößt schräg von oben herab und sehr sicher, sodaß er als Beizvogel überhaupt sehr beliebt von den persischen Großen zur Jagd auf Reiher und ähnliche große Vögel benutzt und zu Dutzenden gleichzeitig an diese geworfen wurde, sodaß sie wie von einem Hornissenschwarm umringt und gepeinigt waren.

Der Zwergfalke legt erst im Mai oder Juni 4—5 Eier, welche 41 : 30 mm, 39 : 30 mm messen; sie sehen denen des vorigen frappant ähnlich, d. h. haben auf gelblichem, oft verschwindendem Grunde braune oder röthliche Punkte und Flecke; Brütezeit drei Wochen. Steht der Horst auf einem Baume, so dient meistens ein Krähennest zur Unterlage, bezieht der Zwergfalke dagegen eine Felshöhle oder, wie auf den schottischen Mooren, die ebene Erde, so werden nur einige Halme und Blätter zusammengetragen, womit die Vorbereitungen abgeschlossen sind.

In den schottischen Mooren trifft man neben ihm auch Thurmfalk und Sperber an und kann sie im Fluge und Stoßen unterscheiden; der Merlin stößt meist aus bedeutender Höhe schräg und sicher auf die fliegende Beute, der Thurmfalke aus größerer Höhe auf allerlei Insekten, Mäuse, Eidechsen, auch junge Moorhühner, wenn sie sich drücken. Der Sperber überfällt sein Opfer aus dem Hinterhalt und stößt es im Sitzen, Fliegen oder Laufen, meist schräg von der Seite her; er ist der gefährlichste."

Jagd.

„Sie beschränkt sich auf die Zerstörung des Horstes, Anschleichen beim Nachtstand und vor dem Uhu aus der Krähenhütte, da er heftig diesen umflattert, auch gern baumt.

Er ist eingefangen im Käfig eine zwar angenehme und sich sehr sauber haltende Erscheinung, verträgt aber das Gefangenleben nicht lange.

II. Gruppe. Nicht edle oder Rothfalken.

Schlagen ihren Raub nur wenn er nicht fliegt oder sonst schnell flüchtet.

4. Art. **Der Thurmfalke,** Falco tinnunculus *Linné*.

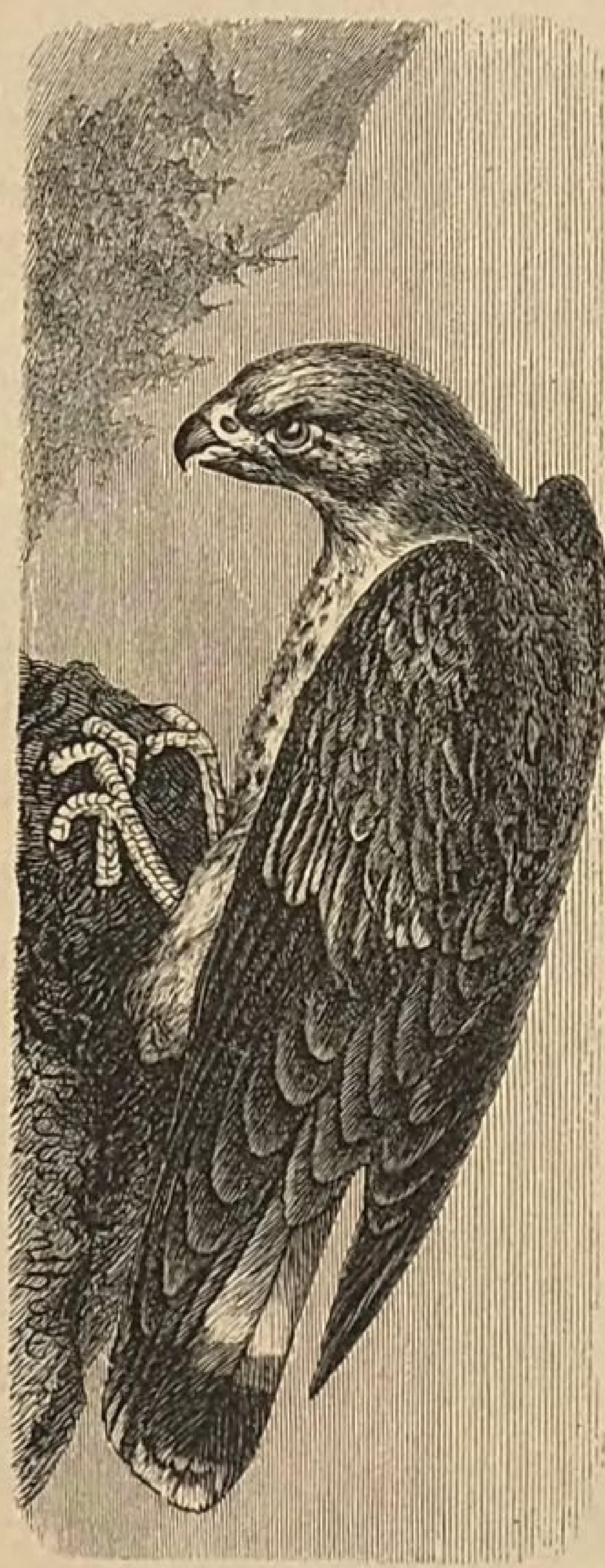
Falco tinnunculus, alaudarius; Brunneus; Tinnunculus alaudarius *Bonap. et Brisson*.

Mauer- und Kirchfalke, Rothfalke, rother Sperber, Lerchensperber, Lerchen- und Sperlingshabicht, Röthel- oder Rüttelfalke, Rüttelweihe, Rüttelgeier, Röthelhuhn, Graukopf, Wandweher, Windwehe, Schwimmer.

Beschreibung.

„Rothfalke; Krallen schwarz.

Länge 43 cm, Flügelspitze 13 cm, Oberflügel 11,5 cm, Schwanz 17 cm, Schnabel 1,7 cm, Mundspalte 1,8 cm, Hackengelenk 4,2 cm, davon unbefiedert 2,3 cm, Mittelzehe 2,6 cm, ihre Kralle 1 cm, Innenzehe 1,5 cm, ihre Kralle 1 cm.


Fig. 222. Thurmfalke (Männchen).

Diese Maße sind die eines Männchens, das Weibchen ist um 3—4 cm länger und verhältnißmäßig stärker.

Das weiße Gefieder der Jungen erhält bald röthlichen Anflug, der fein genetzte Lauf ist auf der Hinterseite bis zur Ferse nackt, vorn etwa ein Drittel befiedert; Mittelzehe mit 16—18 Quertafeln ganz bedeckt, Innenzehe mit 7—8, Außenzehe 8—10, Hinterzehe mit 4—5. Am Ende des Tarsus 3—4 größere Quertafeln, der Lauf ist mit je 3 nebeneinanderliegenden Tafeln bedeckt.

Das alte Männchen ist auf Kopf und Wangen schön aschblau mit ganz feiner dunkler Strichelung, Oberrücken und Flügeldecken bräunlich rostroth mit zerstreuten dunkeln Pfeilflocken. Die schwarzbraunen Schwingen hell gesäumt mit weißlichen Querzeichnungen an den Innenfahnen.

Unterrücken, Schwanzdecken und Schwanz aschblau wie der Kopf, letzterer mit weißem Spitzensaum und darüber 3 cm breiter, schwarzer Binde und einigen Flecken auf den Federn.

Kinn und Kehle weiß, von den Mundwinkeln abwärts ein dunkelgrauer Streifen. Die ganze übrige Vorderseite röthlich gelb mit zerstreuten, schwarzbraunen Schaftstrichen nach Bauch und Flanken zu sich lanzettförmig verbreiternd, auf den untern Schwanzdecken und Hosen keine solche Zeichnung.

Unterseite des Schwanzes und der Flügel grauweiß mit durchscheinender Zeichnung der Oberseite.

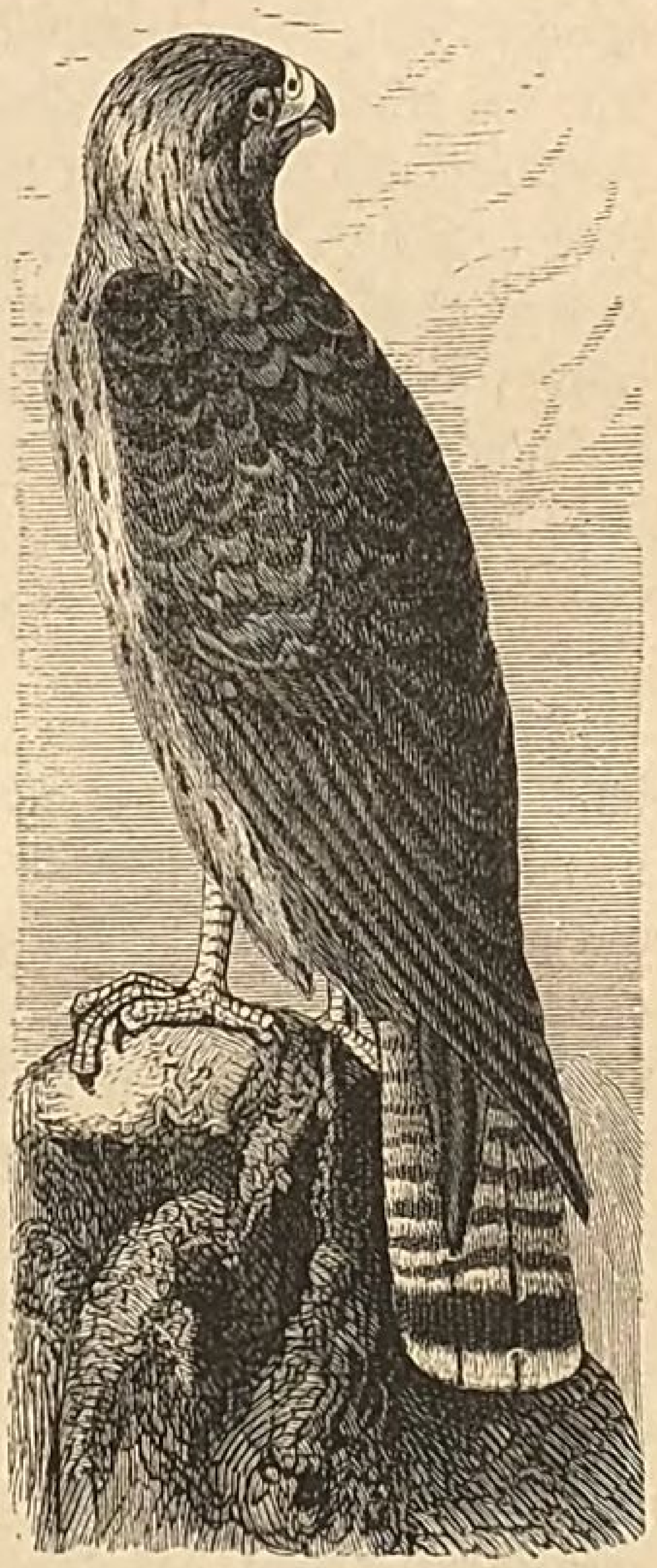
Das alte Weibchen ist an der braunrothen Färbung der ganzen Oberseite und der dunkeln Bänderung mit keinem andern Raubvogel zu verwechseln, auch der Schwanz hat auf braunrothem Grunde 10—11 schmälere, dann eine etwa 10 cm breite dunkle Binde und endigt in hellem Spitzensaum. Handschwingen fahlschwarz mit röthlich=weißen Säumen, auf den Innenfahnen mit solchen Querflecken, die andern Schwingen mit braunrothen Binden.

Die hellen Wangen dunkel gestrichelt, Bartstreifen in dunkeln Längsstreifen bis an die Brust reichend, Kinn und Kehle weiß; Vorderseite gelblichweiß, ähnlich gezeichnet wie beim Männchen.

Je älter das Weibchen, desto schmäler aber intensiver die dunkle Bänderung.

Iris nußbraun, in der Jugend grau, Schnabel hell hornfarbig mit dunkler Spitze; Augenkreis, Wachshaut und Ständer in der Jugend trüb, im Alter hochgelb.

Im zweiten Jahre, nach der ersten Mauser, färbt sich das bis dahin dem alten Weibchen sehr ähnliche junge Männchen in die geschilderten Farben, welche jedoch noch trüb und ineinanderlaufend sich zeigen.


Fig. 223. Thurmfalke (Weibchen).

Der Thurmfalke ist ein sehr munterer Vogel, welcher sich mit seinem «kli kli kli kli kli!» bald bemerklich macht; da er neben dem Sperber häufig vorkommt, so könnte er mit dessen Weibchen zwar verwechselt werden, doch kommt bald die rothe Färbung dem Beobachter zu statten, wenn ihm die langen Falkenflügel nicht auffallen sollten, gegen welche die des Sperbers wie gestutzt aussehen; von dem Lerchenfalken unterscheidet ihn der längere Schwanz und vor allem beachte man doch seine Eigenthümlichkeit, plötzlich im Fluge auf einer Stelle durch gehobenen Flügelschlag stehen zu bleiben, oder üblich ausgedrückt «zu rütteln». Auch verläßt er gern seine ursprüngliche Flugrichtung und schwenkt plötzlich im Bogen ab, wie es die andern Falken nicht thun."

Verbreitung. Aufenthalt.

„Der Thurmfalke kommt noch über 68° nördl. Br. als Brutvogel vor und geht südwärts bis nach Afrika, und da er, wenngleich gebirgige, klippige Gegenden mit Vorliebe bewohnend, auf der Ebene keineswegs fehlt und sich in diese schickt, wenn er nur einigermaßen seine Existenz gesichert sieht, so kann man ihn für einen eben solchen Kosmopoliten ansehen wie den Wanderfalken. Seinen Namen führt er mit Recht, da er altem Gemäuer und Felslöchern nicht fehlen wird, wo man ihn gewähren läßt, aber hoch mit freiem Ueberblick müssen sie sein, wie die Bäume, die er gern möglichst hoch zu Brutstätten einrichtet, selbst den belebtesten Städten fehlt er nicht, wie man unter anderm in Berlin und Köln sehen kann. — Auf flacher Erde behagt es ihm nicht."

Lebensweise. Horsten.

„Er ist für nördlichere Gegenden ein Zugvogel, in die er jedoch schon im März zurückkehrt, um alsbald mit dem Horsten zu beginnen. Der Bau ist wie bei den vorigen je nach der Oertlichkeit beschaffen, die meisten Gelege sind schon Ausgang April fertig, und bestehen meistens aus 4—5 Eiern, selten darüber. Diese weichen unter sich, selbst im Gelege, voneinander ab, nicht nur in der Größe: sie messen zwischen 41 : 32 mm und 36 : 29 mm, sondern auch in der Form sind sie bald gestreckt, bald zugespitzt, und ebenso in der Färbung; denn sie kommen fast rein weißgrundig mit rothbraunen Punkten und Flecken vor, aber auch ganz roth braun, wo Grundfarbe und Fleckung kaum zu unterscheiden sind; Schale stumpf und glanzlos.

Wie alle Falkeneier sind sie inwendig gelb. Nach dem Begattungsact macht das Weibchen in balzender Haltung einige komische Gänge. Nach dreiwöchentlichem Brüten fallen die Jungen aus, welche mit Mäusen und kleinen Insekten gefüttert werden.

Der Thurmfalke lebt fast ausschließlich von vorbenannten Thieren, dennoch ist er von den Heißspornen der Schießjäger als ein jagdgefährlicher Vogel in die Acht erklärt worden. Wir werden auf diese Jünger Dianens beim Bussard ausführlich zurückkommen, können aber von vornherein ihren Beobachtungen keinen Glauben schenken, solange aus ihrer Mitte Urtheile laut werden, wie: ein Thurmfalke habe im Fluge eine Taube geschlagen und sie auf dem Kirchthurm vor allem Publikum in größter Seelenruhe verzehrt; oder: ein Thurmfalke habe einen ausgewach-

senen Hasen (!!) geschlagen und in die Höhe gehoben! Erstens fliegt eine Taube schneller als der Thurmfalke, zweitens und hauptsächlich aber haben wir gesehen, daß seine stärkste Kralle in der Krümme gemessen 1,1 cm lang und entsprechend schwach ist, und fragen daher wol mit Grund: womit soll denn der Falke diese großen Thiere schlagen und festhalten? — mit diesen Krallen?!

Wie oft habe ich den Thurmfalken dicht neben zahmen Haustauben auf dem Dache und neben Singvögeln auf demselben Baume sitzen sehen, — nun, diese Thiere kennen wol ihre Feinde und würden seiner so directen Nachbarschaft wol sicher ausweichen!

Es ist offenbar, daß hier eine Verwechselung mit einem andern Raubvogel, wahrscheinlich einem jungen Wanderfalken vorliegt, aber leider wird nun auf Grund solcher unberechtigter Urtheile der harmlose Vogel zu Pulver und Blei verdammt! — Im Gebäude eines Gerichtsforums in meiner Nähe horsteten Wanderfalken und wurden auf Anstiften eines einflußreichen Jagdliebhabers als „sehr schädliche Vögel" massacrirt; im Garten dieser Gerichtsstätte nistete aber in trautester Stille ein Elsternpaar, welches das Ausnehmen der jungen Nest-Singvögel gründlich besorgte; man hing also den kleinen Gelegenheitsdieb und ließ den Verbrecher laufen! Oder hielt man die Elster für nützlich? Vielleicht!

Der Thurmfalke kann nur junge, unbeholfene Vögel bewältigen, schon eine gesunde Lerche entzieht sich seinem etwaigen Angriff, er müßte sie denn so lange umhertreiben, bis sie ermüdet, was seine Art zu jagen entschieden nicht ist.

Er leistet bei uns in der Vertilgung der Mäuse und Insekten viel, in den Gegenden der Heuschreckenschwärme, welche auch uns bedrohen, Außerordentliches, — wir sprechen jetzt so viel von internationalem Zusammengehen, ärgern uns, daß die Leute im Süden uns angenehme und nützliche Vögel tödten, — nun, stellen wir uns doch auf den Standpunkt der Internationale, gehen wir mit gutem Beispiel voran und schonen wir Vögel, die jenen Gegenden unentbehrlich und uns mindestens unschädlich sind!

Auch gewisse «Oologen», die nun einmal kein Nest unberührt lassen können, möchten diese Anschauung zu der ihrigen machen! Sie tragen auch ihren Theil zur Verminderung manches schönen und nützlichen Vogels bei.

Der Thurmfalke zieht im October aus den Breitengraden Deutschlands fort, bleibt jedoch auch in lindern Wintern bei uns oder es sind die Zuzügler aus dem Norden."

Jagd.

„Im allgemeinen hat der Thurmfalke etwas Vertrauliches und wird erst nach gemachten übeln Erfahrungen scheu, dann läßt er sich allerdings nicht ankommen. — Er stößt gern auf den Uhu und baumt auf den Krackeln. — Fallen helfen nichts gegen ihn, da er Fraß genug hat, und im Winter, wenn solcher mangelt, nicht bei uns ist. — Am Horste kann ihm natürlich bald Abbruch geschehen, doch bestreben wir uns lieber seiner Erhaltung als eines unsere Fauna zierenden Vogels."

5. Art. **Der Röthelfalke,** Falco cenchris *Frisch.* Falco xanthonyx, tinnunculoides; Tinnunculus cenchris etc.

Italienischer Thurmfalke, gelbklauiger Falke.

Ist dem Thurmfalken sehr ähnlich, aber schwächer und hat gelbliche Krallen.

„Maße des Weibchens: Länge 31 cm, Flügelspitze 13 cm, Oberflügel 11 cm, Schwanz 15 cm, Schnabel 1,6 cm, Mundspalte 1,8 cm, Hackengelenk 2,6 cm, davon unbefiedert 2,2 cm, Mittelzehe 2,1 cm, ihre Kralle 0,8 cm, Innenzehe 1,5 cm.

Aus diesen Maßen ergibt sich die etwas geringere Größe der Röthelfalken, hierin und in den weißen Krallen liegt aber auch der einzige Unterschied zwischen ihm und dem etwas stärkern Thurmfalken; die Färbung ist diesem so täuschend ähnlich, daß wir von der Beschreibung des Kleides gänzlich absehen können, nachdem wir hervorgehoben haben, daß die äußersten, langen Rückenfedern neben den hintersten Schwingen oder der Unterrücken ebenso schön aschblau sind, wie Kopf und Schwanz oder die Oberseite des Männchens ein frischeres Ziegelroth hat als der Thurmfalke."

Verbreitung. Aufenthalt u. s. w.

„Ueber Deutschland geht der Röthelfalke nordwärts nicht hinaus, ist aber schon ziemlich selten, oft wol auch nicht erkannt, aber doch mehrfach nachgewiesen.

Seine Heimat ist Mittel- und Südeuropa, gemein z. B. in Steiermark, dem südlichen Frankreich, Spanien, Italien, Griechenland, und von da nach Asien und Afrika hinein, — bis zum Cap der guten Hoffnung. Seinen Aufenthalt wählt er ganz wie der Thurmfalke. Im Mai horsten sie und legen die Eier oft ohne jede Unterlage in Nischen, Löchern, Felsen und ähnlichen Oertlichkeiten. Dabei läßt das Männchen häufig seine,

wie «psche-psche, psche-wsche!» klingende Stimme hören, bis das Weibchen 4—5 Eier gelegt hat, welche klein, 36,5 : 29 mm, 35 : 29 mm messen, den Eiern des vorigen sehr ähnlich, aber kleiner und feinschaliger aussehen. Er lebt fast nur von Insekten oder kleinen Mäusen, die er mit großer Gewandtheit fängt, ist daher ein ebenso nützlicher als angenehmer Vogel, sodaß er den Jäger als solchen gar nicht interessirt, der ihn ruhig gewähren lassen kann.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Röthelfalke auch wol gelegentlich ein junges, noch unbeholfenes Vögelchen schmaust, denn ein fleischfressender und auf Raub angewiesener Vogel nimmt diese Nahrung, wie und wo er sie eben findet, — wer ihn deshalb verurtheilen und jagen will, mag es mit sich und seinem Standpunkte verantworten.

Wer also die Jagd auf diesen zutraulichen, harmlosen Vogel ausüben will, möge das beim Thurmfalken Gesagte nachlesen. Das Thierchen gewährt einen billigen Schuß. Ob er auf den Uhu stößt, können wir nicht angeben."

6. Art. **Der Rothfußfalke,** Falco rufipes *Beseke.* Falco vespertinus *Gm.*, *L.*; Erythropus vespertinus *Kaup;* Tinnunculus rufipes *Rüppell;* Cerchneis vespertinus *Boie;* Faucon à pieds rouges *Temminck;* Faucon *Kobez.*

Abendfalke.

Beschreibung.

„Rothfalke; Krallen gelblichweiß; Augenkreis, Wachshaut und Ständer hochroth oder gelbroth.

Länge 31 cm, Flügelspitze 14,5 cm, Oberflügel 10,5 cm, Schnabel 1,6 cm, Hackengelenk 3,7 cm, davon unbefiedert 2 cm, Mittelzehe 2,1 cm, ihre Kralle 0,9 cm, Innenzehe 1,3 cm, ihre Kralle 0,9 cm.

Bei den Nestjungen ist die feingenetzte Rückseite des Laufs bis zur Ferse nackt, die Vorderseite bis zur Mitte befiedert; unten über der Zehenwurzel 4 breite Quertafeln, höher hinauf je 3 feine Netztafeln in einer Querreihe. Von den an der Basis genetzten Zehen hat die Mittelzehe 12—16, die Außenzehe 7—9, die Innenzehe 5—7, die Hinterzehe 4—5 Quertafeln.

Es sind am Rothfußfalken 3 Kleider zu unterscheiden; das des jungen Vogels, alten Weibchens und alten Männchens.

Beim jungen Vogel ist die Stirn weiß, der hellbraune Scheitel schwarz gestrichelt; Nacken weiß und dunkelbraun gefleckt; die ganze Oberseite dunkelbraun mit hellrostbraunen Federkanten mit grünlichem Anflug.

Der braunröthliche Schwanz mit hellen Spitzen und Kanten hat 10—12 dunkle Binden, deren unterste die breiteste ist. Ueber dem Auge ein dunkler Streifen und unter demselben ein dunkler Fleck; Kehle und Wangen weiß; Unterseite gelblich mit großen bräunlichen Längsflecken, nach unten in Querflecke übergehend; Unterleib und untere Schwanzdecken ohne Zeichnung. — Das Weibchen ist etwas größer als das Männchen, sonst kein Unterschied vorhanden.

Schnabel gelblichweiß, untere Hälfte dunkel hornfarbig; Krallen gelblichweiß mit dunkeln Spitzen; Iris bräunlich grau; Augenkreis, Wachshaut und Ständer orangegelb.

Nach der ersten Mauser wird das Männchen vorherrschend schiefergrau; Flügeldecken und kleine Schwingen braungrau, hell gebändert; die großen mattschwarz, alle mit weißen Querflecken auf den Innenfahnen.

Brust und Bauch hellgrau, schwarz geschäftet, zerstreut rostroth gefleckt; Hosen, Steißfedern und untere Schwanzdecken rostroth; obere Flügeldecken der Unterseite rostroth und weiß, der übrige Theil dunkelgrau und weiß gefleckt.

Das alte Weibchen ist auf Stirn, Kehle und Wangen gelblich weiß, um das Auge dunkel mit kurzen Backenstreifen; Bartborsten weiß, dunkel gespitzt; Scheitel und Nacken rostbraun, dunkel geschäftet; Oberrücken braun, schwärzlich gebändert, die übrige Oberseite mit Unterrücken und Schwanz hell und dunkelgrau gebändert; auf dem Schwanz 10—11 Binden, die unterste am breitesten mit hellem Spitzensaum. Die Handschwingen fahlschwarz, mit großen, weißen Querflecken auf den Innenfahnen. — Die ganze Unterseite roströthlich gelb gewellt, auf Brust und Hosen mit schwarzbraunen Schaftstrichen. Augenkreis, Wachshaut und Ständer lebhaft orangeroth; beim jüngern Weibchen blasser.

Das alte Männchen ist fast gänzlich schieferschwarz; auf Brust, Bauch und den untersten Flügeldecken heller aschgrau; Hosen und der ganze Steiß lebhaft rostroth. Nirgends hellere Fleckung.

Augenkreis, Wachshaut und Ständer brennend roth. Schnabel und Krallen wie bei den Jungen, schwach und wenig gekrümmt. Iris nußbraun.

Die Stimme des Rothfußfalken klingt wie «ki ki ki!» ähnlich dem Grünspecht; er fliegt leicht und gewandt, wenn auch bei weitem nicht so wie die Edelfalken. In der Gefangenschaft hält er eher aus, ist sehr verträglich und wird erfolgreich mit Ochsenherz gefüttert.“

Verbreitung. Aufenthalt.

„Der Rothfußfalke ist in Deutschland mehrfach auch als Brutvogel gesehen worden, da es aber um die Kenntniß der Raubvögel im allgemeinen nur mangelhaft beschaffen ist, gibt dies keinen Maßstab ab.

Seine eigentliche Heimat ist das südliche und vornehmlich östliche Europa, von wo er nach Asien und Afrika hinübergeht.

Zerstreut ist er im ganzen centralen Europa beobachtet.

Im Gegensatz zu den beiden andern Rothfalken liebt er ebene, frische, besonders sumpfige Gegenden, welche ihm Insekten, seine Lieblings- und fast ausschließliche Nahrung, am meisten darbieten."

Lebensweise. Horsten.

„Der Abendfalke ist ein überaus lieblicher und munterer Vogel, welcher den ganzen Tag und noch bis in die Nacht[1] hinein der Insektenjagd obliegt; im Herbst rüttelt er weniger, nimmt vielmehr seinen Raub im raschen Fluge vom Boden oder den Grashalmen hinweg, im schönen sonnigen Frühling dagegen rüttelt er sehr häufig und stößt auf seinen Fang, den er im Fliegen mit den Fängen dem Schnabel zuführt und somit brevi manu verzehrt.

Er horstet gern an Rändern von Mooren und Brüchen, oder großen Viehweiden, auf starkästigen Bäumen in einem dauerhaft auf Reisern geflochtenen Bau, den er mit Moos und feinen Gräsern comfortabel macht und worin im Mai 4—5, 37 : 30 mm; 35 : 29 mm große, auf weißlicher Grundfarbe mit braunen oder braunrothen Punkten und Flecken mehr oder weniger dicht bedeckte Eier gefunden und in etwa 3 Wochen ausgebrütet werden. — Das Männchen hilft wahrscheinlich brüten, da es mit Brutflecken geschossen worden ist, und daß die Jungen mit weichen Würmern und Insekten gefüttert werden, bedarf wol kaum der Erwähnung. — Sehr gern bemächtigt er sich der Elsternnester.

Der Rothfußfalke liebt sonniges Wetter, wird bei anhaltendem Regen verdrießlich und hockt alsdann mit aufgeblasenem Gefieder theilnahmlos auf irgendwelchem Ast oder Strauch. Sehr gesellig begegnet man ihm außer der Horstzeit in größern Gesellschaften, oft in großen Schwärmen und wie Andersson sich ausdrückt, nicht zu Tausenden, sondern zu Zehntausenden. Kleine Mäuse raubt er auch gelegentlich, ob Vögel, hat man nicht beobachtet."

---

[1] Daher der Name „Abendfalke".

Jagd.

„Man kann den Rothfußfalken mit Leimruthen fangen, an denen Insekten befestigt sind; außerdem ist er so wenig scheu, daß sich ein Flug von 20—30 Stück, nachdem er ein Stoppelfeld nach Insekten abgesucht hatte, vor einem Schützen auf etwa 50 Schritt niederließ, sodaß er 7 Stück auf Einen Schuß erlegen konnte.

Weitere Beobachtungen fehlen.“

Unterfamilie: **Milane, Milvinae.**

Schwanz gegabelt.

Gattung: **Milan**, Milvus.

Die Milane unterscheiden sich von den übrigen Falkenarten vorzüglich durch ihren schwachen, im Verhältniß zum Vogel kleinen, an der Wurzel geraden Schnabel, durch kürzere, unter dem Knie etwas befiederte Füße und durch einen mehr oder weniger gabelförmigen Schwanz. Flügel groß und lang, säbelförmig gekrümmt, die 1. Schwinge viel kürzer als die 6., die 2. kürzer als die 5., die 3. beinahe von gleicher Länge mit der 4., welche die längste von allen ist.

Ihre Haltung im Sitzen ist ungeschickt, ihr Flug schwimmend mit sanften schönen Bewegungen. Sie ergreifen den Raub nicht fliegend, sondern nur an der Erde, aus einer geringen Höhe.

1. Art. **Der rothe Milan**, Milvus regalis *Briss.* Falco milvus *Linné.*

Gabelweihe, gemeiner Milan, Mälan, bunte, rostige und röthliche Weihe, Küv-, Königs- und Rötelweihe, Weihe mit gelblichem Schwanze und Fischerhosen, Hühner- und Gabelgeier, königlicher Geier, Gabler, Gabelschwanz, Scherschwänzel, Schwalbenschwanz, Schwimmer, Curwy, Kükewieh, Tyreel, Steert.

Naturgeschichte.

Schwanz 7 cm tief gegabelt; die Flügel in der Ruhe erreichen den Ausschnitt der Gabel. Länge 70 cm, Schnabel 4 cm, Hackengelenk 5,5 cm, Mittelzehe 3,8 cm, ihre Kralle 2 cm.

Der Milan hat wegen seines geraden und nur an der Spitze gekrümmten Schnabels, dann auch wegen seiner kurzen Füße und niedrigen Stellung einige Aehnlichkeit mit den Geiern. Die Hauptfarbe der Art

ist rostfarben. Der Oberleib ist schwarzbraun mit hellen Federrändern; der Unterleib und Oberschwanz rost- oder fuchsroth, der erstere schwarzbraun gefleckt; der Unterschwanz röthlich weiß, an den Spitzen schwarzbraun gebändert, der Schwanz groß, stark, gabelförmig, daher der Name Gabelweihe, auch Gabelschwanz; der kleine Kopf weiß, an den Seiten klar schwarzbraun gestrichelt; der Hals rostfarben; der Rücken rostbraun, schwarzbraun gefleckt; die Kehle weiß, klar schwarzgestrichelt; die Füße halb, oft nur ein Drittheil gefiedert, das Bloße der Fußwurzel mit den langen Zehen gelb, bald nach dem Tode olivengrün; die scharfen, oben runden, unten flachen Nägel schwarz, die äußern und mittlern Zehen mit einer größern Membran als an andern Raubvögeln versehen; die ganze hintere Hälfte des Schnabels, wie die Wachshaut, gelb, die vordere Hälfte schwarz. Sein ganzes Gewicht beträgt nur $2\frac{1}{2}$ Pfd. Die Federn machen das meiste aus. Das Weibchen ist nicht ganz um ein Drittheil größer, und unterscheidet sich blos durch eine etwas dunklere Farbe.



Fig. 224. Rother Milan (Gabelweihe).

Der Milan ist unter allen Raubvögeln der feigste, trägste und unbeholfenste. Er wagt sich daher nur an die kleinsten Thiere und schwächsten Vögel. Sobald die Raben, Krähen und Dohlen seiner ansichtig werden, machen sie oft in großen Schwärmen auf ihn Jagd und stoßen ihn mit ihren Schnäbeln, dagegen er sie blos mit seinen großen Flügeln abwehrt. Wenn ihm die Raben und Krähen zu arg zusetzen und er sich nicht länger halten kann, steigt er sehr hoch in die Lüfte, wo sie ihm dann nicht folgen können. Er steigt mit einer überaus großen Leichtigkeit bis zu einer unermeßlichen Höhe, wo er oft nur wie ein Punkt er-

scheint. Zuweilen schwebt er in weiten Kreisen in der Luft umher, zuweilen steht er mit ausgebreiteten Flügeln, dem Anscheine nach ohne Bewegung, in der Luft. Er scheint dann mehr zu schwimmen als zu fliegen und hat daher den Namen Schwimmer erhalten. Wenn man auf ihn in solcher Stellung, d. h. wenn er unbeweglich in den Lüften zu sein scheint, 200—300 Schritte hinaufschießt, so hört man oft das Schrot, obwol es freilich in einer solchen Entfernung keinen Effect macht, an seinen Flügeln rasseln. Er schlägt dann gewöhnlich ein Rad, setzt sich aber gleich wieder in seinen schwebenden Stand. Der Milan horstet in gebirgigen Wäldern, auch großen Feldhölzern, auf alten Eichen, Buchen, Kiehnen und Tannen. Das Weibchen legt im April 2—3, höchstens selten 4 Eier, welche bald mehr rundlich, bald mehr gestreckt sind und auf grünlich weißer Unterfarbe große und kleine rothbraune Flecke und Punkte, wie auch häufig charakteristische feine, braune haarfeine Striche und Schnörkel haben. Sie werden in 3 Wochen ausgebrütet. Die höchstens 3 Jungen machen im Neste, auch wenn sie bereits ausgeflogen sind, beim Erblicken der Alten vor Hunger ein gräßliches Geschrei und verrathen sich dadurch selbst. Wenn sie sich paaren, necken sie sich oft stundenlang unter lautem Geschrei in den geschicktesten Schwenkungen in der Luft. Zuweilen fliegen 3—4 Männchen mit einem Weibchen in großen Kreisen herum und streiten um das Weibchen. Sie sind leicht zu zähmen. Sie werden sehr von den gewöhnlichen Vogelläusen, vorzüglich aber von den Thurmfalkenläusen (Pediculus Tinnunculi), ingleichen von Bandwürmern geplagt.

Der Milan hat zu wenig Gewandtheit, um einen Vogel im Fluge erhaschen zu können. Da ihm aber die Natur ein äußerst scharfes Gesicht verliehen hat und er oft in der größten Entfernung eine auf der Erde befindliche Beute gewahr wird, so schwebt er bei seinen Streifereien fortdauernd in der Luft umher und reviert den ganzen Tag im Felde. Man sieht ihn häufig über den Hühnerhöfen in einer großen Höhe schweben, von wo er sich dann, wenn er nicht Menschen in der Nähe gewahr wird, allmählich langsam herabläßt, und sobald er seinen Raub auf dem Korne hat, schnell herabstößt und seine Beute hascht, wobei er das Eigene hat, daß er sie, nicht wie andere Raubvögel, mit den Krallen, sondern mit dem Schnabel ergreift, dann aber mit dem gefangenen Vogel in die Höhe geht, den er zuweilen in der Luft pflückt, daß die Federn umherfliegen. Die zahmen Hühner, besonders die Weibchen, werden ihn vermöge des teleskopischen Auges, wie Goeze sich ausdrückt, selbst in einer großen Höhe gewahr, lassen, sobald sie ihn in den Lüften schwebend erblicken, ein ängstliches Geschrei hören und warnen dadurch

ihre Jungen, die dann auch gewöhnlich auf den Ruf der Mutter zu ihr eilen, um Schutz bei ihr zu suchen. Die letztere fährt oft, wenn er ihr ein Küchlein rauben will, wüthend auf ihn zu, und es glückt ihr nicht selten, den an sich furchtsamen Räuber zu verscheuchen. Auf den Teichen und Seen stellt er den Tauchern und Wasserhühnern nach, stößt aber, weil diese sehr schnell untertauchen, sehr oft fehl, die Jungen ausgenommen, von denen er hin und wieder eins hascht. Sonst nährt er sich auch von Maulwürfen, Feldmäusen, Fröschen, Schlangen, Blindschleichen, Nattern, Eidechsen, ja selbst von Regenwürmern und Schnecken, womit sie auch ihre Jungen füttern. Sie wittern das Aas aus einer großen Entfernung und finden sich dabei oft haufenweise ein.

Der Milan ist beinahe in allen Welttheilen verbreitet. In Deutschland sieht man ihn allenthalben, wo Waldungen sind, die an Felder stoßen. Er verläßt Deutschland im September und October, nicht sowol der Kälte als des Mangels der Nahrung wegen. Man trifft daher im Herbst oft kleine Gesellschaften von 6—8 Milanen in der Luft schwebend oder im freien Felde auf den Aeckern sitzend an; oft sieht man auch 40—60 in der Luft hinstreichen.

2. Art. **Der schwarzbraune Milan,** Milvus migrans *Bodd.* Falco ater *Linné.*

Kleiner Milan, kleine Gabelweihe, Hühnergeier, Mäusear.

Schwanz 2,5 cm tief gegabelt. Länge 60 cm, Schnabel 3,5 cm, Lauf 6,5 cm, Mittelzehe 3,2 cm, ihre Kralle 1,7 cm, Innenzehe 1,9 cm.

Schnabel ganz schwarz, ohne Zahn; Wachshaut und der unbehoste Theil der Füße orangegelb; Augenstern grauschwarz; Oberkopf und Kinn weißlich, braun gestrichelt; Oberleib dunkelgraubraun; Unterleib rostgrau, mit schmalen, schwarzbraunen Schaftstrichen; Schwungfedern tiefbraun; Schwanz graubraun, mit 9—10 weißlichgrauen vollkommenen Bändern.



Fig. 225. Kopf des Milan.

Zugvogel, welcher im Winter gegen Süden zieht und auch im Sommer in dem nördlichen Deutschland schon seltener als im südlichen angetroffen wird. Sein Betragen ist wesentlich von dem des vorigen verschieden, indem er weniger schwerfällig und träge ist. Nahrung außer den kleinern vierfüßigen Thieren auch Fische und Frösche, welche erstere ihm besonders zusagen. Er horstet in unsern Waldungen da, wo der rothe Milan seinen Wohnsitz aufschlägt, und sind die Eier denen des vorigen

ähnlich. Die Jungen sitzen lange im Horste und werden mit Fischen, Fröschen und jungen Vögeln erzogen.

Jagd auf die Milane.

So feige und furchtsam der Milan auch bei seinen Räubereien ist, so scheu ist er auch; man kann ihn wie andere Raubvögel bei Anbruch des Tages anschleichen, wo er oft unbeweglich auf einem Aste, auf dem dürren Zweige einzelner zopftrockener Eichen sitzt, und dann zuweilen den Jäger nahe genug herankommen läßt. Auch kann man ihm beim Luder und in der Krähenhütte (Seite 583) auflauern. Wenn man ihn über den Hühnerhöfen schweben sieht und dann an einem verborgenen Orte abwartet, bis er sich langsam herabläßt, so kann man ihn leicht erlegen. Ich (Jester) schoß einmal auf ähnliche Art einen Milan bei Gelegenheit einer Schnepfenjagd. Ich hatte einige Stunden gesucht und setzte mich um Mittagszeit, es war gerade ein sehr schwüler Tag, in ein auf den Wiesen befindliches Weidengesträuch, um auszuruhen und auch meine Hunde ruhen zu lassen. Ich ward bald darauf einen Milan, hoch in den Lüften gerade über meinem Kopfe schwebend, gewahr. Er mochte wahrscheinlich den Gegenstand, den er im Gesträuche erblickte, nicht genau erkennen, und ließ sich daher in gerader Richtung sehr langsam herab. Ich hatte kleines Schnepfenschrot in der Flinte und wartete in einer unbeweglichen Stellung so lange, bis er auf einer Entfernung von 20—30 Schritten über mir schwebte. Ich stand nun plötzlich auf, und es läßt sich denken, in welche Verwirrung er bei meinem Anblick gerieth. Er arbeitete aus allen Kräften, in die Höhe zu kommen, stürzte aber auch, da ich mit dem Schusse ebenso wenig zögerte, todt zur Erde.

Man fängt ihn auch in Tellereisen, auch hin und wieder in sogenannten Habichtskörben, wovon weiter unten beim Habicht ausführlicher die Rede sein wird. Auch kann die von Naumann, dem Vater, erfundene Raubvogelfalle, welche ihrer Einfachheit wegen mehr verbreitet zu werden verdient, auf die Milane angewendet werden, sowie sie bei dem größten Theile der Raubvögel mit Erfolg gestellt werden kann, weshalb wir ihre Beschreibung hier folgen lassen. Ein etwa 32 cm langer hölzerner Bügel oder ein einfaches viereckiges Gestelle wird mit beiden Enden a a in eine ungefähr 2—2$^1/_3$ m lange Welle gezapft. Die Welle dreht sich an beiden Enden unter einem in die Erde geschlagenen Haken b, auch ist seitwärts, damit die Bügel beim Falle rascher herabfallen, ein Gewicht c angebracht. Der Bügel wird mit einem weitmaschigen Netze ausgespannt und beim Aufstellen so weit gehoben, daß er fast senkrecht steht, wozu

hinter der Falle ein langer Pfahl d in die Erde geschlagen wird, an welchem oben eine hölzerne Zange e befestigt ist, die um eine Querleine f f des Bügels greift und mit der Stellzunge g in Verbindung steht, durch welche Einrichtung der Bügel aufrecht erhalten wird. Die Stellung ist durch einen Faden h h mit einer sehr weitmaschigen Netz-

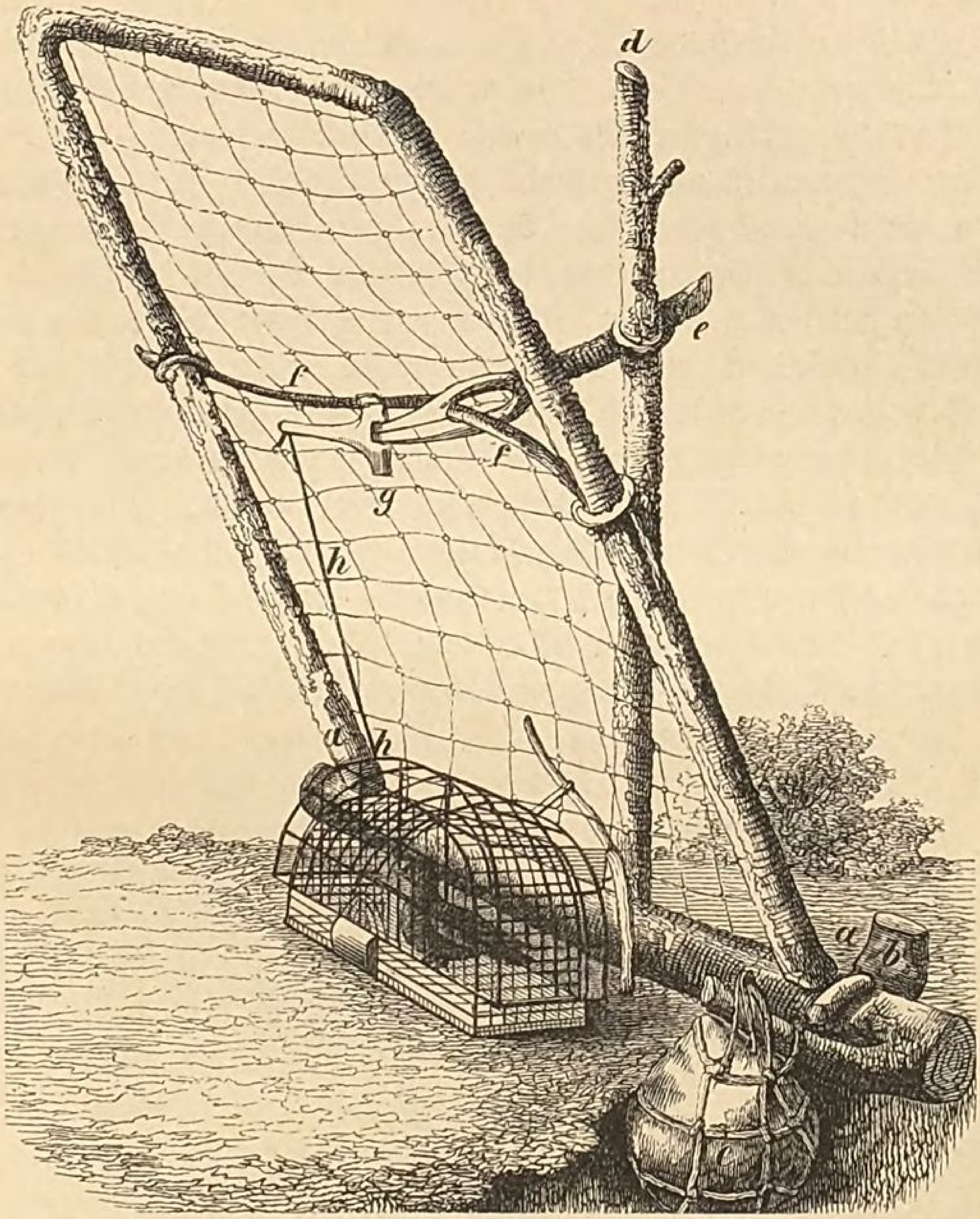


Fig. 226. Naumann's Raubvogelfalle.

haube von Draht verbunden, welche durch eine einfache Vorrichtung über ein auf der Erde stehendes Vogelbauer schwebend erhalten wird. Das Bauer ist sehr eng von Draht geflochten, damit kein Raubvogel durchgreifen und die darin befindliche Lockspeise, eine lebendige Taube oder einen andern Vogel, beschädigen kann. Der nach dem Vogel stoßende Raubvogel muß die über dem Käfig schwebende Haube berühren, so die

Zunge oben abziehen und dadurch bewirken, daß Bügel und Netz niederfallen und ihn fangen.

Die rothen Milane wurden früher gleich den Reihern mit abgerichteten Falken und Sperbern gebeizt. In Frankreich belustigten sich sonst die Prinzen häufig mit dieser Beizjagd, daher er auch dort den Namen Milan royal erhalten hat.

„Es ist", sagt Buffon, „in der That kein gemeines Vergnügen, zu sehen, wie dieser feige Vogel, dem es weder an Waffen und Stärke, noch an Flüchtigkeit fehlt, um sich muthig beweisen zu können, dem Kampfe bestürzt auszuweichen und dem viel kleinern Sperber zu entfliehen sucht, indem er in einem beständigen Wirbel sich in eine Höhe schwingt, wo er sich in den Wolken verbergen kann, bis der Sperber ihn erreicht, ihn unablässig mit seinen Fängen, Flügeln und Schnabel bekämpft und endlich mit sich, als eine nicht sowol verwundete als zerschlagene, und mehr aus Furcht als durch Stärke überwundene Beute zur Erde herabstürzt."

Wenn der rothe Milan einen Falken mit Raub bemerkt, so fliegt er auf ihn zu, worauf dieser ihm seinen Raub überläßt, eine schwer zu erklärende Eigenthümlichkeit dieser stolzen und wehrhaften Vögel, welche sie auch den Bussarden gegenüber kundgeben. Nur auf diese Weise können Milane und Bussarde in den Besitz gesunder Tauben, Hühner, Enten u. s. w. gelangen; selbst schlagen und greifen können sie solche Beute nicht.

Unterfamilie: **Bussarde, Buteoninae.**

Von den beiden hierhergehörigen Gattungen: Buteo und Pernis hat die erstere um Augen und Schnabel feine, weiche, von der Mitte strahlenförmig ausgehende, haarförmige Bartborsten, die andere statt deren kurze, eiförmige, schuppenartig harte Federchen.

1. Gattung: Buteo.

Zwei Arten. Buteo vulgaris und Buteo lagopus.

Bei Buteo vulgaris ist ein Theil des Hackengelenks nackt, bei Buteo lagopus das ganze Hackengelenk mit Ausschluß der Hinterseite bis an die Zehen dicht befiedert.

Nasenlöcher bei Buteo nierenförmig, bei Pernis ritzförmig.

1. Art. **Der gemeine Bussard,** Buteo vulgaris *Bechst.* Falco buteo, glaucopis, versicolor, albidus, mutans etc.

Mauser, Mausefalk, Mäusehabicht, Mäusegeier, Waldgeier, Bussard, Schlangen- und Unkenfresser, weißer Mäuseaar, Aar, Stockaar.

Beschreibung, Verbreitung und Lebensweise.

Länge 53 cm, Oberflügel 22 cm, Flügelspitze 22 cm, Hackengelenk 8,5 cm, Schnabel 4 cm, Mittelzehe 3 cm, ihre Kralle 2 cm, Innenzehe 2 cm, ihre Kralle 2,4 cm.

Die zusammengelegten Flügel lassen den Schwanz etwa 2,5 cm unbedeckt.

Iris niemals gelb, bei jungen Vögeln gelblichgrau, bei alten rothbraun, im hohen Alter grau und bei vorherrschend oder ganz weißen (Buteo albidus) perlmutterfarbig. Ständer am Hackengelenk hinten und vorn mit je 12 großen Schildern, Zehenrücken geschildert, der übrige Theil grob genetzt.

Die Bussarde zeichnen sich theils durch ihren schwachen Schnabel, der nur einen seicht ausgeschweiften Zahn hat, theils durch ihre kurzen, mittelmäßig starken, mehr oder weniger befiederten Füße und meist kleinen Zehen, vorzüglich aber durch ihre breiten, nicht so spitz wie bei andern Vögeln auslaufenden, gleichsam stumpfen Flügel und ihren trägen Flug aus. Die 4 ersten Schwingen sind ausgeschweift, die erste sehr kurz und die vierte die längste. Der Körper ist stark und plump.

Sie sind muthlos und ungeschickt, leben von allerhand kleinen kriechenden Geschöpfen, können ihren Raub im Fluge nicht erhaschen, sondern lauern auf ihn zusammengekauert auf niedern Baumästen, Wegesäulen u. dgl.

„Die Farbe des Mäusebussards zu beschreiben ist eine ganz müßige Arbeit, denn kein Individium gleicht dem andern, es gibt keine bestimmten Farben für Alter und Geschlecht, im Gegentheil durchlaufen die Bussarde vom Schwarzbraun bis Gelb und Weiß fast alle Schattirungen. — Die Hauptfarbe ist braun oder grau, in den Flanken helle, quergebänderte Flecke, der Schwanz an der Wurzel weißlich mit meist 12 wellenförmigen, dunkelbraunen Querbinden, welche Zeichnung sehr häufig, aber durchaus nicht constant ist.

Der Bussard erscheint gelegentlich in fast weißem Federkleide mit einigen dunkeln Längsflecken auf dem Rücken und alterirt dann viele Heißsporne dergestalt, daß sie ihn sofort zum isländischen Jagdfalken erheben und in Zeitschriften ausposaunen. Früher hielt man ihn unter Autorität Bechstein's für eine besondere Art unter dem Namen buteo albidus, als welcher er auch in dem großen Werke «Deutsche Ornithologie von Borkhausen, Becker u. a., mit Abbildungen von Susemihl» figurirt und nahm schwächere Körperformation und andere hinfällige Momente

als Kennzeichen an; doch erkannte man bald den Irrthum, besonders als Naumann weiße und dunkle Exemplare sich miteinander paaren sah."

Will man eine Beschreibung des gewöhnlichsten Federkleides geben, so wird sie ungefähr so lauten:

Im ganzen ist der Oberleib dunkel oder graubraun, einzeln gelblich weiß und rostfarben gestrichelt und gefleckt; die Kehle weißlich mit dunkelbraunen Strichen; der Hals und die Brust mit rundlichen, großen dunkelbraunen Flecken besetzt; die Unterbrust und der Bauch gelblich weiß mit dunkelbraunen Querbinden oder Querflecken; der After einzeln ebenso gefleckt und die weißliche Grundfarbe rostfarben angelaufen; die Seiten am stärksten und dunkelsten gebändert; die Schwingen graubraun, an den Spitzen schwärzlich, übrigens schwärzlich gebändert und auf der Kante der innern Fahne weiß; der Schwanz im Grunde aschgrau, mehr oder weniger weiß, besonders nach der Wurzel und der Kante der innern Fahne zu mit zwölf schwärzlichen Binden, wovon die letztere die breiteste ist.

Der Schnabel ist sehr gekrümmt, dunkelbraun, an der Wurzel der untern Kinnlade weißlich, die Wachshaut gelb; die Nasenlöcher mit einzelnen Borstenfedern des Augenkreises bedeckt; die Schnabelecken gelb; die Zunge dick, in der Mitte durch einen Einschnitt geritzt, doch ungetheilt; der Augenstern in der Jugend grau grüngelb, oder graubraun, das untere Augenlid wollig und weiß, der Augenrand gelblich grün, dann feuerroth, im Alter weißgrau; die Fußwurzel auf der untern Seite geschildert, auf der obern Seite mit weniger Schildern besetzt, die Füße sind gelb, die Nägel glänzend schwarz.

Der Mäusebussard ist äußerst träge und ungeschickt. Er sitzt oft stundenlang wie ein zusammengedrückter Klumpen unbeweglich auf einem Baume oder großen Steine, und ist so faul, daß er nicht eher auf den Raub ausfliegt, als bis ihm solcher, wie Goeze sagt, vor den Schnabel kommt, oder bis ihn der Hunger treibt. Er verräth, wie Buffon bemerkt, sowol wenn er gezähmt als wenn er in völliger Freiheit ist, eine sichtbare Dummheit. Sein Flug ist äußerst langsam, er steigt aber ziemlich hoch und dreht sich im Fluge, besonders im Frühjahr zur Paarzeit, beständig im Kreise herum. Er hat eine zischende Stimme, fast wie die Eulen. Der Mäusebussard horstet gern in Vorhölzern auf den höchsten Bäumen, besonders auf Fichten. Oft bezieht er blos ein altes Krähennest, erweitert dieses und füttert es mit weichen Materialien aus. Oft baut er selbst einen Horst aus kleinen unordentlich ineinandergelegten Zweigen. Das Weibchen legt 3 Eier, welche auf grünlichweißem Grunde so verschiedenartig dunkelbraun bis gelblich gefleckt, punktirt und wolkig

sind, daß sie schwer zu beschreiben sind, gerade wie die Federkleider; auch sind sie von den Eiern der Milane nicht immer sicher zu unterscheiden; nach 3 Wochen fallen die Jungen aus. Sie jagen die Jungen nicht so zeitig wie andere Raubvögel aus dem Neste, sondern füttern sie, weil sie ihre Trägheit und Unbeholfenheit kennen, oft dann noch, wenn sie beinahe so groß und befiedert wie die Alten sind. Das Männchen soll, wie Ray und mehrere andere behaupten, wenn die Mutter etwa zufälligerweise ums Leben kommt, die Jungen an ihrer Stelle pflegen und nähren. Die Mäusebussarde sind zu unbeholfen und zu ungeschickt, um einen Vogel im Fluge erhaschen zu können, überdies aber, wie schon vorhin gesagt worden, zu träge, um viele Mühe anzuwenden. Sie bleiben, wie Buffon sehr wahr sagt, ruhig auf einem Baume, einem Strauche oder auf einem Hügel sitzen und schießen von da gelegentlich auf das kleine Wildpret herab. Sie rauben junge Hasen, Kaninchen, Fasanen, Rebhühner und Wachteln, auch Haushühner. Alte Rebhühner können sie nicht fangen. Sie plündern übrigens gern die Vogelnester, ingleichen die Dohnen aus, nähren sich aber vorzüglich von Amphibien, Ringelnattern, Blindschleichen, Fröschen, Kröten, Eidechsen, ingleichen von Feldmäusen, auch von großen Heuschrecken, Regenwürmern, Schnecken u. s. w. Sie haben das Eigene, daß sie ihre Beute nicht wie andere Raubvögel mit Haut und Haar verschlucken, sondern sie lösen das Fleisch sorgfältig aus dem Felle und entblößen die Vögel von ihren Federn, daher man auch nie das Gewölle bei ihnen antrifft.

Der Mäusebussard ist in ganz Europa, mit Ausschluß des hohen Nordens, verbreitet. Man findet ihn beinahe überall ziemlich häufig. In Deutschland ist er Stand-, Zug- und Strichvogel. Seine Zugzeit ist im September und October, wo man ihn in Gesellschaft von 50 und mehrern Stücken meistens gerade gegen Westen ziehen sieht, ebenso bei ihrer Rückreise im März und April, wo sie nach Osten reisen.

Die Frage über vorwiegende Schädlichkeit oder Nützlichkeit des Bussards ist schon so vielfach besprochen, daß ich (v. R.) auf die Werke anderer sowie auf meine „Raubvögel“ und mein „Waidwerk“ verweise.

Er gehört sicher den mehr nützlichen als schädlichen Vögeln an; er ist ein Gelegenheitsdieb, aber kein Räuber wie der Habicht, und schafft sehr viel Ungeziefer hinweg; noch nie hat man beobachtet, daß er ein Jagdrevier ernstlich geschädigt hätte, dazu ist er überhaupt viel zu ungeschickt.

Viele Jäger be- und verurtheilen ihn, ohne ihn zu kennen, sehr oft verwechseln sie die Kornweihe in braunem Kleide mit ihm, und mit der Jägerklasse, welche in der Tödtung aller Creatur ihre Befriedigung

findet, ist nicht zu rechten. — Was ich im „Waidwerk“ und in meinen „Raubvögeln“ gesagt habe, wiederhole ich hier mit Ueberzeugung:

„Jedes Thier hat seine berechtigte Existenz, solange es dem Gemeinwohl entschieden Nutzen schafft, selbst wenn es sich in einzelnen Fällen an Gegenständen vergreift, welche dem Menschen nützlich oder angenehm sind; ein solches Thier verdient daher in erster Reihe Schonung, wobei seine Beseitigung in gewissen Fällen nicht ausgeschlossen zu sein braucht.

Ein Thier dagegen, dessen Existenz lediglich auf der Vernichtung dem Menschen angenehmer und nothwendiger Gegenstände begründet ist, also gar keinen Vortheil gewährt, verliert seine Existenzberechtigung und wird vogelfrei.“

Zu welcher Kategorie der Bussard gehört, mag jeder unbefangene Beobachter aus der vorstehenden Schilderung Jester's entnehmen, ich (v. R.) zweifle nicht, daß man mir in dem Schlußsatz beistimmen wird: „Der Jäger von Handwerk, welchem ein Revier ausschließlich zu Schutz und Pflege überwiesen ist, wird freilich in jedem Raubvogel, so auch im Bussard, einen unter allen Umständen zu bekämpfenden Feind erblicken müssen. — Dagegen werden der jagende Forstmann und Landwirth, überhaupt die unabhängigen Jäger, wohlthun, sorgfältigst die Umstände zu erwägen, unter welchen der Bussard zu jagen ist oder nicht; jedenfalls mögen sie nach Zeit und Oertlichkeit wohl bedenken: in welchem Verhältniß der Schaden, den er ihrer Jagd anthun kann, zu dem Nutzen steht, welchen er der Land- und Forstwirthschaft sicher gewährt.“

2. Art. **Der rauhfüßige Bussard,** Buteo lagopus *Brünn.* Falco lagopus, norvegius; Archibuteo lagopus *Gray* etc.

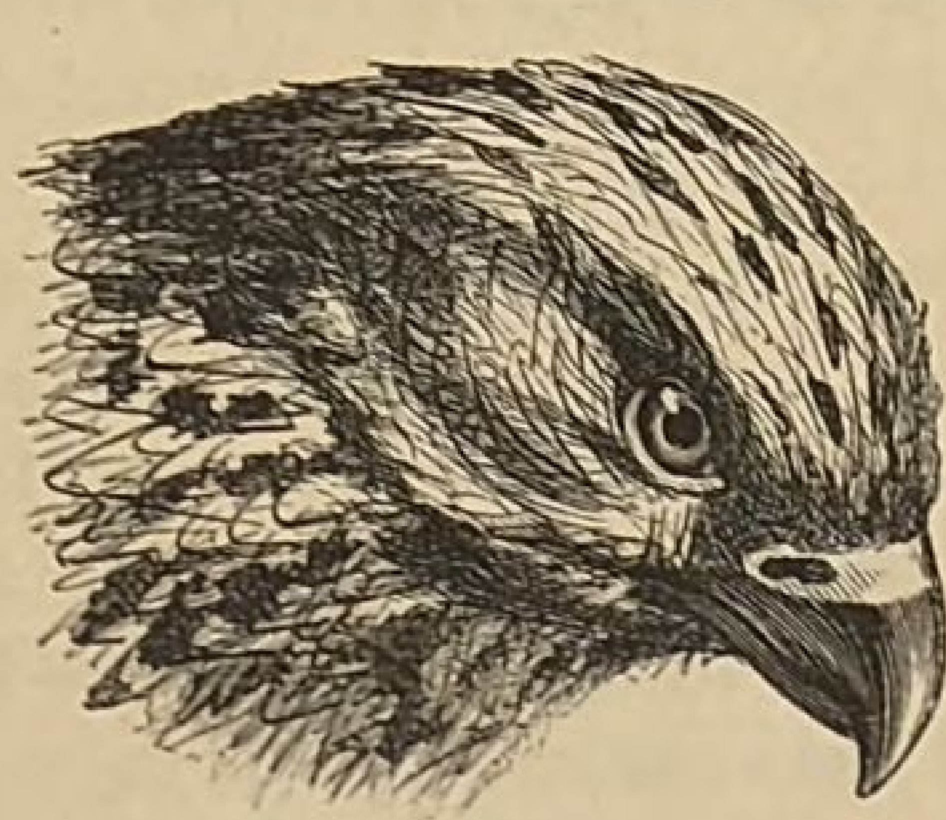


Fig. 227. Kopf des Rauhfußbussard.

Rauhfuß, Schneeaar, Schneegeier, Scherengeier, Isländischer Mauser, Graufalke, kleiner Adler, Nebelgeier.

Die Fußwurzeln sind bis auf die Zehen herab befiedert, diese nebst der Wachshaut gelb. Schnabel dunkel hornbraun, nach der Wurzel hin grüngelb; der Rumpf auf weißem Grunde braungefleckt, an der Unterbrust ein großes dunkles Schild; der Schwanz weiß, gegen das Ende hin mit einer dunkeln Binde, bei den ältern Vögeln mit mehrern solchen Binden; unter den Flügeln, vorn am Daumengelenk, ein großer dunkelbrauner Fleck; Maße wie der vorige.

Bewohnt den Sommer über den Norden der Alten Welt und ist in Deutschland während der Zugzeit ein sehr bekannter Vogel; er zieht nicht in großen Scharen wie der vorige, sondern meist in 3—6 Stück. Er brütet im Norden. Nahrung wie bei dem Mäusebussard.

Der Rauhfußbussard ist rühriger und gewandter als der vorige, und da er nur im Herbst und Winter, zur Zeit der Noth, bei uns ist, so vergreift er sich gern an allerlei kleinem Wild, welches er greifen und bewältigen kann; gleichwol werden ihm mehr Unthaten zugeschrieben, als er begeht; in seinen Waffen und seiner Flugleistung ist er immer nur ein Bussard, also gesundes, kräftiges Wild zu fangen nicht im Stande. — Der Rauhfußbussard stößt von allen Raubvögeln am heftigsten und hartnäckigsten auf den Uhu an der Krähenhütte.



Fig. 228. Rauhfußbussard.

2. Gattung: Pernis *Cuvier*.

Eine Art. **Der Wespenbussard,** Pernis apivorus *Cuv.*
Falco apivorus *Linné.* Falco poliorhynchos, Buteo apivorus, Aquila variabilis, accipiter lacertarius etc.

Bienen- und Honigfalke, Wespenfresser, Läuferfalke, Honigbussard, Frosch- und Vogelgeier, Sommermauser u. s. w.

Beschreibung, Aufenthalt, Lebensweise.

„Die Bartborsten fehlen; statt ihrer findet man um die Augen, den Schnabel, auf dem Scheitel und der Zügelgegend kurze, harte, sich schuppenartig anfühlende Federchen, welche ihn sicher kennzeichnen. — Nasenlöcher ritzförmig.

Länge 52 cm, Flügelspitze 19 cm, Schwanz 28 cm, Schnabel 2,5 cm, Hackengelenk 5,5 cm, davon unbefiedert 2 cm, Mittelzehe 2,7 cm, ihre Kralle 2 cm, Innenzehe 3 cm, ihre Kralle 2 cm, Hinterzehe 1,8 cm, ihre Kralle 2 cm.

Auffallend ist die fast gleiche Länge der Zehen und Krallen, während bei andern Raubvögeln die hinterste und innere weitaus die stärksten sind.

Schnabel lang gestreckt und dünn, wie die Krallen wenig gekrümmt; Zehen in ihrer ganzen Länge mit fast gleichgroßen Schildern bekleidet; Spannhaut zwischen der Außen- und Mittelzehe fehlt gänzlich. Größter Theil des Laufs weich und fein genetzt.

Die Nestjungen sind auffallend gelbröthlich gefärbt, wie keine andern unserer Raubvögel, und ihre schwarzen Schnäbel auffallend groß und aufgedunsen, sie sitzen sehr aufrecht im Horste.

Der junge Vogel im ersten Jahre:

Wachshaut ockergelb, Iris graubraun, Ständer gelb. Die Kopffedern vorherrschend weiß, fein braun gefleckt; Kehle gelblich weiß, Brust gelblich mit dunkelbraunen, weiß geränderten Schaftflecken; Bauch und Hosen weißlich mit rostfarbenen Längs- und Querflecken. Rückenfedern braun mit aschgrauem Anfluge und unregelmäßig weiß gesäumt. Schwingen schwarzbraun.

Diese Färbung erscheint oft viel matter, gelblicher, bei dem Weibchen bräunlicher.

Das alte Männchen:

Wachshaut und Schnabel schwarzgrau, Mundwinkel gelblich, Iris lebhaft goldgelb, im Gegensatz zu der braunen der andern Bussarde. Die jüngern Männchen haben aschgrau angelaufenen Kopf, die dreijährigen und ältern schön mohnblauen; Brust und Bauch auf weißem Grunde braun gefleckt, oft in Form von Binden, besonders auf den weißen Hosen. — Schwingen dunkelbraun, Unterseite der Flügel grauweiß mit regelmäßigen oder unregelmäßigen Bändern. — Oberseite des abgerundeten Schwanzes graubraun, Unterseite grauweiß.

Von der Schwanzwurzel anfangend 3 Binden in gleicher Entfernung und nach größerer Lücke die vierte am Schwanzende sind ein sehr sicheres Kennzeichen des Wespenbussards.

Das alte Weibchen hat auf der Unterseite braun und weiß gefleckte Federn, die ganze Oberseite ist einfarbig braun mit etwas grauem Anfluge auf dem Kopfe. — Die jüngern Weibchen sind fast einfarbig braun, alle Federn bei ältern und jüngern sind, soweit bedeckt, weiß und geben bei Verschiebung des lockern Gefieders ein scheckiges Aussehen.

Wachshaut, Iris u. s. w. wie beim alten Männchen.

Der Wespenbussard ist gleichwol in der Färbung sehr veränderlich, weshalb die oben angegebenen Kennzeichen stets zu beachten sind.

Er ist gestreckter als die andern; die Flügel erreichen das Schwanzende nicht; er fliegt mit etwas gehobenerm Flügelschlage, doch nicht schneller als die andern.

Dagegen ist er flott zu Fuß — daher Läuferfalke — und sucht fleißig Wiesen und Viehweiden nach Insekten ab, sodaß seine Hosenfedern stets bestoßen erscheinen. Seine Stimme ist kreischend. Die starren Kopffedern trägt er gern aufgerichtet.



Fig. 229. Wespenbussard.

Ohne gerade selten zu sein, ist er nirgends gemein und wird auch nicht immer erkannt. Er verbreitet sich über Centraleuropa und Asien bis Japan. Ueber das mittlere Schweden geht er nicht hinaus, südlich dagegen auf dem Winterzuge bis in die Breitengrade von Madagascar.

Für Deutschland ist er Zugvogel, welcher Ausgang April kommt und im September abzieht.

Die höhern Gebirge meidet er. Kleinere, frische Laubwälder oder doch Ränder größerer Waldungen, die an Felder und Wiesen stoßen, sind sein wahres Heim, da gibt es viel Insekten, Würmer und dergleichen Schmaus.

Der Wespenbussard versteht mit großem Geschick und stundenlanger Ausdauer die Wespen- und Hummelnester auszuscharren, um zu seiner Lieblingsnahrung, der Brut, zu gelangen. Gegen die Stiche dieser wehrhaften Thierchen schützen ihn am Kopfe die starren Federchen, vielleicht auch der Höcker im Gaumen, wenngleich er die Wespen selbst wol kaum verschluckt. — Dabei jagt er auf Ratten, Mäuse, Amphibien, Schlangen, vornehmlich Insekten und man könnte ihm somit nur Gutes nachsagen, wenn er nicht ein arger Nesträuber wäre, weshalb er auch von Vögeln aller Art verfolgt wird, wo er sich blicken läßt. Alte in seinem Horst gefundene Drosseln raubte er wahrscheinlich vom Nest."

Der Wespenbussard legt erst in der ersten Hälfte des Juni immer nur 2 Eier, welche, von rundlicher Form, auf gelblichem, aber fast verschwindendem Grunde mit roth- oder kaffeebraunen Flecken ganz dicht bedeckt sind; nur selten sieht man solche mit weißer Grundfarbe.

Er benutzt sehr gern verlassene Bussardhorste und legt sie täglich, ehe er zu brüten anfängt, mit grünen, wenn möglich Buchenreisern aus.

Der Wespenbussard sitzt so fest auf dem Horst, daß der Kletterer oft dicht an demselben ist, ehe er aufsteht und widerwillig abstreicht.

Er zieht in Gesellschaft und wurde vor einigen Jahren in der Gegend von Kniphausen ein Zug von über tausend beobachtet.

Jagd auf Bussarde.

Die Bussarde sind, ungeachtet ihrer Trägheit, sehr scheu [1], und es gelingt selten, sie anzuschleichen. Wohl aber wird die erste und zweite Art in Krähenhütten geschossen. Der Wespenbussard dagegen fällt nur selten auf und geht überall schwer in die Fänge, während die übrigen beiden theils im Schlagnetze — welches so eingerichtet sein muß, daß es von selbst ab- und zuspringt, wenn die Kirrung abgenommen wird, und man stellt ihm gewöhnlich eine Taube auf — oder auch in eisernen Mausfallen, auf die man einen Maulwurf oder eine Maus anbindet, gefangen werden.

Da die Bussarde gern auf Pfählen aufhocken, legt man auf diesen kleine Tritteisen, in welchen sie sich fangen. — Wirksam tritt man ihnen

[1] Es ist deshalb mit der ihnen so vielfach vorgeworfenen besondern Dummheit auch wol nicht ganz richtig. (v. R.)

aber nur am Horste entgegen, wo sie sich nicht schwer schießen lassen, da sie die Liebe zu ihrer Brut bald herantreibt. — Eier oder Junge werden vernichtet und die Horste herabgeworfen. — Außerdem hat man in dem Uhu und dem Krähenhüttenbetrieb eine sehr schneidige Waffe gegen die Bussarde, besonders gegen den rauhfüßigen, da sie bald heranstreichen und auch aufhaken.

Unterfamilie: **Habichte**, Asturinae.

Zwei Arten.

Die sehr kurzen Flügel bedecken in der Ruhe den langen Schwanz etwa zur Hälfte, was bei keinem andern einheimischen Raubvogel vorkommt.

Kopf klein und flach; Iris stets gelb; Schnabel stark, von der Wurzel aus gekrümmt, mit starkem Haken und stumpfem, gelblichem Zahn im Oberkiefer.

1. Schwungfeder sehr kurz, die 2. um $^1/_3$ länger, die 3., 4. und 5. fast gleichlang; die 4. ist die längste. — Ständer und Zehen lang und stark; Krallen schwarz, kräftig und stark gekrümmt, an den Sohlen sehr starke Zehenballen; Hackengelenk hinten und vorn geschildert.

Die Weibchen sind bedeutend größer als die Männchen; die Habichte leben fast nur von lebenden Vögeln, dann von Säugethieren, nur im Nothfall von Amphibien u. s. w., nie von Aas, fliegen sehr schnell mit wenig gehobenem Flügelschlag und fangen ihre Beute, ob sie sitzt, fliegt oder läuft, gleich sicher.

Auf fliegende Vögel stoßen sie meist schräg seitwärts, doch auch von oben, selbst von unten her und sind überaus gefährliche und freche Räuber.

1. Art. **Der Hühnerhabicht**, Astur palumbarius *Bechst.*
Falco palumbarius *Linné*, gentilis, gallinarius, marginatus, accipiter astur, accipiter palumbarius etc.

Stockfalke, großer Stößer, Sperberfalke, Doppelsperber, Hachtvogel, Happich, Eichvogel, Weißbauch, Taubenhabicht, Taubenstößer u. s. w.

Beschreibung, Aufenthalt, Lebensweise.

Länge des Weibchens 60 cm, Flügelspitze 11 cm, Schnabel 3 cm, Hackengelenk 9 cm, Mittelzehe 4,5 cm, ihre Kralle 1,8 cm, Innenzehe 2,8 cm, ihre Kralle 2,8 cm, Hinterzehe 3 cm, ihre Kralle 2,8 cm. — Das Männchen ist etwa nur 50 cm lang, auch noch kürzer und verhältnißmäßig schwächer.

Die Färbung weicht bei den Habichten untereinander nur so wenig

ab, daß man nur den alten und jungen Vogel voneinander zu unterscheiden hat, die allerdings in der Färbung voneinander sehr abweichen, infolge dessen der junge Vogel meist für eine andere Art, für einen Falken u. s. w. angesprochen wird.

Die Dunenjungen sind auf der Oberseite mit grauweißen, auf der Unterseite mit weißen Dunen bekleidet und sind lange unbeholfen.

Der alte Vogel ist auf der ganzen Oberseite dunkel graubraun und auf der ganzen Unterseite auf weißem Grunde graubraun schmal gebändert, sodaß die Bänder etwa halb so breit sind als der weiße Untergrund zwischen ihnen; am breitesten sind sie auf der Brust, schmaler auf den Hosen, und am feinsten an der Kehle und dem befiederten Theile des Hackengelenks. Auf den Handschwingen 5—6 matte Bänder, verschwinden auf den Armschwingen immer mehr; Bürzel graubraun, Steiß weiß mit langem, weichem Flaum. Oberseite des Schwanzes dunkel gebändert, unterer Rand der Bänder mit hellen Kanten, Unterseite grauweiß mit durchscheinender Zeichnung der Oberseite. Schwanzspitze mit weißlichem Saum.



Fig. 230. Kopf des Hühnerhabichts.

Iris hochgelb, bis orangeroth; Ständer ockergelb. Das alte Männchen hat einen mehr bläulichen Rücken, dessen zarte Färbung mit dem Tode verschwindet und in das beschriebene Graubraun übergeht; so beschreibt Naumann und die meisten Autoren sagen ihm das wol nach — ich (v. R.) auch; denn ich habe sie an den vielen Habichten, die ich sah, nicht bemerkt.

Das Weibchen ist oft um $^1/_5$ stärker als das Männchen, an Frechheit geben sie sich beiderseitig nichts nach.

Der junge Vogel unterscheidet sich vom alten so wesentlich, daß er vom Laien, welcher die Gattungskennzeichen nicht beachtet, gar nicht als ein Habicht, sondern als ein Falke angesprochen wird.

Ganze Oberseite viel heller, graubraun mit röthlichem Anfluge, daher die Bänder deutlicher auch auf den Armschwingen; die Bänder der äußern Schwanzfedern sind hell gesäumt und haben helle dreieckige Flecke; mittlere Schwanzfedern dunkler. Interscapularfedern (vom Nacken herab zwischen den Schultern) röthlich gelb mit dunkelbraunem Schaftfleck.

Ganze Unterseite gelblich weiß, die Federn mit dunkelbraunen, nach der Spitze hin sich verbreiternden Schaftstreifen, am größten auf der Brust. Weibchen blasser in Färbung, Schaftstreifen röthlicher.

Iris hellgelb, Ständer grünlich gelb.

Im August seines 2. Lebensjahres mausert der Habicht und legt das Kleid des alten Vogels an, aber mit viel breiterer und unreinerer Bänderung als bei diesem.

Nasenlöcher eirund, schräg gegen das Maul liegend, welches bis unter die Hälfte des Auges gespalten ist; über dieses ein heller Streifen, welcher im Nacken in einigen weißen Flecken beim alten Vogel verläuft.

Zehen am Endgliede mit 4-5 Schildern, Lauf 13 Schilder.

Die kurzen, runden Flügel und der lange Schwanz kennzeichnen ihn im Fluge sehr deutlich, wozu noch die Eigenthümlichkeit des Hühnerhabichts kommt, den Hals aufwärts zu biegen, sodaß der Kopf zwischen den Flügeln zu stecken scheint. Auch schwirrt der Habicht mit flachem und geringem Flügelschlage, fast mit wagerecht gestellten Flügeln hin, ohne den Schwanz zu bewegen.

Seine Stimme klingt wie „hiak hiak hiak"; fast wie das Lachen eines Menschen, oder wie „schirk schirk", namentlich wenn er Gefahr für seine Brut ahnt.



Fig. 231. Hühnerhabicht.

Der Hühnerhabicht ist über ganz Europa mehr oder weniger verbreitet und obgleich Waldvogel, durchstreift er waldarme Landstriche, wenn er nur zu rauben findet, und ist ebenso Strichvogel als Standvogel.

Ob Ebene oder Gebirge ist ihm ganz gleich, ebenso wie er in großen Waldmassen als kleinern Gehölzen horstet.

Der Hühnerhabicht ist ein äußerst gewandter, beherzter und geschickter Vogel, besonders das Männchen, welches, ungeachtet es kleiner als das Weibchen ist, dieses an Schnelligkeit, Muth und Tapferkeit noch übertrifft. Nur kann er sich wegen seiner kurzen Flügel nicht so hoch

schwingen als andere Raubvögel. Er ist, wenn er nicht ganz jung, und ehe er völlig flügge wird, aus dem Neste genommen wird, sehr schwer zu zähmen. Wenn ein Männchen und Weibchen miteinander in einen Käfig eingesperrt werden, so frißt das stärkere das schwächere auf. „Nie hat man von diesen Vögeln“, sagt Buffon, „gehört, wenn sie gleich in einem Vogelhause eingesperrt gewesen, daß einer gegen den andern eine Zuneigung gefaßt hätte. Sie waren hier zwar den ganzen Sommer hindurch vom Anfange des Mai bis zu Ende des November zusammen, das Weibchen tödtete aber während eines Anfalls von Wuth in der Stille der Nacht ihr Männchen, um 9 oder 10 Uhr des Abends, da indessen alle andern Vögel einer sanften Ruhe genossen.“ Sie sind so blutdürstig, daß, wenn man ihnen in Gesellschaft vieler Falken die Freiheit läßt, sie die letztern alle nacheinander erwürgen. Wenn man sich diesem Vogel im eingekerkerten Zustande nähert, so bezeigt er allemal viel Unruhe, und scheint vor allem zu erschrecken oder wild und scheu zu werden. Diese Schüchternheit geht so weit, daß man vor dem Vogelhause, wo er aufbehalten wird, nie vorbeigehen kann, ohne ihn in größter Bewegung zu sehen und ein wiederholtes Geschrei von ihm zu hören. Wenn er sich vertheidigt, bedient er sich mehr der Krallen als des Schnabels. Oft wirft er sich auf den Rücken und sperrt den Schnabel auf, bemüht sich aber immer, seinen Gegner vorzüglich mit den Krallen zu zerfleischen, was aber nicht, wie viele fälschlich angeben, ihm allein, sondern mehrern Raubvögeln eigen ist. Er horstet auf hohen Waldbäumen, Tannen, Kiefern, Fichten und Eichen, gern in einsamen Waldungen. Der Horst ist groß, unordentlich aus Reisern, Wurzeln und Moos aufgeschichtet, aber sehr flach und mißt im äußern Durchmesser 80—85 cm, im innern ungefähr die Hälfte; seine äußere Höhe beträgt circa 55 cm, seine Tiefe aber nur 15—18 cm, sodaß er infolge der dicken Wände und Unterlagen dem Flintenschuß undurchdringlich ist. Das Weibchen legt 3—4 einfarbige grauweiße Eier mit rauher Schale und brütet 3 Wochen. Die Jungen haben bis zur fünften, sechsten Woche ein weißgraues Aussehen, und werden allmählich auf dem Rücken, am Halse und an den Flügeln braun. Sie werden jung aufgezogen, alsdann zur Jagd abgerichtet, wozu sie ihrem Naturell nach sehr tauglich sind. Der Falkner wählt unter den Jungen vorzüglich diejenigen, welche unten am Leibe ganz rostfarben sind und an den Hosen keine Flecken haben, weil er diese für die besten hält. Das Männchen wird vorzüglich zum Rebhühnerfang, das Weibchen mehr auf Reiher abgerichtet.

Der Hühnerhabicht ist ein ebenso listiger als geschickter Räuber. Er ist der Schrecken der Rebhühner und Tauben. Wenn er ein Volk,

es sei Rebhühner oder Tauben, verfolgt, so schwärmt er gewöhnlich erst eine Zeit lang um sie herum, und stößt dann zu wiederholten malen unter das ganze Volk, fährt aber dann auch gemeinhin ohne Erfolg durch den Haufen durch. Gelingt es ihm aber, sie auseinanderzubringen, so erhascht er das einzelne, auf das er Jagd macht, gar bald. Den Hühnerhöfen ist er nicht minder gefährlich, und raubt junge Hühner, Gänse und Puter. Die wilden Tauben gehören, wie unter den Säugethieren die jungen Hasen, zu seiner Lieblingsspeise. Er stößt auf mehrere kleine und große Vögel, selbst auf Krähen, Elstern, Dohlen und Heher. Im Nothfall nimmt er auch mit Maulwürfen und Mäusen vorlieb. Wenn er Mäuse fängt, so verschluckt er sie mit Haut und Haar und wirft die Häute und Knochen als Gewölle aus. Die Vögel aber rupft er erst und reißt sie in Stücken, ehe er sie kröpft.

Der vorstehenden Schilderung des Habichts lasse ich (v. R.) einen Abriß aus meinen „Raubvögeln" folgen.

„Kein anderer Raubvogel erreicht ihn auch nur annähernd in Frechheit und Mordlust, welche sich sogar an seinesgleichen äußert, ja, kein anderes Raubthier überhaupt ist der Thierwelt auch nur annähernd so gefährlich als der Hühnerhabicht. — Fuchs, Marder, Iltis, Wiesel sind den vierfüßigen und geflügelten Thieren gewiß sehr gefährlich und schädlich, aber sie können doch nur unter gewissen Bedingungen morden und rauben; sie können die Beute nicht aus der Luft, nicht den schwimmenden Vogel vom Wasser wegstehlen; — vor dem Edelfalken ist die brütende Henne, die sich drückende Taube sicher, er kann sie im Sitzen nicht schlagen; von dem fliegenden Vogel, welcher ihm die Höhe abgewonnen hat, läßt er ab, weil er nur von oben herab auf seine Beute stoßen kann, vor dem Hühnerhabicht aber retten alle diese Umstände das zum Opfer ausersehene Thier nicht; er greift mit derselben Sicherheit das sitzende Thier wie das laufende oder auf dem Wasser schwimmende, er stößt mit demselben Erfolg schräg von der Seite den neben ihm fliegenden Vogel, als von oben herab auf den unter ihm dahinflüchtenden; hat die gejagte Taube den Wald erreicht, so ist sie vor dem verfolgenden Edelfalken sicher, der ihr im Holz nichts anhaben kann, der Hühnerhabicht aber verfolgt sie auch in den Wald hinein und vermag sich mit seinem langen, fächerförmig ausgebreiteten Schwanze, ohne von den Flügeln sichtbaren Gebrauch zu machen, ganze Strecken hin fort und auf sein Opfer gewissermaßen zu schleudern, ja selbst aus der Erdhöhle oder dem Baumloch hakt er mit seinen langen Krallen das geflüchtete Thier heraus, es ist eben keins — in keiner Lage vor ihm sicher, wenn es ihm nicht an Kräften überlegen ist und ihn deshalb nicht zu scheuen braucht.

Wir erfreuen uns an dem schönen Fluge der Bussarde und Milanen, an der stolzen Kraft und bewunderungswürdigen Gewandtheit und Schnelligkeit der Adler und Falken, an ihrem aristokratischen Wesen, infolge dessen letztere dem lästigen Schmarotzer lieber die Beute zuwerfen, als sich mit ihm befassen; wir ergötzen uns an der Schlauheit des Fuchses, der uns auf der Jagd narrt und unsere Ueberlegenheit oft auf harte Probe stellt, und können uns denken, daß naturfreundliche Jäger diesen Thieren eine gewisse Schonung angedeihen lassen, um sie gelegentlich beobachten zu können; am Hühnerhabicht aber finden wir keine dieser edeln oder auch nur interessanten Eigenschaften.

Wie [1] ein echter Buschräuber den Hinterhalt liebt, so auch der Hühnerhabicht, daher er gewöhnlich niedrig dahinstreicht und stets Deckung an Zäunen, Hecken und Waldrändern sucht, von wo er dann plötzlich sich auf seine Beute stürzt und meist schräg von der Seite stößt. Jagt er aber die Tauben, so sucht er mit ihnen auf gleiche Höhe zu kommen und schießt dann mit eingelegten Flügeln unter sie, ja er ist im Stande, selbst von unten auf durch schnelle Wendung seine Beute zu erfassen; er prellt dabei den Tauben bis in die Ställe nach.

Die Hühner drücken sich so fest vor seinem die ganze Vogelwelt lähmenden Anblick, daß sie selbst der erfahrenste Hühnerhund nicht zum Aufstehen bringt.

Der Hühnerhabicht ist außerordentlich gefräßig, sodaß man täglich das Gewicht eines Fasans oder Haushuhns, auf ihn rechnen darf und wieviel er zusammenraubt, wenn er Junge zu ernähren hat, geht daraus hervor und habe ich erfahren, indem er mir in Zeit von 4—6 Wochen 60 Hühner und Küchlein von meinem einsam gelegenen Gehöft wegholte, wobei er der Flinte mit größter Gewandtheit und Ueberlegung auszuweichen verstand, bis ich ihm endlich vor meinen Enten, die er auf ein Wasserloch zusammengetrieben hatte, mit einer Kugel den Paß für alle Zeiten visirte.

Seinen Raub kröpft er stets in gedeckter Stellung, hinter einem großen Stein oder Busch; kleine Thiere verschlingt er ganz, größern Vögeln rupft er die Federn aus und Säugethieren den Balg stückweise herunter; er wirft daher nur wenig Gewölle aus.

Er greift den alten gesunden Hasen an, verfängt sich mit den Krallen, reitet gewissermaßen auf dem Flüchtenden, wälzt sich auch wol mit ihm herum, läßt aber nicht los, sodaß Lampe endlich erliegt.

Er streicht gern auf das Rehblatten, wenn man den Ton des Kitzchens nachahmt, heran."

---

[1] „Waidwerk."

Jagd und Fang.

Der Hühnerhabicht ist ein sehr scheuer Vogel und läßt sich nicht leicht mit der Flinte beikommen, ausgenommen in der Krähenhütte, wo er selten auf den Uhu stößt, sondern meist rasch aufbäumt, den Uhu einige Zeit ansieht und bald wieder abgeht.

Es gibt dagegen verschiedene Fangmethoden, die zum Theil auch auf andere Raubvögel anwendbar sind. Sie werden in Habichtskörben, Habichtsstößen oder Rinnen, im Bock, auf dem Sattel, ingleichen im Tellereisen gefangen.

Die gewöhnlichste ist der Habichtskorb. Es wird ein viereckiger, aus Draht oder Korbweiden geflochtener Korb, oben etwa 1¼ m, unten 1 m im Quadrat und 1⅓ m hoch, verfertigt, der in der Mitte querdurch eine Abtheilung hat, damit der Habicht, wenn er auf die in dem untern Theile des Korbes sitzende Taube stößt, diese nicht beschädigen kann. Der Boden des Korbes wird aus ungehobeltem Holze gemacht, damit es weniger auffällt. In dem obern Theile des Korbes, der mit einem Deckel zum Auf- und Zumachen, oder mit einem Garne darüber, versehen ist, wird von Haseln oder anderm Holze ein Tritt- oder Stellholz, wie in einem Meisenkasten, angebracht. Dieser Korb wird im freien Felde auf einen 3—4 m hohen starken Pfahl gesetzt. Sobald der Habicht nun nach der in dem untern Theile des Korbes sitzenden Taube, und man wählt hierzu gewöhnlich eine weiße, damit sie ihm desto eher in die Augen fällt, stößt und das Stellholz berührt, schlägt der Deckel zu, oder das Netz zieht sich über die Oeffnung und der Räuber ist gefangen.[1] Eine andere Methode, den Habicht in dem Korbe zu fangen, besteht darin, daß über dem Korbe, und dieser ist dann ohne Deckel, ein Netz oder

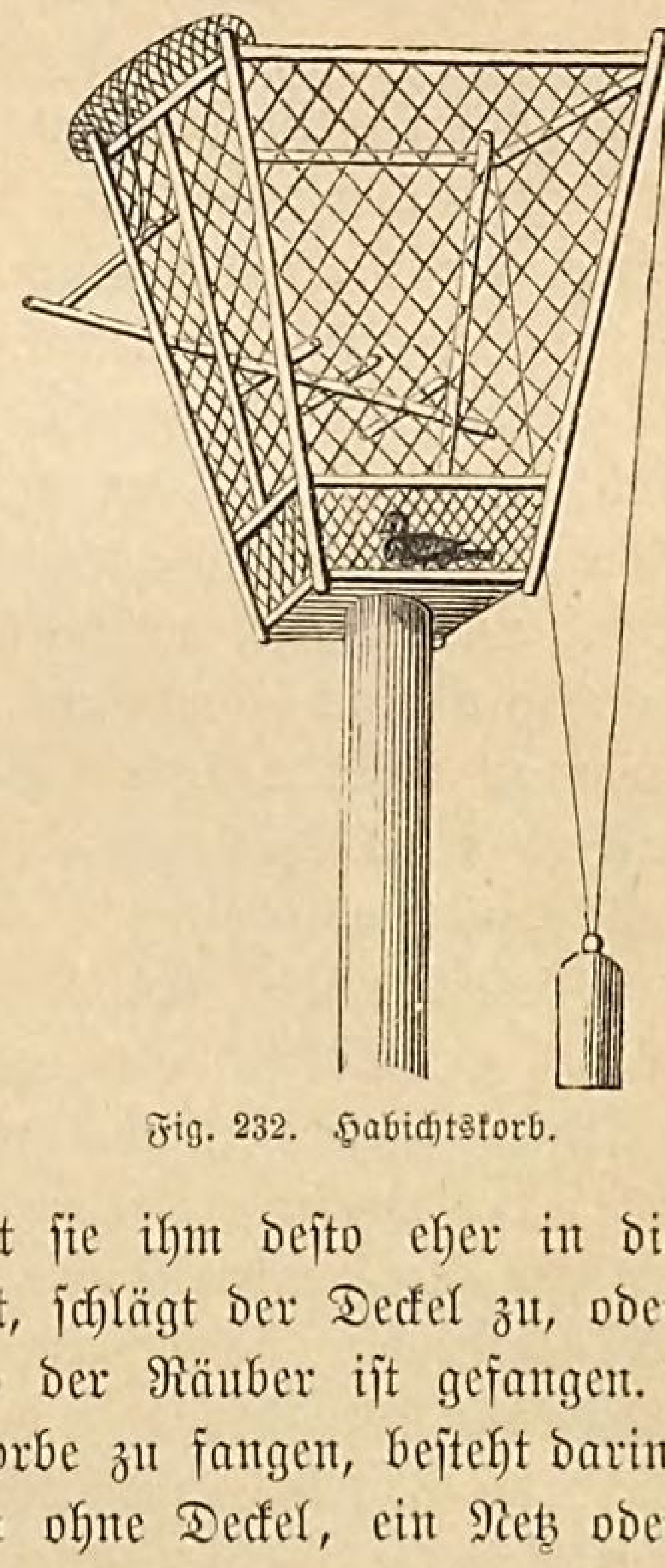


Fig. 232. Habichtskorb.

[1] Wenn der Habichtskorb gut eingerichtet ist, so misglückt der Fang selten. In einem zu meinem Kreise gehörigen Forstamt ereignete es sich im vorigen Jahre während meines Aufenthalts daselbst, daß ein Hühnerhabicht fortdauernd über dem Hofe schwebte und am Ende so dreist wurde, daß er sich täglich, oft zweimal im Tage, ein Huhn oder eine Taube holte. Der Jägerbursche, der Revierforstbediente, ich selbst lauerten dem Räuber abwechselnd auf. Es wollte indessen nicht glücken, ihn zu erlegen. Am Ende wurde ein Habichtskorb aufgestellt und der dreiste Dieb in diesem, noch an dem nämlichen Tage, wo er aufgestellt wurde, gefangen. (J.)

Garn, welches spiegelig gestrickt sein muß, aufgestellt wird — die Art, es aufzustellen, kann nicht leicht versinnlicht werden — in welchem sich der Habicht, wenn er nach der Taube stößt, ebenfalls fängt.

Der Habichtsstoß, auch Rinne genannt, besteht aus einem Garne, das aus grobem Zwirn gestrickt wird und etwa $2\frac{1}{2}$—3 m lang und breit ist. Die Oeffnung der Maschen ist 10,5 cm im Gevierte. Dieses Garn wird vermittels 4 in die Erde gegrabener Stäbe dergestalt aufgestellt, daß solches, wenn der Habicht auf die mitten auf dem Platze an einem kleinen Pfahle befestigte Taube stößt, über ihm zusammenschlägt. Döbel gibt den Rath, daß man im Winter beim Schnee eine schwarze oder blaue, sonst aber eine weiße oder bunte Taube zur Lockspeise aufstellen soll. Der Habichtsstoß fängt sicherer bei allen den Raubvögeln, welche von der Seite stoßend ihren Raub nehmen, der Korb aber bei denen, welche gerade auf ihre Beute herabstoßen. Edelfalken fangen sich nie, auch die Bussarde und Milane trauen diesen Vorrichtungen nicht.

Der Bock wird über dem Habichtshorst aufgestellt. Man nimmt hierzu ein Stück von einem Baumaste, und zwar ein solches, wo drei Seitenzweige von der Stärke eines Fingers beisammenstehen. Das Ganze, das folgende Figur m bildet, muß eine solche Höhe haben, daß der Habicht ungehindert unter demselben ab- und zufliegen kann. Die drei Zweige, die die Füße des Bocks vorstellen, müssen aber auch so weit auseinanderstehen, daß sie über den ganzen Habichtshorst reichen. Man befestigt nun an jedem Fuße zwei große Schlingen von Pferdehaaren, und zwar an jeder Seite eine, stellt dann den Bock über den Habichtshorst und zieht die Schlingen auf, in denen sich dann der Vogel beim Ab- und Zufliegen fängt.

Die Methode, den Habicht oder auch andere Raubvögel auf dem Sattel zu fangen, besteht darin, daß man auf dem Rücken einer Taube ein zwei Finger breites Leder, welches vom Halse bis zur Schwanzspitze geht, mit großen aufgezogenen Schlingen befestigt. Sobald man einen Habicht oder andern Raubvogel in der Luft gewahr wird, läßt man die Taube fliegen. Der Habicht fängt sich dann, wenn er auf die Taube stößt, mit den Krallen in den Schlingen und kommt so mit ihr auf die Erde herab. Man muß aber dann gleich hinzueilen, weil er sich sonst wol zuweilen aus den Schlingen losmacht.

Die Tellereisen, deren Einrichtung bereits früher (S. 288) beschrieben ist, werden da, wo die Raubvögel zu schwärmen pflegen, an der Erde[1] gelegt und zur Kirrung ein Vogel oben angebunden, das Eisen aber mit

[1] Einige pflegen das Eisen auf einem etwa 2 m hohen Pfosten aufzustellen.

dünnen Zweigen verdeckt, damit er besser in die Augen fällt. Sobald der Habicht auf den Köder herabstößt, fängt er sich in dem Eisen. Man stellt auch eine weiße Taube in einem Käfig auf dem Felde hin und legt das Tellereisen neben den Käfig. Der Habicht pflegt dann gewöhnlich, sobald er beim Herabstoßen gewahr wird, daß er ihr nicht beikommen kann, rund um den Käfig zu gehen, um einen Eingang zu suchen. Es kann dann nicht fehlen, daß er sich in dem Tellereisen fängt.

Döbel gibt noch eine andere Methode, die Raubvögel zu fangen, an.

Man befestigt an dem Fuße einer Taube einen langen, mit Vogelleim bestrichenen Bindfaden, und macht an dem andern Ende des Bindfadens eine kleine leichte Bleikugel fest, und zwar so, daß der Bindfaden, wenn die Taube fliegt, in gerader Richtung herabhängt. Man läßt nun die Taube, wenn man einen Raubvogel in der Luft erblickt, fliegen. Sobald er auf die Taube stößt, schnellt die Kugel in die Höhe, und der Raubvogel verwickelt sich mit den Schwingen oder Krallen in dem mit Leim bestrichenen Faden.

Die sicherste und leichteste Methode ist übrigens die mit dem Habichtskorbe und Habichtsstoße.

Der Habicht wird auch hin und wieder auf den Vogelherden gefangen. Wenn der Vogelsteller aufmerksam ist, so kann er selbst in der Hütte die Annäherung des Habichts sowie eines jeden Raubvogels gar bald wahrnehmen. Sobald nämlich die Lockvögel plötzlich schweigen, so darf er nur nach den sogenannten Läufern auf dem Herde hinsehen. Wenn diese sich niedergedrückt haben, so ist dies ein sicherer Beweis, daß ein Raubvogel in der Nähe ist. Oft sitzt er auf einem benachbarten Baume, gewöhnlich auf der Seite, wo die Läufer die Schnäbel hingerichtet haben, und der Vogelsteller kann ihn dann, wenn er eine Flinte bei sich hat und der Raubvogel schußgerecht sitzt, herabschießen. Ist dies aber nicht der Fall, so muß der Vogelsteller gleich mit einer Hand den Ruckknebel, an dem die Ruckleine zum Zuschlagen des Netzes befestigt ist, mit der andern aber den Ruhrfaden, an dem der Ruhrvogel angebunden ist, ergreifen, und diesen anziehen, um den Ruhrvogel zum Aufflattern zu reizen. Der Raubvogel stößt dann wie der Blitz auf den Ruhrvogel herab und der Vogelsteller läßt das Netz schlagen.

Es ist jedes Jägers ernste Pflicht, den Hühnerhabicht unter allen Umständen zu verfolgen und auszurotten, wenn er seine Jagd erhalten will. Das wirksamste Mittel ist außer dem Habichtskorb das Schießen der Alten am Horste und Zerstören der Brut. Findet man Reste von seinem Raube, oder ist er von demselben verscheucht worden, so bindet man diesen auf ein Tellereisen, wobei er sich gewiß fängt, da er sicher wiederkehrt.

Auch auf der Krähenhütte habe ich (v. R.) gute Erfolge gehabt. Im Habichtskorbe fing er sich besonders auch im Winter (vgl. meine „Raubvögel").

2. Art. **Der Sperber,** Astur nisus *Linné.*
Falco nisus *Gmel.*, *Linné;* accipiter nisus *Pall.*

Finkenhabicht; kleiner Stößer; kleiner Stoßfalke; Sperberfalke; großer, kleiner Sperber (Männchen und Weibchen); Sprinz, Sprenzchen, Blauböckchen (Männchen).

Beschreibung, Aufenthalt, Lebensweise.

Weibchen: Länge 40 cm, Flugbreite 70 cm, Schnabel 1,5 cm, Hackengelenk 6 cm, davon 2,5 cm unbefiedert; Schwanz 20 cm, Mittelzehe 3 cm, ihre Kralle 1,5 cm, Innenzehe 1,7 cm, ihre Kralle 1,4 cm.

Männchen etwa ein Viertel kleiner.

Das junge Männchen vor der ersten Mauser: Scheitel und Nacken braun mit rostrothen Kanten, auf letzterm ein verwischter weißer Fleck und über dem Auge ein heller, dunkelpunktirter Streifen. Die ganze Oberseite graubraun mit rostrothen Kanten, einschließlich der obern Flügeldecken und Armschwingen. Handschwingen dunkel graubraun, auf den Innenfahnen röthlich weiß, dunkel gebändert. Unterseite der Flügel röthlich weiß mit dunkler Fleckung; Schwanz graubraun mit 5 dunkeln Querbinden auf den mittlern, 6 auf den Randfedern, unterseits trüb weiß, die Zeichnung der Oberseite durchschimmernd; Steiß gelblichweiß mit roströthlichen Binden.

Kinn und Kehle weiß mit dunkler Strichelung, auf Kopfseiten röthlich; auf dem Kropf weiß mit grauen Binden und einem herzförmigen rostrothen Fleck auf der Federspitze; Brust und Bauch und Hosen unregelmäßig grauröthlich gebändert, am feinsten auf den Hosen.

Nach der ersten Mauser sind die herzförmigen Flecke zum Theil in Binden und die Färbung der Oberseite in Aschgrau übergegangen. Nach der zweiten Mauser ist die Fleckung schon zum größten Theil verschwunden.

Das Kleid des alten Männchens ist nach der dritten Mauser vorhanden. Ganze Oberseite schieferblau; Schwingen schwarzbraun. Ueber dem Auge ein schwacher, heller Streifen, im Nacken ein weißer Fleck. Kinn weiß; Kehle mit dunkler Strichelung, Kopfseiten rostroth; übrige Vorderseite weiß mit feiner rostrother Bänderung, auf den Hosen am kleinsten.

Die Schwanzbinden treten wenig hervor infolge dunkler Gesammtfärbung.

Unterseite der Flügel röthlich weiß mit rostrothen Binden und Fleckchen; Schwingen schwarzbraun, undeutlich gebändert.

Iris orangegelb.

Das Weibchen ist dem jungen Männchen bis zur zweiten Mauserung sehr ähnlich, auch bei ihr gehen die herzförmigen Flecke nach und nach in Bänder über, das ganze Gefieder hat aber einen mehr bräunlichen als grauen Ton.



Fig. 233. Sperber.

Das alte Weibchen hat fast genau die Färbung des Hühnerhabichts; Kinn weiß, Kehle ebenso mit dunkler Strichelung; Oberseite dunkel graubraun; Unterseite grauweiß mit graubläulicher Bänderung.

Iris lebhaft gelb.

Ständer bei alten Vögeln gelb, bei jungen gelbgrünlich getrübt, auf den Sohlen der langen Zehen große Ballen. Hackengelenk ein Drittel befiedert, der unbefiederte Theil mit etwa 20 großen Schildern. Zehen geschildet.

Im Fluge ähnelt der Sperber durchaus dem Hühnerhabicht, mit dem er dieselbe Flügelbildung hat. Mit dem Thurmfalken kann er in der Größe verwechselt werden, doch kennzeichnen diesen die langen Falkenflügel sehr sicher, wie auch der meist höhere Flug des Thurmfalken im Gegensatz zum niedrigern des Sperbers. Auch fällt sehr bald die rothe Färbung des Thurmfalken in die Augen.

Die Stimme des Sperbers ist ein grelles „schirk schirk schirk!" in der Freude der Horstzeit hört man ein sanftes „ku ku ku!"

Der Finkenhabicht horstet gern in waldigen Gegenden, besonders in Nadelholzwäldern, doch auch in Feldhölzern, benutzt gern Krähennester, horstet aber nicht gern höher als 6—8 m. Das Gelege besteht aus 4—5, doch auch 6 und 7 grünlichweißen Eiern, welche mit rothbraunen Flecken dichter oder spärlicher, auch kranzförmig, geziert sind. Das Weibchen brütet 3 Wochen, unterdessen das Männchen die Nahrung

besorgt. Die Jungen sehen im Anfange, ehe sie Federn bekommen, weißwollig aus; dann haben sie im ersten Jahre eine bunte Farbe, dagegen sie nach dem zweiten Frühjahr um Johannis, oft erst im dritten Jahre, ihre vollkommene Farbe erhalten. Sie lassen sich, jung aus dem Neste genommen, ohne große Mühe zähmen und gleich den eigentlichen Falken zur Jagd abrichten. Man bedient sich ihrer auch beim Rebhühner- und Lerchenfange, wo sie wie die andern Falken auf der Stange getragen werden. Es ist hierüber beim Rebhühnerfange das Nöthige gesagt worden; sie halten aber nicht gut die Stange. Man bedient sich seiner auch zur Falkenjagd, obwol selten, weil er, wie schon vorhin erwähnt worden, nicht gut die Stange hält.

Der Finkenhabicht gehört, seines kleinen Körperbaues ungeachtet, zu den muthigsten und listigsten Raubvögeln. Sie können sich wegen ihrer kurzen Flügel zwar nicht hoch in die Luft schwingen, sondern fliegen niedrig, aber äußerst schnell. Sie ziehen oft, ohne die Flügel zu bewegen, über die weitesten Felder weg, und sind dabei so gewandt, daß sie zwischen dichtstehenden Bäumen wie ein Pfeil durchschießen. Wenn sie sich niedersetzen, haben sie das Eigene, daß sie gleich der Bachstelze den Schwanz auf und ab bewegen, den Hals einziehen und gleichsam einen Buckel machen. Sie schweben nicht, wie andere Raubvögel, lange über ihrem Raube, sondern fahren, sobald sie ihn, vermöge ihres scharfen Gesichts, von weitem erblicken, blitzschnell und zwar seitwärts auf ihn herab, ergreifen ihn mit den Krallen und fliegen dann mit ihm, wenn es ein kleiner Vogel ist, langsam auf einen Baum, mit einem größern aber hinter eine Hecke oder einen andern niedrig belegenen Schlupfwinkel, um ihn dort ruhig zu verzehren. Sie ziehen gemeinhin des Abends und Morgens vor Sonnenauf- und -Niedergang auf die Jagd, und rauben dann Wachteln, junge Feld-, Hasel-, Birk- und Auerhühner, Fasanen, Lerchen, auch zahmes Geflügel, und sind selbst den vor den Fenstern in Käfigen befindlichen Singvögeln gefährlich. Sie nähren sich sonst noch von Feldmäusen, Maulwürfen, Eidechsen, auch Heuschrecken. Im Winter stellen sie den Krammetsvögeln, Zeisigen, Sperlingen, die sie oft unter den Dächern hervorholen, Goldammern, Meisen, vorzüglich aber den Finken nach, welche letztern unter ihre Lieblingskost gehören. Die Vögel gerathen bei ihrem Anblick so in Furcht, daß sie ein ängstliches Geschrei hören lassen. Das Weibchen stößt gewöhnlich nur auf die größern, das kleinere und schwächere Männchen aber nur auf kleine Vögel, höchstens auf Tauben, nie auf Rebhühner. Wenn das Männchen auf den Finken Jagd macht, so pflegen beide, das erstere aus Raubbegierde, der letztere aus Angst, ein heftiges Geschrei vernehmen zu lassen. Sie sind äußerst

gefräßig und fortdauernd hungerig, daher denn auch die Jungen, wenn sie anfangen auszufliegen, aber ihre Nahrung noch nicht selbst suchen können, die Alten beständig mit großem Geschrei verfolgen. Sie sind so heißhungerig, daß sie, wie mehrere erzählen, zuweilen ihren eigenen Unrath verzehren.

Der Finkenhabicht ist in allen Welttheilen, in Europa überall verbreitet. In Thüringen und überhaupt in Deutschland ist er, wie der Hühnerhabicht, kein Zugvogel, sondern Stand- und Strichvogel zugleich.

Jagd und Fang.

Der Finkenhabicht ist äußerst scheu, und man kann ihm nicht leicht mit der Flinte beikommen, außer auf der Krähenhütte, wo er zuweilen auf den Uhu stößt. Er findet sich gern bei den Vogelherden ein und wird dann auf ähnliche Art wie der Hühnerhabicht dem Vogelsteller zur Beute. Wenn man einen Lockvogel in einem Käfig aufstellt und um denselben Leimruthen steckt, so fängt man ihn auch bisweilen.

„Der Sperber gehört zu den schädlichsten Raubvögeln, wie die vorstehende Schilderung wol außer Zweifel stellt. Wenn auch das Männchen hauptsächlich nur kleinere Vögel stößt, die dem Jäger weniger nahe stehen, so sind doch viele Insektenfresser, also sehr nützliche Vögel darunter. Das Weibchen dagegen collidirt stark mit dem Jäger, denn es trachtet den jungen Rebhühnern und den Wachteln nach, raubt Tauben und welche Vögel es überhaupt bewältigen kann, und müssen mithin die Sperber unablässig verfolgt werden.

Sie lassen sich zwar während ihres Verdauungsschlafs gelegentlich beschleichen, aber doch wird der Kampf gegen sie in Zerstörung der Bruten seinen Schwerpunkt finden, wobei das Weibchen leicht zum Schuß kommt, während das viel scheuere Männchen die Beobachtung des Sachverlaufs aus sicherer Entfernung zu bewirken vorzieht.

Vor dem Uhu aus der Krähenhütte ist nicht viel gegen den Sperber auszurichten, meist sah ich (v. R.) ihn unbekümmert vorbeistreichen, kommt er aber aus Rauflust heran, so umschwärmt er wol den Uhu, neckt ihn auch mit einigen Stößen, baumt aber nur ungern und zieht bald wieder ab.

Dagegen läßt er sich gelegentlich in Fallen bethören, wenn sie mit kleinen Vögeln beködert sind, so auch im Habichtskorb.

Besondere Jagdarten kenne ich nicht; am Nachtstande ihn zu beschleichen ist sehr mislich, da man den kleinen Räuber in der dichten Laubbedeckung jüngerer Bestände, die er zu diesem Zweck sehr gern benutzt, nicht erkennt."

Unterfamilie: **Weihen,** Circinae.

Die Weihen unterscheiden sich von den andern Tagraubvögeln vorzüglich durch ihren kleinen, von der Wurzel an gekrümmten, mit einem seicht ausgeschweiften Zahn versehenen, und an der Wurzel des Oberkiefers mit in die Höhe stehenden Bartborsten dicht besetzten Schnabel, durch die ovalen Nasenlöcher, durch ihre langen dünnen Füße und ihren schlanken Körperbau. Flügel lang; 1. Schwungfeder sehr kurz, wenig oder kaum so lang als die 5.; die 2. etwas kürzer als die 4.; die 3. die längste. Ein Schleier umgibt den untern Theil des Gesichts.

Sie sind gewandter als die vorigen. Leben in Ebenen, an Flüssen, Seen, Teichen; horsten nie auf Bäumen und legen fast einfarbige, weiße Eier.

Die Weihen bilden offenbar den Uebergang von den Tagraubvögeln zu den Eulen, denn einerseits sind sie in der Dämmerung gern thätig, wenn die andern Tagvögel meist schon zur Ruhe gegangen sind, andererseits ähneln sie den Eulen durch den deutlich kenntlichen Schleier, welcher aus kleinen bogenförmigen Federn besteht, von den Ohren beginnt und das Gesicht nach dem Kinn hinunter umfaßt, sowie durch die sich näher stehenden Augen.

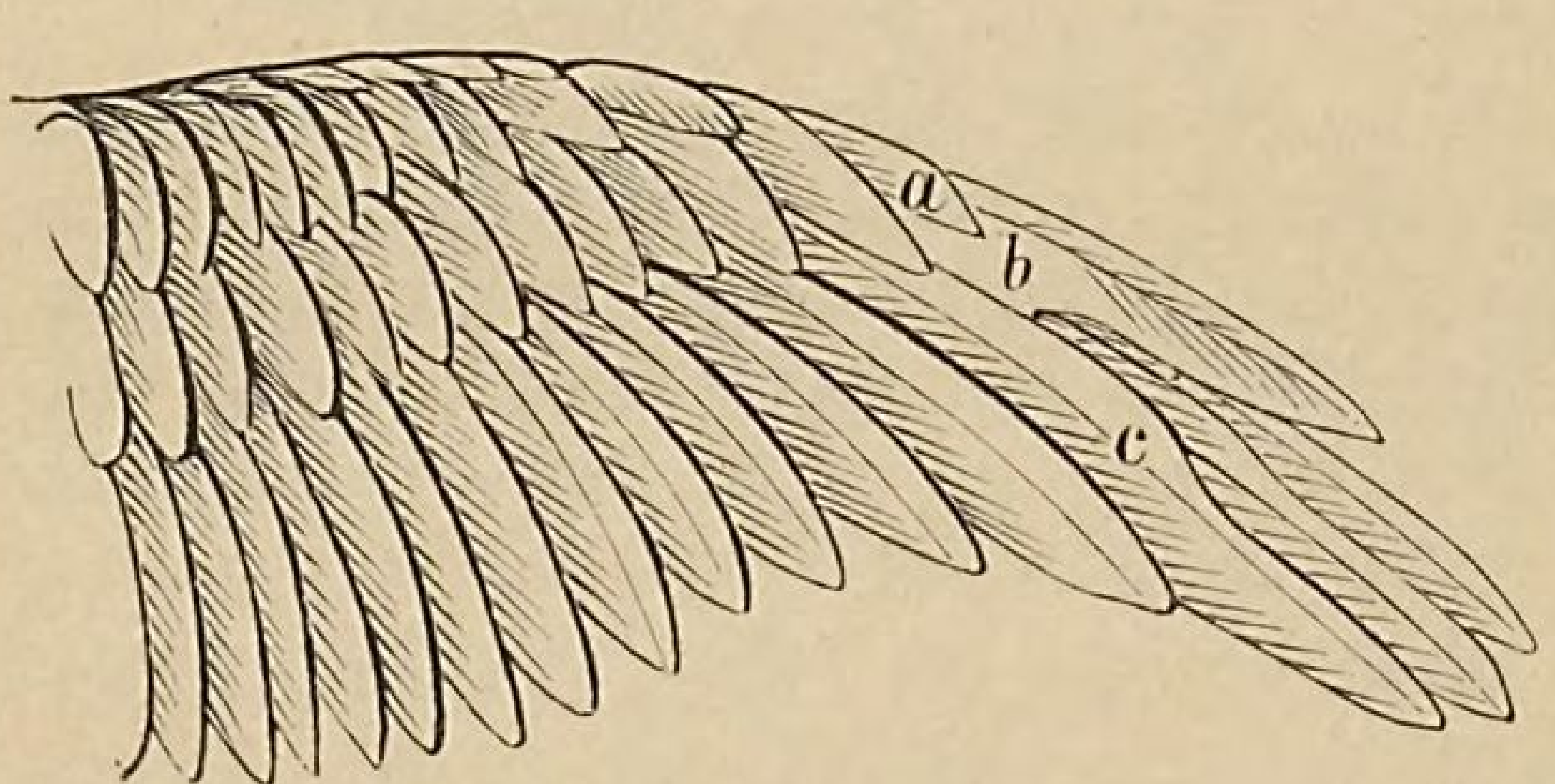


Fig. 234. Weihenflügel.

Thätig bei Tage und bis in die Nacht hinein, sind sie die ruhelosesten Raubvögel.

Wir haben 4 Arten:

die Rohrweihe, Circus aëruginosus,
die Wiesenweihe, Circus cineraceus,
die Kornweihe, Circus pygargus,
die Steppenweihe, Circus Swainsonii.

Sie unterscheiden sich wie folgt:

Gattung Circus.	Schnabel stark.		Der innere Einschnitt der 1. Schwinge ragt kaum 1 cm über die obern Flügeldeckfedern hinaus. Die 2.—5. Schwinge außen bogig verengt, inwendig die 1.—4. stumpfwinkelig eingeschnitten.		1. aëruginosus.
	Schnabel schwach.	Schleier setzt ab.	Der innere Einschnitt der 1. Schwinge ragt bis 3 cm hinaus. Die außen bis zur 4. verengt, inwendig bis zur 3. eingeschnitten.		2. cineraceus.
		Schleier geht durch.	Der innere Einschnitt liegt an der Spitze der obern Deckfedern.	Schwingen wie bei 1.	3. pygargus.
				Schwingen wie bei 2.	4. Swainsonii.

Figur 234 stellt den eigenthümlich zugespitzten Weihenflügel dar, bei a die Spitze der obern Flügeldeckfedern, bei c die äußere Verengerung, bei b den innern Einschnitt der 1. Schwinge, wie er der Wiesenweihe eigen ist.

Bei der Rohrweihe ragt er nur kaum 1 cm über die obern Flügeldeckfedern hinaus, bei den andern liegt er so an, resp. unter der Spitze, daß er von oben nicht sichtbar ist.

1. Art. **Die Rohrweihe,** Circus aëruginosus *Linné.* Falco aëruginosus, rufus.

Sumpf-, Rost-, Schilf-, Brand-, Moosweihe; Rohrvogel, Rohrgeier, Rohr- und Brandfalke; Weißkopf, Grauschwanz, Fischaar.

Beschreibung, Aufenthalt, Lebensweise.

Schnabel sehr abschüssig; Schleier setzt unter dem Kinn ab; der innere Einschnitt der 1. Schwinge ragt kaum 1 cm über die obern Flügeldeckfedern hinaus; Schwanzdecken auf dem Bürzel niemals weiß.

Länge 56 cm, Flügelspitze 20,5 cm, Schnabel 3,3 cm, Hackengelenk 9,7 cm, Mittelzehe 4,4 cm, ihre Kralle 2,25 cm, Innenzehe 2 cm, ihre Kralle 2,3 cm. — Das Männchen ist um etwa 4 cm kürzer.

„Auf dem Mittelgliede der Außen- und Mittelzehe eine gespaltene Fangwarze.

Der starke Schnabel abschüssig, seitlich eingedrückt, schwarz, nur schwache Zahnandeutung; er sowol, wie die Ständer, von allen Weihen am stärksten; Tarsus auf der Vorderseite mit 14—16, auf der Hinterseite mit 18 Schildern versehen, Mittelzehe mit 14—16, Innenzehe 5—6 umfassenden Schildern.

Die 3. Schwinge ist die längste und bildet mit der fast gleichlangen 4. die Flügelspitze.

In der Veränderlichkeit ihres Gefieders steht die Rohrweihe zwar den Bussarden nahe, doch ist sie vermöge der ausgeprägten Gattungs- und Artkennzeichen nie zu verwechseln; durch ihren steten Aufenthalt im harten Schilf und Riedgrase nutzen sich ihre Federn sehr ab, sodaß sie vor der Mauser oft die Fahnen an den Spitzen verloren hat, und berücksichtigt man nun noch das Ausbleichen des Gefieders, so ist klar, daß das Individuum kurz vor und nach der Mauser ein ganz anderes Aussehen haben muß.

1. Der junge Vogel erscheint im Herbst fast einfarbig schwarzbraun, nur wenige Federn haben hellere Säume.

Oberkopf und Genick, Kinn und von diesem 2 Streifen abwärts gelblich oder röthlich weiß mit kleinen vereinzelten dunkelbraunen Flecken und Schaftstrichen.

Dieser schöne Vogel, gelegentlich mit einigen ganz unwesentlichen Abweichungen, ist der Falco aëruginosus verschiedener Ornithologen.

Nach der ersten Mauser hat sich diese dunkle Färbung in Rothbraun umgewandelt, der Schwanz ist heller als der Rücken geworden, der untere Rand der Flügeldecken mit grauweißem Anfluge; Kopf weißlich, auf den Schultern zeigen sich weiße Flecke.

Nach der zweiten Mauser treten diese Farbenveränderungen noch deutlicher hervor, die Hosen sind rostroth und im vierten Sommer hat

2. das alte Männchen folgendes Kleid:

Kopf weiß mit feiner schwarzer Strichelung; der oberhalb der Ohrmuschel dunkle Schleier wird nach unten ganz weiß, alle Federn mit schwarzbraunen Schäften; Oberseite rothbraun mit weißen Flecken, Schwanz hellgrau mit röthlichem Anflug, unterseits einfarbig grauweiß. Handschwingen schwarzbraun; am untern Rande der Flügeldecken ein länglicher aschblauer Fleck; Brustfedern hellröthlich mit weißlichen Säumen über der Mitte der Brust winkelig abschneidend, übrige Vorderseite lebhaft rostbraun.

3. Das alte Weibchen ist einfarbiger kaffeebraun, Kopf rein weiß mit einzelnen dunkeln Schaftstrichen, weißen Flecken im Nacken und

solchem Rande auf den Schultern, Oberbrust heller in langer Schnebbe nach unten absetzend, übrige Vorderseite wie auf dem Rücken.

Der Schleier setzt rein weiß ab.

Die vielfachen Abweichungen durch Mauser, Ausbleichen des Gefieders und Farbenübergänge sind schon erwähnt, daher man die Gattungs- und Artkennzeichen festhalten muß. — Im Fluge erkennt man die Rohrweihe an den unsteten, schaukelnden Bewegungen, wie sie nur die Weihen haben, an dem langen schmalen Fittich und vor ihren Verwandten an dem gleichfarbigen Oberkörper, während bei jenen der weiße Bürzel sehr hervorsteht. Ihre gewöhnliche Haltung ist etwas vorgebeugt, aber aufrechten Hauptes; in träumerischer Ruhe stehen sie meist kerzengerade.

Ihre Stimme klingt wie «krüiiiiiii!»"

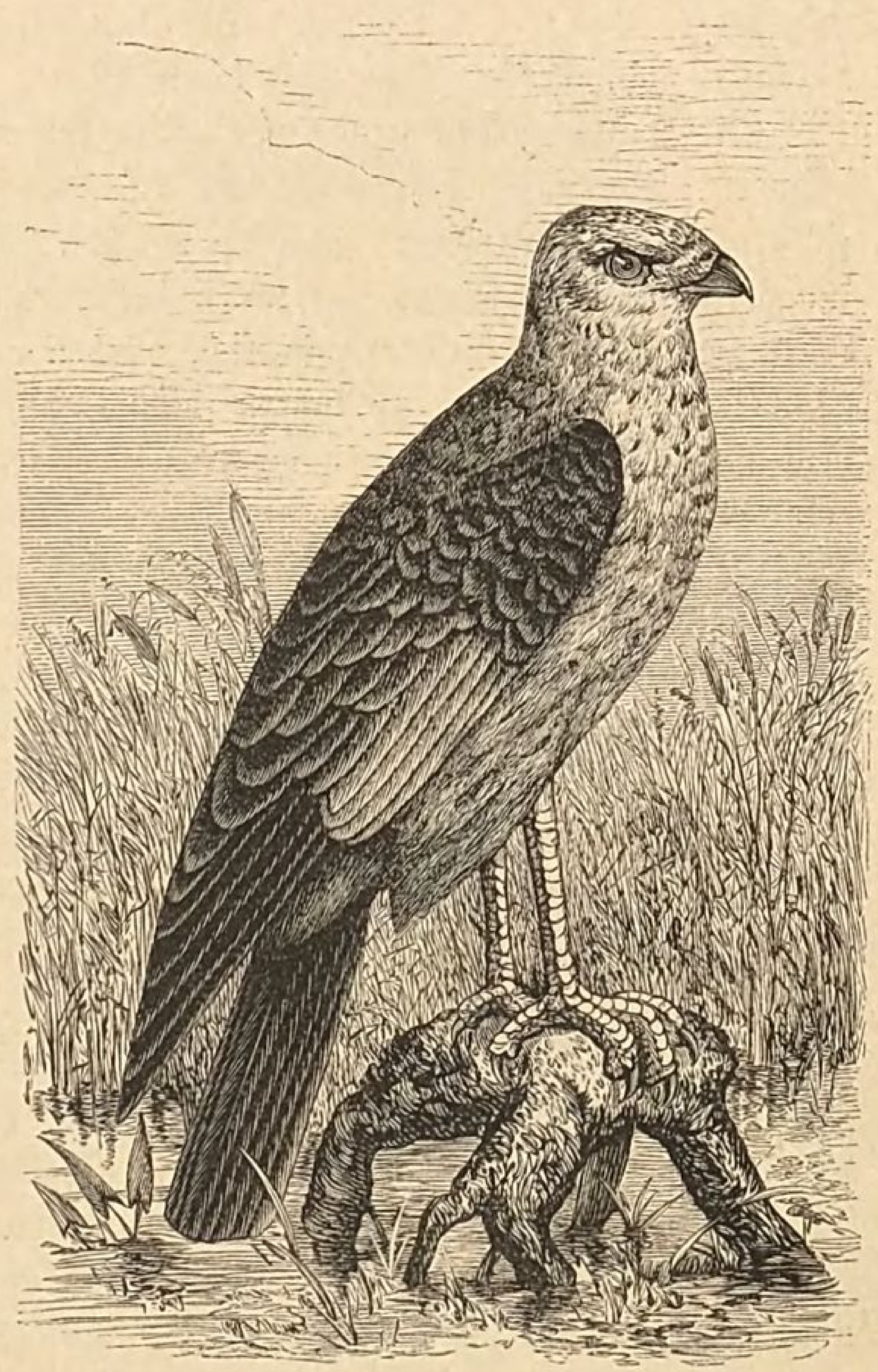


Fig. 235. Rohrweihe.

Die Rohrweihe ist weit wilder, rascher, gefräßiger, auch beherzter als die andern Weihenarten. Sie hat wie alle Raubvögel die Gewohnheit, den schwächern ihren Raub abzujagen. Der Baum- und Thurmfalke, ingleichen der Mäusebussard fürchten sie sehr und entfliehen, sobald sie dieselbe in der Ferne gewahr werden, weil sie sonst gleich mit ihnen anbindet. Fliegt äußerst schnell, fast immer in einer horizontalen Richtung und steigt nicht hoch in die Lüfte, außer zur Horstzeit, wo sich das Männchen oft sehr hoch emporschwingt und sich, wie Bechstein sagt, angenehm nach dem Horste, wo das Weibchen brütet, herabgaukelt.

Sie weicht in der Art zu horsten ganz von den andern Raubvögeln

ab, indem sie nie auf Bäumen oder in der Höhe, sondern in ebenen, und vorzüglich in wässerigen und sumpfigen Gegenden brütet, wo sie ihren Horst nicht hoch über der Erde, im Schilfrohr, niedrigen Gesträuche oder auf kleinen, mit Binsen und hohem Gras bewachsenen Hügeln, aus Schilf und Riedgras baut, inwendig aber mit Laub und Federn ausfüttert. Das Weibchen legt nach einigen 3—4, nach andern bis 6 weißliche Eier und brütet beinahe 3 Wochen. Die Jungen sehen anfangs wollig und weißgelb aus, werden aber bald dunkelbraun.

Die Sumpfweihen stellen vorzüglich den Wasservögeln, als Wasserhühnern, Tauchern, jungen Gänsen und Enten nach, daher sie auch an einigen Orten Entengeier genannt werden. Sie stoßen aber auch auf junge Fasanen, ingleichen auf junge Hasen, und sind in Ländern, wo es Kaninchen gibt, diesen sehr gefährlich, rauben außerdem junge Rebhühner, Wachteln und Lerchen, plündern häufig die Nester der an der Erde brütenden Vögel und nehmen die Eier fort, welche sie sehr geschickt auszusaufen wissen. In Ermangelung anderer Nahrung begnügen sie sich mit Schlangen, Fröschen und Mäusen. Sie sind äußerst gefräßig, haben, da sie bei ihrer großen Lebhaftigkeit beständig in Bewegung sind, immer Hunger, und brauchen daher zu ihrer Jagd ein weitläufiges Revier. Sie stoßen auch gern auf Fische und holen sie mit ihren Krallen lebendig aus dem Wasser; auch auf Aas fallen sie ein.

Die Sumpfweihe ist in ganz Europa in ebenen, sumpfigen Gegenden verbreitet. Zugvogel, der im Herbst fortgeht und im Frühjahr, wenn die Gewässer wieder offen sind, zurückkehrt.

Geräth die Sumpfweihe bei ihren Streifzügen unter wehrhafte Vögel, so greifen diese sie an und lasse ich (v. R.) folgende Schilderung aus meinen „Raubvögeln" folgen: „Schon in der Morgendämmerung beginnt die Weihe ihren Zug; mit ruhigem, leichtem Flügelschlage streicht sie tief über die noch in Nebel gehüllten Sümpfe und Röhrichte hin, wobei ihrem überaus scharfen Auge der auf den Eiern noch träumende Vogel so leicht nicht entgeht. An die brütende Gans, auch wol die größern Enten sich zu wagen, hält sie erfahrungsmäßig für mislich: mit dem alten Gänserich ist nicht leicht spaßen und auch die alte, wenngleich vom Erpel schutzlos gelassene Ente beißt scharf um sich; aber die Bläßenten, Rohrhühner und andere kleine Arten sind leichter zu schrecken und verlassen sie die Eier, so sind sie unrettbar verloren, d. h. sofort ausgesoffen, die kleinern mitsammt den Schalen verschluckt.

Die erste Beute ist somit gemacht, trauernd steht der arme beraubte Brutvogel am leeren Nest, die Frühlingsfreude ist dahin, — aber weiter mit leichten Bogen geht des Räubers schaukelnder Flug dem benachbarten

Moore zu. Ist nun die stets wachsame Moorpolizei durch eine etschende Bekassine benachrichtigt worden, oder hat sie den Erbfeind von selbst entdeckt: mit gellendem «Ki-i-witt!» stürmt demselben ein alter Kibitzhahn wuthentbrannt entgegen, sofort antwortet ein zweiter, dritter, vierter — das ganze Moor ist erwacht, von allen Seiten stoßen und hauen die wackern Wächter auf den frechen Eindringling ein, daß er ängstliche, schickende Töne ausstößt und, seinen schaukelnden Flug aufgebend, sich gehobenen Fittichs eiliger davonmacht, als man ihm zutrauen sollte! Die Sumpf- und Wasservögel der Umgegend haben alle den Lärm gehört und sind doppelt auf ihrer Hut; muß die brütende Alte aber doch, nachdem alles still geworden, die Eier verlassen, so deckt sie dieselben sorgfältig mit Schilf und Binsen u. s. w. zu, damit sie von dem etwa wiederkehrenden Frevler nicht gesehen werden, — und oft kehrt er wieder! — denn wie ein alter erfahrener Hühnerhund, der den Wind verloren hat, zurückeilt und die Suche von neuem beginnt, so schwenkt auch die Rohrweihe plötzlich ab, eilt zurück und durchspäht nochmals, stets gegen Wind, dasselbe Terrain.

Auf den Warnungsruf der Mutter haben sich die jungen Entchen zu einem Häufchen unter eine Bülte zusammengedrückt, dennoch versucht die Rohrweihe einen Stoß, aber fußhoch springt ihr die alte Ente entgegen, welche sie mit gesträubten Federn und zornfunkelnden Augen schon längst beobachtete, und treibt sie von ihren Lieblingen ab.

Bläßenten und Consorten eilen vom Wasserspiegel ins Rohr und folgt ihnen dahin der Angriff, dann zurück aufs Wasser, wo sie sich durch Tauchen mit mehr oder weniger Erfolg zu retten suchen.

Die Rohrweihe stößt, wie alle Weihen, nicht heftig, sondern senkt sich nur schnell herab, — das kennt die alte Bekassine, daher fliegt sie schnell schräg auf, um so dem Angriffe des Gegners zu entgehen."

Die Rohrweihe schleppt ihren Raub nicht fort, sie kröpft ihn da, wo sie sich niederließ, was der Jäger zu beachten hat, da er ihr durch Anschleichen gelegentlich ankommen kann. Sie ist ein überaus schädlicher, gleich dem Habicht stets zu verfolgender Raubvogel.

2. Art. **Die Wiesenweihe,** Circus cineraceus *Mont.* Circus cinerarius; Strigiceps cineraceus.

Kleiner Kornvogel, kleine Weihe, Landweihe, blaurothe Weihe.

Beschreibung, Aufenthalt, Lebensweise.

„Schnabel schwach, von der Wurzel aus gebogen; Schleier wenig kenntlich, setzt unter dem Kinn ab; Flügel überragen bisweilen den

Schwanz, der innere Einschnitt der 1. Schwinge ragt bis über 3 cm über die Flügelspitze hinaus.

Länge 43 cm, Flügelspitze 20 cm, Schnabel 2,2 cm, Hackengelenk 6,1 cm, Mittelzehe 2,6 cm, ihre Kralle 1,3 cm; das alte Weibchen ist um etwa 6 cm länger.

Die sehr langen Flügel überragen bei den Männchen oft die Schwanzspitze; 3. Schwinge die längste, ihr folgen die 4., 2., 5., 1.

Schnabel blauschwarz mit fast graden Schneiden, Tarsen lang und dünn, vorn mit meist 15, hinten 10 Schildern versehen; Zehen schwach, Krallen wenig gekrümmt, doch spitz. Mittelzehe mit 16—17, Innen- und Hinterzehe mit 6—7, Außenzehe mit 8—10 umfassenden Schildern; übriger Theil der Ständer genetzt.

Kopf- und Halsfedern lanzettförmig zugespitzt, die übrigen abgerundet. Es sind bei der Wiesenweihe 4 Kleider zu unterscheiden.

1. Das Jugendkleid.

Beide Geschlechter haben rothbraunen, schwarz gestrichelten und gefleckten Kopf, schwarzbraunen Schleier, schwarze Bartborsten. Ueber dem Auge ein heller Längsstreifen, unter demselben ein solcher Fleck. Oberseite dunkelbraun mit rostrothen Spitzen, Flügeldecken heller rostbraun in Folge vortretender Säume.

Handschwingen glänzend schwarzbraun, mit feinen hellen Rändchen, auf den Innenfahnen fahler; obere Schwanzdecken weiß, an den Spitzen röthlichgrau, mit feinen schwarzen Schaftstrichen. Mittlere Schwanzfedern graubraun, äußere rostbraun, mit 3 Binden über den ganzen Schwanz, deren unterste die dunkelste ist, Schwanz hellrostbraun gesäumt.

Unterseite des Schwanzes, wie gewöhnlich, fahler mit durchschimmernder Zeichnung der Oberseite.

Ganze Vorderseite lebhaft rostroth oder rostgelblich, einzelne Federn mit dunkeln, feinen Schaftstrichen, untere Flügeldecken rostbraun, nach den Schwingen hin graubräunlich, diese fahl graubraun.

2. Das Uebergangskleid.

Oberseite fahl rostbraun mit hellen Federspitzen. Bei den Weibchen bleibt braun vorherrschend, wohingegen bei den Männchen schieferblaue Färbung an einzelnen Federn sich zeigt, auf deren hellrostgelblicher Unterseite rothbraune Schaftstriche hervortreten. Scheitel röthlichgrau, Kopfseiten heller, überall dunkel gestrichelt und gefleckt. Auf den grauen Schwingen dunkle Bänderung. Schwanz grauröthlich, nach den Rändern weißlich dunkel gebändert; Außenfedern fast rostroth ohne Bänderung, dunkel gesprenkelt.

3. Das alte Weibchen.

Die fahlbraunen Kopffedern haben rostrothe Kanten; über den Augen ein heller Streifen, Stirn und Augengegend überhaupt heller; Schleier rostroth mit dunkeln Schaftspitzen; Kinn weißlich; die ganze Vorderseite mit Einschluß des Steißes rostbraun mit heller Einfassung; Nackenfedern fahlbraun mit röthlichweißer Einfassung; Rücken und Flügeldecken braun, diese und auf den Schultern in einem Streifen rostgelblich gekantet.

Handschwingen dunkel graubraun mit 5—6 schwarzbraunen Bändern, oberhalb der innern Einschnürung grauweiß, ihre Unterseite grauweiß mit durchscheinender Bänderung, nach den Spitzen hin dunkler; auf der Unterseite der gleichgefärbten Armschwingen tritt die Bänderung deutlicher hervor als auf der Oberseite; die hintersten hell gesäumt.

Auf der Unterseite sind die kleinsten Flügeldecken gelblichweiß mit rostrothen Schaftstrichen, die folgenden mit so gefärbten Bändern, die nächsten mit aschgrauen.

Bürzel weiß mit schmalen, dunkeln Schaftspitzen. Der mit 6 Bändern gezeichnete Schwanz ist in den Mittelfedern den Handschwingen gleichfarbig; die Randfedern sind heller und die drei äußersten zwischen den drei obersten Bändern weiß, zwischen den untersten hellrostbraun; Unterseite des Schwanzes grauweiß mit durchschimmernder Zeichnung der Oberseite.

4. Das alte Männchen.

Die ganze Oberseite und die Vorderseite bis über den Kopf bläulich aschgrau, am dunkelsten auf Nacken und Rücken; die übrige Unterseite weiß, mit lanzettförmigen, braunrothen, sich auf den Hosen verkleinernden Schaftstreifen; Handschwingen schwarz, Armschwingen aschgrau mit schwarzer Binde, die hintersten braungrau; Bürzel grau, soweit die Federn bedeckt sind, weiß. Die Mittelfeder des Schwanzes aschgrau, die Innenfahnen der andern am Rande fast weiß mit schwarzen Bändern; Randfedern rostbräunlich mit durchgehender Bänderung. Die Mitte des Schwanzes auf der Unterseite rein weiß, Außenfeder matt, nach der Mitte dunkler gebändert. Der obere Rand der Flügeldecken auf der Unterseite weiß, die in der Mitte mit rostrothen Schaftstrichen, die untersten mit grauen unregelmäßigen Bändern, am Ellenbogengelenk mit 4—5 rostbraunen Bändern.

Wachshaut und Iris hochgelb, die gelblichen Tarsen sehr lang und dünn, Krallen schwarz und sehr spitz.

Die Wiesenweihe hat in ihren langen, spitzen Flügeln und ihrem gewandten, schnellen Fluge etwas Falkenartiges, wenngleich sie freilich

den reißenden Flug dieser Vögel nie erreicht; sie unterscheidet sich dadurch wesentlich von den andern Weihen und fliegt meist mit zusammengelegtem Schwanze, während die ihr ähnliche Kornweihe ihn gern ausbreitet.

Wenn auch nicht gerade häufig, so kommt doch die Wiesenweihe allenthalben vor, wo sie die Bedingungen zu ihrer Existenz vorfindet. Sie wird in großen Wiesen und sumpfigen Ebenen kaum fehlen und findet sich von Ostpreußen bis nach Schleswig-Holstein und südlich bis nach Böhmen hinein, ist gemein in Holland, beobachtet in England, dem nördlichen Frankreich und Schweden; häufig in den Donautiefländern, am Kaukasus und Ural; geht weit nach Asien und Afrika hinein, fehlt aber der Fauna Aegyptens. — Auf ihrem Zuge berührt sie natürlich die verschiedensten Länder, in denen sie dauernd nie vorkommt.

Solange die Kenntniß der Raubvögel nicht Gemeingut beobachtender Jäger geworden ist, werden wir keine vollständigen Daten über das Vorkommen der Wiesenweihe und ähnlicher Raubvögel haben; bis jetzt ist sie nur den Ornithologen bekannt und wird von dem großen Publikum entweder als Kornweihe angesprochen oder der großen Schar der «Habichte und Stoßvögel» einverleibt.

Zwar verlangt sie nicht ausschließlich wie die Rohrweihe Wasser und Sumpf, aber doch frische, feuchte Umgebung; Flußgebiete mit ausgedehnten Wiesen und einigem Buschwerk locken sie sicher an und horstet sie auch gelegentlich in einem Saatfelde, so wird das doch in der Nähe vorher bezeichneter Oertlichkeiten sein.

Wälder und Gebirge meidet sie.

Der Horst steht wie bei allen Weihen stets auf der Erde als ein aus Grasbüscheln, Klumpen verfilzter Wurzeln und ähnlichem Material zusammengetragener Bau, aber nie frei wie bei der Rohrweihe, sondern wohlgeborgen unter einem Strauch, einem Binsenbüschel, auch wol in einem Getreidefelde; bei ziemlichem Umfange erreicht er eine Höhe von 30—35 cm und enthält in der zweiten Hälfte des Mai 4—5, selten 6, im frischen Zustande grünlichweiße, sehr selten braunröthlich gefleckte Eier von feiner, glanzloser Schale. Sie sind von den Eiern der Rohrweihe sehr schwer, eigentlich kann man sagen, gar nicht zu unterscheiden, daher nur bei persönlicher Entnahme oder sehr guter Legitimation ein sicher bestimmter Besitz.

Die Wiesenweihe ist zwar der vorigen in Lebensweise und Fraß sehr ähnlich, da auch sie Eiern und Vögeln nachstellt, doch aber lebt sie besonders von Amphibien, Insekten und Gewürm."

3. Art. **Die Kornweihe**, Circus pygargus *Cuv.*
Falco cyaneus *Linné.* Accipiter variabilis, Falco strigiceps, Circus cyaneus etc.

Männchen[1]: Blaue oder weiße Weihe; weißer und blauer Falke; blauer Habicht; weißer Sperber; Blauvogel; Mehlvogel; St.=Martin; kleine Getreideweihe; Halbweihe; kleiner Spitzgeier; Kornvogel; Hühnerdieb.

Weibchen: Ringelfalke; Ringelschwanz; Weißfleck; Halbweihe; kleine Weihe; kleiner Rohrgeier; Lerchen= und Steingeier.

Beschreibung, Aufenthalt, Lebensweise.

„Hauptkennzeichen: Der stark hervortretende Schleier geht unter dem Kinn durch; Schnabel schwach, stark gekrümmt; die Schwingen wie in der Tabelle; die Einschnitte der 1. Schwinge liegen unter der Flügelspitze.


Fig. 236. Kornweihe.

Länge des Männchens 46 cm, Flügelspitze 18 cm, Oberflügel 18 cm, Schnabel 2,3 cm, Hackengelenk 7,2 cm, Mittelzehe 3 cm, ihre Kralle 1,4 cm, Innenzehe 1,5 cm, ihre Kralle 1,8 cm.

Die jungen Vögel haben braune, die alten hochgelbe Iris; die erstern trübgelbe Ständer und Wachshaut, die letztern reingelbe; Schnabel schwarz mit horngrauem Fleck; Nasenlöcher durch die Bartborsten fast gänzlich verdeckt; Tarsen lang und stark vorn mit 17—18, hinten mit 11—12 Schildern und bis zur Ferse nackt; Zehen lang und kräftig, auf dem Rücken getäfelt, sonst genetzt; Schwanz länger als Flügel; obere Schwanzdecken stets weiß.

Flügel lang und spitz; 3. und 4. Schwinge die längsten.

Auch bei der Kornweihe unterscheidet man 4 verschiedene Kleider.

[1] Nach Naumann.

1. Die jungen Vögel

sind auf Kopf, Nacken, Oberrücken und obern Flügeldecken hell roströthlich mit breiten schwarzbraunen Schaftstreifen; Unterrücken dunkelbraun mit hellern Kanten und Flecken; obere Schwanzdecken röthlich weiß, untere Hälfte mit braunen Schaftstrichen; Schwanzwurzel rein weiß; Schwanz grauröthlichweiß mit 6 dunkeln Binden, dessen Unterseite matter, mit durchscheinender Zeichnung der Oberseite. Schwingen graubraun mit 5 Bändern, Unterseite grauweiß; Steiß röthlichgelb, unregelmäßig gefleckt.

Vorderseite rostgelb mit langen, breiten Schaftstreifen. Im nächsten Frühjahre erscheint das ganze Kleid durch Abnutzung und Ausbleichung fahler und unansehnlicher.

2. Das alte Weibchen.

Oberer Kopf dunkelbraun, mit rostrothen Federsäumen; Rücken braun, der unbedeckte Theil der Federn heller und zerstreut gefleckt; Schwanzwurzel rein weiß, gelegentlich spärlich gefleckt; Schwanzfedern grauröthlich mit 5—6 dunkeln Binden, Unterseite matter. Steiß gelblichweiß, mit dunkeln Federspitzen.

Augenkreis grauweiß, über den Augen ein solcher Streifen. Schleier röthlichgelb mit lebhaft dunkeln Flecken. Vorderseite gelblich mit breiten Schaftstreifen, welche sich nach dem Unterkörper verkleinern und diese Theile heller erscheinen lassen. Obere Flügeldecken röthlich mit weißen Flecken. Handschwingen graubraun dunkel gebändert, unterseits wie bei den jungen Vögeln.

3. Das Uebergangskleid.

Beim Männchen, welches, wie aus dessen Beschreibung hervorgeht, hier nur maßgebend ist, sprossen durch Mauser blaugraue und weiße Federn hervor, welche ihm ein sehr scheckiges Aeußere geben.

Die ganze Oberseite mehr oder weniger graublau mit bräunlichem Schimmer. Schwanzwurzel rein weiß; Schwanzfedern bläulichgrau, mit 6—7 Bändern, Randfedern mit trüb weißen Innenfahnen. Untere Schwanzseite fast weiß; Bänderung fast verschwindend. Der obere Theil der Vorderseite aschgraublau, der untere mit bräunlicher Bänderung. Handschwingen matt schwarzbraun; Innenfahnen über der Einschnürung weiß mit dunkeln Querflocken; Armschwingen grau mit dunkeln Spitzen. Flügeldecken der Unterseite weiß, Schwingen fahler als auf der Oberseite.

4. Das alte Männchen.

Die ganze Oberseite einschließlich der Flügeldecken und des Kropfes aschblau, Schleier etwas heller, Bartborsten schwarz. Schwanzdecken und

Schwanzwurzel rein weiß; der in der Mitte blaugraue Schwanz wird an den Rändern weiß, am obern Theile mit einigen dunkeln Querflecken. Vom Kropf abwärts rein weiß; Handschwingen schwarz, auf dem obern Theil etwas weißgefleckt und gesprenkelt; Armschwingen grau, nach hinten mit braunem Anflug, Unterseite der Flügel vorherrschend weiß.

Die Flügel sind kürzer als der Schwanz und hat die Kornweihe unter ihren Verwandten die kürzesten Flügel, weshalb sie viel weniger leicht und gewandt als die Wiesenweihe fliegt, wobei sie gern den Schwanz ausbreitet.

Ihre Stimme ähnelt der vorigen.

Die Kornweihe ist eine Bewohnerin großer Ebenen, etwa vom 55. Grade südwärts. Zwar zieht sie trockene Gegenden vor, meidet jedoch nicht die Nachbarschaft von Gewässern, weil solche die Vogelwelt überhaupt sehr anziehen und sie also Beute zu machen hoffen darf.

Die Gebirge berührt sie höchstens auf dem Zuge, horstet nie in ihnen; je freier die Gegend, desto zahlreicher findet sie sich, wenn sie ungestört bleibt, und ist daher in Holland, Hannover gemein, in der norddeutschen Ebene mehr oder weniger häufig.

Sie verbreitet sich über Asien bis nach Japan und wandert vor Schnee und Kälte südlich, weshalb sie im Winter sich nach den Steppen hinzieht. In Afrika geht sie bis Abessinien und Kordofan, ist aber in Aegypten nicht häufig.

Waldgegenden meidet sie, selten trifft man sie in deren Rändern, auch hakt sie nur ausnahmsweise auf Bäumen auf, verbringt vielmehr ihr Leben auf ebener Erde, wo sie auf Erdhügeln, Steinen, Pfählen und sonstigen Erhöhungen der Ruhe pflegt.

Zwar erscheint die Kornweihe bei uns nicht selten schon im April, doch in späten, rauhen Frühjahren auch erst im Mai, woraus sich auch früheres oder späteres Brüten erklärt. Auch die Eierzahl des Geleges beschränkt sich bei ungünstiger Winterung nicht selten auf 2—3 Stück, während sie sonst 4—5, auch 6 legt, welche von grünlichweißer Farbe, feiner Schale, bald rundlicher, bald zugespitzter Form sind. — Ist das Getreide noch sehr zurück, so wird der höchst kunstlose Bau auf trockener Stelle im Bruch angelegt. — In diesem Falle haben die Eier nicht selten grünlichgelbe Flecke, sind überhaupt öfter gefleckt als die der Wiesenweihe, doch nicht so oft als bei der Steppenweihe."

Die Kornweihe horstet auf der Erde, und zwar in der Winterfrucht, daher der Name Kornweihe oder Kornvogel, in sumpfigen Gegenden, auf Binsen, im hohen Riedgrase, an den Ufern der Teiche, Seen und Flüsse

im Rohr, in Feld- und Vorhölzern, auf entblößten Heideplätzen, oder in jungen Schlägen, auch in alten unbenutzten Steinbrüchen. Bechstein bemerkt, daß man in Thüringen die Horste dieses Vogels in Menge antrifft, und daß ein Paar mehrere derselben baut, ehe das Weibchen seine Eier in eins legt. Der Horst, worin die Eier liegen, ist nach dessen Beschreibung groß, weit und tief, und hat nach der Gegend, worin sich der Vogel befindet, eine Unterlage von Rohr, Reisern, Stroh, Mist oder auch Kartoffelstengeln, und ist inwendig mit Borsten, weichen Rohrhalmen, oder mit Federn, z. B. Gänsefedern, ausgefüttert. Wenn sie bei dem Horstbau Jemanden von weitem sieht, so fliegt sie mit ihren Baumaterialien nicht gerade zum Horste, sondern wirft sie im Vorüberfliegen auf dasselbe hin, besonders wenn das Weibchen daraufsitzt. Das letztere legt 4—6 bläulichweiße Eier, welche es 3 Wochen bebrütet. Das Weibchen ist zur Brütezeit sehr beherzt und schwebt oft, wenn es Junge hat, wie der Kibitz, unter lautem unaufhörlichen Geschrei über den Vorübergehenden.

Die gewöhnlichste Nahrung dieses Raubvogels sind Frösche, Mäuse, Maulwürfe, Eidechsen und andere kriechende Thiere. Er fliegt, um die kriechenden Thiere zu erhaschen, und zwar gemeinhin des Abends bei Sonnenuntergang, ehe die Dämmerung eintritt — er hat diese letztere Gewohnheit mit den Eulen gemein, denen er auch in seinem Federkranze ähnlich ist —, auf den Feldern, über den Aeckern, nahe über der Erde herum, sowie er denn überhaupt nicht so viel und auch nicht so hoch wie die andern Raubvögel in der Luft herumfliegt — er sitzt lieber auf Feldsträuchern, auf Grenzsteinen und Erdschollen — die Begattungszeit ausgenommen, wo er sich, und zwar gewöhnlich 2 Männchen mit einem Weibchen, hoch in den Lüften herumschwenkt. Im Herbst und Frühjahr sieht man ihn mehrmals über Sümpfe und Bruchwiesen streichen, wo er auf die Bekassinen Jagd macht, und da diese sich, wenn sie ihn gewahr werden, gewöhnlich drücken, oft mehrere nacheinander fängt. Ungeachtet er, wie vorerwähnt, gewöhnlich und am häufigsten den kriechenden Thieren nachstellt, so ist er doch auch den Hühnerhöfen und Taubenschlägen, vorzüglich aber den Rebhühnern furchtbar. Die letztern ergreifen, sobald sie seiner ansichtig werden, unter lautem Geschrei die Flucht, und er kann ihnen, da er zu ungeschickt ist, einen Vogel im Fluge zu erhaschen, solange sie fliegen, nichts anhaben. Er jagt sie daher, und so verfährt er auch mit andern Vögeln, gemeinhin so lange herum, bis eins davon müde wird und sitzen bleibt, wodurch es dann in seine Fänge fällt. Die Wachteln und Lerchen verfolgt dieser Vogel auf ähnliche Art. Die letztern entkommen ihm am leichtesten, wenn sie gerade in die Luft

steigen. Sobald sie dies thun, steht er von der Verfolgung ab. Er plündert gleich der Sumpfweihe die Vogelnester, wie nicht minder die Dohnen. Er hat das Eigene, daß er die Säugethiere und Vögel immer zuerst am Kopfe zu kröpfen anfängt. Die Krähen sind ihrerseits die abgesagtesten Feinde beider Weihen, und stoßen auf sie, wo sie ihrer ansichtig werden.

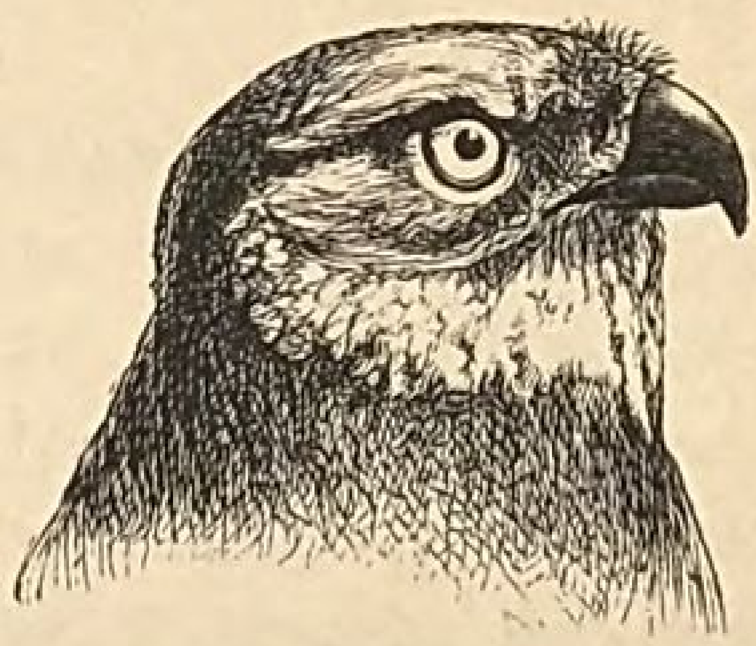
4. Art. **Die Steppenweihe,** Circus Swainsonii *Thurn.*
Circus pallidus, Strigiceps Swainsonii, Glaucopteryx pallidus.
Blaßweihe, dalmatinische Weihe.

Beschreibung, Aufenthalt, Lebensweise.

„Hauptkennzeichen: Schleier stark hervortretend, geht unter dem Kinn durch; Schnabel schwach, stark gebogen. Schwingen wie in der Tabelle angegeben.

Länge 46 cm, Oberflügel 17 cm, Schnabel 2,3 cm, Hackengelenk 2,8 cm, Mittelzehe 3 cm, ihre Kralle 1,4 cm, Innenzehe 1,8 cm, ihre Kralle 1,6 cm.

Das Weibchen ist etwa um 4 cm länger und entsprechend stärker als die vorstehenden Maße des Männchens.


Fig. 237. Steppenweihe.

Die jungen Vögel haben braune, die alten hochgelbe Iris, Wachshaut und Ständer, welche bei erstern trübgelb aussehen. Oberrand der eiförmigen von den Bartborsten fast gänzlich verdeckten Nasenlöcher mit der Schnabelfirste parallel. Schnabel glänzend schwarz, mit scharfem Haken; Mundspalte reicht bis an das Auge.

Tarsen mäßig lang und stark, vorn mit 17—18, auf der Hinterseite mit 12—14 feinen Schildern versehen; Zehenrücken zum größten Theil mit Schildern, der übrige Theil der Fänge fein genetzt.

Schwanz etwa 3 cm länger als die Flügel, Schwingen lang und spitz; die dritte ist die längste, ihr folgt die fast gleichlange vierte, dann die 2., 5., 6., 1. — Schwanz sehr wenig abgerundet.

Auch bei der Steppen- oder Blaßweihe unterscheidet man 4 gänzlich abweichende Kleider und nicht mit Unrecht hat man sie Blaßweihe genannt, denn alle ihre Färbungen haben etwas Verblaßtes, Verblichenes und unterscheiden sie dadurch von der Kornweihe und Wiesenweihe, mit denen sie viel Aehnlichkeit hat; mit letzterer wird sie so vielfach verwechselt, daß die Notizen über das Vorkommen beider, wenn sie nicht

von Sachkennern herrühren, mit Vorsicht aufzunehmen sind. Ich (v. R.) möchte fast glauben, daß sie bei uns öfter vorkommt, als die Wiesenweihe.

Läufe mäßig lang und stark, vorn 2,1 cm befiedert mit 17—18, hinten mit 12—14 sehr feinen Schildern versehen, Mittelzehe mit 16, Außenzehe mit 6—8, Innen- und Hinterzehe mit 4—8 umfassenden Quertafeln bedeckt; der übrige Theil des Fußes fein genetzt.

Die Flügelspitzen bleiben um etwa 3 cm vom Schwanzende entfernt. Form der Federn ganz wie bei der Kornweihe, Schwungfedern lang und spitz; die 3. die längste, bildet mit der wenig kürzern vierten die Flügelspitze; ihr folgen der Größe nach die 2., 5., 6., 1., dann die 7., 8., 9., 10. Schwanz fast gerade, wenig abgerundet."

Im übrigen ähnelt sie, wie schon gesagt, der Wiesenweihe und verweise ich auf mein Specialwerk „Die Raubvögel".

Jagd auf Weihen.

Nur zur Horstzeit ist der Rohrweihe mit Erfolg beizukommen, denn wenn sie sonst auch wenig scheu zu sein scheint, so weiß sie doch mit schlauer Berechnung den nothwendigen Zwischenraum zwischen sich und dem Jäger innezuhalten, sodaß er sich vergeblich nach ihr bemühen dürfte. Sie sucht mit einer gewissen Pünktlichkeit ihr Revier ab und kann da gelegentlich aus einem Versteck überlistet werden. Der Uebelstand liegt nur darin, daß sie die Wasser- oder Bruchflächen nur selten verläßt und selbst die Ränder derselben meidet, daher sie den Nachstellungen schwer zugänglich bleibt.

Aus dem Uhu macht sie sich wenig, wird ihn auch wol selten gewahren, wenn man ihn nicht etwa hart am Bruche aufstellen kann, was ihretwegen allein kaum lohnt, und kommt sie wirklich aus Neugierde heran, so hält sie sich nicht auf, überfliegt höchstens einmal die ungewohnte Erscheinung und verschwindet sogleich wieder.

Es muß also der Horst aufgesucht werden, so schwierig dies auch ist; durch fleißiges Beobachten wird man seine ungefähre Lage schon ermitteln, und ist mit dem Kahn nicht heranzukommen, so suche man sie durch Hunde aufzujagen und zu schießen. Die Rohrweihe ist zu schädlich, als daß nicht alle Mittel aufgeboten werden müßten, ihrer habhaft zu werden. Hat man den Horst gefunden und die Alten kommen nicht zu Schuß, so bestecke man ihn mit Schlingen, worauf der Erfolg nicht ausbleiben wird. — Was die Sumpfweihe in Sumpf und Bruch ist, ist die Kornweihe auf dem Trockenen, und auch bei ihr ist das Aufsuchen und Vernichten des Horstes sammt Inhalt das durchgreifendste

Mittel zu ihrer Vertilgung; auch bei ihr kann man einen Hund zu Hülfe nehmen, von dem sie sich gelegentlich verbellen läßt. — Fallen, und zwar Tritteisen kann man versuchsweise anwenden; ich (v. R.) glaube nicht sehr an ihre Erfolge; dagegen ist das Bestecken der Horste mit Schlingen wirklich praktisch und leicht, da alle Weihen auf der Erde brüten. — Auch suchen sie einige Zeit hindurch gewisse Oertlichkeiten ziemlich regelmäßig ab, sodaß man ihnen auflauern kann — kurz, der Jäger, dem seine Jagd werth ist, muß und wird eben selbst Mittel und Wege suchen und finden, sich ihrer zu entledigen. Vor dem Uhu ist bei allen Weihen wenig auszurichten, da sie schwerlich nahe herankommen und, wenn sie es thun, sehr bald wieder verschwinden.

II. Gruppe.

Nachtraubvögel. Raptatores nocturni.

Familie: Eulen, Strigidae.

Die Eulen, welche von mehrern Schriftstellern, zum Unterschiede der andern Raubvögel, nächtliche Raubvögel oder Nachtraubvögel genannt werden, unterscheiden sich von den übrigen vorzüglich durch folgende charakteristischen Merkmale:

Der katzenähnliche, sehr große Kopf ist sehr dicht befiedert und auf dem nur mit 9 Wirbeln versehenen Halse außerordentlich drehbar. Der Schnabel zusammengedrückt, von der Wurzel stark abwärts gekrümmt, mit hakenförmiger Spitze und mit einer Wachshaut, welche aber ganz oder theilweise mit vorwärts liegenden Federn bewachsen, und an seinen beiden Hälften so beweglich wie bei den Papagaien ist[1]; Nasenlöcher rund, am vordern Rande der Wachshaut; die Augen sind sehr groß, liegen tellerförmig, in einem weiten Federkreise, Schleier, und sind dabei so empfindlich, daß sie das Tageslicht nicht wohl ertragen können, obwol sie übrigens, selbst am hellsten Mittage, recht gut sehen. Die Augen stehen nicht seitlich, wie bei den Tagraubvögeln, sondern infolge des verschmälerten Stirnbeins nahe aneinander, was zu dem höchst auffälligen Aussehen, Gesicht, der Eulen viel beiträgt. Sie ziehen die Oeffnung des Sterns immer wechselsweise, wie sie Athem holen, und zwar nicht wie die Katzen in einer senkrechten Richtung, sondern rund auseinander und wieder eng

[1] Durch die Leichtigkeit dieser Bewegung sind sie vermögend, das knackende Geräusch mit ihrem Schnabel zu machen, welches man an ihnen häufig wahrnimmt: auch ihn weit genug aufzusperren, um eine große Beute zu fassen, und diese, vermittels ihres weiten Schlundes, der eben so groß wie die Oeffnung des Schnabels ist, ganz zu verschlucken.

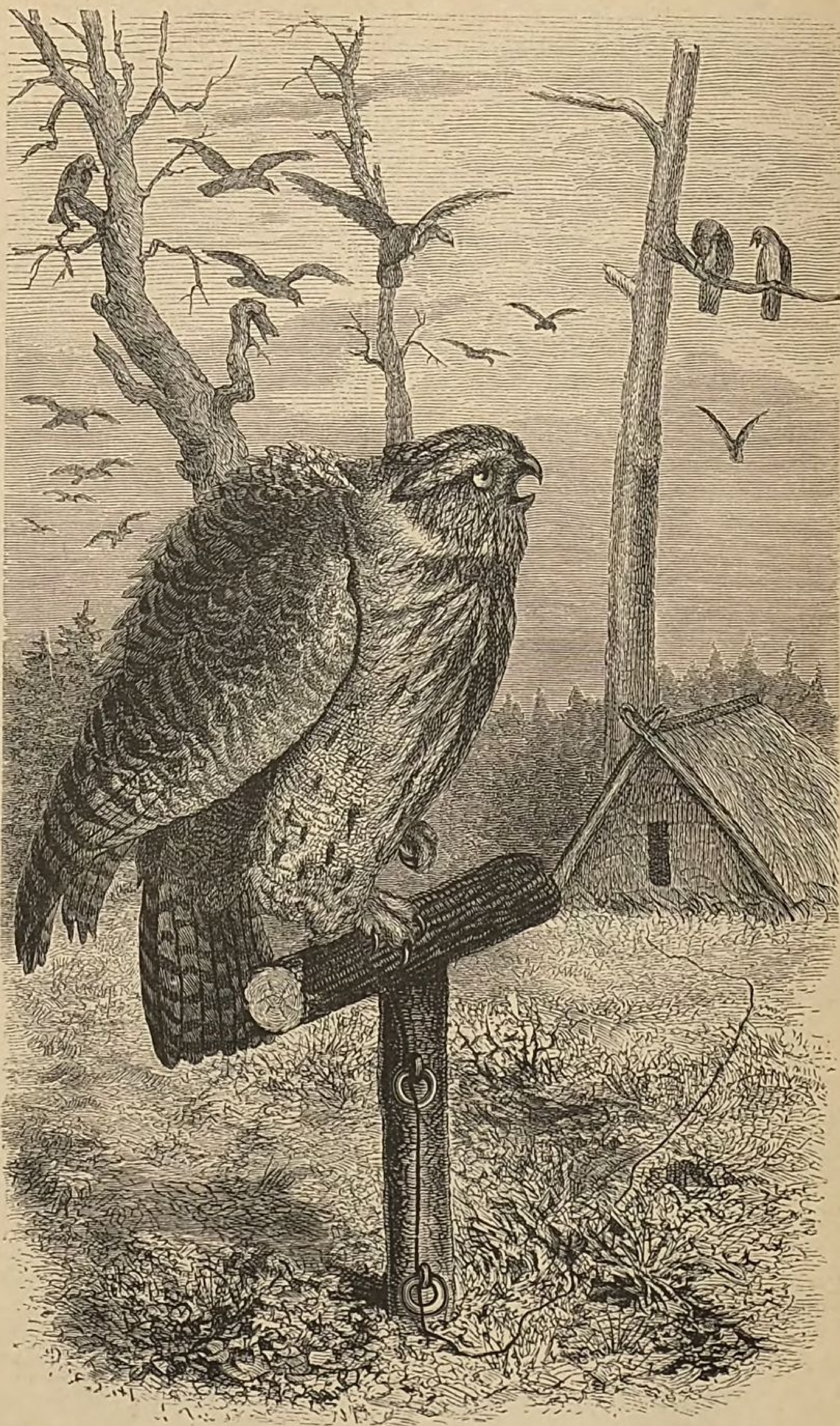
zusammen, sodaß die Pupille bald groß bald klein erscheint, können aber bei ganz finsterer Nacht nicht sehen, daher sie auch vorzüglich im Mondschein und in der Dämmerung — am Tage schlafen sie meist immer — ihren Geschäften nachgehen.

Die Ohren sind ebenfalls sehr groß und mit einer ungleich weitern Oeffnung als bei andern Thieren, und dabei mit besondern Muskeln und Federn versehen, vermöge deren sie die Ohren gleich den Augenlidern öffnen und schließen können. Sie haben daher auch unter allen Vögeln, ja vielleicht unter allen Thieren, das feinste Gehör.

Einige scheinen einen förmlichen Schleier über dem Gesicht zu haben, und man nennt diese zum Unterschiede Schleiereulen. Andere haben, wie Goeze sagt, ein Gesicht wie eine alte Frau in einer Nachtkornette. „Man nehme dazu", wie er mit seiner gewöhnlichen Laune weiter sagt, „die großen tellerförmigen Augen, die nicht wie bei andern Vögeln zur Seite, sondern wie bei den Menschen mehr vorwärts sitzen, ferner den dicken Klumpen gepolsterter Federn, und stelle sich vor, daß ein solches Ding des Abends in der Ecke eines Todtengewölbes, oder in dem Loche einer Kirchenmauer, oder sonst in einem entlegenen einsamen Orte sitze, und mit großen glühenden Augen, wobei man das furchtbare Gesicht schimmern sieht, dem Vorbeigehenden entgegenschnaube: ob das nicht Furcht und Schrecken erregen müsse?"

Die äußere Zehe an ihren Krallen ist beweglich und von der besondern Einrichtung, daß sie solche vor- und rückwärts drehen können, eine Wendezehe, wodurch sie in den Stand gesetzt werden, ihren unproportionirten Körper, der noch dazu gerade aufstehend ist, zu unterstützen und sich auf den Baumästen selbst mit einem Fuße leichter zu halten. Sonst Gangfüße stark, ganz, oft bis zu den Nägeln behost. Sowol ihre Federn als die Fahne an ihren Schwungfedern sind äußerst weich, die Federkiele aber noch besonders mit kleinen Federn und Flocken versehen; eine Einrichtung, wonach sie äußerst leise und ohne Geräusch fliegen und ihre Beute zur Nachtzeit überraschen können. Man hört sie kaum, wenngleich sie einem, sozusagen, an den Ohren vorbeifliegen. Ihr Flug ist übrigens, wie Buffon sagt, wälzend (culbitant) und in einer schrägen Richtung. Auch haben sie das Eigene, daß sie im Fluge die starken und dicht mit Federn besetzten Beine hinten ausstrecken, um dadurch ihren großen Kopf im Gleichgewicht zu halten. Die erste Schwungfeder, an der äußern Fahne gezähnt, ist die kürzeste, die zweite etwas länger, und die dritte am längsten. Der Schwanz mittlerer Länge, fast viereckig.

Sie sind unter allen Raubvögeln am meisten den Neckereien der kleinen Vögel ausgesetzt, von denen sie, sobald sie sie erblicken, häufig ver



Uhu vor der Krähenhütte.

folgt werden, und denen sie, wegen ihres langsamen Flugs und blöden Gesichts nicht gut ausweichen können, was mit eine Ursache ist, warum sie sich bei Tage gewöhnlich verbergen und selten zum Vorschein kommen.

Die Eulen sind wegen ihrer eigenen, oft wirklich furchtbaren Stimme von jeher verhaßte Vögel, welche als Vorboten eines nahen Unglücks — Todtenvogel, Leichenhuhn — dem Abergläubigen furchtbar erscheinen. Sie lieben einsame, schauerliche Orte: finstere Wälder, alte hohle Bäume, altes Gemäuer, Felsklüfte u. dgl. sind ihre Wohn- und Brutplätze. Nur kriechende oder schlafende Vögel werden ihre Beute. Im Nothfalle gehen sie Aas an.

Sie haben übrigens mit andern Raubvögeln das gemein, daß sie kleinere Thiere ganz verschlucken und wie die andern Raubvögel das Gewölle werfen; haben aber keinen Kropf. Sie scheinen fast alle nur Strichvögel zu sein.

Wir unterscheiden drei Familien[1]:

Ohreulen,
Käuze und
Langgeschwänzte (Habichtseulen),

wovon die letztern auch am Tage rauben.

1. Familie: Ohreulen, Striges auriculatae.

Mit aufrecht stehenden langen Federbüscheln auf dem Kopfe; Schwanz mittelmäßig oder kurz, am Ende fast gerade; Gefieder sehr weich und locker.

Betreiben ihre Geschäfte in der Dämmerung oder in hellen Nächten und schlafen am Tage.

1. Art. **Der Uhu**, Strix bubo *Linné*. Bubo maximus, Bubo Atheniensis, Aldrovandi, sibiricus, europaeus, ignavus, germanicus etc.

Schuhu, Schubut, Buhu, Uhueule, Hub, Huo, Puhi, Berghu, Huhuy, Puhuy, Auf, Gauf, Ohreule, große gelbbraune Ohreule, Adlereule, Großherzog, Schubuteule.

Naturgeschichte.

Länge 64 cm, Flügelspitze 21 cm, Schnabel 4,1 cm, Hackengelenk 8 cm, Mittelzehe 6,9 cm, ihre Kralle 3,8 cm, Innenzehe 5,4, ihre Kralle 3,9 cm.

---

[1] Obgleich diese Eintheilung nicht streng wissenschaftlich ist, so genügt sie doch den Zwecken dieses Buchs, weshalb sie beibehalten wurde; wem sie nicht genügt, den verweise ich auf meine Werke: „Die Raubvögel“ und „Das Waidwerk“. (v. R.)

Dieser Vogel, den man, wie Buffon sagt, als den Adler der Nacht — die Dichter hatten ihn der Juno geheiligt — und als den König aller derjenigen Vögel ansehen könnte, die das Tageslicht scheuen, ist dem äußern Ansehen nach von der Größe des Adlers. Wenn man aber den ansehnlichen Vorrath seiner dicken Federn, die abgerupft beinahe einen ganzen Tragkorb ausfüllen, absondert, so ist sein Körper noch nicht viel größer als der eines starken Huhns.

Er hat ein unförmliches Aeußere, einen dicken Katzenkopf, einen starken Hals, eine volle, starke Brust und kurze Beine.

Der Kopf und die langen Federohren[1] sind schwarz, der erstere mit rostgelben Kanten und zuweilen mit weißen Sprenkeln besetzt, die letztern, nämlich die Federohren, an den Seiten rostgelb kantirt und gestrichelt. Die runden Ohren verhältnißmäßig kleiner wie bei andern Eulen, und mit einem schwarzen, rostgelb gefleckten Federkreise oder Schleier eingefaßt. Das Gesicht mit kleinen weißen Federn, oder vielmehr Federhaaren besetzt und mit andern gekräuselten, schwarz und braun gesprengten, besonders an der Backenseite umgeben. Der Hals schwarzbraun und rostgelb gefleckt; die Kehle weißlich und beim Männchen mit einem weißen Barte; der Rücken und die Schultern dunkelrostgelb, schwarz gefleckt; der Unterleib rostgelb mit schwarzbraunen Flecken; die Füße bis an die Klauen mit roströthlichen Federn besetzt, ebenso der After; der Schwanz gerade, gelbroth, mit 9 schwarzbraunen Binden. Das Weibchen hat einen dünnern Kopf und am Leibe, an den Flügeln und am Schwanze hellere Federn. Ihm fehlt der weiße Bart des Männchens.

Der Schnabel ist an der Wurzel breit, stark gebogen, und wie die starken, krummen, ganz zum Zerfleischen eingerichteten Klauen schwarzblau. Die großen, starren, glänzenden, tellerförmigen Augen haben einen breiten, schwarzen Augapfel, der mit einem zuweilen orangegelben, am öftersten hoch schwefelgelben Ringe eingefaßt ist.

Es gibt weniger Farbenvarietäten als bei andern Raubvögeln.

Der Uhu hat in seiner Lebensart viel Eigenes. Er kann zuvörderst das Tageslicht weit besser ertragen als die meisten andern Eulenarten, und fliegt, wenn er einen Menschen bemerkt, oft in einer Entfernung von 100 Schritten auf, stößt selbst dann, wenn er am hellen Mittage in dichtstehenden Bäumen fliegt, niemals an, ein Beweis, daß er am Tage recht gut sieht. Er fliegt zwar am Tage gemeinhin sehr niedrig, kann sich des Abends aber sehr hoch in die Luft schwingen. Er besitzt eine gewaltige

[1] Im Jahre 1748 bekam der Herzog vom Cumberland von der Königin von Schweden einen Uhu zum Geschenke, dessen Federhörner 13 cm lang waren. (Hat wahrscheinlich zu der größern, hellern, nordischen Abart gehört.) (v. R.)

Stärke. Haller führt in den „Göttingenschen Gelehrten Anzeigen", 1769, an, er habe einmal selbst wahrgenommen, daß ein Uhu einen Adler bezwungen hat. So stark und muthig er aber auch ist, so muß er doch, wenn er unter die Weihen und Krähen geräth, die ihn beständig verfolgen, im Anfange der Menge weichen. Er steigt dann gewöhnlich in die Höhe und sie mit ihm. Sie stoßen und rupfen ihn von allen Seiten, bis er am Ende, wenn sie ihn nicht in Ruhe lassen, oft zornig und schnell unter den Schwarm fährt und eine Krähe oder Weihe ergreift und vor den Augen der andern zerfleischt, die ihn alsdann, durch das Beispiel abgeschreckt, verlassen.

In seinem Betragen ist er äußerst unruhig, macht die lächerlichsten, possirlichsten Bewegungen und Geberden, die man besonders im gezähmten Zustande und wenn er an der Kette liegt, an ihm wie an mehrern Eulenarten wahrnimmt. Bald fährt er erschrocken zusammen, bläst sich auf, schnaubt und läßt die Federn wieder langsam fallen, bald dreht und wendet er den Kopf wie ein Rad, bald winkt und nickt er mit den Augenlidern, verdreht die Augen, knackt mit dem Schnabel und dreht die Seitenzehe bald vor-, bald rückwärts.

Zur Nachtzeit läßt er fortdauernd ein fürchterliches dumpfes Geschrei, zur Begattungszeit ein starkes Jauchzen, das dem eines Betrunkenen gleicht, hören; daher er denn auch zu der bekannten Fabel vom Wüthenden Heere und dem Wilden Jäger Anlaß gegeben hat, wovon in ältern Zeiten so allgemein und viel erzählt wurde, und welches nichts anderes als das Geschrei mehrerer zur Nachtzeit in der Luft herumschwärmender Uhus ist. Goeze hat dies sehr gut auseinandergesetzt. Er sagt: „Alle Umstände, welche von dem Zuge des Wilden Jägers erzählt werden, treffen zu, wenn wir sie mit der Lebensart dieser Vögel vergleichen. Meistentheils hält das Wüthende Heer im Frühjahr, zu Ende des März, seltener im Herbst, seinen Zug über die dicksten Buchenwälder. Dies ist die Begattungszeit und der Aufenthalt dieser Vögel. Der Trieb ist bei allen Thieren, die den Tag über schlafen, heftiger als bei andern. Diesen zu befriedigen, durchziehen sie die Vorhölzer und verfolgen mit der ungestümsten Eifersucht die Weibchen. Das Lärmen, das Geschrei und Wüthen bei dem Zuge des Wilden Jägers wird gerade so beschrieben, daß es dem Geschrei des Schubuts ähnlich ist. Huhu, Pihu, Buhu! grob und fein ertönt es durch die Lüfte, eben als wenn die Jäger eine Jagd mit ihrem Jagdgeschrei: Huhu! beginnen.

Dieses Rufen der Jäger nebst dem Bellen der Hunde, wie den Schall der Hifthörner will man bei dem Zuge des Wilden Jägers auch gehört, ja sogar feurige Augen und Flammen in der Luft gesehen haben

Dies alles trifft bei dem Zuge eines Heers von Schubuten pünktlich zu. Das Bellen der Hunde ist in den nächstliegenden Dörfern, welche durch das Luftgetöse erweckt werden, und welches man in stiller Nacht oft meilenweit hören kann. Die feurigen Augen und Flammen sind die Wirkungen von den elektrischen Augen der Vögel. Den Schall der Hifthörner setzt die Einbildung hinzu, und so ist die Geschichte des Wilden Jägers fertig."

Der Uhu soll, wie man aus Erfahrung bei den lange lebendig erhaltenen bemerkt haben will, alle Stimmen nachahmen können. „Wenn er hungert", sagt Goeze, „so ruft er Puhu; wenn ein Mensch hustet, oder sich räuspert, so fängt er an, sehr fein und stark zu schreien, fast im Tone eines betrunkenen Bauers, der in ein lautes Gelächter ausbricht, setzt aber dann sein Uhu! Puhu! so lange fort, als er es in Einem Athem aushalten kann." Es sollen dies auch die Stimmen sein, die er beim Gefühl des Begattungstriebes, besonders das Weibchen, hören läßt, und dies gerade so klingen, als wenn ein Mensch hustet.

Der Uhu horstet in Felsenhöhlen, in Klüften, hohen alten Mauern, auf breiten Baumstrunken, selten auf hohen Bäumen. Der aus kleinen biegsamen Reisern zusammengesetzte, mit Baumblättern ausgefütterte Horst hat wol 1 m im Durchmesser. Das Weibchen legt gewöhnlich 2, selten 3, noch seltener 4 runde weiße Eier, die etwas größer als die Hühnereier sind, und die man oft ohne Unterlage in einer Steinhöhle liegen findet. In alten Zeiten gab man vor, daß die Eier noch nie von einem Menschen gefunden wären, was aber wol darauf beruht, weil diese Vögel meist immer an unzugänglichen Orten nisten. Das Weibchen brütet 3 Wochen. Die Paarzeit ist zu Ausgang des März. Zu Ende des Juni sind die Jungen, die, ehe die Federn schieben, wie ein Klumpen weiß und röthlich grauer Wolle aussehen, schon flügge. Sie sind äußerst gefräßig und bleiben lange im Horste. Die Alten versorgen sie dann sehr reichlich und tragen oft mehr Vorrath zusammen, als sie im Horste lassen können.

Der Ritter Cronstädt erzählt hierüber[1] eine artige Anekdote, die auch Goeze in seiner Fauna anführt. Ein Paar Schubute hatten ihren Horst auf dem höchsten Gipfel eines steilen Bergs, bei dem Landgute des Ritters in Südermanland. Im Juli hatten seine Leute einen Jungen, der aus dem Horste geflogen war, mit der Hand gefangen. Er wurde in ein geräumiges Hühnerbauer eingesperrt. Den andern Morgen lag ein junges getödtetes Rebhuhn vor der Klappe. Nicht genug! Ganzer vier-

---

[1] S. „Neue schwedische Abhandlungen", X, 141.

zehn Tage lang hatten die Alten jede Nacht Wildpret gebracht. Größtentheils bestand es in jungen Feldhühnern, fast immer frisch, zuweilen schon etwas angegangen. Ein Auerhahn war noch unter den Flügeln warm. Auch ein faules Lamm wurde abgeliefert. Herr und Bediente wachten wechselsweise am Fenster, um die Verproviantirung zu beobachten; allein die Schubute kamen dann nicht. Im August hörte die Vorsorge auf, weil um diese Zeit die Waldvögel ihre Jungen verlassen.

Der Schubut läßt sich ganz leicht aufziehen, aber schwer zähmen. Die Jäger bedienen sich seiner auf den Krähenhütten, um die Krähen, Raben und andere große Vögel herbeizulocken, wovon bei den Krähen (Seite 579) ausführlichere Beschreibung vorhanden ist. Die Falkoniere, welche ihn ebenfalls zum Herbeilocken der Raubvögel, besonders der Weihen brauchten, banden ihm gewöhnlich — die Jäger machen es zuweilen auf den Krähenhütten ebenso — einen Fuchsschwanz an, um ihm eine noch seltsamere Gestalt zu geben.

Die Fasanenwärter haben gemeinhin einen Uhu in ihren Fasanerien an einem freien Orte in einem Gitter auf einem Pfosten aufgestellt, um die den jungen Fasanen nachstellenden Krähen und Raben zu erlegen. Sie bedienten sich hierzu, damit die Fasanen nicht von dem Schuß erschreckt und beunruhigt werden, gewöhnlich der Windbüchse.

Ueber die Beschaffenheit der innern Theile des Uhu hat sich bei der Zergliederung folgendes Bemerkenswerthe gefunden. Die innere Magenhaut kann abgesondert werden. Zwei Blinddärme. Die Länge der Gedärme 45 cm, das Ende derselben wie ein Sack. Die Luftröhre durch besondere Muskeln befestigt. Die Oeffnung derselben sehr weit. Die Hirnschale sehr dünn, das Gehirn aber mit einer einfachen, viel dickern Haut bedeckt als bei andern Vögeln. Dreizehn Halswirbel, aber nur sechs Rippen.

Der Uhu nährt sich zwar hauptsächlich von Maulwürfen, Haus- und Wasserratten, Feldmäusen, Fledermäusen, Schlangen, Eidechsen, Kröten, Fröschen; ingleichen von Käfern, unter denen er die Hirsch-, Mai- und Mistkäfer vorzüglich liebt. Er macht aber außerdem auf alles Jagd, was ihm vorkommt, fängt junge Hasen, Kaninchen, Rehe und Hirschkälber, Auer-, Birk- und Rebhühner, und überfällt diese, wenn sie schlafen. Im Winter zieht er sich zuweilen nach den Dörfern, fängt die auf den Dächern und Schornsteinen schlafenden Krähen weg und raubt den Landleuten das zahme Geflügel, auch Lämmer. Er fliegt gewöhnlich noch vor der Abenddämmerung aus und kehrt des Morgens von der Jagd zurück. In der Gefangenschaft wird der Uhu mit Ochsenleber, mit Maulwürfen, Mäusen und allen Abgängen aus der Küche gefüttert. Er frißt

auch, wenn man ihn eine Zeit lang hungern läßt, große und kleine Fische. Die größern Thiere reißt er in Stücken und verschlingt sie in großen Portionen, den kleinern zerbricht er die Knochen und verschluckt sie ganz. Er wirft alle 24 Stunden das Gewölle. Man hat ihn nie saufen gesehen, dennoch muß man ihm in der Gefangenschaft Wasser zum Baden reichen, auch dafür sorgen, daß er gelegentlich tüchtig durchregnet wird, des Ungeziefers wegen. Mit Aas darf man ihn nicht füttern, auch nicht zu oft mit geschossenen Thieren, weil sich die Schrotkörner in seinem Magen ansammeln und ihm mit der Zeit den Tod bereiten, wie man sagt: durch „Bleisucht".

Der Uhu wird in ganz Europa angetroffen. Er nimmt seinen Aufenthalt vorzüglich gern in großen Buchenwäldern, auf hohen Felsen, in alten verfallenen Bergschlössern und auf einsamen Gebirgen, und das mag der Grund sein, weshalb man ihn häufiger im südlichen, als im nördlichen Deutschland trifft, weil die Oertlichkeit ihm im Süden mehr zusagt. Noch ziemlich häufig findet er sich in der Rhein-Moselgegend; ich (v. R.) selbst habe ihn auf dem Westerwald, an der Ruine Ehrenstein, in Schlesien und Westfalen angetroffen. Im Winter wird er zuweilen auf Ebenen verschlagen, und man trifft ihn dann gemeinhin auf abgelegenen Kirchen und Schlössern, seltener im Holze und auf Bäumen an. Er wird in Rußland stellenweise sehr häufig, Südostasien, Süd- und Nordamerika, bis zur Hudsonsbai hinauf, in Kamtschatka, ja sogar auf den arktischen Inseln, in Afrika, selbst auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung angetroffen.

Er brütet auch gern in großen Röhrichten auf Bülten und hat sich in neuerer Zeit in der Gefangenschaft fortgepflanzt.

Jagd.

Die Jäger suchen ihn gewöhnlich anzuschleichen, oder auf dem Anstande mit Zuhülfenahme des Gelockes zu schießen, welches mehr Erfolg als das Anschleichen verspricht. Die wirksamste Verfolgung ist das Ausnehmen der Jungen aus dem Horste. Der Jäger kann dem Schuhu nicht genug nachstellen, weil er die Wildbahn sehr beeinträchtigt, dagegen aber ist es ganz verwerflich, die übrigen Eulenarten zu schießen, weil sie alle durch die sehr beträchtliche Vertilgung der Mäuse, Ratten und manches andern Ungeziefers weit den Schaden aufwiegen, welchen sie durch das gelegentliche Fangen einiger Feldhühner oder eines jungen Hasen veranlassen. Wir nehmen deshalb für die übrigen Eulen des Jägers Schonung in Anspruch und werden daher auch in dem Verfolg der naturgeschicht-

lichen Erörterungen der Jagd auf Eulen nicht wieder erwähnen. Es dürfte übrigens schwer halten, den Uhu zu fangen, da er nur des Nachts zum Vorschein kommt. Winckell erwähnt allerdings des Habichtsstoßes, doch sagt er nicht, ob er es selbst mit Erfolg versucht habe.

„Nicht ohne Erfolg ist der Anstand bei beginnender Dämmerung, wenn der Stand des Uhus annähernd ermittelt ist, was durch das weitschallende Rufen desselben geschehen kann. — Einige hundert Schritte von dieser Stelle stellt sich der Jäger zwar gedeckt an, doch so, daß freies Schießen nicht gehemmt ist, da man nicht wissen kann, von wo der Uhu heranstreichen wird.

Sowie der Jäger den Uhu rufen oder sein Gefieder schütteln hört, was er vor dem Abstreichen thut, lockt er — selbstverständlich täuschend ähnlich, aber gedämpft und wartet auf Antwort und lockt nochmals, wenn dieselbe ausbleibt. — Antwortet der Uhu, so thut er ein Gleiches, aber vorsichtig und achtet genau auf die sich etwa vermindernde Entfernung, und sowie diese sich ergibt, läßt der Jäger das Hasenreizen folgen. — Nun ist der entscheidende Moment da, der ihn schußfertig treffen muß, denn der Uhu streicht nun schnell heran, meist niedrig, was bei zunehmender Dunkelheit mislich ist, und schlägt beim Erblicken des Feindes schnell einen Haken; wird dieser günstige Augenblick verpaßt, dann war alle Mühe und Strapaze vergebens.

Nur wer Erfahrung hat, wird sich eines Erfolgs überhaupt rühmen können, denn der Uhu streicht meist still dem Locken entgegen, hakt nach kurzer Entfernung auf und sichert ungemein scharf; scheint ihm irgendetwas nicht geheuer und erkennt er die menschliche Stimme im Lockton, dann ist nicht er der Angeführte, sondern der Jäger: er verschwindet still und spurlos auf Nimmerwiedersehen, verläßt auch wol das Revier gänzlich.

Hat man den Horst gefunden, so ist natürlich ein glücklicher Schuß am ehesten zu erhoffen; verbietet die Oertlichkeit das Ansitzen, so versuche man, die Alten in Schlingen zu fangen, mit welchen man den Horst besteckt, und glückt auch dies nicht, so thut man doch durch Wegnehmen der Eier oder Jungen dem Räubergeschlecht erheblichen Abbruch.

In einer mit einem lebenden Kaninchen beköderten Falle soll er gefangen worden sein.“

2. Art. **Die Waldohreule**, Strix otus *Linné*. Otus vulgaris, Asio otus, Bubo otus, Otus otus, Aegolius otus etc.

Kleiner Uhu, gemeiner kleiner Schuhu, kleiner Schubut, kleiner rothgelber Schubut, Ohreule, gemeine, kleine und rothgelbe Ohreule,

kleinere rothgelbe Ohreule, Horneule, kleine Horneule, Hörnereule, Katzen-, Knapp-, Ranz-, Ur- und Fuchseule, gehörntes Käuzlein, Ohrkauz, langöhrige Eule.

Naturgeschichte.

Länge 36 cm, Flügelspitze 16,5 cm, Schnabel 2,5 cm, Hackengelenk 4,5 cm, Mittelzehe 2,5 cm, ihre Kralle 1,7 cm, Innenzehe 2,2 cm, ihre Kralle 1,9 cm, Schwanz 15,5 cm.

Die Waldohreule ist dem Uhu darin ähnlich, daß der Kopf auf beiden Seiten mit Federohren geziert ist, die fast 5 cm lang sind und schwarz und rostgelb und weiß geränderte schmale Federn haben, die, nach hinten und seitswärts gedreht, wie ein paar Hörner sich ausdehnen. Die Ohren sind bei dieser Eule ungeheuer groß. Die borstenförmigen Haare am Schnabel und Gesicht sind weiß mit schwarzen Spitzen, die krausern, welche die Augen nach den Ohren zu umschließen, rostgelb, die ganze Gesichtsfläche umkränzt, von dem obern Ohrenwinkel bis zur Kehle herab ein schwarzes Band. Der Schleier ist an den Seiten schön rostgelb, weiß und dunkelbraun bespritzt. Der ganze Oberleib mit den Deckfedern der Flügel rostgelb und tiefbraun gefleckt, allenthalben hell aschfarben bespritzt; der Unterleib blaßrothgelb; die Afterfedern röthlich weiß; die bis zu den Klauen befiederten Füße blaß rostgelb; der gerade Schwanz rostgelb und dunkelbraun gestreift. Der Vogel ist bei weitem schöner als der Uhu. Das Weibchen ist auf dem Schwanz mehr aschgrau und im ganzen heller. Der Schnabel ist an beiden Geschlechtern wie die scharfen Klauen schwärzlich. Die Größe ist die einer Rabenkrähe, von Federn entblößt aber nur die einer Dohle.

Die Waldohreule macht, wenn sie gezähmt ist, unter allen Eulen die wunderlichsten Posituren; sie ist, wie Goeze sagt, unter den Eulen der wahre Harlekin. Bald reißt sie die Augen weit auf und dreht den Augapfel wie ein Spinnrad, bald schließt sie solche ganz zu, bald dehnt sie sich mit den Flügeln weit aus, bald drückt sie sich wie eine Kugel zusammen, bald zieht und dreht sie den Hals wie ein Wendehals. Bei allen diesen Wendungen knackt sie mit dem Schnabel. Man kann alle diese Figuren, wenn man sie daran gewöhnt hat, mit dem Finger dirigiren. Soll sie, wie Goeze noch hinzufügt, den rechten Harlekin agiren, so darf man ihr nur eine Katze vorhalten, wobei sie zugleich schnaubend bläst und ihr Hoho! ruft.

Sie nistet auf dichten Bäumen, vorzüglich in Fichtenwäldern, seltener in hohlen Bäumen, am liebsten in verlassenen Krähennestern. Sie hat

das Eigene, daß sie sich nie selbst einen Horst baut, sondern stets die verlassenen Nester anderer Vögel, wie der Raben, Weihen und wilden Tauben, am liebsten die der Elstern bezieht. Das Weibchen legt 4—5 rundliche weißliche Eier, die es allein binnen 3 Wochen ausbrütet, wogegen das Männchen unterdessen die Nahrung besorgt. Sie versammeln sich im Frühjahr zur Begattungszeit häufig, und lassen dann ihr Hoho! (nach Naumann ihr hohles Wumb!) nebst einem starken Schnauben und Blasen hören. Die Jungen, welche, wenn sie aus dem Ei kommen, weiß aussehen, sich aber schon nach 14 Tagen zu färben anfangen, lassen sich leicht zähmen, und sogar wie mehrere, auch Bechstein, versichern, zum Aus- und Einfliegen gewöhnen. Sie werden ebenfalls auf der Krähenhütte gebraucht, um andere Raubvögel herbeizulocken, da sie, wie der Uhu, von allen Tagvögeln, Weihen, Krähen und Schwalben verfolgt werden, um sich, wie Bechstein sagt, an ihnen am Tage zu rächen, weil sie vielleicht oft von ihnen des Nachts in ihren Wohnungen gestört werden. Gezähmt vertreten sie im Hause die Stelle der Katzen und vertilgen die Mäuse. Die Kalmücken bedienen sich ihrer Federbuschohren an den Fischangeln, um die Fische herbeizulocken.



Fig. 238. Waldohreule.

Sie nähren sich vorzüglich von Wasserratten, Maulwürfen, Feldmäusen, Mist und Maikäfern. Goeze hat in ihrem Magen oft die Reste von Ratten, Mäusen und Maulwürfen, in dem Gewölle allezeit die Flügel und Füße der Käfer gefunden. Vögel werden ihnen selten anders zutheil als in den Dohnen, wo sie die gefangenen Vögel ausnehmen, oft aber selbst dabei gefangen werden. Bechstein führt an, daß er das Exemplar, wonach er seine Beschreibung gab, in einer Dohne gefangen hat.

Die Waldohreule ist in ganz Europa verbreitet. Man findet sie im nördlichen Asien bis nach Astrachan herab, im nördlichen Amerika, ja selbst im heißen Klima von Afrika, in Aegypten und am Vorgebirge der guten Hoffnung. Sie wandert und streicht nicht. Mehrere versichern zwar, daß sie gegen die Winterkälte empfindlicher als die andern Eulen sei. Bechstein hat sie aber in Thüringen und Franken selbst im Winter angetroffen. In dieser Zeit kommt sie auch wol in die Dörfer, doch nie in die Häuser, sondern hält sich immer in dichten Baumgängen auf. Ihr Lieblingsstand sind immer dichtbelaubte Bäume und im Winter Nadelholz.

3. Art. **Die kurzohrige Eule,** Strix brachyotos *Linné.* Strix accipitrina, palustris; Aegolius brachyotus etc.

Sumpfohreule, Schnepfeneule, Eule mit kurzen Ohren, Wiesen-, Kohl-, Sumpf-, Meer- und Brucheule, Brandeule.

Naturgeschichte.

Länge 37 cm, Flügelspitze 16 cm, Schwanz 16 cm, Schnabel 2,7 cm, Hackengelenk 4 cm, Mittelzehe 2,8 cm, ihre Kralle 1,7 cm, Innenzehe 2,2 cm, ihre Kralle 1,7 cm.

Der Kopf ist verhältnißmäßig kleiner als bei andern Eulenarten. Das Gesicht hat durch den sehr deutlichen Schleier fast eine runde Gestalt. Der Schnabel ist schwärzlich, der Augenstern hellgelb, der Augenkreis weiß, dicht um die Augen ein schwarzer Ring.

Die sehr kurzen, rückwärts gebogenen Ohrfedern kann die Sumpfohreule aufrichten und niederlegen, und da sie im Tode das letztere thut und dann schwer zu erkennen ist, so rechnete man diese Eule lange Zeit zu den glattköpfigen oder Käuzen. Bei einer todten Sumpfohreule muß man die Scheitelfedern nach vorn streichen, wenn man die Ohrfedern sehen will.

Kopf, Rücken und Deckfedern der Flügel — die letztern reichen zusammengelegt bis über das Ende des Schwanzes hinaus und sind also länger, wie bei den gewöhnlichen Eulenarten — sind blaßbraun, schmuzig gelb eingefaßt, Brust und Bauch gelblichweiß, Schenkel und Füße mit einfarbigen gelben Federn bekleidet. Der Schwanz dunkelbraun.

Von ihrer Fortpflanzung ist bekannt, daß sie nie anders als an der Erde, in einem Grasbusche, Weidengesträuche oder auf einer Kufe horstet und gegen April 3—4 Eier, rund und weiß, legt.

Sie nährt sich von Feld- und Wassermäusen, Fröschen, Käfern und fängt mitunter junge und alte Vögel, die an der Erde schlafen. Bei

trübem und nebeligem Wetter raubt sie auch am Tage. Sie fliegt nicht wie andere Eulen nach den Mäusen, ihrer Hauptnahrung, herum, sondern lauert ihnen, auf einem Baume sitzend, wie eine Katze auf.

Die Sumpfohreule bewohnt vorzüglich das nördliche Europa und Asien, ingleichen das nördliche und südliche Amerika. In Hudsonsbai heißt sie der Mäusehabicht. Im Norden von Europa ist sie gemein und in den Marschländern des nördlichen Deutschlands ein allgemein bekannter Vogel. Sie sitzt, wie Bechstein sehr richtig angibt, am Tage allezeit an der Erde zwischen Gesträuch, im langen Grase, in Fahrgleisen und in Ackerfurchen. Im Herbste, wenn man mit dem Hühnerhunde sucht, werden oft auf einem kleinen District mehrere gefunden und geschossen. Sie fliegen oft kurz vor dem Jäger oder auch vor dem Hunde auf, und werfen sich gewöhnlich in einer kurzen Entfernung wieder nieder. Ihr Flug ist schwer und langsam.

Sie ist ein durchaus nützlicher Vogel.

4. Art. **Die kleine Ohreule,** Strix scops *Linné.* Scops zorca; Strix zorca, carniolica, giu; Ephialtes scops.

Zwergohreule, Posseneule, Krainische Ohreule, Waldäuffel, kleine Waldeule.

Naturgeschichte.

Länge 20 cm, Flügelspitze 8 cm, Schwanz 6 cm, Schnabel 1,5 cm, Hackengelenk 2,8 cm, Mittelzehe 1,7 cm, ihre Kralle 0,9 cm. — Flügel spitz, länger als der Schwanz. Nur die Läufe befiedert. Zehen gänzlich nackt.

Schnabel schwarz; Augenstern gelb; Federohren aus mehrern sehr kurzen Federn bestehend, welche niedergelegt werden können; Füße dünn, mit sehr kurzen Federchen bekleidet, die Zehen nackt; die Farbe des Gefieders ist ein Gemisch von Grau, Weiß und Rostgelb, mit sehr feinen braunen und schwarzen Zeichnungen.

Diese kleine Eule findet sich in ganz Europa, gehört aber mehr dem Süden an und ist schon in Mitteldeutschland eine seltene Erscheinung. Lebt von Mäusen, kleinen Vögeln, Fröschen, Heuschrecken und manchen andern Insekten.

2. Familie: Glattköpfe oder Käuze, Striges inauriculatae.

Mit glattem, großem Kopfe. Schwanz kurz, am Ende fast gerade. Gefieder weich und locker.

Wahre Nachtvögel.

5. Art. **Der Nachtkauz**, Strix aluco *Linné*. Syrnium aluco, Strix stridula, Ulula aluco, Strix silvatica etc.

Waldkauz, Nachteule, große Baumeule, große Buscheule, gemeine, graue, braune, Wald-, Maus-, Knapp-, Weideneule, Huheule, Waldteufel, Nachtrapp.

Naturgeschichte.

Länge 42 cm, Flügelspitze 16 cm, Schwanz 21 cm, Schnabel 3,3 cm, Hackengelenk 2,5 cm, Mittelzehe 2,8 cm, ihre Kralle 2,1 cm, Außenzehe 2,3 cm, ihre Kralle 1,6 cm.

Der Nachtkauz hat einen sehr großen, runden und dicht in Federn eingehüllten Kopf, der Federkreis um die Augen ist sehr stark und dicht. Die Augen und der blaßgelbe Schnabel darin gleichsam eingepackt[1], das Kinn sowie die großen Ohren sind mit etlichen Reihen runder, steifer, brauner und schwarz gefleckter Federn umgeben, von der Stirn bis zum Scheitel läuft ein breiter kastanienbrauner Streif. Die gefiederten Füße und Zehen sind graulich oder schmuzig weiß, schwärzlich punktirt, der Oberleib ist röthlich aschgrau, der Unterleib weiß. Das Weibchen ist immer dunkler, mehr braun, rostbraun oder fuchsroth von Farbe. Das Männchen mehr aschgrau.

Der Schnabel ist sehr gekrümmt, an der Spitze weiß, in der Mitte grünlich, an den Seiten hornfarben, auch ganz blaßgelb oder grünlich; die Iris schwarzblau oder dunkelbraun; die Krallen schwärzlich.

Der Waldkauz horstet in hohlen Bäumen, großen Eichen, ingleichen in Felsenhöhlen. Er bezieht gewöhnlich verlassene Raben-, Krähen-, Dohlen- und andere Raubvögelhorste und baut selten einen eigenen Horst. Das Weibchen legt 4—6 runde weiße Eier, und brütet wechselsweise mit dem Männchen. Ihr Brüten geht langsam von statten, wird selten unter vier Wochen vollendet. Die wolligen, unförmigen Jungen wachsen sehr langsam[2] und bleiben über drei Wochen im Neste. Sie sind mehrere Tage blind. Von dem ersten Tage an geben sie einen Laut von sich, der gerade so klingt, als wenn ein Mensch mit den

[1] Haller bemerkt, daß der Federkreis oder Schleier durch Hülfe besonderer kleiner Muskeln aufgehoben und über das Ohr niedergelegt werden kann, um damit eine andere häutige Erhöhung zu verschließen, an welche die andere Hälfte des Schleiers grenzt. Wenn man diesen Kreis zusammengekräuselter Federn mit dem Finger öffnet, so erscheint unter demselben der wunderbare Bau des äußern Ohrs. Beide Schleier vereinigen sich in eine Höhle, die mit der äußern Einfassung des menschlichen Ohrs von einerlei Durchmesser ist. Folglich kann das kleinste Geräusch dem nächtlichen Freibeuter, wie Haller sagt, so wenig entwischen, daß vielmehr der allzu starke Schall durch eine zweite Nebenhöhle geschwächt und weiter verbreitet werden muß.

[2] Nach Goeze und andern zeigen sich in den ersten Tagen kaum die Schwungfedern. Der Schwanz fehlt, und sie sind noch ganz rauh wie ein Wollklumpen.

Zähnen knirscht, nur lauter. Die Alten sind, wenn sie Junge haben, sehr grimmig. Des Nachts darf man sich nicht bei dem Horste sehen lassen, sie schlagen mit den Flügeln und Krallen nach dem Gesichte. Goeze erzählt, ein Knecht in Upland habe sich zur Nachtzeit zu einem Eulenhorste verfügt, aber auch eine so tüchtige Ohrfeige bekommen, daß er vom Baume gefallen sei. Wenn man ein Junges aus dem Horste nimmt, so schleppen die Alten die übrigen noch in derselben Nacht fort. Sie müssen sehr jung, und ehe sie flügge sind, aus dem Horste genommen werden, wenn man sie aufziehen will. Die Alten lassen sich gar nicht zähmen, und nehmen sogar in der Gefangenschaft keine Nahrung an.

Der Nachtkauz nährt sich von großen und kleinen Mäusen, Maulwürfen, Käfern und andern Insekten, Fröschen u. dgl. und wird für den Landmann durch die Vertilgung der Mäuse besonders wichtig. Er stellt aber auch den kleinen Vögeln, die er im Sitzen fängt, nach, und beraubt zuweilen die Dohnen. Nach einigen soll er auch junge Hasen, Kaninchen und Rebhühner fangen, verschmähen wird er sie gewiß nicht. Er zieht in der Abenddämmerung auf den Raub aus, und fliegt im Winter, wenn er im Felde zu wenig Nahrung findet, in die Scheunen und fängt dort die Ratten und Mäuse weg. Der Nachtkauz hat wegen seiner äußerst weichen und zarten Flügelfedern einen noch leichtern und sanftern Flug als die andern Eulen. Man vernimmt selbst, wenn er nahe vorbeifliegt, nicht das mindeste Geräusch. Er läßt ein dumpfes, heiseres, wie Hohnlachen klingendes, zur Begattungszeit aber ein ängstliches Geschrei hören, bläst dabei den Kopf auf. Wenn sich das Wetter ändert, schreit er besonders stark.



Fig. 239. Waldkauz.

Der Nachtkauz wird in Europa fast in allen Waldungen, vorzüglich aber in solchen, die viele alte Eichen, Buchen und hohle Bäume haben und an Felder grenzen, dann auch in Felsenklippen angetroffen. In Deutschland ist er überall in Waldgegenden ein gemeiner Vogel. Am Tage verbirgt er sich in hohlen Bäumen oder in den dichtesten Aesten, wo er wie unbeweglich sitzt und schläft, aber auch bei dem mindesten Geräusch erwacht und mit großer Schnelligkeit davonfliegt. Er fliegt zur Nachtzeit gern nach den Nachtfeuern. Im Monat October streicht der Nachtkauz gewöhnlich fort, was man daraus schließen muß, weil

man sie dann selbst am Tage, oft viele beisammen, in den Stoppeln antrifft, wo sie oft von den Hunden aufgejagt werden, und sich dann auf die Feldbäume setzen, was zugleich einen Beweis gibt, daß sie am Tage recht gut sehen können.

6. Art. **Der Schleierkauz,** Strix flammea *Linné*. Strix alba, perlata, macalata, splendens etc.

Schleier-, Perl-, Gold-, Herz-, Thurm-, Todten-, Ranz-, Kauz-, Feuer-, Flammen-, Perrüken-, Schäfer-, Busch- und Kircheule, weiße und geflammte Eule, rothe und gelbe Schleiereule, Schleierauffe, Käuzlein, feurige Nachteule, Schnarchkauz, schwarzbraune Perleule, gemeine Eule.

Naturgeschichte.

Länge 35 cm, Flügelspitze 16 cm, Schwanz 12,5 cm, Schnabel 2,8 cm, Hackengelenk 6,4 cm, Mittel 3,7 cm, ihre Kralle 1,7 cm, Außenzehe 2,2 cm, ihre Kralle 1,6 cm.

Die langen Flügel überragen den Schwanz; Läufe befiedert; Zehen mit nackten, nur mit einzelnen Borsten besetzten Schildern.

Der Name Schleiereule ist ihr deshalb beigelegt, weil ihr Gesicht mit einem ordentlichen Schleier bedeckt ist. Sie heißt Perleule, weil ihre Federn mit runden, perlenähnlichen Flecken geziert sind, Kirch- oder Thurmeule, weil sie sich gern auf den Kirchen und Thürmen aufhält.

Sie ist ihrem Gefieder nach mit einer der schönsten Nachtvögel.

Die Augen sind sehr regelmäßig mit einem dichten Kreise von zarten weißen Federn umgeben, die nach dem Schnabel zu einen kaffeebraunen Fleck haben und so weich wie Sammt sind; Kopf, Rücken und Deckfedern der Flügel sind schön aschgrau gewässert, unter dem Aschgrauen schimmert die rothgelbliche Grundfarbe etwas hervor; der Unterleib ist blaßfuchsroth, mit schwärzlichen Punkten; der After rostgelb; die Ständer sind mit rostgelben wolligen Flaumfedern bedeckt; die innere Seite der Schwung- und Schwanzfedern ist weißlich mit schwarzgrauen Streifen und Flecken; die äußere rothgelb mit schwarzbraunen und aschgrauen bespritzten Fortsetzungen der innern Streifen. Das Weibchen ist dicker als das Männchen und mit hellern Farben, auch regelmäßiger und deutlicher gezeichnet. Der Schnabel ist sehr gekrümmt, ganz weiß, zuweilen an der Spitze braun; der Augenstern schön hochgelb; die Krallen schwärzlich; die mittlere Zehe am innern Rande gezähnelt, welches letztere ein dieser Eulenart eigenthümlich zukommendes Merkmal ist. Die Schleiereule kann, wie Buffon nicht mit Unrecht sagt, gewissermaßen unter die zahmen Vögel gezählt werden, weil sie in den volkreichsten Städten wohnt. Sie

ist so wenig scheu, daß sie zuweilen am Tage in Kirchthürmen auf dem Balken des Glockenstuhls ruhig sitzt, ohne das Geläute zu scheuen. In langen Sommerabenden setzt sie sich oft bei Anbruch der Nacht in die Lücken des Kirchendaches und stimmt ihr klagendes, heiseres Geschrei an, und schnaubt und bläst dabei wie ein Mensch, der mit offenem Munde schläft. So hört man sie oft in stillen Nächten auf den Kirchen und Thürmen so stark blasen, daß abergläubische Menschen dadurch in Schrecken gesetzt werden. Diese betrachten sie, sagt Buffon, wie einen Abgesandten des Todes, und glauben, daß, wenn sie sich auf einem Hause niederläßt und ihr widriges Geschrei anstimmt, jemand aus dem Hause als Opfer des Todes abgerufen werde, daher sie auch in einigen Gegenden Todtenvogel heißt. Sie ist aber auch von jeher ein Gegenstand des Aberglaubens, der Furcht und des Schreckens gewesen. Die alten Römer hielten sie für eine abgesagte Feindin der Kinder, und die Kinderwärterinnen erzählten den Kindern, um sie in Schlaf zu bringen, die Strix (Eule) käme und würde ihnen das Blut aussaugen. Sie fliegt des Nachts bei offenen Fenstern gern in die Zimmer, besonders wenn Licht brennt, das sie dann mit ihren Flügeln ausschlägt, und wodurch sie ebenfalls schon oft zu Gespenstergeschichten[1] Anlaß gegeben hat.


Fig. 240. Schleiereule.

Sie verfertigt sich keinen eigentlichen Horst und bezieht auch nicht, wie der Nachtkauz, fremde Nester, sondern legt ihre 3—5 weißen Eier blos in die Klüfte der Mauern, unter die Dächer der Kirchen und Thürme, in leere Taubenhöhlen, auch wol in Lehm, Geniste, Kehricht u. s. w. Jung aufgezogen, soll man sie gewöhnen können, Hühnereier auszubrüten. Sobald aber die Küchlein ausgekommen sind, muß man sie wegnehmen, weil sie sie

---

[1] In Bock's „Naturgeschichte von Preußen", Bd. IV, S. 286, steht eine lustige Geschichte dieser Art, die sich im Jahre 1717 in der hiesigen Provinz in der Stadt Lyk zugetragen haben soll. Als ein Lehrer der dortigen Provinzialschule des Nachts um 12 Uhr über den Kirchhof nach Hause ging, wurde ihm seine Perrüke mit großer Geschwindigkeit vom Kopfe gerissen, und man kann denken, wie er erschrak. Nach einigen Monaten fanden die Maurer, die das Kirchendach umlegten, die Perrüke in einem Eulenneste. Bock erzählt dies zwar von der Steineule, es war aber höchst wahrscheinlich eine Schleiereule. (J.)

sonst auffrißt. Sie nährt sich hauptsächlich von Mäusen, Ratten, Fledermäusen, jungen Vögeln, beraubt im Herbste die Dohnen, besucht auch den Schnepfenfang. Naumann nimmt sie mit Recht gegen den Taubenmord in Schutz und führt an, daß er sie oft in seinem Taubenschlage habe ein- und ausfliegen sehen, aber sie habe sich nie an den Jungen oder Eiern der Bewohner vergriffen. Ich (v. R.) bestätige die Beobachtung Naumann's vollständig; meine Schleiereule konnte ich, so oft ich wollte, still in ihrem Winkel hocken, manchmal sogar unter den Tauben sitzen sehen, und einmal brütete eine solche so dicht neben ihr, daß die Brutvögel Seite an Seite saßen und sich gegenseitig wärmten, was komisch genug aussah. Sie nährt sich auch sonst von großen Käfern, nach denen man sie beim Mondenschein im Sommer, auf den Wiesen und im langen Grase, ingleichen im Kohl auf- und abfliegen sieht. Auch sie hat wie mehrere andere die Gewohnheit, die größern Vögel erst zu rupfen, die kleinern aber und die Mäuse ganz zu verschlucken und dann die Knochen, Federn und Haare ballenweise auszuspeien, das Gewölle zu werfen.

Sie ist in ganz Europa verbreitet, weniger jedoch im Norden, so wie man sie denn nicht über Schweden hinaus trifft. Sie kann das kalte Klima nicht gut ertragen, bei strenger Kälte findet man oft 5—6 in einer Höhle, auch wol in Heu und Stroh versteckt. In Deutschland ein gemeiner Vogel, meist einsam, nur paarweise lebend. Man findet sie im südlichen und nördlichen Asien, in Afrika, in Nord- und Südamerika. In der Tatarei soll sie häufig sein.

Der Schleierkauz ist einer unserer nützlichsten Vögel.

7. Art. **Der rauhfüßige Kauz,** Strix dasypus *Bechst.*
Nyctale dasypus, funerea, Tengmalmi, Noctua Tengmalmi, Ulula funerea etc.

Rauhfußkauz, Tengmalmskauz, langschwänziges Käuzchen, Puppeneule.

Naturgeschichte.

Länge 27 cm, Flügelspitze 9,5 cm, Schwanz 11 cm, Schnabel 2,1 cm, Hackengelenk 2,4 cm, Mittelzehe 2,2 cm, ihre Kralle 1,1 cm.

Zehen dicht befiedert.

Schnabel und Augenstern gelb, Wachshaut schwarzgrau, Schnabelöffnung und Zunge röthlich; Augenkreis und Schleier groß, letzterer kastanienbraun gesprenkelt; Oberleib gelblich rothbraun, schwarz schattirt, wenig oder gar nicht weiß gefleckt; Unterleib weiß, hellbraun gefleckt; Schwanz und Flügel lang. Das Männchen hat auf dem Kopfe und auf den Schwungfedern weiße, rundliche Flecken; zwischen den Augen und dem Schnabel ein schwarzer Fleck; Gefieder am Oberleibe braungrau; Unterleib meist weiß, Hosen weiß.

Er ist häufig mit dem kleinen Kauz verwechselt, kommt einzeln, wiewol immer selten, in Deutschland vor. Sein eigentliches Vaterland ist das nördliche Europa. In seiner Nahrung und sonstigen Lebensart gleicht er den übrigen Eulen.

8. Art. **Der Zwergkauz,** Strix pygmaea *Bechst.*
Strix passerina, acadica, Glaucidium passerinum, Surnia passerina etc.

Sperlingseule, Akadische Eule, Tagkäuzchen, Waldkäuzchen, Tannenkäuzchen.

Naturgeschichte.

Länge 16—18 cm, Flügelspitze 5 cm, Schwanz 6,5 cm, Schnabel 1,2 cm, Hackengelenk 1,5 cm, Mittelzehe 1,1 cm, ihre Kralle 1,1 cm.

Schleier undeutlich, Schwanz fast gerade.

Der Kopf klein, mit schmalem Gesicht und undeutlichem Schleier; Oberleib dunkelrothgrau mit weißen Flecken und Punkten; Unterleib weiß, mit dunkelbraunen Längsstrichen, an den Seiten der Brust mit eben solchen Querstreifen; Schwanz mit 4—5 schmalen weißen Bändern: Füße bis an die Nägel stark behoft. Das Weibchen ist am Oberleibe dunkler.

Gehört dem Norden an und wird in Deutschland, immer aber selten auf den höhern Gebirgen, am Harze, dem Thüringerwalde, im sächsischen und böhmischen Erzgebirge u. s. f. angetroffen.

9. Art. **Das Käuzchen,** Strix noctua *Naum.*
Athene noctua, Strix nudipes, Surnia noctua, Strix passerina etc.

Steinkauz, Käuzchen, Käuzlein, gemeine Kauzeule, Steinkäuzchen, Todtenvogel, Stock-, Leichen-, Todten-, Zwerg-, Sperlings- und Spatzeneule, Leichenvogel, Leichenhühnchen, kleine Haus-, Wald- und Scheuneneule.

Naturgeschichte.

Länge 22—24 cm, Flügelspitze 7,8 cm, Schwanz 8,5 cm, Schnabel 1,6 cm, Hackengelenk 4,5 cm, Mittelzehe 1,8 cm, ihre Kralle 1,1 cm.

Schleier nur um den Außenrand des Auges; Zehen nur mit einzelnen Federborsten dünn besetzt.

Sie ist Tag- und Nachteule.

Der Kopf ist lichtbraun, mit vielen runden, röthlichweißen Flecken regelmäßig besetzt; der Rücken, die Deckfedern der Flügel und Schultern lichtbraun, zuweilen etwas dunkler gewässert, mit erbsengroßen, birnförmig gestalteten weißen Flecken; das Kinn ist weiß; die Seiten des Halses und vorn ein schmaler Querstreifen, rostgelb und lichtbraun ge-

mischt; die Brust weiß und dunkelbraun gefleckt; der Bauch, After und die befiederten Füße röthlichweiß; die Schwanzfedern lichtbraun, der Rand der Schwanzspitze rostgelblich weiß. Das Weibchen ist auf dem Rücken und am Schwanze etwas heller, der rostfarbene und lichtbraune Streifen am Halse fehlt. Die Ständer sind ganz weiß, zuweilen ein wenig graulich gefleckt.

Der Schnabel ist stark, sehr gekrümmt, spitzig, an der Wurzel schwärzlich, im übrigen gelbgrün oder hellgrün; der Augenstern blaßgelb oder saatgrün; die Zehen braun; die Krallen scharf und schwärzlich.

Auch diese Eule ist für die abergläubischen Leute beinahe noch mehr ein Gegenstand des Schreckens als die Schleiereule. Sie schnaubt und bläst ebenfalls wie jene, und stimmt häufig ein klägliches Geschrei an, das fast wie Kivit! Kivit! klingt. Sie wird in einigen Gegenden der Kivit genannt, und wenn man ihr Geschrei hört, wird von ihr gesagt: Der Kivit ruft zur Leiche. Was sie den Abergläubigen am furchtbarsten macht, ist die ihr mehr als andern Eulen eigene Gewohnheit, nach dem Lichte zu ziehen, und da Krankenstuben des Nachts erleuchtet zu sein pflegen, so kann sie freilich ein Todesprophet werden. Zuweilen flattert das Käuzchen auch am Tage herum. Man bemerkt aber auch an der Unregelmäßigkeit seines Flugs, daß es das Tageslicht nicht gut ertragen kann, sondern gar sehr davon geblendet wird.



Fig. 241. Steinkauz.

Das Käuzchen horstet in alten Gebäuden, unter dem Dache, auf dem Gebälke, in Mauerlöchern, in Felsenklüften, auch in hohlen Bäumen. Zuweilen, sagt Goeze, ist der Patron so dreist, daß er in den Zuglöchern der Stuben, die in steinernen Gebäuden über den Fenstern sind, sein Wochenbett aufschlägt. Der kunstlose Horst besteht aus wenigem Reiserwerk. Das Weibchen legt 4 — 5 weiße Eier, die es abwechselnd mit dem Männchen in 15 — 16 Tagen ausbrütet. Es hat die Gewohnheit, die alten Brutlöcher wieder aufzusuchen. Es kann gezähmt viele Jahre hindurch mit getrocknetem Schöpsenfleisch, welches aber, nachdem zuvor Haut, Knochen und Fett abgelöst sind, zwei Tage vor dem Füttern eingewässert werden muß, erhalten und gleichsam als Stubenvogel gehalten werden. In Thüringen bedient man sich seiner zum Vogelfange. Es

wird an eine befestigte Stange mit einem Riemen gebunden, um welche eine Menge Leimruthen gesteckt sind, und dann so lange mit Wasser besprengt, bis es auf- und abfliegt, um die kleinern Vögel herbeizulocken, von denen es häufig verfolgt, vom Habicht aber zuweilen gefangen und gefressen wird.

Das Käuzchen nährt sich hauptsächlich von Feldmäusen, Fledermäusen, Nachtfaltern, Käfern und andern Insekten, fängt aber auch kleine Vögel, als Lerchen und Schwalben, und holt diese aus ihren Nestern. Es setzt sich oft vor Tagesanbruch auf die Vogelherde und hängt sich an die Käfige der Lockvögel, um diese herauszuholen, verirrt sich auch wol in die Taubenschläge, thut aber weiter keinen Schaden, als daß es sie wild macht. Eine große Beute kann es nicht, wie die andern Eulen, ganz verschlucken, höchstens nur dann, wenn es einen kleinen Nestvogel raubt. Die andern rupft es, und zerreißt auch große Mäuse mit dem Schnabel und den Krallen, ehe es sie verzehrt.

Das Käuzchen ist in ganz Europa verbreitet, in Deutschland überall bekannt genug. In Rußland ist es häufig, in Sibirien aber findet man es gar nicht. Sonst ist auch das nördliche Amerika, von der Hudsonsbai bis Neuyork herab, als sein Vaterland anzusehen. Es bewohnt mitunter die volkreichsten Städte und hält sich überhaupt meist immer in Städten, Kirchen, Thürmen, alten verfallenen Gebäuden, Begräbnißstätten u. s. w., selten in Wäldern auf.

10. Art. **Der Schneekauz (weiße Eule)**, Strix nyctea *Linné*.
Nyctea nivea, Strix scandiaca, wapacuthu etc.

Schnee-Eule.

Naturgeschichte.

Länge 58—60 cm, Flügelspitze 20 cm, Schwanz 22 cm, Schnabel 3,3 cm, Hackengelenk 6,2 cm, Mittelzehe 3,7 cm, ihre Kralle 3 cm, Innenzehe 2,8 cm, ihre Kralle 3 cm.

Schnabel schwarz, an der Wurzel ganz unter Borsten versteckt; Augenstern goldgelb; Kopf klein; Gefieder weiß, in der Jugend braungescheckt oder beim Weibchen in die Quere gestreift; bis an die Fänge behost.

Nordischer Vogel, welcher sich nur zuweilen nach Deutschland verstreicht. Schlägt größere Vögel u. s. w. und ist der Jagd schädlich.

3. Familie: Langgeschwänzte Eulen.

Schwanz viel länger als die Flügel.

11. Art. **Die Habichtseule,** Strix uralensis *Gmel.* Syrnium uralense, Strix macroura, Strix liturata.

Uralische Eule; große braune Tageule; Habergais; langschwänzige sibirische Eule.

Naturgeschichte.

Die Flügel bedecken den Schwanz etwa zur Hälfte.

Länge 60 cm, Flügelspitze 22 cm, Schwanz 30 cm, Schnabel 4 cm, Hackengelenk 5,5 cm, Mittelzehe 3,6 cm, ihre Kralle 2,2 cm.



Fig. 242. Habichtseule.

Schnabel gelb, ganz unter den Gesichtsborsten versteckt; Augenstern dunkelgrau; Gesicht hellgrau, unregelmäßig dunkelbraun gefleckt; Unterleib gelbweiß mit schmalen braunen Längsflecken; Schwanz sehr lang, keilförmig, mit 7—9 hellen Querbändern.

Bewohner des Nordens, sehr selten bei uns.

Der Jagd schädlich.

12. Art. **Die Sperbereule,** Strix nisoria *Wolf.* Surnia nisoria, Strix funerea, Ulula, canadensis, noctua nisoria etc.

Falkeneule; Eulenfalke.

Naturgeschichte.

Länge 40 cm, Flügelspitze 12 cm, Schwanz 15 cm, Schnabel 2,5 cm, Hackengelenk 2,5 cm, Mittelzehe 1,9 cm, ihre Kralle 1,2 cm, Innenzehe 1,6 cm, ihre Kralle 1,7 cm.

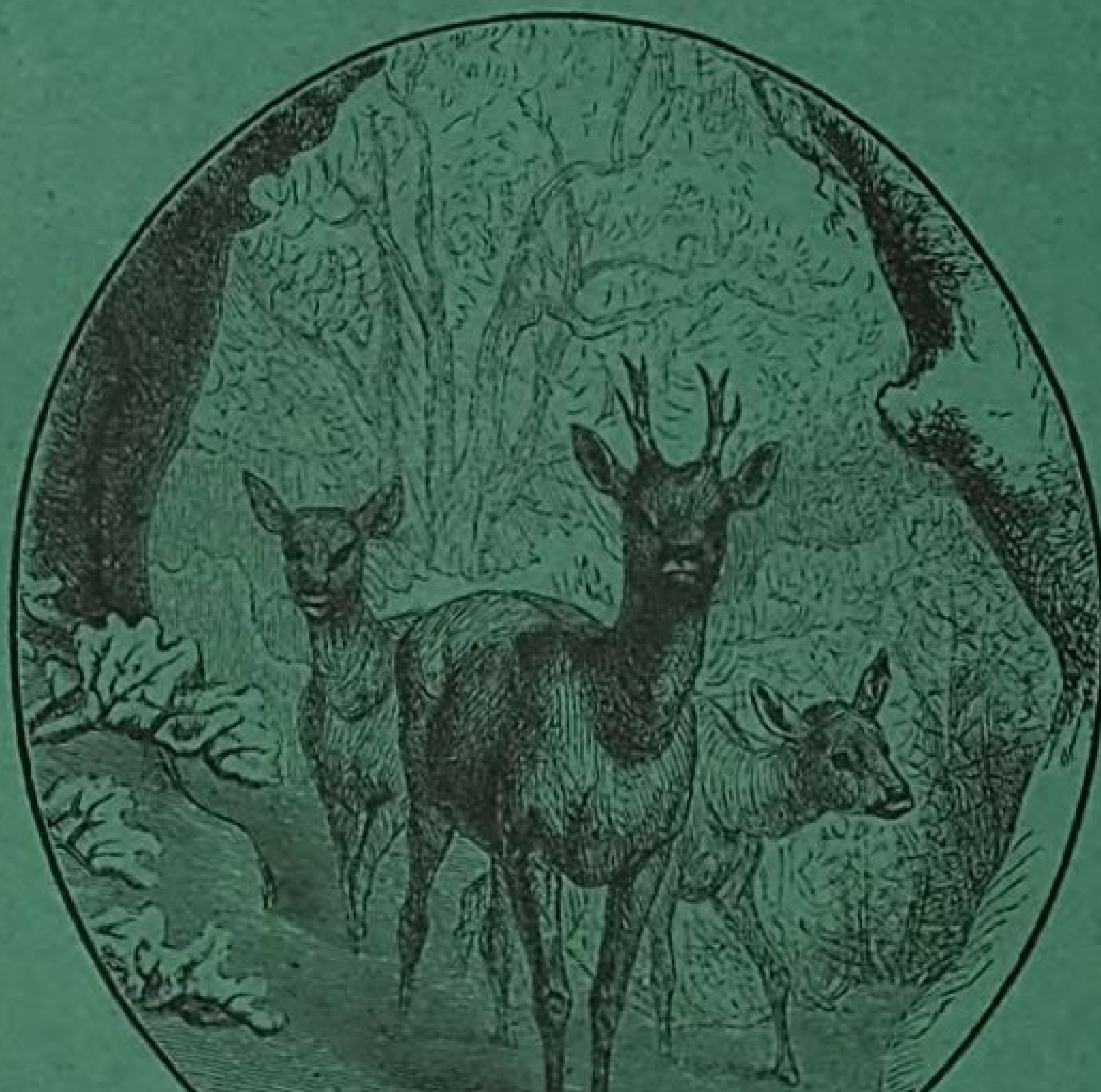
Das Weibchen ist um 4—5 cm länger.

Schnabel gelblich, Iris hochgelb, um die Augen ein dunkler Rand, die ganze Vorderseite trübweiß und braun wie ein Habicht oder Sperber quer gebändert, wie keine andere Eule.

Sie jagt am Tage, ist sehr dreist und stößt Hühner und andere zu bewältigende Thiere.

Nordischer Vogel, der sich nur selten in Deutschland sehen läßt.

Xylographie und Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.